Süddeutsche Monatshefte

unter Mitwirkung von

Josef Hofmiller, Friedrich Naumann, Hans Pfitzner, Hans Thoma, Karl Voll

herausgegeben von Paul Nikolaus Cossmann

Dritter Jahrgang * Erster Band

1906

Januar bis Juni

Stuttgart

Verlag von Adolf Bonz & Comp.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis.

Die Halsenbuben.

Von Ludwig Thoma in München.

„Beim Halsen“ heißt ein schöner Hof in Lenggries. In den sechziger Jahren hauste darauf der Quirinus Gerold mit seinem Weibe und zwei Söhnen.

Er war ein wohlhabender Mann, dem bares Geld im Kasten lag und der wohl an 40 Stück Jungvieh zu Almen trieb.

Seine Söhne, der Halsen-Toni und der Blasi waren im ganzen Isartale bekannt wegen ihrer Kraft und Verwegenheit.

Sie waren von gutem Schlage, hochgewachsene und breitbrustige Burschen. Und flink und lustig dazu. Es hätte ihnen jeder eine vergnügliche Zukunft voraussagen mögen; sie ist ihnen aber nicht geworden.

Denn alle zwei sind in jungen Jahren gefallen von Jägershand und sie starben im grünen Walde. Zuerst der Blasi. Das war im Jahre 1869 gegen den Herbst zu.

Da ist den Jägern in der Vorder-Riß eine Botschaft zugekommen, daß zur Nachtzeit ein Floß mit Wilderern und ihrer Beute die Isar herunterkommen werde.

Wie es auf den Abend zuging, sind die Jagdgehilfen von ihren Reviergängen heimgekommen und haben sich recht auffällig in der Wirtsstube des Forsthauses bei Essen und Trinken gütlich getan.

Denn es waren, wie immer, Flößer und Holzknechte als Gäste da, und vielleicht die meisten von ihnen waren Spießgesellen der Wilddiebe.

Darum haben sich die Jäger nichts merken lassen.

Nach ein paar Stunden sind sie einzeln aufgebrochen und haben sich freundlich gute Nacht gewunschen, als wolle sich jeder friedlich aufs Ohr legen.

Auch die Flößer und Holzknechte haben sich entfernt; sie gingen in die Sägmühle, wo sie auf dem Heu übernachten wollten.

Die Lichter in der Wirtsstube sind ausgelöscht worden und das Forsthaus lag still und verschlafen in der finsteren Nacht.

Hinter einem Fenster des oberen Stockes brannte noch ein kleines Licht.

Denn die Frau Oberförster lag gerade um dieselbige Zeit in den Wehen und die Tölzer Hebamme wachte bei ihr.

Hie und da steckte der lange Herr Oberförster seinen Kopf zur Türe herein und fragte mit leiser Stimme, wie es um die Frau stünde.

Er machte ein ernstes Gesicht, denn diese Nacht quälten ihn manche Sorgen.

Wenn ihn die Hebamme beruhigte, ging er mit langen Schritten an das Gangfenster und lugte scharf in die Nacht hinaus.

Er sah etwas Dunkles auf der abschüssigen Wiese, die gegen die Isar hinunterführt. Das bewegte sich rasch und verschwand.

Einer von den Jagdgehilfen, die sich vorsichtig an den Fluß pürschten.

Eine Stunde und mehr verstrich.

Es war eine feierliche Stille, wie immer in dieser Einsamkeit.

Man hörte nichts als das Rauschen des Wassers.

Da blitzte auf einmal in der Sägmühle ein Licht auf, und verschwand wieder, kam noch zweimal und erlosch.

Das war ein Zeichen, und alle scharfen Jägeraugen, die an der Isar wachten, erkannten es.

Einen Büchsenschuß oder zwei flußaufwärts liegt ein einsamer Bauernhof.

Man heißt es beim Ochsensitzer.

Da wurde jetzt auch ein Fenster hell, dreimal in gleichen Abständen.

„Bande, verfluchte!" brummte der Jagdgehilfe Glasl, der keine hundert Schritte davon entfernt hinter einer Fichte stand.

„I hab's wohl g'wißt, daß de wieder dabei san."

Und er horchte angestrengt in die Nacht hinaus. Es war nichts zu hören, und lange war auch nichts zu sehen.

Da kam der Mond über die Berge herüber. Sein flimmerndes Licht fiel auf den Fluß, und immer länger dehnte sich der glitzernde Streifen aus und er ging in die Breite, bis zuletzt das ganze Tal angefüllt war von seinem Glanze.

Und jetzt konnte man einen Schatten sehen, der in der Mitte des Flusses mit Schnelligkeit dahin glitt.

Das waren sie.

Glasl faßte sein Gewehr fester und zog den Hahn über.

Das Floß kam näher.

Man hörte das Eintauchen des großen Steuerruders, und eine verhaltene Stimme rief: „Besser rechts halt'n, Dammerl! Besser rechts! Mir treib'n z' nah zuawi."

Glasl ließ das Floß vorbeigleiten und stellte sich so, daß er gegen den Mond sah.

Die Umrisse der an den Rudern Stehenden hoben sich vom lichten Hintergrunde ab, und der Jagdgehilfe konnte mit einiger Genauigkeit das Visier nehmen.

Er zielte kurz und feuerte.

Knapp und scharf antwortete das Echo auf den Schuß, dann brach sich der Hall und grollte das Tal entlang. Und weckte den schlafenden Wald.

Wildtauben flogen auf und Krähen schimpften.

Vom Wasser her kam ein unterdrückter Schrei, und ein kräftiger Fluch.

„S' werd eppa'r oan g'rissen hamm," brummte der Glasl und schaute dem Floße nach.

Das fuhr mit unverminderter Schnelligkeit weiter.

Aber jetzt, ein, zwei, vier Schüsse; und wieder einer, und wieder ein paar. Da blitzte es auf, dort brach ein Feuerstrahl aus dem Walde. Ein paar Kugeln schlugen klatschend ins Wasser, aber andere trafen das Ziel.

„Wart's, Lumpen!“ lachte der Glasl, „heunt habt's a schlecht's Wetter dawischt.“

Und er schoß den zweiten Lauf ab.

Die Wilderer antworteten auch mit Pulver und Blei.

Aber sie schossen nur aufs Geratewohl, während sie selber ein gutes Ziel boten.

Dazu mußten sie achthaben auf die starke Strömung und die Felsblöcke, welche hier zahlreich aus dem Wasser ragen.

Sie hielten stark an das rechte Ufer hin und glitten unter der Brücke durch.

Wie das Floß nun in einer Linie mit der Sägmühle war, stellten die Jäger das Feuern ein.

Der Glasl Thomas hatte sein Gewehr wieder geladen und schlich von Baum zu Baum das Ufer abwärts.

Er gab wohl acht, daß er nicht in das Mondlicht hinaustrat, damit ihn kein spähendes Auge erblicken konnte.

Nach einiger Zeit machte er Halt und ahmte den Ruf der Eule nach.

Ein ähnlicher Laut antwortete ihm, und bald stand er in guter Deckung neben dem Jagdgehilfen Florian Heiß.

„Kreuz Teufi!“ sagte Glasl und lachte still in sich hinein. „Flori, dös mal is was ganga.“

„Net z'weni,“ erwiderte Heiß. „Bei dein' erst'n Schuß hat's oan g'numma.“

„I hätt's aa g'moant.“

„Ganz g'wiß. I hab's g'sehg'n. Den Lackl am Ruader hint' hast 'nauf belzt.“

„Auf den hon i aa g'schossen,“ sagte Glasl; „aber es wer'n no mehra troffen sei'.“

„Was laßt si sag'n? De Lump'n hamm viel Wildprat am Floß g'habt, und da wer'n sie si fleißi dahinter eini duckt hamm.“

„Mein zwoat'n Schuß hab' i eahna da Längs nach eini pfiffa. Vielleicht hat der aa no a bissei was tho.“

„Recht waar's scho,“ gab Heiß zurück.

„Was thean mir jetzt?“

„Steh' bleib'n a Zeit lang, nacha pürsch'n mir uns hinter'm Ochsensitzer umi, und gengan über'n Steg. An der Bruck'n ob'n derf'n mir uns net sehg'n lassen.“

Sie blieben schweigend stehen.

Nach einer Weile stieß Glasl seinen Kameraden an.

„Da schaug abi!“

In der Sägmühle flammte ein Licht auf, und erschien bald an dem einen, bald an dem anderen Fenster.

„In der Sag' san's wach wor'n“, flüsterte Heiß.

„De hamm heut' no net g'schlafa, de Tropf'n,“ erwiderte Glasl.

„Jetzt gengan mir.“

Sie pürschten leise weg in den Hochwald.

* * *

Im Forsthause war große Aufregung.

Die Schüsse hatten das Haus geweckt; die Dienstboten waren aufgestanden und hinausgeeilt. Im Krankenzimmer stellte sich die Hebamme erschrocken ans Fenster und horchte furchtsam auf den Lärm.

Die Frau Oberförster richtete sich unruhig im Bette auf.

„Was is? Was gibt's?"

„Nix, nix."

„Hat's net g'schossen?"

„Na, Frau Oberförster, da hamm's ihnen täuscht."

Die Kranke ließ sich beschwichtigen; die müden Augen fielen ihr zu.

Da tönte wieder vom Flusse herauf ein scharfer Knall, und Schuß auf Schuß.

„Um Gottes Willen!"

Die Kranke fuhr auf.

„Wo is mein Mann?"

„Regen's ihnen net auf, Frau Oberförster! Er is daheim. Er is halt im Bett."

„Er is drunten!"

„Wo?"

„An der Isar. Ganz g'wiß er is drunten!"

„Geh, geh! Was is denn?" sagte eine tiefe Stimme und der Oberförster trat in das Zimmer.

„Bist da, Max? Gott sei Lob und Dank!" Die Kranke streckte ihm ihre kleine, abgemagerte Hand entgegen und ihre Augen leuchteten.

„Weil nur du da bist!"

„Aber was hast denn, Mamale?"

„Ich hab' so Angst g'habt. So Angst. Gelt, du gehst net weg?"

„I bleib scho bei dir."

„Wer schießt denn da?"

„Ah, deßweg'n brauchst dich net kümmern. Der Ochsensitzer hat si beschwert, daß die Hirsch'n alle Nacht in seiner Wiesen sind. Jetzt hab' i's heut vertreib'n lassen."

„Max!"

„Was?"

„Warum bist du heut' noch ganz anzog'n?"

„Der Kontrolleur von der Hinter-Riß war da. Mir sin a bissel länger sitzen blieb'n."

„Jetzt gehst aber ins Bett? gelt?"

„Ja, ich hab Schlaf. Aber hast du kein' Angst mehr?"

„Nein."

„Weg'n dem dummen Schießen?"

„Nein."

„Ich hab' g'meint, sie vertreib'n de Hirsch a so. Ich hab' net denkt, daß g'schossen wer'n soll."

„Das macht nix. Ich bin schon wieder ruhig."

„Dann gut' Nacht, Mamale!"

„Gut' Nacht, Max!"

Der Oberförster zog die Türe leise hinter sich zu und blieb horchend stehen.

Er schlich auf den Fußspitzen die Stiege hinunter und gab acht, daß keine Stufe knarrte. An der Haustüre kam ihm ein Bursche entgegen.

„Herr Oberförstner!“

„Red’ staad, Kerl!“

„Sie möcht’n in d’Sag abi kemma. Es is an Unglück g’schehg’n.“

„Wem?“

„A so halt.“

„Dös erzählst mir im ’nuntergehn. Komm no glei mit!“

„I möcht gern . . .“

„Nix. Du gehst mit mir! Mit meine Dienstbot’n hast du net z’reden!“

Sie schritten in die Nacht hinaus und gingen zur Säge hinunter. Der Bursche voran.

„Also was is?“ fragte der Oberförster.

„I hab’ mir denkt, Sie wissen’s scho.“

„Was soll ich wissen?“

„No ja. A so halt.“

„Wenn’s d’net red’n magst, laß bleib’n. Hat di der Müller g’schickt?“

„Ja.“

Sie waren vor der Säge angekommen. Die Haustüre stand offen und aus einem Zimmer drang matter Lichtschein in den Gang hinaus.

Man hörte flüstern, dann setzten zwei weibliche Stimmen mit Beten ein.

Der Oberförster trat näher.

In der Mitte der Stube war auf zwei Stühlen die Leiche eines jungen Mannes aufgebahrt, der Kopf lag auf einem mit Heu gefüllten Sack gebettet. Die erkalteten Hände hatte man zusammengelegt und darein ein kleines Kreuz gesteckt.

Es war ein unheimlicher Anblick in dem halbdunkeln Raume.

Der Oberförster sah auf das wachsgelbe Gesicht des Toten; es mochte hübsch und männlich gewesen sein; jetzt trug es die entstellenden Spuren eines gewaltsamen Endes und war schmerzlich verzogen.

„Wer is das, Mutter?“ fragte der Oberförster.

„Der Halsenblasi, dem Halsen von Lenggries sein Aeltester.“

„Wie kommt der zu euch?“

„Seine Kamerad’n hamm an abg’liefert.“

„Wann?“

„Voring. Mit’n Floß san’s kemma.“

„San’s no da?“

„Na, na! Sie san glei weiter g’fahr’n.“

„Warum hast du mich holen lassen?“

„Es is no oaner bei mir. Der brauchat a Hülf.“

Die Mutter deutete mit dem Daumen auf die Nebenstube.

Der Oberförster ging hinein.

Da lag ein Mann auf dem Boden, in eine grobe Kotze gehüllt; unter den Kopf hatte man ihm ein Kissen geschoben.

Er wandte sein blasses, von einem starken Bart umrahmtes Gesicht den Eintretenden zu.

„Wo fehlt's?" fragte der Oberförster.

„Er is schwar g'schossen ober'm recht'n Knia," sagte der Müller.

Und der Verwundete nickte zur Bestätigung.

„Is er verbund'n?"

„Sell wohl. Und an Einschuß hamm ma mit Pulver eig'rieb'n, daß 's Bluat'n aufg'hört hat."

„Ja, der muß zum Doktor; so schnell wie möglich. I schick glei nach Lenggries."

Der Verwundete schüttelte abwehrend den Kopf. Dann sagte er mit schwacher Stimme: „Vergelt's Gott, aber mir waar's liaba, wann's mi selber auf Lenggries bringet'n. Na waar i dahoam."

„Ja, halt'st de Fahrt aus? Tuat's dir net z' weh?"

„Na; i halt's scho aus. I möcht hoam."

„Er is jung verheiret," sagte der Müller.

„Ich leih ihm mein Wag'n. Recht gern; Ihr müaßt's 'n halt mit der Tragbahr zum Weg 'nauf bringen."

„Jawohl, Herr Oberförster. Und vergelt's Gott dafür."

„Wer is denn der arme Teufel?"

„Der Hag'n-Anderl von Lenggries."

„Er werd' hoffentli wieder g'sund wern," sagte der lange Forstmann und nickte dem Verwundeten zu.

Der schaute ihm verwundert und dankbar nach.

So menschlich geht es nicht immer ab unter Todfeinden.

* * *

Ein paar Stunden später fuhr der Hag'n-Anderl in weiche Betten gehüllt und gegen die Kälte geschützt auf Lenggries zu. Die Pferde gingen im Schritte und der Knecht gab obacht, daß der Wagen nicht über grobe Steine ging.

Hinterdrein kam ein anderes Fuhrwerk; ein Leiterwagen und darauf lag in Säcke eingenäht der Halsen-Blasi.

Und der hat kein Schütteln und Rütteln mehr gespürt.

Er ist mit vielen Ehren in Lenggries begraben worden; von weit her sind die Leute zum Leichenbegängnis gekommen.

Es ist ihm nachgerühmt worden, daß er so oft auf freier Pürsche war und seine Büchse in allen Revieren rings herum krachen ließ; und daß er nun starb wie ein rechter Wildschütz.

Die Burschen schworen, sie wollten es den Jägern heimzahlen; und der Bruder des Gefallenen, der Halsen-Toni, sagte, mehr wie ein Grüner müsse dafür hingelegt werden.

Er ist aber selber ein paar Jahre später von einer Kugel getroffen worden. Das erzähle ich ein anderesmal.

Die Madonna im ewigen Schnee.

Von Georg Hirschfeld in Dachau.

1.

Die Poststation San Domenico sulla Croce lag in leuchtender Mittagsstille. Unter der Paßhöhe das kleine, weiße Haus des Posthalters, von schwarzgrünen Föhren überschattet. Ihm zu Füßen das lang gestreckte Tal mit seinen Dörfern in der Farbenfülle erster Junitage. Ein wolkenloser Himmel wölbte sich über Matten, die von zäher Bauernarbeit bis an die Felsschroffen hinaufgeführt sind, dorthin, wo nichts mehr wächst, und das weidende Vieh schon den Eiseshauch der Gipfel wittert. Die Gipfel aber umschließen in mächtigem Kreis wie eine Riesenkrone das Hochtal, und Schneezacken flimmern im Saphirblau.

Es herrschte ein feierliches Schweigen. Sonntagsstille. Das Klopfen der Grille in den Wiesen verband sich mit dem monotonen Sausen des Föhnwinds zu etwas Ungehörtem, ewig Hörbarem. Ein einziger Schatten flog zuweilen über die goldene Blendung hin — es war ein großer Raubvogel, der mit regungslosen Schwingen immer wieder von der einen Gipfelkette zur anderen hinüberzog und vergebens eine arglose Talbeute erspähte. Unter den Föhren am Posthause auf einer Bank saß ein alter Geistlicher und sah, die Hände auf der Krücke seines Stocks gefaltet, mit milder Nachdenklichkeit in das sommerliche Leben hinunter. Der schwarze Hirtenhut lag neben ihm, und sein weißhaariger Bauernkopf leuchtete in der Sonne. Franziskus Caminada, der Pfarrer von San Domenico, erwartete die Ankunft der Post aus dem Ampezzotal. Um zwölf Uhr sollte sie oben auf der Paßhöhe erscheinen — täglich dasselbe, Jung und Alt vertraute Bild. Zuerst ein fernes leises Hornsignal — dann näherkommend das Stückchen, das die Postillone seit Jahren bei der Heimkehr bliesen, seit Jahren immer denselben falschen Ton in der Mitte. Dann dauerte es nicht mehr lange und ein Räderknarren, ein schweres Hufstampfen wurde hörbar, zwei dunkle Pferdeköpfe tauchten über der sonnigen Paßhöhe auf, dann noch zwei und Schwager kam herangeblasen mit blauer Jacke, gelber Kutsche und aufgeregten Reisenden. Heute war das erste Hornsignal noch nicht zu hören. Herr Franziskus Caminada hatte Zeit. Er lehnte sich behaglich auf der Bank zurück und blickte zufällig zur Seite — da hockte auf seinem schwarzen Hut ein schimmernd weißes Täubchen und nickte ernsthaft und wollte gern gefüttert sein. Der Pfarrer schmunzelte und suchte eifrig in seiner weiten Rocktasche nach einer Brotkrume. Als er sie endlich gefunden, und das hungrige Gemeindekind sich sättigte, sah er

unwillkürlich zur Höhe auf nach dem Raubvogel, dessen ruhig wilde Flüge er zuvor beobachtet hatte. Der aber zog jetzt eben fort zum Monte Bianco hinüber, dem höchsten Gipfel jenseits, an dessen Felsensturz sein Horst lag. Hungrig schwang sich sein Stolz in die Oede des ewigen Schnees und verachtete die satte Tiefe.

Jetzt trat ein Mann aus dem Hause heraus und begrüßte den Pfarrer mit italienischer Lebhaftigkeit. Herr Annibale Scopimo, der Posthalter, war es, der das seltsame Schicksal hatte, wie ein lebensgefährlicher Mensch auszusehen und in Wahrheit ein durchaus braver, friedfertiger zu sein, dem niemand etwas Böses nachsagen konnte. Seine hagere, etwas gekrümmte Gestalt mit den funkelnden, schwarzen Augen und dem gelben Vogelgesicht erschreckte alle Reisenden, und Frauen hätten oft nicht den Postwagen verlassen, wenn Annibale so plötzlich, die Mütze schwingend, an den Schlag trat, wäre ihnen nicht aus seiner freundlichen Dienstwilligkeit sofort die Harmlosigkeit des Posthalters klar geworden. Er zischte immer ein hartes Welschtirolisch zwischen den Zähnen hervor und sagte dabei zarte Höflichkeiten — er betrachtete mit lüsternen Räuberaugen die Gepäckstücke und war doch nur darauf bedacht, daß nichts beschädigt und jedes in den richtigen Gasthof käme. Annibale Scopimo war ein begeisterter Verehrer des Pfarrers, obwohl er fast nie seine Predigten hörte und durch Berufspflichten selten dazu kam, die Kirche zu besuchen. Aber als „Freigeist“, als nachdenksamer Einsiedler schwärmte er für Caminadas herzliche Menschlichkeit, die jedes Gleichnis nur ein Gleichnis sein ließ, treu und sicher auf der Erde stand und irdischen Trost spendete — mehr als es dem Bischof in Trient gefiel. Der Pfarrer hatte seine Gegner nur unter den Amtsbrüdern, nicht in seiner Gemeinde. In der Stadt verdächtigte man ihn und suchte den kecken, alten Wahrheitskünder zu Fall zu bringen — hier aber, unter den armen Gebirgsmenschen, deren täglichen Daseinskampf er mitfühlte, mitlebte, hier hielt man unbeirrbar an ihm fest und hatte den stolzen Bauernwahrspruch: Wenn schon ein Pfarrer sein muß — nur der! Wir nehmen keinen andern. Das war ein mächtiger Halt für den alten Mann — in diesem Bewußtsein konnte er ganz er selbst bleiben und verlor auch seinen Humor nicht, der wie ein leiser Goldschimmer den Ernst seiner Worte umkleidete.

„Hochwürden warten auf die Mittagspost?“ fragte Annibale Scopimo und blickte dabei so wild zur Paßhöhe hinauf, als drohte ihm von dort ein Ueberfall italienischer Briganten.

„Ja, lieber Freund,“ versetzte der Pfarrer ruhig. „Die Staatskarosse scheint sich heute zu verspäten.“

„Es ist heiß, Hochwürden — heiß! Die Pferde werden schwer zu ziehen haben,“ murmelte der Posthalter düster und mit verschränkten Armen.

„Denken Sie sich, ich erwarte heute Besuch — Logierbesuch sogar, auf lange. Zwei junge Innsbrucker. Ja, ja, lieber Scopimo — das wundert Sie, nicht wahr? Mich auch. Mein altes Pfarrhaus ist auf den Kopf gestellt. Frau Magdalena fegt und bürstet seit acht Tagen — Blumen stehen auf jedem Tischchen — ganz weltlich sieht es bei mir aus. Aber Sie wissen ja — ich achte das Weltliche.“

Annibale stand mit offenem Mund, sodaß seine gelben Vorderzähne erschrecklich hervorbleckten. Mit beschwörender Handbewegung murmelte er dann: „Wer kommt?"

„Mein Neffe Josef und meine Nichte Cäcilie. Die jungen Hofstätters aus Innsbruck. Liebe Menschen, Scopimo. Was Neues, Frisches — Anderes. Bei mir. Ich bin ganz sehnsüchtig geworden."

„Sie bleiben — lange — ?"

„Hoffentlich den ganzen Sommer. Mein Neffe soll sich hier oben von einer schweren Krankheit erholen, und seine Pflegerin, die treue Schwester, ist zur Erholung mitgeschickt worden. Das rechne ich meinem Schwager hoch an. Er ist im Allgemeinen nicht generös, Sie wissen ja. Meine Schwester schrieb mir ganz glücklich über das Gute, was — ihre Kinder haben sollen. Könnte ich es ihr doch auch geben! Aber das arme Weib steckt immer in hundert Sorgen."

„Bravo — bravo —" flüsterte Annibale und ging, die langen Hände in den Hosentaschen, vor dem Pfarrer auf und ab. „Die jungen Hofstätters! Sie haben mir das Bild Ihrer Nichte gezeigt, Hochwürden — oh! — eine Göttin!"

„Na, Scopimo!"

„Den Bruder kenn' ich noch nicht. So etwas Gutes also bringt die Mittagspost? Und ein Tag dazu — ein Tag, Hochwürden! Oh!" Er wies auf die Berge hinüber, stolz und selbstbewußt, als hätte er das schöne Wetter bei Sankt Peter bestellt.

„Ein wundervoller Tag. Das freut mich besonders. Die Kinder kennen unser Tal noch nicht. Beide haben die größte Empfänglichkeit für Naturschönheit, schrieb mir meine Schwester. Besonders Cäcilie. Es wundert mich eigentlich, daß die Muttereitelkeit da nicht den Sohn herausgestrichen hat, denn Josef will Bildhauer werden."

„Artifice! Oh!"

„Das interessiert Sie, Scopimo — Sie haben sich ja selbst einmal mit dergleichen Dingen beschäftigt. Die Büste, die Sie von mir gemacht haben, war garnicht so übel. Ja — mein Neffe hat mit seinem Vater einen schweren Kampf gehabt. Er war zum juristischen Studium bestimmt gewesen, und gegen den strengen Standpunkt meines Schwagers ließ sich im Grunde nichts einwenden. Er ist halt kein phantasievoller Mensch und kann in der Prometheusarbeit, Menschen nach seinem Bilde zu schaffen, keinen vernünftigen Beruf sehen. Da ist er eher noch mit meinem Beruf einverstanden, in dem er freilich auch nur eine Art Fabrik von schönen Worten sieht, die überdies noch schlecht bezahlt werden. Ich hatte schwere Sorge um Josef, denn er ließ von seinen Träumen nicht ab, und auch die Schwester glühte mit ihrer jungen Phantasie nur dafür. Nun hat die Krankheit, die sein Unglück zu werden schien, alles zum Glück gewendet. Seine Genesung hat den gepeinigten Vater versöhnt — er fühlt, daß Gott ihm mal mit dem Finger gedroht hat, und im Bewußtsein, seinen Jungen behalten zu haben, ist es ihm ganz gleichgültig, was Josef wird. Cäcilie schrieb mir, daß nun nichts mehr im Wege stehe — die Zeit bei mir, im Hochtal von San Domenico, wo ewiger Schnee ist, kein kleinliches Aengsten

und Sorgen — die Zeit solle den Anfang ihres neuen Lebens bedeuten. Hier wollten sie und der Bruder endlich in die goldene Freiheit hinaus. Trinken mit einem Zuge, was die Schönheit dieser Welt gibt. Unter meiner Obhut natürlich. Ja. Es ist ein rührender und seltsamer Brief, den das junge Mädchen mir geschrieben hat. Soviel Leidenschaft und doch soviel Demut. Ein wertvoller, durch und durch natürlicher Mensch muß sie geworden sein. Das Leuchtende in ihren Worten — sonderbar — so losgelöst, ganz offen und reif — wie ein Kind doch ..."

Der Pfarrer brach ab. Eine neue Erscheinung trat eben aus dem Hause und schritt mit stummem Gruß an ihm und Scopimo vorüber. Es war ein junger Mann in eleganter Touristenkleidung. Seine schlanken Füße traten in den Nägelschuhen leicht und sicher auf, der ganze Mensch hatte eine biegsame Schmalheit und gipfelte so zu sagen in einem kostbaren Gamsbart, der sein grünes Steyrerhütchen schmückte.

„Kennen Sie ihn?" flüsterte Scopimo und sah dem rüstig talwärts Schreitenden mit tückischer Verschwörermiene nach.

„Nicht persönlich," erwiderte Caminada halblaut. „Das ist doch wohl Frank Siebenlist, der Sohn vom ‚grauen Bären'?"

Annibale lachte — ein Lachen, das ihm plötzlich etwas grinsend Kindliches gab.

„Er ist seit Dienstag wieder daheim, nicht wahr?" fuhr der Alte lächelnd fort. „Sein Vater hat es mir erzählt, als ich an seinem Hotel vorüberkam. ‚Dieser Landstreicher!' schimpfte er voll Zärtlichkeit. ‚Möchte der Gassenjunge doch endlich mal gut tun! Solch hübscher, talentvoller Bube!' Ob er nun wirklich schlecht tut, weiß ich nicht. Aber ich kann nicht sagen, daß er mir unsympathisch ist. Ein Mensch von 34 Jahren, der nur das Geld seines Vaters durchbringt, ist freilich sehr bedenklich. Wo war er nicht schon alles, was hat er nicht schon angefaßt auf der Welt. Der alte Siebenlist hat mir's geklagt. Er ist Patentingenieur in der Schweiz gewesen, Schauspieler in Holland, Besitzer eines Mädchenpensionats in England. Jetzt beschäftigt er sich mit chemischen Problemen, ohne freilich, wie sein Vater wünscht, ins Praktische hinauszukommen. Und ein Weltkind — ein Weltkind, Scopimo! Gefährlich für Frauen, die ihn ansehen. Es gibt ja auch viele, die Mehrzahl Gott sei Dank, die es nicht tun. Und ein Gegner der Kirche. Sicherlich. Das sieht man seiner spöttischen Miene an. Nicht unsympathischer freilich als ein falscher Freund. Er ist der Einzige hier am Ort, der mich widerwillig grüßt, wenn ich ihm begegne — ich nehme ihm das nicht übel, denn er will offenbar nicht mir persönlich seine Abneigung zeigen, sondern nur meinem Rock, dem Beruf, den ich habe. Er verkennt ihn — muß ihn gewiß verkennen. Er mag schlechte Erfahrungen gemacht haben. Wie das ja bei meinen Amtsbrüdern leider vorkommen kann. Ganz oberflächlich ist er sicher nicht. Als ich gestern Abend die Klamm zum Monte Bianco hinaufstieg, traf ich ihn plötzlich ganz allein, wie er auf einem Felsblock saß und in das glühende Tal hinunterstarrte. So versunken und mit sich beschäftigt, wie es nur ein Mensch sein kann, der sich selbst nicht langweilig ist. Ich hätte wirklich Lust, mit ihm mal über dieses und jenes zu disputieren. Kennen Sie ihn näher?"

„Nein, Hochwürden,“ sagte Annibale Scopimo mit skeptischer Ruhe. „Ich wünsche es auch nicht.“

Da tönte der erste Hornruf fern und leise über die Paßhöhe fort. Noch einer — dann wurde schon das Stück mit dem falschen Ton geblasen — näherkommend wurde auch das Räderknarren vernehmlich, stampften die Hufe den Berg hinauf. Bald mußten zwei dunkle Pferdeköpfe auftauchen. Der Pfarrer setzte den Hut auf und erhob sich. Als das Viergespann in lustigem Trab die Straße zum Posthause herunterkam, sah man an der Vorderbank der Kutsche, den peitschenden Postillon überragend, zwei junge Leute stehen, Jüngling und Mädchen, die in froher Erwartung auf gut Glück mit ihren Taschentüchern winkten. Der Pfarrer merkte, daß es ihm galt, und schwenkte den Hut so lebhaft, daß Scopimo ihn ganz erstaunt von der Seite ansah. Nun hielt der gelbe Wagen, mit Staub bedeckt, und unter dem Berg von Gepäckstücken, die sein Verdeck trug, wurde es lebendig. Der Postillon hielt die mutig stampfenden Pferde fest, ein alter Engländer kletterte aus dem Fond und half seiner würdevollen Gattin nebst drei Töchtern heraus, ein deutscher Reisender, der mit seinem Krimstecher sofort die Gegend musterte, fiel beim Aussteigen beinahe hin — die jungen Hofstätters aber, vom Bock heruntergesprungen, umhalsten den Pfarrer. Cäcilie — Cilli wurde sie gerufen — war fast so groß wie ihr Bruder und ebenso schmal. Sie hatte einen sehr kleinen Kopf mit zierlichem Munde und außerordentlich großen, dunklen, sprechenden Augen. Mit feuchtem Schimmer, in stummer Begeisterung sahen die jetzt den alten Mann an, ahnten die Umgebung, versenkten sich aber noch nicht darin.

„Mein lieber Onkel,“ flüsterte sie wiederholt und wußte nicht, daß ihr Strohhut bei der Begrüßung heruntergefallen und hinter ihr am Gummibande baumelte.

„Cilli, unser Gepäck,“ mahnte der Bruder, einen trockenen Husten unterdrückend. In seinen ermüdeten, schwarzen Augen lag ein leises Verurteilen ihres Ueberschwangs, und mißtrauisch beobachtete er den Posthalter, der sich seinen Koffern näherte.

„Wir gehen doch ins Tal hinunter? Wenn es dich nicht anstrengt, lieber Josef,“ sagte Herr Franziskus.

„O nein, Onkel!“ rief der Neffe, indem er sich mit seinen nervösen Fingern durch das wellige Schwarzhaar fuhr. „Ich bin ja froh, daß ich endlich aus dem stickigen Rumpelkasten heraus bin!“

„Pfui, Josef! Die Fahrt war so schön!“ rief Cilli.

Der Alte lachte und beauftragte Scopimo, nachdem er ihn mit seinen Gästen bekannt gemacht, das Gepäck in das Pfarrhaus hinunterzuschicken. Dann schritt er, untergefaßt mit der gewonnenen Jugend, in bester Laune die Talstraße hinab.

„Nun erzählt 'mal, Kinder!“

„Alles, Onkel!“ rief Cilli und hängte sich fester an seinen Arm. „Aber erst die Grüße, die wir bestellen sollen. Von Vater —“

„Bestell doch bitte Mutters Grüße zuerst, Cilli.“

„Kommt es darauf an, Joseph?“

„Quäl mich nicht!“

Der Pfarrer sah seinen Neffen etwas erstaunt an. „Sie quält dich doch nicht?“ meinte er gutmütig.

„Laß ihn,“ flüsterte Cilli mit heimlicher Bitte. „Der arme Pepi! ... Seine Nerven! ... Mutter,“ fügte sie laut hinzu — „Mutter grüßt dich selbstverständlich auch. Sie ist ja so glücklich, daß wir hier sind — — mein Gott, ich muß ihr ja telegraphieren! Wie Pepi die Reise vertragen hat!“

„Hoffentlich gut,“ fragte der Pfarrer mit ernster Teilnahme.

„Ja, Onkel ... sprechen wir nicht von mir ... sieh dich lieber um, wo du bist, Cilli ... der erste Eindruck ... das ist das Schönste.“

„Ja!“ stimmte das Mädchen mit rührender Bereitschaft zu und ließ tief atmend ihren Kinderblick umhergleiten. „Es ist unbeschreiblich. Hier lebst du also, Onkel? Das hast du jeden Tag? ...“

„O, es kommt sehr auf das Wetter an!“ meinte der Alte lächelnd. „Ihr habt Glück, Kinder. Mein Barometer zeigt mir, daß wir eine Reihe von schönen Tagen zu erwarten haben. Wenn der Westwind nämlich —“

„Diese Freiheit, diese Größe!“ unterbrach ihn Josef, indem er mit verschränkten Armen stehen blieb. „Betrachte doch diese makellosen Firnen, Cilli. Das ist ewiger Schnee. Noch nie berührt. Den Menschen nur ein Schauspiel.“

Franziskus Caminada liebte es nicht, unterbrochen zu werden. Dergleichen kleine Erziehungsmängel, die er zwar nicht schwer nahm, konnten ihn doch plötzlich verstimmen. Jetzt fürchtete er sich mehr davor, als daß er sich ärgerte — er wollte die schöne Empfangsstimmung nicht verlieren. So überwand er sich rasch, hockte sich am Wege nieder und pflückte einen Büschel feuerroten Mohns ab, der aus Roggenähren hervorlugte. Mit der eigentümlichen Grazie, die dieser alte Südtiroler besaß, wandte er sich dann an Cilli und überreichte ihr die Blumen, als „verspätete Ehrenjungfrau,“ wie er hinzufügte. Das Mädchen hielt auflachend den roten Mohn an ihre weiß verhüllte Brust und sah den Onkel mit leuchtenden Augen an. Josef aber marschierte inzwischen voraus und blickte bald nach links, bald nach rechts, in einer hochgemuten Erregung, welche die großartige Landschaft offenbar in jeder Minute steigerte.

„Lassen wir ihn ruhig voranlaufen,“ flüsterte der Pfarrer und schob seinen Arm wieder in den seiner Nichte. „Er scheint ja sehr begeistert zu sein.“

„Ach, Onkel,“ bat Cilli — „nimm ihm nichts übel —“

„Was sollte ich ihm denn übel nehmen?“

„Hier kommt es über ihn — rücksichtslos wird er sich dem Gewaltigen hingeben, das er erlebt. Du kannst nicht ermessen, Onkel, was für eine Erlösung es für ihn ist — hier wird er er selbst werden.“

„Hm ... Das zu beobachten, hat für mich natürlich großes Interesse. Ich muß gestehen, daß ich noch nie mit einem Künstler zusammengekommen bin. Die haben wohl tausend bunte Launen — nicht — man muß wohl immer zuhören und rasch vergessen —“

„Er hat eine große Zukunft, Onkel. Das ist gewiß.“

„Ja, Cilli, wenn ich dich davon sprechen höre, glaub' ich es gern. Wie gern — das weißt du.“

Das Mädchen blieb plötzlich stehen und blickte in die wolkenlose

Himmelsglocke auf. „Ist das ein Adler, Onkel? Der Schatten hat mich so erschreckt . . .“

„Es kann auch ein Geier sein. Ich sah ihn vorhin schon. Der böse Kerl läßt nicht ab, bis er irgend eine Taube oder ein Lämmchen aus einem Bauernhof geholt hat. Er muß fürchterlichen Hunger haben.“

„Ein Adler!“ Cilli starrte noch immer hinauf.

„Es kann wie gesagt auch ein Geier sein . . . Jetzt bitte links, Josef!“

Sie waren unten angelangt und betraten die Dorfstraße. Als sie sich dem Pfarrhause, einem schönen, altertümlichen Giebelbau, näherten, mußte Herr Franziskus grüßen, denn wieder schritt Frank Siebenlist, der Sohn vom ‚grauen Bären‘, an ihm vorüber und zog mit Ehrerbietung diesmal das Gamsbarthütchen, da er den Pfarrer in Begleitung eines schönen Mädchens sah. Cilli blickte ihn flüchtig an und neigte freundlich den Kopf, ohne die Züge des Fremden recht erkannt zu haben. Jetzt betraten sie Caminadas Obstgarten, und Magdalene, die alte Haushälterin, kam ihnen im Staatskleid entgegen. Sie war verwirrt, hatte plötzlich ihr ganzes Deutsch verlernt und knixte unter italienischen Komplimenten, während der Pfarrer seine jungen Gäste in das Haus führte.

„Ein Klavier!“ rief Cilli, als sie das kleine, behagliche Wohnzimmer betraten.

„Spielst du?“ fragte der Onkel eifrig.

„Freilich!“

„Bach — und Beethoven?“

„Was du willst, Onkel! Ich hab’s ja studiert!“

„Das sagt sie erst jetzt? Na, nun laß ich euch nicht wieder weg! Das wird ein Leben, Kinder, das wird ein Leben! Geht jetzt mit Magdalena hinauf, zieht euch um und wascht euch — dann erwarte ich euch hier unten am Mittagstisch. Wir trinken heute einen alten Muskateller! Josef, mein Junge, du mußt dich hier erholen!“

„Ja, Onkel! Und arbeiten werd ich! O — ich seh schon Dinge vor mir!“

„Das erzählst du mir alles —“

„Wenn es mir möglich ist —“

„Das darf man wohl zu einem Künstler nicht sagen? Belehrt mich, Kinder! Ungeniert! Ich bin ein alter Bauer! Also — auf Wiedersehen!“

2.

Das Pfarrhaus von San Domenico sulla Croce verjüngte sich förmlich in den Feiertagen, die es nun erlebte. Wenn die Dorfbewohner abends vorüberkamen, hörten sie staunend oft ein helles Lachen aus den geöffneten, kleinen Fenstern, und es dauerte nicht lange, so schauten zwei jugendliche Köpfe heraus, erhitzt und fröhlich, um sich vom Herumtollen abzukühlen. Das weiße Haupt des Pfarrers tauchte dann auch hinter ihnen auf und sah nachdenklich zu den kahlen Höhen hinüber, die wie stumme Wächter aus silbergrauen Wolkenballen hervorragten. Franziskus Caminada hatte gefunden, was ihm nottat. Sein starker Wirklichkeitssinn, von Gottesahnung

umweht und demütig abgekehrt von allen Wundern, die er nicht durchschauen konnte, begriff das Menschendasein wie es war. Als Freund trat er an seine Gemeinde heran. Den Lebenden ein Beispiel menschlichen Strebens, den Heimgehenden — er erkannte den Tod als Heimat an — ein weiser Tröster, der ihnen nicht nur das Jenseits zeigte, sondern auch die Klärung des Diesseits, das für die Meisten doch ein größeres Rätsel war. Lehrer, Arzt und Denker waren die Aemter eines Pfarrers für ihn. Im Innersten von Gott erfüllt — nach außen hin fast gottlos. Ein bewundernder Kritiker vor den Leistungen menschlicher Phantasie, dem Marienkult, dem goldenen Himmel der Heiligen. Anbeter ihres menschlichen Kerns — Genießer ihrer künstlerischen Formen. Kein Seelenhirt, sagten die Amtsbrüder. Er lächelte darüber und nahm den Tadel hin. Solange er aber mit seiner Ueberzeugung allein gewesen, hatte es ihm nicht an schweren Anfechtungen gefehlt. Dämon Zweifel sah ihm abends, wenn er bei einsamer Studierlampe seine Predigt schrieb, über die Schulter, kicherte und flüsterte, du lebst umsonst — sie wollen ja doch nur hübsche Lügen hören, deine Gläubigen. Die Form, die du bietest, ist ihnen der Kern. Einst werden sie sich von dir betrogen fühlen und sich gegen dich wenden. Wodurch ist die Kirche so groß geworden? Durch das Leiden des Menschensohnes, das sie predigte? Des Demants in tausend Schlacken, blind geworden in Jahrtausenden, von keinem mehr erkannt? Nein, alter Mann. Die Tyrannei der Dogmen ist's, die Knechtung unter einen Willen, der Götzendienst wie in Römerzeiten, nur ohne römische Schönheit. Dann hob der Pfarrer seinen Kopf, mit stolzer Festigkeit, den Gänsekiel zwischen den Bauernfingern, und der Versucher schwand. Doch ein leiser, stechender Schmerz blieb übrig, der nur durch einen Blick auf den wundersamen Kruzifix besänftigt wurde, der vor ihm an der Wand hing. Auch dieser nur Phantasie, nur Form, nur Kunstwerk! Was blieb zuletzt den sehnsüchtig langenden Händen? Wenn alles irdisch war? Was blieb?! — — — Der Augenblick! Die Betrachtung des unschuldigen Alltags, des Glückes, von dem die Glücklichen nichts wußten. Verkehr mit jungen, unbeschwerten Menschen. Die noch hoffen, jubeln, glauben konnten. Josef und Cilli, untrügliche Zeugen des Lebens, umgaben ihn jetzt. Wenn er aus Not und Tod nach Hause kam — in seinen alten Stuben, die sonst nur raunende Grabesstille für sein verschmachtendes Herz gehabt, übertönte jetzt alles ein sieghaftes Lachen, umschwebte ihn ein Duft, der das Einzige war, was Dauer hatte. Im Augenblick geboren — im Augenblick gestorben. Wer trauert, während er genießt? — — —

Josefs Wesen, das ihn anfangs so fremdartig berührt hatte, wurde dem Pfarrer allmählich klarer. Er glaubte zu durchschauen, daß das Abstoßende dieser Künstlernatur nur der Schatten des Anziehenden war, und an Licht mangelte es dem jungen Stürmer wahrhaftig nicht. Man mußte sich daran halten, das Dunkel nicht schwer nehmen. Denn wie man an einem weinenden Kinde mit Gelassenheit vorüberging, seiner baldigen Tröstung sicher, so sah man den erwachsenen Stimmungsmenschen von Stunde zu Stunde aufblühen und leiden, an vergangenes Leiden aber, die Lust am Herzen, nur ungern erinnert werden. Einem melancholischen Schlafengehen, überdrüssig, ohne Hoffnung, folgte ein Morgenspaziergang im Garten mit hellem Gesang,

und der wunderliche Phönix wußte bald nichts mehr von der Asche, der er entstiegen war. Befreunden konnte sich freilich Franziskus Caminada mit solchem Wesen nicht — dazu war seine eigene Art zu zuverlässig echt, von einem Geist regiert, der lächeln konnte, aber selten lachen, der zweimal vielleicht in einem sechzigjährigen Leben geweint hatte. Er fühlte aber sein einfältiges Bauerntum zu tief, als daß er nicht danach getrachtet hätte, in das ferne Märchenland der Grazien einzudringen, dem Geheimnis auf die Spur zu kommen, das ein Kunstwerk zur Welt brachte. Denn die Werke — das erkannte er mit Staunen — waren meistens stärker als ihre Schöpfer. Er begriff, daß der Künstler aus menschlichem Irren sein Bestes herausstellen, die Sehnsucht seiner Seele gleichsam verkörpern konnte. Vermochte er das? So sein besseres Ich gebietend vor sich hinzustellen? Er, der nur suchte, niemals fand? Sein Neffe, dieses launisch schöne Kind, vermochte es. Die Proben seiner Begabung bewiesen es ihm, die Josef mitgebracht hatte. Kleine Tonmodelle — ein betender Knabe, ein schlafendes Mädchen, ein alter, blinder Mönch. Im Einzelnen gefielen sie dem Onkel eigentlich nicht — er vermißte die Wahrheit, die sein ursprünglicher Natursinn nachzufühlen vermochte. Aber Josef bewies ihm mit einer Hartnäckigkeit, die ihm durchaus nicht mißfiel, daß es eine Wahrheit gebe, die den Naturalismus weit überflügle, weil sie den Gedanken der Schöpfung gleichsam auffange und als höhere Wahrheit wiederstrahle. Wie er, arbeite Rodin — er fühle sich Rodin tief verwandt. Aufmerksam hörte Caminada zu und wagte nicht einzugestehen, daß er von Rodin, den Josef als selbstverständliche Größe nannte, kaum etwas wisse. Er hatte in seiner Zeitung wohl den Namen gelesen, aber niemals Reproduktionen seiner Werke, geschweige denn die Werke selbst gesehen. Wann war er zuletzt aus seinem Tal herausgekommen? Vor zwanzig Jahren etwa, in Wien — da hatte er merkwürdige Dinge gesehen, aber keinen Rodin. So konnte ihn denn ein hingeworfener Name ganz still und demütig machen. Das kolossale Gebiet, das seiner kargen Priesterbildung fern geblieben, überwältigte ihn, und da sein schlichtes Herz nie lange bei der eigenen Person verweilen konnte, freute er sich respektvoll an einer Jugend, die es besser hatte.

Der Obstgarten stand in später Blüte — dieses Hochtal schmückte die Bäume erst im Juni. Unter rosigen Apfelzweigen ging Cilli träumend umher und spürte allmählich immer weniger Lust, das eingezäunte Heiligtum zu verlassen und die Erhabenheit der Berge, die sie draußen lieber ahnen, als sehen wollte, aufzusuchen. Ein Blütenbaum mit seinem wohlig-warmen Bienensummen war ihr mehr, beruhigte ihr tief erregtes Herz. Anders Josef, der wenig zu Hause blieb, die Talstraße entlangstrich, zu hohen Almen emporkletterte und schweratmend, Edelweiß am Hut, erst Mittags heimkehrte. Still lächelnd beobachtete der Pfarrer den Grundunterschied der beiden Geschwister und fühlte sich mehr zu Cilli hingezogen, wenn er auch gern einmal die schwellende Sehnsucht fühlte, die der Anblick unbetretener Gipfel gab. Nach Tisch verbrachte er die einzige Mußestunde des Tages mit den beiden jungen Leuten im Garten und ließ sich mit ihnen den Kaffee schmecken, den Magdalena nach einem Wiener Rezept, auf das sie unsäglich stolz war, zubereitete. Regelmäßig ging dann draußen am Zaun Frank

Siebenlist entlang, von Josef und Cilli schon nicht mehr anders als der ‚Sohn vom grauen Bären' genannt. Regelmäßig zog er sein Gamsbarthütchen, von Tag zu Tag höflicher, wie der Pfarrer verblüfft konstatierte. Er mußte den neugierigen Kindern erzählen, was er von dem sonderbaren Menschen wußte. Doch unwillkürlich richtete er seine Mitteilungen so ein, daß sie Herrn Siebenlist in einem günstigeren Lichte zeigten, als ihn Annibale Scopimo zum Beispiel schilderte. Er betonte mehr das Romantische als das Bedenkliche seiner Erscheinung, halb angesteckt schon von dem Phantasiebedürfnis der jungen Zuhörer, halb auch von rührender Schamhaftigkeit erfüllt, vor Cilli einem Unbekannten etwas Schlechtes nachzusagen. Josef interessierte sich bald offenkundig für den Abenteurer und wünschte seine Bekanntschaft zu machen, während Cilli sich still verhielt, Frank Siebenlist aber, wenn er wieder vorüberkam, doch aufmerksamer betrachtete und seinen Gruß mit flüchtigem Erröten erwiderte.

Eines Abends kehrte Josef später als sonst von seinem Spaziergang heim und trat ganz freudig erregt an Onkel und Schwester heran, die ihn schon besorgt erwarteten.

„Jetzt habe ich ihn kennen gelernt!" rief er und rieb sich die Hände. „Das ist ein wundervoller Kerl!"

„Wer?" fragten Caminada und Cilli wie aus einem Munde.

„Frank Siebenlist! Wer sonst! Ich traf ihn oben an der Rainerhütte, da wo der Aufstieg zum Monte Bianco anfängt."

„Bis dort hinauf bist du gewesen?"

„Freilich! Ich kann nicht immer unten im Tal sitzen, Onkel! Er auch nicht! O, er hat mir viel aus seinem Leben erzählt! Erst, wenn man's von ihm selber hört, dann versteht man's! Und denkt euch —" fuhr Josef fort, indem er sich in heiterer Erregung den Gespannten gegenübersetzte — „denkt euch, was der Kerl vorhat ... Wie oft wird im Jahr der Monte Bianco bestiegen, Onkel?"

„Zehnmal höchstens. Es ist ein schwerer Berg. Von unserm Tal aus kaum zugänglich. Man steigt von drüben, von Pieve, auf. In jungen Jahren bin ich oben gewesen."

„Nun — Frank Siebenlist macht ihn nächsten Sonntag von hier!"

„Was! Der tolle Waghals wird sich Hals und Beine brechen!"

„Nein, Onkel, er schwört darauf, daß er einen guten, aber schweren Weg weiß. Grimaldi und Rofer, unsere besten Führer, sind übrigens seiner Ansicht und gehen mit. Täglich stellen sie Schneeuntersuchungen an. Trainieren sich täglich. Und ich sollte mitkommen!"

„Um Gotteswillen!" schrie Cilli auf. „Das dulde ich nicht! Du — mit deinem Herzen!"

„Beruhige dich, Kind, ich tu's ja nicht. Ich muß leider darauf verzichten. Hab's ihm schon gesagt — beschämt wahrhaftig. Denn solch ein Mensch — dem Niemand etwas Gutes nachsagt — der wird nun wieder mal Pfadfinder für die Anderen! Ach! So ist es ja immer im Leben!"

Der Pfarrer hörte dem Aufgeregten ruhig zu, und als er geendet hatte, sagte er: „Ich glaube, er wird schon durchführen, was er vorhat."

„Ich weiß es!" rief Josef.

„Ich möchte ihn auch gern kennen lernen."

„Der Wunsch ist dir im Voraus erfüllt! Ich habe mir erlaubt, ihn zum Besuch aufzufordern, Onkel. Wenn du nichts dagegen hast, wird er Samstag Mittag bei uns essen."

„Ich habe nichts dagegen. Cilli — du vielleicht?"

„Ich, Onkel?" Das Mädchen sah von ihrer Stickerei erstaunt zu ihm auf. Sie war durch Josefs Erzählung erregt und hatte gerötete Wangen. „Ich komme doch garnicht in Frage." — —

Als Cilli am Samstag der alten Magdalena beim Tischdecken half, fiel es ihr auf, wie das wunderliche Weib immer wieder etwas Zorniges und Unverständliches vor sich hinmurmelte. Sie war an ihre Sonderbarkeit, die man auf fanatische Religiosität zurückführte, schon gewöhnt, doch heute glaubte sie in dem festlichen Mittagessen eine besondere Ursache ihres Aergers zu erblicken und überwand sich schließlich, sie kurzer Hand zu fragen.

„Was hast du denn, Mütterchen? Ist dir vielleicht der Gast nicht recht?"

Mit ihren tiefen, graublauen Augen, die schon die matte Verschwommenheit des höchsten Alters zeigten, blickte Magdalena das junge Mädchen an, und ihre Runzelhände fuhren hastig an der schwarzen Seidenschürze herunter. „Der is mir net recht — na, na — der net — der — Falot der!" — zischte sie giftig.

„Pfui, Mütterchen — das darfst du über einen Gast meines Onkels nicht sagen!"

„Darf i net — darf i net!"

„Was hat er dir denn getan? Was weißt denn von ihm?"

Die Alte stellte die geblümte Suppenterrine heftig in die Mitte des Tisches hin und sagte, indem sich ihr altersschwaches Kopfschütteln noch steigerte: „Mir hat er nix tan — mir nix. Aber frag nur die Derndln im Dorf — der hat dir einen Blick wie der Geier, wann er aufs Lamm stoßt. Der mustert dir die Beute mit einem Blick! Dann kimmt er scho abi, und keine is sicher."

„Keine?"

Cilli hatte diese Frage ganz unwillkürlich, mit dem herben Stolz der alttiroler Bürgerstochter gestellt. Sie staunte jetzt selbst darüber und errötete, als ihr das Wort entfahren war. Die Alte ließ sich aber nicht verblüffen. „Du wirst's doch hoffentlich net — auf die Prob ankommen lassen?" murmelte sie.

„Was sind das für törichte Reden, Magdalen'! Du weißt wohl nicht, mit wem du sprichst! . . . Ich verbitt mir das!" . . .

Ihre zornige Zurechtweisung wurde unterbrochen — Josef betrat soeben das Zimmer und brachte Frank Siebenlist mit. Der Gast begrüßte Cilli mit großer Höflichkeit und wandte sich auch zu Magdalena mit einem Gruß, der aber sehr nach Ironie schmeckte. Die Alte antwortete nichts und verließ das Zimmer.

„Das ist so hübsch bei unseren Leuten," sagte jetzt Siebenlist, indem er den Hut in der Hand drehte, „daß sie so höflich und bescheiden bleiben bis ins höchste Alter."

Cilli mußte lachen und vergaß darüber ihren Zorn, wie auch die erste Ueberraschung, die Siebenlists Anblick ihr bereitet. Er hatte schon stark ergrautes Haar unter dem Gamsbarthütchen, das er jetzt zum ersten Male abgenommen. Sein Gesicht zeigte, in der Nähe gesehen, neben dem aristokratischen Ebenmaß auch eine fein gerunzelte Verlebtheit, und wäre in seine hellen, blauen Augen nicht oft ein ungewöhnlich junger und lustiger Glanz gekommen, so hätte sie ihn mindestens für vierzigjährig gehalten. Er war aber erst vierunddreißig — das wußte sie von ihrem Onkel. Dieser betrat jetzt das Zimmer, begrüßte den Gast mit unbefangener Wärme, und man setzte sich zu Tisch.

„Sie wollen also wirklich —" begann der Pfarrer, indem er seinen heißen Suppenlöffel pustete, die Unterhaltung.

„Das Genick brechen?" rief Siebenlist lachend. „Entschuldigen Sie die Unterbrechung, Hochwürden — aber ich vermutete die Frage, die jetzt alle an mich stellen. Habe ich nicht recht?"

„Sie haben Recht. Aber vergessen Sie bitte den Wein nicht."

„Ich vergesse den Wein nicht. O nein. Ich habe auch nicht die mindeste Lust, das Genick zu brechen. Das liegt nämlich garnicht in meiner Natur. Ich bin meiner Sache sicher — denn wenn ich es nicht wär, könnt ich noch obendrein ausgelacht werden. Und davon bin ich nie ein Freund gewesen!"

Er sprach sehr rasch, mit weißen, leuchtenden Zähnen, die man vollzählig sehen konnte, makellos, wie bei einem gesunden Hund. Dabei ließ er seine blauen Augen meist umhergleiten, so daß er nicht nur den Pfarrer ansah, mit dem er sprach, sondern auch Cilli und Josef — niemand blieb ausgeschlossen vom Gespräch, alle wurden gleichmäßig beteiligt. Sein Lachen hatte etwas Ansteckendes — burschenhaft, heiß, aus dem Herzen heraus, und dabei von jener leisen Selbstironie umschimmert, die ihn nie zum Renommisten machte. Er aß und trank sehr viel, er blieb weder Frage noch Antwort schuldig, ohne sich dadurch im Genießen stören zu lassen. Josef betrachtete ihn in seiner eigenen, kränklichen Schmalheit mit steigender Bewunderung. Auch dem Pfarrer gefiel Frank Siebenlist sofort. Es berührte ihn seltsam, diese Mischung von Weltbummler und Waldbauer in einem und demselben Menschen zu finden.

„Ihr Herr Vater wird sich um Sie ängstigen," meinte jetzt Caminada ernsthaft.

„Nein!" rief Frank mit seinem ansteckenden Gluckslachen. „Das hat er sich abgewöhnt! Mein Herr Vater!"

Alle mußten mitlachen. Etwas gottlos Holdes ging von diesem Menschen aus, das den Widerstrebendsten mitriß. Cilli aber sah immer wieder ernst und prüfend zu ihm hinüber, während die Männer weiterlachten. Sie hatte Magdalenas Worte schon vergessen — das war es nicht, was sie beschäftigte. Aus eigenem Gefühl heraus glaubte sie etwas in den Augen des merkwürdigen Wildfangs zu erkennen, was niemand sah oder sehen wollte — ein rasches Aufflackern, jäh und furchtbar, zum letzten Ernst hin, härter als jede Moral, stärker als jeder Glaube. Er spielte mit Leben und Tod — er war bereit — ihm konnte nichts geschehen.

„Erlaube mir, gnädiges Fräulein!“ rief jetzt Frank und trank ihr zu. Sie nickte errötend, und leise klirrte ihr Glas an dem seinen. Dann fuhr er rasch fort: „Es wär mir schon recht, wenn sich mal einer um mich ängstigen täte. Aber das hab ich nun davon, daß ich mich um keinen Menschen auf der Welt gekümmert habe — jetzt kümmert sich auch keiner um mich! Da komm ich gewiß Ihrer Belehrung zuvor, Hochwürden — nicht wahr? Verzeihen Sie — ich hab's wohl schon wieder erraten?“

Der Pfarrer ließ ihn zu Ende lachen, so daß eine kleine, bedächtige Stille eintrat. Dann sagte er ruhig: „Ich bin durchaus nicht so belehrsam, wie Sie anzunehmen scheinen, Herr Siebenlist. Ich lasse mich jedenfalls ebenso gern belehren.“

„Donnerwetter! Pardon! Sie sind der erste Geistliche, von dem ich ein solches Zugeständnis höre!“

„Hatten Sie soviel Gelegenheit, mit Geistlichen zu verkehren?“

„Mehr, als mir lieb war! Entschuldigen Sie! Anwesende selbstverständlich ausgeschlossen! Den Verkehr mit Ihnen, Hochwürden, hab ich mir sogar gewünscht! Aber wenn man wirklich lebt, nicht nur kriecht und schläft, wenn man sich umtut im Leben — dann liegt es leider in der Natur der Dinge, daß man viel mit Geistlichen zusammenkommt.“

„Sie sprechen damit unbewußt das größte Kompliment für meinen Beruf aus.“

„Pardon, Hochwürden. Ihr Beruf! Alle Achtung! Aber die Vertreter! Soll ich Ihnen den Appetit verderben?!“

„Sie sind ein Schelm!“ Der Pfarrer war gewonnen. Immer wieder lachte er leise in sich hinein und schüttelte den weißen Kopf. Dabei vergaß er nicht, fleißig die Gläser zu füllen.

„Der Schelm ist Ihnen gewiß am wenigsten zur Last. Sie sehen so aus, Hochwürden.“

„Warum aber,“ wagte sich Cilli jetzt plötzlich mit einer Frage hervor, und ihre Lippen zitterten ein wenig — „warum müssen Sie denn ein Geist sein — der verneint?“

„Oho — wie goethefest, Kleine!“ rief Josef.

„Mit solcher einfachen Frage die ganze Pastete zusammenfassen — sozusagen einem auf der flachen Hand präsentieren — das kann nur eine Frau,“ sagte Frank Siebenlist, indem er nur noch lächelte, nicht lachte. Er ließ seine hellblauen Augen durchdringend auf Cilli ruhen. Es entstand ein Moment, wo sie sich wie von unsichtbaren Armen fest an ihn herangezogen fühlte, und sie hatte das beklemmende Angstgefühl des Albdrucks, der wesenlos ist und doch von Zentnerschwere. Im Halbdunkel, während sie einen Moment die Augen schloß, hörte sie in unbestimmten Lauten Magdalenas Worte wieder: ‚Wie der Geier, wenn er aufs Lamm stößt.‘ Sie sagte nichts mehr.

Franziskus Caminada blickte in wohliger Versonnenheit vor sich hin, und Josef reichte Zigarren. Zerstreut nahm auch der Onkel heute eine und vergaß die geistliche Pflicht, die das Rauchen eigentlich meiden sollte. Cilli suchte ihre Erregung durch emsige Tätigkeit zu verbergen — sie schnitt Orangen auf, und Siebenlists Augen folgten den Bewegungen ihrer weißen Hand, an der ein roter Safttropfen entlangrann.

„Nun wollen wir mal zuguterletzt auf glückliche Vollendung Ihres kühnen Vorhabens anstoßen," sagte der Pfarrer mit etwas weinseliger Feierlichkeit und hob sein Glas hoch. „Seien Sie überzeugt, Herr Siebenlist — Sie brauchen nicht gerade zu denken, daß in diesem alten Hause nun gleich drei Menschen sitzen werden, die sich morgen um Sie abängstigen — aber daß sie in ehrlicher Teilnahme Ihrer gedenken werden, das können Sie als sicheren Gewinn von dieser Stunde heimtragen."

Sie stießen an. Frank Siebenlist war ernst geworden, aber nicht düster. Etwas Düsteres konnte wohl auf seine Züge nicht kommen. „Ich danke Ihnen, Hochwürden," sagte er ziemlich leise. „Sie wissen vielleicht, mir wird nur Tolles und Schlechtes nachgesagt. Warum? Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich, weil ich mein Leben lieb habe. Sie sagen mir dafür was Gutes nach. Die Ueberzeugung hab ich. Und wenn sogar Herr und Fräulein Hofstätter dasselbe tun, dann bin ich heute zum erstenmal ein zufriedener Mensch."

Das ‚Fräulein' hatte er betont. Cilli glaubte es gehört zu haben. Nach einer Weile empfahl sich Frank, denn er wollte noch der Ruhe pflegen und abends schon mit seinen Gefährten aufbrechen. Uebernachten mußte man, in Mäntel gehüllt, auf der Höhe. Der Gipfel wurde erst am nächsten Vormittag erstiegen. Abends wollte er sich dann im Pfarrhaus wieder zur Stelle melden. Als er fort war, seufzte der Pfarrer und meinte: „Eines bleibt mir an dem merkwürdigen Menschen unerklärlich. Er behauptete doch vorhin, daß er sich den Verkehr mit mir direkt gewünscht hätte! Das war keine Redensart — bei ihm nicht. Und ich versichere euch, Kinder — vor eurer Ankunft da grüßte er mich ebenso ablehnend wie jeden anderen Pfaffen. Was kann ihn nur so plötzlich umgestimmt haben?"

Josef phantasierte am Klavier und hatte die Worte des Onkels nicht vernommen. Cilli aber ging schweigend hinaus und begab sich auf ihr Zimmer. Dort saß sie bis zum Abend, in ein unbestimmtes Denken und Sehnen verloren — nach dem Nachtmahl aber kehrte sie sogleich dorthin zurück. Sie stand am Fenster und starrte in die nebelumwobene Mondlandschaft hinaus. Der Monte Bianco, ihr gerade gegenüber, silberweiß und drohend, schien zu warten. Unwillkürlich flüsterten Cillis Lippen eine Bitte zu ihm hinauf. Der kalte Riese schwieg.

3.

Die Besorgnis seiner neuen Freunde erwies sich als unbegründet — Frank Siebenlist erfüllte die Prophezeihung des Pfarrers: er führte durch, was er vorhatte. Am Sonntagabend noch meldete er sich, wie er versprochen hatte, in Caminadas Garten zur Stelle, indem er plötzlich über den Zaun guckte und die nachdenklich beim Nachtmahl Sitzenden mit seinen weißen Zähnen anlachte. Er hatte den Berg besiegt, mit schweren Opfern freilich, denn Rofer, der eine Führer, war beim Beginn des Abstiegs ausgeglitten, klaftertief gestürzt und hatte mit gebrochenen Beinen von Frank und Grimaldi sieben Stunden lang zu Tal getragen werden müssen. Ein schier unglaubliches Kunststück, denn der jungfräuliche Weg ging durch drei

Kamine und Schrecknisse aller Art. Im Hotel seines Vaters angelangt, hielt Frank sich aber durchaus nicht bei der Freude des Alten und der eigenen Erholung auf, sondern sorgte für den Verletzten in einer Weise, die ihm plötzlich außer der Bewunderung auch die Sympathie des ganzen Dorfes eintrug. Er machte jetzt in einer Stunde sämtliche Bekanntschaften, die sich ihm bisher aus bäurischem Hochmut entzogen hatten. Er begann schon populär zu werden — das erzählte er, immer noch über den Zaun gelehnt und behaglich kichernd, den Pfarrhausfreunden. Auf ihre dringenden Bitten trat er aber nicht ein, sondern empfahl sich wieder, den Hut schwingend, ohne daß man ihm eine größere Anstrengung als nach einem Dauerlaufe angemerkt hätte. Josef exaltierte sich über seinen Helden, und auch Cilli war ganz erregt. Während sie noch durcheinandersprachen, flitzte plötzlich Herr Hieronymus Hösl, der Dorfschneider, am Zaun vorüber und rief mit seiner dünnen Ziegenstimme: „Wünsch guten Abend, Hochwürden! Gelobt sei Jesus Christus für die glückliche Vollendung dieses erstaunlichen Wagnisses!! Wissen's schon, daß der neue Weg auf den Monte Bianco von der Gemeinde einstimmig Frank Siebenlist-Weg getauft worden ist?"

Die Drei im Garten platzten laut heraus, als der eilige Neuigkeitskünder wieder verschwunden war.

„Der Ruhm hat schnelle Beine!" rief Herr Franziskus, indem er sich die Augen wischte. „Was werden die Leute jetzt alles mit dem verfehmten Taugenichts aufstellen ... Der arme Rofer tut mir leid. Und die Kinder."

Josef und Cilli blieben den Rest des Abends still, ein jedes in seine seltsamen, weit umherkreisenden Gedanken versunken. Den Onkel erfüllte es schließlich mit Kümmernis, sie so durch den romantischen Zwischenfall aus ihrer Bahn gelenkt zu sehen. Die Abende mit den jungen Leuten waren ihm sonst in ihrer unschuldigen Fröhlichkeit das Liebste gewesen. Jetzt aber war das Band, das er mit ihnen gefühlt hatte, plötzlich gelockert, er fühlte sich plötzlich arm mit seinen Interessen und Empfindungen dieser sehnsüchtigen Jugend gegenüber und grollte Frank Siebenlist, dem Verführer. Mehr aber noch sich selbst — denn er hatte eine unverzeihliche Torheit begangen, das mußte er sich jetzt eingestehen. Durfte er als Pfarrer der erste Anhänger einer solchen Existenz sein? Als Mensch gewiß — als Seelenhirt aber hätte er doch die Grundempfindung seiner Gemeinde respektieren und nicht zu sich heraufziehen dürfen, was man so tief unter ihm empfand. Sein nahezu künstlerisches Interesse an jeder bedeutenden Erscheinung hatte ihm da einen Streich gespielt. Wäre er selbst nicht als Beispiel vorangegangen, so hätte man auch jetzt noch, in der Stunde seines großen Erfolges, Frank Siebenlist mit Vorsicht behandelt. Auf ihn konnte man sich nun berufen, wenn dieser gefährliche Mensch das Erreichte ausnützte und wirklich Macht gewann. Wie konnte er auch mit seinem alten Kopf vergessen, welchen Don Juan-Ruf der ‚Sohn vom grauen Bären' genoß? Erzählte man sich nicht hundert Geschichten von ihm, wie übel er den Frauen, solchen freilich, die ihm nachgelaufen, mitgespielt hätte? Als Manko seiner Urteilsfähigkeit fiel es dem Pfarrer plötzlich auf, daß er bisher nur einen heiteren Unglauben für diese Ge-

schichten gehabt, ein mattes Aufsichberuhenlassen, ohne doch ganz davon unberührt zu bleiben. Er hatte nie dagegen geeifert — er sah zuviel Natur darin. Und etwas Fernes — seiner Natur völlig Fernes. Jetzt aber?... Warum war Cilli so verändert? Warum nahm sie die Bekanntschaft mit Frank Siebenlist nicht ebenso heiter und gelassen auf, wie all das andere Merkwürdige, das ihr in diesem Tal schon begegnet? Sie, deren keusche Mädchenhaftigkeit ihm besonders immun gegen die Wirkungen eines Abenteurers erschienen war? Er hatte wirklich keinen Augenblick an eine ernsthafte Gefahr für die ihm anvertraute Jungfrau gedacht...

Franziskus Caminada war von einer bänglichen Ratlosigkeit erfüllt. Rückgängig konnte er den Verkehr mit dem Bergsteiger nicht mehr machen — jetzt ganz besonders nicht. Die Schwärmerei der Kinder wäre sonst in offenen Protest gegen den Onkel umgeschlagen. Er durfte es sich auch keinesfalls anmerken lassen, welche Befürchtungen er hegte... Keinesfalls... Es war wohl auch alles Torheit. Immer wieder glitt sein liebevoller Blick mit heimlich zarter Angst über Cillis in sich gekehrtes Antlitz hin, über ihre schlanke, zum Weibe erblühte Gestalt. Es konnte ja unmöglich wahr sein — sie würde den Menschen ebenso rasch vergessen, wie sie ihn kennen gelernt hatte.

Aber Josef... Josef, dieses phantastische Strohfeuer — den mußte man energisch auf den rechten Weg zurückbringen. Da traute der Pfarrer sich auch eher heran — eine Mädchenseele war ihm doch zu schwanker Märchenboden. Josef sollte sich hier erholen — diese Verpflichtung hatte er den Eltern gegenüber übernommen. Die langen Wanderungen mit Siebenlist, der ihm immer mehr den Kopf verdrehte, waren Gift für ihn — sie überanstrengten ihn, sie brachten ihm schlaflose Nächte. Auch raubten sie ihm völlig die erste, mutige Arbeitsstimmung. Er fühlte sich ja klein — ganz klein — dem großen Bergbezwinger gegenüber! Lächerlich! Franziskus Caminada wollte den Jungen mal ernsthaft ins Gebet nehmen.

„Josef," sagte er zu ihm an einem wunderbar klaren Junitage, zur Sonnenuntergangsstunde — „ich habe bald gar nichts mehr von dir. Mußt du dich denn jeden Nachmittag mit Herrn Siebenlist verabreden?"

Der Neffe errötete und stammelte in seinem Schuldbewußtsein: „Aber, Onkel — keineswegs — ich glaubte, du seiest so beschäftigt — wegen der Fronleichnamsprozession — nein — ich stehe dir natürlich zur Verfügung."

„Also gut... Ich hatte dir schon mehrmals gesagt, daß ich dir meine Kirche mal genauer zeigen möchte. Wir haben nämlich ein hervorragendes Kunstwerk darin — du weißt — die zwölf Stationen vom Meister Ammerberger aus dem Jahre 1567 — Holzplastiken, die schon von ersten Kennern bewundert worden sind. Ich dächte, die zu sehen, muß dich schließlich mehr interessieren, als täglich den Adjutanten eines eingebildeten Schwätzers abzugeben."

„Ich verstehe nicht, warum du meinen Verkehr mit Siebenlist so wegwerfend beurteilst, Onkel — ich für meine Person habe außerordentlich viel davon. Die Stationen sind außerdem in der Kirche kaum zu sehen — sie stehen ja ganz versteckt in dunklen Winkeln — man erkennt nur die Umrisse und allenfalls die Stellen, die von der ewigen Lampe beleuchtet sind.

Kannst du sie ans Tageslicht herausschaffen lassen? Dort könnte ich sie erst beurteilen."

„Das wäre ein profaner Streich, mein Junge. Die Sachen sind seit 330 Jahren an ihrem Ort — die werde ich dir zuliebe nicht einen Zoll von der Stelle rücken. Aber mit einer guten Kerze will ich sie dir gern von jeder Seite beleuchten, denn mir liegt daran, daß du vom Geiste dieses Künstlers einen Hauch verspürst. Wenn du unser Tal wirklich lieb hast — so wie es ist, mein ich — dann kannst du keinen besseren Ausdruck dafür finden, als in den Werken dieses Mannes. Seine Familie lebt jetzt noch in San Domenico."

„Ich liebe alle Dinge, wie sie sind, Onkel. Es kommt aber auch darauf an, wie man sie ansieht."

Der Pfarrer wandte sich von Josef ab zu Cilli, die in ihrer Hängematte lag, welche der Bruder ihr zwischen zwei Apfelbäumen befestigt hatte. „Kommst du auch mit, kleine Träumerin?" fragte er unsicher lächelnd.

„Bitte, liebes Onkelchen, entschuldige mich! Ich muß über Manches nachdenken."

„Was die jungen Leute heutzutage alles zu denken haben!" brummte der Alte mit hervorbrechendem Aerger. „Na — dann komm also, Josef! In zwei Stunden sind wir wieder daheim!"

Sie gingen schweigend die unbelebte Dorfstraße entlang und bogen dann zur Anhöhe ab, auf der die Kirche weithin sichtbar ragte. Ein weiß getünchter Campanile, der eine überdeutliche Uhr mit blauem Zifferblatt und goldenen Zeigern trug, war dem Gotteshause benachbart. An den kahlen Mauern des letzteren zog sich der Friedhof hin und schlief in seiner sommerlichen Pracht, aus friedlicher Enge heraus einen mächtigen Ausblick auf die Berge bietend. Der Pfarrer zog seinen großen Schlüssel aus der Tasche und schloß die eisenbeschlagene Kirchtür auf. Dann nahm er das Käppchen vom weißen Haupt ab und trat mit Josef in das kühle, weihrauchduftige Innere. Sie bekreuzten sich beide und wandten sich dem Werke Meister Ammerbergers zu.

„Hier fängt es an," flüsterte der Alte. „Bei dieser Gruppe betet man zuerst und geht dann weiter. Den ganzen Kreis entlang. Wir sind ja nicht zum Beten hergekommen —"

„Zum Anschauen," sagte Josef.

„Ja . . . Gedulde dich einen Moment. Ich hole eine Kerze."

Mit hallenden Schritten ging der Pfarrer zum Hochaltar, kniete erst davor und holte dann behutsam eine Kerze herunter, die er angezündet mitbrachte.

„Christi Gebet in Gethsemane," sagte er, vor die Gruppe hintretend, bei welcher Josef stand. Sie befand sich im Halbdunkel einer Nische — ein erblindetes Fensterchen darüber brachte nur spärlichen Tagesschimmer. So bekamen die Gestalten in ihrer Verschwommenheit etwas unheimlich Lebendiges, eine verwirrende Kraft, die weniger vom Künstler ausging, als von den benebelten Sinnen des Betrachters. Besonders die schlafenden Jünger waren schön — der Heiland selbst, im Hintergrunde betend, kaum erkennbar.

„Hier ist Judas' Verrat."

„Diese Farben!" sagte Josef mit überlegenem Lächeln.

„Naiv, aber doch nicht unwahr," meinte der Onkel.

„Ich kann mich schwer daran gewöhnen. Dieses aufdringliche Gold und pfui — daneben ein grasser Verismus — der Krieger mit dem abgehauenen Ohr."

„Malchus, wie du aus der Bibel weißt, nach dem ein Jünger mit dem Schwert schlug."

„Das ist schön! Hier nebenan: Die Szene vor Pilatus!"

„Was ist Wahrheit," flüsterte Caminada plötzlich, in ein tiefes Sinnen verloren. „Dies Wort, das ich nicht loswerde — das größte, furchtbarste Wort im neuen Testament — von einem Römer — zu ihm gesagt — zu ihm!" ...

Sie gingen weiter. „Die Kriegsknechte, die dem Herrn die Dornenkrone aufsetzen, haben große Aehnlichkeit mit Bauern aus San Domenico," sagte Josef.

„Spottest du darüber?"

„Durchaus nicht."

„Ich finde auch, ein anderer Weg wäre für Meister Ammerberger nicht so ehrlich gewesen. Er hatte die fromme Kraft in seine Heimat übertragen zu können, was ihm die Phantasie erfüllte. Denke recht darüber nach, Josef, was solche Kraft bedeutet. Welche Erlebnisse dahinter stecken mögen. Die Peiniger Christi Bauern seines Dorfes — Maria mit den Zügen seiner Mutter vielleicht — Pilatus der Amtmann." —

„Und Christus selbst?"

„Da fragst du mich zuviel ... Ich glaube, daß der Heiland nicht direkt die Züge des Künstlers trägt — das lag nicht in Ammerbergers Wesen. Aber unbewußt hat das Antlitz sicher den Ausdruck dessen bekommen, was der Künstler ersehnt hat, womit er sich zeitlebens herumschlug, aus Verkanntheit und Not heraus den endlichen Sieg erträumend."

Sie standen vor der Kreuzigung.

„Die Gruppe gefällt mir am besten," sagte Josef lebhaft.

Der Alte aber kniete plötzlich nieder und versank in stummes Gebet. So hatte sein schlichtes Herz doch schließlich das kritische Auge überwunden. Josef stand ziemlich ratlos neben ihm. Er fühlte sich zum Beten gar nicht aufgelegt und hatte eben eine längere Besprechung dieser schönen Gruppe loslassen wollen.

Als sie nach einer Weile das Gotteshaus verließen und wieder ins Freie hinaustraten, in eine wunderbare, goldumschimmerte Abendlandschaft, blieben beide schweigsam, wie von einem tiefen Gegensatz erfüllt, der ihnen plötzlich klar geworden. Sie kämpften beide den gleichen Kampf — sie wollten durch die Erkenntnis ihres Wesensunterschiedes nicht getrennt werden.

„Dort oben — über der Kirche — unter den Bäumen ist eine Bank. Wenn es dir recht ist, Josef, gehen wir hinauf und setzen uns ein wenig. Wir werden dort die Sonne untergehen sehen."

Josef nickte. Sie stiegen einen Feldweg hinauf, von Grillen umzirpt und standen bald oben, selbst beschattet, die staunenden Augen aber in das

Tal gerichtet, das von der Abendsonne mit ihrer letzten Pracht bedeckt war. Die Bergspitzen jenseits, besonders die höchste, der Monte Bianco, lagen noch in strahlendem Licht — nach der Tiefe zu wurde es schon matter, oder es schien sich vielmehr aus der Tiefe zurückzuziehen und immer stärker, intensiver die Gipfel zu erklimmen. Josef seufzte — es klang aus einem jungen Herzen heraus — er nahm den Hut vom Kopf und lehnte sich weit auf der Bank zurück.

Der Pfarrer sah ihn lächelnd von der Seite an. „Das klingt ja beinahe, als ob du dich jetzt befreit fühlst?"

„Onkel, es ist auch so ..."

„Wir beide sind wohl grundverschiedene Naturen. Vorhin — bei der Kreuzigungsgruppe, die dir ‚am besten gefiel' — da konnte ich nicht anders — da mußte ich beten. Ich vergaß alles Urteilenwollen — das Kunstwerk wirkte mit einer höheren Kraft auf mich. Und ich glaube fast, das ist dem Christoph Ammerberger auch die liebste Wirkung gewesen."

„Ja, Onkel — ihm ... du gehörst ja sicher noch stark seiner Zeit an."

„Vor 330 Jahren? Erlaube! Das ist ein eigenartiges Kompliment."

„Warum, Onkel? In der Beziehung werden wir Menschen sicher am ältesten. Ich bin überzeugt, daß ein Anhänger der neuen Anschauung wieder nach 330 Jahren gefragt wird, warum er vor seinen Gottesbildern beten muß, statt zu urteilen."

„Hm ... Was verstehst du denn unter der neuen Anschauung?" ...

„Frage mich danach bitte lieber nicht, Onkel — eine Verständigung ist kaum möglich."

„So?"

„Und wodurch nicht — das hast du ja eben selbst empfunden. Sagtest du nicht plötzlich, daß wir grundverschiedene Naturen sind?"

„Grundverschieden ist die ganze Schöpfung, mein Junge. Ueber der Schöpfung aber waltet der einige, einzige Gott."

„Das ist wahr — darin sind wir uns einig ..."

„Nun?"

„Ihr betet ihn aber in dunklen, engen Häusern an. Ihr laßt seine Bilder im Schatten stehen, kümmerlich von Kerzen beleuchtet. Die Sinne dessen, der hart und frei aus der lebendigen Welt heraus in die Kirche tritt, sein lebendiges Leid Gott anvertrauen will — ich sage, die Sinne der Gesundheit werden mit Absicht benebelt — Weihrauch umfängt uns — wir kommen in eine unnatürliche Welt, die uns mit Geheimnissen quält, welche gar keine Lösung haben."

„Dagegen wehrst du dich also? Das ist die ‚neue Anschauung'?"

„Das ist sie. Und noch mehr. Viel mehr, Onkel. Aber ich möchte dir nicht damit wehtun — laß mich bitte davon schweigen."

„Tor du. Wenn es eine Wahrheit ist, so ist sie dazu da, um weh zu tun. Glaubst du, ich kann mich nicht wehren? Du trittst in eine ehrwürdige Kirche wie in ein Landhaus — du erwartest eine hübsche, luftige Nützlichkeit — wer vor dir drin war, bedenkst du gar nicht."

„Wer vor mir drin war, ist mir auch nicht wichtig, Onkel."

„So kommen wir auf das tiefste Gebrechen unserer Zeit — die ‚neue

Anschauung' wie du sagst. Ihr verachtet Eure Väter. Ihr habt das Beste, die Pietät verloren."

„Unsere Pietät ist anders geworden — wir haben sie nicht verloren."

„Josef, willst du mich glauben machen, daß es eine alte und eine neue Pietät gibt?"

„Ich will dich nichts glauben machen, Onkel — das kann ich gar nicht. Ich respektiere deine Kirche, weil sie dein Höchstes ist — ich aber habe wo anders mein Höchstes. Hier — hier draußen — in der ewigen, unendlichen Natur. Hat Gott ein besseres Haus, ein größeres, als dieses? Der neue Gott oder der alte — wie du willst — den wahren mein ich, der die engen Mauern des Menschengeistes zersprengt und den Gläubigen hinausführt in seine Schöpfung. Hier blinzelt die Sonne nicht durch trübe Scheiben — hier sehe ich sie ganz. Hier ist kein Altar, mit Flitter geschmückt, wie ihn alte Weiber am Spinnrad ersinnen — hier sind Felsen, auf denen wir stehen können und die Arme ausbreiten, nackt und groß, wir Menschen, des Schöpfers höchste Schöpfung!"

Josef war aufgestanden — von Leidenschaft erfüllt, das bleiche Antlitz den Bergen zugewendet, die das letzte Glühen der scheidenden Sonne trugen.

„Du sagst mir nichts, was ich nicht nachfühlen könnte," hörte er den Onkel, der gebückt, mit entblößtem Haupte dasaß, leise sagen. „Du trägst dein Weltgefühl an der Kirche vorüber — wild und haltlos. Ich trage es in die Kirche hinein und aus der Kirche wieder heraus. Geläutert, ruhig. Seine Wurzel hat auch mein Christentum in der freien, lebendigen Welt — du weißt es. Ich bin weder ein romantischer Schwätzer, noch ein lichtscheuer Pfaffe geworden. Ich stehe als Mensch unter Menschen. Und Meister Ammerberger, als er vor 300 Jahren seine Passion schuf — nicht in engen Mauern, wie du wähnst, im Dunkeln ist sie erstanden — sicherlich nicht — was er als armer Hirt mit Weib und Kindern tagsüber erlebte und litt — im ‚Freien' wahrlich — vom Sturme geschüttelt — von Fels zu Felsen einer entlaufenen Ziege nach — das hat sich ihm zusammengefügt in seinen Werken. Das hat sich ihm erlöst in seinen Werken. Einfältig wohl und ohne Rücksicht auf spätere Geschmäcker — aber menschlich wahr, unzweifelhaft! — — Im Freien wär es ja verkommen und verwittert! Drei Jahrhunderte, Josef! Es mußte in der Kirche bleiben. Besser der alte Meßner, der 50 Jahre täglich in alle Winkel kriecht und den Staub von Meister Ammerbergers Gruppen wegwischt — als ein moderner Mensch, der nicht beten kann vor ihnen, die Nase rümpft und draußen Gott sucht, ohne ihn je zu finden."

Josef blieb vor dem Pfarrer stehen und antwortete ihm nicht. Nach einer Weile erst sagte er, ohne sich zu verteidigen, und seine schwarzen Augen hefteten sich sehnend an die Schneefirnen des Monte Bianco.

„Mir schwebt ein Gottesbild vor — das dich besser überzeugen würde, als all meine Worte, Onkel. Mag Christoph Ammerberger das seine geschaffen haben — ich schaffe das meine. Die neuen Menschen, du wirst es sehen, die neuen Menschen werden vor meinem beten."

„Was willst du damit sagen? Hat dich Frank Siebenlist vielleicht auf eine — ‚Idee' gebracht?"

„Auf keine Idee — auf den rechten Weg, auf meinen Weg, das ist sicher. Wir Jungen bauen keine Kirchen mehr — lache nicht, Onkel — kannst du eine Kirche anerkennen, die unsere Zeit gebaut hat? Diese erzwungenen, staatlichen, die ein Krämer-, kein Künstlergeist als etwas heilig Notwendiges aus sich herausstellt?“

Der Pfarrer konnte auf diese Frage keine Antwort finden. Ermutigt fuhr Josef fort und nützte seinen Sieg aus: „Die Kirche, die wir uns weihen, braucht nicht Jahrhunderte, wie ein Dom — die ist da, von jeher. Hier! Sieh auf die Berge, Onkel — wo ist ein so festlicher Hochaltar, wie der Monte Bianco? Erstiegen erst von wenigen kühnen Menschen, von solchen vielleicht, die die Priester der Zukunft sind —“

„Frank Siebenlist!“ rief Caminada bitter.

„Wer wills entscheiden! Soviel ist gewiß: die Gottesbilder der Zukunft müssen auf Bergeshöhen stehen! Als Krone des Geschaffenen! Und die Geister der Menschen, aus Kirchenenge erlöst, werden auch emporgehoben und veredelt, dort hinauf, wo Gott wohnt. Ich plane — o — ich möchte es einem Menschen sagen können!“ —

„Josef — sag es mir — ich hör dir ernsthaft zu — ich bewahr es wie dein Beichtvater im Herzen. Sage es nicht dem Abenteurer, der dich verwirrt hat, Kind — du gibst dein Bestes preis — du mußt es einst bitter bereuen. Unkenntlich wird unser edelstes Streben, wenn es durch die schmutzigen Finger des Alltags gegangen ist.“

Doch Josefs Mund blieb versiegelt. Die Schranke türmte sich auf, die diese Stunde zwischen ihn und den Onkel gestellt hatte. Kein letztes Vertrauen mehr — als Fremde schritten sie wieder dem Dorf zu. Und heimlich — heimlich wanderten im Schreiten die Augen des Künstlers immer wieder zum Monte Bianco hinüber. Sie sahen dort oben, in schwindelnder Höhe, schon vollendet das Werk, das ihm einst rechtgeben sollte, das die Menschheit erlöste, mit einem kühnen Griff den Schleier von jahrtausendlangem Irrtum riß. Er sah aus abendrotem Felsen gleichsam hervorwachsen, weithin sichtbar, Wahrzeichen des Landes, Wahrzeichen menschlicher Größe, die Madonna im ewigen Schnee.

(Fortsetzung folgt.)

Egidius Trumpf, der Urmensch.

Von Ludwig Ganghofer in München.

Das war sein wirklicher Name: Egidius Trumpf. Wenn ihr's nicht glauben wollt, so könnt ihr im Lenggrieser Kirchbuch nachschlagen. Da muß sich der Name finden. Ihr sollt auch wissen, in welchem Jahrgang. Um das Jahr Achtzig lernte ich den Gidi kennen. Damals zählte er ein paar Jährchen über die Dreißig. Also muß seine Taufe ungefähr um das Revolutionsjahr im Lenggrieser Kirchbuch verzeichnet stehen. Das war auch just die richtige Zeit, um solch ein brausköpfiges Menschenexemplar in die Welt zu setzen. Sein Vater war wohl einer von denen, die damals nach freier Jagd schrieen und nicht erst lange warteten, bis sie von oben herab bewilligt wurde. Aber dieser Vater hieß nicht Trumpf, sondern anders. Den Zunamen hatte der Gidi von seiner Mutter. Und zu dem Übernamen, ‚der Urmensch', kam er als neunzehnjähriger Bursch. Damals war der Gidi ein Holzknecht — aber nur von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends. Wenn die Sonne hinuntertauchen wollte, warf der Gidi die Axt aus der Hand und holte die unter Moos und Streu versteckte Büchse hervor. Fünf Minuten nach sechs Uhr abends war der Holzknecht schon in einen Wildschützen verwandelt und blieb es bis sechs Uhr morgens.

Wenn er dann am Sonntag aus dem Bergwald hinunterkam in die Kirche, schlief er sich aus. Und um das recht gründlich besorgen zu können, hatte er sich mit mancherlei Listen das sicherste Plätzchen in der ganzen Kirche erobert: dicht unter dem Kanzelboden. Beim Knieen und Sitzen war da gerade so viel Raum, als der Gidi brauchte — doch wenn er stehen sollte, mußte er ein ‚Hockerl' machen, um sein Haardach vor unangenehmen Berührungen mit den Stuckschnörkeln des Kanzelbodens zu behüten. Das war nun freilich nicht ‚kamod' — aber das enge Plätzchen hatte den Vorteil, daß der hochwürdige Herr bei der Predigt nicht sehen konnte, wie sanft der Gidi unter dem Schutz des Kanzelbodens schlummerte.

Und da war es um den ‚Wastelstag' — und in der Sonntagspredigt schilderte der Hochwürdige das grausame Martyrium des heiligen Sebastian und malte den von Pfeilen durchspickten Leib des frommen Dulders mit so viel roter Farbe, daß allen gutherzigen Weibsleuten vor Erbarmen die Augen zu tröpfeln begannen.

„Nücht wahr, ühr chrüstkläubigen Zuhärer, wenn wür gewöhnlichen Mänschen uns nur mit einer kleunen Nadel stächen, empfünden wür schon den unanchönähmsten Schmörz. Und nun dänket euch hundert spützige, scharfe Pfeule . . ."

Der Hochwürdige, dem das Hochdeutsch eine schweißtreibende Mühe verursachte, ließ in der Schilderung des Martyriums eine Pause eintreten und spähte mit gerunzelter Stirn über alle Betstühle hin, als hätte er irgend etwas Verdächtiges vernommen.

„Hundert spützige, scharfe Pfeule! Und dänket euch, wie diese haidnischen Werchzeuche den schmörzhaften Leub durchpohren ..."

Abermals verstummte der Prediger. Und wie der Hochwürdige, so hörten auch alle Andächtigen in der Kirche ein lautes Schnarchen, das bei jedem Zuge mit kräftigem Gerassel einsetzte, um dann wohlig zu verhauchen.

„Wer schloffft denn da scho wieda?" Bei dem dreifachen ‚fff' dieser Frage schlug der Pfarrer in gerechtem Zorn mit der Faust auf das Kanzelgesimse.

Egidius Trumpf erwachte, sprang erschrocken von der Sitzbank auf — und da gab's ein heftiges Gerappel und Gekrache. Denn der Gidi hatte mit seinem Haarbach nicht nur die Stuckschnörkel der Kanzelkonsole gründlich beseitigt, sondern das gesunde Eisenköpfl auch noch zur Hälfte durch den Bretterboden gestoßen. Der geistliche Herr, dem der feste Standpunkt etwas erschüttert war, klammerte sich im ersten Schreck mit beiden Händen an das Kanzelgesimse; dann guckte er, unter dem Gekicher aller Andächtigen, durch das aufgesträubte Bretterloch auf den von weißem Kalkstaub überpuderten Gidi hinunter und sagte: „Egüdius, du büst ein ... ein Urmensch!"

Der Übername blieb dem Gidi.

Ein Jahr nach dieser Kalktaufe wurde er Soldat — und begann seine militärische Laufbahn mit einer Woche Dunkelarrest. Da hatte ihn ein Landsmann am Rekrutierungstage zu München ins ‚Ewige Licht' geführt, in jene berüchtigte Soldatenkneipe auf dem Marienplatz. Hier traf er mit einem Kürassier zusammen, der die selbstbewußte Meinung äußerte: „Mi sauft so bald net oaner hi'!" Solch eine stolze Rede vertrug sich nicht mit dem Ehrgeiz des Egidius Trumpf. Er schlug zur Wette einen Kronentaler auf die Tischplatte und schrie: „Geh her, du Lauser, bal di traust!" Natürlich traute sich der Kürassier. Um zehn Uhr vormittags begannen die beiden Kampfhähne dieses sinnlose Schlucken, und gegen sechs Uhr abends lag der Kürassier unter dem Tisch. Gidi sackte die beiden Kronentaler ein, und während die Unparteiischen dem stillen Reitersmann den Geldbeutel aus der rotgestreiften Hose zogen, um die verlorene Zeche zu bezahlen, erklärte der Gidi: „Sakra, so viel Bier, dös macht oan dürsti!" Sprach's — und faßte mit beiden Händen den unter dem Bierfaß stehenden Tropfganter — und schluckte das seit dem Morgen angesammelte Tropfbier mit samt den hundert ertrunkenen Fliegen glatt hinunter in seine heißgewordene Seele. Er fand noch auf eigenen Füßen den Weg zur Kaserne. Den Kürassier mußten sie heimtragen. Der brauchte dann vier Wochen, bis er den bösen Katzenjammer los wurde, und wäre dabei schier draufgegangen. Eine Untersuchung wurde eingeleitet, und der Urmensch mußte eine Woche dunkel brummen. Noch zwölf Jahre später, als er mir die Geschichte erzählte, geriet er über diese ‚Ungerechtigkeit' in einen brüllenden Zorn: „Da rumpelst an so an Krippenreiter oni, der nix vertragt, und da spirren s' di acht Täg lang ein! Guat schaugt s' aus, dö irdische Grechtigkeit! Pfui Teufel! Da durft unser Herrgott scho bald wieder amal aufmischen!"

Als Gefreiter machte Egidius Trumpf den Feldzug in Frankreich mit und holte sich vor dem Feinde das eiserne Kreuz und den Militärverdienstorden. Von diesem Feldzug erzählte er gerne. Aber eine Geschichte des deutsch-französischen Krieges hätte man nach diesen Schilderungen nicht schreiben dürfen. Von Tapferkeit und ähnlichen Dingen pflegte der Gidi nie zu reden — was von dieser Heldenzeit in seinem Gedächtnis geblieben war, das drehte sich um vermauerte, mit Scharfsinn ausgespürte Weinkeller, um ‚mudelsaubere Franzeesinna‘ und geprügelte Zuaven. Schade, daß man dieses Wort — Zuaven — nicht niederschreiben kann, wie es der Gidi aussprach. Wenn er das auf die Zunge nahm, da sah man gleich etwas Ungeheuerliches, etwas wunderlich Groteskes und unglaublich Komisches. Man mußte schon lachen, bevor der Gidi seine Geschichte noch begann.

Was der Urmensch damals in Frankreich trieb, das nennt man mit einem Terminus der heutigen Kaffeehausphilosophie: sich ausleben! Und es hatte nichts Unwahrscheinliches, wenn man aus seinen Erzählungen den Schluß zog, daß die Französinnen in den Quartierdörfern diesem übermütigen Kraftkerl nachrannten wie die neugierigen Kinder dem Bärentreiber. Wenn der Gidi erzählte, übertrieb er nur im Ausdruck. In der Sache selbst blieb er sicher bei der Wahrheit. Und man durfte ihm glauben, wenn er der Meinung war, daß er anno 70 und 71 zum Ausgleich der feindlichen Rassen ein Wesentliches beigetragen hätte. Doch für den sinngetreuen Bericht der Abenteuer, die Egidius Trumpf in Frankreich erlebte, hat die Literatur, die modernste nicht ausgenommen, eine geeignete Kunstform noch nicht entdeckt. Drum muß ich die einschlägigen Heldentaten des Gidi mit Schweigen übergehen — bis auf eine. Die will ich erzählen, auch auf die Gefahr hin, daß sie den Gidi für euer Urteil in eine falsche Beleuchtung rückt. Doch ihn selbst darf ich dabei nicht schwatzen lassen — da würde was Schönes herauskommen! Lieber beschränke ich mich auf ein trockenes Referat.

Die lebendige Mauer war um Paris gezogen. Und das Regiment, bei dem der Gidi stand, lag irgendwo vorne dran. Nun war es um die Zeit, in der man zu Paris schon die Ratten nach ihrem Nahrungswert zu schätzen begann. Da kamen um die Dämmerung und in der Nacht zuweilen allerlei scheue Gestalten zwischen den Pariser Vorwerken herausgeschlichen, um von den deutschen Vorposten einen Bissen Brot zu erbetteln. Mit Worten konnte man sich nicht verständigen — aber diese typische Bewegung der Hand nach dem Munde, dieser Faustdruck auf den hohlen Magen und dieser heiße Sehnsuchtsblick war leicht zu deuten. Auch für den Egidius Trumpf. Der hat da wohl zu dutzendmalen seinen Brotsack ausgeleert — bei all seiner haarigen Wildheit war der Urmensch immer ein guter Kerl. Aber nicht nur Hungrige kamen da herausgeschlichen. Es stellten sich bei der Vorpostenkette auch findige und unternehmungslustige Pariser Dämchen ein, mit deren praktischer Gewinnfreude sich der Deutschenhaß recht gut vertrug. Solch einen Besuch erhielt Egidius Trumpf eines grauen Morgens, als er auf Vorposten stand. Und während die Pariserin und der Lenggrieser sich über politische und nationale Gegensätze verständigen, hört der Urmensch immer etwas klappern und klingen. In Gidi regt sich

die Neugier — und seine tastende Klaue greift an dem Rock der Pariserin eine Tasche, die schwer ist von Geld. Und da hat der Urmensch einen seiner ‚lustigen' Einfälle. Ganz heimlich holt er sein Messer heraus und macht einen flinken Schnitt. Und als die freundliche Pariserin mit einem schelmischen ‚Au revoir, monsieur!' davonhuscht, klappert und klingt es nicht mehr. Was da geklungen und geklappert hatte, das blieb im grauen Erwachen des Tages bei Egidius Trumpf zurück.

Als der Urmensch diese Geschichte beim Herdfeuer in der Jagdhütte erzählte, regte sich in mir die Moral des Kulturmenschen.

„Aber! Gidi!"

„Was, aber? Is lauter boarisch Geld gwesen!" Dazu lachte der Urmensch, daß unter seinem schwarzen Bart die weißen Zähne blinkten. Und die kleinen Falkenaugen blitzten in der Freude des Erinnerns.

So muß sich ein Fuchs freuen, der im Pfarrhof ein Perlhuhn gestohlen hat! Und da soll nun der Pfarrer oder seine Köchin kommen und dem Füchslein predigen, daß man so was nicht tun sollte! Der Fuchs würde wohl genau so dreingucken, wie der Egidius Trumpf bei meinem „Aber!".

Ich weiß nicht, was ihr nach dieser Geschichte vom Urmenschen halten werdet. Denkt ihr schlecht von ihm, so bekommt sein Gesicht eine Linie, die es im Leben nicht hatte. Und vergeßt nur nicht, daß er trotz allem einer von den knochenfesten Jungen war, die uns damals siegen halfen. Ich kann mir vorstellen, wie er feuerte und mit dem Kolben drosch! Und ich mag mir denken, daß sich eine kluge Pariserin lachend mit dem Sprichwort tröstete: ‚C'est la guerre!'

Nach dem Friedensschluß verwandelte sich der Gefreite Egidius Trumpf in einen Floßknecht. Und wenn er nicht die langen Wasserstiefel trug, dann machte seine wachsende Jagdpassion alle um Lenggries gelegenen Reviere unsicher. Daß der Gidi ‚ging', das wußten alle Jäger. Aber sie erwischten ihn nie. Um diesen Jagdschaden los zu werden, gab es kein anderes Mittel, als den Gidi zum Jäger zu machen. Im Jahre 1876 wurde er königlicher Jagdgehilfe bei der Wartei Fall. Und da erwies sich an ihm die Hypnose des ehrlichen Berufes. Der Urmensch färbte sich über Nacht in der Haut — ein so rassiger Wildschütz er bisher gewesen, so ein rassiger Jäger wurde er jetzt. Dennoch merkte er, daß sich beim Jagdpersonal das Mißtrauen gegen ihn nicht völlig beschwichtigen wollte. Das ärgerte den Gidi. Und mit Sehnsucht harrte er auf eine Gelegenheit, bei der er sich im königlichen Dienste auszeichnen könnte. Doch so fleißig er auch bei Tag und Nacht auf den Beinen war — das ersehnte Stündl, in dem der Egidius Trumpf einmal auftrumpfen wollte, stellte sich nicht ein. Die Lenggrieser Wilddiebe wußten: der kennt unsere Schliche. Und drum verschonten sie das Revier des Gidi mit ihrem Besuch. Nun dachte sich der Gidi: „Da muaß i wildern, anderst geht's net!" Und in einer milchigen Mondnacht fing er über der Grenze drüben, im Revier des Herzogs von Koburg, einen tiroler Wildschützen. Den lieferte er aber nicht in der Hinterriß beim Koburgischen Wildmeister ab, sondern trug ihn, wie einen Hirsch zusammengeschnürt, auf dem Rücken über die Grenze ins Bayerische herüber und

die drei Stunden hinunter nach Fall. Damit hatte der Urmensch ein Novum in der Geschichte der Jägerei geschaffen: daß man nicht nur auf Wild, sondern auch auf Wilderer wildern kann!

Natürlich saß der Gidi jetzt warm im Vertrauen seiner Vorgesetzten. Aber der Gewaltstreich hatte mancherlei Folgen. Da saß der Urmensch ein paar Wochen später zu Vorderriß in der Leutstube. Am Nachbartische zechten ein paar tiroler Holzknechte. Die spöttelten ein bißchen, schwatzten aber sonst ganz lustig und ‚verträuli' mit dem Jäger. Doch als sie sich erhoben, um sich nach der Marende wieder an die Arbeit zu machen, trat einer von ihnen auf den Gidi zu, holte eine handvoll frischgegossener Zinnkugeln aus dem Hosensack heraus, hielt sie dem Jäger vor die Nase und sagte lachend, als gält' es einen Scherz: „Schaug on, Jager, do isch die deinig auch derbei!"

„So? Moanst?" Es blinkerte dem Urmenschen in den Augen. „Die wöll waar's denn nacher?"

„Konscht d'r oane aussuachen!"

Gidi wählte lange, bis er sich für eine tadellos gegossene Kugel entschied. „Dö da!" sagte er kichernd. „Dö gfallet mer am besten!"

„So mach a Kkreizl drauf, woascht, daß es koa Verwechslung geit!"

Immer lustig, den ‚Spaß' völlig verstehend, kritzelte Gidi mit dem Gnicker ein kleines Kreuz auf die Zinnkugel; und während er sie in die Hand des Tirolers zurücklegte, gab er ihm noch lachend den Rat: „Gelt, halt fei guat hin! Daß d' mi net ebba faihst!"

Der Tiroler schob die Kugeln wieder in den Hosensack und stapfte zur Türe hinaus.

Noch ehe die folgende Woche vergangen war, wurde in der Gegend der Hinterriß ein Mensch vermißt. Das war aber nicht der Gidi. Der war kreuzgesund, tat in Ruhe seinen Dienst und guckte in den Wirtsstuben neugierig drein, wenn von dem vermißten Tiroler die Rede war.

Später erzählte man zwischen Lenggries und Mittenwald, daß der Trumpf-Gidi an seinem Hals ein seidenes Schnürchen mit einer Zinnkugel trüge, wie andere am Hals einen geweihten Muttergottespfennig tragen. Aber dieses Gerede war Unsinn. Ich habe mit dem Gidi ein Jahr lang gejagt. Dabei hatte er immer, Sommer und Winter, das Hemd an der haarigen Brust weit offen. Doch ein seidenes Schnürchen hab ich nie an seinem Hals gesehen. Wahrheit ist nur das eine: daß es immer zu bösen Prügeleien kam, wenn der Urmensch in den Wirtsstuben mit Tirolern zusammentraf. Seine Vorgesetzten mußten ihm einschärfen: sich auch im Wirtshaus daran zu erinnern, daß er ein königlicher ‚Biamter' wäre, der seiner Würde nichts vergeben dürfe. Wie sehr sich der Urmensch diese Warnung zu Herzen nahm, das konnte ich späterhin mit eigenen Augen gewahren.

Im Sommer 1880 lernte ich den Gidi kennen. Da war ich, zu Anfang des August, seit einigen Tagen als Jagdgast in Fall. Doch ich hatte nur immer mit dem Förster gejagt. Nun sah es eines Abends, als wir von der Pirsche heimkehrten, nach schlechtem Wetter aus. Den Regentag, der da zu erwarten stand, wollte ich benützen, um mich wieder einmal aus-

zuschlafen. Aber früh um acht Uhr, als ich erwachte, glänzte der schönste blaue Himmel durch die Scheiben herein. Mit einem gesunden Jägerfluche fuhr ich aus dem Bett und riß das Fenster auf. Ein Morgen war's, der das Blut zittern und die Seele dürsten machte. Und drüben, über den Wiesen der Dürrach, auf einem sonnbeglänzten Graslahner des nahen Jägerberges schimmert ein roter Fleck. Hochwild? So spät am Morgen noch bei der Aesung? Unmöglich! Das muß was anderes sein! Flink wird das Fernrohr vom Zapfenbrett geholt, aufgezogen und gerichtet. Wie Feuer fährt mir's in die Glieder. Da drüben steht ein Hirsch! Und ein Fetzenkerl! Ein Vierzehnender!

Meiner Lebtag bin ich nie so flink in die Hose gekommen, wie damals. Und im Saus über die Stiege hinunter. Aber der Förster ist nicht daheim. Jesus Maria! „Und keiner von den Jägern?"

„Ah woll, Herr Dokter! Grad is der Urmensch einitrappt in d'Jagerstuben!"

Ich hatte den Urmenschen noch nie gesehen, wußte nur, daß er Jagdgehilf war und kannte seinen Namen.

Wie ein Narr fuhr ich zur Haustür hinaus und rannte um die Ecke, wo die Jägerstube lag.

„Trumpf! Trumpf! Trumpf!"

Der Gidi kam aus der Türe gesprungen. Aber da hatte ich keine Zeit, mir den Urmenschen anzusehen — ich sah nur den Hirsch da drüben. Und schwatzte und deutete.

„Mar' und Josef! Hat d e r a paar Stangen droben!" Um das zu sehen, brauchte der Gidi kein Fernrohr. Der sah's mit freien Augen, obwohl es bis zu dem Lahner, auf dem der Hirsch weidete, etwa zwölfhundert Meter hinüber war.

Im Laufschritt jagten wir, jeder mit der Büchse in der Hand, über die Wiesen. Dann mit Keuchen das steile Gehänge hinauf, gedeckt durch einen Waldstreif. Immer zitterte die Angst in mir, daß der Hirsch nicht aushielte. Und als wir auf zweihundert Gänge vor dem Lahner waren, ohne den Hirsch zu sehen, begann mich das Fieber zu beuteln.

„Schnaufen S' aus!" zischelte der Urmensch. „Lassen S' Ehana derweil! Der Hirsch is no da!"

„Woher weißt du denn das?"

„Schmecken tuar i's! Geht ja der Wind grad her! Haben S' denn koa Nasen net?" Der Gidi schnupperte. „Dämpfen tuat 'r in der Sunn!"

Für einen Augenblick kühlte mir die Verblüffung den schwülen Blutschlag des Hirschfiebers. War das ein Mensch? Oder ein Jagdhund?

Und richtig — als ich über den Waldgrat hinüberguckte, stand der Hirsch noch mitten auf dem Lahner. Hatte aber das Haupt schon aufgeworfen! Und als ich die Büchse hob, sah er den Sonnenblitz auf dem Lauf und sauste mit langen Fluchten davon. Der Schuß krachte.

„H a t 'n scho!" schrie der Urmensch. „A bißl hoach habn S' 'n derwuschen! Glei weard 's 'n reißßßn!"

Drüben im Buchenwald ein Gepolter und Gekrache — da rollte der Hirsch durch den steilen Wald hinunter und zerschlug mit Geweih und

Läufen die Zweige. In meiner Freude begann ich ein sinnloses Rennen damals war ich vier Wochen über die Fünfundzwanzig — und imi tiefer hinunter ging's, immer hinter dem Hirsch her. Doch erst auf Wiese erreichte ich ihn. Da saß er am Waldsaum, mit entzweigeschossen Rückgrat, ein leises Zittern in den aufgestemmten Vorderläufen. Er mac keinen Versuch mehr, sich vom Fleck zu rühren, sondern sah mich mit stolz blutunterlaufenen Lichtern an. Aber was dieser Blick in mir erweckte, d ging nur wie ein flüchtiger Nebel durch meinen Verstand. Es war m erster Hirsch! Und die Freude war wie Irrsinn in meinem Blut. W soll man da denken, oder beobachten, oder den Vorwurf empfinden, d man zerstört? Mir fiel nichts anderes ein, als den Jägersieg dieses Morgen voll zu machen und dem Hirsch mit dem Messer den Fang zu geben. D Klinge blitzte in der Sonne, und während ich mit der Rechten aushol zum Stoß, faßte ich mit der Linken den Hirsch am Geweih.

Da brüllte im Wald eine Stimme: „Sakrament no amal! Di Pratzen davon!" Aber im gleichen Augenblick verging mir Hören un Sehen — solch einen Purzelbaum ließ mich der Hirsch über seine Stangen machen! Im Dusel hörte ich noch den Hall eines Schusses. Und als ich mich wieder ermunterte und meine Knochen langsam aus dem Gras zusammenklaubte, lag der Hirsch verendet im Schatten einer Buche, und der Gidi stand vor mir und brüllte in heißem Zorn: „Sie Narrenschüppel! Da können S' von Glück sagen, daß Eahna der Hirsch die stadtischen Darm net auslassen hat! Wia ko ma denn an Hirsch, der dö halbete Kraft no hat, so mir nix dir nix angreifen! Sakrament no amal! Und i waar nacher verantwortle gwesen! Sakrament no amal! Daß d'Leut aber allweil jagern müassen, bal s' koan Dunst net haben davon!"

Ich schnaufte. Der ‚edle Weidmannsstolz' dieses Morgens war mir gründlich beschnitten. Den Schmerz, der mir in allen Gelenken brannte, verbiß ich wohl. Aber zu einem Laut des Widerspruches schwang ich mich doch nicht auf, sondern guckte nur immer den Urmenschen an, der sich die Galle aus der Leber schimpfte. Und so im Zorn mußte man ihn sehen! Da sah er viel schöner aus, als wenn er gemütlich lachte.

Er war nicht groß, fast unter dem Mittelmaß. Aber Beine hatte er wie Säulen und Arme wie Dreschflegel — und wenn er den Arm bog oder beim Gehen die Kniee so hart durchdrückte, hatte man immer die Vorstellung: das sind eiserne Scharniere mit fest angezogenen Schrauben. Die Schultern waren unverhältnismäßig breit und wuchtig — zu diesen Schultern hätte ein Mensch gehört, um einen Bauernschuh noch größer als der Gidi. Die Brust, an der das Hemd immer offen stand, war bis an die Halsgrube herauf ganz schwarz behaart. Kegelförmig strammten sich aus den Schultern die dicken Sehnen gegen den Hals hinauf, der den kleinen, flinkbeweglichen Kopf trug, umwustet vom schwarzen Ringelhaar. Und der schwarze Vollbart, der lang und starr über die Brust heraussstand, hatte etwas Stilisiertes, etwas Altpersisches. Ganz merkwürdig war das anzusehen, wie diese harte, schwarze Bartflamme bei der hurtigen Beweglichkeit des kleinen Kopfes hin und her flog.

Wenn der Gidi bei guter Laune war, trug er den mürbverwitterten,

zwiebelgelben Filzhut mit der Adlerfeder immer tief in die Stirn gerückt. Und da sah man unter dem schwarzen Haargewirr nicht viel von seinem Gesicht. Eine schmale, scharfe Nase mit ungewöhnlich beweglichen Nüstern stach heraus, im Schatten der Hutkrempe funkelten die kleinen, huschenden Augen ganz winzig — und beim Lachen blinkten die starken Zähne weiß aus all dieser Schwärze. War aber der Urmensch wütend — wie damals vor meinem Hirsch — dann trug er den Hut übers Haar zurückgeschoben, die Stirne war kreidebleich, ein Netz von bläulich geschwollenen Adern zog sich über jede Schläfe hinauf, die erweiterten Augen blitzten wie polierter Stahl, auf den Wangen brannte die Haut unter dem Ansatz des Bartes wie Scharlach, und in seiner Stimme — so laut er auch brüllte — zitterte immer etwas unheimlich Versunkenes.

Bei dem viereckigen Mißverhältnis zwischen Breite und Länge war der Gidi alles andere eher als das, was man einen schmucken Kerl zu nennen pflegt. Doch wenn ihm die Galle kochte, wurde er schön durch die Wildheit seines Zornes und durch das Wuchtige seiner Kraft.

Damals, auf der Wiese unter dem Jägerberg, verschlug's mir die Sprache. Und ich guckte den Gidi immer an. Der wurde erst ruhiger, als er mir auf grünem Bruch die schönen Granen des Hirsches hinbot.

Gegen 10 Uhr lag meine Beute schon in der Zwirchkammer — und um den Urmenschen wieder gemütlich zu stimmen, ließ ich im Wirtshaus einen Eimer Bier auflegen. Der war um 5 Uhr abends leergetrunken. Wir rechneten nach: der Förster, der Wirt, die Tochter und der Sohn des Wirtes, ein Grenzaufseher und ich, wir hatten zusammen — ganz ehrlich gerechnet — 23 Maß getrunken. Was zum Eimer noch fehlte — 37 bayerische Maß — hatte der Gidi für sich allein geschluckt. Da war er nun freilich gemütlich geworden. Aber um sechs Uhr lud er seinen schweren Rucksack mit dem Wochenproviant auf den Buckel und stieg noch die drei Stunden zur Lärchkogelhütte hinauf.

Dann hab ich den ganzen Sommer und Herbst mit ihm gejagt, bis Ende November. Und was ich von ihm zu erzählen hätte, würde ein Buch füllen. Aber ich will aus dem Guglhupf dieses Kraftlebens nur ein paar Weinbeeren herausbohren.

Wir kamen da eines Vormittags von der Pirsche zurück und saßen im Wirtsgarten, der keinen Zaun hatte, aber zur Hälfte umzogen war von einer Mauer aus Scheitholz, das mannshoch für den Winter aufgeklaftert stand. Und während wir da beim Krug sitzen, kommt ein tiroler Teppichhändler mit seinem Kasten, ein baumlanger, schwarzzottiger Patron. Dem zwinkert was in den Augen, als er den Gidi sieht. Doch er setzt sich zu uns an den Tisch, tut zuerst dreckfreundlich, fängt aber dann zu spötteln an, redet von Zinnkugeln und ‚Kreizln' und gerät in Wut, weil der Urmensch so ruhig bleibt, als wäre der Tiroler Luft für ihn. Doch weil der Teppichhändler seine bedenklichen Späße immer dicker auflegt, guckt ihn der Gidi an und sagt: „Halts Maul, du Lackl! I bin a Biamter, daß d' es woaßt!"

„Wos bischt?" Dann kam eine Aufforderung, die ihr in Goethes Berlichingen nachlesen könnt.

Der Gidi lacht. So was griff ihm nicht an die Ehre. „Gelt, Luader möchst di wieder einschmoacheln?“

Diesem Lachen gegenüber verliert der Teppichhändler die Besinnung. Er packt seinen Krug und schüttet dem Urmenschen das Bier ins Gesicht.

Da steht der Gidi auf, schiebt den triefenden Hut zurück, und an seinen Schläfen erscheint jenes bläuliche Netz. „Sakrament no amal!“ Mit beiden Fäusten will er zugreifen — aber da schüttelt er den Kopf und brüllt: „Na, Brüaderl! Ah na!“ — er schleudert den Hut ins Gras, reißt die Joppe herunter, nimmt einen Anlauf und springt wie verrückt ein dutzendmal über das aufgeklafterte Scheitholz hin und her, so lange, bis ihm der Atem zu keuchen beginnt. Dann stemmt er sich mit dem Rücken gegen die schwere Holzmauer, bläst und keucht und schiebt und drückt, bis die ganze Scheiterbeuge mit Gerassel über den Haufen purzelt ... „So, Brüaderl, jetzt bin i grecht für di!“ ... und packt den Teppichhändler, wirft ihn zu Boden und drischt so grob auf ihn los, daß der Wirt, die Wirtin, der Hausknecht und die Wirtstochter gerannt kommen und mit Kreischen zu wehren beginnen. Ich helfe mit, und wie wir den schnaubenden Urmenschen endlich hinter dem Tisch haben, steht der Teppichhändler mit mauerbleichem Gesicht vom Boden auf, hebt den bunten Kasten auf seinen Rücken und macht sich schweigsam auf die Wanderung.

„Ja Mensch!“ sag' ich zum Gidi. „Hast du den Verstand verloren?“

Und die Wirtin zetert: „Jessas, jessas, die ganze Scheuterbeug hat 'r mer aussidruckt! Dös Uuurviech!“

Aber der Gidi, weil er den Teppichhändler nimmer sieht, ist schon wieder ganz ruhig und sagt: „Macht nix! I klafter 's Holz scho wieder auf! Woaßt, z'earst hab i mer d' Wuat a wengl abküahlen müassen. Sunst hätt i dem Kerl am End no ebbes toan! Und da hätt i wieder a Nasen vom Forstamt kriagt.“ Dann sieht er den Tisch an, auf dem eine Lache schwimmt. „Schad ums Bier!“ Und geht auf die umgeschmissene Holzmauer zu und beginnt gemütlich die Scheite aufzuklaftern. —

Ein andermal, da wanderten wir am Morgen durch das Kotzental herunter nach Fall. Aus diesem Waldtal steigt eine schneidige Bergrippe, der Scharfreitergrat, steil und hoch ins Blau hinauf, wie nach der Schnur gezogen.

Unter der Hypnose dieses Namens — Scharfreitergrat — und wie einem manchmal etwas Sinnloses durch den Verstand fährt, sag' ich zum Gidi: „Wenn da einer auffireiten tät auf der Lederhosen, dem zahlet ich gleich ein paar Maß Bier!“

„Was?“ schreit der Urmensch. „Zahlst es?“ Er wirft sein Jagdzeug ins Gras, Hut und Joppe dazu, schwingt sich rittlings auf die Steinrippe, fängt zu rutschen an — und reitet, reitet und reitet, bis er da droben für meine Augen so klein wurde wie ein Floh.

Sechs geschlagene Stunden mußte ich warten, bis der Urmensch wieder kam. Und zu Fall im Wirtshaus mußte ich die vier Maß Bier bezahlen — denn der Gidi behauptete: ‚ein paar‘, das wären höchstens fünfe, aber mindestens drei. Und da ging ich den Mittelweg. —

Ende August hausten wir miteinander in der Lärchkogelhütte. Der

Proviant war uns ausgegangen, und der Träger wollte noch immer nicht kommen. Im Zustand des Hungers pflegen die Grenzen zwischen Mein und Dein zu verschwimmen — und so vergriffen wir uns an ärarialischem Eigentum, indem wir einem Gemsbock, den ich erlegt hatte, zwei handgroße Wildbretstücke von der Innenseite der Schlegel wegstibitzten. Und der Urmensch, der sich nicht übel aufs Kochen verstand, machte sechs ‚Karminadln' draus. Viere verspeisten wir; die zwei übrigen kamen ins Kellerloch, um am folgenden Morgen als Frühstück zu dienen. In der Nacht aber kam der Träger mit dem Proviant. Eine Woche später, als wir eines Nachmittags vor dem Abmarsch die Hütte sauber machten, hör ich im Kellerloch den Gidi schreien: „Mar' and Josef! Da san ja no dö zwoa Karminadln!" Auf dem Holzteller bringt er sie hergetragen — und sie waren von gut genährten Maden ganz lebendig.

„Pfui Teufel! Hinaus!"

„Ah, wos! Is no allweil a Fleisch! Da waar oft oaner froh drum!" Sprach's, wickelte die ‚Karminadln' mitsamt ihrem fetten Leben schmunzelnd in ein Zeitungsblatt und ging aus der Stube.

Am Abend, als schon die blaue Dämmerung um die Berge träumte, kamen wir auf dem Heimweg an einer Hüterhütte vorüber, durch deren lückiges Balkenwerk ein roter Schein herausglostete.

„Schaugn mer eini!" sagt der Gidi. „Da kon i an der Gluat mei Pfeifl ankenten!"

Wir traten in die Hütte. Und wo Kohlen glühen, setzt man sich gerne nieder. So saßen wir und schwatzten. In der dunklen Ecke hinter dem Herd war etwas Haariges und Plumpes, das sich träg bewegte und mit dem Atem rasselte wie ein Bär im Winterschlaf.

Da sagte der Gidi: „Hansl? Mogst a Fleisch?"

„Ah woll! So ebbes mog i allwei!" klang es aus der dunklen Ecke.

Der Urmensch nahm aus seinem Rucksack ein in Zeitungspapier gewickeltes Packerl.

Ich begriff — der Ekel schüttelte und jagte mich — aber die Neugier hielt mich fest; ich wollte den Moment nicht versäumen, in dem der Gidi den Dank seiner schenkenden Barmherzigkeit an den Kopf bekäme.

In aller Gemütsruhe, ganz ernst, begann der Urmensch die Lebensgeschichte eines Gemsbockes zu erzählen, den er im verwichenen Herbst unter dem ‚Luderer Gwänd' erlegt hatte. Dabei raschelte in der dunklen Ecke das Zeitungspapier. Und während der Gidi erzählt, wie der Bock die Gais zu treiben begann, sagt der Hansl: „Herrgott! Is dös aber mürb! Dös laaft oam ferm über d' Finger abi."

„Gelt, Manndele? So ebbes Guats hast im Leben no nia derwuschen?"

„Na!"

Und der Gidi erzählt: „No also, und wia der Bock die Goas so unter der Wand hintreibt und in fünf Minuten dreimal stellt . . ."

Aus der dunklen Ecke hörte man immer wieder ein leises Knacken, wie wenn ein Bub auf grüne Stachelbeeren beißt. Und dann frägt der Hansl: „Was muaß denn dös sein, was i da allweil derbeiß?"

„Woaßt, da san Weimberln drin."

„Gelt, ja! Hab mer's aa scho denkt! Weil's gar a so süaßelet!"

Mit einem Sprung fuhr ich zur Hütte hinaus.

Als mir der Gidi nach einer Weile in der Dunkelheit nachkam, sagte er: „Schaugn S', so ko ma oft oam Menschen a Freid machen! Freili hat alls seine zwoa Seiten ... aber bal oaner bloß die guate siecht ..." — —

Eines Nachmittags, in den schwülsten Hundstagen, lagen wir in der Jagdhütte auf dem Heukreister und hielten Siesta. Die Glut des Tages und die Mucken quälten uns — Mucken von allerlei Arten.

„Du, Gidi!"

„Was?"

„Weißt du, das ist ja wunderschön . . . die Jagd, so den ganzen Sommer . . . aber manchmal möchte man doch ein bisserl Abwechslung haben."

Er verstand mich gleich. Denn auch der Urmensch war dem ewig Weiblichen nicht feind, das uns hinanzieht. Sich halb im Heubett aufrichtend, tat er seinen Lieblingsfluch: „Sakrament no amal! Jetzt dös is gspassi! Grad hab i aa dran denkt!" Eine Weile sinnierte er vor sich hin. Dann bekannte er mit rührender Offenheit: „Daß mer da bei uns umananander lauter Alte auf die Sennhütten haben, da bin fei i dran schuld! Dö Bauern lassen koa Junge nimmer auffi." Wieder studierte er und hielt die feucht schwimmenden Augen auf den grellen Sonnenfleck des Fensters gerichtet. Und schlang die Arme um die aufgezogenen Knie. „Sakrament no amal!" Jetzt sah er mich an, mit schmunzelndem Gezwinker. „Sö! Glei überm Berg da drent, da wußt i an Alm. Sieben Hütten stengan beinand auf'm schönsten Fleck. Und sieben Sennerinna! Mudelmollete Weibsbilder! Und oane säuberer wia die ander! ... Sakrament noamal!" Er stieß mich mit dem Ellbogen an. „Was moanen S'? Springa mer ummi, morgen in der Fruah?"

„Wie weit haben wir denn da hinüber?"

„Ah wos! So a Katzensprüngl!"

„Na ja, aber . . . da drüben kenn ich doch niemand?"

„Bal Eahna i rekommandier!"

Jetzt konnten wir schlafen, trotz Hitze und Mucken!

Früh um zwei Uhr weckte mich der Gidi. „I'earst machen mer unser Pirsch! Der Earnst geht allweil für. Und bal mer um Achte marschieren, kumma mer allweil no fruah gnuag ummi."

Ein wundervoller Morgen war's. Doch in der milden Kühle schien alles grüne Leben schon zu zittern vor den Gluten, die der Tag wieder bringen würde. Es gab an diesem Morgen mehr zu schauen als zu jagen. Denn das Wild begann sich schon zu verschliefen, als der erste Sonnenglanz die Bergspitzen anleuchtete.

„Heut bideut's uns nix!" sagte der Gidi um halb Sieben. „I moan, mier marschieren glei!"

Ich nickte.

So begannen wir die Wanderung, der Gidi mit hetzenden Schritten voraus, ich hinter ihm drein. Eine Hitze kam, daß ich erst die Joppe und dann die Weste herunterzog und in den Rucksack stopfte. Und immer rann

ein Gesicker von heißen Tropfen über Stirn und Wangen, über den Hals und über den Rücken. Und keine Straße! Nur ein schlechter Fußweg, bald über Geröll, bald über Wurzelwerk! Und immer hinauf und hinunter, hinauf und hinunter!

Gegen elf Uhr sagte ich: „Du! Wie lang dauert denn bei dir ein Katzensprung?"

Er lachte. „Jetzt haben mer's bald!" Aber auch ihm war es heiß geworden unter dem zwiebelgelben Hut. „Sakrament no amal!" Er wischte mit der Faust über die Stirne.

Hinauf und hinunter! Und wieder hinauf, so steil, daß ich vor Ingrimm über meine Erschöpfung zu fluchen begann. Jeder Faden klebte mir naß am Leib. Und die Sonne brannte auf die Steine her, daß alles waberte in der Luft. In dem niederen Latschengestrüpp keine Flocke von Schatten! Nirgends ein Tropfen Wasser, nirgends ein Laut, kein Vogelruf — nichts, nichts, nichts, was an Leben hätte denken lassen. Alles, was lebte, schien verschmachtet in dieser Schwüle. Und der harte Steinboden glutete, daß mir die Schuhsohlen heiß wurden. In die Höhe konnte ich nimmer schauen — so blendete der gleißende Sonnenglanz, der über die weißen Kalksteinwände ausgeschüttet lag. Ich mußte immer mit gesenktem Kopf und halbgeschlossenen Augen gehen.

Um ein Uhr sagte ich: „Gidi! Jetzt leg ich mich hin und stehe nimmer auf vor Nacht!"

„Sakrament no amal! Dö paar Sprüngln bis da auffi wearn S' wohl no dermachen! Von droben siecht ma dö sieben Hütten scho!"

„Na also! In Gottesnamen!"

Als wir den kahlen Grat erreichten, deutete der Gidi: „Da schaugn S' her! Da haben mer jetzt dö sieben Hütten vor der Nasen!"

Ich spähte mit meinen brennenden Augen in die Tiefe. Steingeröll, über dem die Hitze flimmerte und wogte! Dann Wälder und Wälder! Und in der Ferne ein graublauer Dunst!

„Wo denn, Gidi?"

„Ja san S' denn blind? Da liegen s' ja glei, dö Hütten ... glei da draußt, wo d' Sunn a so nebelet!"

Ich schwieg. Und wischte mit dem nassen Taschentuch über Gesicht und Hals. Und atmete auf — nur weil es bergab ging! Nach einer halben Stunde erreichten wir den ersten Fichtenstreif. Waldschatten! Du wundersame Köstlichkeit! Wie ein Berauschter taumelte ich durch dieses kühle Grün. Eine Quelle! Und ein Trunk, so gierig, daß es klunkerte im leeren Magen! Und jetzt ein Bach! Sich waschen können! Ein Fußbad nehmen! Wie viel herrliche Reize, wie viel namenlose Süßigkeiten doch das Leben hat!

Aber der Gidi fluchte: „Sakrament no amal! So vertragen mer die beste Zeit! Wal mer uns net tummeln, derwischen mer koane nimmer! Dö müassen auf'n Abend ihr Vieh eintreiben!"

Was ich mir bei dieser Mahnung dachte, verschwieg ich vor dem Gidi. Und schnürte ohne Uebereilung meine Schuhe wieder zu, die ich zur Abkühlung in den Bach gestellt hatte.

Gegen vier Uhr nachmittags erreichten wir die Alm mit den sieben Hütten. Und als ich mich in der Landschaft orientierte, machte ich die Entdeckung, daß wir durch drei Oberförstereien durchgewandert waren. Seit zwei Uhr morgens auf den Beinen! An einem solchen Tag! Bei dieser sengenden Glut! Vierzehn Stunden hatte der ‚Katzensprung' des Egidius Trumpf gedauert. In welcher Gemütsverfassung ich war, das könnt ihr euch denken!

Doch der Urmensch beutelte sich in schmunzelndem Vergnügen „Jetzt passen S' aber auf!" Er gab mir schäkernd mit der Faust einen Puff in die Seite und spazierte auf die erste von den sieben Hütten zu. „Da drin, da haben mer glei die säuberste von alle! Ja! Und Röserl hoaßt s'. Dö hat Schmalz an der Latten! Bei der, da bleiben S'! I schaug mer nacher scho um ebbes!"

Wir traten in die Hütte.

„Grüaß Gott, ös Zwoa!" sagte das Röserl, das beim Herd stand und die blaue Schürze herunternahm — ein dickes, schwarzhaariges Weibsbild mit knallroten Wangen, deren Haut von Frost und Hitze aufgesprungen und bläulich geädert war wie die Nase eines Weinbeißers. Das Gewicht dieser holden Weiblichkeit durfte man gut auf zwei Zentner schätzen. Wenn das Röserl sich in Bewegung setzte, gingen die mächtigen Hüften auf und nieder gleich einer schweren Schaukel. Und beim Anblick des Urmenschen lachte diese vollerblühte Rose, wie ein Knecht meines Vaters immer zu lachen pflegte, wenn die Leberknödel aufgetragen wurden.

Der Gidi begann auch gleich seine lustigen Redensarten zu machen, die das Röserl nicht ungerne zu hören schien.

Ich legte inzwischen mein Jagdzeug ab. Dann steckte ich den Kopf in einen Wasserkübel, rieb das Haar mit der Joppe trocken, ließ mich auf den Herdrand nieder und streckte langsam die Beine — sehr langsam.

Während ich mir eine Zigarette anzündete, ging das Röserl zum Brunnen, um frisches Wasser zu holen — „der Herr kunt ebba no oans brauchen!" Gidi tappte lachend hinter diesen zwei schaukelnden Zentnern her und zwinkerte mir von der Türe mit wohlwollender Gönnermiene zu.

Draußen hörte ich die beiden wispern.

Und als das Röserl den Kübel mit dem frischen Wasser in die Sennstube brachte, sah mich das gute Ding halb verlegen und halb prüfend an und sagte: „Jetzt muaß i auffi auf d' Leiten und 's Vieh eintreiben. Gehts ebba mit?" Sie sah nur mich an, fügte aber zögernd bei: „Des zwoa?"

Auch der Gidi sah mich an. „No also?" Und machte dazu eine Handbewegung wie eine Köchin, wenn sie Schaum schlägt.

„Ich danke! Nein! Geht nur . . . ös zwoa! Ich lege mich schlafen!"

Das Gesicht, das der Urmensch machte, kann ich nicht schildern. Ganz sprachlos war er. Und schüttelte immer den Kopf, während er hinter dem Röserl zur Türe hinausging — um das Vieh einzutreiben.

An der Türe, die von außen zugedrückt wurde, klapperte was. Aber ich achtete nimmer darauf, sondern riß so flink wie möglich meine Kleider herunter, um den Wasserkübel über meinen Nacken auszuleeren. Dann suchte ich eine Ruhestatt für meine mürben Knochen. Zuerst probierte ich's

in der Kammer, im Kreister der Sennerin. Aber in diese muffige Seegrasmatratze waren Löcher und Höhlungen eingedrückt, in denen sich meine etwas herberen Formen nicht behaglich fühlten. Und in dem engen Bretterverschlag dunstete eine Hitze, um verrückt zu werden. Ich sprang wieder auf und legte mich in der Sennstube platt auf den Lehmboden. Aber kaum war ich eingeschlafen, da weckten mich die Fliegen und Schnaken wieder, die mich zu Hunderten mit hochsingenden Tönen umsumsten und so gierig auf mich einflogen, als hätten sie, beim Röserl an fette Kost gewöhnt, nun plötzlich Geschmack an einem mageren Bissen gefunden.

Aber draußen war ja der Abend nah — da mußte doch irgendwo ein kühles Plätzchen zu finden sein! Ich fuhr in die Kleider. Und nun kam eine Ueberraschung — der Urmensch und das Röserl hatten von außen die Türe versperrt, um meinen süßen Schlummer vor Störungen zu bewahren. Bei dieser Entdeckung befiel mich etwas, das der Tobsucht ähnelte. Aber schließlich gewöhnt sich der Mensch an alles, auch an die schwüle Kammer, die nach dem Röserl duftete, an sumsende Fliegen und Schnaken. Um mir die Zeit zu vertreiben, nahm ich mein Fernrohr, setzte mich an das kleine Fenster und begann den Berghang, der da drüben in der Abendröte vor mir aufstieg, nach Hochwild und Gemsen abzusuchen. Und während ich das Fernrohr so hin und her gleiten lasse, kommt mir plötzlich etwas Merkwürdiges ins Glas — etwas Merkwürdiges, das ich nicht gleich erkannte, weil es von einer Erlenstaude überschattet war. —

Eine Stunde später, als es schon zu schummern anfing, näherte sich der Hütte ein sanftes Geläut, das mit fünf Tönen zu einem Akkord in Moll gestimmt war — die Glocken der Kühe, die da eingetrieben wurden! Dann nebenan im Stall ein ohrenbetäubendes Gebimmel.

An der Türe rasselte was. Und das Röserl kam mit dem Urmenschen in die Stube. Die beiden sprachen vom Wetter, und der Gidi schwor bei allen Heiligen, daß es morgen wieder den schönsten Tag geben würde, mit ‚flamenaperem' Himmel — das sollte heißen: nicht mit dem kleinsten Wölklein im Blau!

Das Röserl fing zu kochen an. Aber der hungrig gewordene Urmensch wollte vorweg einen Bissen Brot haben. Die Sennerin legte ihm den schwarzen Laib auf die Bank, und der Gidi griff nach seiner Messertasche. „Sakrament no amal! Wo hab i denn mein Gnicker?"

Da sagte ich: „Der ist dir droben bei der Erlenstaude aus der Hose gefallen."

Das Röserl drehte langsam das knallrote Gesicht über die Schulter. Und der Urmensch sah mich an, als hätte er Sorge um meinen Verstand. „Ja Sakrament no amal! Woher wissen S' denn dös?"

„Weil ich's mit dem Perspektiv gesehen habe."

Unter grillendem Schrei und mit einer Flinkheit, die ich diesen zwei Zentnern gar nicht zugetraut hätte, sauste das Röserl zur Türe hinaus. Der Gidi aber stellte sich breitspurig vor mich hin, stemmte die Fäuste in die Hüften und brach in sein brüllendes Lachen aus. „Sakrament no amal! Dö haben S' aber guat derwuschen!"

Es wurde finster. Aber das Röserl ließ sich nimmer blicken. Der

Urmensch ging, um das Mädel ‚zur Vernunft‘ zu bringen; doch kam er allein zurück. „Dös damische Luader geht nimmer eini! Net um a Gschloß!“

Um für das Röserl die Luft wieder rein zu machen, entschloß ich mich, noch die Stunde bis zum Dorf hinunterzuwandern. Der Gidi wollte mich wohl bereden, meine Ruh in einer der sechs anderen Hütten zu suchen. Aber ich schüttelte energisch den Kopf.

„Sö san aber aa scho so a Hoakliger!“ meinte der Urmensch verdrossen. Und als ich hinauswanderte in die stille, schwüle Nacht, in der die Sterne ruhig funkelten, sagte er: „Marschieren S’ nur derweil voraus! I muaß mein Gnicker no suachen. Sakrament no amal! Den laß i net dahint, net ums Verrecken!“

Am anderen Morgen, gegen 9 Uhr, kam er drunten im Wirtshaus angerückt.

„So lang hast du suchen müssen?“

„Ah na! Mein Gnicker hab i glei wieder ghabt. Aber in die andern sechs Hütten hab i no a bißl hoamgarten müassen. I laß hinter meiner net gern a Bileidigung zruck ... so Weibsbilder, dö san oft empfindle ... da hoaßt’s nacher glei: es waar oaner z’stolz!“

Statt zu lachen, guckte ich in Sorge zum ‚flamenaperen‘ Himmel hinauf, an dem die Sonne brannte, daß herunten über allen Steinen schon die Luft zu flimmern begann.

Und 15 Stunden nach Hause! Auf und nieder, auf und nieder, auf und nieder!

Gegen Mitternacht, mit talergroßen Blasen unter den Sohlen, kam ich heim nach Fall. Und mußte acht Tage lang auf alle Jagd verzichten.

Der Förster fragte: „Was is denn mit’m Herrn Dokter?“

„Mei’,“ lachte der Urmensch, „nix aushalten tuat ’r halt! Weil ’r allwei Söckeln tragen muaß, statt daß ’r nacket einischlupft in d’ Schuach! So a Stodtgwax, so a zaartles!“

„Habts a grobe Pirsch gmacht?“

„Net amal! A bißl auf Rekerazion sammer gwesen, und da hat’s eahm en Hamur derkeit. Natüarle, und bal der Mensch koan Schwung hat, marschiert ’r se schlecht.“

Dieses Zwiegespräch, das ich durch die Türe mitanhörte, gab mir meine gute Laune wieder. Aber seit damals bekomme ich immer einen heiligen Schreck, so oft ich einen Jäger das Wörtlein ‚Katzensprüngl‘ sagen höre. —

In der folgenden Woche stiegen wir wieder zur Lärchkogelhütte hinauf. Und während wir auf rauhem Pfad die Schutthalde unter dem ‚Luderer Gwänd‘ überschreiten, merke ich, daß mit dem Urmenschen irgend was los ist. Er blinzelt immer so sonderbar über das Berggehänge hin, schmunzelt so merkwürdig und macht unglaublich vergnügte Schweinsäugelchen.

„Gidi? Was ist denn?“

„Was soll denn sein? Nix! Ah na! Gar nix!“

Aber dieses geheimnisvolle Gezwinker in seinem Gesicht wird immer fideler. Noch ein paarmal frage ich und bekomme immer die gleiche Antwort.

„Nix! Gar nix!“

„Gidi! Ich weiß doch, daß du lügst!“

Er lachte, als hätte ich irgend etwas wahnsinnig Komisches gesagt.

Nach hundert Schritten blieb er aus eigenem Antrieb stehen, sah mich mit seinen kleinen Blitzaugen an, kicherte in Glückseligkeit wie ein sanft Beschwipster und winkte mir mit einer kindlich grotesken Fingerbewegung. „Kummen S’! I zoag Eahna ebbes!“ Immer vor sich hinkudernd stieg er über das Geröll hinauf, am Rand eines Steingrabens, der halb mit Felsschutt angefüllt war. Jetzt blieb er stehen, spähte schmunzelnd nach allen Seiten, ließ sich auf die Knie nieder, und mit heimlich fidelem Geschäcker, wie man einen lustigen Knabenstreich beginnt, so fing er an, in dem Graben die Felsbrocken beiseite zu räumen.

„Da!“ Sein Gekicher erstickte ihm fast die Stimme. „Schaugn S’ eini!“

Ich beugte mich nieder. In dem Felsschutt lag eine Höhlung offen, wie ein großer Fuchsbau. Doch als ich hineinspähte, fuhr ich erschrocken zurück — in dem Dunkel da drinnen flimmerte das weiße Skelett einer Menschenhand.

Für meinen Schreck hatte der Gidi keine Augen. Er kicherte und schmatzte vor Vergnügen, während er das dunkle Felsloch mit Steinbrocken wieder sorglich vermauerte. Und jedes Wort, das er sprach, war begleitet von einem halb unterdrückten Lachen: „Den hab i, hohohoho, da droben abigschossen vom Grat! Hehehehe! Koan Maunkser hat ’r nimmer gmacht, und, hohohoho, wie er dringlegen is im Graben, hehehehe, da hab i a Stoanlawin drüber abilassen! Hohohoho! Den findt net amal unser Herrgott am jüngsten Tag! Hihihihi!“ Er drückte die Fäuste vor sein Gekicher und schüttelte sich in fideler Wohligkeit.

Mir rann ein kalter Schauer über den Rücken. Aber ich habe durch fünfundzwanzig Jahre niemals wieder im Gesicht eines Menschen solch einen leuchtenden Ausdruck von Behagen, Verschmitztheit und schattenloser Freude gesehen, wie damals im Gesichte des Egidius Trumpf.

Und da soll nun unsereins, mit Plato, Paulus und Goethe in Herz und Kopf, solch ein eisenknochiges und stahlgemuskeltes Exemplar der Schöpfung kapieren! Der Namenlose, den der Gidi vom Grat der Luderer Wände kalt herunterschoß — vielleicht war’s der Holzknecht mit der Zinnkugel und dem ‚Kkreizl‘? — dieser Namenlose war ein Wilddieb, ein Schaden für das Revier, eine schleichende Gefahr für das Leben der Jäger. Gut! Aber er war doch auch ein Mensch! Und das ist dem Gidi niemals eingefallen. Der hatte nur seine ‚damische Freid‘, so oft er unter dem ‚Luderer Gwänd‘ über die Schutthalde marschierte und kichernd hinaufblinzelte zu dem Felsgeröll im Steingraben.

Und da fürchte ich wieder, daß ihr den Urmenschen nicht seht, wie er war. Ich hatte ihn lieb. Aber wenn ich ihn schildere, kann ich nur sagen, wie er aussah, nur erzählen, was er tat. Doch es fehlt dabei der tobende Pulsschlag, der in seinem Leben war. Um ganz zu verstehen, daß ich nach einem Vierteljahrhundert noch mit Freude an den Gidi denke, hättet ihr ihn sehen müssen, im Stahlbild seiner Kraft, mit dem zurückge-

schobenen Hut und mit dem bläulichen Netz an den Schläfen, in diese verrückten Schönheit seines Zornes!

Und dann sein wilder, urmenschlicher Tod! Ein Tod, bei dem ich mi sagte: so und nicht anders mußte der Egidius Trumpf sein Leben enden.

Da war er gegen Ende der achtziger Jahre nach Bartholomä versetz worden, in jene einsame Wartei am Königssee.

Eines Sonntags, als sich der strenge Winter schon zum Frühjah wenden wollte, war der Gidi ‚auf Rekerazion' in Berchtesgaden drauße und schluckte vergnügt sein gewohntes Quantum, so an die zwanzig Maß Am Abend setzte er sich noch zu Königssee vier Stunden beim Schiff meister in der Schwemme fest. Um Mitternacht wollte er über den gefrorenen See nach Bartholomä hineinwandern. Das versuchten sie ihm auszureden — seit drei Tagen, bis zum Morgen des Sonntags, hatte der Föhn geblasen, das Eis war von breiten Frageln durchrissen, und überall quoll schon das Wasser heraus. Aber der Gidi in seinem Kraftgefühl meinte lachend: „Bin i aussikemma, kumm i eini aa! Und hupfen kon i no allwei." Dabei machte er, mit den fünfundzwanzig Maß im Magen, einen tischhohen Sprung. Und wanderte los in der stillen Frühlingsnacht.

Am Morgen, als der Urmensch zu Bartholomä nicht eingetroffen war, stellte der Förster am Ufer den Tubus auf und sah im Weitsee draußen auf einer Stelle, so groß wie eine große Wiese, das Eis in Scherben geschlagen.

Weder in Bartholomä, noch in den Holzerhütten am Ufer, noch in Königssee hatte man in der stillen Nacht einen Schrei vernommen. Der Urmensch und um Hilfe schreien? Nein!

Stumm hatte Egidius Trumpf seine letzte Arbeit getan. Als er eingebrochen, war er vermutlich nüchtern geworden. Und hatte mit allem Aufgebot seiner eisernen Kraft sich zu retten versucht. Aber jede Scholle, auf die er sich hinaufschwang, brach wieder mit ihm hinunter. Immer wieder tauchte er auf und klammerte sich mit zäher Kraft an das Leben. Sein Hut schwamm wohl im Wasser oder war unters Eis geraten — den konnte er nimmer zurückschieben über die Stirne — doch an den Schläfen wuchsen ihm sicher vor Zorn die bläulichen Netze. „Sakrament no amal!" Er griff und lupfte, sank und hob sich, und zerbrach in weitem Umkreis mit seinen Knieen und Ellbogen die morsche Eisdecke. Lange Stunden muß er so gekämpft haben, fast bis zum Morgen. Und als das kalte Wasser seine ringenden Glieder starr machte und der letzte Nerv seiner Kraft erlahmte, sank er lautlos in die Tiefe.

Am Morgen fuhren sie von Bartholomä mit dem Eiskahn hinaus. Beim Anblick dieses weiten Feldes zerschlagener Schollen sagte der Förster: „Jesus Maria! Dös schaugt ja aus, als waar a Bergbruch einigfahren!"

Sie fanden nur einen zwiebelgelben Hut. Sonst nichts.

Die Verteidigung Roms.

Von Ricarda Huch in München.

Der Ausbruch der Revolution unter Pius IX.

Im Sommer des Jahres 1846 bestieg der Kardinal Mastai unter dem Namen Pius IX. den Stuhl Petri. Das stumpfsinnige Regiment seines Vorgängers, Gregors XVI., hatte im Volke die Neigung erregt, von der Zukunft das Höchste zu hoffen, und da unter den patriotischen Männern, die damals Ratschläge gaben, wie das zerrissene und namenlose Land des Apennin zu heilen sei, einer war, nämlich Vicenzo Gioberti, der den römischen Papst als den ältesten und volkstümlichsten Fürsten der Halbinsel für den erklärte, der bestimmt sei, die vielen kleinen italienischen Staaten in seiner Hand zusammenzufassen und Italien zu nennen, war das Ergebnis der Wahl mit größerer Erregung als je erwartet worden. Von Giovanni Mastai-Ferretti war nicht viel bekannt, als daß er ein freundlicher, das Gute wollender Mann sei; zunächst indessen hoffte die Partei der Jesuiten ebenso sich seines Willens zu bemächtigen wie die der Patrioten. Zu den letzteren gehörte der Barnabitenpater Ugo Bassi; er eilte nach Rom und erhielt die Erlaubnis, im Kolosseum zu predigen; aber die gregorianische Partei, die noch herrschte, riet dem Heiligen Vater, wenn er denn einem Anhänger der Revolution, als welcher Ugo Bassi galt, das Wort gestatten wolle, ihn durch einen gegebenen Vorwurf der Rede, wie zum Beispiel die Süßigkeit der Armut oder die Wunderkraft des heiligen Namens Maria, zu binden. Ugo Bassi wählte die Süßigkeit der Armut. Die vielen jedoch, die um die Zeit des Ave Maria nach dem Kolosseum wanderten, erwarteten unter dem gemeinplätzigen Titel etwas ganz andres, das, was in den Herzen wühlte und nicht ans Licht durfte, auf irgendeine Weise zu hören: Freiheit, Vaterland, Größe und Auferstehung.

Der aus Bologna gebürtige Bassi war siebenundvierzig Jahre alt und schien, wenn er redete oder sonst erregt war, ein Jüngling, in Augenblicken der Müdigkeit oder Trauer ein alter Mann zu sein. Wie die weit auseinander stehenden Augen ihm etwas kindhaft Unbewußtes gaben, war auch der Ausdruck seines Gesichtes oft wie der eines Kindes, das seinen Träumen und Spielen nachhängt; aber diese Weichheit der Züge hatte alle Gefühle gelockt, darin zu spielen und sie aufzulösen. Er war sparsamer an Gebärden, als seine Landsleute zu sein pflegen, und im Beginne seiner Reden war es ihm anzumerken, daß er furchtsam, ja fast mit Widerwillen aus der reichen

Verborgenheit seines Innern hinaus unter das Volk trat; allmählich verg er seine Zuhörer über den Phantasien, die er seiner Seele entlockte, u ließ sich von Eingebungen der Minute hinreißen. Er stand, als das Publik sich versammelte, auf der Kanzel, die Benedikt XIV. zum Schutze des he nischen Gebäudes hatte anbringen lassen, stützte sich mit dem linken A auf die Brüstung und betrachtete ein paar bunte Blumen, wie sie zwisch den Steinen hervorwuchsen, und die er im Hinaufsteigen gepflückt hat Päpstliche Wachen waren rings um die Mauern verteilt und blickten glei gültig auf das Zuströmen der Menge; dagegen hörte man die dröhnen Stimme des Angelo Brunetti die Eintretenden hierhin und dorthin weis und diejenigen, die sich um Plätze stritten, zur Ruhe mahnen, worauf s das Lärmen und Brausen jeweilen senkte.

Es gab damals keinen bekannteren und beliebteren Mann in Ro als Angelo Brunetti; Sohn eines vermögenden Fuhrwerkhalters, hatte das Geschäft des Vaters fortgesetzt und Reichtum damit erworben, er w gesund und stark, gutmütig, freimütig, schlagfertig und herzlich, er besa eine ebenso schöne wie gute Frau und wohlgetane Kinder, Ansehen un Zuneigung bei allen Ständen und wurde, da er eine gewisse Vollkommenhe des menschlichen Zustandes mehr durch die Gnade Gottes und der Natu als durch Arbeit erreicht hatte, der König von Rom genannt, ohne be seiner Freigebigkeit und Hilfsbereitschaft viele Neider zu haben. Das Volk dem er selbst angehörte, pflegte sich ihm unterzuordnen, weniger weil, was man sich von seiner ungemeinen Körperkraft erzählte, einschüchterte, als weil es wußte, daß er in ehrlicher Meinung zu seinem Besten handelte. Sein Gesicht mit den dicken Lippen, der kleinen Nase und den tierhaft großen und guten, strahlenden Augen erinnerte an den Typus der Neger; es spiegelte die Kraft und Lust eines üppigen Naturwesens wider, zugleich auch die Würde eines verantwortungsvollen Daseins. Er war fast immer in Begleitung seines ältesten Sohnes, des sechzehnjährigen Lorenzo, zu sehen, der außen und innen von seinem Vater verschieden war; seine Gestalt war schmal und geschmeidig, seine dunkeln Augen lagen tief, und, während er im Grunde ehrgeizig und hochfahrend, heiß in Haß und Liebe war, zeigte er sich nach außen herb verschlossen. Sie waren häufig uneins, unbeschadet blutstreuer Zusammengehörigkeit.

Als alle saßen, schien es, als wäre ganz Rom in den Mauern des alten Theaters zusammengedrängt: Volksfrauen waren da mit Kindern auf dem Schoße und solche, die ein säugendes an voller Brust hielten, Damen in hellen Kleidern und mit nickenden Federn auf dem Hute, und dazwischen brannten die feuerroten und violetten Mäntel der Geistlichen, die sich beflissen um die Frauen zeigten und hinter ihren Fächern mit ihnen flüsterten, ohne deswegen den berüchtigten Mönch aus den Augen zu lassen.

Dieser überblickte die Versammlung, grüßte Brunetti, den er kannte und der jetzt stramm wie ein Wächter am Fuße eines Strebebogens stand, mit einem Lächeln und fing an: Er schilderte die Armut, eine Pilgerin mit mütterlichen Händen, die geben und liebkosen, der die Waldtiere sich anschmiegen, unter deren bestaubten Füßen Quellen springen, die mit Himmel und Erde vertraut ist und den gottgeschaffenen Menschen der jungen Erde

dann das künstliche Dasein der Menschen zwischen entseelten Dingen, in unzugänglich aufgetürmten Verhältnissen, fern von den tiefen Paradiesesflüssen allgemeiner Qual und Wonne, die lebenstrunken machen. Dann sagte er, daß Gott nach seiner unerforschlichen Weisheit den Menschen den Trieb nach Reichtum eingepflanzt habe; daß der Reichtum gut sei, wenn er Gutes wirke; daß im Tumulte des Marktes die stille Pilgerin, die er geschildert habe, nicht leben könne; daß wer sich nicht ohne Anspruch absondern könne von der Welt, mit ihr drängen und streben müsse; daß jeder im andern die Spur göttlicher Abkunft verehren, daß das Leben nicht einem Rennen gleichen sollte, wo der Vordere nach dem Gestürzten nicht zurückblickt und das Publikum den Schnellsten bejubelt, den im Staube vergißt. Danach machte er eine Pause und fuhr langsamer und in einem veränderten Tone fort: „Ich sah einst eine Bettlerin in Lumpen und mit verstümmelten Gliedern, den marmornen Göttern ähnlich, die Barbaren zertrümmert haben. Sie streckte stumm bittend die Hand aus, und weil sie so herrlich und so ganz verlassen war, kniete ich vor ihr nieder und gab ihr, was ich besaß, alle die Almosen, die fromme Mildtätigkeit mir gereicht hatte; aber ihre trauernden Augen sagten: es ist nicht genug. Ich gab ihr meine Seele, mein Fleisch und mein Blut; doch sagten ihre Augen immer noch: es ist nicht genug. Ich möchte euch, euch alle zu dieser Bettlerin führen, damit ihr alles, was ihr hättet, hingäbet, bis sie genug hätte."

Die Blicke der Zuhörer, die anfangs mit Spannung an dem kühnen Manne gehangen hatten, von dem man wußte, daß er in Sizilien die Pestkranken gepflegt hatte und daß, wo er auch sprach, ein Hauch der Freiheit durch seine frommen Worte wehte, dann aber sich von ihm verloren hatten und zerstreut den steinernen Bogen gefolgt waren, die schwer und weich am grauen Abendhimmel hinwallten, kehrten hastig zu ihm zurück, als er die Bettlerin erwähnte, in der alle mit vertrautem Verständnis ein Bild Italiens erkannten. Man beugte sich hoffend vor oder horchte lauernd, fast flüsterten unbewußt sich lösende Lippen schon, was er verhüllte, den Namen des Vaterlandes, an dessen Auferstehen aus Knechtschaft und Verkommenheit die schaffenden und schwärmenden Geister des Jahrhunderts ihr Leben wagten; aber der Prediger ließ das angefangene Gleichnis fallen und ging unvermittelt zu der weiteren Ausführung seines Gegenstandes über, wobei er gleichmäßig bis zum Schlusse blieb. Als er aber geendet hatte und einige schon von ihren Plätzen aufgestanden waren, teils um den Mönch besser zu sehen, teils um Bekannte zu begrüßen, machte er ein paar Schritte von der Kanzel bis zu einer freien Stelle des Umgangs, ließ sich auf ein Knie nieder, zögerte noch einen Augenblick und sagte dann, die Arme nach oben ausbreitend, mit warmer Stimme in die bebende Stille hinein: „Gott segne Italien!" Beim Erklingen des geliebten und verhängnisvollen Namens erstarrte die Menge; plötzlich aber stürzten Tausende auf die Knie, und wie wenn der Frühling mit einem alten Zauber die Erde segnete und Wasser lebendig aus den erweichten Schollen quölle, antwortete ein tiefes Schluchzen dem Gebete der Revolution.

Nach einer Weile bewegte sich die gebannte Masse und ergoß sich die hohen Stufen hinunter Ugo Bassi entgegen; seine Hände wurden ergriffen

und von brennenden Lippen berührt, sein Name hallte von den ungeheuren Mauern wider, und diejenigen, die noch oben standen, rissen Büschel wilder Reseda und Stränge wuchernden Schlingkrauts ab, die über das Gemäuer hingen, und warfen sie unter Jubelrufen auf ihn hinunter. Es gelang Brunetti, sich zu dem Gefeierten durchzudrängen, und als er dicht an seiner Seite stand, flüsterte er ihm ins Ohr: „Auf hundert, die Euch anbeten, ehrwürdiger Vater, sehe ich einen, der Euch den Dolch ins Herz stoßen möchte. Solange Ihr in Rom seid, müßt Ihr erlauben, daß ich Euch begleite. Ich habe einige von diesen Leckermäulern erkannt, auch solche, die sich in schwarze Mäntel vermummt hatten, die Uebelkeit und Magenkrämpfe bekommen, wenn eine italienische Suppe auf dem Speisezettel steht."

Aus den tiefhängenden Wolken floß jetzt weich und lautlos wohlriechender Regen, unter dem die Menschen zu Fuß und in offenen Wagen in froher Unruhe hin und her wogten. Brunetti führte den Mönch, den er in seinen Schutz genommen hatte, in sein Haus vor der Porta del Popolo, und hätte sich gern in der Wirtsstube, die er zu ebener Erde hauptsächlich für seine Fuhrleute hatte, mit ihm gezeigt, sowohl um mit dem edeln Gaste zu prahlen, wie damit er beiläufig die richtige patriotische Gesinnung verbreiten helfe, doch verzichtete er darauf, als Bassi sagte, er sei müde und wolle lieber den Abend mit ihm allein in der Familie zubringen. Brunettis Frau, Lucrezia, stammte, wie er selbst, von einem altangesessenen Geschlechte; ihre Augen und Brauen und die starken Haare waren von schwarzer Farbe, sie hatte große regelmäßige Züge und hätte herrisch ausgesehen, wenn nicht die Wärme mütterlichen Liebens sie umgeben und die Fülle ihrer stattlichen Gestalt ihr einen Ausdruck von Behaglichkeit verliehen hätte. Sie hatte außer Lorenzo einen zwölfjährigen Sohn namens Luigi, der ihr Liebling war, und ein kleines Mädchen von vier Jahren, das dem Vater glich, sowohl äußerlich als insofern es ein sicheres und wohlgemutes Temperament hatte und die widrigen Dinge mit einem spaßhaften Einfall abzulenken wußte. Lucrezia regierte das Haus und die Kinder und die armen Leute, die von ihr abhingen, mit Liebe und Gerechtigkeit und hörte nicht ungern, wenn man sie die Königin von Rom nannte; aber wie sehr sie sich auch ihres Wohlstandes und des Ansehens, das sie mit ihrem Manne besaß, erfreute, so legte sie doch, als von Kind auf daran gewöhnt, keinen allzu großen Wert darauf, und der Stolz, der ihre schönen Brauen hob, ruhte zum größeren Teile auf dem glücklichen Besitze des geliebten Mannes und der vergötterten Kinder. Die Ansichten und Bestrebungen ihres Mannes teilte sie in bezug auf die Kirche, indem sie den Papst verehrte, von den Pfaffen im allgemeinen aber nichts wissen wollte und, obwohl sie fleißig zur Kirche ging, sich die Geistlichen mit Würde vom Leibe zu halten wußte, außer wenn sie ihrer aufrichtigen Gesinnung gewiß war; in bezug auf das politische Wesen, insofern sie einsah, daß üble Zustände im Kirchenstaate herrschten, daß es mit der Regierung schlecht bestellt sei und alles von Grund aus müsse geändert werden; jedoch für die übrigen Länder der Halbinsel hatte sie kein Interesse, weder für Neapel, noch für Piemont und die Lombardei, und fand es zwar natürlich, daß diese, wie alle Reiche der Welt, zu Rom als zu ihrem herrschenden Haupte auf-

blickten, nicht aber, daß die Römer sich mit ihnen einließen, und etwa gar in Formen, die der Heilige Vater mißbilligte. Es kam vor, daß sie darüber mit ihrem Manne und besonders mit Lorenzo, der noch weit revolutionärere Meinungen hatte als sein Vater, Streit bekam, aber während Brunetti dabei nicht selten in einen lärmenden, wenn auch kurzlebigen Zorn geriet — er hatte schon als Kind sowohl wegen der blinkend roten Farbe seiner Wangen, wie wegen seines leicht zum Aufflammen geneigten Temperamentes den Beinamen das Feuermännchen erhalten — gehörte es zu der Würde ihrer Natur, daß die Aeußerungen ihrer Gefühle nicht über ein ziemliches Maß hinausgingen, ohne daß sie sich sonderlich zu beherrschen brauchte.

Nachdem das Nachtessen eingenommen war, führte Brunetti den Gast in das für ihn bestimmte Zimmer, das eine Treppe höher gelegen war. Ugo Bassi öffnete ein Fenster und beugte sich weit heraus; es regnete jetzt stark, und durch die dunkle Nacht hörte man das leidenschaftliche Rauschen der Ulmen und Weiden auf den Parioliſchen Bergen, die man nicht sehen konnte; kaum waren die Umrisse der gegenüberliegenden Häuser zu erkennen. Indem er sich halb auf das Fensterbrett setzte, sagte Bassi zu seinem Wirt, er wolle ihm einen Traum mitteilen, den er vor einigen Nächten geträumt habe und an den er beständig denken müsse; und nachdem Brunetti sich dicht zu ihm gestellt hatte, erzählte er folgendermaßen: „Ich befand mich neben einer edeln Frau, die wie eine Gefangene oder Kranke schmerzhaft hingestreckt lag, und es war mir bewußt, daß dies Italien sei. Ich fühlte mit der Unglücklichen heftiges Mitleid und konnte doch, ich weiß nicht warum, nichts tun, um ihr zu helfen. Auf einmal drang aus ihrer verfallenen Brust ein Weheruf: Wer errettet mich? der meine Gefühle aufs äußerste erregte, so daß ich ihr mein Blut zu trinken gegeben hätte, wenn sie dessen bedurft hätte. Ich wollte Menschen rufen, damit andere ihr beistehen könnten, aber der Ort, wo wir uns befanden, war ein Raum ohne Weg und Steg, Richtung und Grenze, in dem meine Worte nicht weitergetragen wurden, sondern lautlos tot von den Lippen fielen. Nach einer Weile rief sie zum zweiten Male: Wer errettet mich? Und als sie es zum dritten Male gerufen hatte, antwortete eine Stimme: Ich! Es war eine Stimme, die den wüsten Raum mit Glanz und Klang füllte, eine solche, wie die Gottes gewesen sein mußte, als er sprach: Es werde Licht! und es Licht ward. Meine Angst, die Einsamkeit und das Gesicht selbst verschwanden, und es blieb in mir nur ein Zustand schwingender Erfülltheit, womit ich erwachte.“ Brunetti, der mit wachsender Spannung zugehört hatte, beugte sich ganz zu dem Freunde hinüber und fragte flüsternd: „Wessen war die Stimme? War sie des Heiligen Vaters?“ worauf Ugo Bassi eine Weile schwieg und sann, dann aber mit Entschiedenheit antwortete: „Nein, nein, nein! Als er mich vor einigen Tagen empfing, zitterte auch ich vor Erwartung und Hoffnung, daß sie es wäre, aber obwohl angenehm und nicht ohne Musik, ist sie mit jener nicht zu vergleichen. Jene, die ich im Traume hörte, war wie ein goldner Pfeil, der die Mitte der Herzen trifft, ohne zu verletzen, weich wie Tauwind und gewaltig wie ein schmetternder Marsch, von Trompeten geblasen, der Tausende

mit Lust in den Tod reißt; die des Papstes schmeichelt wohl dem Gehör, aber unterwirft sich die Seele nicht."

Brunetti, der sich mit mehreren andern Persönlichkeiten von Gewicht nach allerlei Anzeichen und Gerüchten die Ueberzeugung gebildet hatte, der neue Papst wolle und müsse der Erlöser Italiens werden, schüttelte bedenklich den Kopf und warnte den Priester, sich nicht von seiner Phantasie irreführen zu lassen. Dieser lächelte nnd wiegte beruhigend die Hand; dennoch sagte er, als sie sich trennten und nachdem er seinem Gastwirte gedankt hatte, zwischen Ernst und Scherz: „Ich gehe jetzt nach Bologna und weiter nach Ravenna; sollte ich irgendwo die Stimme meines Traumes hören, würde ich ihr gehorchen, und wenn sie mir geböte, Feuer an Sankt Peter zu legen oder den Heiligen Vater zu verfluchen."

Einige Zeit, nachdem Pius IX. die große Amnestie erlassen hatte, nach welcher allen politischen Verbrechern, die in den Kerkern des Kirchenstaates lagen oder in fremde Länder verbannt waren, freie Rückkehr gestattet werde, wenn sie versprächen, künftig nichts gegen die päpstliche Regierung zu unternehmen, sprach Angelo Brunetti auf der Piazza Navona zum Volke, um den ersten Amnestierten, die am folgenden Tage in Rom ankommen sollten, einen festlichen Empfang zu bereiten. Der geräumige Platz war voll von Menschen, unter denen sich neben Tagdieben und Herumtreibern auch viele Handwerker und Krämer, Herren und Damen der höheren Stände und Fremde befanden, nicht nur, weil der Gegenstand alle bewegte, sondern auch, weil es Sache des guten Tones war, den allbekannten Volksmann und König von Rom gesehen und gehört zu haben. Er stellte sich auf die zur Kirche der heiligen Agnes hinaufführenden Stufen, so daß er von überall her gesehen werden konnte, und sprach in ungesuchter, doch keineswegs kunstloser Weise mit musikalisch singendem Ton und starken, ausgiebigen Bewegungen, die besonders bei bedeutsamen Stellen, wo er sich ganz vergaß, außerordentlich machtvoll wurden. „Meine Freunde," sagte er, „haltet euch ruhig und horcht aufmerksam in die Runde. Was hört ihr? Das Bimmeln der Gebetsglocken, das Rasseln der Karren und Wagen auf dem Pflaster, das Trompeten der Esel, das feilbietende Geschrei der Obstverkäufer und Wasserträger und Zeitungsburschen. Hört ihr nichts weiter? Ich ja. Ich höre aus der Ferne ein unruhiges Rauschen, wie wenn ein Sturm käme und die Mauern Roms umschlingen wollte, ein Schluchzen, wie wenn die Erde unter Rom weinte, einen pochenden Marsch von Trommeln und Pauken, ein Stürzen taumelnder Schritte auf zitternden Steinen: Die Wiederkehrenden sind es! Rom, deine Wiederkehrenden, Rom, deine Kinder, die sich anbetend in deinen Staub werfen! Denkt es und fühlt es: Hier schwankten Rosengärten über kühlende Mauern; hier sprudelte lauterstes Wasser aus dem Gebirge der Brunnen; hier warfen dichtgelockte Bäume Schattengründe auf den heiligen Boden; hier thronte am Firmament Sankt Peters Kuppel und darüber die Sonne; hier begrüßten sich die Begegnenden in den schmelzenden Tönen unsrer glorreichen Sprache; indessen jene in Kerkerzellen, wie tote Hunde in den Graben geworfen, faulten oder in Ländern jenseits der Berge und des Meeres ihr Fremdlingsherz von gleichgültig Geschäftigten mußten zertreten lassen. Gott,

welche Heimkehr! Einst waren sie die Tapfersten und Trotzigsten und Besten und wagten ihr herrliches Leben an des Vaterlandes Freiheit; arm und siech und sterbend kehren sie wieder."

Er nannte dann Namen und Taten derer, die erwartet wurden, und pries sie, namentlich Giuseppe Galletti aus Bologna, einen ernsten und kühnen Mann, dessen Leben im Wechsel von Kampf und Leiden und neuem Aufschwung verflossen war, und Felice Scifoni, einen Römer von so gelassener Freiheitsliebe und Tüchtigkeit, daß er der Verfolgung der Mächtigen zwar nicht entging, aber von Beifall und Bewunderung oft übergangen wurde; und forderte alle auf, ihre Häuser mit Kränzen und Teppichen zu schmücken und durch feierliche Gegenwart den Duldern Dank und Ehre zu erweisen. Nicht minder aber, sagte er zum Schlusse, sei dem Heiligen Vater als dem Urheber der Gerechtigkeitsakte zu huldigen. Päpste hätten auf dem Stuhl Petri gesessen, die im Namen Gottes geschwelgt und gebrandschatzt, gekreuzigt und verflucht hätten, die den Barbaren, der die eignen Kinder geknechtet und beraubt hätte, „lieber Sohn" genannt und den Römer, der ihm hätte wehren wollen, in den Kerker geworfen hätten. Pius IX. hätte, wahrhaft ein Gesandter des Himmels, die Begrabenen auferstehen lassen, er löste alle Ketten und krönte die Freiheit, die von den Fürsten bisher als brandstiftende Zigeunerin von Haus und Hof gejagt worden wäre, zur Königin aus Gottes Gnade.

Es war bekannt, daß der Papst die Vesper in der Kirche der heiligen Dreifaltigkeit auf der Höhe abhalten würde, deswegen hatte Brunetti den Spanischen Platz zu dem Orte bestimmt, wo ihm die Huldigung wegen der Ankunft der Amnestierten sollte dargebracht werden. Als nun Pius aus der großen Pforte trat, die auf die zum Platze hinunterführende Freitreppe geht, um in seinen Wagen zu steigen, sah er ein Volk zu seinen Füßen, aus dessen Summen und Brausen bei seinem Anblick ein einziger, langanhaltender Schrei des Jubels aufklang. Es überkam ihn ein leichter Schwindel, so daß er den Arm seines Begleiters, des Kardinals Lambruschini, ergreifen mußte; doch war dies Gefühl ebenso reizend wie ängstlich, und er gab ihm lächelnd nach. Anfänglich sah er nichts als eine große bunte Bewegung, die über die Treppenstufen, über die Häuser und Dächer schwankte und von rötlichem Goldfluß überall durchdrungen war, denn die Sonne stand gerade über dem Platze; dann unterschied er ungeduldig stampfende Pferde vor Karossen, in denen nach feinster Mode gekleidete Herren und Damen aufrecht standen, wehende Tücher und Hunderte von Armen, die sich in hingebender Begeisterung nach ihm ausstreckten. Auf beiden Seiten der Treppe standen von unten bis oben Frauen in der Gebirgstracht, die Körbe voll Rosen auf den Köpfen trugen, und er bemerkte, als er sie wohlwollend betrachtete, daß sein Wagen, anstatt oben vor der Kirche, unten auf dem Platze wartete, damit er sich gleichsam zum Volke herablassen und seine Huldigung in Empfang nehmen müsse. Der Ausdruck von Ueberraschung und Freude, der sich in seinen Zügen malte und den er mit Absicht steigerte, um dem Wunsche seiner Verehrer zu genügen, entzückte alle, die es sahen, um so mehr, als sein Gesicht von Natur, besonders wenn es Freundlichkeit ausstrahlte, hübsch und einnehmend war. Als er sich anschickte, die Treppe

hinunterzusteigen, neigten die Frauen die Körbe, so daß die Rosen auf die Stufen stürzten und die besonnten Steine von ihrem Ueberfluß verhüllt wurden, und gleichzeitig wälzten sich die Rufe: „Evviva! Heil unserm Vater! Heil unserm König, dem Erlöser Italiens!“ ihm entgegen und schienen ihn stürmisch umschlingen und fortreißen zu wollen. Die Empfindung des Schwindels wurde in diesem Augenblick so stark, daß ihm war, als ob er sich in das laute Gewoge hineinwerfen müsse, und als ob das eine Lust sein würde. Tränen strömten über sein Gesicht, und als er die Arme zum Segnen erhob, war er sich nicht deutlich bewußt, ob er dabei dieselbe Mischung von herzlicher Liebenswürdigkeit und weltmännischer Würde an sich hatte, womit er vor großen Versammlungen aufzutreten liebte. Im Weitergehen zitterten ihm die Knie, so daß er glaubte, es müsse ihm jeder ansehen, dennoch wies er ungeduldig den Arm des Kardinals zurück, der nun hinter ihm die Treppe hinabstieg, und vollendete den Weg allein.

Am Wagen stand Angelo Brunetti mit lachenden Augen, vergnügt über den glücklichen Verlauf des Festes, und weil er zugleich sein eigenes Glück und seine Herrlichkeit weithin konnte glänzen lassen. Sein Anblick war dem Papste erfreulich, denn Kraft und Gesundheit waren ihm an Männern, die er sich ergeben wußte, angenehm, und die einfältige Geradheit und Herzensgüte des Volksmannes, der von der Schlauheit, die er besaß, aus einem angeborenen Hange zur Größe nur selten Gebrauch machte, bewunderte er zwar nicht, aber sie flößten ihm ein gewisses Zutrauen ein, wie man es etwa zu der Unschuld eines Kindes hat. Er ergriff geschickt die Gelegenheit, Brunetti gleichsam als dem Vertreter des römischen Volkes für die Huldigung zu danken, worauf er ihm die Hand zum Kusse reichte, dann stieg er unter fortwährend erneutem Jubel in den Wagen, der sich nur langsam Weg durch die Menge bahnen konnte. Als sie außerhalb des Gedränges waren, sagte Kardinal Lambruschini vorsichtig lächelnd: „Eure Heiligkeit glichen droben vor der Kirche unserm Heiland Jesus Christus, dem der Satan vom Berge herunter die Pracht der Welt zeigt.“ — „Die Rosen hatten Dornen,“ erwiderte Mastai schnell, „barfüßig hätte ich die Treppe nicht hinuntergehen mögen;“ konnte aber trotz der gutgelaunten Antwort seinen Verdruß über die Bemerkung des Kardinals nicht ganz verwinden und lehnte sich mit geschlossenen Augen in den Wagen zurück, wie wenn der große Auftritt ihn ermüdet hätte.

Brunetti trug Sorge dafür, daß die Worte, die der Papst zu ihm gesagt habe, allgemein bekannt wurden, nämlich: treue und furchtlose Männer wären ihm in dieser schicksalvollen Zeit vonnöten, und legte sie selbst dahin aus, daß der Heilige Vater kriegerische Ereignisse voraussehe, sei es, daß das Ausland sich der Liga, die er mit andern italienischen Staaten abschließen wollte, widersetzen sollte, sei es, daß er an die Ausbreitung der neuen Freiheit über die ganze christliche Erde dächte. Zwar konnte sich der Papst nicht entsinnen, etwas andres zu Brunetti gesagt zu haben, als daß er ein treuer und zuverlässiger Mann sei, und hatte jedenfalls, was immer er gesagt haben mochte, dabei nur die Absicht gehabt, etwas verlauten zu lassen, was dem Volke angenehm wäre; aber die ihm in den Mund gelegten Worte waren ihm nicht zuwider, und er erkannte sie bald als seine eigenen an, da

er mit Vorliebe von hohen Dingen und Taten, deren Mittelpunkt er selbst wäre, träumte und bis zu dem entscheidenden Augenblicke, wo gehandelt werden muß, seiner Phantasie einen Tummelplatz ohne Schranken gönnte.

Am 22. März, dem fünften Tage, den das Volk von Mailand gegen Radetzkys Kroaten kämpfte, saß Pius IX. mit den Kardinälen Lambruschini und Bernetti in einem Gemache des Quirinals und hörte den Bericht des Fürsten Corsini, Senators von Rom, über die Ereignisse an. Es sei nicht möglich, sagte Bernetti mit ungeduldiger Schärfe, daß die Mailänder der Oesterreicher Herr würden; die plötzlich aus dem Hinterhalt hervorspringende Wut des Volkes möge sie zunächst verwirrt haben; hätten sie sich wieder gesammelt, so müßten Tausende bewaffneter Soldaten mit einer Meute von Arbeitern und Vagabunden leicht fertig werden. — Das Volk werde angeführt von zahlreichen mailändischen Edeln, entgegnete Fürst Corsini, von denen viele neben Metzgern und Maurern auf den Barrikaden ständen; auch der Klerus beteilige sich nachdrücklich, nicht nur, daß Priester den in den Kampf Ziehenden das Abendmahl reichten, sondern man sähe sie Waffen aus den Händen der Toten reißen, um sie selbst gegen den Feind zu schwingen. Bernetti verzog seine dünnen Lippen und sagte ärgerlich errötend: „Den Klerus haben sich die Deutschen selbst gezogen; bei uns hat eine so zügellose Gesinnung nicht aufkommen können.“ — „Selten,“ versetzte Corsini; „indessen zählt Pater Ugo Bassi für viele.“ Der Papst fragte den Kardinal Lambruschini, der ans Fenster getreten war, wie es draußen aussähe; dieser drehte sich um und sagte lächelnd: „Fast als ob noch der selige Gregor statt Eurer Heiligkeit auf dem Stuhle Petri säße. Unsre Schweizer haben Raum und Muße, die Rosselenker des Phidias zu studieren.“ Corsini sagte erklärend, die Menschen wären in den Kaffeehäusern und vor den Zeitungsausgaben, auf neue Nachrichten begierig, man flüstere und halte den Atem an, um womöglich den Sturm von Mailand zu hören, und Pius fügte hinzu, es sei sein Wille, daß die lärmenden Huldigungen, die das Volk sich gewöhnt habe ihm darzubringen, aufhörten, nicht weil er dadurch belästigt würde, sondern weil sie darüber zu Müßiggängern würden. „Ich habe der Polizei Auftrag gegeben,“ bestätigte der Fürst, „dem Volke einzuprägen, daß es seiner üblichen Arbeit nachgehe, und daß jeder Versuch, Eure Heiligkeit mit Ovationen zu verfolgen, als strafbare Zusammenrottung solle betrachtet werden.“ Kardinal Bernetti lächelte nachdrücklich in Erinnerung daran, daß er den Mastai einmal in Tränen der Enttäuschung und Wut gefunden hatte, weil der jubelnde Zuruf des Volkes, als er sich zeigte, ausgeblieben war, nahm aber sogleich wieder eine unbefangene Miene an, als er sah, daß Pius erraten hatte, woran er dachte, und sich darüber ärgerte. „Unsre guten Römer werden froh sein, wieder arbeiten zu können,“ bemerkte Lambruschini, „und Eure Heiligkeit in ihren Werkstätten desto eifriger segnen.“

Fürst Corsini hatte sich eben empfohlen, um, wie er sagte, neue Nachrichten einzuholen, als Antonelli eintrat, ein großgewachsener, starkgebauter Mann von schwarzgelber Gesichtsfarbe und einem Ausdruck von Ueberlegenheit im Gesichte, der sich auf bewußtes, leidenschaftliches Wollen gründete. Er war keineswegs schön, sogar fast abstoßend durch die freche

Roheit seiner Züge, doch ging die Kraft eines unzähmbaren tätigen Lebens von ihm aus und unterwarf ihm nicht nur viele Frauen, sondern auch die schwächeren und trägeren Männer. Er hatte sich schon dadurch in der Gunst des Papstes festgesetzt, daß er der arbeitsamste und entschlossenste unter den Kardinälen war und, während jene noch disputierten und ratschlagten, immer schon etwas getan hatte, wodurch er so unentbehrlich geworden war wie in großen Häusern die Dienstboten, die das Getriebe im richtigen Gange halten und denen man dafür herrische Anmaßung und mancherlei Verschuldung hingehen läßt. Ganz besonders wohltuend aber berührte es den Papst, daß, da es Vorurteile der Moral oder Ehre für ihn nicht gab, er Skrupel und Quälereien des Gewissens nicht kannte und seinen Vorteil schlechthin mit einer Sicherheit verfolgte, die in Pius' Augen etwas Heroisches hatte. Schien es ihm, daß der Papst die Anwandlung hatte, eine eigne Meinung durchzusetzen, gab er im Augenblick nach, um bald darauf wieder alles nach seinem Gutdünken zu lenken, wenn die Tatkraft des Mastai erlahmte; in seinem Benehmen war er immer gleich, nicht unehrerbietig, aber kurz und knapp wie einer, der nicht viel Zeit zu verlieren hat, erheiterte aber seinen Herrn von Zeit zu Zeit durch einen derben Spaß oder ein sparsames Zeichen persönlicher Anteilnahme, womit er ihn stets in seine Gewalt bekam.

Er meldete, nachdem er die Hand des Papstes flüchtig an die Lippen geführt hatte, daß nach einem eben eingelaufenen Telegramme die Oesterreicher Mailand in der Frühe des Tages geräumt hätten, und fügte einen Fluch über den teuflischen Draht bei, der, kaum daß es an einem Orte brenne, den Funken an alle Enden der Erde trage und das Feuer verbreite. Die Kardinäle fingen lebhaft über die unerhörte Wendung zu sprechen an, verstummten aber, als die große Glocke des Kapitols anschlug und gleich darauf sämtliche Glocken Roms mit einem Geläute einfielen, das wie die Brandung eines stürmischen Meeres an die Feste des Himmels schlug. Wer dazu Befehl gegeben habe? rief Antonelli ärgerlich, doch da der Papst die Hand hob und sagte: „Laßt sein, es gefällt mir!", meinte er verbindlich: „So dürfte es auch mein Grabgeläute sein!" und verabschiedete sich, ohne die Bemerkung Lambruschinis: „Es könnte leicht unser aller Grabgeläute werden," zu beachten. Mastai entließ auch die andern, setzte sich, als er allein war, auf einen Sessel unter dem geöffneten Fenster, wo er selbst von draußen nicht gesehen werden konnte, und horchte.

Während das Klingen und Wogen seine Seele hob, zogen Bilder der unerhörten Kämpfe dieser Tage an ihm vorüber: er sah die blonden Lombarden, seinen Namen auf den Lippen, bluten, sterben, siegen; in Mailand, in Venedig, in Padua und Treviso, ja in den Bergen des Friaul flammte sein Name wie ein heiliges Feuer von Altären und Höhen; ohne eine andere Waffe als seinen Namen stürzten Greise, Frauen und Kinder siegesgewiß und todverachtend gegen den geharnischten Feind. Eine große Zärtlichkeit quoll in seinem Herzen auf und spannte seine Brust bis zu einem leisen Gefühl reizender Qual. Unterdessen hatte sich der Platz belebt, und in sein Träumen hinein hörte er das Geräusch zuströmender Menschen, trabender Pferde und rasselnder Wagen, zögerte aber, aufzu-

stehen und sich am Fenster zu zeigen. Kardinal Corboli Bussi, der jetzt eintrat, war ihm in diesem Augenblick erwünscht wie kein andrer, denn von ihm wußte er, daß er seine Gefühle teilte und zu bewundern bereit sein würde. Der edle Mann ging rasch auf den Papst zu, kniete vor ihm nieder und küßte seine Hand, ohne die Tränen zu verbergen, die reichlich aus seinen Augen strömten. Als er sah, daß auch in Mastais Zügen Rührung zuckte, rief er beschwörend: „Schämen wir uns dieser Uebermacht der Gefühle nicht! Ich bin ein Diener Gottes, und Ihr seid sein Stellvertreter auf Erden geworden, aber geboren sind wir beide Kinder Italiens!“ Er mußte innehalten, doch als er sich gefaßt hatte und die herzliche Begeisterung in dem weichen Gesichte des Mastai ihn ermutigte, fuhr er eindringlich zu sprechen fort: „Fragt jetzt den Verstand nicht mehr, nur das Herz hat heute recht mit seiner kindlichen Torheit und Weisheit. Gott hat zum erstenmale mit Italien gehalten; was geschehen ist, verkündigt seinen Willen. Verlaßt Italien nicht, verlaßt die Toten nicht, die Euren Namen auf den Lippen, selig starben! Erfüllt, was ein gutes, unglückliches Volk von Euch erwartet!“ Jetzt nahm die Bewegung auf dem Platze zu und lautes Geschrei: „Krieg! Krieg! Nieder mit Oesterreich!“ mischte sich in die üblichen Begrüßungen des Papstes. Gleichzeitig traten die Kardinäle, die den Palast nicht verlassen hatten, wieder ein; Lambruschini warf einen unwilligen Blick auf Corboli Bussi und sagte: „Die Polizei kann die Masse nicht bemeistern. Das Unkraut hätte früher sollen gereutet werden, ehe es so üppig wurde.“ Er sah sich herausfordernd um, ob jemand ihn wegen seiner Anmaßung zur Rede stellen wollte, dann, da niemand ihn anfocht, wandte er sich geradezu an den Papst, um ihm vorzustellen, daß er keinesfalls ein Bündnis gegen Oesterreich schließen dürfe; denn er argwöhnte, daß Corboli Bussi ihn bereits im entgegengesetzten Sinne beeinflußt hätte. Er müsse, sagte er, die menschliche Weise zu empfinden und zu urteilen aus dem Busen reißen, wenn er Papst sein wolle; ob er mit jenen Fürsten verglichen werden wollte, die aus Gewinnsucht und Eitelkeit, um ihr Reich zu vergrößern, sich mit den Nachbarn blutig raufen? Ob es dem höchsten Priester der Christenheit anständig sei, unter die Gladiatoren in die Arena zu springen? An irdischem Streit und Wettstreit wie ein Partner teilzunehmen? Wo wäre jetzt die Kirche, wenn die Päpste ihren schwachen und arglistigen Herzen hätten folgen wollen? Allein in seinem Gemache, unbelauscht, möge er Mensch sein, vor der Welt müsse seine Rede lauten: „Ich bin gleich Gott, wer mich anbetet, sei selig, wer mich leugnet, sei verdammt“; für ihn dürfe es nur Gläubige und Ungläubige geben. Corboli Bussi entgegnete schnell: „Jetzt handelt es sich nicht um Sachen der Kirche; nicht der Heilige Vater soll sprechen, sondern der König von Rom!“ — „Und was ist Rom?“ antwortete Lambruschini scharf. „Rom ist der Felsen Petri. Was Ihr Italien nennt, geht Rom nicht näher an als China oder Sibirien.“

Obwohl der Papst in theologischen Streitfragen bewandert war und es liebte, den Schiedsrichter zu machen, wogte in dieser Stunde das Gefühl in ihm zu hoch, als daß er dem Gegensatz der Kärdinäle hätte folgen mögen; eine unwiderstehliche Lust zog ihn zu dem Balkone, von dem aus er oft dem

Volke, das nach ihm verlangte, die Arme entgegengebreitet hatte. Noch hatte er keinen festen Willen auf eins gesetzt; im Augenblick aber, als bei seinem Erscheinen der Schrei des Jubels und der Macht laut wurde, der ihm galt, verwarf er alle Erwägungen, mit denen er sich vorher getragen und die man ihm aufgedrängt hatte, und ließ die schönen Wellen des allgemeinen Dranges über sich zusammenschlagen. Seine Stimme tönte deutlich in das jähe Schweigen der Menschen und das Glockengeläute hinein und sagte: „Der Herr hat Italien gesegnet! Laßt uns miteinander für die Toten beten, die um das Vaterland kämpfend gefallen sind. Gott gebe ihnen seinen Frieden!" worauf die Menschen auf die Knie fielen und der eherne Chor seine Worte in die Ewigkeit zu tragen schien.

Als er wieder in das Gemach trat, sagte er mit Nachdruck, sowie der König von Sardinien, Karl Albert, seine Waffen zum Schutze der Lombardei erhebe, sei es sein Wille, sich mit ihm zu verbinden und die Sache Italiens durch Truppen, falls Freiwillige sich anböten, zu unterstützen; Corboli Bussi küßte ihm die Hand, während die andern sich stillschweigend verneigten. Da sich Antonelli ihm näherte und ihm vertraulich mit ernsthafter Miene zuflüsterte: „Welchen Palast wollen Eure Heiligkeit dem Savoyarden einräumen, wenn Rom Hauptstadt von Italien und er König von Rom wird?" stutzte er, lächelte dann und drohte dem Kardinal scherzend mit dem Finger.

Es schien, als ob der vom Volke getragene Wille des Papstes obsiegen sollte; kaum hatte Karl Albert den Krieg gegen Oesterreich eröffnet, so strömte ein Heer Freiwilliger in Rom zusamen, das unter dem Befehl des General Durando und mit dem Segen des Heiligen Vaters ausgestattet, ungeduldig die Stadt verließ und ins Feld zog.

An der Grenze des Kirchenstaates blieb das Heer liegen, und man murmelte, daß dies auf Befehl des Papstes geschehe, der den Auszug zwar zugegeben hätte, um durch den Schein der Nachgiebigkeit das aufgeregte Volk zu beschwichtigen, aber keineswegs die ernstliche Absicht hätte, sich in einen Krieg gegen Oesterreich einzulassen. Brunetti versuchte diesen Argwohn zu zerstreuen und den Glauben an das patriotische Herz des Heiligen Vaters zu erhalten, insgeheim aber grollte er demselben, daß er dem Zweifel nicht durch ein klares Willenswort ein Ende machte. In den letzten Tagen des April kam Ugo Bassi vom Süden her durch Rom auf dem Wege nach Venedig, das zu gleicher Zeit wie Mailand die dort durch den Grafen Zichy nur gelinde vertretene österreichische Herrschaft fast ohne Blutvergießen abgeschüttelt hatte und die leicht gewonnene Freiheit tapfer zu verteidigen willens war. Auf die Bitte des Angelo Brunetti und des Fürsten Canino Bonaparte, der ein Haupt der Demokratie war, sprach er, bevor er weiter ging, noch öffentlich zum Volke vor der großen Kirche Santa Maria Maggiore, um es in seiner kriegerischen Stimmung zu bestärken, die eine gewisse Partei zu unterdrücken suchte.

Es war später Abend, denn er wollte sich nicht länger als einen Tag in Rom aufhalten; doch hatte sich die Kunde, daß er sprechen würde, schnell verbreitet und Zuhörer herbeigezogen, von denen viele auf der großen Freitreppe zu Füßen des Barnabiten lagerten. Indem er nach Süden wies,

hub er an: „Wenn wir jetzt auf jene Höhen stiegen, dorthin vielleicht, wo über wuchernden Paradiesen die letzten Steine von Tusculum aus dem Grase starren, oder auf den Gipfel der Volskerberge, wo zwischen Mauern, die Riesengeschlechter der Vorzeit aufrichteten, Räuber und Heimatlose sich verbergen, oder höher hinauf auf den Großen Felsen Italiens, dessen Stirne den Himmel stützt, würden wir unsre Herrin finden, der der Stern überm Haupte scheint. Er scheint durch die schwarzen Wolken, die der Sturm, der dort nicht ruht, über ihn hinjagt, und ihr Leib, um den das rote Kleid wie eine breite Fahne flattert, wankt nicht. Sie hält eine Geige auf dem Arm und spielt zum Tanz auf mit einem Bogen, der stählern durch die Nacht blitzt: es ist ein Schwert!" Der Mönch beugte sich bei diesen Worten vor, als ob er horchte, und die erregte Menge folgte seiner Bewegung; verworrenes Geräusch drang aus der Stadt und abgerissene Musik aus den Gärten des Pincio herüber. Dann fuhr er fort: „Die Töne fließen blutig von den Saiten, die das Schwert schneidet, und die Steine, auf die sie tropfen, und die Gebeine, die darunter liegen, entbrennen. Wer möchte nach dieser Musik nicht tanzen und sterben? Wehe dem, der den pfeifenden Reigen nicht hört! Wehe dem, der die rote Fackel, die von den Bergen flammt, nicht erkennt!

„Wenn der Morgen graut, wird unsre Herrin das Schwert begraben, vielleicht in einem leeren Sarkophag unterirdischer Grüfte, vielleicht unter Zypressen und Rosen, oder da, wo Meilen und Meilen nur das Gras der Heide wächst, damit wir es suchen und finden und sie erlösen. Es gibt Orden, die Männer ehren, und Ketten, die Frauen zieren, es gibt Ruhmeskränze und Reliquien, um die die Menschheit ringt, und das Kreuz ist heiliger als alles dies; aber wir wollen alles, alles lassen, um das Schwert zu suchen. Es ist schlank und schmal und grade wie ein Strahl aus der Sonne! unnahbar wie die schwarze Cypresse aus der Erde schießt, durchbohrt es die Luft! Dem springenden Blitze gleich glänzt es, zuckt und trifft! Seine Reinheit spiegelt den Himmel, doch will es Blut wie ein junger Rächer seines Vaters. Gesegnet sei, der es findet, gesegnet sei, der es schwingt und in das Herz des Feindes stößt! Es wird einer kommen, unter dessen Füßen es klirrt, wenn er darüber hingeht, mag es noch so tief begraben sein; wäre er ein Räuber vom Gebirge oder ein Bettler vor der Kirchenpforte, wir wollen ihn anbeten als einen Gesandten Gottes. Wer ihn aber verkennte oder sich von ihm abwendete oder ihm das Schwert entreißen möchte, der soll unser Feind sein, und wenn er unser Vater wäre, der Verachtung und Verfolgung und Rache soll er preisgegeben sein wie ein Verräter!"

Als der Mönch in dieser Weise geendigt hatte, waren diejenigen, die auf den Stufen der großen Treppe gesessen hatten, aufgestanden und blickten starr erwartend in sein bleiches Gesicht; denn sie glaubten verstehen zu sollen, daß seine letzten Worte gegen den Heiligen Vater zielten, falls er den Krieg gegen Oesterreich hintertriebe, schwankten unter neuen und furchtbaren Gedanken und verlangten nach deutlicheren, entscheidenderen Worten.

Ugo Bassi, der, als er anfing zu sprechen, kaum gewußt hatte, wohin

es ihn treiben würde, erschrak über den Eindruck, den seine Worte gemacht hatten; die Türme und die Kuppel der Kirche, die Häuser und die Menschen ragten wie ein rätselhaftes Bild in die helle Frühlingsnacht, und es schien ihm auf einmal, als hätte er ihm durch verbotene Zaubersprüche Leben eingeflößt, dessen unbekannte Kräfte sich im nächsten Augenblick furchtbar verkündigen würden. Er dachte daran, daß er jetzt, wenn er wollte, diese Menge mit sich nach dem Quirinal ziehen und dem Papste durch Drohungen die Billigung des Krieges entreißen könnte; aber es graute ihm davor, daß diese Möglichkeit Tat werden müßte, wenn die Menschen, deren Augen unverwandt an ihm hingen, errieten, daß er sie erwog. Indem er die Kapuze tief über das Gesicht zog, eilte er durch die Menge, die ihm staunend Platz machte, die Treppe hinunter dem Tore zu, um den Weg nach Venedig anzutreten.

Im April des Jahres 1848, vier Wochen etwa, nachdem Mailand Oesterreichs Herrschaft abgeworfen hatte, erließ der Papst auf Antreiben der Jesuitenpartei und unter dem Einflusse Antonellis eine Enzyklika, in welcher er den Krieg gegen Oesterreich widerrief, indem er es für im Wesen des Stellvertreters Gottes begriffen erklärte, alle christlichen Reiche mit gleicher Liebe zu umfassen, woraus folge, daß er mit keinem derselben Krieg führen könne; die Truppen seien von ihm nur zum Schutze des Kirchenstaates bis an dessen Grenze entsendet worden.

Infolge dieser Sinnesänderung des Papstes begann jene schleichende Revolution, die den Sommer lang grollte und pochte und im Spätherbst plötzlich einen mörderischen Stoß führte, unter dem der neue Minister Rossi, ein hochfahrender, unbeugsamer Greis, der Papst und Volk zugleich regieren wollte, verblutete.

Die Gegenwartform im Roman.

Von J. V. Widmann in Bern.

Seit einigen Jahren hat sich bei deutschen Romanschriftstellern der Brauch eingenistet, die Begebenheiten, welche der Roman erzählt, in die Gegenwart des Zeitwortes zu setzen. Die Vergangenheitform wird das ganze Buch hindurch konsequent und so scheu gemieden, als ob sie Gift wäre. Aus Sätzen, wie man sie sonst nur bei Dramen in den Zwischenbemerkungen antraf, welche den Dialog begleiten: — „Robert wendet sich zum Gehen“ — „Alwine ergreift Roberts Hand“ u. dgl. — bestehen jetzt

tatsächlich ganze Romane, so weit es sich um die grammatikalische Form der Erzählung handelt. Wer als literarischer Referent für Zeitungen seine Aufmerksamkeit der modernen Belletristik schenken muß, wird mit Leichtigkeit eine Menge Beispiele solcher in der Präsensform abgefaßter Romane nennen können; ich begnüge mich, hier aus der Reihe neuester Erscheinungen „Sehnsucht" von Ernst vom Hofe (Verlag Cotta) und „Hütten im Hochland" von Max Geißler (Verlag Staackmann) anzuführen, weil diese beiden zufällig auf meinem Büchertisch liegen und weil in ihnen die Vermeidung der Imperfektform eine — ich möchte sagen: krampfhafte — jedenfalls eine grundsätzliche ist.

Was bezwecken nun die Verfasser mit dieser prinzipiellen Verleugnung der natürlichen Erzählform? Haben sie vielleicht eine Abneigung gegen den unschuldigen Namen „Imperfekt", weil er im eigentlichen Wortsinne „unvollkommen" bedeutet? Oder hoffen sie, wenn sie im Gebrauch des Verbums die Vergangenheitform meiden, möglicherweise auch in ihrem Stil und sogar im Inhalt ihrer Bücher die ausgefahrenen Geleise vergangener Literaturepochen sicherer zu vermeiden? Ein Wunschzustand letzterer Art scheint tatsächlich im Spiel zu sein. Jedenfalls glaubt man dem Roman wenigstens äußerlich den Stempel der Modernität aufgedrückt zu haben, daß man bei seiner Abfassung vom Zeitwort — zum Unterschied von den Romandichtern früherer Generationen — einen widernatürlichen Gebrauch macht.

Ich sage: einen widernatürlichen Gebrauch. Hat doch das Zeitwort seinen Namen davon, daß es durch die Form, in der es steht, die Handlung, zu welcher es in Beziehung gesetzt wird, entweder als eine gegenwärtige oder als eine vergangene anzeigt. Nun gehört aber jede Romanhandlung der Vergangenheit an, da sie sonst überhaupt nicht erzählt werden könnte. Wenn gleichwohl der Verfasser sie in der Präsensform vorträgt, so läuft dieses sein Verfahren wider den von den Epikern aller Zeiten und Völker bisher geübten natürlichen Gebrauch der uns von der sprachlichen Logik zur Verfügung gestellten Flexionsformen des Verbums. Umsomehr begreift man, daß diese grammatikalische Perversität, diese erkünstelte Neuerung bei den Verfassern, die sich ihrer bedienen, die Illusion weckt und fördert, sich als moderne Geister zu bewähren, die mit den Ueberlieferungen der Vergangenheit gebrochen haben.

Aber erreichen sie durch ihr durchgeführtes Präsens nicht vielleicht auch einen keineswegs bloß illusorischen Vorteil, nämlich den einer größeren Lebendigkeit, indem sie die Handlung als eine wie im Drama im Augenblick vor unsern Blicken sich zutragende uns recht unmittelbar zu Gemüt führen?

Dies nun bestreite ich. Gewiß wird eine solche Absicht zwar erreicht, wenn in einem Roman, der im übrigen in der gewohnten erzählenden Imperfektform verläuft, für einen Höhepunkt der Handlung ausnahmsweise die dramatische Gegenwartform zur Anwendung gelangt. Der Tempowechsel kann da eine gewisse atemlose Spannung erzeugen, deren Wirkung geübte Techniker des Romans wohl zu würdigen wissen und die um so wirksamer ist, je natürlicher und unbewußter der Zeitformwechsel sich beim Dichter von selbst eingestellt hat. Aber eben auf dem plötzlich einsetzenden

Wechsel der Zeitform beruht die stilistische Steigerung. Wo hingegen die Präsensform schon den ganzen Roman hindurch von allem Anfang an im Gebrauch war und bis zum Ende im Gebrauch bleibt, fällt selbstverständlich die Möglichkeit weg, sich ihrer irgendwo zum Zweck dramatischer Spannung zu bedienen; der Leser ist an ihr Einerlei bereits gewöhnt und der Verfasser hat sich somit selbst eines stilistischen Mittels beraubt, neue starke Eindrücke zu erzielen.

Ist somit ein wirklicher Vorteil dieser pseudodramatischen Erzählform nicht einzusehen, so ergibt sich dafür ein Nachteil, den die meisten Leser empfinden dürften, wenn er vielleicht auch nicht jedem von ihnen bisher deutlich zum Bewußtsein gekommen ist. Ich meine die Einbuße an Behaglichkeit, die wir als Leser erleiden, wenn uns Begebenheiten, die doch vergangene sind, mit solcher Aufdringlichkeit als gegenwärtige gewissermaßen auf den Leib rücken. Das „Es war einmal", das schon für die Märchen unserer Kindertage ein so wohltuender, ja ein entzückend beruhigender Anfang war, der unsern persönlich gegenwärtigen Zustand durch die Erzählung unangetastet ließ, gewährt uns auch im Epos und im Roman die Zusicherung freieren Genießens der an uns vorüberziehenden Begebenheiten und Schicksale, ohne daß der Anteil, den wir an den Personen nehmen, durch die Vergangenheitform irgendwie abgeschwächt würde. Wer möchte sich die Homerischen Dichtungen, wer das Nibelungenlied in der Präsensform erzählt denken! Und wenn es nun selbst solchen herrlichen Gestalten gegenüber eine Vermehrung unseres genießenden Behagens ist, daß von ihren Taten, Leiden und Freuden nur in der unsere Ruhe respektierenden Vergangenheitform die Rede ist, wie viel mehr wird es uns Bedürfnis sein, den nicht immer sonderlich schönen oder anziehenden Gestalten des modernen Romans gegenüber unsere souveräne Freiheit gewahrt zu sehen! Ich wenigstens, für meine Person, muß gestehen, daß es mich die größte Ueberwindung kostet, einen Roman zu lesen, in dem nicht schon die Zeitform mir die Versicherung einer gewissen Distanz gewährt, in welcher ich diese Menschen und ihre Erlebnisse zu schauen bekomme. Spricht man nicht allgemein vom „Fluß der Begebenheiten"? Wohlan! so lasse man die Begebenheiten auch wirklich wie Wellen vorüberfließen, lasse sie nicht träge stagnieren, welcher letztere Eindruck durch die Präsensform fast immer hervorgerufen wird.

Und was lehrt uns in Betreff des Erfolges die Romanliteratur aller Zeiten und Völker? Daß diejenigen Romane, in denen die echte erzählende Form am einfachsten, am scheinbar sorglosesten geübt wurde, in denen die Verfasser sich am wenigsten durch irgend welche Künstelei prätentiös bemerkbar machten, den größten und dauerndsten Erfolg hatten. Wenn ich hier Walter Scott, Dickens, Dumas, Hauff, Gustav Freytag, Scheffel nenne, so will ich gewiß nicht unanfechtbare Muster aufstellen, noch zu verstehen geben, der Roman der Neuzeit sei nicht berechtigt, sich anders zu entwickeln, als es in den Werken dieser teilweise nun veralteten Schriftsteller geschah; ich nenne sie nur als gute Beispiele für den echt epischen Stil, bei dem es dem Leser wohl wird. Die gesunde Natürlichkeit dieser Dichter würde es nie zugelassen haben, die Geschehnisse ihrer Romane in die Gegen-

wartform zu kleiden, was übrigens auch Meistern, die uns näher stehen — den beiden großen Schweizer Dichtern Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller — nie eingefallen wäre. Und so scheint mir die Präsensform im Roman wohl eine Mode unserer Zeit, aber keine verständige; sie wirkt ermüdend, abschreckend, unbehaglich auf den Leser, ist in ihrer Aufdringlichkeit unfein, dazu logisch unbegründet, läßt keine Steigerungen durch Tempowechsel zu, kurz, sie ist eine technische Schrulle, von der die Verfasser hoffentlich bald zurückkommen werden, besonders, wenn sie erleben müssen, daß an und für sich tüchtige Romane dieser stagnierenden Form wegen keinen großen und nachhaltigen Erfolg zu erringen vermögen.

Bühnentradition.

Von Hans Pfitzner in Berlin.

1.

Melot, der Verruchte.

Die Zeiten sind noch nicht allzulange vorbei, daß die Rolle des „Melot" an unsern Theatern von untergeordneten Sängern dargestellt zu werden pflegte, ja, selbst von solchen Herren vom Chor, welche die sogenannten „kleinen Rollen" innehaben, als da sind: „ein Bote", „erster, zweiter Bürger", „ein Kriegshauptmann" und andere mehr. Seitdem die Bühnen in den letzten Jahren zunehmend bestrebt sind, Wagner-Aufführungen möglichst aus bestem Material herzustellen um mit ihnen Ehre einzulegen, ist diese allgemeine Aufbesserung auch Melot zu gute gekommen, und seine Verkörperung ist jetzt bei jeder gutgemeinten Tristan-Vorstellung einem Sänger für erstes Fach zuerteilt, — ohne daß man jedoch daraus schließen dürfte, daß die Auffassung dieser Figur als Nebenrolle überwunden sei; werden doch die wirklich nicht individualisierten Hirt und Steuermann auch „gut" besetzt. Es ist dies eine Ehrenpflicht gegenüber Wagner. Als solche faßt es auch der erwähnte erste Sänger auf; er, der gewohnt ist, lange Hauptrollen zu singen, zollt gerne dem Meister den Tribut, und läßt seinen Namen auch einmal zu einer kleinen Rolle auf den Theaterzettel setzen, empfindet aber die Aufgabe als seiner eigentlich doch unwürdig. An einer der ersten Hofbühnen habe ich erlebt, daß Melot im letzten Akt gar nicht mehr auftrat; wahrscheinlich schon in Mantel und Hut, sang er auch das „Wehe mir — Tristan" hinter der Szene. So war Kurwenal, der den

unter dem Tore erscheinenden — so lautet die Vorschrift — Gegenstand seines Hasses niederzustrecken hat, genötigt, mit dem Schwert nach der Gegend der betreffenden Kulisse hin in die Luft zu stechen, wodurch seine Raserei etwas von Uebergeschnapptheit bekam. Im zweiten Akt, wo das Erscheinen Melots nun auf gar keine Weise zu umgehen ist, glaubt der Darsteller umsobesser seiner Aufgabe gerecht zu werden, je bösartiger er die wenigen Sätze von sich gibt; denn darüber sind sich Sänger, Regisseur, Publikum und alle Gelehrten einig, daß Melot ein ausgemachter Bösewicht ist, der im Stück den Verrat zu besorgen hat, und nur deshalb vorkommt. —

Es ist gewiß, daß der äußere Umfang einer Rolle durchaus nicht nebensächlich ist bei der Frage danach, ob man einen Charakter auf der Bühne deutlich machen kann oder nicht; aus Gesehen- und Gehörtwerden besteht das Verkörpern; nur, wenn der ganze Charakter sich auf der Bühne sinnfällig auslebt, ist dem Darsteller die Möglichkeit gegeben, ein ausgeführtes Bild davon zu zeichnen und zu malen; und „Nebenrolle" und „kleine Rolle" gelten mit einigem Recht fast als gleiche Begriffe. Ich habe jetzt von den im Umfang kleineren Rollen nicht die sogenannten „Episoden" im Auge, die einen, meist leicht zu fassenden, Typus in einer einzigen, charakteristischen, die Situation momentan beherrschenden Szene vor Augen führen, sondern jene Charaktere, die ein für die Handlung sehr wichtiges Glied bedeuten, deren Erscheinen und Sichäußern auf der Bühne aber auf ein Minimum beschränkt ist. Von dem Darsteller derartiger Figuren, welche sozusagen nur zum Teil in den Rahmen der Bühne hineinragen, kann man schlechterdings nicht mehr, wie eine bloße Skizze erwarten. Aus den wenigen Strichen einer solchen Zeichnung die richtige Intention zu erkennen, wäre — o frommer Wunsch! — so eine rechte Aufgabe einer idealen Kritik, welche nämlich stets tiefer sieht, als das Publikum; denn, wenn die Skizze noch so vortrefflich ist, wird sie ihrer geringen Ausdehnung wegen für den oberflächlichen Betrachter als selbstverständlich, unbeachtet vorübergehen. Eine solche Rolle ist Melot, und sie mag von dem Standpunkte der Darstellungsmöglichkeit aus allerdings als Nebenrolle betrachtet werden.

Nicht aber von dem der Dichtung. Hier ist es gleichgültig, wie viel von der Charakterzeichnung hinter die Szene fällt, was von ihr durch den Mund anderer zu uns dringt, oder auf welche Art sonst sie vom Dichter gehandhabt wird; wenn sie nur da ist, im Stück. Wir wissen, daß es Gestalten gibt, die nicht einmal nur zum Teil hervorgucken, sondern überhaupt ganz hinter der Bühne verschwinden, und trotzdem deutlicher gezeichnet sein können, als mancher Held, der fünf Akte lang auf der Szene redet. Ich erinnere an Gretchens Mutter im „Faust". Wir kennen diese „gar zu genaue" Bürgersfrau in ihrer Bigotterie und harten Ehrbarkeit so gut, als wir Gretchen kennen, die von ihr, ebenso wie Valentin das mitleidslose moralische Richten, das tapfere Schmählen auf arme fehlende Mädchen geerbt hat. Der größte Meister im Zeichnen von solchen unsichtbaren Bühnenfiguren ist Ibsen. Wie lebt Beate in „Rosmersholm"! In den „Gespenstern" wird förmlich mit dieser Art der Vorführung von Personen jongliert. Der Dichter führt uns an der Nase herum und zeigt uns den Kammerherrn Alving in verschiedenen Bildern, deren jedes spätere sein

vorhergehendes korrigiert; zuerst den Alving, wie ihn die Allgemeinheit sieht, und wie ihn auch der junge Oswald im Herzen hält. Frau Alving, die ihren Mann genauer kennt, belehrt uns eines besseren, resp. eines schlechteren, und hält uns ein schreckliches Bild vor; aber auch dieses verändert sich sehr bedeutend, und zwar wieder durch den Mund der Heldin selbst, deren innere Entwickelungen und Erkenntnisse sie und uns diesen Charakter anders ansehen lehren; da alles tatsächliche, was wir nebenher, zunehmend bereichert, vernehmen, bestehen bleibt, so ist unsere Anschauung von ihm trotz allem, was im Stück über ihn uns vorgeurteilt wird, eine ganz freie, und wir erhalten eine fest umrissene Zeichnung. Zum Ueberfluß macht sich der unbarmherzige Dichter noch den Witz, den toten Kammerherrn als Gespenst auftreten zu lassen; käme dieser Moment gegen Schluß vor, wir würden mit Pastor Manders erschrecken, so genau kennen wir Alving.

So ist auch Melot, obwohl er noch nicht 60 Worte zu singen hat, und nur zwei Auftritte hat, deren einer einen Moment lang ist, eine so deutliche Gestalt, als sie je von einem Dichter geschaffen wurde. —

Stücktragende, große Rollen sind für die Untersuchung in bezug auf Tradition nicht günstig, weil man bei ihnen nur einzelne Teile ins Auge fassen könnte, oder aber die Gestalt bloß oberflächlich, wie von weitem, ansehen müßte; solche Gestalten erscheinen von der Tradition angefre an den Stellen, die als Hauptmomente, Hauptzüge gelten, und so dem oberflächlichen Hinschauen zunächst erreichbar sind; wobei andere Partien des Bildes als so im Dunkel stehend gelten, daß sie seitens der Ausführung völlig dem wechselnden Zufall verfallen sind, der absoluten Auffassungslosigkeit, — noch nicht einmal der Tradition, welche immerhin auf einem gewissen Verpflichtungsgefühl beruht, es so oder so machen zu müssen, und welche man in diesem Zusammenhange ein Denken in Form von Gedankenlosigkeit nennen könnte. — Die Rolle des „Tristan" enthält zu dieser Zeit unzählige solche Stellen jenseits von Auffassung und Nicht-Auffassung. Wollte man derartige verborgene, als unwesentlich geltende Teile einer Dichtung in den Ruf der Wichtigkeit bringen, gleichsam nach außen biegen, so würde sich sofort, wie Rost oder Schimmel, Tradition dort ansetzen. — —

Dagegen hat sich von den Personen im „Tristan" der Melot meiner Betrachtung vielleicht deswegen unwillkürlich aufgedrängt, weil er von Tradition sozusagen mit Haut und Haar aufgefressen wird, als Rolle von kleinstem Umfang ihrem Verfallensein am ersichtlichsten sich darstellt. In zwei Worten läßt sich die allgemeine Auffassung erschöpfen: Nebenrolle und Bösewicht.

Hand in Hand mit dieser allgemeinen Meinung über Melot geht diejenige über die anderen Personen im „Tristan". Tristan und Isolde sind das interessante Liebespaar, denen man Ehebruch, Undank, Ehrlosigkeit und alles gern verzeiht, weil sie so schöne Rollen sind, von Heldentenor und Primadonna verkörpert, und überhaupt, weil so etwas auf der Bühne ganz anders beurteilt wird, als im Leben.

Marke wird als allzunachsichtiger alter Herr angesehen, dessen Güte

am unrechten Platze wohl gar ihre besonderen Gründe hat; seiner schlappigen Charakterbeschaffenheit wird oft seitens des Sängers durch kräftiges Aufstoßen mit dem Speere nachgeholfen; aber auch zufriedenere Beurteiler hätten es doch lieber, wenn der gekränkte König gleich fest mit dem Schwerte dreinschlüge.

Kurwenal ist der treue Diener und Freund, und Brangäne die den modernsten Anforderungen entsprechende „Vertraute" der alten Oper, etwa eine ins musikdramatische ausgewachsene „Ines" im Troubadour.

Unter der Voraussetzung, daß dieses wirklich die Geschöpfe Wagners sind, ist auch der Traditionsmelot der richtige; er paßt zu ihnen, wie sie zu ihm.

Aber es sind Wesen ganz anderer Art; und die Handlung, die sie in Bewegung setzen, geht in einer ungeheuer hohen ethischen Region vor sich, in welcher Opernfiguren und Durchschnittsmenschen nicht mehr zu atmen vermöchten.

Wir kommen nicht drum herum, uns diese Wesen, diese Handlung vor Augen zu führen, wenn wir unsern Helden auf seine Schlechtigkeit hin untersuchen wollen. —

Das, was eigentlich in „Tristan und Isolde" vorgeht, ist nur möglich anzudeuten, halb zu sagen. Ganz auszusprechen ist es deswegen nicht, weil ein Hauptfaktor der Handlung, ein sich durch das ganze Werk ziehender Begriff für uns ein unbekanntes X ist: es ist, in der Terminologie des Werkes gesprochen, die „Nacht".

Indem ich diese Metapher ausspreche, gerate ich auf einen für einen philosophischen Laien gefährlichen Boden; aber die Philosophen von Fach brauchen nicht zu fürchten, daß ich meine Ansicht über letzte Dinge hier zum besten geben werde. Ich werde bei dem bleiben, was zur Sache und zum Kunstwerk gehört, was im Rahmen unseres Themas eine Rolle spielt. Auch ist es für unsere Betrachtung ja vollständig gleichgültig, wie man über Sein und Nichtsein, Seelenwanderung und Wiedergeburt denkt. Wohl aber ist es unbedingt notwendig, daß man mit dem Dichter geht und gewisse Begriffe akzeptiert, als Faktoren der Handlung, so, wie, und genau soweit wir über sie aus den Worten der Dichtung selbst unterrichtet werden und soweit sie der Dichter als Werte setzt und haben will. So müssen wir die beiden Reiche „Tag" und „Nacht" als schlechthin existierend annehmen, in demselben Sinne und so fraglos, als etwa im „Ring des Nibelungen" Walhall und Nibelheim, oder im „Lohengrin" Antwerpen und das Gralsgebiet, nämlich als Teile des Kunstgebäudes, ob wir sonst dran glauben oder nicht. Nur mit dem Unterschied, daß wir in diesen Werken, durch Anschauung und Erzählung, wissen, was wir uns unter Walhall, Gralsgebiet ꝛc. vorzustellen haben, in jenem aber nur das eine Reich: den „Tag" daraus kennen.

Dieses Reich ist der Schauplatz der Handlung, und wir müssen die Personen in erster Linie als Zugehörige dieses Reiches, nämlich: der Erscheinungswelt betrachten, als „Tagesgespenster" wie Tristan deutlich

sich ausdrückt, wenn wir nicht den Schwerpunkt der Dichtung verlieren wollen.

Von dem anderen Reich hören wir nur in geheimnisvollen Worten aus dem Munde des Liebespaares reden, fühlen die große Rolle, die es spielt; wissen nur, daß die einzige Form seines Sichdarstellens ein ahnungsvolles Sehnsuchtsgefühl im Inneren von Tristan und Isolde ist, mit dem ganz eins zu werden ihr Ziel ist, um den „Tag“ ewig zu fliehn. Sonst nichts positives davon. Als ich einmal in meiner Konservatoriumszeit in Mannheim den „Tristan“ hörte, traf ich auf der Galerie einen Bekannten; in der Pause äußerte ich zu ihm, daß manches in der Dichtung doch recht schwer verständlich sei. „Ei“, entgegnete er, „des is doch ganz leicht; des is doch Erlösung, — Nirwana.“

— Sehr viel mehr, als Jener, kann kein Mensch zu der Aufhellung dieser „Nacht“ beitragen. Es wird immer nur ein Wort sein. Ob man jenes X im Gegensatz zu der Welt der Erscheinung das „innere Wesen der Dinge“, das „An Sich“ der Welt nennt, oder, christlich ausgedrückt, die „ewige Seligkeit“, die „ewige Ruhe“, ob man es sich als das „Nichts“ denkt, dem sich das „Etwas“, diese plumpe Welt, entgegenstellt, oder, tristanisch, als den Zustand des „Niewiedererwachens“ — immer ist es etwas, wovon keinerlei Vorstellung vorhanden ist, immer ein Negatives, das unbekannte Gegenteil von dem uns bekannten „Tag“.

In unserem Werk wird die „Nacht“ bald dieser, bald jener einzelnen Eigenschaft des „Tages“, z. B. der Zeitlichkeit, der Trügerischkeit der Erscheinung, oder seiner Nichtigkeit u. s. w. als unvorstellbares, ersehntes Gegenteil gegenübergestellt.

Mit Tod, (auf den eine Re-inkarnation folgen könnte) ist die Tristannacht nichts weniger als identisch, in welcher der durch das Todestor eingetretene „von Erwachens Not befreit“ ist.

Für Tristan und Isolde schließlich ist das Eingehen in die Nacht identisch mit ewiger Liebesvereinigung, ihnen sozusagen nur in dieser Form möglich.

Philosophisch geht uns alles dieses nichts an, aber wir könnten nicht ein Wort der Dichtung, auch im äußerlichsten Sinne, verstehen, wenn wir diese Gedanken nicht, gleich empirischen Möglichkeiten, in unseren Glauben aufnähmen, wenigstens solange wir in der Welt dieses Werkes verweilen.

Mit großem Recht, (nicht, um durch einen „verschwommenen“ Titel, wie Hanslick meint, das Werk „adeln“ zu wollen) nennt Wagner den „Tristan“ eine „Handlung“. Was sich in den drei Akten abspielt, ist wirklich nur ein Vorgang, kein eigentliches Drama, welches ohne Konflikt nicht zu denken wäre. Man kann aber nicht von einem Konflikt, sondern nur von einem Gegensatz, einer Gegenüberstellung jener zwei Reiche reden. Und dieser Vorgang besteht in dem Uebergang zweier Wesen von einer Welt in die andere; etwas anderes passiert nicht. Die Etappen dieses Weges bezeichnen das Fortschreiten der Handlung. —

Die erste Station auf dem Wege zur „Nacht“ bildet den Inhalt des ersten Aktes.

In der Zeit, die dahinter liegt, gehören Tristan und Isolde ganz und gar dem „Tage“ an. Das Stück setzt ein mit dem Zeitpunkt, in welchem der erste Keim des neuen Lebens in die Brust der Liebenden gefallen ist; des neuen Lebens im Reiche der „Nacht“; der Todeskeim — der Liebeskeim. Tristan liebt Isolde.

Der Brautwerber; welches Verbrechen! Welches Verbrechen für den, der noch „im eignen Herzen, hell und kraus“ den Tag hegt, für den in der Welt befangenen! Der Welt, in der Sitte, Ehre, Freundschaft höchste Güter sind!

Tristan, aller Ehren Hort, ist männlich fest entschlossen, den Weg der Sitte, der Ehre, der Freundschaft zu gehen. Was es ihn kostet, sehen wir bei seinem ersten Anblick. Ist das der strahlende „Tages“held? Der gefeierte, siegreiche, überfreche Herr der Welt? Sinnend auf das Meer blickend, bei dem Wort „Isolde“ auffahrend aus tiefster Geistesabwesenheit, mit einem Seufzer das Bald-Endenmüssen der langen Fahrt mit der Endlosigkeit seines tragischen Konfliktes vergleichend, ausweichend, wortkarg, weich und doch düster — so bietet er sich uns.

Doch — er würde glatt die heimlich Geliebte in die Arme des Freundes führen.

Bei Isolde ist jener Keim schneller emporgeschossen, doch, an der Welten-Tagessonne zu Leidenschaft und Haß gediehen. Seit jenem Blick ins Auge ist ihr die Liebe zu Tristan hell bewußt. Was zwänge sie — Isolde, die stolze, kluge — zu der schmachvoll wahnsinnigen Fahrt mit dem Geliebten als Brautwerber, wenn nicht die Hoffnung auf Lösung der Frage nach ihrem Verhältnis zu Tristan unbewußt und heiß in ihr lebte. Doch dieser schweigt; und das Reiseziel naht heran; Isolde stellt die Frage an die Natur — der Tod wird das Geheimnis ja wohl lösen! Und nun kommt das einzige Vorkommnis des Aktes: Durch das Tor des Todes, an das Isolde den Geliebten reißt, erhalten sie Einblick in den Sinn ihres Lebens; ihre Ur-Zugehörigkeit zu einander wird ihnen gemeinsam klar; und es sind „Welt, Macht, Ruhm, Glanz, Ehre, Ritterlichkeit, Treue, Freundschaft, wie ein wesenloser Traum verstoben.“ [R. Wagner, „Gedanken, Entwürfe, Fragmente.“]

Solche Erkenntnis bringt dieser Moment, — aber nicht den Tod, von dem Isolde im zweiten Akt (unkomponierte Verse) sagt:

„Mußte er uns
Das eine Tor
an dem wir standen, verschließen;
zu der rechten Tür,
die uns Minne erkor,
hat sie den Weg nun gewiesen.“

Es war das falsche Tor; und der geplante Doppelselbstmord wäre noch kein Liebestod gewesen, für den sie erkoren sind. —

Ging Isolde im ersten Akt so mit dem Gefühl mächtig führend voran, so

leuchtet Tristan im zweiten mit seinem Intellekt. War sie erst ein Stück Weg voraus, auf dem Tristan ihr langsam folgte, so ist er jetzt weiter wie sie, welche glaubt, ihrer statt Tod gewonnenen Liebe in der Welt leben zu dürfen. Tristan hat die tiefere Erkenntnis durch den Blick in das Todestor: Sein „Tag war da vollbracht.“ Und er führt Isolde nun vor das rechte Tor, in der großen Aussprache im zweiten Akt, die den eigentlichen Inhalt des ganzen Werkes bloßlegt und deshalb als Angelpunkt und Hauptstelle der Dichtung angesehen werden muß. Was in des Zwiespalts wildem Schmerze verzweifelnd einst sie beschloß: in die Nacht des Todes zu tauchen, — froh und freudig führt sie frei es nun aus: „Ewig währ' uns die Nacht!“ Dies Wort Isoldens bedeutet die zweite und letzte Etappe auf dem Seelenwege der Beiden, das Merkzeichen des Fortgeschrittenseins der Handlung, den Hauptmoment des zweiten Aktes.

Was im dritten Akt noch kommt ist kein Fortschreiten mehr, sondern nur Erfüllung, Apotheose. Vor unsern Augen soll sie vor sich gehen, und das Reich der Nacht beschritten werden. Hier kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, ob nicht die außer allem Zweifel stehende Unmöglichkeit, dergleichen sinnfällig zu machen, dem Schluß des letzten Aktes einen gewissen Eintrag tut. Es rächte sich der aus diesem Werk verscheuchte Tag! In den andern Akten wird dieser mystische, nur im Gleichnis andeutbare Vorgang (ich erinnere an das Hebbelsche Gedicht: „Ich und du.“) uns in Worten von ferne gezeigt und der Phantasie überlassen, ihn sich zu denken; drum herum bewegte sich die Welt. Welche Bedeutung wir dem Sterben der beiden im letzten Akt beizulegen haben, wissen wir aus der Dichtung. Wir aber kennen nur die Grenze von Leben und Tod, nicht von in fleischlicher Gestalt wandeln und völliger Auflösung ins All. So bleibt immer ein Rest zwischen dem, was wir mit Augen sehen und dem, was unsre Phantasie auffassen soll.

Indem wir uns zu den andern Personen des Stückes wenden, ist es, als treten wir auf festen Boden. Das ist die uns bekannte Welt, das sind wir. Nicht nur „Tristan und Isolde“, ganz und gar aus einem mystischen Problem bestehend, nein, auch andere Werke, deren Helden überlebensgroße Persönlichkeiten sind, werden vielleicht hauptsächlich deshalb so von vorneherein falsch beurteilt, weil es eine Eigenschaft des Publikums ist, sich unwillkürlich mit dem Helden des Stückes solidarisch zu fühlen, sich mit seiner Sphäre zu identifizieren und so jeden Maßstab der Beurteilung ganz zu verlieren; eine gefährliche Eigenschaft, eine Klippe, an der

„auch die gescheitern
Schiffe gerne scheitern“.

Da ist kein Held zu groß, als daß Herr Müller dessen Handlungen nicht mindestens auf dem Niveau der seinigen, Müllers, empfände; d. h. wenn, etwa in der „Götterdämmerung“, Herr Müller vorkäme, wäre er natürlich Siegfried. Woher kommt es z. B., daß Gunther allenthalben, wo man auch hinhört, für einen ganz erbärmlichen Schwächling gehalten wird, für einen Feigling und Schurken? Weil Herr Müller sich irrtümlich

für Siegfried hält, dessen Sphäre als die seinige annimmt, und von da aus auf die „Nebenrollen" herabsieht; anstatt sich zu erinnern, daß die Erde sein Niveau ist, und sich zu fragen, wie er sich wohl benehmen würde, wenn er plötzlich in eine Affäre zwischen einem Sohne Wotans und einem Sohne Alberichs verwickelt würde.

Würde Frl. Schulze nicht doch vielleicht, bei allem Stolz und aller Moral, wankend werden und mit sich reden lassen, wenn sie, ohne besondere Unkosten, den herrlichsten Helden der Welt ihr eigen nennen dürfte? Und wenn sie auf die vernichtenden, tötlich beschimpfenden Worte der von ihr ohne Wissen und Wollen beraubten Frau so reagiert wie Gutrune: nämlich ohne ein Wort der Abwehr ihr die Rechte an den doch auch von ihr geliebten Mann sofort überläßt und sich in Verzweiflung, mit dem Gefühl, als habe sie ihn beschmutzt, „voll Scheu" von seiner Leiche abwendet, — so habe ich von Frl. Schulze noch eine sehr hohe Meinung. Aber *warum* wird Gutrune stets so unbarmherzig verurteilt? Weil Frl. Schulze sich irrtümlich für Brünnhilde hält.

Wir also wollen uns nicht für Tristan und Isolde halten, uns in den Fall der vier anderen Menschen hineinversetzen, und uns ihr Menschliches nicht fremd sein lassen.

Im dramatischen Sinne in die Handlung eingreifen können sie nicht, denn, wie schon erörtert, kann nur von einem *Vorgang* die Rede sein, der seinen Weg geht, und der nicht gekreuzt, gefördert, aufgehalten oder sonstwie beeinflußt werden kann. Sie können nur *Stellung nehmen*. Ihr Verhalten zu dem Phänomen, was sich vor ihren Augen mit Tristan und Isolde abspielt, gibt ihre Charakteristik ab. —

Gemeinsam ist allen vieren, daß sie von dem, was *wirklich vorgeht*, keine Ahnung haben. Man darf ja nicht außer Acht lassen, daß der Vorgang an sich unverständlich und unerklärlich ist, und daß die, in denen er sich abspielt, ihn selber kaum verstehen, jedenfalls immer erst nachher und durch gegenseitige Hilfe. Sie sind selbst seine Opfer — auf der Bühne symbolisiert durch das Trinken des Trankes. *Frau Minne* „faßte das Werk in ihre Hand". Es wäre ihnen sogar beim besten Willen nicht möglich, davon eine Erklärung zu geben, weil ihnen die Außenwelt, der „Tag" genau so unverständlich wird, wie Jenen die „Nacht" ist. Sie wissen also eigentlich gar nicht, was sie tun, weil sie den „Tag" und seine Gesetze nicht mehr kennen. Wie sollten nun gar die Außenstehenden ein Verständnis erhalten? Die höchste Leistung, die für sie denkbar ist, ist daß sie ahnen, *daß* überhaupt etwas ungeheures hinter dem steckt, was sie da an Tristan und Isolde erleben.

Ohne dies ganz unaussprechlich Große, die ganze Welt aufhebende, und mit ihr alle darin gültigen Werte, ist natürlich das Verhalten des Paares das todeswürdigste Verbrechen und durch nichts zu entschuldigen. Wer mit Tristan und Isolde hält, hat entweder keine Begriffe von Ehre und Tugend, oder er muß einen *Glauben* haben an das Edele in ihnen, der noch ungeheurer ist, als das Verbrechen wäre.

In Marke und Kurwenal ist dieser Glaube, die Lieblingstugend Wagners, besonders herrlich verkörpert. —

Die beiden Menschen, die Markes weichem Herzen am nächsten stehen, vereinigen sich, um ihn zu verraten. Ein Zweifel ist nicht möglich — er sieht es mit eigenen Augen. Und trotzdem wankt sein Glaube nicht. Daß Tristan ein gemeiner Verräter ist, ist unmöglich. Was dieses veranlaßt hat, muß etwas sein, was menschliche Fassungskraft übersteigt, eine Gewalt, welcher sich der sowohl beugen muß, der die Wunde empfing, als der, der sie schlug. Welche unheimliche Macht bestimmte, daß es geschehen mußte? Was ist's? Wer macht der Welt ihn kund — den unerforschlich furchtbar tief geheimnisvollen Grund — — — — —? Marke ist hier groß und erhaben zu nennen, nicht bloß mild und gütig. —

Fast noch bewunderungswürdiger besteht Kurwenal vor dem Ungeheuren, Unbekannten. Daß er für seinen Herrn und Freund in Gefahr und Tod geht ist nichts im Vergleich zu dem, was er außerdem für ihn tut. Sterben, sagt jener Ibsen'sche Skalde, könnte ein Mann für den andern, aber nicht leben. Nun, Kurwenal lebt auch für seinen Tristan. Aber er tut noch viel, viel mehr; er wird das, was man schlecht nennt. Er hält noch zu seinem Herrn, als er diesen zum Verräter und Ehebrecher werden sieht. Er selbst wird Helfershelfer, Verräter an seinem König, Hehler und Betrüger — Eigenschaften, die seiner Natur sonst nicht gerade gut liegen. So selbstverständlich ist für ihn, daß alles, was Tristan tut, gut und recht ist, daß er, ohne dessen Handlungen im entferntesten zu verstehen, felsenfest an sie glaubt. Er frägt nicht, er urteilt nicht, — er glaubt nur, und schweigt. Auch für ihn steht fest, daß der Grund von Tristans Tat ein unerforschlicher und tief geheimnisvoller sein muß; aber — und dies ist vielleicht der rührendste Zug an ihm: kein Wort davon kommt über seine Lippen, er hält sich für zu gering, das Unaussprechliche durch eine Frage danach zu entweihen. Die neugierige Frage des Hirten wehrt er, aus derselben Empfindung heraus, kurz ab — es ist etwas, was man „doch nie erfahren" kann. —

Bei Brangäne geraten wir schon mehr auf menschliches Durchschnittsniveau. Auch sie geht mit ihrer Herrin durch dick und dünn. Aber es ist ein großer Unterschied dabei. Sie hat keine Ahnung davon, daß etwas Außerordentliches vorliegt, sondern faßt die Sache ziemlich trivial auf, ja, mißbilligt sie: sie spricht von Isolde's „Schmach und schmählicher Not". Die „tör'ge Magd" mischt sich ein, gibt Ratschläge und Warnungen. Sie hat, bei näherem Hinsehen, einen ganz leise komischen Zug. Immer ist sie die Hereingefallene, und hat wenig Dank und Lohn davon, bei so großen Dingen ihre Händchen im Spiele zu haben; in beständiger Angst befangen, fühlt sie sich nicht sehr wohl in ihrer Haut, und macht die bedenkliche Ehebruchsgeschichte mit Widerstreben, Zittern und Zagen mit.

Diese drei haben jedenfalls das gemein, daß sie, so oder so, für Tristan und Isolde sind, und trotz allem, was geschieht, zu ihnen halten.

Nun aber endlich Melot.

Er nimmt, was die Balancierung des Stückes anbelangt, gegenüber den drei eben genannten eine Seite für sich allein ein, dadurch, daß er als einziger, sich ausgesprochen feindlich gegen Tristans Tat stellt. Daß er den tiefen Grund derselben nicht kennt, hat er mit den drei andern gemein,

mit Brangäne allein: daß er keine Ahnung hat, daß ein Außergewöhnliches vorliegt. —

Wir wissen, daß in Tristans Tagesperiode Melot sein bester Freund war. Neidlos hat er dem von der Welten-Ehren-Tagessonne am hellsten Beschienenen Ehre und Ruhm mehren helfen. Ja, die höchste Ehre soll den bewunderten Freund krönen: Dieser soll dem König die herrliche Braut freien, von der er seinem Intimus Melot jedenfalls als erstem begeistert erzählt hat. Grade jetzt, wo Tristans Glück ins Wanken gerät, wo es gilt, „der Mißgunst, die ihm Ehren und Ruhm begann zu schweren" entgegenzutreten, ist ein neuer „Erfolg" notwendig: Melot drängt ihn, um dessen Ruhm er besorgt ist, wie keiner, gradezu zu dieser höchsten Ehrentat.

Tristan reist. Was sich unterdessen, auf der Rückfahrt, mit ihm begibt, wissen wir; der heimkehrende Tristan ist der ausfahrende nicht mehr; ja, hat an die frühere Existenz kaum eine Erinnerung mehr. Ehre, Ruhm — jetzt sind es ihm nichtige Schemen, nur noch ein Traum. „Was träumte mir von Tristans Ehre?" — so ruft derjenige, der vor wenigen Augenblicken, den Todesbecher in der Hand, als letzten Gedanken vor dem vermeintlichen Ende diesen hatte: „Tristans Ehre — höchste Treu'!" —

Also wir wissen das; aber Melot weiß es nicht. — Sehen wir mit Melots Augen!

Das Schiff landet. Daß Isolden etwas anderes wanken macht, als die Mühen der langen Fahrt, und mit Tristan etwas los ist, ist Melot auf den ersten Blick klar; denn der intimste Freund des Helden Tristan ist kein unbedeutender Durchschnittskopf; auch macht ihn noch etwas besonders scharfsichtig: Die Liebe zu Isolde, die sich seiner selbst bemächtigt.

Melot weiß jedoch gut genug, was er seinem König schuldig ist; nie würde er wagen, die Augen zu der Gemahlin seines Herrn zu erheben. Er bezwingt seine Leidenschaft, wie es einem Ehrenmanne geziemt, für den Tugend und Treue nicht leere Worte sind.

Aber Tristan! Der sich offenbar im selben Falle befindet. Ist es zu glauben! Tristan, der Ehren Hort, der von Marke väterlich geliebte Mann — ein verräterischer Schurke und Ehebrecher! — Melot wartet und beobachtet — es ist kein Zweifel — Tristan ist ehrlos — das letzte, was man von ihm gedacht hätte.

Melot sagt es dem König — der glaubt es nicht. Gut! Er wird ihm beweisen, daß er kein Verleumder ist. Den Kopf gibt er gerne daran, wenn er Tristan Unrecht getan! Er wird den Namen des Königs vor Schande bewahren; er wird ihm den sauberen Neffen in offener Tat zeigen!

— — — Es gelingt. Und nun kommt der gewaltigste Moment der Dichtung. Zwei Welten stehen einander gegenüber. Tristan und Isolde, nur noch mit ihren Körpern der Welt angehörig, haben kaum mehr Organe, die Erscheinungen des Tages irgendwie aufzunehmen; eben weilten sie noch im Reiche der Nacht. Die Augen der Menschen aber, die da auf sie gerichtet sind, sehen nur ein ehebrecherisches, verräterisches Paar.

Tristans Blick ist starr — — — — was sind das dort für Erscheinungen — — — —? ihm müssen sie vorkommen wie Mondkälber,

unbekannte Wesen, — — — oder die er doch gekannt hat — — — vor Ewigkeiten einmal — — — — — ach, das ist ja e r — der verhaßte — — der öde — T a g — — — aber jetzt: zum letztenmal! — — — Da scheint der Tag selbst seinen Mund zu öffnen: ¡Melots Stimme erklingt als erste, hell und bestimmt, wie störend plötzlicher Lichtschein, brutal kontrastierend zur ekstatischen Liebesnacht — — „Das sollst du, Herr, mir sagen“ — — —.

Ich erinnere hier daran, daß die ersten Worte Melots auf das musikalische Motiv gesungen werden, welches man mit Recht das „Tagesmotiv“ nennen kann, und welches zuerst bei Beginn des zweiten Aktes erklingt, mit seinem wild aufpeitschenden Charakter:



Markes Verhalten ist ihm fast so unverständlich, so empörend, wie das Tristans — was ist das alles!? Wütend fährt er auf: „Duldest du das!“ — Wer, der Ehre im Leib hat, würde sich nicht wie Melot benehmen?

Melot ist hier der richtige Vertreter der „Welt“. Er ist der korrekte Ehrenmann. Nicht er ist der Verräter, sondern Tristan. Es ist die Pflicht desjenigen, der als einziger die Ehre des Königs gefährdet weiß, sie zu schützen. Daß er dabei die List anwendet mit der Jagd, könnte man Marken grade so vorwerfen, der auf sie eingeht und den Freund „lauernd beschleicht“, wie ihm; auch muß man denken, daß es nicht leicht ist, Marke an den Verrat Tristans glauben zu machen; und ist das schuftige, treu- und ehrlose Benehmen Tristans ein anderes Vorgehen wert? Ist es schließlich nicht menschlich, wenn in die Entrüstung sich bei Melot auch selbst etwas Neid mischen sollte, auf den, der genießt, wo er anbetet? Es fehlt ihm freilich das, was Marke und Kurwenal so hoch über das, was man „die Welt“ nennt, erhebt: Das Hohe im Leben mit dem Gefühl zu erkennen. Er urteilt, und verurteilt, was er nicht versteht — ganz wie die Welt; ganz wie — Wolfram, der dem Tannhäuser nur so lange Freund ist, als er „fromm ihn wähnt,“ und ihn von dem Moment an fallen läßt, „da der Verruchte“ schreit, und ihn verdammt, wo er ihn nicht mehr versteht. Klingt es nicht fast, als sei der „Tag“ selbst gemeint, als Tristan den Blick auf Melot „heftet“, nachdem sich sein Auge sozusagen ein letztes Mal an das Tageslicht gewöhnt hat, und sagt:

Mein Freund war der;
Er minnte mich hoch und teuer:

Um Ehr' und Ruhm
Mir war er besorgt, wie Keiner.
Zum Uebermut
trieb er mein Herz — — —

Gibt, was Tristan in diesen und den folgenden Worten zusammenfassend über Melot aussagt, nicht ein Bild der Welt im weitesten Sinne, in der sich Liebe, Freundschaft, Verrat so schrecklich verwirren und verketten? — Aber — zum letzten Mal — „wehr' dich Melot" — Tristan geht voran. —

Daß von Melot im Stück meist schlecht geredet wird, darf uns nicht verwundern und beirren; vergessen wir nicht, daß es Brangäne und Kurwenal sind, die sich so ereifern; beide sind Partei, und ihr Haß auf ihn ist sehr zu begreifen.

Wenn Melot wirklich nur der heimtückische Verräter wäre, der neidischerweise es auf Tristans Fall abgesehen hätte, welchen Zweck hätte dann sein Kommen im dritten Akt, nachdem er sein Ziel erreicht hat? Ist es etwa herbeigeführt, damit das Publikum die Freude hat, den schlechten Menschen niedermachen zu sehen? — Auch würde ihn Marke schwerlich auf das Schiff mitnehmen, welches Frieden bringen soll, Versöhnung und Vermählung. Nein — inzwischen hat ja Brangäne „des Trankes Geheimnis" dem König entdeckt, und nachdem ihm, sowie Melot, „hell enthüllt, was zuvor sie nicht fassen konnten" hat Melot, der Ungläubige, zu spät Aufgeklärte, nur noch in heftigster Reue den Wunsch, Tristan zu sehen, und alles gut zu machen. In freudiger Eile und hoffnungsbanger Erwartung naht er sich dem Tore; friedfertig gemeint sind die Worte: „Zurück du Tor, stemm' dich nicht dort," — sie bedeuten: „Wir kommen ja in guter Absicht, bringen Gutes — weshalb wehrst du dummer Kerl uns denn den Eintritt?" — Doch da trifft den gar nicht auf Wehr bedachten der tötliche Streich. Er kann Tristan nicht mehr abbitten — es wäre auch so wie so zu spät gewesen. „Wehe mir — Tristan!" sind seine letzten Worte, aus denen die Erkenntnis seiner furchtbaren Schuld klingt.

— — — — — — — — Eine andere Gestalt taucht bei Nennung dieser Schuld auf — — — — — ich kann mir denken, daß ein Dichter die Verräterfigur des Judas in freier Auffassung in die Mitte einer Tragödie stellte: die Tragödie dessen, der das Tun des leidenschaftlich geliebten Freundes, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, nicht begreift, und deshalb zu seiner Vernichtung gereizt wird — Melots Tragödie.

Zur Entstehungsgeschichte von Dürers vier Aposteln.

Von Karl Voll in München.

Der Literaturhistoriker Michael Bernays pflegte zu sagen, daß man ein Kunstwerk nicht recht verstehen könnte, wenn man nichts von seiner Entstehungsgeschichte wüßte. Das Axiom wird in dieser Form wohl etwas gar zu scharf gefaßt sein; aber jedenfalls ist so viel daran wahr, daß wir ein Kunstwerk um so besser verstehen, je genauer uns seine Entstehungsgeschichte bekannt ist. Nur ist es eben recht schwer, sich über diesen wichtigen Punkt Aufklärung zu verschaffen, wenn die Urkunden schweigen und sonstige Quellen auch versiegen.

Im Nachfolgenden wird nun der Versuch gemacht, an Dürers berühmtem Hauptwerk seiner letzten Zeit zu zeigen, wie ein schon abgeschlossenes Werk uns noch immer über seine Entstehung belehren kann, wenn wir es nur richtig betrachten. Vorher möchte der Verfasser aber noch sagen, warum er diese Mitteilung über Dürer in einer dem allgemeinen Publikum gewidmeten Revue und nicht in einer kunsthistorischen Fachzeitschrift veröffentlicht.

Selbst bei sehr großem Interesse für künstlerische Angelegenheiten vermeidet der sogenannte Laie ängstlich die Lektüre von strenger kunstgeschichtlicher Literatur. Er erhofft sich von ihr zu viel Gelehrsamkeit und zu wenig Anregung. Das ist ein Mißstand, den die Kunstgeschichte mit allen wissenschaftlichen Disziplinen gemeinsam hat, und der sich auch nicht gut vermeiden läßt, so lange gelehrte Forschung gelehrte Forschung ist. Aber ein bedauerlicher und unnötiger Mißstand ist es, daß die Kunstwissenschaft nicht in zugleich zwingender und doch jedermann verständlicher Form auch der Allgemeinheit jene Ergebnisse ihrer Arbeit vorträgt, um die sich voraussichtlich nicht nur der Kunstgelehrte vom Fach, sondern auch jeder Gebildete interessiert. Die Kunstwissenschaft darf die Popularisierung ihrer Resultate nicht den schöngeistigen Allerweltsschriftstellern überlassen, sondern muß versuchen Fühlung mit dem Volke zu gewinnen, wenn sie die oberste Aufgabe aller wissenschaftlichen Tätigkeit erfüllen will: wenn sie dem Leben dienen und praktisch wirken will.

Für einen derartigen Versuch liegt der Fall bei Dürers vier Aposteln besonders günstig. Es braucht nichts als offene Augen, um alle Tatsachen zu sehen. Die Schlußfolgerung aber, die aus der Untersuchung zu ziehen ist, gibt sich von selbst.

Im Jahre 1526 setzte Dürer auf zwei große Tafeln sein Monogramm. Die eine stellte die Heiligen Paulus und Marcus, die andere die Heiligen Johannes und Petrus dar. Der damals schon schwer kranke Meister hat wohl ganz besondere Absichten mit den zwei imposanten Gemälden gehabt; denn er ließ auf ihnen Unterschriften anbringen, in denen er Stellung zu

den damaligen, von ihm mit leidenschaftlichem Interesse verfolgten Religionskämpfen genommen hat. Dann aber übergab er die Bilder der Stadt Nürnberg als eine Erinnerung an ihn, und er hat durch dieses Geschenk einen wahrhaft vornehmen Sinn bewiesen; denn die vier Apostel sind noch immer das stattlichste seiner Werke, und man begreift leicht, daß der Rat von Nürnberg alle nur möglichen Ausflüchte gesucht hat, um sie nicht dem mächtigen Kurfürsten Maximilian abtreten zu müssen, als dieser sie begehrte. Es half aber alles nichts; auch der schüchterne Hinweis, daß an den Hof des katholischen Herrschers Bilder mit Inschriften, die protestantischer Tendenz verdächtig seien, nicht paßten, verfing bei Maximilian nicht. Er ließ die Inschriften absägen und behielt die nun nicht weiter anstößigen Originale in München, während Nürnberg sich mit den Kopien begnügen mußte.

Das Arrangement der zwei Tafeln ist derart, daß auf jeder die gewaltige in einen Mantel gehüllte Gestalt eines Apostels den ganzen Vordergrund nicht nur, sondern auch die volle Breite des Bildes einnimmt. Rechts stützt sich der heilige Paulus auf sein Schwert und hält zugleich den umfangreichen Folioband der Bibel. Links aber steht nicht weniger machtvoll, wenn auch in größerer Ruhe der heilige Johannes in einem — für jene Zeiten — mäßig kleinen Buche lesend. Neben den reich ausgearbeiteten Köpfen dieser zwei Männer, die von jeher das Hauptinteresse in Anspruch nahmen, sieht man noch den heiligen Marcus, der in zorniger Aufregung neben dem fast drohend aus dem Bilde blickenden Paulus steht, während neben dem heiligen Johannes der sehr einfach und ruhig gehaltene Petrus von der Seite her einen Blick in einer allerdings unwahrscheinlichen Stellung auf das heilige Buch zu erhaschen strebt.

Bewundernswert ist die feine Kunst, mit der Dürer die beiden rückwärts stehenden Heiligen, von denen man nur Kopf und etwas von den Füßen sieht, so anschaulich zu gestalten wußte, daß die Phantasie des Beschauers sich mühelos und ganz von selbst die durch die vorderen Gestalten verdeckten Körperteile ergänzt. Selten hat ein Künstler solchen Zwang auf die Anschauungskraft des Beschauers ausgeübt und das ist auch der Grund, warum die vier Apostel von jeher als Dürers Hauptwerk gegolten haben. Erst in neuerer Zeit wurde der Versuch gemacht, anderen seiner Gemälde größeren Wert beizumessen.

So hat man denn auch versucht Dürers künstlerische Ideen, die er hier zur Reife gebracht hat, bis zu dem Moment zurückzuverfolgen, wo sie ihm wohl zum erstenmal gekommen sein mögen. Es war nicht gar schwer zu erkennen, daß er sie als ein Problem von größter Bedeutung im Verlaufe seiner ganzen künstlerischen Tätigkeit immer wieder aufgenommen hat, bis es ihm endlich gelang, sie zur Vollendung zu führen. Dabei schien es, daß die Anregung zur tiefsten Schöpfung der alten deutschen Kunst von Italien hergekommen sei.

In der Frarikirche zu Venedig steht ein mit Recht hochbewundertes Triptychon von Giovanni Bellini aus dem Jahre 1488. Es stellt im Mittelstück die Madonna dar, während auf den schmalen gotischen Seitenflügeln je zwei männliche Heilige in ähnlicher Gruppierung stehen, wie Dürer seine Apostel arrangiert hat. Bellini hat hier ein altes Motiv der

Venetianer Malerei, die die Figuren unter gotische Bögen zu stellen liebte, zum erstenmal frei und künstlerisch ausgestaltet, hat es von der früheren gepreßten und morosen Steifheit der Venetianer befreit und den Heiligen trotz ihrer Ruhe so ausdrucksvolle Gesten verliehen, daß dieses Werk seiner mittleren Zeit schon höchst deutlich die großen Eigenschaften seiner letzten Arbeiten vorauskündigt. Dürer ist wohl, wenn wir es auch nicht dokumentarisch nachweisen können, im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts als ein junger Mann in Italien gewesen, und das Bild der Frarikirche war ihm jedenfalls von dieser Reise her wohl bekannt. Sicher dürfen wir annehmen, daß er es wenigstens im Jahre 1506, wo er in Venedig mit Bellini in sehr freundschaftlichen Beziehungen gelebt hat, aufgesucht und mit seinem für fremde Anregungen so leicht zugänglichen Sinn studiert hat. So nahm man gern das Werk des großen Venetianers, wenn nicht gerade als ein Vorbild, so doch als ein italienisches Gegenstück zur letzten Hauptarbeit des Meisters von Nürnberg. Dabei war freilich nicht zu verkennen, daß, wenn das Fraritriptychon überhaupt für Dürer die Anregung gegeben hat, dieser dann weit über sein Vorbild hinausgegangen ist. Wenn hier, wie man ja leicht annehmen konnte, italienische und deutsche Kunst in Konkurrenz standen, dann ist kein Zweifel, daß der Deutsche den Sieg davongetragen hat. Die Schönheit und Eleganz der südlichen Rhetorik und Bewegung hat er wohl nicht erreicht, aber etwas ungleich Stärkeres und Gehaltvolleres an ihre Stelle gesetzt.

Nur ist es eine Frage, ob wirklich bewußte Konkurrenz vorliegt. Wir kennen aus Dürers Kupferstichen und Gemälden eine Anzahl von Vorstudien zu den vier Aposteln; aber in ihnen beschäftigt er sich immer bloß mit einzelnen Gestalten. Die Gruppierung zu zweien, wie sie die Münchener Tafeln und das Fraritriptychon haben, scheint er vorher nicht behandelt zu haben, und auf diese kommt es nun in erster Linie an, wenn der Beweis geführt werden soll, daß der Zusammenhang zwischen den beiden Gemälden mehr als zufällig ist.

Für diese Frage aber ist die technische Untersuchung der Münchener vier Apostel ausschlaggebend. Die zwei Tafeln sind so ausdrucksvoll und so klar, daß sie zum Höchsten zu gehören scheinen, was der nie mit sich selbst zufriedene Nürnberger Meister gemacht hat. Man wagt nicht zu denken, daß sie noch weiter auszuführen gewesen wären. Und doch sind sie sehr ungleich weit in der Ausführung gediehen. Der heilige Paulus ist zwar mit einer selbst bei Dürer seltenen Gewissenhaftigkeit behandelt. So sehr auch alles auf den Gesamteindruck hin angelegt ist, so wurde doch jede Einzelheit mit jener Deutlichkeit und Umsicht herausgearbeitet, die nur den im Quattrocento gebildeten Künstlern eigen ist. Hiefür ist der wunderbare Mantel trotz aller Großzügigkeit in jeder einzelnen Partie der beste Zeuge. Jedoch sei es, um die Kontrolle bei den verhältnismäßig hochhängenden Bildern zu erleichtern, gestattet, nur von den Füßen zu sprechen, die sich bequem in der Augenhöhe des Beschauers befinden. Die Modellierung jeder Zehe, die Betonung ihres Zusammenhangs mit dem übrigen Fuß, die Zeichnung der Nägel und die Behandlung der Sandalen sind schlechterdings Wunderwerke einer allerdings hochkünstlerischen Feinmalerei zu nennen.

Bemerkenswert ist, als ein leicht zu beobachtendes Merkmal, die äußerst klare Trennung der verschiedenen Lederschichten bei der Sohle und die feine Arbeit bei den Zug um Zug scharf gezeichneten Längsstichen, mit denen diese Schichten zusammengenäht sind.

Beim heiligen Johannes liegt die Sache ganz anders. Die Figur ist in ihrer Art nicht weniger großartig, und der Wurf des prachtvollen roten Mantels entspricht an Größe und Geschmack der Erfindung durchaus der berühmten Drapierung auf der anderen Tafel. An Großzügigkeit der Auffassung und Anschauung sind sich die beiden Gestalten also ebenbürtig. Aber beim heiligen Johannes fehlt durchgehends jene letzte Feinheit der Ausführung, die die Gestalt des Paulus auszeichnet. Dürer ist hier nicht mit der gleichen Unermüdlichkeit jeder Faltenpartie nachgegangen und er hat hier nicht zum zweitenmal jene außerordentliche Plastik und klare Räumlichkeit erreicht, die beim Mantel des heiligen Paulus uns gewissermaßen erlaubt, den Finger in jede Senkung der Falten zu legen. Nun könnte man ja denken, daß es ihm bei der zweiten Tafel, die auch sonst mehr innerlich gehalten ist, nicht darum zu tun war, die gleiche Macht und Plastik der Wirkung zu geben; aber diese Annahme wird durch die im Folgenden zu besprechende Tatsache ausgeschlossen.

Wenn man die Behandlung der Füße bei der zweiten Tafel mit der des Paulus vergleicht, erkennt man sogleich Dürers unbezweifelbare Handschrift; die allgemeine Anlage ist auch bei dieser Partie hüben und drüben die gleiche. Aber statt der minutiösen und doch so organischen Modellierung sieht man nur eine breite Machweise, die das Detail beinahe vernachlässigt. Die Zehen sind nicht mehr so klar von einander geschieden, ihre Artikulierung ist nicht mehr so deutlich, die Sandalen sind nur mehr obenhin angedeutet, und von näherem Eingehen auf ihre Zusammensetzung ist so wenig Rede wie von den Längsstichen. Dabei ist nicht etwa an schlechtere Erhaltung zu denken, sondern man sieht deutlich, daß Dürer hier eben nicht mehr den gleichen Fleiß aufgeboten hat. Er hat bei der Johannestafel nur noch summarisch gearbeitet, und wenn man bedenkt, daß er damals schon schwer krank, aber noch mit verschiedenen künstlerischen und literarischen Werken beschäftigt war, so begreift man auch, daß er nicht mehr die Zeit hatte, die zweite Tafel so weit zu vollenden wie die erste.

So dürfen wir es als eine sichere Tatsache betrachten, daß Dürer während der Arbeit an den zwei Gemälden entweder aus Mangel an Zeit oder an körperlicher Kraft in seinem Fleiß erlahmte. Was uns vor Augen steht ist wohl immer noch bewundernswert an Treue und Sorgfalt, aber eine gewisse Hast und Unruhe ist nicht zu verkennen. Dürer wollte das Problem, dem er sein Leben hindurch so viele Ruhe geopfert hatte, nicht unvollendet lassen und so stellte er die Tafeln zwar noch in erstaunlicher Weise, doch etwas rasch fertig.

Wir wissen aus einer Zeichnung nach einem nackten Leibe, die er einem befreundeten Arzte vorlegte, daß er schon damals in Unruhe über seine Gesundheit war. Diese Unruhe aber findet sich auf den zwei Gemälden deutlich ausgesprochen. Wenn man den berühmten Kopf des heiligen Paulus aufmerksam betrachtet, so glaubt man in dem allerdings nicht gut beleuchteten

Saal der Alten Pinakothek zu erkennen, daß sich von der Nase weg nach oben über die Stirn eine scharf markierte Linie zieht. Diese wird man ja wohl zunächst für eine sogenannte Denkerfalte halten; aber bei gutem Licht oder wenn man das Bild von einer Leiter aus untersucht oder wenn man nur eine gute Photographie betrachtet, so sieht man, daß diese Linie nichts anderes als der ehemalige Umriß der ursprünglich schmäler gewesenen Stirn ist. Man sieht auch am Schädeldach einen in der Farbe schwächeren Streifen, der ebenfalls anzeigt, daß der Kopf früher in anderen Linien angelegt war als jetzt und zwar erkennt man endlich ganz klar, daß er im reinen Profil gehalten war, während er jetzt eine Art von Dreiviertelprofil hat. Das Haupt, das so wahrhaft mächtig auf dem gewaltigen Körper sitzt, war ehedem viel kleiner. Wenn wir nun heute das so merkwürdig scharf blickende Auge genau untersuchen, finden wir, daß es völlig unrichtig im Kopfe sitzt, obschon es an sich ziemlich korrekt gebildet ist. Es paßt nicht zu der Haltung des Kopfes. Aber diese Absonderlichkeit erklärt sich sofort aus der Beobachtung, daß der Kopf früher rein im Profil stand. Etwas Gewaltsames mag ja das überscharf zur Seite gedrehte Auge auch vorher gehabt haben, aber die Kontrolle am lebenden Modell lehrt uns, daß das Auge wirklich besser zu einem Profil- als Halbenfacekopf paßt. Endlich trägt auch das Ohr deutliche Spuren solcher Umänderungen; denn es mußte ja ebenfalls der neuen Stellung des Kopfes angepaßt werden.

Nun erhebt sich die Frage: wann hat Dürer diese Aenderung am Haupte des heiligen Paulus gemacht? Hat er sich während der Arbeit anders besonnen oder hat er seinen Sinn erst nachträglich geändert? Auch hierauf gibt die Prüfung des Erhaltungszustandes durchaus genügende Aufklärung. Da der Kopf ursprünglich kleiner war, so ist auch die Nase kleiner gewesen als jetzt. Man sieht, daß sie von Dürer zunächst einmal um ein beträchtliches Stück und später nochmals eine Kleinigkeit verlängert worden ist. Man sieht ferner, da die Farbe der Uebermalung recht mager und durchsichtig geworden ist, daß die Nase schon vollständig fertig modelliert war, als Dürer die Ergänzungen vornahm. Demnach haben die Veränderungen erst stattgefunden, als der Kopf wenigstens in der Hauptsache schon vollendet war.

Damit kommt die entscheidende Schlußfrage: Aus welchem Grunde hat Dürer diese umfassende und technisch auch sehr heikle Ueberarbeitung vorgenommen, für die es in all seinen Gemälden keine Parallele gibt? War ihm nur der Kopf des heiligen Paulus zu klein oder hat er sonst noch weitere Absichten verfolgt? Diese Frage wird von der Untersuchung des Kopfes beim heiligen Marcus und Petrus beantwortet. Sie sind beide auffallend viel schlechter erhalten als die der beiden anderen im Vordergrunde stehenden Heiligen und zwar sind sie das, weil sie nicht annähernd so solid gearbeitet sind. Sie beide wurden nachträglich vom Meister eingefügt und man sieht besonders beim heiligen Petrus, daß Dürer diesen Einschub unverhältnismäßig rasch gemacht hat. Während der heilige Marcus noch recht gut zur ganzen Tafel paßt, entsteht durch die Einfügung des heiligen Petrus ein Gedränge, das ziemlich unorganisch wirkt und die großartige Ruhe der Haltung des Johannes ziemlich nachteilig beeinflußt; be-

sonders unvorteilhaft ist die Wirkung des goldenen Schlüssels, der von der nicht sichtbaren Hand ganz abrupt in die Höhe gehalten wird. Das Fehlen der Hand kann man sich zur Not so erklären, daß sie von dem Mantel des Johannes verdeckt wird; aber in der Tat erklärt es sich doch am einfachsten daraus, daß für sie kein Platz mehr war und Dürer eben den Schlüssel so gut und so schlecht es ging, auf dem spärlichen noch zur Verfügung stehenden Raum unterbrachte. Das mag er umso lieber getan haben, als er vorher beim Einschieben des heiligen Marcus ebenfalls bei der Hand ins Gedränge gekommen war und diese ganz gegen seine Gewohnheit so wenig organisch durchbilden konnte, daß er wohl selbst nicht mit ihr zufrieden war. Da war es denn am besten, sie beim Petrus ganz wegzulassen und ihr Fehlen durch eine allerdings nicht sehr plausible Verschleierung zu entschuldigen. Nun wird auch klar, warum die Haltung des von der Seite her in das Buch schauenden Petrus so unwahrscheinlich ist. Endlich kann man beobachten, daß der Kopf des heiligen Marcus immer noch um einen Grad solider ausgeführt ist als der nur sehr leicht hingewischte des heiligen Petrus.

Daraus ergeben sich nun drei Folgerungen: Erstens Dürer hat die umfassenden Umänderungen bei dem Kopfe des heiligen Paulus angebracht, weil er das schmale Profil nicht mehr brauchen konnte, nachdem er sich entschlossen hatte, noch eine zweite Figur auf die Tafel zu bringen, zweitens er hat ursprünglich nur zwei Apostel zu malen vorgehabt, so wie er sie auch auf seinen Kupferstichen und Gemälden als Einzelgestalten behandelt hatte und drittens er hat in wachsender Unruhe an dem monumentalen Werke gearbeitet. Er hat offenbar immer rascher auf das Ende zugedrängt und wir können uns angesichts des Umstandes, daß er damals schon schwer leidend war, auch nicht ohne Erschütterung denken, daß der Meister in großer Seelenangst geschwebt hat, ob es ihm wohl noch beschieden sein würde, ein Lieblingsproblem seines Lebens zur Vollendung zu bringen.

Man kann nicht behaupten, daß diese Korrekturen im einzelnen Verbesserungen gewesen sind. Früher mögen sie gut gewirkt haben, obwohl auch das noch fraglich ist; aber heute wo die ursprüngliche Fassung wieder zum Vorschein gekommen ist, ergeben sich Störungen, die bei genauer Untersuchung peinlich wirken. Hierauf liegt nun wohl der Nachdruck: für eine Prüfung aus der Nähe sind die Tafeln nach der Abänderung kaum mehr bestimmt gewesen. Die oben erwähnten Inschriften werden vermutlich von Dürer unten angefügt worden sein, damit die teils überarbeiteten, teils recht leicht ausgeführten Köpfe noch weiter in die Höhe kommen und dadurch eine Art von Fernwirkung zu leisten haben. Diese wird nun aber auch von ihnen in geradezu bewundernswerter Weise ausgeübt, so daß man den Tatbestand so lange Zeit nicht bemerkt hat. Von diesem Standpunkt aus müssen auch die vier Apostel noch heute beurteilt werden. Wenn Dürer durch seine Krankheit verhindert wurde, die machtvolle Konzeption der von ihm in anbetracht der Reformationsideen so großartig gedachten Glaubensboten ganz so zu verkörpern, wie sie ihm vor dem geistigen Auge gestanden haben mögen, so war eben doch zu viel von seinem persönlichen und künstlerischen Leben mit diesem letzten Hauptwerk seiner Hand verbunden. Die in letzter Zeit häufiger werdenden Versuche, den vier Aposteln ihren Wert abzustreiten,

sind doch unberechtigt. Die Tafeln, die Dürer seiner von ihm mit so viel Treue geliebten Vaterstadt zum Andenken an ihn geschenkt hat, waren seiner ganzen Vergangenheit wert. Sie dürfen in mehr als einer Hinsicht als der Kern nicht nur seiner Kunst, sondern der Nürnberger gelten.

Da sich feststellen ließ, daß die beiden Tafeln ursprünglich nur für je eine Figur berechnet waren, ergaben sich zwei weitere Folgen: erstens Dürer hat anfänglich nicht an eine Konkurrenz mit den Flügeln des Frari-triptychons von Bellini gedacht und zweitens wohl auch nicht eine Symbolisierung der menschlichen Temperamente geplant. Wenn die zwei Tafeln auch schon seit dem 16. Jahrhundert als die vier Temperamente bekannt sind, so ist das wohl eine Taufe post festum, mit der ja allerdings Dürer selbst einverstanden gewesen sein mag, die aber eben doch nicht seinem ursprünglichen Gedankengang entspricht.

Die Kunstgeschichte kann endlich noch weitere Folgen aus dem Umstande, daß der Kopf des Paulus ursprünglich kleiner war, ziehen. Es gibt Zeichnungen in den Köpfen der Apostel, die als eigenhändige Arbeit des Meisters, als Vorstudien gelten. Vor allem bekannt ist eine mit dem sehr zweifelhaften Datum 1526, die den heiligen Paulus darstellt und von Lippmann in seinem bekannten Codex der Handzeichnungen Dürers reproduziert worden ist. Der Verfasser hat dieses Blatt nie für echt gehalten, weil es sehr flau ist. Jetzt aber, wo man weiß, daß der Kopf des Paulus ursprünglich ganz anders ausgesehen hat, kann die Zeichnung, die dem späteren Zustand entspricht, nicht mehr als Vorstudie gelten. Sie ist eine der häufigen Fälschungen, die schon seit alter Zeit Dürers Werk unsicher machen. Man könnte vielleicht sagen, daß sie eben eine Vorstudie für die Abänderungen ist, aber auch das geht nicht an, weil sie gar nichts Experimentierendes an sich hat und vor allem weil sie keine künstlerische Qualität besitzt.

Wer die vier Apostel in der Pinakothek mit unbefangenem Auge prüft, wird finden, daß sie keine recht freie Wirkung üben. Das mag auch ein Grund sein, warum sie in der letzten Zeit weniger günstig als früher, wenn auch noch immer mit großem Respekt, beurteilt werden. Man kann aber ferner finden, daß die Kopien, die jetzt im Germanischen Museum aufgestellt sind, einen freieren Eindruck machen, obwohl der Saal eine geradezu unwürdig schlechte Beleuchtung hat. Der Verfasser hat sich immer hierüber gewundert, zumal die Kopien doch sehr viel schlechter sind als die Originale. Die Erklärung hiefür glaubt er nun kürzlich in Nürnberg gefunden zu haben. Die Kopien stecken in einem gotischen Rahmen. Dieser ist offenbar der Originalrahmen, den Dürer für die Bilder bestimmt hatte. Er paßt ja in der Arbeit so durchaus zu der Art, wie die nebenanhängenden Bilder Karls des Großen und des Kaisers Sigismund gerahmt sind, daß an der Gleichartigkeit und Gleichzeitigkeit kein Zweifel bestehen kann. Diese Kaiserbilder aber besitzen offenkundig, wie aus den Inschriften hervorgeht, noch ihre alte Umrahmung und so muß auch die ihnen gleiche der Kopien unserer vier Aposteltafeln noch die alte sein. Der Fall liegt so, daß die echten Gemälde, als sie der oben erwähnten, des Protestantismus verdächtigen Unterschriften beraubt wurden, nicht mehr in den alten Rahmen paßten, auf den Kurfürst Maximilian wohl ohnehin wenig Wert gelegt

haben wird. Die Kopien aber, an die die Unterschriften gefügt wurden, paßten hinein und so sparten sich die Nürnberger mit Recht die Ausgaben für neue Rahmen.

Die Bedeutung für die vorliegende Frage liegt nun darin, daß der Empirerahmen, in dem die vier Apostel heute stecken, sehr tiefe Hohlleisten hat. Diese beeinträchtigen die Lichtzufuhr und üben außerdem einen starken Druck auf die Tafeln aus, die widersinnig zusammengepreßt werden. Die glatten gotischen Leisten aber gehen flach von der Bildfläche weg, so daß die Figuren klares Licht erhalten und sich gewissermaßen ausdehnen können. Daher kommt es, daß die Nürnberger Kopien, obwohl sie nicht sehr gut gearbeitet sind, in dekorativer Hinsicht einen freieren Eindruck machen als die durch den Empirerahmen so schwer mißhandelten Originale.

Zur Erinnerung an den 1. Januar 1806.

Eine Festrede[1]) von Karl v. Amira.

Zu keiner Festfreude, so scheint es, viel eher zur Trauer müßte uns das Andenken stimmen an die Ereignisse und Zustände vor einem Jahrhundert.

Drei Kriege in zehn Jahren hatten Oberdeutschland verheert. Niedergeworfen war die Hausmacht des römischen Kaisers deutscher Nation. Von den übrigen Deutschen hatten die einen dazu geholfen, die andern waren neutral beiseite gestanden. Schon aber gingen auch diese ihrer Katastrophe entgegen, während jene das Joch des napoleonischen Protektorats auf sich nahmen. Nicht weniger schwer aber als unter den Niederlagen seiner Waffen und den politischen Fehlern seiner Lenker litt das deutsche Volk unter den Niederlagen seines Rechts. Noch unverwunden waren die große Säkularisation kirchlicher Herrschaften und die Mediatisation der Reichsstädte, jene Gewalttaten, die alle früheren „Piratenzüge" ähnlicher Art überboten und deren Ungeheuerlichkeit auch nicht der Mantel des „jüngsten Reichsschlusses" zu decken vermochte. Eben aber schickten sich die Großen, die schon damals ihren Gewinn gemacht, dazu an, die Gewalttaten an den übrig gebliebenen Kleinen zu wiederholen, diesmal nur, ohne sie mit einem Gesetz zu bemänteln. Die zeitgenössische Literatur spottete über „Schulmoral" und sogenannte „Rechtsbegriffe" und teilnahmslos duldete die Nation den Fall ihres fast tausendjährigen Reiches. Den äußeren Erfolg anbetend lag sie zu den Füßen des neuen Cäsar, den ihre Schriftsteller den Großen nannten, obgleich es Leute genug gab, die den Tiefstand seines

[1]) Gehalten bei der Gedenkfeier der Münchener Universität am 16. Dezember 1905.

sittlichen Charakters richtig einschätzten. Fürwahr, Deutschland durchlebte seine tiefste Erniedrigung.

Wie möchte uns Angesichts dieser Unglücke der Gedanke an die neuen Titel erheben, womit die Schutzgenossen des Zwingherrn ihre junge Souveränetät schmückten!

Und dennoch, heute, nachdem längst die Leiden von damals besänftigt, die Wunden vernarbt sind, widmen wir dem Jahre 1806 und wir Bayern insonderheit seinem 1. Januar eine Feierstunde wenn auch ernster Erinnerung. Denn die Titel, die man am 1. Januar 1806 in München und Stuttgart verkündete, und die andern, die bald nachher deutsche Fürsten annahmen, sind für uns, die wir die Folgen der damaligen Staatsveränderungen übersehen, mehr als Titel, sie sind Symbole neuer nicht nur, sondern auch von ganz anders gearteten Staaten, als jener war, der in der ersten Augustwoche desselben Jahres zusammenbrach. Erst durch diesen Einsturz des altehrwürdigen Gebäudes wurde der Platz frei, worauf man den Grund zu jenen neu gearteten Staaten, den modernen deutschen Staaten, legen konnte. Darum ist uns die Zahl 1806 eine der großen symbolischen Jahrzahlen, die eine Wende bezeichnen in der Geschichte des deutschen Volkes.

Sein Ende nahm der Feodalstaat, der bis dahin den größten Teil der deutschen Nation umspannte. Um zu würdigen, was an seine Stelle trat, müssen wir uns darüber klar sein, wie er aussah. Das Haupt des deutschen Reiches war der Nachfolger des fränkischen Großkönigs, der Idee nach berechtigt, den gesamten Staat zu seinem persönlichen Nutzen zu regieren und demgemäß auch über Hoheitsrechte aller Art sowie über Land und Leute zu verfügen. Wohl hatte er in allen diesen Beziehungen längst und bei weitem nicht mehr die freie Hand wie seine Vorgänger zur Entstehungszeit des Großreichs. Aber wenn er gebunden war, so band ihn doch kein öffentliches Recht; es banden ihn die ebenso eigennützigen als wohl erworbenen Rechte einer Klasse von Untertanen. Es beschränkten ihn die Rechte, welche sie die Jahrhunderte hindurch an seinen Hoheitsrechten erlangt hatten, und die andern Rechte, wodurch sie seine Hoheitsrechte ersetzten, und es beschränkte ihn der Vertrag, den etliche jener Untertanen bei seiner Wahl ihm auferlegten. Hieraus folgte, daß in der Hauptsache der König das Reich nicht mehr selbst regierte. Anstatt seiner regierten Untertanen, mehrere hundert, einzelne Herrn und Körperschaften, unter ebenso verschiedenen Namen wie aus den verschiedensten Rechtsgründen, — bald darum, weil sie königliche Hoheitsrechte in einem Teil des Reichs zu Lehen oder zu Pfand oder zu Nießbrauch oder an Zahlungsstatt oder gar zum Geschenk bekommen hatten, bald weil der König auf seine Regierung zu ihren Gunsten verzichtet und sie so in die Lage gebracht hatte, ihre obrigkeitliche Gewalt an die Stelle der seinigen zu setzen, — bald endlich weil sie königliche Gewalten seit unvordenklichen Zeiten an sich gerissen hatten und deswegen so gelten mußten, als ob sie damit vom König beschenkt wären. Versteht sich, daß sowohl die Menge als der Inhalt von Hoheitsrechten, die eine solche Herrschaft ausmachten, höchst verschieden sein, und daß ihr Zusammentreffen bei einem und dem nämlichen Inhaber auf sehr verschiedenen Gründen beruhen konnte. Immer war es aber ein

privatrechtliches Verhältnis, das einen Untertanen zum Herrscher, zum „Landesherrn", zum „Grundherrn" machte. Wenn er also ausschließlich in seinem Privatinteresse regierte, gebrauchte er nur sein Recht. Für sich durfte er so wie der König über Land und Leute verfügen, für sich seine Herrschaft organisieren, Aemter und Amtssprengel in seinem Bereich schaffen und abändern, Beamte ein- und absetzen und, wenn es ihm beliebte, so wie der König seine Herrschaft veräußern. Keiner Aufsicht, keiner Instruktion des Königs, wie etwa ein Beamter, war er daher unterworfen. Brauchte er des Königs Erlaubnis, dann nur wiederum nach Privatrecht, z. B. auf Grund seines Lehensvertrags. Der „patrimoniale" Charakter dieser Feodalherrschaften liegt also von Haus aus in ihrer Natur. Sie sind Vermögensstücke, vererblich, verkäuflich, verpfändbar, teilbar, gelten als Liegenschaften und werden verwaltet wie Landgüter. Daher der spezifisch fiskalische Zug aller Regierung. Nicht nur Zölle, Abgaben, Steuern erhebt der Landesherr, um sich Einnahmen zu verschaffen, auch die Justiz verwaltet er vor allem zu diesem Zweck, seine Militärgewalt benützt er dazu, seine Soldaten ans Ausland zu vermieten, und seine Beamten sind wesentlich Finanzbeamte. Finanzbeamte beauftragt er damit, Richter anzustellen und zu beaufsichtigen, sowie für Geld Missetäter zu begnadigen. Darum ist auch die positive Staatswissenschaft der Feodalzeit wesentlich „Kameralwissenschaft" d. h. die Wissenschaft von den Einkünften der landesherrlichen Kammer. Daß es unter Feodalherrschaft keine rechtlich unabhängige Amtstätigkeit und keine Beamten in staatsrechtlich gesicherter Stellung geben konnte, liegt auf der Hand. Es konnte überhaupt keine Staatsbeamten geben, d. h. Beamte, deren Pflicht es gewesen wäre, im Interesse des Gemeinwesens zu handeln, sondern nur landesherrliche Diener, die kein anderes Interesse kennen durften als das individuelle ihres Dienstherrn.

In allen diesen Beziehungen machte es keinen wesentlichen Unterschied, wem die Feodalherrschaft zustand, ob einem Individuum, einer kirchlichen Korporation oder einer Gemeinde. Die obrigkeitliche Gewalt einer Reichsstadt oder einer freien Stadt war genau so feodal wie die eines „Fürsten", „Grafen" oder „Herrn". Auch die freien und die Reichsstädte hatten ihre Hoheitsrechte erhandelt, wo sie feil waren, und sie hatten darüber unter sich und mit Fürsten, Grafen und Herrn Verträge geschlossen und Kriege geführt. Wenn in einem städtischen Territorium eine breite Schicht von Untertanen die schädlichen Folgen der Privatherrschaft weniger empfand als die Untertanen eines Fürsten, so kam das nur daher, daß sie selbst die herrschende Körperschaft ausmachte. Die übrigen Bewohner des Gebietes litten unter ihr nicht weniger als die Landsassen irgend eines andern Herrn.

Die Reichsstädte und selbst die freien Städte waren ebensowenig Republiken wie die Fürstentümer Monarchien. Denn weder die einen noch die andern waren Staaten. Dem Laienauge freilich konnten sie, je nach der Menge von Gewalten, die sich in der herrschenden Hand vereinigten, insbesondere seitdem die Repräsentationsgewalt dazu gekommen war, als Staaten erscheinen. Man hatte sich auch schon daran gewöhnt, sie „Staaten" zu titulieren, und begonnen das Reich für eine „Konföderation" anzusehen. Aber Staaten in unserm Sinne waren die Territorien trotzdem nicht, weil

es noch keinen Staat ausmacht, wenn eine Menschenmenge lediglich durch einen und denselben Befehlshaber zusammengehalten wird. Von einem Staat hätte man vielleicht sprechen dürfen, wenn die Landesangehörigen einschließlich des Herrschers eine organisierte Gesamtheit gebildet hätten. Allein der Herrscher gehörte nicht dem Lande, Land und Leute gehörten vielmehr ihm an, und organisiert waren nicht die Leute, sondern höchstens die landesherrliche Dienerschaft und, wo vorhanden, die herrschende Körperschaft. Die Territorialgewalt vermag weder, noch beabsichtigt sie einen Staat zu schaffen, weil nicht der Herr für das Territorium, sondern weil das Territorium für den Herrn da ist.

Das Feodalsystem hatte nun aber seit vielen Jahrhunderten nicht bloß das Reich, sondern auch die Territorien selbst wieder ergriffen und zersetzt. Auf analogem Wege und in analogem Sinn wie vom König auf die Großen des Reichs waren von diesen Hoheitsrechte auf Einzelne und auf Gruppen ihrer Landsassen übergegangen. Innerhalb des Territoriums gab es wieder Feodalherrschaften in der Hand von Individuen und Gemeinden, mit Gerechtsamen, die sich zunächst nur quantitativ, nicht qualitativ von denen der Landesherrschaft unterschieden. Landsässigen Grundherrn geistlichen und weltlichen Standes, landesfürstlichen Städten, Märkten und sogar Dörfern eigneten Gerichts-, Polizei-, Finanz-, Militärgewalten, mit denen sie ebenso umgehen konnten wie der Landesherr mit den seinigen, und wie der Landesherr den König bei der Ausübung der Reichsgewalt, so beschränkten diese untergeordneten Mächte den Landesherrn bei der Ausübung der Territorialgewalt. Selbst innerhalb der Grundherrschaft, wenn auch nicht in gleichem Maß setzte sich die Feodalisierung noch fort. Es gab grundherrliche Gemeinden mit eigener Obrigkeit wie es landesherrliche gab.

Gewiß hat schon im 17. und 18. Jahrhundert eine rückläufige Bewegung begonnen. Da aber nur die Landesherrn die Mittel besaßen, sie einzuleiten und zu führen, so konnte sie sich nur gegen die ihnen untergeordneten Feodalherrschaften, nicht gegen die Feodalität selbst kehren. Landstände und Gemeinden konnten dabei Rechte einbüßen, die dem Staat gefährlichste Feodalmacht, die Landesherrlichkeit, zog den Gewinn davon.

Das Feodalsystem war das Verhängnis des deutschen Staats. Um Kraft und Ansehen hat es die Reichsgewalt gebracht vor dem Ausland und entwertet hat es die Ordnung im Staat vor seinen Angehörigen. Wie gleichmütig ließen doch die Bewohner der im Jahre 1803 verschacherten Territorien den Wechsel ihrer Herrn über sich ergehen! Allerdings führten, und zwar nicht erst im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus, einzelne Landesherrn ihr Regiment so, daß die Untertanen sich dadurch in ihrem persönlichen Wohlbefinden gefördert sehen konnten. Aber diese patriarchale Regierungsweise war nicht Erfüllung einer Rechtspflicht, sondern eingegeben von Beweggründen der Religiosität, der Menschlichkeit und noch öfter der Klugheit, wie denn z. B. bei Bauernschutz und Bauernbefreiung ein gut Teil fiskalischer und militärischer Rücksichten hereinspielt. Im übrigen konnte auch keine patriarchale Herrschaft die Verkehrs- und Handelshindernisse beseitigen, die nun einmal in der feodalen Zerstückelung Deutschlands gründeten, noch auch der Ungerechtigkeit der Lastenverteilung innerhalb des

Territoriums steuern, während ein beständig sich steigernder Druck polizeilichen Vielregierens zu ihren notwendigen Begleiterscheinungen gehörte. Gerade dort aber, wo der Feodalismus die patriarchalste aller Regierungen ermöglichte, verletzte er sogar die heiligsten Interessen jedes Einzelnen aufs roheste. Denn seitdem es eine Wahl unter verschiedenen Bekenntnissen der abendländischen Christenheit gab, war auch die Entscheidung hierüber durch den Satz „cujus regio ejus religio" feodalisiert, und selbst die erbitterten und blutigen Religionskämpfe der Folgezeit liefen nur darauf hinaus, die äußerste Willkür des patriarchalen Bekenntniszwanges zu ermäßigen. Und nun aber erst der „Sultanismus" der minderwertigen Feodalherrn! Wie oft hat man nicht seine Launenhaftigkeit und Kleinlichkeit, seine wirtschaftlichen, politischen und sittlichen Frevel beschrieben! Und doch war er so berechtigt wie berüchtigt, — durchaus gemäß dem Feodalrecht.

Das schwerste Uebel für den Staat aber blieb unter allen Umständen die Mediatisation der weitaus überwiegenden Menge seiner Angehörigen. In demselben Maß als einer den Gewalten eines Privatherrschers unterstand, waren seine unmittelbaren Beziehungen zum Staat, nämlich zum Reich, gelöst. Er war Hintersasse seines Herrn, diente dem Reich nur so weit als er diesem Herrn diente, oder mit andern Worten er diente Staatsinteressen nur so weit als er den Privatinteressen eines andern Untertanen diente. Und wir wissen: diese Mittelbarkeit konnte bei der Möglichkeit mehrfacher Vermittlung eine ziemlich entfernte sein. Aber nicht genug damit, daß zahllose Gruppen von Reichsangehörigen so aus ihren unmittelbaren Beziehungen zum Reiche verdrängt waren, auch unter diesen Gruppen selbst hatte damit die Unmittelbarkeit der Beziehungen aufgehört. Die Mediatisationen verliehen der Reichsverfassung jenen „gotischen" Stil, woran damals das Ausland sich erlustigte. Untertanen des Königs mußten gegen andere Untertanen desselben Königs zu Feld ziehen, wenn ihr Landesherr einen seiner Kollegen bekriegte, ja vielleicht gegen den König selbst, wenn dieser Kollege zufällig die königliche Krone trug. Zu guter Letzt konnten sogar während eines Reichskrieges ganze Territorien in Neutralität verharren. Wie hätte unter solchen Verhältnissen eine öffentlich rechtliche Selbstverwaltung von Untertanen oder ein staatsrechtlich geordneter Anteil einer Vertretung von Untertanen an der Regierung sich durchführen lassen, selbst wenn man daran gedacht hätte? Die Reichsstände, die Landstände waren nichts weniger als Volksvertreter. Sie waren nur dafür da, dem Herrscher gegenüber ihren eigenen Vorteil zu vertreten, auf Grund einer persönlichen Rechtslage, die es ihnen ermöglichte, nach dem Satz zu verfahren: nihil de nobis sine nobis — womit zugleich die Grenze ihres Rechts bezeichnet ist. Interessen des Staats und selbst Interessen ihrer Untertanen gingen sie nur an, wofern die ihrigen davon abhingen. Aber man dachte auch gar nicht an Volksvertretung und Selbstverwaltung. Das Volk im Großen und Ganzen kümmerte sich längst nicht mehr um seinen Staat. Es war in jenes Philistertum versunken, das nach den Worten von Gentz sich dabei beruhigte, ‚kein Despot werde doch dasjenige stören, worin eigentlich der wesentliche Genuß dieses vergänglichen Lebens bestehe, die Vergnügungen des Tisches und der Liebe, die Musik, das Schauspiel,

eine gute, belehrende Lektüre, eine freundschaftliche Spielpartie, einen gemächlichen, erquickenden Schlaf'! Bei einem so seinem Staat entfremdeten Volk kann man sich nicht darüber wundern, wenn es seinen Verlust nicht empfindet.

Was vor hundert Jahren geschah, bedeutete die Axt an der Wurzel des Feodalsystems. Es gab fortan keine Reichsgewalt mehr, woraus man feodale Gewalten hätte ableiten können. Kaum theoretisch hätte sich denken lassen, mit dem Verschwinden des deutschen Königtums sei gewissermaßen eine Allodifikation der Reichsgewalt in der Hand der Landesherren eingetreten. Jeder derartigen Theorie jedoch verschloß die Wirklichkeit den Zugang. Wenn irgendwo auf den Trümmern des Reichs ein neuer Staat erstehen sollte, so konnte es nur ein Staat sein, der Privatrechte an öffentlichen Gewalten grundsätzlich verneinte. Dies war nun einmal die unverlierbare Errungenschaft der französischen Revolution. Und außerdem: hatten nicht die letzten Jahre hindurch die deutschen Regierungen selbst vor aller Welt sattsam betätigt, wie wenig achtungswürdig ihnen solche Privatrechte erschienen? Alle Umwälzungen waren seit 1803 von den Regierungen veranlaßt und durchgeführt worden. Man konnte sie vor der öffentlichen Meinung doch nur verteidigen, wenn man von der Unerträglichkeit des Feodalsystems ausging. Hierauf berief man sich denn auch. Man konnte also kein neues Regiment aufrichten wollen, um es abermals in den Dienst eines Privatinteresse zu stellen. Das Wohl des Staates, oder wie man damals emphatischer zu sagen liebte, des „Vaterlandes", galt jetzt überall von Rechts wegen als der Zweck jedes Regierens. Und wenn man diesen Zweck auch bisweilen mehr vorschützte als verfolgte, so war doch damit zugestanden, daß der „Landesherr" dem Staatshaupt, d. h. einem Organ des Staates, den Platz geräumt habe. Jetzt stand als Fundamentalsatz aller Staatsverfassung da, was ehedem Regierungsmaxime eines erleuchteten Fürsten hatte bleiben müssen: der König der erste Diener des Staates.

Nichts von alldem hindert uns einzuräumen, daß schon seit langer Zeit mancherlei vorausgegangen war, was diesen modernen Staat vorbereitete, theoretisch und praktisch. Die Wissenschaft des Naturrechts hatte seine Grundlinien in der Lehre gezogen. Der landesherrliche Absolutismus hatte seinen Kampf gegen Landstände und Gemeinden geführt. Die fortgesetzten Säkularisationen seit 1802 hatten die geistliche Grundherrschaft und Landstandschaft im Territorium zerstört. Aber nur, wo es eine modern denkende Regierung gab, und erst in den allerletzten Jahren des Deutschen Reichs setzt eine zielbewußte Ueberleitung der alten Verhältnisse in die neuen ein. Die klassischen Beispiele dafür liefert gerade die wittelsbachische Herrschaft. Noch befangen in der Redeweise des Patrimonialstaatsrechts, erinnernd an das imperium fideicommissarium des Thomasius hat die bayerische Gesetzgebung von 1804 „Land, Leute, Herrschaften, Güter, Regalien und Renten mit allem Zubehör" für eine „einzige unteilbare und unveräußerliche Fideikommißmasse" erklärt. Aber der Sache wie der Absicht nach hat sie mit dem Patrimonialstaat gebrochen, die Unveräußerlichkeit von Gebiet und Hoheitsrechten, die Trennung von öffentlichem Gut und fürstlichem Privatgut, von öffentlichen Schulden und fürstlichen Privatschulden durchgeführt. In Zukunft verlangte die Folgerichtigkeit eine Regierung nach öffentlich rechtlichen

Grundsätzen. Die Einheit der demselben Herrscher unterworfenen Gebiete konnte man zwar noch nicht herstellen. Aber man arbeitete ihr durch Vereinfachung und Zentralisation der Aemter vor. Auch geschahen zwischen 1799 und 1805 die entscheidenden Schritte, welche die Stellung der Beamten vom Boden des Privatrechts auf den des öffentlichen Rechts verlegen mußten. Man hob die Erblichkeit, die Käuflichkeit, die Anwartschaften von Aemtern auf. Man ersetzte den Begriff des fürstlichen Dienstes durch den des Staatsdienstes und verschaffte dem Staatsdiener eine gesetzliche Sicherheit seiner ökonomischen Lage. Die Bestellung des Richters im Patrimonialgericht nahm der Landesherr unter seine Aufsicht. Von der Justiz auf der Mittelstufe der Gerichte trennte er die Polizei. Im Steuersystem vermochte sich die Notwendigkeit einer gleichmäßigen Verteilung der Staatslasten einstweilen freilich nur theoretische Anerkennung zu erringen. Die Heeresverfassung hingegen baute das Kantonalreglement von 1805 auf das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht. Zuvor schon, am 13. Juni 1803 hatte ein Zensuredikt die Anfänge der Preßfreiheit gebracht, indem es die Präventivzensur für nichtperiodische Druckschriften aufhob. Noch etwas früher, am 10. Januar desselben Jahres, wenn auch mehr gelegentlich, in einem Edikt für die neu erworbenen Gebietsteile, war nicht nur die Gleichstellung der christlichen Konfessionen ausgesprochen, sondern auch die Bekenntnisfreiheit anerkannt und damit eine Grenzbestimmung für den Beruf des Staates überhaupt gegeben.

Fraglos folgte man mit etlichen unter diesen Neuerungen Vorbildern, die sich schon im naturrechtlich angehauchten Patriarchalstaat Friedrichs des Großen fanden. Der Einfluß des preußischen Landrechts von 1794 insbesondere läßt sich nicht verkennen. Seine Schreibweise ahmte man nach. Ihm entlehnte man so inhaltsreiche Wörter wie „Staatsbürger", „Staatsdienst", „Staatsamt". Aber in manchen Stücken, wie z. B. gerade der Regelung des Beamtenwesens, ging man über das Vorbild hinaus, wie denn auch nicht zur selben Zeit in irgend einem andern deutschen Territorium staatsrechtliche Veränderungen von solcher Menge und in so planmäßigem Zusammenhang eingetreten sind.

Es beruht nicht etwa bloß auf der menschenfreundlichen Denkweise des Herrschers, den die Bayern nachmals ihren „Vater" nannten, wenn die gesetzgeberischen Vorbereitungen für das neue Gemeinwesen sich in den wenigen Jahren seit seinem Regierungsantritt zusammendrängten. Max Josef, obwohl einst selbst schwer von den Gewalttaten der französischen Revolution getroffen, war vielmehr von der Einsicht durchdrungen, daß eine gründliche Erneuerung des deutschen Staats demnächst kommen mußte. Schon am 11. Februar 1800 sagte er den Verordneten seiner Landstände: „Zur Zeit, wo den Staaten große und gefährliche Erschütterungen drohen, müssen Staatsgebrechen schnell und mit Entschlossenheit geheilt werden, wenn man anders Anarchie vermeiden will". Gedenken wir aber heute jenes trefflichen Fürsten, so dürfen wir auch seines ebenso treuen als weitblickenden und tatkräftigen Beraters nicht vergessen, der in jener ganzen Zeit an der Spitze der Geschäfte stand, des Freiherrn Maximilian von Montgelas. Nicht mit Unrecht hat man den ehemaligen Illuminaten als einen revolutionären Minister be-

zeichnet. Aber war nicht die ganze Zeit revolutionär? Mit ihrem Willen und gegen ihren Willen haben fast überall Fürsten und Staatsmänner der Revolution ihren Tribut gezollt. Galt nicht auch der Freiherr vom Stein den Privilegierten in Preußen als revolutionär? Und wie hätte Montgelas den neuen Staat vorbereiten können, wenn er alle entgegenstehenden individuellen Rechte hätte schonen wollen? Von einer gewissen Hast und Vielgeschäftigkeit dürfen wir ihn nicht freisprechen. Aber es gab auch wirklich im Drang der Zeit Vieles und viel Unaufschiebliches zu regieren. Daß er das Unaufschiebliche nicht aufzuschieben suchte, gehört zu seinen stärksten Verdiensten. Gewiß waren seine Maßnahmen von Mißgriffen nicht frei, und noch heute möchten wir wünschen, sie wären verständnisvoller, bedachtsamer und in milderen Formen ausgeführt worden. Doch schon die Zeitgenossen erkannten, daß die Schuld daran zum weitaus größten Teil die ausführenden Gehilfen trifft. Die vorausgegangene Periode hatte eben in Bayern so wenig wie anderwärts für die nötige Menge von Kräften gesorgt, die den Forderungen der Zeit gewachsen waren.

Auch die Staatsgründung selbst lief in den größeren und mittleren Ländern nicht ohne ebenso gewaltsame als tiefe Eingriffe in bestehende Rechte ab. Zwar um die Monarchie erhob sich kein Streit. Weder im Rheinbund noch in Preußen oder Oesterreich hätten sich republikanische Tendenzen hervorwagen können. Dagegen schon die nächste Frage, vor die sich damals die Staatsform gestellt sah, ob absolute oder ständische Monarchie, ließ sich im Sinne eines nach öffentlichrechtlichen Grundsätzen verfaßten Staates ohne Unterdrückungsakte nicht lösen. Landstände, wie sie sich in altwittelsbachischen Gebieten, in Altwürttemberg, in Hessen, im Breisgau erhalten hatten, würden ihre Privatrechte auf Mitregierung nie freiwillig aufgegeben haben. Sie wurden also vom Staatsoberhaupt aufgehoben, unter Berufung auf die „Souveränetät“, d. h. auf das unbeschränkte Herrscherrecht, welches die jüngsten völkerrechtlichen Verträge dem Monarchen zuschrieben. Anderwärts, wo man die ständischen Korporationen fortbestehen ließ, blieben diese regelmäßig der Stein des Anstoßes bei politischen Reformwerken, in den brandenburgischen Marken wie in den mecklenburgischen Herzogtümern, in Thüringen wie in Sachsen. Mit der Aufhebung der Landstände — die übrigens nur bei den unmittelbar Betroffenen tiefere Eindrücke hinterließ — fielen aber zunächst die dualistische Finanzverwaltung und das stärkste Hindernis, das sich noch der Staatseinheit widersetzte. Während Preußen noch als ein „Föderativstaat“ galt, das Königreich Sachsen noch bis 1831 kein Staat, sondern eine Staatenverbindung war, hörten in Württemberg, Baden, Hessen und Nassau 1806, in Bayern 1808 die Selbständigkeit und demgemäß die Sonderverfassungen der einzelnen Gebietsteile auf. Die „Länder“ machten Bezirken einer möglichst gleichförmigen Verwaltung Platz. Nicht überall ließen sich die Schwierigkeiten mühelos besiegen, die mit der Ueberwindung ihres Aggregatzustandes verbunden waren. Unterschätzte die Verwaltung die Anhänglichkeit des Volkes an althergebrachte Institutionen, so stieß sie leicht auf blutigen Widerstand. Namentlich dem Königreich Bayern haben solche Irrtümer die schwersten Opfer verursacht.

Die nächsten Schritte galten der Ausbildung der Regierungsform. Eine Art Kodifikation des Verfassungsrechtes, wie es sich unter stark französischen Einflüssen in den Rheinbundstaaten gestaltete, liegt in der bayerischen Konstitutionsurkunde vom 1. Mai 1808 und den dazu gehörigen „organischen Edikten" aus demselben Jahre vor. Sehen wir von dem ab, was die Konstitution aus dem bisherigen Staatsrecht aufnahm, so treffen wir hier auf die ersten Versuche, der Herrschermacht Schranken zu ziehen. Die Kabinetsjustiz weicht dem ausschließlichen Beruf der Gerichte zum Entscheiden von bürgerlichen und Strafsachen; Kirchen-, Schul- und Stiftungsvermögen „können weder unter irgend einem Vorwande eingezogen, noch zu einem fremden Zwecke veräußert werden"; die Regierungsakte des unverantwortlichen Königs bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung des verantwortlichen Fachministers, der allerdings vorläufig wegen Verfassungsverletzung nur dem König Rechenschaft schuldet; Gesetze und „Hauptverordnungen" müssen vom Geheimen Rat (dem Vorläufer des späteren Staatsrats) vorberaten, Gesetze einschließlich des Finanzgesetzes überdies von einer „Nationalrepräsentation" angenommen sein. Diese Volksvertretung war einstweilen gedacht als gewählt von Kreisversammlungen, deren Mitglieder der König aus den höchstcensierten Grundeigentümern, Kaufleuten und Fabrikanten zu ernennen gehabt hätte. In den Ausführungsgesetzen, die der König erließ, bevor die Konstitution in Kraft trat, beschränkte er sich nicht darauf, die noch erforderlichen organisatorischen Einrichtungen zu treffen, sondern er begann auch damit den Schutt des Feodalstaats aufzuräumen. Die Rheinbundakte ließ ihm dabei insofern nicht freie Hand, als sie den mediatisierten Fürsten und Grafen diejenigen Hoheitsrechte zusicherte, die sie nicht selbst zu den wesentlichen Bestandteilen der Souveränetät rechnete, darunter insbesondere die niedere und mittlere Gerichtsbarkeit und Polizei. Die bayerischen Edikte schonten nicht nur diese Privatherrschaften, sondern sogar die Patrimonialgerichte. Aber sie kennen keine von der königlichen Regierung unabhängige Privatherrschaft mehr: keine Justiz im ganzen Königreich, die nicht in den vom König organisierten oder bestätigten Gerichtshöfen, im Namen und nach den Gesetzen und Vorschriften des Königs; — keine Polizei, die nicht ausschließlich nach königlichen Gesetzen und unter königlicher Oberaufsicht, und selbst kein Kirchenregiment eines protestantischen Herrn, das nicht in Unterordnung unter das Kirchenregiment des Königs verwaltet wird; — keine Steuern und keine andern öffentlichen Abgaben an eine Privatherrschaft und anderseits prinzipielle Gleichstellung des Gutsherrn und seiner Hintersassen in bezug auf Teilnahme an den öffentlichen Lasten mit den übrigen Staatsbürgern. Gleichzeitig löste man die alte politische d. h. privilegierte Gemeinde auf. Was man an die Stelle setzte, war keine politische, sondern eine privatrechtliche Gemeinde unter Staatsaufsicht und ein Geschäftsbezirk für Polizeibeamte, deren Unterhalt jener Korporation oblag.

Nicht alles von diesen Ordnungen ist ausgeführt worden. Die bayerische Gemeindeorganisation war noch bis 1813 zu einem sehr beträchtlichen Teil unvollendet und wurde dann sistiert. Die „Nationalrepräsentation" kam damals in Bayern so wenig zustand, wie in Baden, wo noch

im Jahre 1808 der Großherzog Karl Friedrich die Absicht ausgesprochen hat, dieses Institut nach westfälischem und bayerischem Muster einzuführen und dadurch „das Band zwischen dem Landesfürsten und dem Staatsbürger noch fester als bisher zu knüpfen". Die kriegerischen Ereignisse, die Gebietsverschiebungen der nächsten Jahre, doch ebenso sehr auch Zweifel der leitenden Staatsmänner an der Lebensfähigkeit des Repräsentativsystems mögen das Unternehmen verhindert haben. Montgelas wenigstens meinte, der Deutsche begreife es nur unvollkommen und werde sich nur schwer zu seiner Höhe erheben. Daß dieses Urteil für jene Zeit nicht zu hart war, werden wir zugestehen müssen, wenn wir bedenken, wie wenig Verständnis noch 1817 die preußischen Notabeln dem Projekt einer Volksvertretung entgegen brachten und wie hauptsächlich unter dem Ermitteln und Sichten ihres Meinungswirrsals die günstigste Zeit für den ganzen Plan verloren ging, oder wie ungefähr eben damals in Sachsen-Weimar, wo man schon eine Volksvertretung hatte, an ihrem Widerspruch die Oeffentlichkeit der Landtagshandlungen scheiterte.

Wie dem auch sein mag, ein wertvoller Fingerzeig in der Richtung, welche die Fortschritte des Staatsrechts einschlagen mußten, war es doch, daß von Thronen herab die Notwendigkeit anerkannt wurde, das Volk durch ein geordnetes Organ über seine Geschicke mit bestimmen zu lassen. Um so verunglückter erscheint uns heute das System des gleichförmigen Beamtenregiments, welches das vorhin beschriebene Verfassungsideal von seinem französischen Muster übernommen hat. In ihm vornehmlich lag das Hemmnis gegen einen gesunden Anfang mit der Einführung von öffentlichrechtlichen Selbstverwaltungskörpern, und hier ist der Punkt, wo Preußen mit der Steinschen Städteordnung einen Vorsprung gewann gerade zur selben Zeit, als das Königreich Bayern sein erstes Gemeindeedikt erhielt. Allerdings ist der moderne Staat in Preußen, wenn man von der Organisation der Verwaltungs- und Gerichtsbehörden absieht, noch auf Jahre hinaus über jenes Fundament nicht weiter gediehen.

Dort wie hier blieb der Ausbau den Geschlechtern vorbehalten, die während des Jahrhunderts einander gefolgt sind. Dort später, hier früher reinigte man ihn von den letzten feodalen Ruinen. Dort später, hier früher — in demselben Maß, wie man mit Entschiedenheit die Durchführung eines neuen öffentlichen Rechts in Angriff genommen hatte, — gelangte man auch zu lebensfähigen Volksvertretungen, zu verantwortlichen Ministerien, zu einer geordneten Rechtsprechung in Verwaltungssachen, zu einer gerichtlichen Kontrolle der Finanzverwaltung, zu politischen Gemeinden, Kommunalverbänden und andern Körperschaften, die nunmehr das Gesetz dazu beruft im Interesse und unter Aufsicht des Staats diejenigen öffentlichen Angelegenheiten selbständig zu verwalten, welche ihre Mitglieder vor andern angehen. So stellten sich nicht nur die unmittelbaren Beziehungen zwischen dem Staat und seinen Angehörigen wieder her, er selbst wurde vielmehr noch in einem tieferen Sinn zu einem Gemeinwesen, indem er seine Glieder zu gemeinschaftlicher Mitarbeit heranzog und erzog. So erlangte er auch die Fähigkeit, nicht nach Art des Patriarchalstaats mit zufälligen Verwaltungsmaximen, sondern mit dauernden Gesetzsystemen die

Interessengegensätze der Gesellschaftsklassen allmählich zu versöhnen. Auch diese Errungenschaften haben hartnäckige Kämpfe gekostet zwischen Völkern und Regierungen und, je eifrigeren Anteil die Bürger wieder am politischen Leben nahmen, desto stürmischere Kämpfe unter den Parteien. Es gab Rückschläge, Aufstände, Staatsstreiche. Aber der Staat selbst hat alle Erschütterungen überstanden; er ist noch unser.

Nur eines hat er nicht aus sich heraus vermocht. Er war zu klein, um jene physische Kraft zu entfalten, ohne die es für die Dauer keine Unabhängigkeit und kein Ansehen vor dem Ausland gibt. Wieder ein Jahrhundert rückwärts, da sehen wir dort, wo deutsche Leute am bittersten litten, auch schon den Gedanken an die Erneuerung der politischen Einheit der Nation erwachen. Aber wiederum der Mühsale von Geschlechtern bedurfte es, um auch diesen Gedanken zu verwirklichen. Denn nicht ohne die Staaten, die nunmehr gegründet waren, konnte sich das deutsche Volk seinen Staat schaffen, wenn es anders nicht abermals gewaltsame Umwälzungen erdulden wollte. Die Staaten aber hatten zuerst auf ihre innerliche Festigung zu sehen. Als dann endlich das Werk in der Form des Bundesstaats gelang, da geschah es nicht, ohne daß die Nation auf den Eintritt von Millionen ihrer besten und treuesten Glieder verzichten mußte. Leichter als dieser Verzicht zu verschmerzen waren da noch die Opfer, die der Gesamtstaat von den Einzelnstaaten verlangte. Zwar sehen sie zu seinen Gunsten die Zuständigkeit ihrer Souveränetät beschränkt, — jener Souveränetät, worüber sie vor hundert Jahren so eifersüchtig wachten. Aber der Bundesstaat — frei von allen feodalen Eigenschaften im Gegensatz zu jenem ehemaligen Reich, mit dem er nur den Namen teilt, — ersetzt dem Gliedstaat, was dieser ihm gibt. Er beruft ihn zu seiner Leitung, er verhilft ihm zu zeitgemäßen Weiter- und Umbauten seiner Verfassung, und er behütet ihn vor der Not, noch einmal ein foedus iniquum, ein Bündnis mit dem Fremdling gegen den Deutschen ertragen zu müssen.

Mit Dank also erinnern wir uns der Vorfahren, die ein Jahrhundert hindurch mit ihrer Weisheit und ihrer Willensstärke unsern Staat seiner Vollendung entgegen führten. Aber ehren können wir sie nur, indem wir die uns hinterlassenen Institutionen in rechtem Sinn und mit treuem Verständnis gebrauchen. Wir dürfen sie ausnützen, doch nur zum Vorteil der Gesellschaft im Ganzen, nicht für uns Einzelne, noch auch für eine Gruppe allein. Wir dürfen aber auch nicht die Hände in den Schoß legen. Die Einrichtungen allein tun es nicht; es gehören Menschen dazu. Und also wird es immer unsere Sache bleiben, den modernen Staat zu erwerben um ihn zu besitzen.

Der Glaube an die Macht.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Das Wesen der Macht ist der Glaube an die Notwendigkeit der Macht. Nimm diesen Glauben weg, und die Macht ist nichts mehr!

Der Glaube an die Notwendigkeit der Macht muß vorhanden sein sowohl bei den Inhabern der Macht wie bei den Helfern der Macht wie bei der Mehrzahl der Objekte der Macht.

Macht aber ist eine Organisation, die imstande ist, äußere und innere Unruhen niederzuhalten; Macht ist der Zwang, dessen Ergebnis der „Friede" sein soll.

Die Mittel der Macht sind Heer, Justiz und Verwaltung. Alle drei beruhen auf Glauben. Das Heer beruht auf dem gläubigen Willen, sich für die Zwecke der Macht totschießen zu lassen. Die Justiz beruht auf dem Glauben, daß die Rechtssätze im allgemeinen gerecht sind. Die Verwaltung beruht auf dem Glauben, daß es gemeinsame Interessen aller Stadt- oder Volksgenossen gibt. Wo der Wille, sich für die Macht zu opfern, die Zuversicht, daß der Richter die Gerechtigkeit sucht, die Annahme, daß es gemeinsame Wohlfahrt gibt, nicht mehr lebendig bleiben, da hilft alles Kommandieren, Strafen und Besteuern nichts mehr, da zerfällt der Körper in seine einzelnen Teile.

Das was in Rußland abhanden gekommen ist, ist der Glaube an die heilsame Notwendigkeit der bisherigen Macht.

* * *

Der Glaube an die Notwendigkeit der Macht ist wie jeder große Glaube ein Ergebnis der einfachsten menschlichen Erfahrung. Zu allen Zeiten zwar gab es einzelne Köpfe, die diesen Glauben grundsätzlich leugneten. Man nannte sie in Rußland früher die Nihilisten. Ein Ueberhandnehmen des Nihilismus ist nicht ein Beweis gegen die Notwendigkeit der Macht an sich, aber ein starker Beweis für die Schlechtigkeit der gerade vorhandenen Macht. Sobald im Ernst der Versuch gemacht wird, die Macht selbst zu beseitigen, tritt ein Kampf aller gegen alle zutage, der die Menschen zwingt, nach neuer Macht zu schreien, denn entsetzlicher als die schlechteste Macht ist der Mangel an jeglicher Macht. Alle Kultur und Arbeit ruht auf dem Vorhandensein von zwingenden Gewalten. Deshalb sind die Revolutionäre aller Zeiten genötigt, sich am Abend des Tages, an dem sie die alte Macht gestürzt haben, als neue Macht zu etablieren. Die Menschheit wird den Zwang nicht los. Das einzige, was sie tun kann, ist einen Zwang mit dem anderen zu vertauschen. Anders gesprochen: Die Menschen können nicht ohne Herren sein, sie können höchstens wählen, von wem sie beherrscht werden wollen.

* * *

Die Macht braucht in dem Maße äußeren Zwang als der Glaube schwach wird, auf dem sie ruht. Wo dieser Glaube stark ist, bedarf es nur sehr geringer Druckmittel. Gelingt es einer Macht, sich ein vollkommenes System des Glaubens zur Grundlage zu machen, so kann sie schließlich auf militärische Zwangsmittel beinahe verzichten. Das vollendetste Beispiel hierfür ist die politische Macht der katholischen Kirche. Der Papst kann nicht aus der Weltgeschichte ausgeschaltet werden, auch wenn er gar keine Territorialgewalt und kein Heer hat, so lange er in vielen Ländern Gläubige besitzt, die ihm absolut gehorchen und bereit sind, sich im Notfall für ihn zu opfern. Darin beruht auch die Gewalt des militärisch schwachen Kalifen von Konstantinopel, daß hundert Millionen Menschen bereit sind, in fanatische Wildheit überzugehen, wenn er einen Hilferuf an sie richtet. Aehnlich wie die Macht des Kalifen und des Papstes schien auch die theokratische Macht des russischen Zaren aufgebaut zu sein. Er schien unangreifbar, weil er von einem Glauben getragen wurde, der aller Kritik gewachsen war. Aber es schien nur so. Der Glaube war zur bloßen Formel geworden, er war nicht mehr magnetisch, war kalt, tot, matt geworden. Er wird nicht zu Ende sein, denn ein alter großer Glaube stirbt nur sehr langsam und richtet sich selbst dann noch wieder auf, wenn man schon dachte, er habe seine Seele ausgehaucht, aber Tatsache ist doch, daß heute der Zarenglaube nicht mehr ausreicht, den Zaren zu tragen. Das Wasser, auf dem das Zarenschiff fährt, hat an Gehalt, an spezifischem Gewicht, verloren und deshalb sinkt das Schiff. Auf wen kann sich eine Macht noch verlassen, die nicht mehr sicher ist, geglaubt zu werden?

* * *

Man fragt, ob in Deutschland eine Revolution möglich sei. Die Antwort lautet, daß von da an, wo die jetzige Macht nicht mehr als notwendig geglaubt wird, kein Mittel ausreicht, sie zu erhalten. Der Glaube an die Notwendigkeit dieser Macht hat aber positive und negative Elemente. Die positiven Elemente sind etwa folgende:

1. Wir haben erlebt, daß auf Grund der gegenwärtigen Macht unser Wohlstand zugenommen hat. Diese Erfahrung haben alle Volksteile gemacht, selbst diejenigen, die sich von dieser Macht am meisten benachteiligt fühlen. Deshalb ist die Zahl der absolut Verzweifelnden bei uns nicht groß. Es gehört aber ein ziemliches Quantum absoluter Verzweiflung dazu, um den Glauben an eine bestehende Macht gründlich zu zerstören.

2. Die Inhaber der Macht sind bei uns von ihrer Notwendigkeit selber stark überzeugt. Das würde für sich allein nicht genügen, ist aber auf Grund des aufsteigenden Wohlstandes ein sehr wichtiger Faktor. Ein Teil der russischen Wirrnisse kommt daher, daß die Inhaber der Macht unsicher geworden sind.

3. Die Hilfskräfte der Macht sind bei uns mit wenigen Ausnahmen von der Notwendigkeit der Erhaltung der jetzigen Macht innerlichst überzeugt, auch wenn sie im einzelnen an ihr allerlei Kritik üben. Insbesondere würden Offiziere und Beamte sich mit tadelloser Einmütigkeit dem Versuch der Machtbeseitigung widersetzen.

Dazu aber kommen negative Momente:

4. Während es in Rußland ein Ziel für die Revolution gibt, nämlich den Glauben an die Notwendigkeit einer freiheitlichen Verfassung, ist bei uns einesteils die Verfassung bereits stark mit Liberalismus durchsetzt, anderenteils ist gerade die radikalste Strömung innerhalb der deutschen Opposition nicht sehr davon überzeugt, daß mit weiteren Verfassungsänderungen viel geholfen werde. Es fehlt die Generalidee der Revolution, der neue Glaube, der den alten politischen Glauben entwurzeln soll, denn daß das Sozialistische im sozialdemokratischen Programm nicht durch Beseitigung der jetzigen Macht erlangt werden kann, ist selbst weiten proletarischen Kreisen klar.

5. Infolge der bisherigen inneren Parteigeschichte der Sozialdemokratie ist die Erwartung, daß sie eine bessere Regierung herstellen könne als die bestehende selbst bei denen sehr ins Wanken gekommen, die sonst geneigt sein würden, einen Ansturm gegen die vorhandene Macht zu wagen.

Es scheint also, daß wir keine deutsche Revolution haben werden, aber diese Beruhigung darf uns nicht veranlassen, die seelischen Wirkungen der russischen Ereignisse zu unterschätzen. Es ist kein Zweifel, daß die russischen Nachrichten mit Gier verschlungen werden und daß zahllose Köpfe sich überlegen, ob bei uns etwas ähnliches möglich sei. Mag das Ergebnis dieser Ueberlegung auch ein friedliches sein, so ist es doch ein starkes Fegefeuer, durch das der Glaube an die vorhandene Macht jetzt auch in Deutschland hindurchgehen muß. Selbst wenn wir keine Revolution haben werden, ist es möglich, daß der Glaube an die absolute Notwendigkeit dessen, was ist, merkbar abnimmt. Anders gesprochen: Die Reste alten naiven Staatsvertrauens verflüchtigen sich in der Temperatur der russischen Revolution.

* * *

Es wird also nötig sein, daß der Glaube an die Notwendigkeit der vorhandenen Macht eine gleichzeitige Stärkung erfährt, wenn er nicht durch die gegenwärtigen Erlebnisse geschwächt werden soll. Diese Stärkung kann bei fortschreitender Verwilderung des russischen Kampfes schon allein in der Tatsache liegen, daß wir in Ruhe leben und arbeiten können, während drüben alle Bevölkerungsschichten und nicht am wenigsten die Armen unter der Revolution leiden. Aber erstens wissen wir noch nicht, ob drüben die Not so bergehoch steigt, daß allein ihr Eindruck bei uns den Glauben an die vorhandene Macht stärkt, und zweitens kann diese Folge nur dann eintreten, wenn bei uns nicht gleichzeitig Notstandsgefühle sich einstellen. Das ist im gegenwärtigen Zeitpunkt viel wichtiger als sonst in ruhigen Zeiten. In stillen Zeitläuften läßt sich ein Volk unglaublich viel gefallen, aber in erregteren Perioden genügt oft eine kleine Verschärfung des Druckes, um große Zersetzungen des Staatsgeistes hervorzubringen. Deshalb kann es vom Standpunkte der deutschen Machthaber aus gar nichts törichteres geben, als eine allgemeine Verteuerung der Lebensmittel mit der russischen Revolution parallel gehen zu lassen. Alle guten Folgen der schrecklichen Vorgänge in Rußland können durch diese Verteuerung zunichte gemacht werden. Jetzt, gerade jetzt, müßte der kleine Mann in Deutschland sagen können: unsere Regierung ist auf ihrem Platze! Zu keiner anderen Zeit war

es so notwendig, populär zu regieren, und statt dessen tut man das menschenmögliche, um unpopulär zu sein. Das ist es, was als schwere Anklage den Leitern des Deutschen Reiches jetzt ins Gesicht gesagt werden muß, daß sie es sind, die den Glauben an die Macht ruinieren. Podbielsky tut dem deutschen Staatsgeiste mehr Böses als er einzusehen in der Lage ist. Er ruiniert den Glauben an die Gemeinsamkeit der Interessen bei der Verwaltung des Reiches. Er macht das Reich zur Klassenvertretung der Schweineverkäufer. Und das tut er, während es nötig wäre, alles, alles zu tun, damit die deutschen Staatsbürger im Gegensatz zu Rußland ihres Staates sollten froh werden können! Das Ergebnis wird sein, daß zahllose Deutsche bedauern, leider keine Revolution machen zu können. Ein schlimmer Dienst am deutschen Volke!

* * *

Gehen wir in Gedanken rückwärts bis zur Reichsgründung! Es heißt, daß das Reich durch die wirtschaftliche Notwendigkeit der beginnenden Kaufmannszeit entstanden ist. Ganz richtig, nur mußte diese wirtschaftliche Notwendigkeit sich erst bis zum Proteste gegen den alten Bestand und zum Glauben an einen neuen Bestand verdichten. Erst in dieser Form wurden die wirtschaftlichen Motive politisch. In diesem Sinne ist es zutreffend, den Reichsglauben als die Vorbedingung der Reichsmacht hinzustellen. Dieser Reichsglaube kann natürlich nach Herstellung des Reiches nicht mehr ganz die jugendlichen Züge tragen, die er vor der Reichsentstehung hatte. Es würde eine Sentimentalität sein, wenn wir heute die Stimmungen der alten Märtyrer des Nationalgedankens verlangen wollten, aber was wir verlangen können, ist ein ruhiger allgemeiner Glaube an die selbstverständliche Existenz der Reichsmacht. Ist nämlich dieser Glaube nicht vorhanden, dann sind wir oder unsere Kinder in Gefahr, die Machtfrage des Deutschtums nochmals durchkämpfen zu müssen. Sachlich nötig ist es nicht, daß wir es nochmals tun, aber es kann dahin kommen, wenn der Glaube an die Notwendigkeit des Reiches gar zu vielen und zu harten Prüfungen unterworfen wird. Das Schicksal Rußlands verkündet uns die Wahrheit, daß selbst die ältesten und theokratischsten politischen Glaubenssysteme durch schlechte Verwaltungspraxis abgetreten werden können wie ein Teppich, dessen Farben sich in graue Fäden verwandeln, wir Deutsche haben aber als Reichsgrundlage einen viel jüngeren und völlig untheokratischen Glauben, einen Geschichts- und Nützlichkeitsglauben, der vergleichsweise viel weniger aushält als der russische Zarenglaube. Er darf also auch viel weniger mit Füßen getreten werden, wenn er nicht farblos werden soll.

* * *

Was in der Seele des Reichskanzlers vorgeht, weiß man nicht, da seine Worte nicht seine ganze Seele zu sein pflegen. Sagt er sich: uns hält es noch aus!? Oder denkt er weiter, denkt er an Taten, die trotz Zolltarif, Fleischteuerung, Finanzmisere der Menge des Volkes den Glauben an das Reich im Gegensatz zur russischen Revolution stärken können? Falls er weiter denkt, so hat er bis jetzt verstanden, es gut zu verbergen.

Rundschau.

Briefe aus Rußland.

1.

„Die Vorgänge in Rußland", „die Revolution in Rußland", „die Wirren in Rußland", „das Chaos in Rußland" — diese und ähnliche Ueberschriften der in deutschen Zeitungen Rußland gewidmeten Artikel und Notizen geben ein Bild von den verschiedenartigen Eindrücken, die der Westeuropäer aus dem „Lande der rücksichtslosen Prinzipien" [1]) neuerlich erhält und über deren Tragweite es ihm meist sehr schwer fällt sich ein entsprechendes Urteil zu bilden. Letzteres selbst dann, wenn der Ausländer, sagen wir der Deutsche, sogar Rußland persönlich aufgesucht hat und im Gegensatz zu den meisten seiner Landsleute in den russischen Verhältnissen nicht vollständig unbewandert ist.

Die oft außerordentlich schiefen Vorstellungen über Rußland und die russischen Dinge, die außerhalb des Reiches stark verbreitet sind, entspringen hauptsächlich zwei Erscheinungen; einerseits einem mehr oder minder ausgesprochenen Mißtrauen gegenüber der Kulturfähigkeit und Entwickelung des russischen Volkes, andererseits einer sehr verständlichen Gedächtnisschwäche des modernen Europäers, der seine Revolutionen bereits durchgemacht und ihre Eigentümlichkeiten meist vergessen hat, oder richtiger, nicht mehr imstande ist, dieselben ihrem ganzen Wesen nach vollständig nachzufühlen.

Solche Erscheinungen, wie die massenhaften politischen Morde der letzten Jahre, die in gewisser Beziehung kulturfeindlichen Studentenunruhen und -Streike, die in jedem Sinne höchst bedauerliche Bewegung in den mittleren Lehranstalten mit ihren tragikomischen Folgen, die radikalen Forderungen und die schroffe Stellung der liberalen Parteien zur Regierung, das scheinbar außerordentlich rasche Anwachsen der sozialistischen Parteien und als Gegenstück dazu die mörderischen Juden- und Gebildetenhetzen in Odessa, Kijew, Moskau, Twer, Tomsk u. s. w. — alles dies und eine ganze Reihe ähnlicher Tatsachen, die in solcher Form weder die englische, noch die französische, noch die deutsche Revolution aufzuweisen haben, bieten ein so verwirrendes Bild unserer russischen Zustände dar, daß es auch dem russischen Beobachter nicht immer leicht fällt, eine richtige Diagnose zu stellen und dementsprechend stets den richtigen Weg politischer Betätigung einzuhalten. Jeder Versuch, sich möglichst objektiv in die Vorgänge hineinzudenken und um so mehr jeder Versuch, sich ein Bild von dem weiteren Verlauf derselben zu machen, kann daher nur auf bedingte Bedeutung Anspruch machen und muß, so wie die Sachen einmal liegen, unvermeidlich einen mehr oder minder subjektiven Anstrich erhalten. Es ist einmal psychologisch unmöglich, jeden Einfluß des wilderregten Lebens von sich abzulenken, zumal wenn man so oder so selbst daran Teil nimmt und seiner eigenen Verantwortung an dem Gang der Dinge, und sei sie verhältnismäßig noch so gering, eingedenk ist. Höchste Gewissenhaftigkeit in der Beurteilung der Erscheinungen und möglichst große Strenge gegenüber den eigenen Sympathien und Antipathien, das ist alles, was der Beobachter zu leisten vermag und sich und denen, an die er sich wenden mag, schuldet.

Die Schwierigkeit einer jeden Schilderung und Beurteilung unserer politischen Entwicklung ist um so größer, als die Ereignisse sich geradezu überstürzen. Die Tatsachen, die die russische Gesellschaft etwa seit der Ermordung des Ministers von Plehwe (15./28. Juli 1904) durchlebt hat, haben unsere politische Lage derartig verändert und die politische Erfahrung breiter Volksmassen in so außerordentlich hohem Maße bereichert, daß die russische Gesellschaft in vielen Be-

---

[1]) Gervinus, Gesch. d. 19. Jahrh. Bd. I S. 379 (erste Aufl. 1855).

ziehungen augenblicklich ein in kürzester Zeit derartig verändertes Bild aufweist, daß man auch in diesem Falle sagen kann, jeder Monat revolutionärer Entwicklung sei mehr denn ein Jahrzehnt „ruhigen" Dahindämmerns wert gewesen. Namentlich die letzten Herbst- und Wintermonate des laufenden Jahres haben eine solche Fülle reicher Eindrücke und welterschütternder Ereignisse gezeitigt — es sei hier nur auf die Usurpation der Versammlungsfreiheit im September und Oktober, auf den ersten Generalstreik, das Manifest vom 17./30. Oktober und die Gegenschläge der Reaktion, auf die furchtbaren Bauern- und Arbeiterunruhen, auf die Revolution in Livland, auf den letzten blutigen Aufstand in Moskau hingewiesen — und im Zusammenhang damit hat die Gesellschaft so viele einander zum Teil schroff widersprechende Eindrücke verarbeiten müssen, daß eine Rückkehr zum Alten in jedem Sinne psychologisch unmöglich geworden ist. Und sei die Reaktion noch so mächtig und sei die politische und die allgemeine Bildung des Volkes noch so niedrig, keine Macht auf Erden kann die blutigen Januartage in St. Petersburg und die zweifellos noch blutigeren Dezembertage in Moskau ungeschehen und vergessen machen. Trotz aller einzelnen und selbst trotz aller Massenverirrungen dieser ganzen Zeit muß es gesagt werden: es ist soviel edles Blut geflossen, die Regierung hat ihre vollständige Unfähigkeit und ihre reintartarische Verachtung allen Menschenlebens so unzweideutig manifestiert, daß die zahllosen Märtyrer russischer Freiheit ruhig schlafen können. Ihre blutigen Schatten rufen der Regierung ein drohendes: exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor zu und der Rächer, das russische Volk, wird nicht auf sich warten lassen. Er wird Rechenschaft fordern für die Jahre der Reaktion, für den massenmörderischen Krieg mit Japan, der die russischen Waffen zum Gespött der Welt gemacht hat, für die niederträchtige Aufhetzung zum Bürgerkrieg, für das massenhaft vergossene Blut, für die Zerstörung unseres Wirtschaftslebens und unserer Finanzen, für die entsetzliche Auflösung des gesamten Staatslebens, die das ganze in Jahrhunderten geschaffene Reich an den Rand der Vernichtung gebracht haben. Diese Vernichtung wird nicht eintreten. Ein großes Volk läßt sich nicht vernichten. Aber wehe denen, die die Gefahr der Vernichtung heraufbeschworen haben oder die es in welcher Form immer in seinem Wiederaufleben stören wollen! Die große französische Revolution von 1789 hat deutlich genug gezeigt, wessen ein Volk fähig ist, wenn es erst verlernt hat, der Regierung zu vertrauen, und wenn es — nicht selten wie ein blinder Riese — alle Hindernisse auf seinem Wege umstürzt.

Diese psychologische Bedeutung der revolutionären Erfahrungen darf nicht unterschätzt werden, wie es leider namentlich außerhalb Rußlands nur zu oft geschieht. Das Ausland ist nur zu oft geneigt sich den Standpunkt unserer Regierungskreise zu eigen zu machen und anzunehmen, die ganze Bewegung der letzten Monate sei eine mehr oder minder bedauerliche, jedenfalls aber eine kurze Episode, die im besten Fall zur Anerkennung konstitutioneller Formen ohne ihren wesentlichen Inhalt führen werde. Je nach dem Parteistandpunkt mögen die Einen ein derartiges Ende bedauern, die Anderen sich dessen freuen; doch glaube ich mich nicht zu irren, daß die große Majorität der nichtrussischen Beobachter der ganzen Bewegung innerlich skeptisch gegenüber steht. Und es ist ja nicht zu leugnen: in gewissem Sinne hat dieser Skeptizismus, wie ich weiterhin noch auszuführen denke, seine Berechtigung und läßt sich historisch und völkerpsychologisch bis zu einem gewissen Grade wohl begründen.

Der Skeptizismus darf nur nicht zu weit gehen und einige wesentlichen Punkte übersehen wollen. Wie mir scheint, sind als solche folgende Tatsachen anzusehen. Erstens, die Bewegung ist nicht von einer „Rotte fremder Bösewichter" angefacht, noch auch das zeitweilige Resultat der erdrückenden Nieder-

lagen des japanischen Krieges, sondern entspringt einem allgemeinen Bedürfnis, dem Bestreben eines ganzen Volkes sich menschenwürdigere Lebensverhältnisse zu schaffen. Zweitens, alle großen europäischen Revolutionen, die einzige englische vielleicht ausgenommen, sind eingetreten bevor und nicht nachdem die Masse der Gesellschaft die theoretisch wünschenswerte politische Reife erlangt hatte und haben das politische Heranreifen der Masse gerade verursacht. Drittens, jede große Revolution verläuft mehr oder minder chaotisch und enthält die verschiedensten, häufig einander direkt widersprechenden Strömungen und Tendenzen, deren Gegensatz das endliche Resultat, das von dem Charakter der vorwiegenden bewußten Bestrebungen abhängt, nichtsdestoweniger nicht wesentlich beeinflußt. Endlich viertens, jede große Revolution ist um so radikaler je länger die vorbereitende Periode der revolutionären Agitation andauert, d. h. je schroffer die regierenden Kreise ein Paktieren mit der Volksbewegung ablehnen und je später, je unwilliger und je unehrlicher sie zu den unvermeidlichen Zugeständnissen übergehen.

Namentlich der erste und der letzte Punkt haben die höchste Bedeutung für ein richtiges Verständnis der russischen Entwicklung. Eine ausführlichere Begründung derselben behalte ich mir deshalb noch vor, möchte aber bereits hier hauptsächlich auf eine wesentliche Eigentümlichkeit speziell der deutschen Revolution von 1848, die sie bestimmt von der englischen „großen Rebellion" von 1640, der großen französischen Revolution von 1789 und der beginnenden russischen Revolution von 1905 unterscheidet, hinweisen. Es ist dies der unverhältnismäßig rasche Sieg, der der deutschen Revolution in den Märztagen von 1848 zugefallen ist, ohne daß die revolutionäre Agitation in die breiten Volksmassen tief eingedrungen wäre, — meines Erachtens, vor allen Dingen die Folge des furchtbaren Eindrucks, den die Pariser Februartage und die Verjagung des Bürgerkönigs auf die Inhaber der deutschen Krone und auf ihre Umgebung gemacht hatte.

Das rasche Zurückweichen und vollständige Nachgeben der konservativen und reaktionären Elemente in Wien, in Berlin und den anderen Residenzen hat dem deutschen Volke die Erfahrungen erspart, die England und Frankreich bereits durchlebt haben, unter denen wir in Rußland zum Teil schon jetzt leiden und die uns zum Teil voraussichtlich noch bevorstehen. Die russische Revolution trägt bis jetzt alle wesentlichen Züge der großen westeuropäischen Revolutionen, die (wie in Oesterreich) noch verschärft werden durch die nationale Frage. Selbstverständlich darf man die Analogien nicht pressen, um möglichst viel Aehnlichkeiten aus ihnen herauszulesen. Die Analogien im Völkerleben sind nur insoweit berechtigt, als wir die wesentlichen völkerpsychologischen Prozesse vergleichen, nicht wenn wir die Einzeltatsachen zusammenstellen, die ja selbst erst als Ausdruck der sozialpsychologischen Erscheinungen verständlich werden.

In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn ich die tiefgehende Anarchisierung der Volksmassen durch die revolutionäre Agitation und den immerhin bedeutenden Einfluß, den die radikalsten sozialistischen Ideen auf unsere Bewegung gewonnen haben, wenn ich weiterhin den argwöhnisch-unversöhnlichen Standpunkt der aufrichtig liberalen Gesellschaftskreise gegenüber der Regierung mit den entsprechenden Erscheinungen namentlich der großen französischen Revolution zusammenzustellen und einen mehr oder minder ähnlichen Verlauf der ganzen Bewegung vorauszusehen geneigt bin. Die Zukunft wird lehren, ob diese Auffassung, die in gewissem Sinne pessimistisch genug erscheinen dürfte, berechtigt ist. Sollte sich aber diese Prognose bewahrheiten, so würde die Verantwortung dafür in allererster Linie auf unsere Regierung fallen, die alles getan hat, um die Bewegung zu verschärfen und zu vergiften und nichts um ihre erste und grundlegende Pflicht zu erfüllen — der ruhige und ehrliche Lenker jeder fortschrittlichen Bewegung im Volksleben zu sein. Egoismus, Hochmut und Verachtung der

Volksmeinung sind noch immer schlechte Berater gewesen: sie haben die Regierung Karls I. und Ludwigs XVI., Karls X. und Ludwig Philipps und manche andere gestürzt. Wenn sie auch fernerhin, wie trotz scheinbarer Zugeständnisse bisher, den Charakter unserer Regierungspolitik bestimmen, ist es nicht abzusehen, wie das Endresultat ein anderes sein könnte. Möge es dem russischen Volk erspart werden zu den gefährlichsten Waffen, die jedes Volk besitzt, greifen zu müssen. Jeder Versuch die russische Regierung auf ihrer jetzigen Bahn zu unterstützen, ihr das Wort zu reden, wenn sie die Versprechungen des Manifestes vom 17./30. Oktober in ihr Gegenteil verkehrt, wie das jetzt alle Tage in wachsendem Maße geschieht, jeder derartige Versuch verschärft die Katastrophe und erweitert den Abgrund, dem die russische Regierung sich mutwillig nähert.

St. Petersburg, den 16./29. Dezember 1905. Prof. Dr. Erwin Grimm.

Die neue Mainlinie.

Der amerikanische Staatsmann Henry Clay lebt in der Geschichte seines Landes unter dem Beinamen „the great compromiser", der große Vermittler. Er verdankt ihn der staatsmännischen Kunst, mit der er den Bruch zwischen den Nord- und Südstaaten der Union, den das Zolltarifgesetz von 1832 heraufbeschworen hatte, durch ein Kompromiß zu verhüten wußte.

Und kein Zweifel, es gehört zu den Meisterleistungen der Staatskunst, innere Konflikte, die, wenn sie zur Unzeit zum Austrag kämen, den Bestand des ganzen Staatswesens in Frage stellen würden, am Ausbruch zu verhindern. Aber ebenso gewiß macht die Virtuosität in der bloßen Ueberkleisterung von politischen Gegensätzen nicht den großen Staatsmann. Die Politik der „mittleren Linie" hat nur dann einen vernünftigen Sinn, wenn die treibenden politischen Kräfte sich einigermaßen die Wage halten. Ist es erst so weit, daß das überwiegende Interesse des Ganzen die Lösung einer politischen Frage in einem ganz bestimmten Sinn gebieterisch verlangt, dann ist für die Politik der mittleren Linie kein Raum mehr. Wer dann noch zur Vermeidung innerer Krisen nach Aushilfen sucht, welche die Entscheidung der Frage umgehen, ruft innere Krisen mit Gewalt hervor. Er ist ein Kompromißmacher im üblen Sinn und lebt als „kleiner Vermittler" in der Geschichte. An Politikern dieser Art ist in der Gegenwart überall kein Mangel. Aber am zahlreichsten sind sie doch wohl in Preußen, wo sie sämtlichen Parteien des Landtags das Gepräge ihres Geistes aufgedrückt haben. Namentlich gilt dies von den Nationalliberalen und den schwer von ihnen zu unterscheidenden Freikonservativen, deren geistiges Haupt der Freiherr von Zedlitz und Neukirch ist. Seine Partei stellt in sich selbst ein Kompromiß zwischen Brot- und Schlotjunkertum, zwischen alter und neuer Feudalität dar. Freiherr von Zedlitz ist daher in allen politischen Situationen, in denen die Interessen dieser beiden Gruppen hart aufeinanderplatzen, der geborene Vermittler. Manche halbe Maßregel verdankt seiner Geschicklichkeit im Zustandebringen von Kompromissen dieser Art ihre Entstehung. Die letzte Probe seiner Kunst hat er bekanntlich bei der Behandlung der Novelle zum preußischen Berggesetz an den Tag gelegt. Hier hat er mit kluger Benützung der sozialpolitischen Unzuverlässigkeit des Zentrums das Muster eines Kompromisses, wie es nicht sein soll, zustande gebracht. Unbegrenzte Möglichkeiten zukünftiger Konflikte wurden durch dasselbe eröffnet. Für den Augenblick aber hat es die Aufrechterhaltung der Fiktion ermöglicht, als ob das preußische Dreiklassenparlament und sein „verdutztes und entwürdigtes" Oberhaus angesichts moderner gesetzgeberischer Probleme noch funktions-

fähig wären. Ein Staatsmann von solcher Art gedeiht natürlich am Besten auf dem Boden ganz oder halb absolutistischer Verfassungszustände. Kein Wunder denn, daß Herr von Zedlitz und seine politischen Freunde die Wahlrechtsverschlechterungen in Sachsen, Hamburg und Lübeck ebenso freudig begrüßt haben, wie sie über die jüngste Entwicklung des Verfassungslebens in den süddeutschen Staaten verstimmt sind. Sie haben sich durch diese Entwicklung derart aus der Fassung bringen lassen, daß sie die Entstehung einer „neuen Mainlinie" glauben befürchten zu müssen. Die Harmonie der reaktionären Interessen in Deutschland scheint ihnen in Gefahr. Nur die schleunige Annäherung des Wahlrechts der süddeutschen Staaten an das „elendeste aller Wahlsysteme" kann da noch Rettung bringen. Ja, so weit ist die Umkehrung aller geschichtlichen Begriffe gediehen, daß man für die Aufrechterhaltung dieses längst unhaltbar gewordenen Wahlsystems allen Ernstes die Pflicht Preußens ins Feld führt, nötigenfalls „für die Erhaltung des deutschen Reichs das zu leisten, was es für dessen Gründung geleistet hat."

Preußen hat bekanntlich für die Gründung des Reiches unter anderem das geleistet, daß es durch Aufnahme der wirtschaftlichen und politischen Ideen des Liberalismus in seine Zollvereins- und Bundespolitik die störenden Einflüsse des Hauses Habsburg und dynastischer Eigenbrödler unter den deutschen Fürsten systematisch ausgeschaltet hat. Nun soll es dieses Werk höchster Staatskunst nur dadurch erhalten können, daß es eine Politik verfolgt, welche Oesterreich seine Vormachtstellung in Deutschland gekostet hat! Und das just in dem Augenblick, in welchem dieses selbe Oesterreich in seiner ganzen Schwerfälligkeit anfängt, zu begreifen, daß das allgemeine Wahlrecht das einzige Mittel zu seiner Rettung aus zahllosen staatspolitischen Nöten bedeutet! In der Tat, ein Anachronismus wunderlicher Art, über welchen man nur scherzhaft reden könnte, wenn man nicht annehmen müßte, daß, was Herr von Zedlitz an den Tag gebracht hat, die Anschauungen sehr einflußreicher Kreise wiedergibt. —

Unter diesen Umständen gewinnen die Verfassungskämpfe in den süddeutschen Staaten wachsendes Interesse, und es ist aufs innigste zu wünschen, daß sie bald überall zu einem gedeihlichen Abschlusse gebracht werden. Es schadet gar nichts, wenn dann in der Tat eine „neue Mainlinie" entsteht. Würde sie ja doch, weit entfernt, Süddeutschland dem Reichsgedanken zu entfremden, nur eine Demarkationslinie gegen den preußischen Partikularismus bedeuten, der beständig nach der „Nullifikation" der Reichsverfassung strebt. Diesen schlimmsten Partikularismus aber durch möglichste Angleichung der Verfassungsinstitutionen der Einzelstaaten an diejenigen des Reiches mattzusetzen, ist eine nationale Aufgabe von größter Wichtigkeit. Sie ist gleichzeitig eine soziale Notwendigkeit. Denn die fortschreitende Demokratisierung ist die unentbehrliche Voraussetzung sozialer Reformen. Von dem schönen Programm, welches die kaiserlichen Februarerlasse von 1890 entwickelten, ist dank dem Einflusse der politischen Freunde des Freiherrn von Zedlitz so gut wie nichts verwirklicht worden. Dagegen hat es die größten Anstrengungen gekostet, ungeheuere Verschlechterungen des geltenden Rechtszustands, die zum Schaden der Arbeiterklasse geplant waren, zu verhindern. Heute streitet man darüber, ob das Wort von der „vollen Kompottschüssel" aus kaiserlichem Munde gefallen ist oder nicht. Man weiß es nicht. Was man aber nur zu gewiß weiß, ist, daß der Fleischtopf des deutschen Volkes immer leerer wird und daß in kurzer Zeit auch noch der Brotkorb höher hängt als heute. Angesichts dieser Tatsachen kann nicht wohl an der Notwendigkeit fortschreitender Demokratisierung, namentlich auch im Interesse des sozialen Fortschritts, gezweifelt werden.

Einstweilen ist es erst in Baden gelungen, einen wesentlichen Erfolg in dieser Richtung zu erzielen. Aber schon bei der ersten Feuerprobe, welche das neue badische Verfassungswerk zu bestehen hatte, hat es sich so glänzend bewährt,

und die Befriedigung darüber ist außerhalb der reaktionären Kreise eine so allgemeine, daß diejenigen, welche in anderen süddeutschen Staaten bisher die Erreichung desselben Zieles verhindert haben, sich noch unpopulärer machen würden, als sie schon sind, wenn sie sich nicht durch das badische Beispiel bekehren ließen.

Am wichtigsten wird natürlich die weitere Entwicklung der Dinge in Bayern sein. Die bayerische Verfassung ist bekanntlich die älteste in deutschen Landen, und das hat manchen zu der Schlußfolgerung geführt, als habe gerade Bayern für die Ideen des Liberalismus von jeher den empfänglichsten Boden besessen. Allein bekanntlich ist die bayerische Verfassung ein freies Geschenk des Absolutismus gewesen, eingegeben durch finanzpolitische Erwägungen und Rücksichten der hohen Politik. Es hat geraume Zeit gebraucht, bis das bayrische Volk gelernt hat, seine parlamentarischen Rechte zu erwerben, um sie zu besitzen, und eine der schlimmsten Unterlassungssünden des bayerischen Liberalismus besteht gerade darin, daß seit einem Menschenalter von seiner Seite so gut wie nichts geschehen ist, um diesen Erziehungsprozeß zu fördern. In demselben Maße, als die Hoffnung der bayerischen Liberalen auf die Wiedererlangung der Mehrheit in der Kammer dahinschwand, wurden sie gleichgültiger gegen ihre eigenen Prinzipien und suchten ihren Vorteil mehr und mehr darin, die Kronrechte gegen die Rechte des Volkes, den katholischen Adel gegen den demokratischen Flügel des Zentrums, die erste Kammer gegen die zweite, die Beamtenminister gegen den Parlamentarismus zu verteidigen. So fiel der Sozialdemokratie, welche 1893 unter dem Widerspruch der norddeutschen Radikalen ihrer Partei in den bayerischen Landtag eintrat, die dankbare Aufgabe zu, die liberalen Ideen des Parlamentarismus und des allgemeinen Wahlrechts in Bayern populär zu machen. Sie löste diese Aufgabe mit solchem Erfolg, daß auch das Zentrum unter dem Druck der Stimmung im Lande mit einem nassen und einem heiteren Auge der Reform des Wahlrechts zustimmen mußte. Auch die Krone, die ihren Standpunkt zur Verfassungsfrage in der Zeit der Karlsbader Beschlüsse dahin präzisierte, daß sie nun „auch der Teufel keinen Schritt weiter führen" solle, ist heute einer Demokratisierung des Wahlrechts nicht abgeneigt, wohl in der Erkenntnis, daß hierdurch nicht nur ihre Popularität im eigenen Lande, sondern auch der Einfluß Bayerns im Reiche eine bedeutende Steigerung erfahren muß.

Die Vereitelung der Wahlreform im letzten Landtag durch die Liberalen hat dem Zentrum zu seiner gegenwärtigen ansehnlichen Mehrheit verholfen. Allein das Zentrum hat mehr gesiegt, als es von seinem Standpunkt aus selbst wünschen muß. Denn das Zentrum ist seiner Natur nach ebenso unfähig, industriefreundliche Politik zu machen, wie die Konsequenzen des parlamentarischen Prinzips zu ziehen. Es will herrschen, aber nicht die Verantwortung für die Regierung tragen. Mehrheit aber verpflichtet, und je größer sie ist, umso schwerer wird es, dem Lande gegenüber den Schein aufrecht zu erhalten, als befände man sich der Regierung gegenüber in Opposition. Das Zentrum ist dadurch, daß es sich ein liberales Prinzip angeeignet und sich mit dem „Großteufel" verbündet hat, nicht mächtiger geworden. Im Gegenteil! Denn erst jetzt ist es gezwungen, deutlich zu zeigen, daß es ihm mit seinen demokratischen Allüren nicht ernst ist. Dagegen haben die Liberalen durch ihre äußere Niederlage Großes gewonnen. Von dem Ballast ihres bauernbündlerischen Anhangs befreit, werden sie, sobald das neue Wahlgesetz in Kraft sein wird, im Bunde mit der Sozialdemokratie imstande sein, die Zentrumsherrschaft in Bayern zu stürzen, wenn nicht besondere Ereignisse dieses Bündnis vereiteln. Der Sturz des Zentrums im Süden aber ist der Anfang vom Ende der konservativen Herrschaft in Preußen und der reaktionären Kompromißpolitik im Reich.

München. Max Prager.

Albert von Kölliker †.

Vor wenigen Wochen starb im 89. Lebensjahre der Nestor der Deutschen Anatomen, Albert von Kölliker. Er gehört zu jenen seltenen Männern, deren Lebensarbeit zu derjenigen der meisten anderen sich verhält wie die Enzyklopädie eines Faches zu einem Einzelwerk, wie der Arbeitsertrag einer ganzen Fabrik zu dem einer Werkstätte. Außer etwa 50 unter seiner direkten Leitung entstandenen Doktorarbeiten stammen ca. 250 Publikationen über fast alle Gegenstände der feineren, viele der gröberen Anatomie, über entwicklungsgeschichtliche, zoologische und physiologische Themen von seiner Hand; darunter finden sich zwei monumentale Werke: das „Handbuch der Gewebelehre", welches seit 1852 in sechs Auflagen erschien (die letzte gab der Zweiundsiebzigjährige ganz umgearbeitet nach 22jähriger Pause im Jahre 1889 heraus) und das Standardwerk in allen Fragen der Histologie auch heute noch ist; und sein im Jahre 1861 in der Form von Vorlesungen zuerst veröffentlichtes Lehrbuch der Entwicklungsgeschichte des Menschen und der höheren Tiere, dessen 2. Auflage 1879 abgeschlossen wurde, und von welchem er im Jahre 1880 eine gekürzte Ausgabe als „Grundriß der Entwicklungsgeschichte" veranstaltete.

Köllikers erste Arbeit (1841) fällt zwei Jahre nach der die tierische Zellenlehre begründenden Untersuchung von Theodor Schwann über die „Uebereinstimmung in der Struktur und dem Wachstum der Tiere und Pflanzen"; seine Ernennung zum Professor der Physiologie und vergleichenden Anatomie (Zürich 1845, Würzburg 1847) erinnert an die heute schon fast mythologische Zeit, in welcher Physiologie und Anatomie noch nicht getrennte stolze Gebäude errichtet hatten, sondern unter einem bescheidenen Dache von einem Forscher gefördert und gelehrt werden konnten. Von 1849 bis 1856 wirkten an der blühenden Universität Würzburg die beiden „Praeceptores Germaniae", Virchow und Kölliker, nebeneinander, das große Werk der Zellenlehre jeder auf seinem Gebiet fundierend und in den wichtigsten Teilen ausgestaltend. Aber auch noch die letzten Jahre finden den unermüdlichen Greis unter den Jüngsten, wie er mit den neuesten Methoden Fragen der Nervenlehre bearbeitet oder in seinen Lebenserinnerungen (1899) [1]) an der Hand seiner Arbeiten zahlreiche unentschiedene Fragen, zum Teil auf Grund von neuen Befunden, erörtert.

So stellt die Geschichte seines Lebens gleichzeitig die Geschichte seiner Wissenschaft während sechs Jahrzehnten dar; und so befremdend es auf den ersten Blick erscheint, so verständlich wird es angesichts dieser Fülle von Arbeit, daß auch in der eben erwähnten Biographie der Gelehrte weitaus überwiegend das Wort führt. Kurz und fast nebensächlich wird das äußere und persönliche Leben erzählt; auch in den darauffolgenden Briefen von seinen wissenschaftlichen Reisen spricht viel mehr der Mann der Wissenschaft als der Mensch; gleichsam als eigentlichen Inhalt, als wesentlichste Erinnerung seines langen Lebens erzählt er uns auf mehr als der Hälfte seines Buches die Geschichte seiner Werke, sie noch einmal überschauend, prüfend, erläuternd, das dauernd Wertvolle erneut darbietend.

Den weiteren Kreisen des Publikums ist Kölliker kaum näher gekommen. Kein theoretisch Kampfgeschrei knüpft sich an seinen Namen. Die fundamentalen Feststellungen, welche seiner Arbeit entstammen, sind zum Teil so sehr zum Gemeingut auch der gebildeten Laien geworden, daß man nach ihrem Finder so wenig fragt als beim Genusse des Brotes nach dem Entdecker des Pflügens oder Brot-

[1]) Erinnerungen aus meinem Leben. 399 Seiten. Verlag von W. Engelmann, Leipzig.

backens: so etwa der von Kölliker gleichzeitig mit Anderen gelieferte Nachweis, daß viele tierische Zellen nicht von Membranen umgeben sind, wie zuerst angenommen worden war, sondern auch hüllenlose Zellen vorkommen (Protoplasten nannte sie Kölliker); oder daß die einfachsten Tiere und Pflanzen einzellige Wesen sind, daß eine „freie Zellbildung" aus einem undifferenzierten Bildungsstoff nicht vorkommt, und anderes. Indeß hat Kölliker neben der mikroskopischen Kleinarbeit sich nicht unrühmlich auch an der Beantwortung jener Fragen beteiligt, bei welchen die Anatomen und Physiologen, über ihr engeres Bereich hinausschreitend, die Probleme der allgemeinen Biologie, des Seins und Werdens in Angriff nehmen und sich mit den Gedanken früherer und zeitgenössischer Naturphilosophie auseinandersetzen. Wie für den Botaniker Nägeli, für den Zoologen Eimer und andere, ist für ihn in dem Kampf um die Darwin'sche Lehre gegenüber der einseitigen Uebertreibung des Nützlichkeitsprinzipes, des Zufalls in der Auslese immer die Erwägung maßgebend, daß das Wesentliche, die eigenartige Richtung der Entwicklung, das Wachstum von Einzelorganismen wie der aufeinanderfolgenden reicher und reicher sich gestaltenden Tier- und Pflanzenformen in einem inneren Gesetz, dem „Entwicklungsgesetz" der Organismen ihre wichtigste Ursache und ihre letzten Gründe haben. Man wird heute, wo wir von der vielfach maßlosen Ueberschätzung der natürlichen Zuchtwahl zurückgekommen sind, ja wo Einzelne schon den gesamten „Darwinismus" begraben zu haben vorgeben, leichter als dies vielleicht vor zehn Jahren der Fall gewesen wäre, das Zugeständnis machen, daß in dieser Betonung der inneren Bildungsursachen ein großes Verdienst jener Männer gelegen ist. Von dem letzten Grunde der tierischen und pflanzlichen Bildung und Entwicklung gilt heute so gut wie je was auch Kölliker wiederholt betont: sie sind „annoch unbekannt". Den Newton des Grashalmes wird auch unsere Generation nicht sehen. Auch wir und vielleicht alle Künftigen werden sich für die letzte Frage des Lebens mit dem gleichen Schlusse abfinden müssen, den Lucrez für das Wesen der Seele zieht:

Ignoratur enim quae sit natura animai.

Frankfurt a. M. Eugen Albrecht.

Offener Brief.

München, Dezember 1905.

Sehr geehrte Redaktion!

Es ist mir in manchen Besprechungen meines „Andreas Vöst" der Vorwurf gemacht worden, daß ich mit dem Romane eine Tendenz verfolgt habe. Die Absicht fehlte mir. Ich kann auch nicht finden, daß sich von mir ungewollt eine Tendenz eingeschlichen hat. Worin sie erblickt werden soll, das sehe ich. Und da streift das Urteil Erscheinungen, über die ich im öffentlichen Interesse reden will. Ueber Wert oder Unwert meines Romans kann ich dabei schweigen. Man sagte, die Fabel des Buches, ganz besonders aber die Schilderung des Dorfpfarrers Baustätter sei tendenziös. Ich habe ein Erlebnis frei geschildert; in ihren großen Umrissen ist die Fabel wahr. Doch weiß ich wohl, daß auch die Erzählung einer Tatsache tendenziös sein kann. Sie ist es, sobald das vereinzelte Geschehnis mit Unrecht verallgemeinert erscheint, oder wenn die handelnden Personen einem Zwecke zuliebe verzeichnet sind. Wenn aber Verlauf und Folgen einer Handlung die innerliche Begründung in wahr geschilderten Charakteren finden, dann darf man nicht von Tendenz reden, auch nicht, wenn sich ein Stand oder eine Partei getroffen fühlt. Nun wirft man mir vor, die Gestalt des

Pfarrers sei verzeichnet, sei schwarz in schwarz gemalt; politische Gegnerschaft habe mich irre geleitet, und zu dem billigen, darum auch wenig künstlerischen Mittel geführt, der lichten Gestalt des Helden einen Fälscher, einen Verbrecher, ein karrikiertes Scheusal gegenüberzustellen. Dagegen will ich mich äußern. Ich sage, der Pfarrer Baustätter lebt in vielen Exemplaren, er ist ein Typus. Den Beweis sehe ich nicht in einem Geschehnisse, ich sehe ihn nicht einmal in vielem, was ich erlebte, sondern darin, daß Erziehung und Leben schlecht veranlagte Menschen in dieser Stellung zu „Baustätters" heranbilden müssen. Und ich sage, daß die niedrige Handlung, welche ich den Mann begehen lasse, nicht unmöglich ist, daß sie vielmehr charakteristisch ist. Gerade so, wie ich sie schilderte, so heimlich, feige und rachsüchtig. Baustätter ist kein Scheusal. Er ist ein kleinlicher Mensch mit anerzogenem Hochmute und falschem Ehrgeize. Wie so viele hat er ohne inneren Beruf zum priesterlichen Amte die Theologie als Brotstudium betrieben. Hätte er Frische, Warmherzigkeit, hätte er Eigenart besessen, er würde sie bald verloren haben im Geist verkrümmender Seminare. Aber hier ist nicht etwa eine schöne Seele verbildet worden. Das Dutzendkerlchen taugte nichts, als es den Alumnenrock anlegte. War herzlich nüchtern und berechnend und kalt, sah nichts als Aeußerlichkeiten, lernte nichts, als Formeln und Verstellung. Mußte sich tausendmal ducken, mußte lügen und lügen, bis es aus dem Model kam und ein Aemtlein erhielt. Und da war nun der Herr Baustätter, von Beruf ein Heiliger und Menschenfreund, und in Wahrheit nichts von alle dem. Ohne Menschenkenntnis, darum ohne Liebe, ohne Verständnis, darum ohne Verzeihung. Aber hochmütig; ein leerer Mensch, der viele Rechte und wenig Pflichten sieht; der mit äußerlichen Mitteln sein Ansehen wahrt, weil es in ihm selber keinen Halt hat. Ein Mensch, der Freund, Berater, Tröster sein soll, und dem alles Mitgefühl fehlt. Der sein Amt treibt wie ein Handwerk. Aber das Handwerksmäßige zerstört den priesterlichen Beruf, es macht ihn zur Lüge. Und nichts färbt schlimmer ab, als Unwahrheit. So werden die Baustätter — nicht Verbrecher, — sie werden Heuchler. Die Macht, — und wahrlich keine kleine, — welche ihnen über die Herzen gegeben wird, ist ihnen eine rein äußerliche, eben weil sie innerlich nicht in ihren Eigenschaften begründet ist. Deswegen verstehen sie sie nicht, sie überschätzen sie, sie mißbrauchen sie in allen kleinen Erscheinungen ihres Lebens. Ihnen geht kein Streit um die Sache, immer um die Person. Alles, auch die eigene Schwäche ist ihnen sakrosankt durch den Heiligenschein, den Tradition und Verehrung um ihren Stand gewoben haben. Widerspruch erscheint ihnen als Feindseligkeit und zugleich als Verletzung ihrer Würde. Es wäre vieles zu erzählen von den heimlichen Kriegen, welche im Dorfe geführt werden; von all dem Unfrieden, der in Gemeinde und Wohnhaus von den Dienern Gottes getragen wird. Ein anderes kommt hinzu. Der unreife Kleriker wird beim ersten Schritte in das Leben systematisch davon abgehalten, sich mit Ruhe die Kenntnis menschlicher Dinge anzueignen. Er ist beim Beginne seiner Laufbahn vor allem Politiker; ein Mensch, der dazu abgerichtet wird, einseitig zu urteilen; der in Bestrebungen verwickelt wird, die zum mindesten außerhalb seines Berufes liegen. Es soll einer den Schaden ermessen, der entstünde, wenn alle jungen Beamten dazu erzogen würden, den ganzen Kreis der ihnen noch unbekannten Pflichten ausschließlich vom Standpunkte einer politischen Partei kennen zu lernen, und sie dann als geschworene Gefolgsmänner dieser Partei zu erfüllen. Will man mir bestreiten, daß eine solche Erscheinung zum Beispiele unsern Richterstand von Grund auf zerstören müßte? Und welches Moment kann uns die Gefahr für den priesterlichen Beruf geringer erscheinen lassen? Ich glaube, sie ist größer, je weiter ab die priesterliche Tätigkeit von Streit und Hader und von materiellen

Interessen liegen müßte. Haben wir Lebenden nicht gesehen, wie dieser Beruf, der segensreich wirken müßte, durch politische Streberei vergiftet wurde? Vielleicht nie deutlicher, — ich rede hier als Altbayer — wie in der Zeit der Bauernbewegung, deren Anfänge ich im „Andreas Vöst" schilderte. Als sich unsere kleinen Dorfpäpste in ihrem Besitzstande bedroht sahen, da setzten sie ihr theoretisches Politisieren in die Praxis über. Sie kämpften, wo sie lehren sollten; sie hatten politische Feinde, wo sie nur anvertraute Seelen haben sollten. Und sie bewiesen gegen ihre Feinde wahrhaftig keine Duldung. Seelsorge, Lehramt, die Religion waren ihnen Waffen zur Erringung weltlicher Siege. Waffen werden aber nicht bloß schartig im Streite; wenn sie recht sicher töten sollen, muß man sie vergiften. Und unsere Ultramontanen haben sie vergiftet. Wirklich, die Mittel, welche mein Pfarrer Baustätter anwendet, sind nicht einzig in ihrer Niedertracht. Es sind schlimmere gebraucht worden. Dafür fände ich Zeugen in jedem Bezirksamte. Ich hatte es nicht nötig eine ungeheuerliche oder unmögliche Fabel zu erfinden. Der verleumderische Zettel ist gegen den Andreas Vöst geschrieben worden, er liegt noch heute im Kirchenbuche eines altbayrischen Dorfes, und das Ordinariat hat ihn trotz eindringlicher Vorstellungen nicht unschädlich gemacht. Und mir schien, daß der Krieg gegen den Andreas Vöst nicht der typischen Merkmale entbehre, die zur Wahrheit einer Schilderung notwendig sind. Ich glaubte daneben, es sei in dem Buche Vieles enthalten, was deutlich zeigt, daß es nicht etwa religiöses Empfinden angreifen will. Auch nicht den geistlichen Stand. Ist dieser für alle Zeiten so verwachsen mit der Agitation, daß immer den Priester meint, wer auf den zornmütigen Parteimann schlägt?

Ludwig Thoma.

Die Werke meines Vaters.

Beim Ableben meines Vaters, im Herbst 1874, war nur erst der kleinere Teil seiner Werke im Druck erschienen. Ungenutzt und nur den Freunden bekannt lagen im Schreibtisch meiner Mutter die Arbeitsbücher mit vielen Liedern und Gedichten und vor allem die Partituren zu den Opern, dem „Barbier von Bagdad" und dem „Cid" sowie die Skizzen zu der unvollendeten Oper „Gunlöd". Hie und da wurde eines dieser Manuskripte aus der Schublade genommen und auf Anraten von Freunden zu einem Musiker, wenn es hoch kam zu einem Kapellmeister zur Begutachtung geschickt: stets ohne Erfolg. Doch fügte es sich wenigstens so glücklich, daß im Jahre 1875 ein junger Freund meines Vaters, Karl Hoffbauer, die Herstellung eines Klavierauszuges vom Barbier übernahm. Dieser wurde, nachdem das ganze Werk für eine Bagatelle von Kahnt in Leipzig angekauft war, gedruckt. Der Barbier konnte sich nun auch Fremde zu Freunden gewinnen, und er fand seinen Hauptfreund in Felix Mottl. Die weitere Schicksalsgeschichte des Werkes ist den Lesern dieser Zeitschrift bekannt. Mit dem Cid ging es langsamer. Doch entschloß sich sechs Jahre nach dem glücklichen Erfolg des Barbiers in München (1885) Hermann Levi dazu, auch den Cid an der bayrischen Hofbühne zur Aufführung zu bringen und hatte damit im Frühjahr 1891 den schönsten Erfolg. Beide Partituren wurden gedruckt, der Barbier stark, der Cid leicht überarbeitet, doch ohne Namensnennung der Bearbeiter (Mottl und Levi) und ohne jedes erklärende Vorwort der Oeffentlichkeit übergeben. Schon damals hatten einige Freunde gegen die Art der Herausgabe und die Unterdrückung der Originalpartituren gerechtfertigte Bedenken. Ich erinnere mich besonders, wie der edeldenkende Alexander Ritter in seiner prächtig lebhaften Art meine Mutter beschwor, doch die Originalpartituren nicht begraben zu lassen

und sie wenigstens neben den Partituren von Mottl-Levi erscheinen zu lassen. Meine Mutter war dazu nicht in der Lage, zumal die Verleger, in begreiflicher Verlegenheit, nur die Partituren drucken wollten, die ihnen von solchen Autoritäten wie die Generalmusikdirektoren von München und Karlsruhe als „einzig aufführbar“ erklärt wurden.

Der Drang nach Wahrheit und Klarheit ist jedoch den Menschen und insbesondere den Menschen unserer Zeit so eingeboren, daß alles Unterdrückte seines Retters sicher sein darf. Einen solchen Retter fanden die Originalpartituren in Max Hasse, dessen unablässigen Bemühungen es zu danken ist, daß die Firma Breitkopf und Härtel sich entschloß, der allgemeinen Ansicht entgegen, die Opern Barbier und Cid in ihrer Urgestalt herauszugeben. Gleichzeitig mit diesem Entschluß reifte der Gedanke, eine Gesamtausgabe der Werke von Peter Cornelius getreu nach den Originalmanuskripten erscheinen zu lassen. Sie liegt heute abgeschlossen vor. Wir verdanken sie dem weitblickenden Mitinhaber der genannten Firma, Herrn Dr. Oskar v. Hase.

Die Gesamtausgabe der Werke von Peter Cornelius zerfällt in 2 Abteilungen: I. Die musikalischen Werke und II. die literarischen Werke. Die Sammlung der musikalischen Werke besteht aus 5 Foliobänden und zwar enthält Band I die einstimmigen Lieder und Gesänge: 78 an der Zahl, davon sind 12 bisher noch unveröffentlicht. Band II zerfällt in 2 Abteilungen. Abteilung 1 enthält 21 Duette, davon 7 neue, Abteilung 2 die Chöre: A Die Männerchöre, an der Zahl 15, darunter 5 neue, und B Die gemischten Chöre, an der Zahl 20, darunter 4 neue. Band III bringt den Barbier von Bagdad, komische Oper in zwei Aufzügen, Band IV den Cid, Oper in drei Akten, Band V die Gunlöd, Oper in drei Akten, instrumentiert und ergänzt von Waldemar v. Baußnern.

Die Sammlung der literarischen Werke besteht aus 5 Quartbänden und zwar enthält Band I und II die ausgewählten Briefe nebst Gelegenheitsgedichten und Tagebuchblättern, herausgegeben von Carl Maria Cornelius, Band III die Aufsätze über Musik und Kunst, herausgegeben von Edgar Istel. Band IV die Gedichte, herausgegeben von Adolf Stern.

Eine Gesamtausgabe wie diese will ein Gesamtbild der künstlerischen Persönlichkeit von Peter Cornelius geben, ein Gesamtbild nicht nur seines künstlerischen Schaffens, sondern seines Innenlebens überhaupt. Es war deshalb das Bestreben der Herausgeber alles zu sammeln, was irgend von Belang und Wert erschien, eine möglichst reiche Anschauung von dem Werden und Wesen des Dichterkomponisten zu gewähren. Wem vielleicht mancher Brief, manches Gedicht, ja sogar manche Tonschöpfung an und für sich betrachtet minder bedeutend erscheint, der wird deshalb nicht gleich die Herausgeber tadeln dürfen, sondern bedenken müssen, daß auch das Minderbedeutende im Zusammenhang des Ganzen seinen Sinn und seine Berechtigung haben kann, wenn es nur nach irgend einer Richtung charakteristisch ist. Es gibt im Leben eines Künstlers Dinge, die, kunsthistorisch nebensächlich, vom Standpunkt des Biographen aus gesehen wichtig und wesentlich sind. Die Herausgeber wollten jedem möglichen Standpunkte gerecht werden, nur nicht dem Standpunkte derer, die ausschließlich ihr parteiisches Geschmacksurteil befolgt haben wollen. Nach der Meinung gewisser musikalischer Autoritäten wäre ja sogar die Drucklegung der Hauptwerke, der beiden Originalpartituren von Barbier und Cid gänzlich ungerechtfertigt, wieviel mehr der kleineren Werke, wie der Lieder oder gar der momentanen Stimmungen, wie der Briefe und Gedichte. Wollte man sich bei den Zeitgenossen Rat holen, man würde dem Andenken eines Künstlers größeres Unrecht tun als durch die Herausgabe einiger „minderwertiger“ Werke, deren Veröffentlichung man auf eigene Verant-

wortung gewagt. Als meine Mutter im Jahre 1897 durch Herrn M. Hasse einige Jugendkompositionen im Verlag bei Breitkopf und Härtel herausgeben ließ, erklärten ihr musikalische Freunde, daß diese Lieder doch recht altmodisch und zu wenig bedeutend seien, als daß sie dem Andenken von P. Cornelius nützten. Und doch werden gerade diese Lieder (z. B. „Im Lenz“ nach dem Gedicht von Paul Heyse) viel gesungen und gern gehört, nicht nur von Laien, sondern auch von Kennern: ein Beweis, wie wenig man sich auf Einzelurteile verlassen darf. Der Streit der Gegenwart ist müßig und kann nie und nimmer maßgebend sein. Eine Gesamtausgabe wird, wie jedes wahrhaft historische Werk unter einem höheren Gesichtskreise veröffentlicht: sub specie aeternitatis. Was ewig ist: das kann erst die ferne und fernste Nachwelt entscheiden. Sie wird sicherlich viele Blätter fallen lassen unter den Tisch des Lebens. Sie auszubreiten vor dem Geiste der Geschichte und zu sagen: Prüfe alles und erwähle das Beste, das ist die Pflicht derer, die das Vermächtnis eines Künstlers vorzulegen haben. Und so war es auch die unsrige. Und schließlich: Was die Kunstgeschichte verwirft, es ist noch nicht ganz und gar verloren. Manches dieser Blätter wird noch weiter fortbestehen in jenem großen Buche, dessen Titel lautet: Die Geschichte der deutschen Seele.

Der historische Charakter, den eine Gesamtausgabe zu tragen hat, bestimmte die Auswahl und die Anordnung. So wurden z. B. die Aufsätze, Gedichte, Briefe und musikalischen Werke in chronologischer Folge gedruckt. Die einzelnen Bände sind von den betreffenden Herausgebern mit Einleitungen versehen worden, die das Wissenswerte in möglichst knapper Fassung bringen. Unter den Einleitungen zu den literarischen Werken steht die von Adolf Stern zu den Gedichten obenan. Mit der ganzen beredten Wärme und Feinheit, wie sie jenem hervorragenden Schriftsteller eigen ist, spricht hier einer der letzten Lebenden, die meinen Vater gekannt und geliebt.

Herrn Edgar Istel haben wir es zu danken, daß er die vielzerstreuten und oft schwer aufzufindenden Aufsätze gesammelt und in echt wissenschaftlicher Weise geordnet und erläutert hat.

Mit denkbar größter Akribie hat Max Hasse die musikalischen Einzelbände bevorwortet. Er gibt in prägnantester Kürze die Entstehungsgeschichte jedes einzelnen Werkes, jedes einzelnen Liedes, er stellt die Varianten des Textes und der Komposition fest, berichtet über die ersten Drucke sowie über Zustand und Verbleib des Originalmanuskriptes: kurz er bietet eine Publikation, die mustergültig genannt werden muß, umsomehr als er bei den Korrekturen mit jener unvergleichlichen Sorgfalt verfahren ist, wie sie nur die Liebe hervorbringt. Aufs Allervorteilhafteste von früheren Drucken sich unterscheidend wird die Ausgabe von Max Hasse auch unter den Neudrucken als die Standard-Ausgabe für alle Zukunft zu gelten haben, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil nur sie sich in allem und jedem auf die Originalmanuskripte stützt, was bei keiner anderen Neu-Ausgabe der Fall ist.

Was nun meine Ausgabe der Briefe betrifft, so will ich nicht pro domo reden. An Liebe und Sorgfalt hat es auch mir nicht gefehlt, und die Erwägungen, die dem Druck vorausgingen, waren mir sehr ernst. Briefe herauszugeben ist gewiß das Verantwortungsvollste und Schwierigste, was es auf literarischem Gebiete gibt. Es fehlen hier die objektiven Maßstäbe für die Allgemeingültigkeit solcher persönlichster Dokumente. Besonders heikel ist die Beantwortung der Frage nach den notwendigen Streichungen: was soll unterdrückt werden und was nicht? Gemüt und Verstand geraten dabei in Konflikt, und da das Gemüt stets mehr Macht über uns hat, so heißt es auf der Hut sein und das Herz wappnen, damit es nicht in allzugroße Weichheit falle. Die

Richtung in dem Gedränge aller jener Fragen war mir allerdings gewiß. Da ich die Ehre habe, Historiker zu sein, ist das Streben nach striktester Wahrhaftigkeit mir selbstverständlich Gewissensache gewesen. Der Historiker muß in solchen Dingen das Wort der Entscheidung haben. Ich gestehe, daß mir dieses Muß oft schwer genug gefallen ist. Ich fand in den Briefen meines Vaters manches männlich freie Rügewort gegen die, die er zeitlebens geliebt und verehrt und die auch ich seit den Tagen der Kindheit lieben und verehren gelernt hatte. War es meine Pflicht solche Worte zu unterdrücken, hatte ich das Recht dazu?

Briefe sind Augenblicksbilder von Stimmungen. Darin liegt ihr Charakter und ihr Reiz. Wer den lebendigen Pulsschlag des Lebens in ihnen unterdrückt, tut dem Geiste Gewalt an und fälscht das Bild einer Seele, das gerade in jenen feinsten Uebergängen am wahrhaftigsten zu uns spricht. Freilich darf nicht alles wiedergegeben werden. Auch die Seele hat gewisse letzte Hüllen, die nicht hinweggenommen werden dürfen. Eine andere Pflicht ist die Rücksicht auf die Lebenden. Alles was an Injurien grenzt, muß natürlich fallen. Von diesem Genre fand sich nun in den Briefen meines Vaters nichts; wohl aber standen darin gewisse Offenherzigkeiten, die für die unbeirrte Wahrheitsliebe des Schreibers zu bezeichnend waren, als daß sie aus Rücksicht auf die Ueberempfindlichkeit gewisser Kreise durchweg gestrichen werden durften. Mein Vater wäre nicht die anima candida gewesen, die er war, wenn er zu den Uebergriffen seiner Umgebung stets gleichmütig Ja und Amen gesagt hätte. Besonders im Verkehr mit den beiden Gewaltigen und Gewaltsamen, die sein Schicksal bedeuten, treten in der Bewunderung und hingebenden Verehrung, deren seine liebeselige Natur in so besonders hohem Grade fähig war, vereinzelte Ernüchterungen ein. Und er flüchtet dann gewissermaßen, sei es zu einer verwandten Seele, sei es zu seinem Tagebuche, das er als vertrauten Freund anredet: um sich auszusprechen, sich selber einzugestehen, daß doch nicht alles so sei, wie er es sich „in den Menschen träumte". Solche Stellen ergreifen wie Schmerzensseufzer, die sich einer gepreßten Brust entringen. Enttäuschung spricht aus ihnen, ja Verzweiflung, daß auch das Große oft so schwach und klein befunden wird. Durfte ich diese Kämpfe und Krämpfe einer nach dem Ideal suchenden Seele ganz verhüllen? Nein und abermals nein! Er, der im Kampfe um die Kunst im öffentlichen Leben als ein so freimütiger Wahrheitssager auftrat, durfte auch in seinen intimen Bekenntnissen keine Maske tragen. Zum mindesten mußte das Wesentliche seiner Wahrheitsliebe überliefert werden. Die Fragen, was als das Wesentliche hier zu gelten habe, beantwortete ich folgendermaßen: Wenn ein Rügewort über einen bestimmten Fall nur ein einziges Mal vorkam, habe ich es getilgt, wenn es sich aber wiederholt zu verschiedenen Zeiten und so gleichsam unterstrichen wurde, habe ich es dem Text belassen. Zwei Beispiele: Mein Vater äußert in einem Brief an seine Schwester seine Betroffenheit darüber, daß Wagner in Penzing ein so luxuriöses Leben führe. Diese Aeußerung über Wagners Luxus, ohne den er nicht leben und komponieren konnte, kommt in den Briefen und Tagebüchern nur an dieser einen Stelle vor. Ich strich sie deshalb. Und zwar gerne. Brachte sie doch eine Tatsache, die, an sich bekannt, nichts zur Charakteristik meines Vaters beitrug, worauf es mir immer und überall in erster Linie ankommen mußte. Auch war sie im Tone gutmütigen Scherzes gesagt und berührte ihn nicht tiefer. Was jedoch die Tiefen seines Gemütes aufwühlte war der Egoismus Wagners und über ihn kommen mehrfach Worte des schmerzlichsten Bedauerns vor. Sie ließ ich stehen, sofern sie nicht zu schrill waren, und kein Einsichtiger wird mir das verdenken, besonders wenn er den Wortlaut liest, der nur den tiefsten Ernst und die höchste Ethik der Gesinnung kündet.

Daß man den Briefschreiber seine freie Meinung sagen läßt, wenn sie ein

gewisses Maß nicht überschreitet, sollte eigentlich selbstverständlich sein. Dem ist leider nicht so. Die Briefe in den Editionen neuesten Datums werden in bedenklicher Weise verstümmelt. Es ist in unserer Zeit eine solche Verweichlichung eingerissen, daß alles was nicht im Superlativ des Lobes und der Bewunderung gesagt wird, schon als Verletzung empfunden wird. Was irgendwie einem Tadelsvotum nahekommt, wird demgemäß getilgt. Erschrecklich ist besonders der Byzantinismus, den man vor dem Genie treibt. Vor lauter Weihrauchwolken hat man sich entwöhnt der Wahrheit ins Gesicht zu sehen. An Legendenbildung wird Ungeheuerliches geleistet. Am meisten hat unter dieser Vergötterung Richard Wagner zu leiden. Der geringste Einwand gegen ihn und seine Werke gilt gewissen Kreisen geradezu als Lästerung. Wagners Schwächen, die doch in mancher Hinsicht auch wieder seine Stärken waren, werden geleugnet oder doch beschönigt, getreu jener uns aus Frankreich überkommenen Parole: Alles verstehen heißt alles verzeihen. Jeder von uns Kleinen würde sich bedanken, wenn ihm jeder beliebige Schreiber Verzeihung erteilte. Und gar die Großen würden sich die angemaßte Beichtväterrolle bestens verbitten, wenn sie nur vom Himmel herunterdonnern könnten. Soviel hätte man von unsern großen deutschen Historikern doch lernen müssen, wahrhaftig und freimütig zu sein wie sie und die Dinge zu nehmen wie sie sind. Der Egoismus des Genies ist nun einmal ein notwendiges Uebel. Wagner hätte gar nicht die Kraft gehabt all das Große und Herrliche zu schaffen, wäre er nicht ein solch rücksichtsloser Egoist gewesen. Und seine luxuriöse Lebensführung gehört zu seiner Kunst. Warum also die erstere vertuschen, wenn sie die letztere gefördert hat? Sünden gegen den heiligen Geist sind es ja nicht, die hier in Betracht kommen, und so kann die Verehrung für den Meister keine Einbuße erleiden. Warum also diese undeutsche Liebedienerei?

Mir gebot mein Amt und mein Beruf hier wie überall nach dem Rechten zu sehen. Ich habe auch familiäre Differenzen nicht verschwiegen, ich habe gewisse Unausgeglichenheiten und Unentschiedenheiten im Leben meines Vaters nicht verleugnet, um ja die Dokumente, die mir überkommen waren, treu und unverkünstelt der Nachwelt zu überliefern. Und so darf ich mich in jedem Falle und in meinem Sinne mit dem Wahlspruch meines Großonkels, des Malers, trösten: „Die Künste hab' ich verachtet, nach Wahrheit nur getrachtet, drum ist mir nicht bang."

Die Gesamtausgabe geht nun ihren stillen Gang durch Völker und Zeiten. (Ihre erste Wirkung war die, daß sich verschiedene Bühnen der Originalpartitur des Barbiers annahmen. Es sind dies vorderhand: Weimar, Magdeburg, Leipzig, Graz, Straßburg, Nürnberg, Bremen, Braunschweig, Dessau, Danzig, Düsseldorf, Elberfeld. Das Selbstverständliche wird hier zum Ereignis.) Das Lebenswerk von Peter Cornelius steht nicht an der Via triumphalis, auf der der deutsche Geist in die Zukunft zieht. Wenn dem schlichten Geiste meines Vaters je ein Denkzeichen in Stein errichtet werden sollte, so müßte es als ein Symbol an einem Seitenwege stehen, am besten in der Stille des Waldes, so wie man es für Schwind sich gewünscht hat. Ich denke an jenes kleine Rundtempelchen, das im Parke von Bernried am Starnberger See geplant (doch leider nicht gebaut) wurde und das den Zyklus von Bildern aus dem Märchen der Melusine aufnehmen sollte. Eine gewisse Verwandtschaft scheint mir zwischen Moritz Schwind und Peter Cornelius (dem „Jüngeren") zu bestehen, wenn auch vielleicht nur im allgemeinen, nämlich darin, daß sie urdeutsch sind, süddeutsch. So wenig Schwind in die großen Museen, ebensowenig paßt Cornelius im Grunde genommen in die großen Theater und Konzertsäle. Im deutschen Hause (oder höchstens in einem intimen Musentempel) ist sein Ort. Dort wird er am längsten fortleben, ebenso wie seine Lieblinge, zu denen er sich zeitlebens hingezogen

fühlte, Schwind und Preller, Stifter und Mörike und wie jene beiden Allergrößten, denen er trotz aller Schwärmerei für Wagner und Hebbel, Liszt und Berlioz, schließlich innerlich doch am treuesten blieb: Mozart und Goethe.

Mein Vater gehört nicht zu den Großen und Gewaltigen, um die der Kampf um die Wertung und Umwertung der Werte tobt. Er wird viel weniger hoch aber gleichmäßiger eingeschätzt werden. Und eins wird ihm nie ganz versagt bleiben: die Liebe. Dahin ging ja auch sein Wunsch: Nicht berühmt, sondern geliebt wollte er sein. Je mehr dies in Erfüllung ginge, um so vollkommener wäre die Versöhnung. Und so möchte ich sagen, daß sich in seinen Wort- und Tongedichten und vor allem in seinen Briefen sein Herz jener verspäteten Liebe erschließt: wie zum Dank. Und diesen Dank kann ein jeder verdienen.

Basel. Carl Maria Cornelius.

Wilhelm Lindemanns Geschichte der deutschen Literatur

ist soeben in achter Auflage herausgekommen. Ich liebe das Buch seit zwanzig Jahren, habe es als Lateinschüler verschlungen, ehe ich von der weitaus größten Zahl der darin behandelten Männer und Werke nur eine Ahnung hatte, und bin — trotz Wilhelm Scherer, trotz Vogt-Koch — immer wieder mit wahrhaftem Behagen zum alten Lindemann zurückgekehrt. Jetzt, da ich den Band wieder durchsah, hat er mich angeheimelt wie je. Es ist vor allem die herzhaft frische Behandlung der mittelalterlichen Epik, darunter wieder der Heldensage, die einem das Buch so lieb macht. Ein ganz prächtiger Abschnitt ist der über unser deutsches Volkslied, das vielleicht in keiner Literaturgeschichte so feinsinnig gewürdigt ist. Ausgezeichnet ist auch das sechste Buch, das von Klopstock zu Schiller führt. Was aber das Werk als Ganzes wertvoll macht, ist die gleichmäßige Sorgfalt der Verteilung des Stoffs und der Behandlung der Werke. Diese ausgesprochene katholische Literaturgeschichte ist auch für den Akatholiken lehrreich und lesenswert. Sie will ehrlich gerecht sein, will nicht unterschätzen noch ungebührlich preisen, schöpft aus voller Kenntnis der Sache, bringt ungemein geschickte Inhaltsangaben und liest sich fesselnd vom Anfang bis zum Ende. Daß manches Urteil von manchem nicht unterschrieben werden mag, ist unvermeidlich. Besonders gelungen sind auch jene älteren Partien, in denen der verdienstvolle Bearbeiter der neuen Auflage, Max Ettlinger, die Ergebnisse der letzten Forschung sorgfältig berücksichtigt hat, ohne den bewährten Text Lindemanns unnötig zu zerstören. Auch in den Fußnoten spürt man auf Schritt und Tritt die sichere Hand eines geschulten Germanisten, so daß das Werk auch über Ausgaben und Literaturangaben überall gute Auskunft gibt. Es freut mich umsomehr, dieses Buch des Herderschen Verlags (Freiburg im Breisgau) warm empfehlen zu können, als ich mich vor einiger Zeit zu meinem Bedauern genötigt sah, den fünften Band der von Pater Alexander Baumgartner besorgten „Geschichte der Weltliteratur" als ein schlechtes Buch zu bezeichnen. Man vergleiche einmal, mit welcher Vornehmheit und welch ruhigem Freimute Lindemann die Reformationszeit, vorab Luther und sein Werk, behandelt! Das macht: Lindemann war ein wirklicher Literarhistoriker, ein Berufener, dem nicht über dem „heiligen Zorn" die „heilige Liebe" abhanden gekommen war. Er schrieb aus der Fülle, war nicht durch ein für Menschenkräfte unmögliches Arbeitsziel flüchtig, oberflächlich und verärgert geworden. Darum ist sein Buch von Anfang an gut gewesen, und ist es geblieben.

München. Josef Hofmiller.

Karlsruher Theater.

Man sollte meinen, daß die zahlreichen, ausnahmslos mehr oder minder mißglückten Versuche, den Schillerschen Demetrius fortzusetzen, von Maltitz über Kühne, Gruppe, Laube bis herab auf Zimmermann, Sievers und Götze, daß ferner die Einsicht in die offen zutage liegende Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens, allmählich abschreckend auf solche wirken müßte, die die Kraft in sich zu verspüren glauben, den hinterlassenen Torso eines großen Dichters zu ergänzen. Man sollte glauben, daß die durch die modernen Kunstbestrebungen geförderte Empfindung für die Stileinheit eines Werkes endlich die Erkenntnis gefestigt habe, daß ein dramatischer Torso selbst auf der Bühne einen reineren und harmonischeren Genuß gewährt, als seine auf jeden Fall unorganisch und unkünstlerisch wirkende Ergänzung von fremder Hand. Trotzdem gesellen sich den früheren mißglückten Versuchen noch immer weitere derselben Art hinzu. Als Jüngster in der Reihe ist soeben Franz Kaibel mit einer Fortsetzung des Demetrius an die Oeffentlichkeit getreten.[1]) Daß er mit der Uraufführung dieses Werkes am 9. Dezember v. Js. in Karlsruher Hoftheater zum Worte kam, war insofern begreiflich, als der junge Autor zur Zeit in Karlsruhe seinen Wohnsitz hat (als Theaterkritiker der wichtigsten Karlsruher Zeitung), seiner Arbeit also von vornherein ein gewisses lokales Interesse entgegenkam; begreiflich und in gewissem Sinne billigenswert, da der Verfasser zweifellos dichterische Begabung besitzt. Wieweit allerdings diese Begabung so hochfliegenden dramatischen Intentionen, wie sie dem Verfasser vorzuschweben scheinen, gewachsen ist, scheint mir nach den bisherigen Proben von Kaibels dramatischem Schaffen eine offene Frage zu sein. Auf alle Fälle wäre zu wünschen gewesen, der junge Schriftsteller hätte sich in seinem eigenen Interesse an einer Aufgabe versucht, die von einem weniger großen Selbstvertrauen Zeugnis gibt.

Je schärfer und bedeutender die Individualität eines Dichters ist, desto mehr wird er sich bei der Annäherung an ein Problem, das schon ein anderer Dichter zu gestalten unternahm, versucht fühlen, seine eigenen Bahnen zu wandeln. So ist es nicht verwunderlich, daß die scharfkantige Begabung eines Hebbel mit dem Schillerschen Torso nichts anzufangen wußte und einen völlig neuen Demetrius ins Leben rief. Franz Kaibel hat sich im Vergleich zu andern Bearbeitern entschlossen — und das ist rühmend hervorzuheben — möglichst treu den Spuren des Schillerschen Entwurfes zu folgen. Er benutzt mit unwesentlichen Abweichungen und Kürzungen die ausgeführten Szenen der ersten beiden Akte bis zur Szene zwischen Demetrius und Odowalsky (II, 2) und bleibt auch im folgenden dem Plane des Dichters in den hauptsächlichsten Zügen treu. Vor allem läßt er in löblichem Gegensatz zu Laubes bieder-philiströser Umbiegung des tragischen Problems Demetrius, wie es bei Schiller geplant war, die Rolle des Kronprätendenten auch nach der Entdeckung seiner Unechtheit weiter führen.

Die Anordnung des Stoffes bei dem Bearbeiter ist freilich nicht sehr glücklich. Den Mittelpunkt des Stücks, den dritten Akt — bei Kaibel ist es der zweite Akt; doch ist die Kaibelsche Einteilung des fünfgliedrigen Tragödienstoffes in ein Vorspiel und vier Akte rein äußerlich und völlig zwecklos, da die beabsichtigte Abtrennung der Schillerschen Dichtung von der des Ergänzers damit doch nicht richtig zum Ausdruck kommt — bildet ausschließlich die große Szene des Zaren Boris Godunow; obgleich man in dieser Szene, um mit Schiller zu reden,

---

[1]) Demetrius. Eine Tragödie in einem Vorspiel und vier Akten. Das Schillersche Fragment bearbeitet und ergänzt von Franz Kaibel, Dresden, Pierson 1905.

durch die Gradation der Unfälle den Demetrius „gleichsam immer näher und näher herandringen hört," und wenn schon mit Boris beschäftigt, „den Haupthelden nie aus dem Auge verliert", trägt die Szene doch zu sehr bloß episodischen Charakter und steht in der ihr von Kaibel gegebenen Breite der Ausführung in einem zu schreienden Mißverhältnis zu den übrigen Teilen des Dramas, als daß sie in der Oekonomie des Werkes einen ganzen Akt und zwar den wichtigen Mittelakt der Tragödie ausfüllen dürfte. Bei Schiller war diese Boris-Episode nur als ein kleiner Teil des dritten Aktes gedacht, der dann als dessen Hauptteil die Enthüllung der Unechtheit des Prätendenten, die große entscheidende Szene zwischen Marfa und Demetrius und dessen siegreicher Einzug in Moskau folgen sollte. Diese Szene verweist Kaibel mit Weglassung des Einzugs in den vierten, nach seiner Einteilung den dritten Akt, und ist nun genötigt, die ganze Ueberfülle der Ereignisse, die die weitere Entwicklung bilden, Demetrius' Abwendung von den Russen, Axinias Ermordung, die Verschwörung der Bojaren, deren Ausbruch und den Untergang des Helden, in sehr freier Behandlung des Schillerschen Entwurfes und in skizzenhafter und gewaltsamer Ueberhastung in seinen Schlußakt zusammenzupressen.

In den beiden wichtigsten, auf dem Höhepunkt der Handlung stehenden Szenen des Stücks, der der Enthüllung von Demetrius' Unechtheit und der zwischen Demetrius und Marfa, ist der Dichter gerade bei den entscheidenden dramatischen Hauptmomenten gescheitert. Die Ermordung des Diaken Gleb, der Demetrius das Geheimnis verrät, muß durch die Charakteristik Glebs, durch das Tückisch-Boshafte, das ihm anhaftet, durch die Art, wie er jenen reizt und durch seine drohenden Aeußerungen zur höchsten Wut und Verzweiflung treibt, in ganz anderer Weise motiviert werden, als es bei Kaibel geschehen ist. Der Bearbeiter vergleiche die Bemerkungen Schillers über diese Szene, und er wird finden, was diesem Auftritt fehlt. Dieser unendlich wichtige Punkt des Stückes, wo Demetrius, der bisher auf den Wegen des reinsten Rechtes gewandelt ist, durch einen Mord den ersten entscheidenden Schritt in die Bahn des Verbrechers tut, bedarf der sorgfältigsten Motivierung und breitester künstlerischer Ausarbeitung. Bei Kaibel erscheint dieser Mord, dem die Berechtigung durch die äußerste Notwehr fehlt, als eine brutale Gewalttat, die man dem Helden, wie man ihn bis dahin kannte, in keiner Weise zutraut und die den Sympathien für ihn sehr gefährlich zu werden droht. In gleicher Weise fehlt der großen Szene, wo Marfa sich von Demetrius bestimmen läßt, ihn als Sohn anzuerkennen, die hier so unendlich wichtige und überzeugende Motivierung. Marfa, die in dieser ganzen Szene charakteristischerweise nicht mehr als sieben Zeilen spricht, wird nach Kaibels Darstellung von Demetrius gewissermaßen überrumpelt; als sie gegen Schluß einer dritthalb Seiten umfassenden stürmischen Ansprache des Demetrius in Tränen ausbricht, zieht dieser rasch die Vorhänge des Zeltes auseinander und zeigt sich dem versammelten Volke in einer schnell improvisierten zärtlichen Gruppe mit der Zarin — mit dem Ruf:

„O Volk, mein Volk — sieh einer Mutter Segen!"

Kein naiver Zuschauer vermag sich des Eindrucks zu erwehren, daß Marfa, wenn der Theatervorhang zufällig eine Minute später fiele, sich aus der erzwungenen Umarmung des Pseudosohnes losreißen und gegen eine solche Art der Vergewaltigung heftig protestieren würde. Marfa wird hier und im folgenden bis auf ihre stumme Verleugnung des Zarensohnes am Schluß des Stücks zu einer völlig passiven Figurantin herabgedrückt, einer Rolle, wie sie nie und nimmer der gewaltigen Anlage dieser Gestalt bei Schiller entspricht.

Sichtliche Liebe hat der Bearbeiter der sorgfältigen Ausarbeitung der Gestalt des Zaren Boris zugewendet. Es ist ihm gelungen, hier eine wirksame und

schauspielerisch sehr dankbare Theaterfigur auf die Bühne zu stellen, ohne daß freilich — über das Theatralische hinaus — eine wirklich lebensvolle, individuelle künstlerische Schöpfung daraus geworden wäre. Unter den tiefsinnigen Betrachtungen, zu denen sich Boris durch das hereinbrechende Unglück veranlaßt sieht und die auf eine gründliche Beschäftigung des Zaren mit modernen Philosophen schließen lassen, tauchen Aeußerungen auf, die wie die folgende:

„Ich bin zu sehr Despot, als daß ich beugte
Den stolzen Nacken, dem der stärker ist;
Doch kenne ich die Welt und bin zu alt,
Um kindisch gegen Uebermacht zu streiten“

keine allzu tiefgründige Weisheit aus dem Munde des Fürsten aller Reussen verkünden.

Schlimmer ist, daß die freilich sehr schwere und beinahe unlösbare Aufgabe, den Demetrius-Charakter einigermaßen den Schillerschen Intentionen entsprechend zu gestalten und zu entwickeln, das dichterische Können des jungen Autors ganz beträchtlich übersteigt. Mit dem löblichen Wollen, mit der hauptsächlichen Festhaltung am Schillerschen Plane, mit sprachlichen Schönheiten, die der Dichtung keineswegs fehlen, ist es dabei nicht getan. Das Grandiose und Dämonische dieser Gestalt wird man in dem Kaibelschen Demetrius, der aus dem idealen Jüngling der ersten Hälfte ziemlich unvermittelt in den brutalen Betrüger und Verbrecher der letzten Akte umschlägt, vergeblich suchen.

Die Begabung des Verfassers zeigt sich in der Behandlung der Sprache, die neben manchen Trivialitäten und Plattheiten vieles Schöne zeigt und sich vielfach zu einer Kraft und einem rhetorischen Schwunge erhebt, der den unvermeidlichen Abstand zwischen Schiller und seinem Ergänzer teilweise nicht allzu schmerzlich empfinden läßt. Auch in der Zeichnung der Umwelt, des lokalen und zeitlichen Kolorits zeigt der Verfasser vielfach ein außerordentliches Geschick. Das am meisten Gelungene sind verschiedene kleine Nebengestalten, die Vertreter des Volkes, die teilweise eine recht hübsche und charakteristische Individualisierung zeigen. So gehören zum Besten des Stückes die Volksszenen des Kaibelschen ersten Aktes und die von der Regie leider gestrichene hübsche kleine Arabeske der drei Kosakenhetmans, die die Lagerszene des ersten Aktes einleitet.

Die Schönheiten und gelungenen Einzelzüge des Stückes vermögen leider am Gesamturteil nichts zu ändern: daß es Kaibel so wenig wie irgend einem seiner Vorgänger geglückt ist, das schwere Problem der dramatischen Gestaltung dieses Stoffes in einigermaßen befriedigender Weise zu lösen. Der nicht unbegabte junge Autor hat sich an eine Aufgabe gewagt, die seine Kräfte weit überschreitet; er hat in der Ausführung des Werkes, das mehr einer im ersten Rausche jugendlicher Begeisterung hingeworfenen Skizze gleicht, die sorgfältig prüfende, kritische Verstandesarbeit, die strenge Selbstzucht und Selbstkritik, ohne die ein einigermaßen reifes dramatisches Kunstwerk unmöglich ist, in verzeihlichem Selbstvertrauen allzu sehr außer acht gelassen.

Wenn die Aufführung eines derartigen Werkes, deren ungeheure Mühen kaum im richtigen Verhältnis stehen zur Bedeutung und dem wirklichen Werte der Dichtung, nur wenigstens den einen Nutzen hätte, daß sie dem Autor die Augen öffnet über den wahren Charakter seiner Arbeit, über deren Mängel und Unvollkommenheiten und über das, was etwa an guten Entwicklungskeimen darin vorhanden ist. Der äußere Erfolg pflegt bei solchen Uraufführungen, bei denen das lokale Interesse eine beherrschende Rolle spielt, bekanntermaßen stets „durchschlagend“ und „glänzend“ zu sein. Von dem wohlmeinenden Jubel seiner Freunde umtost und mit Lorbeeren überschüttet, geht der Dichter beglückt nach Hause und

gibt sich trügerischen Hoffnungen hin; die Tageskritik ist aber, zumal wenn es sich um einen kritischen Kollegen handelt, in den seltensten Fällen imstande, den Autor über den wirklichen Wert oder Unwert seiner Arbeit aufzuklären.

Die sorgfältig vorbereitete Karlsruher Aufführung hielt sich auf einer anständigen Durchschnittshöhe, ohne nach irgend einer Seite einen besonderen individuellen Reiz zu zeigen. Die Regie bekundete in der äußeren Anordnung, im Arrangement und in der Belebung der Massenszenen im ganzen eine glückliche Hand, wenn man von dem störenden Zuviel, das bei den heutigen Inszenierungen leider zur Mode geworden ist, absehen will. In der Einzeldarstellung machte sich leider gerade in den Hauptrollen ein zum Teil ganz unerträgliches Pathos und eine unnatürliche, singende Deklamation breit. Es gab ganze Szenen, in denen kaum ein natürliches Wort gesprochen wurde. Dieses Hoftheaterpathos im Drama hohen Stiles, das nur da und dort durch einen saloppen und stillosen Naturalismus abgelöst wird, ist freilich kein Sondergut der Karlsruher Bühne, sondern eine Erbschaft des gesamten deutschen Theaters. Das Publikum hat sich an das hohle, meist gedanken- und seelenlose Pathos in solcher Weise gewöhnt, daß ihm jede Empfindung für die Unnatur dieser geschraubten Theatersprache abhanden gekommen ist. Hier läge in erster Linie die Aufgabe der Regie, nicht im Aufbau prunkvoller Dekorationen und der geräuschvollen Belebung des Volkes. —

Unter den sonstigen Neuigkeiten der bisherigen Spielzeit war die bedeutendste die Erstaufführung des Beer-Hofmannschen Grafen von Charolais. Die Vorführung dieses von der Tageskritik absolut nicht nach Gebühr gewürdigten, dramatisch gewiß nicht unanfechtbaren, dichterisch aber hochbedeutenden und wundervollen Werkes, eines der hervorragendsten Erzeugnisse der letzten Jahrzehnte, war um so verdienstvoller, als die engherzige Prüderie der Karlsruher Hoftheaterverhältnisse dem Eingang des Stückes leicht Schwierigkeiten bereiten konnte. Als weitere Neuigkeit folgte Georg Hirschfelds matter und rührseliger Abklatsch bekannter Vorbilder, das moderne Schauspiel Nebeneinander; ferner Albert Geigers noch von der vorigen Intendanz zur Aufführung erworbenes Minnedrama Blanscheflur, eine dramatisch und theatralisch herzlich schwache, dichterisch aber teilweise sehr schöne Arbeit, von starkem lyrischem Stimmungsreiz, die als das Werk des angesehenen heimischen Dichters Berücksichtigung beanspruchen durfte, zumal die lyrischen Teile durch die hochbegabte Karlsruher Komponistin Clara Faißt vertont worden waren. Das Molière-Repertoire der Karlsruher Bühne wurde durch die erstmalige Aufführung des Misanthropen in Fuldas Verdeutschung und der Burleske Spitzbubenstreiche (Les fourberies de Scapin) in der Bearbeitung Georg Dröschers in dankenswerter Weise erweitert. Neben verschiedenen Reprisen kürzlich erst gegebener Stücke, die wegen der eingreifenden Personalveränderungen viele Neubesetzungen erforderten, wurden Ibsens Stützen der Gesellschaft neu einstudiert wieder in den Spielplan aufgenommen. Die Hervorholung dieses heute schon vielfach veralteten Stückes, das freilich dem Geschmacke des großen Publikums weit mehr entgegenkommt, als die meisten Dramen des späteren Ibsen, ist da allerdings kaum angebracht, wo Die Gespenster, Die Wildente, Hedda Gabler und Klein Eyolf noch ihrer Erweckung harren.

Karlsruhe. Eugen Kilian.

Aus dem Tagebuch eines Lehrers.

„Menschenopfer unerhört!“

Ist es wahr, daß viele unserer gegenwärtigen Schüler unverhältnismäßige Schwierigkeit haben, einer Aufgabe mit Teilnahme zu folgen? Daß sie rasch müde werden, und auffallend langsam denken? Daß die Fähigkeit zur Vertiefung eher ab- als zunimmt, daß die armen Schüler sich stundenlang mit einer Aufgabe abquälen, und doch nichts erreichen? Daß diese überraschende Denkunfähigkeit so weit verbreitet ist, daß sich sogar ein eigener Fachausdruck dafür bilden konnte, der Lehrern und Aerzten wohlbekannte stupor scholasticus, der Schulstumpfsinn? Macht es den Schülern unserer Tage wirklich große Schwierigkeit, selbst die einfachsten Dinge sich auf längere Zeit einzuprägen? Wird in der Tat ein großer, wenn nicht der größte Teil des Gelernten in kürzester Frist wieder gänzlich vergessen?

Ja, das alles ist wahr, und deutsche Eltern, Schüler und Lehrer haben allen Grund, den Predigern gegen den immer noch herrschenden Ueberbürdungsunfug dankbar zu sein. Denn gerade auf dem Gebiete des staatlichen Schulwesens sind die Vorurteile so stark und zäh, die Mißstände so tief eingewurzelt und altehrwürdig, der unsinnige Betrieb so sehr durch die Tradition geheiligt, daß es vielleicht noch Jahrzehnte braucht, bis auch hier die zugleich menschlichere und praktischere Anschauung unserer modernen Zeit sich durchkämpft. Ein wertvolles Buch ist allen Kämpfern für diese wahrhaft gute und heilige Sache der zweite Band der bei Johann Ambrosius Barth in Leipzig erscheinenden „Natur- und kulturphilosophischen Bibliothek“: Die geistige Ueberbürdung in der modernen Kultur von M. von Manacéine, den der Oberlehrer und approbierte Arzt Dr. med. Ludwig Wagner übersetzt, bearbeitet und mit einem schwerwiegenden Anhange über die Ueberbürdung in der Schule versehen hat. Gewiß gibt es auch Ursachen von Ueberbürdung außerhalb der Schule. Als die wichtigste nennt Wagner den weitverbreiteten Musikunfug: Knabe oder Mädchen, begabt oder unbegabt, muß Klavier klimpern; so will es der Unverstand der eitlen Eltern. Musik greift an sich schon die Nerven sehr an; aber „schwache und blutarme Kinder, die mit Mühe und Not die Anforderungen der Schule zu erfüllen suchen, noch mit Musikstunden zu plagen, ist ein himmelschreiender Unfug“. Andere Ueberbürdungsursachen sind Krankheiten, nach denen törichte Eltern die Kinder zu früh in die Schule schicken; Privatunterricht, der die zurückgebliebenen oder schwach begabten Kinder auf Veranlassung ehrgeiziger Eltern gewaltsam vorwärts peitscht: wieviele geistige Störungen oder Schülerselbstmorde hat das Elternhaus auf dem Gewissen! Verderblich ist die von unverständigen Eltern gestattete oder sogar gewünschte Teilnahme an den sogenannten „Genüssen“ des Lebens, besonders verhängnisvoll der Unfug, den Heranwachsenden Alkohol zu geben.

Aber die Hauptursachen der Ueberbürdung liegen im Schulbetriebe selbst. Ungesund ist das stundenlange Sitzen in verdorbener Luft; das Sitzen an sich

ist schon nachteilig für die Entwicklung von Muskeln und Brustkorb. Die fragend-entwickelnde Unterrichtsmethode regt die Kinder mehr an, macht sie aber auch rascher müde; je tüchtiger ein Lehrer in diesem Frage- und Antwortunterrichte ist, desto mehr verbraucht er die eigene Kraft und die der Schüler. Nach wie vor wird zuviel häusliche Arbeit verlangt; es ist doch ungeheuerlich, wenn so ein armer Junge von 8 bis 12 und von 2 bis 4 Uhr in der Schule sitzen muß, um dann noch zu Hause zwei Stunden lang zu übersetzen, zu präparieren, zu rechnen und Aufsätze zu machen. Daß es dumme Eltern gibt, die es sogar ungern sehen, wenn ihre Kinder „nichts auf haben", ist richtig. Die Wochenstundenziffern unserer höheren Schulen sind durchweg viel zu hoch. Lehrpläne und Lehrziele werden immer überspannter; die Pensen sind zu groß. Die Lektionen sind zu lang, die Pausen zu wenig und zu kurz. Die Schülerzahl ist infolge der Knauserigkeit des Staates durchwegs zu hoch.

Durch die Probearbeiten und die Prüfungen, vor allem aber durch die zwecklose, unvernünftige Quälerei der Reifeprüfung kommt in den ganzen Betrieb eine nervöse Unruhe hinein, unter der Schüler und Lehrer gleich zu leiden haben. Wo die Absolutorialprüfung nicht eingeführt ist, wie z. B. in der Schweiz, hört man keine Klagen. Aeltere Frankfurter können noch von den schönen, wirklich schönen Schuljahren in Prima erzählen, da noch nicht das ganze letzte Jahr durch das stets vor Augen dräuende Schreckgespenst des Absolutoriums zu einem für Lehrer wie Schüler gleich schädlichen und freudelosen Drill geworden war. Die Reifeprüfung ist der Krebsschaden unseres höheren Schulwesens.

Die Lernstoffe werden hastig durchgepeitscht, denn das Pensum muß erledigt werden, das sakrosankte Pensum! Die Schule macht den Schülern keine Freude mehr. Von Klasse zu Klasse werden sie mürrischer, am Ende stehen sie der Schule mit kaum verhehlter Feindseligkeit gegenüber. „Bei dem jetzigen Betriebe hemmt ein Fach das andere, eine Stunde verjagt den Eindruck der anderen. Im Leben die wilde Jagd nach Erwerb, in der Schule die wilde Jagd nach dem Lehrziel! Infolge der vielen Fächer, der hohen Stundenzahl und der Hausarbeit sind die Schüler von der Schule völlig mit Beschlag belegt, und zwar ebenso, ja noch mehr, als ein Erwachsener von seinem Berufe in Anspruch genommen wird! Viele Erwachsene würden es als eine arge Zumutung ansehen, auch am Abend, vielfach nach dem Abendessen, für ihren Beruf noch tätig zu sein, nachdem sie den Tag über darin gearbeitet haben." Dieser skandalöse Zustand ist aber fast die Regel.

Wer trägt die Schuld an all dem?

Die Eltern, die nicht energisch sich dagegen wehren, daß aus frischen, fröhlichen, liebenswürdigen Kindern durch das gegenwärtige Mast- und Stopfsystem müde, mürrische, freudlose Büffler gemacht werden. Die Aerzte, die viel zu wenig sich zusammentun, um mit der ganzen Wucht ihrer Ueberzeugung den Rasenden zuzurufen: „Opfer fallen hier, Menschenopfer unerhört!" Die Lehrer, die viel zu wenig sich zusammentun, um endlich einmal Front zu machen gegen den didaktischen Materialismus, gegen den Pensumswahnwitz, gegen das Prüfungsunwesen, gegen den gemeinschädlichen Extemporalienunfug, gegen die ganze Reglementiererei und Revisioniererei, gegen Paragraphitis, Kommissaritis, gegen

die Formalstufenfexerei, gegen jeden geistlosen, sinnlosen alles über einen Kamm scherenden Betrieb.

Nur energische Erörterung der Schulfragen in Vereinen und Versammlungen, in Presse und Parlament kann helfen. Und geholfen muß werden, sonst geht die deutsche Jugend und damit die deutsche Zukunft zugrunde an der sprichwörtlichen Güte und Vollkommenheit des deutschen Schulwesens.

Verantwortlich für den sozialpolitischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den übrigen Inhalt: Paul Nikolaus Cossmann in München.

Die Pflegekinder des Gottfried Steinbecker.

Eine Erzählung von Carl Ferdinands in Berlin.

Wir beide, der Arzt und ich, saßen in der von bunten Feuerbohnenranken umsponnenen, baufälligen Laube, welche am Ende des Gärtchens auf einem kleinen Hügel gelegen, volle Aussicht auf die Mühle und das ganze, langgestreckte Eifeltal freiließ. Unter uns auf den Beeten standen die Sonnenblumen regungslos, die Blätter lagen matt an die hohen Schäfte gelehnt, die tellergroßen Fruchtdolden zeigten schon die regelmäßigen Reihen der prallen Samenkörner. Der lockerdürre Boden war mit trockenen Grasbüschelн und welken, schlaffen Küchenkräutern bedeckt und strahlte noch die Wärme der gesunkenen Sonne aus.

Der Arzt erzählte von einem Waldbache, den er heute früh entdeckt und den Tag über fast bis zu der Quelle mit der Angel abgeschritten hatte, um auf jeder Ausbuchtung des Wassers die künstliche Fliege tanzen zu lassen; fünf schwere Forellen warteten nun in der niedrigen Küche ihrer Bestimmung.

Ich hörte den eingehenden Schilderungen des Fischereikundigen nur halb zu, offen gesagt, ich hatte Hunger und hoffte, daß der Mühlenwirt bald mit dem Abendessen kommen würde.

Aus den Wiesen des sumpfigen Mühltals hatten sich langgezogene Schwaden erhoben und durch ein graues Band Berg und Niederung von einander geschnitten; über dem Nebelsee ragten, auch schon in dünnes Dunstgrau getaucht, die paar gerunzelten Basaltkuppen, der Aulberg, der Nück und der Schwarzknollen, jede unten kahl und auf dem Scheitel mit steilem Buchenhochwald bestanden, wie gefurchte Häupter von Männern, die mit gesträubtem Haar auf ein graues, unabänderliches Schicksal starren.

Eine Pause im lebhaften Gespräche des Arztes benutzte ich, um nach dem Abendessen zu fragen.

Der Arzt antwortete mit einer Gegenfrage: „Sagen Sie mir zuerst einmal, was Sie eigentlich veranlaßt hat, in dieser verwunschenen Heistermühle Ihren Urlaub zu verleben.“

Während er noch sprach, hatte ich schon mit schneller Bewegung auf die Berge gezeigt.

„Sie haben recht, mir ging es gerade so, das bischen Jägeressen bringt der alte Gottfried auch noch zustande, aber langsam und launisch, das ist er. Sie sind erst ein paar Tage hier, aber ich kenne ihn. Und ich sage Ihnen, dieser Gottfried Steinbecker hat Stunden, in denen man ihn wegen seiner mürrischen Borstigkeit prügeln könnte, wenn man seine Geschichte nicht so gut kennte. Sehen Sie, jetzt sitzt er dort unten bei einem staubigen

*

Menschen, es ist wohl ein Handwerksbursch oder so etwas, tischt ihm auf, stundenlang, und läßt uns warten. Uns sagt er keinen guten Tag, sein alter Mahlknecht hört kein Wort von ihm und da sitzt er bei einem wildfremden Menschen und redet wie ein Wasser, aber das ist eben seine Art, das macht er mit jedem Landstreicher so."

Ich hatte mich vorgebeugt und sah wirklich auf der schmalen Bank an der Straße, das Felleisen neben sich, einen verschabten Menschen sitzen; und der harte, starre Müller, der sonst immer gerade, schwer und langsam daherschritt, trippelte wie ein betuliches Mütterchen um den jungen Mann herum, stellte ein Glas Milch hin, gab ihm ein Butterbrot in die Hand, redete dazwischen, fragte und horchte.

Der Arzt nickte: „Unser Essen kommt ehestens in einer Stunde, drängen wir, so wird der Alte wütend und droht, uns vor die Tür zu setzen, er sei Herr in der Mühle. Ich will lieber zwei Gläser Apfelwein holen, wir bleiben hier, sehen die Nacht kommen und ich erzähle Ihnen, wie der Müller so geworden ist."

Ich war einverstanden und Doktor Vollhard ging.

Es war schon so finster geworden, daß man den Rand des Waldes gegenüber nicht recht erkennen konnte, Nebel und Dunkelheit wogten durcheinander. Oben in der Luft flüchtete eine wilde Taube, aus dem Forst klang nachhallend der Schrei der Sumpfeule, in weiter Ferne fiel ein Schuß. Dazwischen stampfte das Mühlrad immer lauter seinen Rundgang, in regelmäßiger Abwechselung schneller und langsamer getrieben.

Mit dem kam der Arzt wieder und stellte die gefüllten Gläser hin.

„Es ist, wie ich sagte, der alte Gottfried hört und sieht nicht."

„Aber bitte Ihre Geschichte, Herr Doktor, ich bin gespannt, dieser zähe Mann ist jetzt ja wie Quecksilber, da drüben."

Mein Gegenüber nahm einen Schluck und begann: „Es war jetzt vor drei Jahren. Ich hauste schon zum zweiten Male den September hindurch auf der Heistermühle, hatte auch mehrfach versucht den Gottfried über sein seltenes Wesen auszuforschen. Jedesmal gab er kurze Abfuhren. Er brummte und ging heraus. War drei Tage lang noch mürrischer als sonst. Der alte Mahlknecht zuckte fast ängstlich die Achseln, wenn man ihn fragte, die wenigen Leute, die Mehl holten oder Korn brachten, bekam ich nicht zu sehen, weil ich am Tage meistens fischte. Im Dorf zu fragen, scheute ich mich.

Gut, ich gewöhnte mich an das Treiben mit der Speisung des Wander- und Bettelvolkes und dachte nicht mehr darüber nach.

Da kommt eines Tages ein Bürschchen, erst 16 Jahre alt, ausgemergelt, zitternd, es war an einem Abend, ich weiß es noch wie heute. Der legt sich auf die Bank und sagt, es sei ihm elend, er müsse wohl sterben. Der Gottfried kommt seltsam befangen zu mir hier in dieselbe Laube gelaufen und bittet, ich solle mir den jungen Menschen mal ansehen. Ich tue es. Finde beginnende Lungenentzündung.

Der Alte erschrickt, als sei es sein eigener Sohn.

Ich frage, ob er den Fremden kenne.

„Ja, so . . . nein, eigentlich nicht!", sagt der Gottfried leichtweg, macht sein Bett zurecht und packt den Kranken hinein.

Die Sache wird schlimm, ich denke, daß der Fremde stirbt. Schließlich — wir wachten ein paar Nächte — kommt die Lösung.

Als ich dem Gottfried sage, daß der Junge jetzt gerettet sei — es war in einer Nacht um zwei Uhr — will er mir die Hände küssen, freut sich wie ein Kind, wird weich, weint und erzählt mir schließlich seine Geschichte.

Die kommt gleich, zuerst noch: als der Junge auf den Beinen war, pflegt er ihn wie eine Mutter, päppelt und sorgt, und als er weggeht, gibt er ihm Essen mit, genug um bis nach Köln damit zu reichen. Und Schuhe noch dazu.

Und es ist ein ganz fremder Bursch gewesen, der immer toterstaunt die Augen aufriß, als wenn er fürchte, plötzlich zu erwachen und das unerwartete Tischlein-deck-dich nicht mehr vorzufinden.

Die Geschichte vom Gottfried Steinbecker ist aber folgendermaßen: Als Gottfried im zweiten Jahre bei den Kanonieren in Spandau diente, bekam er an einem Spätherbsttage einen Brief von seinem Mädchen in der Heimat, von der schwarzen Anna, in welchem sie ihm unter allerhand verzweifelten Wendungen mitteilte, daß es mit ihr soweit sei und daß er sie jetzt heiraten müsse. „Ihr Berge fallt auf mich, ich weiß nicht mehr, was ich tun soll," schrieb sie ihm.

Gottfried antwortete, er verstehe nicht, weshalb sie denn so verzweifelt schreibe, er werde nächsten Herbst loskommen und dann werde er die Sache in Ordnung bringen. Er habe ihr doch voriges Frühjahr das Heiraten versprochen und werde jetzt doch sicher sein Versprechen halten. Vielleicht werde sein Vater ihm die Mühle geben, sonst fange er selbst irgend etwas an.

So schickte er den Brief ab; heimlich war Gottfried nämlich zum Jubeln fröhlich gestimmt, denn er hatte die Anna über alles lieb und glaubte, daß sie jetzt sicher die Seine würde. Wenn er an sie dachte, mußte er die Zähne zusammen beißen, um sich nicht ihren Namen einmal laut vorzusprechen.

Er setzte dem alten Heistermüller, seinem Vater, die Angelegenheit in einem Briefe auseinander.

Der gab ihm in seiner Antwort zu bedenken, daß man über die Herkunft der schwarzen Anna fast gar nichts wisse und daß ihm eigentlich nicht lieb sei, eine Schwiegertochter zu haben, die im vorigen Jahre noch mit dem Korbmacherwilhelm von Franzborn jeden Sonntag zusammen gesehen worden sei. Aber schließlich auf ein zweites Schreiben des Sohnes hin, fügte er sich und half dem Mädchen sogar mit Geld aus.

Gottfried schrieb an die Schwiegermutter wegen der Hochzeit im nächsten Herbste, er schrieb auch an die Anna, aber nicht so oft, als er an das Mädchen dachte, sonst hätte der Postkasten die Briefe nicht fassen können.

Er bekam auch Briefe von der Anna, aber selten. Es standen immer Sätze drin, die garnichts sagten: „Ich möchte ganz allein im kühlen Grabe liegen" oder „bewahre mir ein treues Angedenken, spricht das Blümlein Vergißmeinnicht." Wie es ihr ging, ob sie Arbeit habe, alles was Gottfried gerne wissen wollte, davon schwieg sie beharrlich. Aber ihm machte das keine Sorgen, es war doch ein Brief von ihr, ihre Schrift, von ihrer Hand geschrieben.

Als die Zeit sich nahte, die ersten Tage im März, war er ganz zerfahren vor Erwartung und mußte sogar zweimal auf der Pritsche liegen, weil er die Heimat mehr im Kopfe hatte, als das Gewehrputzen.

Wie nun eines Tages endlich die Nachricht ankam, daß der kleine Heinrich glücklich angekommen sei, war Steinbecker ganz still und ordentlich, zählte aber jede Stunde, Tags und in der Nacht.

Als seine Entlassung schon sehr nahe war, langte eine Mitteilung seines Vaters an, in welcher dieser bat, die geplante Reise zu einigen alten Wandergenossen des Vaters, die als Müller in Schlesien saßen, aufzugeben, er fühle sich krank und bedürfe dringend der Hilfe des Sohnes, bei der Arbeit, er möge gleich von Spandau aus bis in die Heimat fahren.

Obwohl Gottfried gerne in Schlesien noch gewisse Kenntnisse für das Mahlgeschäft gesammelt hätte, denn er wollte seiner zukünftigen Frau und seinem kleinen Heinrich reichliches Brot schaffen, folgte er doch der Aufforderung und wanderte eines Tages von der Köln—Trierer Bahn aus auf der bekannten Straße dem Heimatdorfe und dem Heistertal zu.

Statt wie sonst als aufmerksamer Landwirt jeden Schmetterling zu schlagen und jeden Käfer zu zertreten, ließ er heute alles Lebendige laufen und fliegen und freute sich daran, denn er war ganz liebende Erwartung, wie die Anna, wie das kleine Kind aussehen würden. Und die Heimat und der Vater, aber am meisten Anna und das Kind, die ihm in eins zusammenflossen, wenn er daran dachte.

In Kaltweiler, wo er schon bekannt war, setzte er sich ins Wirtshaus und konnte der Versuchung nicht widerstehen, nach der Anna zu fragen. Der Wirt sagte kurz, es gehe wohl gut. Gottfried fragte weiter, der Wirt wich aus. Der Wanderer dachte, die werfen ihr das Kind vor und spielte darauf an beim Wirt, der schien aber etwas anderes im Kopf zu haben und suchte ein anderes Gespräch.

Ein wenig unruhig zog der zukünftige Ehemann weiter.. Er dachte, die Leute seien ihr gram, weil sie eine Fremde sei und kein eifler Mädchen, sondern vor einigen Jahren mit der Mutter aus der Wallonie herübergezogen.

Schließlich aber bezähmte er seine Ungeduld, nach Hause zu kommen und trank in Franzborn wieder ein Glas Bier. Da war, als er nach Anna fragte, dasselbe Spiel. Nun begann er ungeduldig zu werden und verlangte geradezu Auskunft. Er werde schon sehen, man könne das nicht alles so erzählen, er möge das nicht verlangen.

Kurz, die übrigen beiden Wegstunden legte Gottfried mit gepreßtem, verwirrtem Herzen im Laufschritt zurück, sodaß die Reservistenflasche an seiner Seite immer heftigere Sprünge machte.

Eine Viertelstunde vor dem Dorf wohnte in ihrem Häuschen die alte Ameley, eine Freundin seiner verstorbenen Mutter. Er hinein, begrüßt die alte Frau, die zuerst zurückfährt und ihn dann zitternd küßt, fragt und erfährt nun, wie die Sache steht.

Hätte er's in Kaltweiler oder Franzborn erzählt bekommen, er hätte dem Betreffenden wohl einen Hieb ins Gesicht gegeben.

Er hörte kaum, wie die alte Frau ihn beschwor, kein Verbrechen zu begehen und kein Blut zu vergießen, mit einem flüchtigen Händedruck ging

er aus der Hütte. Er bog nicht ab nach dem Dorfe hinunter, er folgte der Hauptstraße, die ins Heistertal führte. Er lief auch nicht mehr und die Feldflasche an seiner Seite hing ruhig und schlaff, wie ein Blatt im Nebel. Als er um die letzte Ecke kam und die alte Heistermühle unten liegen sah, liefen ihm die Augen über, aber er warf heftig den Kopf zur Seite, als wenn er durch die Bewegung jede Träne wegschleudern wollte.

Vater und Sohn lagen sich in den Armen und gaben sich die Hand wie bei einem Begräbnis.

„Setz dich Jung'," sagte der Vater tonlos.

„Ich war eben bei der Ameley, Vater!"

„Ich konnte es dir nicht schreiben Jung', und als wir es sicher wußten, war es zu spät. Zuerst wohnte ein Italiener vom Straßenbau bei ihnen, schließlich drei; die wohnen jetzt noch da. Zuerst blieb es still; schließlich wurde Sonntags Wein getrunken, Harmonika gespielt und getanzt. Und jetzt ist es ein Aegernis für's ganze Dorf. Jung', der Korbmacherwilhelm wußte auch schon, weshalb er in die Fremde ging auf Nimmerwiedersehen, da wird wohl auch etwas gewesen sein."

Der Sohn sank zusammen und sagte leise: „Und mein Kind, der Jung', der Heinrich ist bei allem dabei."

Der Müller stand jetzt beim Gottfried, legte ihm die Hand auf die Schulter und fragte: „Und ist es denn auch dein Kind, Gottfried?"

Der antwortete sich aufrichtend, kurz und hart: „Ja, Vater, das ist mein, das stimmt schon."

„Was soll da helfen," nickte der Vater und ging wieder auf seinen Platz.

Nach einem drückenden Schweigen fragte der Sohn scheu: „Wann wird es denn sein, daß . . . daß das andere Kind kommen soll."

„Wie dieses Jahr auch . . . im März . . . im April, was weiß ich das . . . armer Jung' . . . du hast es nicht verdient um sie . . . mich wird's wohl nach Dinkeldorf bringen."

In Dinkeldorf war nämlich der nächste Friedhof, auf dem auch die verstorbene Müllerin lag.

„Das sollst du nicht sagen, Vater!" zugleich aber sah Gottfried den Vater an und erschrak, er lief zu ihm hin, küßte die welke schlaffe Haut auf der Stirn und blieb stumm vor ihm knieen, in tiefe Gedanken versunken.

Der Heistermüller war ein uraltes Männchen geworden seit vorigem Frühjahr.

Was Gottfried Steinbecker in diesen Tagen innerlich durchlebte, kann und brauche ich nicht zu erzählen.

Äußerlich tat er etwas Unerwartetes. Statt sich zu verkriechen oder wegzureisen, schien er einen wahren Genuß darin zu finden, alle Leute aus dem Dorfe, die ihm erreichbar waren, über jede und auch die kleinste und unscheinbarste Handlung der schwarzen Anna auszufragen. Er schien ein eisernes Herz zu haben. Dinge, die ihn furchtbar quälen mußten, was sie zum Beispiel über ihren früheren Liebhaber, den Vater des kleinen Heinrich, gesagt hatte, oder die Geschichte, wie sie mit den Italienern in der Wirtschaft tanzte und der kleine Heinrich draußen bei dem Fliedergebüsch am

Boden lag, richtig auf einem Ameisennest, sodaß Mitleidige weit über hundert Waldameisen ablesen konnten von dem kleinen Körper.

Mit den Italienern oder der schwarzen Anna zusammenzutreffen, vermied er dabei und ließ sich nicht einmal aus seiner scheinbar kühlen Laune bringen, wenn die drei braunen Südländer mit den Silberknöpfen an der Jacke, draußen auf der Dorfstraße, die Hände in den Hosentaschen, patzig vorbeistolperten.

Daß er an einem dunklen Abend einmal auf der Rübenmiete gelegen, die hinter der Wohnung der schwarzen Anna sich hinzog und zugesehen hatte, wie es in den erleuchteten Zimmern zuging, darüber sagte er vorerst keinem etwas.

Plötzlich war Gottfried fort und der Vater Steinbecker ging mit zitternden Händen zur Ameley und überlegte mit der alten Frau stundenlang. Man hörte, daß Gottfried auf einer Mühle im Westerwald sein Handwerk betreibe.

Die Anna, welche sich, solange er im Heistertal war, nicht aus dem Vorgärtchen herausgewagt hatte, von Feigheit und einer dumpfen Furcht befangen, hing sich die goldene Uhrkette um, welche einer der Italiener ihr aus Trier mitgebracht hatte, ging trotz ihres Zustandes wie eine Herrscherin durch das Dorf, sodaß allgemeines Murren entstand und äußerte sich dahin, daß der Steinbecker ein rechter Lapps sei, weil er sich nicht einmal sein Kind angesehen habe. Und weil die drei Italiener Pistolen und Messer in den Taschen hatten, wagte man ihr nicht einmal verdientermaßen entgegenzutreten.

Da lief eines Tages bei der Behörde ein langes, wohlgesetztes Schreiben des Gottlieb Steinbecker ein, in welcher dieser als natürlicher Vater des kleinen Heinrich darum bat, man möge durch Gemeindebeschluß der Anna das Kind wegnehmen. Erstens führe sie nach der Geburt des Kindes einen sträflichen und unerhörten Lebenswandel. Für diese Behauptung wurden eine derartig stattliche Reihe von Zeugen beigebracht, daß sich jetzt zeigte, wozu der Gottfried die bösen Tage in der Heimat benutzt habe. Zweitens wurde weiterhin ausgesprochen, daß die Anna ihr im März geborenes Kind in grober Weise vernachlässige, auch dafür fehlte es nicht an Beweisen, da wurde die Geschichte mit den Ameisen erwähnt und noch über eine Menge ähnlicher Vorkommnisse berichtet, immer dabei die Zeugen namhaft gemacht. Schließlich wurde gebeten, das Kind Heinrich so lange der alten Frau Ameley in Pflege zu geben, bis er selbst sich verheiratet hätte, was in naher Aussicht stehe.

Kurz und gut, die Behörde mußte ja sagen, denn gegen diese Mauer von bestätigenden Aussagen konnte das leidenschaftliche Abstreiten der schwarzen Anna nichts ausrichten. Auf dem Termine wurde also ein Urteil gesprochen, welches den Knaben der Mutter vorläufig absprach.

Als das Kind von einem Beamten abgeholt wurde, war die Anna zuerst gleichgültig und schien nicht recht an die Möglichkeit zu glauben; als aber der kleine Heinrich von dem fremden Manne durch das Gärtchen auf die Straße getragen wurde, geriet sie plötzlich in eine kochende Wut, warf in der Küche die Teller auf den Steinboden, kratzte sich selbst ins Gesicht

und fiel schließlich im Hausflur hin, um nach einer langen Ohnmacht wie verstört zu erwachen.

Es waren noch nicht drei Tage vergangen, als die grünen Läden an ihrem kleinen Hause fest geschlossen waren; Mutter, Tochter und die drei Italiener waren über Nacht verschwunden, man erzählte sich, sie seien nach der alten Heimat der Frauen, nach dem Wallonischen gewandert, Genaueres wußte aber niemand.

Das Kind, welches wirklich abgemagert war, gedieh sichtlich unter der Pflege der Ameley, die ganz nach der Heistermühle herübergezogen war, weil zugleich auch der alte Steinbecker, der täglich mehr zerfiel, einer besseren Wartung bedurfte, als sie der Mahlknecht bieten konnte.

Es dauerte aber nur ein paar Wochen, da kam jüngere weibliche Hilfe in die Heistermühle. Gottfried kam zurück und brachte aus dem Westerwalde seine ihm eben angetraute Frau mit. Sie mochte einige Jahre älter sein als er, war groß und kräftig, ein wenig zu stark vielleicht. Schon die Art und Weise aber, wie sie den alten Schwiegervater und die Ameley begrüßte und sich dann gleich der Wirtschaft annahm, nicht ohne vorerst mit einer unverhohlenen, herzlichen Freude den kleinen Heinrich versorgt zu haben, den Gottfried in stummem Glück auf dem Arme trug, ließ erkennen, daß es eine gute Frau war.

Daß Gottfried allerdings seiner jetzigen Frau, der Witwe eines verunglückten Steinbrucharbeiters, nach der Brautprüfung beim Pfarrer, als sie sich über die eben angehörten Unterweisungen besprachen, mit bitterem und herbem Lächeln gesagt hatte, er werde ihr mit Verliebtheiten nicht lästig fallen, das erfuhr kein Mensch, wenn man wohl auch so etwas ahnen mochte.

Sie arbeiteten aber gedeihlich nebeneinander, und als der alte Steinbecker auf den Tod krank lag und die Eheleute bei dem Bette knieten und beteten, mußte der junge Heinrich hinausgetragen werden, weil er zu fröhlich und sieghaft sein „Papa! Papa!" in die Stille des Sterbezimmers rief. Denn der Vater hatte darüber gewacht, daß er das Wort für Mutter nicht aussprechen lerne.

So hausten nun die vier allein in der Mühle, der Mahlknecht lebte weiter, als gehe ihn alles nichts an, die Frau Gertrud tat ihre Arbeit, der Gottfried tat seine Arbeit und Heinrich rutschte, von den beiden wie ein Kleinod gehütet, auf dem Boden herum, spielte mit gelbbraunen Weizenkörnern und Perlbohnen und machte die ersten Gehversuche.

Die alte Mühle wurde wieder jung, im Garten kamen Aurikeln und Sonnenblumen in Blüte, und auch das Mahlgeschäft hob sich, weil die Leute ihre Frucht schneller verarbeitet bekamen.

Die Frau Gertrud zürnte dem Manne nicht, weil er ihr von Anfang an reinen Wein eingeschenkt hatte und der Gottfried dankte seiner Frau, weil unter ihrer Pflege der Junge wie eine reifende Kirsche gedieh. Damals hörte sie nie ein böses Wort von ihm.

Wer deswegen geglaubt hätte, daß Gottfried zufrieden sei, der hätte sich geirrt, aber der Irrtum wäre begreiflich gewesen, denn dem ganzen Dorfe ging es so. In Wirklichkeit war es anders.

Im Dorfe hatte man die Geschichte mit der schwarzen Anna ver-

gessen, das Häuschen, in welchem sie gewohnt hatte, war, um nachgelassene Schulden zu bezahlen, gerichtlich versteigert worden, und weil es so freundlich gelegen war, auf Umwegen vom Gottfried für die fromme Ameley erworben worden, welcher der Weg von der Heistermühle bis zur Kapelle im Dorf alle Tage immer beschwerlicher wurde.

So schien alles verwischt und vergessen, was an die schwarze Anna erinnern konnte. Da wuchsen um das Gesichtchen des kleinen Heinrich immer dunkler die zarten Härchen. Da kam ein Ausdruck in die großen blauen Kinderaugen, der den Vater bis ins Herz erschütterte, da lachte täglich bekannter ein lebenslustiger, fast leichtsinniger Zug um den vollen Kindermund. Die anderen sahen es nicht, Frau Gertrud konnte es ja auch nicht wissen, die Leute aus dem Dorf sagten: „Ganz der Vater", er selbst wußte es besser. Er sagte: „Ganz die Mutter".

So wurde das Kind zu einer täglichen Aufstachelung für den ernsten Mann, aus dessen Leben Frauenliebe ganz ausgeschaltet schien. Er wurde scheu; wenn er in der Stube saß und spielte mit dem Heinrich und die Kinderhändchen zausten ungeschickt in seinem Bart herum, dann erschrak er, wenn Gertrud hinzukam und sah an ihr vorbei, wandte auch wohl den Kopf ab, als wenn seine Gedanken auf der Stirne gestanden hätten.

Er hütete sich auch, das Kind ins Dorf mitzunehmen oder auch nur viel von ihm zu sprechen bei seinen Bekannten.

Wenn er aber gerade nichts zu tun hatte, dann war er plötzlich verschwunden für einige Stunden und kam meistens erst in der Dunkelheit zufrieden und still zurück. Keinem Menschen sagte er, wo er gewesen war und seine wortkarge Frau fragte auch nicht danach. Dann war er auf verschlungenen Waldwegen nach einer der hohen Kuppen gewandert, auf den Schwarzknollen oder den Rück gestiegen, hatte gesucht und gesucht, bis er eine Stelle fand, von der aus man durch eine zufällige Lücke im Buchengeäst einen Strich des blauen, dunstigen Landes im Westen sehen konnte. In der Richtung lag die Wallonie mit tausend Dörfern und Städten und verborgenen Tälern, und in einem vielleicht wohnte jetzt die Mutter des kleinen Heinrich.

Und dann träumte Gottfried Steinbecker und hing wohltuenden Gedanken nach, dann war alles Entsetzliche und Betrübte nicht gewesen, er spann Gespräche weiter, die im Jubel erster Liebeswanderungen vor zwei Jahren aufgenommen und jäh wieder abgebrochen waren durch ein endloses Küssen, dann fiel ihm alles ein, jedes Wort, das Anna gesagt hatte, jeder Schritt, jedes versunkene Schließen der Augen beim Küssen.

So ging er wie ein Schwärmender durch das rauschende, dürre, fußhohe Buchenlaub nach Hause, und wenn er sich an einem Basaltbrocken die Füße wund stieß, so merkte er es kaum.

Bis ihm zu Hause wieder die Wirklichkeit in die Augen stach, sodaß es ihn schmerzte und er ohne rechte Notwendigkeit die halbe Nacht lang sich im Mahlwerk zu schaffen machte, wie eine Ratte im Käfig zwischen den Geräten und Wellen polterte und den erschrockenen Knecht, der zur Hand gehen wollte, mit harten Worten hinausjagte.

Dies Wesen bohrte sich immer tiefer in den Einsamen hinein, im

Dorfe sprach man wohl schon davon, daß bei dem Müller eine Schraube los sei. Es kam vor, daß er Leute, die Mehl holten und dem kleinen Heinrich einmal durch das dunkelbraune, fast schwarze Haar fuhren oder mit dem Kinde plaudern wollten, mit kurzen Worten zur Tür hinaus begleitete.

Und der werktätigen Gertrud fiel es auf, daß er jetzt oft so seltsam unruhig um den Knaben herumlief, wenn die Stiefmutter ihm das Haar kämmte, ihn auf dem Schoße hielt oder sich sonst mit ihm beschäftigte.

Dann zeigte er ein heftiges und erregtes Wesen, wie ein Hund, wenn man sein Junges auf den Arm nimmt.

Dann dachte Gertrud bei sich, es sei doch ein rechtes Kreuz mit dem wunderlichen Menschen und ihr Verstorbener sei doch ein ganz anderer Mann gewesen, und das Brot im Westerwald habe besser geschmeckt und die Leute seien auch besser und zutraulicher gewesen.

Als sie ihren Gottfried einmal geradezu fragte, weshalb er denn jetzt sie immer so ansehe, als wenn sie das Kind schlecht besorge, schaute er ganz verstört aus und bat sie mit vielen atemlosen und unterwürfigen Worten, sie möge ihm seine Weise nicht verübeln, sie möge denken, daß er allerhand durchgemacht habe. Er sei ihr wirklich über die Maßen dankbar, er habe ihr doch sicher nichts vorzuwerfen, im Gegenteil, er wisse recht gut, daß er selbst oft ganz unerträglich sei. So daß Frau Gertrud ganz gerührt wurde und nun ihrerseits ihn wieder zu beschwichtigen sich bemühte.

So ging die Zeit hin und der Junge war vier und ein halbes Jahr alt geworden. Es war ein Sonntag im Herbst und im Dorfe wurde Kirmes gefeiert. Frau Gertrud überredete ihren Mann, der immer menschenscheuer geworden, er solle hingehen und sich die Buden einmal ansehen. Nach langem Weigern folgte er. Er küßte, wie er bei jedem Abschied gewohnt war, den kleinen Heinrich, gab der Frau die Hand und sah zu, wie sie das Kind, das sich sträubte und mit dem Vater wollte, aufnahm und zum Mittagschlafen nach oben brachte. Dann erst, als die beiden in der Haustür verschwunden waren, ging er nachdenklich seines Weges.

Es war ein Herbstsonnennachmittag, die Buchen waren schon scheckig gefärbt und umkleideten die alten Berggipfel mit buntem Kirmesgewand. Aus den braunen Heideflächen lugten wie große, grüne Morchelpilze die Wacholderkegel, und unten in den Wiesen standen Herbstzeitlosen, so weit man sehen konnte.

Bald traf er Bauern aus den Nachbardörfern, der lustige Schneiderfranz aus Dinkelsdorf, der mit ihm in Spandau gedient hatte, war auch dabei und so war er, ehe er sich versah, mit seinen verschwiegenen Gedanken und seiner Schwermut mitten im Kirmesgewühl.

Große Pfefferkuchenherzen mit roten Papierstreifen und Sprüchen beklebt, fielen ihm in die Augen, Haufen bunter Zuckerstangen, grellbedruckte Streifen Kattun, braune Schleifsteine, die wie riesige Zigarren in Reih und Glied auf den rohen Brettern der Verkäufer lagen. Dazwischen dudelte die Musik am Karussell, klang das Trompeten und Rasseln der Kinder und das Schnurren der Zeiger an den Drehbrettern, wo man für einen Groschen einen Honigkuchen gewinnen konnte, so lang wie eine Elle. In der Tier-

bude brüllte ein fremdes Tier dumpf auf, ein schmutziger Mann mit einem Schlapphut, drängte sich durch die Menge und trug einen kleinen Affen auf der Schulter, ein anderer zeigte ein Pony, das allerhand Kunststücke machte. Junge und alte Weiber verkauften Schuhriemen, Brenngläser und Schnupftabak aus der Hand. Man sah mehr Galgengesichter unter dem fremden Volk als gut war.

Und immerwährend riß der tolle Schneiderfranz seine Witze, immerzu trank man hier einen Schluck Wein, da einen Schluck Wein. Man lachte, krakehlte sich an und sprach sich für den Tanz am Abend ab.

Gottfried Steinbecker, den der ungewohnte Wein, noch mehr aber das so lange gemiedene Menschengetriebe verwirrte, blieb unvermerkt zurück, schlenderte noch ein wenig allein durch das Gewimmel und ging dann langsam aus dem Dorfe auf die Mühle zu. Hier auf der Landstraße wurde es bald ganz still, unter den Knüppelbuchen, die schon Dunkelheit verstreuten, regte sich kein Lüftchen. An einem Winkel der Straße, wo sie sich allmählich ins Heistertal senkte, lud die moosige Steinbank zum Ausruhen ein, Gottfried saß und suchte wieder seine sehnsüchtigen Träumereien auf, wie ein alter Mann aus dem Straßenwirrwarr in sein ummauertes Gärtchen flieht. Da störte ihn ein fernes, regelmäßiges Geräusch, sein Blick suchte auf der Straße, eine Frauengestalt kam denselben Weg wie er, langsam, ein wenig gebeugt. Es war schon sehr Abenddunkel, daß er nur allgemeine Umrisse erkennen konnte. Sie schien fremdartig angezogen, vielleicht eine der Händlerinnen, sie blieb stehen, spähte nach dem Dorfe hin und kam näher. Er sah wieder weg, schloß die Augen halb und horchte auf die gurrenden Töne der Karussellmusik, die jetzt wieder einfiel.

Drüben saßen sie jetzt und tranken, lachten, sangen, saßen mit ihren Mädchen, mit ihren Frauen und freuten sich auf den Kirmeßtanz. Und er kroch hier im Walde hin und war allein.

Unterdessen war die Gestalt herangekommen und setzte sich mit einem dunkelen Laut auf die äußerste Kante des Steines und blieb so sitzen.

Als die beiden eine Zeit lang derart stumm nebeneinander ausgehalten hatten, fragte Gottfried, dem in seiner Menschenscheu die Gegenwart der Fremden beunruhigend und drückend erschien, plötzlich halblaut: „Ihr seid wohl auch im Dorf gewesen, habt gehandelt, war's Geschäft denn gut?"

„Das Geschäft geht nimmer gut," sagte die Fremde zur Antwort.

Gottfried sprang auf und kam, schneller als sich das erzählen läßt, dem Gesichte der Fremden so nahe, daß er die von einem grellen Tuche beschatteten Gesichtszüge deutlich sehen konnte; der Streifen Himmel, den die Straße freiließ, warf ein flüchtiges zuckendes Zwielicht darauf. Er atmete pfauchend und schnappend wie einer, der zu lange unter Wasser gewesen ist.

„Mordstausend, ich kenn dich doch, das bist du ja ... Anna!"

„Ja, Gottfried, das bin ich, du kannst mich ja totschlagen, aber ich bin dir heute gefolgt den ganzen Nachmittag und wärst du nicht gekommen, ich wäre zur Mühle gelaufen ... und hätte an der Mühle gewartet ..."

„Anna, Anna! ..."

Mehr brachte er nicht heraus, stand da in der Nacht auf der einsamen Landstraße, unbeweglich, willenlos und hielt die Augen gesenkt.

Nach einer Weile fing die Anna wieder an: „Ich mußte dir einmal sagen, daß ich schlecht war, Gottfried."

Der Müller, durch und durch erschüttert, setzte sich, ohne zu antworten, wieder auf die andere Ecke der Steinbank.

„Ich habe jetzt niemand mehr," fuhr die Anna mit ihrer vollen gedämpften Stimme fort, „ich habe niemand mehr, sind alle tot, aber sag' mir doch etwas."

„Was soll ich dir sagen, Anna, es ist ja gut, es fragt ja keiner mehr danach, es ist ja alles still geworden."

„Bist denn du auch so, bist du auch ..."

„Ich habe dich verklagt, Anna, aber nicht wegen meiner, ich mußte doch, das ist alles ein Fluch gewesen."

„Bist du denn zufrieden, Gottfried?"

Da warf sich der Müller mit dem Gesicht auf die Steinbank und es tönte unter seinen Armen wie dumpfes Stöhnen, wie niedergekämpftes Weinen.

„Gottfried, sag' mir, daß ich dich anrühren darf, Gottfried, hörst du!"

Zuerst sagte sie es aufrecht, dann zu ihm gebeugt, und als er sich nicht rührte, bog sie sich ganz nieder, sagte ihm Worte ins Ohr, die er seit fünf Jahren nicht mehr gehört hatte und ließ nicht ab, seinen Hals zu küssen.

Er warf sich, wie in einem qualvollen Fieber, herum und preßte sie an sich und fühlte all die Wirbel seiner einsamen Träume lebendig werden.

Als sie dann nach einer Weile zwischen den Stämmen sich einen Weg den Abhang hinauf suchten, geschah es im Rausch, sie sanken in die Adlerfarnbündel und Anna ließ wieder durch die Waldstille ihr girrendes Kichern klingen, auf das sich Gottfried fünf Jahre lang vergebens besonnen hatte.

Auf einer kahlen Halde, von der aus man unten im Heistertal die Lichter der Mühle sehen konnte, machten sie Halt und ruhten im Moos.

„Bleib bei mir die Nacht," bat Anna.

Gottfried, dessen Lippen schon wund waren von den vielen Küssen der Frau, sagte mit halbgeschlossenen Augenlidern zu.

Die Lichter unten in der Mühle erinnerten ihn brennend an die Jahre zerquälter Sehnsucht; einmal, heute Nacht einmal glücklich zu sein, murrte es dumpf in ihm auf; er war wie gelähmt.

Die schwarze Anna küßte ihn und erzählte ihm, daß sie vorher aber schnell ins Dorf hinunter müsse, sie reise mit einer gewissen Frau Bach zusammen auf den Handel und müsse der sagen, daß sie tanzen gehe, sonst schlage die Lärm. In einer knappen halben Stunde sei sie wieder hier.

In weichem Halbschlummer schwimmend, sagte Gottfried: „Eil dich, Anna, findst du den Weg hierher?"

Die war schon einige Schritte abgestiegen, kam zurück und sagte: „Du, bleibst du auch hier, Gottfried?"

„Ja, Anna, ich warte hier!"

„Schwör's mir!"

„Ich schwör's, du dummes Ding!"

„Gib mir ein Zeichen, Gottfried, gib mir den Ring, den du trägst!"

Sie warf sich auf ihn und hielt ihn, daß ihm wieder die Sinne vergingen.

Da gab er ihr den Ehering und sie stieg hinab.

Sie verschwand wie ein Schatten. Er hörte noch Holz knistern, dürre Blätter rauschen, dann war es still. Sie mußte wohl leise gehen, denn von der Landstraße her, die doch so nahe unten vorbeiführte, vernahm man keinen Schritt.

Es war, als wenn ihn eben der Duft des jungen Weibes betäubt und eingeschläfert hätte; denn jetzt war er wach, herzklopfend wach setzte er sich aufrecht und stützte dann den Kopf auf die beiden Hände.

Er horchte; alles still, nein, ein regelmäßiges, plätscherndes, schiebendes Geräusch, das Rad seiner Mühle. Die Mühle, in der sein Kind schlief, seine tägliche Arbeit wartete, Regelmäßigkeit, schwer erkämpfte Genügsamkeit. Er rupfte an den zähen Ginsterbüschen, die um ihn her wuchsen, er starrte auf die paar Lichter unten, er starrte in den hohen Himmel hinein.

Er stand auf. Endlose Traurigkeit überflutete ihn, er hätte laut aufschreien mögen, in die Nacht hinein brüllen: „Der Steinbecker ist ein Lump, der sich selbst anspucken muß, ein elender Kerl, der sich am besten unter sein Mühlrad stürzte!"

Und plötzlich fuhr es ihm durch den Kopf: „Sie hat ja noch nicht einmal nach ihrem Kind gefragt, die Anna, kein Wort hat sie von dem Kind gesagt, und du selbst hast ja kein Wort von dem Heinrich gesagt, du Lump!"

Dann wieder überfiel ihn ein verwirrender Schrecken: Gleich würde sie ja wieder kommen, ihn wieder verrückt machen mit ihren Küssen und ihrem Getue.

Fliehen, sich in der Mühle verbergen, in der letzten Stube verstecken.

Aber der Ring, sie hatte ja den Ring mitgenommen als Pfand.

Unsicher, tappend sank er wieder auf den Boden, springende Erinnerungen kamen über ihn: wie er auf dem Schwarzknollen gesessen und nach Westen hin geträumt hatte; wie es ihm war, wenn der kleine Heinrich mit dem Kindermunde, der Annas Mund war, sein ewiges „Pappa, hör mal" sagte, wie das jetzt wieder weiter gehen werde jeden Tag, wie diese Aehnlichkeit mit Anna jetzt für ihn einen neuen, quälenden Sinn haben würde.

Da unterbrach ihn plötzlich etwas, er starrte mit zusammengekniffenen Augen, mit äußerster Anstrengung unten nach der Mühle.

Ja, was war das denn, war das nicht wie ein Wölkchen, ein feuergeröteter Dampf, das war ja eine Flamme, das war hinter der Scheune die Strohmiete, die letzte in der Reihe, das war Feuer!

Er kniff die Augen zu, er glaubte ein Trugbild zu sehen. Er blickte wieder hin, nein, das brannte ja wirklich, der Hund heulte, der Knecht schrie.

Er hörte es kaum mehr, er brach schon wie ein Eber durch das dichte Unterholz geradeswegs den Berg hinunter. Unten im Tal, als er wieder freie Wiese vor sich hatte, sprang er in weiten Sätzen weiter. Die Miete brannte mit ruhiger Flamme, geradeauf wie eine Kerze. Er wählte nicht lange, er stürzte sich in den Bach, der ihm bis an die Brust ging an der Stelle, er stieß, ans Ufer steigend, dicke Ballen verfilzten Rasen ins Wasser, er stapfte im Sumpf immer auf seine Mühle zu. Er kam am Hunde vorbei, der wie rasend an seiner Kette zerrte, und sah auf den ersten Blick, daß keine große Gefahr sei, die Miete würde abbrennen, die Scheunen und anderen Gebäude, wenn sich kein Wind auftat, nicht gefährdet sein.

Er rief seiner Frau und dem Knecht, die Eimer und Tröge am Brunnen voll Wasser laufen ließen und ihn mit heftigem Armschwenken zum Mithelfen herbeiwinkten, zu, sie sollten ablassen.

Dann fragte er Frau Gertrud, ob der Junge auch nicht aufgestanden sei.

Er wird schlafen, war die Antwort.

Gottfried fürchtete, Heinrich möchte sich in der Aufregung die Treppe herunter wagen und sich verirren. Er sprang mit einigen Sätzen die Treppe hinauf. Er tastete sich im Halbdunkel, seine Augen waren von der Flamme noch geblendet, zum Bettchen hin, es war noch warm, aber leer.

Er rief gellend die Frau nach Licht.

Frau Gertrud kam mit der blakenden Lampe. Alles leer, mitten auf dem Bettlaken aber der funkelnde Ring.

Gottfried, noch keuchend von der Jagd den Berg hinunter, wurde schwindelig und fiel auf das Bett seines Kindes, er ahnte etwas Entsetzliches.

Dann sprang er wie ein gehetztes Wild im Zimmer herum, im Hause hin und her und suchte; innerlich war er hoffnungslos. Frau Gertrud fand eine Leiter so dicht in den wilden Wein gelehnt, daß man sie kaum sehen konnte. Der Fensterriegel war eingedrückt.

Nun schien sie auch zu begreifen: „Der Jung' ist ja gestohlen worden, das ist ja ein Einbruch!"

Der Mann starrte die Frau lautlos an, er war zerbrochen. Da sah die Gertrud, daß Wasser an seinen Kleidern abtropfte. Gottfried stierte auf den Tümpel von Wasser, Schlamm und Teichlinsen, der sich am Boden bildete, dann erzählte er auf einmal seiner Frau den ganzen Hergang; „da liegt der Ring" waren seine letzten Worte.

Da wandte sich Frau Gertrud ab und ging hinaus.

Gottfried Steinbecker aber lief, während der Brand schon in sich zusammensank, ohne Hut zur Tür hinaus in die Nacht. Nach Luft schnappend, kam er im Dorfe an, schrie, man habe ihm die Strohmiete angezündet und während des Brandes sein Kind gestohlen und bat um Hilfe. Er glaube, daß die schwarze Anna unter den Verkäufern in den Buden gewesen sei, er meine, sie erkannt zu haben.

Zuerst hielt man den Müller für wahnsinnig, dann als er noch bestimmter bat, half man ihm. Mit Laternen und Lichtern suchte man, besonders, als einige mit einem Wagen nach der Mühle gefahren waren und sich bei der Müllerin, die mit dem Knechte den rauchenden Aschenhaufen mit Wasser begoß, nach dem Sachverhalt erkundigt hatten. Sie hatte die Tatsache bestätigt, vom wirklichen Hergang kam nichts über ihre Lippen.

Als Wochen vorübergegangen waren — am nächsten Tage hatten auch die Behörden teilgenommen — und sich nichts, gar kein sicherer Anhalt gefunden hatte, gab man die nutzlose Sucherei auf.

Einige Zigeuner, welche Affen und abgerichtete Tiere auf dem Jahrmarkt gezeigt hatten, waren allerdings in der fraglichen Nacht mit ihrem Anhange plötzlich verschwunden, ihre Spur verlor sich im Luxemburgischen.

Als der Müller aber von der schweifenden Unruhe des Umherreisens und Forschens wieder zu seinem Hausstande und der gewohnten Arbeit zurückfinden sollte, ging er in die Irre und verfiel auf den Schnaps. Er

trank nicht etwa im Wirtshaus, denn er floh jetzt die Menschen noch mehr als vorher, sondern zu Hause in einem Winkel der Stube. Bis er eines Abends, als er wieder schwer betrunken war, in einem plötzlichen, sinnlosen Wutanfalle auf seine Frau, die er schon täglich schlechter behandelt hatte, mit den Fäusten einschlug, sodaß Gertrud zu der alten Ameley ins Dorf fliehen mußte. Am andern Morgen kam sie zwar wieder, erklärte aber kurz und bündig, sie werde in ihre Heimat nach dem Westerwalde fahren.

Der Müller nickte mit dem Kopf, als sage sie etwas selbstverständliches, schleppte alle Ersparnisse, die er hatte, zusammen, bot sie der Widerstrebenden dringend an und ruhte nicht, bis sie sie angenommen, dann bat er sie mit leisen Worten um Verzeihung für alles, aber es sei wohl wirklich das beste, daß sie gehe. Er sei ein elender, unglücklicher Mensch und müsse ganz allein sein.

Als die Frau weg war, hat er nicht mehr getrunken. Hat seine Tage gelebt, ist fleißig gewesen wie kein zweiter und hat mit Niemandem gesprochen. Mit sich selbst dafür desto mehr. Er hat an seinen Heinrich gedacht jede Stunde, und jede Stunde hat die Wunde geblutet. Er hat auch an die schwarze Anna gedacht, aber anders als früher. Er hat sich die langen Jahre so im stillen hingequält neben dem alten Knecht und ist grau geworden. Und hat aber, wenn auch in Schmerzen, jeden Tag mit seinem verschwundenen Sohne gelebt, gesonnen, wie er sich jetzt befinde, sich vorgestellt, was er treibe, daran gedacht, wie er älter werde mit den Jahren.

Und als eines Tages, da Heinrich so etwa sechzehn alt sein mußte, ein Handwerksbursch bei dem Müller vorsprach mit zerrissenen Schuhen und blaß vor Hunger, da sah, von einer entfernten Aehnlichkeit des jungen Menschen überrascht, der unglückliche Gottfried Steinbecker plötzlich den Weg vor sich, da faßte er den Entschluß, ein Vater der wandernden Armen, der Fahrenden und der Elenden zu werden und durch die anderen gleichsam seinen Sohn zu beschenken. Das hat sich natürlich rasch bei dem Völkchen rund gesprochen, jetzt kommt alle Tage fast einer. Und der Gottfried Steinbecker ist es zufrieden und wird seiner Pflegekinder niemals müde.

Und so fand er sich schließlich doch noch zurecht, wenn auch nicht ganz über den Berg, so doch ein kleines wenig auf die Höhe zu."

Der Arzt schwieg.

Wir beide schauten stumm in die dunkle Landschaft. Der Nebel war wieder gefallen. Die Berge lagen scharf begrenzt vor dem harten, klaren Himmel, breit, sicher und wurzelfest. Ueber dem Schwarzknollen hing eine kleine Wolke, die leuchtete, bescheiden und karg, aber es war doch wenigstens ein Lichtfleck in der düsteren Tiefe der Nacht.

Der Platz auf der Steinbank an der Tür war nun leer, hinter den niedrigen, qualmbeschlagenen Fenstern der Küche sah man den Schatten des Müllers hin- und hergehen.

Jetzt hatte er Zeit gefunden, an uns zu denken.

Die Madonna im ewigen Schnee.

Von Georg Hirschfeld in Dachau.

4.

Am nächsten Morgen fuhr der Pfarrer zu einem Sterbenden über Land. Er saß mit Corbinian, dem Meßjungen, der das Versehglöcklein trug, auf einem Getreidewagen und nickte Cilli, die den Pferden Brot gab, ernsthaft zu. Bald zog er von dannen, in ein Seitental, um einem einsamen Waldbauern die letzte Oelung zu bringen. Cilli sah ihm so lange nach, wie der Wagen sichtbar blieb, dann begab sie sich nachdenklich an ihren gewohnten Platz unter den Apfelbäumen. Sie nahm ihre Arbeit vor — ein fein gesticktes Hauskäppchen für den Onkel. Doch immer wieder zögerte ihre schlanke Hand, die Nadel zu führen. Wie gedankenlos sie war. Oder gedankenvoll? — Wann hörte er auf, dieser wunderliche Traum — dies Ahnen — Sehnen — auf nichts gegründet? —

Sie hörte plötzlich einen raschen, knirschenden Schritt auf dem Kiesweg. In der Meinung, daß es Josef wäre, blickte sie nicht auf, sondern suchte sich gewaltsam ihrer Arbeit hinzugeben. Doch der Herankommende trat vor sie hin und grüßte und war ihr Bruder nicht. Frank Siebenlist stand vor ihr.

„Verzeihung, gnädiges Fräulein — ich fand die Gartentür angelehnt — ich suche Ihren Herrn Bruder."

„Josef ist oben, Herr Siebenlist — — er arbeitet — ich werd' es ihm gleich sagen —"

„Nein, keinesfalls! Ich will ihn nicht stören! Was der zu stande bringt, ist immer wichtiger als alles, was ich ihm sagen könnte. Ist der Herr Pfarrer zu Hause?"

„Onkel ist zu einem Sterbenden über Land gefahren."

„So, so. Wer stirbt denn wieder? Die Bauern hier leisten es sich fortwährend, zu sterben."

„Der arme Voglhub im Marienta1. Sein Sohn war heute morgen bei uns — da mußte Onkel gleich mit."

„Hm ... Sind gnädiges Fräulein sehr beschäftigt?"

„O, durchaus nicht ... Das heißt ... Wenn Sie ein wenig Platz nehmen wollen ... vielleicht kommt Josef ohnehin herunter ..."

Sie wollte den Zweck seines Besuches ganz bei ihrem Bruder lassen — selbst aus dem Spiel bleiben — das mußte sie. Auch hoffte sie insgeheim, daß er das Unschickliche der Situation empfinden und sich rasch empfehlen würde. War es vielleicht nicht unschicklich? Unter den obwalten-

den, ernsten Umständen als junges Mädchen mit einem Mann allein sein? Mit diesem Mann? — Ihr bittender Blick suchte ihn zu belehren, was schicklich wäre. Er aber zeigte sich sehr ungelehrig — heiter, ohne jegliches Bedenken dankte er ihrer Aufforderung, nahm Platz und saß ihr nun mit nackten Knien lächelnd gegenüber.

„Was wird das?" fragte er, auf ihre Arbeit deutend.

„Ein Käppchen für Onkel."

„Der Glückliche! Mir wollen sie die Rettungsmedaille geben. Weil ich Herrn Roser aus der Versenkung geholt habe."

Sie sah ihn überrascht und mit finsterem Vorwurf an, so daß er ein wenig erschrak.

„Das sollte ich wohl nicht sagen?" fragte er unsicher.

„Nein! ... Wie können Sie nur! ... Ihre Tat verdient wahrhaftig etwas Besseres."

„Verzeihen Sie mir — ich hätte Ihre Ohren, Ihre aristokratische Seele schonen müssen ... Sie sind ja wie das Mädchen aus der Fremde in diesem Tal bei armen Hirten ... Aber was die Hirten betrifft — da kann ich unmöglich gefühlvoll werden. Was hätte ich denn Anderes tun sollen, als Roser nachspringen und ihn heraufholen? Er hatte meine Photographien bei sich ... Nein! ... Sie stehen auf? ... Ach bitte! ... Das hätte ich wieder nicht sagen sollen? Hm ... Verzeihen Sie. Ich mache mich manchmal schlechter, als ich bin. Aber was Roser anbetrifft — er geht mich nichts an — ich freue mich, daß er mit einer krummen Haxe davonkommt, aber ich will mich nicht weiter mit ihm beschäftigen. Aufs Halsbrechen muß man vorbereitet sein bei solchen Unternehmungen. Wenn ich mir mal den Hals breche, verlange ich auch keine Teilnahme. Von den Leuten hier gewiß nicht. Die kenn ich. Die hab ich durch und durch — erkannt."

Cilli ließ ihre Arbeit langsam in den Schoß sinken und sah ihn gedankenvoll an. „Was haben Ihnen denn die Leute hier getan?"

„Nichts! Dazu ließ ich sie gar nicht erst kommen, Fräulein! Aber sie haben mir, so lange ich ihnen nicht schaden konnte, Fußtritt auf Fußtritt versetzt, moralische natürlich, sie haben mich vor allem bei denen, an deren Meinung mir wirklich lag, aufs Infamste verleumdet!"

„Bei wem?"

„Bei Ihnen zum Beispiel!"

„Kein Mensch hat Sie bei mir verleumdet ..."

„O, Fräulein Cilli! Lügen Sie nicht mir zu Gefallen das erstemal in Ihrem Leben! Das kann ich nicht verantworten! Sie werden ja ganz rot!"

„Ich richte mich jedenfalls nach dem — was ich jetzt von Ihnen weiß. Daß Sie ein tapferer, guter, unerschrockener Mensch sind."

„Danke. Danach sollen Sie sich aber nicht richten. Eine Bergtour ist nicht das Entscheidende. Was ich jetzt bin, war ich immer. Das ist es. Mein Erfolg nur hat mich von dem Bann erlöst. Mein Erfolg gibt dem Gesindel plötzlich andere Augen. Fräulein Cilli — wenn ich Ihnen sagen könnte, was für eine groteske Skala aller menschlichen Eindrücke ich in diesen wenigen Tagen erlebt habe! Seitdem ich den Monte Bianco von

hier aus bestiegen habe! Man denke! Vom Statthalter bis zum Armenhäusler — alle sind sie mit mir befreundet! Sind? Waren! Waren es immer! Werden es ewig sein! Pfui Teixel! Nein, das Käppchen, das Käppchen — der Duft dieser Arbeitsstunde ist mehr als sämtliche Medaillen!"

„Ich kann sie Ihnen aber nicht geben," sagte Cilli mit leisem Lachen.

„O — ich habe sie nicht einmal erträumt! Nein, nein! Es ist ein Philisterschmuck, nicht wahr — paßt nicht zu mir — und doch! Heil allem Philiströsen, wenn es von solcher Hand geweiht ist. Dann hält es den Vergleich mit jeder Krone aus."

„Sie schwärmen . . . Was bin ich denn? Was kann ich ‚weihen'? Gar nichts. Ich bin ein einfaches Mädchen. Sie wollen aus mir machen, was Ihnen gefällt. Aber ich werde das nie sein, Herr Siebenlist . . . Nie — nie . . . Und nun erlauben Sie wohl, daß ich meinen Bruder rufe?"

Cilli wollte aufstehen, doch er hielt sie zurück. „Nein — das erlaube ich nicht! Warum fragen Sie mich auch um Erlaubnis? Wann kommt die Stunde wieder, wo ich mich rechtfertigen kann vor der höchsten Instanz? Das sind Sie."

„Ich dachte, das ist Ihr Vater."

„Keine Rede — mein Vater ist Hotelier."

„Niemand meint es so gut mit Ihnen. Das weiß ich von meinem Onkel. Der alte Mann sehnt nur herbei, daß Sie endlich einen festen Beruf finden —"

„Mein Beruf ist eben kein fester Beruf."

„Warum haben Sie dann schon alles versucht? Was sind Sie nicht schon alles gewesen?"

„Sagen Sie's mir! Ich möchte gern hören, was Sie von mir wissen!"

„Sie waren in der Schweiz — Patentingenieur."

„Stimmt!"

„Sie waren Schauspieler —"

„In Holland!"

„Und wie sonderbar — Sie hatten ein Mädchenpensionat — in England?"

„Nun lachen Sie wieder! Was ist denn lächerlich dabei? Ich werde Ihnen erzählen, was das für ein Pensionat war! Vor allen Dingen ein hochanständiges!"

„Wenn ich es nicht dafür hielte, würde ich nicht davon reden."

„Ich wollte die jungen Mädchen zur menschlichen Elite erziehen! Ich sah da eine Synthese von Körper und Geist — Flügel wuchsen der Frau, die sie durch mich erlebte!"

„Und jetzt sind Sie Chemiker — —"

„Auch das! Von meinem Mädchenpensionat erzähl ich Ihnen übrigens noch später! Sie haben den richtigen Blick dafür!"

„Warum gründen Sie nicht zum Beispiel eine chemische Fabrik?"

„Ein Vorschlag, den mein Vater machen könnte."

„Verzeihen Sie — ich verstehe ja freilich nichts davon. Ich wünschte nur, daß Sie eine Existenz fänden, die —"

„Die ihren Mann ernährt! Fräulein Cilli — Sie müssen mir etwas

Besseres wünschen. Ich suche was Besseres. Wer durch soviel Stürme gelaufen ist wie ich ... Ich weiß Bescheid, wie Wenige Bescheid wissen. Und doch — ich bilde mir nichts drauf ein. Bei Gott nicht. Denn es war nirgends, nirgends ein Glück dabei. Soviel ich auch anpackte, genoß — ich weiß, was genießen heißt — es blieb nur Reue zurück, nur Unrast — weiter, weiter — gehetzt, getrieben von etwas Unnennbarem — zu etwas Unnennbarem. Ich glaube oft, daß gar kein Glück existiert für mich — daß alles nur Wahn ist, Wahn, bis zur letzten Erkenntnis, die der Tod bringt. Also betrogen werden — das fürcht ich. Und doch — jeder Tag, den der Herrgott gibt, lehrt mich was anderes! Die Luft auf der Höhe — junge Kraft und junge Liebe ist kein Betrug! Was soll man glauben? Woran soll man sich halten? Wenn der Vater ein Hotelier ist und die Mutter stirbt, nachdem sie einen geboren hat? Menschen seh ich nicht, die mir helfen könnten! Menschen verurteilen mich nur! Es müßte sich schon ein Gott bemühen! Oder eine Göttin! Aber wo ist sie? Und wenn sie da ist — wie komm ich an sie heran?“

Er saß weit vorgeneigt, den Kopf in die braune, stark geäderte Hand gestützt, und starrte sie an, so daß sie seinen Blick nicht ertrug. Sie sah zur Seite. Aber sie entfernte sich nicht — etwas seltsam Hohes, Siegreiches und Reines kam in ihr auf, das ihm stand hielt, das wirklich nach einem Ausweg für ihn suchte. Sie zeigte dabei eine so holde Ueberlegenheit, solch tiefes Nachdenken, daß es ihn hinriß. Er rückte ihr näher und näher — fast griff er schon nach ihrer Hand, um den ersten glühenden Kuß darauf zu drücken. Im letzten Augenblick aber mußte er sich zurückhalten ... Josef kam aus dem Hause und schritt mit freudiger Gebärde, als er Siebenlist bei seiner Schwester erblickte, auf ihn zu.

„Sie hier!“ rief er. „Warum hast du mir das nicht sagen lassen, Cilli?“

„Weil Sie in Ihren unsterblichen Werken nicht gestört werden sollen, Meister,“ sagte Frank, der sich erhoben hatte, gefaßt und mit gutmütigem Spott.

Josef ging darauf ein. „Die Unsterblichkeit dauert ja so lange, daß man dafür mal getrost beim Arbeiten gestört werden kann. Cilli, ich habe heute einen großen Tag!“

Die Schwester griff freudig nach dem willkommenen Themawechsel. „Wirklich? Das ist schön! Hast du die Knabenbüste —“

„Nein! Sei nicht enttäuscht, mein Kind. Die Büste bleibt liegen — alles bleibt liegen —“

„Alles — —?!“

„Weil es zurückstehen muß vor einer größeren Sache. Was sag ich größer. Die Distanz zwischen meinen früheren Sachen und der neuen ist ungefähr so, wie von unserem Garten bis zum Monte Bianco. Das ist fast wörtlich zu nehmen,“ fügte Josef mit geheimnisvollem Lächeln hinzu und starrte zu seinem Lieblingsberge hinüber, dessen Schneegipfel in einer Baumlücke sichtbar wurde.

„Erzählen Sie doch,“ bat Frank, der aufmerksam geworden war.

„Ich kann mir gar nicht denken, was er meint,“ flüsterte Cilli, während der Bruder mit großen Schritten auf und ab ging.

Josef blieb stehen. „Erlaßt es mir ... Ich mag noch nicht davon

erzählen ... Später, Cilli ... Du weißt, ich sage dir alles ... Später ... Jetzt habe ich eben den ersten Entwurf gemacht — er liegt da oben — ein nasser Tonklumpen für alle Anderen — eine Erlösung für mich — — wenn ich es nachprüfe und daran festhalte, zeig ich es dir und erklär es dir."

„Gewiß. Wie du willst," sagte Cilli sanft, aber eine leise, schmerzliche Enttäuschung kam auf ihre Züge.

„Ich habe einen anderen Wunsch," fuhr Josef fort — „an Sie, lieber Frank! Wollen Sie mir den erfüllen?"

„Was in meinen Kräften liegt —"

„Machen Sie gleich mit mir einen Spaziergang zur Monte Bianco-Klamm hinüber!"

„Was er für unverschämte Wünsche hat!" rief Frank und lachte Cilli an. „Ich bin nämlich hergekommen, um Sie darum zu bitten!"

„Umso besser! Auf Wiedersehen, Cilli! Mittags bin ich wieder da."

Als die Beiden untergefaßt den Garten verlassen hatten, sah Cilli mit feuchten Augen zu dem kleinen Fenster hinauf, das dem Arbeitszimmer des Bruders gehörte. Es war ihr, als wäre etwas Geheimnisvolles dahinter zum Leben gekommen, das sie bedrohte, woran sie zum erstenmal keinen Anteil hatte. — — —

Rüstig durchschritten Frank und Josef inzwischen, um den Weg zum Wald zu kürzen, eine saftige Wiese, obwohl der Uebergang vom Besitzer verboten war. Kein Bauer wagte es aber mehr, dem populären Sohn vom ‚grauen Bären' Vorschriften zu machen. Der vor kurzem noch Gemiedene konnte sich jetzt herausnehmen, was er wollte.

Josef schwieg, bis sie den Wald erreicht hatten. Als kühlere Schatten sie umgaben, begann er mit einiger Verlegenheit: „Die Sache verhält sich noch etwas anders, als ich meiner Schwester vorhin gesagt habe. Meine neue Arbeit mein ich. Sie haben das vielleicht gemerkt, lieber Siebenlist —"

„Ich? Keine Spur!"

„Ich sage ihr sonst alles. Es gibt keine Idee, die ich ihr verheimlicht hätte. Aber diesmal — — es liegt eben außerhalb ihres Empfindungskreises. So sehr sie mich sonst versteht — so große Verdienste sie um meine ganze Entwicklung hat ... Es kränkt sie, wenn ich sie nicht teilnehmen lasse — aber was soll ich tun — — ich brauche sie jetzt nicht mehr."

„Das genügt doch vollständig. Ich darf es wohl meinem Einfluß zuschreiben, daß Sie sich endlich nur noch mit dem befassen, was Sie brauchen. Für einen Mann der einzig mögliche Standpunkt."

„Ja, Siebenlist. Das danke ich Ihnen wirklich. Ich bin ein Mann durch Sie geworden. Lachen Sie nicht — es ist so. Und nun hören Sie meine eigentliche Bitte: ich möchte Ihnen sagen, was ich vorhabe — mein entscheidendes Werk — jetzt hab ich erst Augen dafür — jetzt bin ich dort, wohin Sie mich bringen wollten."

„Ich? Ich bin kein Kunstverständiger —"

„Mehr als alle ‚Kunstverständigen' der Welt! Weichen Sie mir nicht aus! Hören Sie!"

„Ich höre ..."

„Ich hatte gestern Abend mit meinem Onkel einen Disput, der uns beinahe getrennt hat... Innerlich mein ich.“

„Ach so.“

„Wir gingen von Ammerbergers Passion in der hiesigen Kirche aus. Kennen Sie die?“

„Ja freilich. Schöne Dinger.“

„Das geb ich zu... Obwohl ich mich wundere, daß Sie...! Nun jedenfalls, Sie wissen, daß ich in künstlerischer und religiöser Beziehung — für unsereinen dasselbe — auf einem völlig anderen Standpunkt stehe. Wir haben ja oft davon gesprochen. Für uns existiert kein ‚Gotteshaus‘ mehr — wir haben den großen Sprung in die Freiheit hinausgetan — wir sehen Gott in der Natur und sein Antlitz in der Sonne!“

„Wenn man den Kindheitsbegriff eines Gottes überhaupt braucht — gewiß.“

„Wir kommen ja nicht los davon. Und weniger noch von dem, der für ihn zeugt, der das Göttliche im Menschen ein- für allemal darstellt. Darüber seien wir uns klar, Frank — es hat keine höhere Erscheinung als ihn gegeben. Soviel Neuland wir auch finden mögen — immer wieder begegnet Er uns als der höchste Begriff des menschlichen Strebens. Er und seine Mutter. Die ihn für Sieg und Untergang geboren hat. Wir kommen nicht davon los.“

Frank war damit beschäftigt, einen weißen Blütenbüschel, den er von einem Baum gerissen, an seinem Hut zu befestigen. Ohne aufzublicken, sagte er im Weitergehen: „Das ist ein Gebiet, auf das ich mich nur ungern begebe, lieber Josef. Sie brauchen mich deshalb noch nicht für einen Atheisten zu halten.“

„Gewiß nicht. Sie haben Ihren Glauben *erlebt*, nicht wahr — Sie finden keine Worte dafür.“

„Mit Ihrem Onkel müssen Sie doch aber in diesen Dingen vollkommen einverstanden sein?“

„In diesen schon — im Kernpunkt. Aber nicht in der Form!“

„Was ist denn die Form...“

„Für einen Künstler Alles. Mein Glaube baut keine Kirchen mehr — Glaube in künstlerisches Wollen umgesetzt, Sie verstehen — mein Glaube sieht Gottesbilder in der freien Natur, nichts Kleinliches, Verstaubtes, ‚Naives‘ mehr! Das zwanzigste Jahrhundert muß auch darin die Erfüllung bringen! Woran liegt es, daß jetzt keine Kirche mehr gelingt? Daß kein einziges Gottesbild mehr entsteht, das die Anbetung der alten erweckt? Weil nichts davon mit unserem Leben zusammenhängt! Das habe ich gestern erkannt! Nicht das Christentum — unsere Seele ist anders geworden! Und ein Künstler muß erstehen, der den Beweis bringt!“

Sie blieben stehen. Aus dem Walde herausgetreten, waren sie nach langsamem Aufstieg auf eine Felsenplatte gelangt, die ihnen das ganze Tal öffnete, hoch über ihnen aber auch den Riesengipfel des Monte Bianco sichtbar werden ließ. Es war ein grau bedeckter Tag. Die Wolken zogen noch hoch, über die Berge fort — leichter Regen fiel nieder, und ein frischer Ostwind umstrich das erhitzte Haupt.

Frank lächelte seinen Freund an. „Wenn ich Sie so betrachte," sagte er langsam, indem er sich auf ein Felsstück setzte, „dann kommt es mir fast so vor, als ob Sie dieser Künstler sein könnten."

„Ich strebe danach," erwiderte Josef feierlich. Er stand mit entblößtem Haupt, und der Wind spielte mit seinen schwarzen Locken. „Seit gestern Abend streb ich danach. Das sage ich Ihnen. Nur Ihnen. Denn Sie sind für mich der Christ der Zukunft – einer von denen, die in die Freiheit aufsteigen aus der Enge des Mittelalters heraus und zuguterletzt ganz oben doch ein Bild ihrer Gottheit brauchen."

„Auf dem Monte Bianco zum Beispiel," sagte Frank Siebenlist und drehte sich plötzlich um, indem er zu dem blendenden Gipfel hinaufblickte.

„Das mein ich," erwiderte der Bildhauer fest.

„Wenn ich aber nachprüfe — was ich neulich empfunden habe — als ich oben war — endlich oben — dann muß ich freilich eingestehen — ein ‚Gottesbild' hab ich da nicht gebraucht. Ich lebte so ganz im Augenblick — in der Freude, meine Sache durchgesetzt zu haben . . . Gejauchzt haben wir, aber nicht gebetet . . . Freilich — großartig muß es schon sein, wenn andere Leute da, während sie aufsteigen, das Muttergottesbild über sich sehen, eine Madonna, die aus dem Felsen gleichsam herauswächst, immer größer wird, je näher sie kommen — in der Abendsonne, nicht wahr — ich kann mich hineindenken."

„Ich auch . . ."

„Aber das sind Seifenblasen, mein Lieber. Nicht durchzuführen. Wissen Sie was? Ich werde Sie lieber mal mitnehmen, wenn ich das nächste Mal hinaufgehe."

„Das kann ich leider nicht . . . Mein Herz ist zu schwach. Aber die Madonna hinaufstellen — dort auf den Gipfel — das muß ich können."

„Sie träumen, junger Freund."

„Wenn ich die nötigen Hilfskräfte habe, für das Technische mein ich — dann ist es kein Traum. Und das Kunstwerk selbst — nun, das existiert schon — da hab ich eben heute den ersten Entwurf gemacht!"

„In allem Ernst —?!"

„So ernst, daß ich einfach Schluß mache, wenn mir das nicht gelingt."

„Sie wollen — —"

„Ich will!" — — —

Der schmächtige, knabenhafte Mensch stand vor ihm, von einer fanatischen Energie erfüllt, die den Abenteurer verblüffte. Er fand nichts Lächerliches an ihm, er hatte schon in seltsamen Stunden erfahren, daß Unschuld und Schwäche Berge versetzen können, wie der Glaube nach dem Bibelwort. Hier galt es ja nur, ein Bildwerk auf einen Berg hinaufzuschaffen. War das wirklich so unmöglich? Wie konnte es ihm unmöglich scheinen, der am Wunderbau des Simplontunnels mitgeschaffen hatte? Träume in erstaunliche Wirklichkeit umzusetzen, das war ja die Aufgabe des neuen Jahrhunderts, dazu hatte ein Frank Siebenlist sich immer aufgelegt gefühlt.

„Sie überlegen gewiß den Widerstand der dummen Bauern," sagte Josef, während er erwartungsvoll den offenbar Verwirrten anblickte. „Ich

bin auf Alles gefaßt. Was Sie mit ihnen erlebt haben, ist mein Vorsprung — das gibt mir den Maßstab für alle Gegner. Ich weiß, sie werden sich gegen meine Madonna wehren — ihr Pfaffentum wird instinktiv einen Protest gegen die alte Kirchenherrlichkeit herausfühlen — und ich bin nicht sicher, ob nicht auch mein Onkel gegen mich eifern wird. Aber selbst das kann mich nicht zurückschrecken. Wir Neuerer von heute werden ja nicht mehr verbrannt! Was haben wir denn Großes zu leiden? Nadelstiche! Nein, lieber Frank — Sie sehen, ich bin vorbereitet. Vor den Menschen fürchte ich mich nicht."

„Das brauchen Sie auch nicht. Sie mißverstehen meine Bedenklichkeit. Viel wichtiger als alle Menschen erscheint mir der Berg da droben. Was der dazu sagen wird. Ob der nicht das großartige Kunstwerk von einem kräftigen Windstoß wegfegen lassen wird, wie alten Schnee, der ihn nicht mehr kleidet. Sind Sie sich nur einigermaßen über die technischen Fragen klar?"

„Das möchte ich gern werden. Darum habe ich mich Ihnen anvertraut. Sie sind der einzige Mensch, das technische Problem zu lösen. Ich habe blindes Vertrauen zu Ihnen. Vertrauen Sie mir, daß meine Madonna ein würdiges Kunstwerk wird — dann muß es gelingen."

„Haben Sie über die Größenverhältnisse nachgedacht?"

„Noch nicht ... Aber es muß gewiß sehr groß werden ..."

„Größer! — Machen Sie sich keine Kopfschmerzen darum — das rechne ich aus. Sie dürfen nur nicht zusammenknicken, wenn ich Ihnen das Resultat nenne."

„Ich bin auf Alles gefaßt. Ich kann mein kleines Tonmodell so oder so sehen — das bleibt sich gleich."

„Ihr macht es euch bequem! ... Und das Material? Wissen Sie schon eins? Aus dem Felsen heraus werden Sie die Sache unmöglich schlagen können — es wird Ihnen da auch zu dünne Luft sein — 3700 Meter — da Sie ein so schwaches Herz haben ... Na na, was ist denn? Habe ich Sie gekränkt? Aber Josef — Tränen!?"

„Wenn Sie spotten — über meine Körperlichkeit! ... Schaffen Sie Rat!! Holen Sie Riesen herbei, die ausführen, was ich ihnen befehle! Wir leben hier noch in einem Märchenland! Ich seh es vollendet — darum muß es sich vollenden lassen!"

„Hm!" ...

„Wenn Sie versagen — bei der ersten Besprechung schon — gut! Es ist schrecklich für mich — aber ich werde einen anderen Ingenieur finden."

„Halt, mein Lieber!" Frank Siebenlist war aufgesprungen. Sein schlanker, sehniger Körper bebte — aus seinen harten, graublauen Augen brach ein dämonisches Feuer, etwas überirdisch Machtvolles bekam der ganze Mensch, so daß Josef unwillkürlich zurückwich. „Wer mich auf die Probe stellt ...!" flüsterte er und drückte krampfhaft sein Gamsbarthütchen in der rechten Hand. „Es reizt mich vieles an Ihrem Plan — sehr vieles! Erstens — um dem Künstlerhochmut, dem der Mond gehört und auf Erden kein Sechserl, zu beweisen, wo er seinen Meister findet! Zweitens — um der Bande da im Tal eine Leuchte aufzustecken, auf die sie immer wieder hin-

schauen muß, ob sie will oder nicht. Von mir, von der Gottlosigkeit in persona, vom Geächteten und Verworfenen, muß es ausgehen, was ihre Phantasie in Brand setzt, was ihnen als höchster Ausdruck ihres Kleinkindergottes erscheint! Von ihren goldenen Bildchen reiß ich die blöden Augen weg zur Madonna im ewigen Schnee! Wie hat er sie dorthingezaubert, werden sie fragen, werden sich die Augen reiben, wenn sie des Morgens aus ihren Betten kriechen, und die Sonne den Gipfel bescheint! Der Siebenlist, wird's heißen — der hat's hinaufgeschafft — und heimlich munkelt man: der Gottseibeiuns! Aber sie wagen es nicht mehr, mir öffentlich diesen Ehrentitel zu geben — wenn sie mir die Madonna dort oben verdanken, schon gar nicht mehr! Das ist ein Hauptspaß! Ha!! So haben Sie sich's gedacht, nicht wahr, mein guter Josef?!"

Gellend scholl sein Lachen, mit dreifachem Echo über das stille Tal hin. Dem Bildhauer graute. Aber er blieb standhaft, er sah nur seinen Zweck.

„Beurteilen Sie's, wie Sie wollen," flüsterte er — „nur helfen Sie mir! Ich sehe mein Werk — sonst nichts! Verschaffen Sie ihm seinen Platz, wenn Sie können!"

„Ich kann!"

„Ach Frank! Ich muß Sie küssen!"

Er wollte ihn umhalsen, aber Siebenlist wehrte ihn finster ab. „Später, die Gefühle später — jetzt die erste Energie nicht locker lassen," stammelte er mit heißem Atem. „Hören Sie zu! Sie Schaf! — Wir brauchen eine Million!!"

„Das Geld! — Mein Gott! — Daran hab ich noch gar nicht gedacht..."

„Was nützt es auch, wenn Sie dran denken? Ich verschaff es Ihnen!"

„Wirklich?!"

„Aber stoßen Sie sich nicht an Nebensachen!"

„Was — heißt das?"

„Unsere Madonna muß, den religiösen Zweck in allen Ehren, auch eine Berühmtheit der Gegend werden! Eine Fremdenattraktion! Worüber in den Zeitungen geschrieben wird! Nur so können wir einen Kapitalisten dafür interessieren!"

„Das versteh' ich nicht — —"

„Ist auch nicht nötig! Sie sollen Ihre Arbeit machen! Ich mache die meine! Ich fahre nach Wien — da lebt ein Mann, der immer Millionen für außergewöhnliche Unternehmungen hat — er hat schon viele Orte in den Alpen hochgebracht — mit großen Hotels und — lassen Sie nur — das ist nicht Ihr Gebiet — ich verschaff' uns das Geld! Sie brauchen kein indigniertes Gesicht zu machen — das Geld ist die erste Voraussetzung. Wenn Sie das nicht einsehen, lassen Sie's besser bei dem Tonklumpen in Ihrem Atelier bewenden!"

„Ich will mich nicht drum kümmern... Für diese Dinge mach ich beide Augen zu — um sie für andere desto offener zu haben."

„Gut! Das mein ich!"

„Aber das Material — es müßte doch ein Metallguß werden —"

„Richtig!"

„Aus vielen einzelnen Teilen — die allmählich hinaufgeschafft und oben zusammengesetzt werden —"

„Bravo, Josef! Wird schon werden! Und soll ich Ihnen sagen, was für ein Metall?“

„Sagen Sie!?“

„Aluminium, Josef! Das leichteste! Das wetterfesteste! Spezifisches Gewicht 2,67! Wundervolle, silbergraue Farbe! Die einzige Möglichkeit!“

„Sie sind ein Genie!“

„In acht Tagen sind wir im Reinen. Alles ist dann festgestellt — auf dem Papier natürlich — aber die Tatsachen werden nachfolgen. Zunächst geh' ich mit Grimaldi noch einmal hinauf und sondiere das Terrain. Ich werde die genauesten Messungen vornehmen, nicht nur was die Größenverhältnisse des Werkes anbetrifft, sondern auch die Befestigungsmöglichkeiten auf dem Felsen. Es wird schon stehen können! Es muß stehen! — Ich lasse nicht mehr locker!“

„Aber nicht wahr —“ Josef suchte noch einmal in den mitreißenden Strom seiner Beredsamkeit einzugreifen — „Sie behandeln die Sache noch ganz diskret! Wenn ein Marktgeschrei daraus würde, dann verlöre ich sicher die Stimmung für ein so stilles, religiöses — —“

„Selbstverständlich! Solange es uns was schaden kann, erfährt kein Mensch davon! Wenn's erst Zeit ist, platzt die Bombe! Ich schreibe den Artikel für die Neue Freie Presse!“ — —

Frank stieg mit so unheimlicher Schnelligkeit zu Tal, daß Josef keuchend hinterherlief und ihn nicht mehr einholte. „Eins noch!“ rief er. „Eins noch! Liebster Frank! Kommen Sie doch zu mir hinauf und sehen Sie sich erst den Entwurf an! Ich bin nicht sicher, ob es das Richtige ist —!“

„Das wird's schon sein! Ich hab jetzt keine Zeit! Wir müssen aufs Praktische los, mein Lieber!“

Josef sah ihn noch den Hut schwenken und dann bei seinem Vater, ins Hotel zum ‚grauen Bären‘, eintreten. Er blieb wie betäubt zurück.

5.

Als so plötzlich die Möglichkeit der Verwirklichung an ihn herantrat, sah Josef erst die Tragweite seines Vorhabens. Dies Erwachen war einem Träumer seiner leicht bewegten Art keine Notwendigkeit, die ihn stählte und für seine Schöpfung eintreten ließ — er fühlte nur Verwirrung und Angst zunächst, das Gefühl eines Phaeton, der auf zügellosem Sonnenwagen dahinjagt. Zerschellen oder ans Ziel gelangen? Wenn er einen Menschen hätte, der ihm das sagen könnte! — Frank war fort — der flinke Teufel hatte seinen Schein in der Tasche, mit dem Herzblut des Künstlers unterschrieben, er kümmerte sich nicht mehr um die erkaufte Seele, die nun mit ihrem Werke rang. Unrein war es jetzt schon, was aus reiner Inbrunst noch am Morgen hervorgequollen war. Josef mußte plötzlich an die mahnenden Worte des Onkels denken: „Unkenntlich wird unser edelstes Streben, wenn es durch die schmutzigen Finger des Alltags gegangen ist.“ Und dies — das reine Schaffen am Werk — das völlige Versenktsein ohne jeden Blick auf Außenwelt und Wirkung — war es nicht die erste, unumstößliche Bedingung für ein Gelingen? Mußte er nicht allein stehen, ganz

allein, und sein Glaubensbekenntnis ablegen, ohne daß er ‚gesehen wurde von den Leuten‘? Keinen Menschen mußte er jetzt so meiden wie Franz Siebenlist, der seinem Werke zum Leben verhelfen sollte. Nur ihn nicht mehr sehen, nur ihn vergessen, der in die Welt hinausfuhr, um ‚das Unternehmen zu fördern‘! Verhängnis — er wurde die Worte des Versuchers nicht los — immer wieder tönten sie ihm scharf und cynisch in den Ohren ... Ob er noch rückgängig machen sollte, was sie verabredet? Noch war es Zeit. Er konnte sich immer noch mit seiner Idee, mit seinem kleinen Tonmodell daheim begnügen. Aber was war das gegen die herrliche Verwirklichung auf der Höhe, im ewigen Schnee! Ein Werk, das Jahrhunderte dauern und im ersten Jahrzehnt schon die Schlacke seiner praktischen Ermöglichung von sich abstreifen würde! Nein! Die Lächerlichkeit einer unausgeführten ‚Idee‘ hatte Frank Siebenlist ganz richtig gegeißelt! Kam er durch die erste, materielle Not nicht durch, dann war es wirklich besser, es bei dem Tonklumpen in seinem Atelier bewenden zu lassen! Oder — vernichten, jetzt schon, das Modell unkenntlich machen, wie eine Wanderstabzeichnung im feuchten Sand, wie den ersten Entwurf des Kölner Doms, den in Urzeiten der Teufel einem Baumeister hingezaubert und mit dem Fuße verlöscht haben soll. Dann war's ein Traum, sein tiefgeheimes Eigentum, das ihn emporhob vor sich selbst, das mit ihm starb .... Ehrgeiz? .... Der trieb ihn nicht .... Aber etwas anderes! Größeres! Recht behalten! Ja — die Tat! Der jungen, nach Befreiung lechzenden Generation ein Wahrzeichen aufpflanzen, das ihr das erste Fanal der ersehnten Zukunft gab. Verlassene Kirchen-Andacht auf Bergeshöhen! — Recht behalten! — — Das war's. Er durfte sich nicht einschüchtern lassen.

Frank Siebenlist mochte tun, was er wollte. Ihn kümmerte es nicht mehr. Die Meister der Renaissance konnten auch nicht mit jedem Maurer oder Geldverleiher rechten. Die standen im Solde des Papstes — die heiligten alle Mittel durch ihre Werke. Josef hatte keinen Auftraggeber als sich selbst. Umso besser. O — er wollte jetzt ganz aus seinen dunklen, dämonischen Zweifeln in die Tageshelle des ersten Entwurfs zurück! Aber eine Seele mußte er finden, der er beichten, die er befragen konnte, ob er gut tat. Eine brauchte er. Er hatte noch nicht geliebt. Er war zu sehr noch Geschöpf seiner Schöpfungen. Aber seine Schwester fiel ihm jetzt wieder ein, und er fühlte mit brennender Scham, welches Unrecht er ihr getan hatte. Ihr Urteil preiszugeben für einen Menschen, der nach Wien fuhr, Geld zu holen! Von ihr sich entfernen, hieß sich von dem reinen Quell der Gedanken entfernen. Sie nur konnte das Vorbild seiner Madonna sein. Ihr unberührter Mädchenkörper war von jenem Geist umschauert, der die Zeugung Gottes ist .....

Er kam in den Garten zurück. Cilli ging ihm entgegen. Sie hatte geweint — er sah es.

„Bist du mir böse, daß ich dir nicht sagen wollte, was ich vorhabe?“ fragte er sie reuevoll.

„Nein, Josef. Wegen einer künstlerischen Regung bin ich dir nie böse. Dazu versteh' ich zuviel davon.“

„Das ist es. Niemand versteht mich so, wie du.“

„Josef!“ —

Sie sah ihn so freudig an, daß er sie an sich ziehen und auf den Mund küssen mußte.

„Zeigst du es mir?“ fragte sie leise.

Da ging er mit ihr in sein Zimmer hinauf und nahm das feuchte Tuch von der Tonmasse ab. Sie sah es lange an. Er brauchte ihr nichts zu erklären — sie wußte sofort, was er wollte. Nach einer Weile richtete sie ihre klaren, ernsten Augen auf ihn. „Das wird dein Bestes,“ hörte er sie flüstern. Und nun glaubte er erst an sein Werk. Es war durch ihre makellose Mädchenseele hindurchgegangen — es hatte jetzt den Schimmer bekommen, den es nicht mehr verlieren konnte. Er sah es schon vollendet. Unbekümmert erzählte er ihr von seiner mächtigen Bestimmung. Sie hörte ihn an wie einen überirdischen Verkünder — in dem dämmerigen Raum standen Bruder und Schwester leuchtenden Auges, bleich und aufgerichtet einander gegenüber, das Muttergottesbild zwischen ihnen. Eine Dreiheit — unzerstörbar. Sie hörte seinen Disput mit dem Onkel — bewegt verstand sie auch diesen, aber der junge Sturm ihrer Seele war schon entfacht, sie schloß sich ganz dem Bruder an. Er mußte lächeln, als sie nach weiblicher Art so rasch überzeugt war, daß es gelingen werde, daß das Technische zu überwinden sei, wenn nur das Kunstwerk entstehe. Sie sah nur das Werk. Und für Frank Siebenlist empfand sie plötzlich eine reumütige Dankbarkeit, die Josef nicht herabstimmen konnte.

„Fühlst du das nicht auch?“ fragte sie ihn erstaunt. „Ist es nicht ein Glück, daß du diesen tatkräftigen, unerschrockenen Menschen gefunden hast? Ich hatte ihn für leichtfertiger und eigennütziger gehalten ...“

Josef hatte ihr die Pläne Siebenlists anders geschildert, als sie ihm jetzt erschienen. Er wollte von vornherein nichts Unreines in ihre Vorstellung kommen lassen. Umso tiefer quälte es ihn, sie so dankbar gegen den Versucher zu sehen. Er bat sie mit scheuem Blick, von Siebenlist zu schweigen, ihn nie mehr, solange er an der Madonna arbeite, zu erwähnen — überhaupt kein Mensch, außer ihr und ihm, dürfe von jetzt an die Entstehung seiner heiligen Sache beobachten. Es sei eine Beichte — ein Geheimnis. Was jetzt so tief verborgen bleibe, werde ja einst mit leuchtenden Zügen sein Dasein offenbaren. Sie stand, den Arm um ihn geschlungen, am Fenster — verzaubert starrte sie zum Monte Bianco hinüber, den der Bruder krönen, aber nicht besteigen konnte. —

Peitschenknallen ertönte plötzlich von der Dorfstraße her. In raschem Trabe brachten die Braunen des toten Waldbauern den Pfarrer aus dem Mariental zurück. Er winkte zum Fenster hinauf — dann stieg er aus, belohnte den Kutscher und blieb befremdet stehen, als die jungen Träumer oben sich noch immer nicht entschlossen, herunterzukommen und ihn zu begrüßen. Bekümmert setzte er sich auf Cillis Platz unter den Apfelbäumen und ruhte die erschöpften, alten Glieder. Jetzt kamen Josef und Cilli. Wie blaß sie waren — ihr Blick, wie fieberhaft erregt. „Es muß eine tolle Zeitkrankheit geben,“ dachte Franziskus Caminada, und schwere Falten legten sich auf seine Stirn. „Nur junges Blut verfällt ihr. Die Alten, die arbeiten und sterben mit Achtzig. Wie der Waldbauer, den ich eben

getröstet habe. Ein armes Haus bleibt da zurück — mit Kindern, Kindeskindern — ein vollgerüttelt Maß von Sorge. Aber der reine Glanz fehlt nicht. Die da — die haben nur Schatten in sich. Die sehen das Leben wie durch einen Schleier."

Man setzte sich zu Tisch. Mit ernsten Augen, die stumm in sich hineinblickten, verteilte Cilli das Essen. Und Josef stocherte in den guten Speisen herum, denselben Blick, wie Cilli, am Onkel vorbeigerichtet. Der aber aß und trank in seinem Zorn das Doppelte, wie sonst, und glaubte den störrischen Kindern damit gehörig aufzutrumpfen. —

Josef schrieb an seine Eltern. Er bat so flehentlich, seinen und Cillis Urlaub ins Unbestimmte zu verlängern, daß die zärtliche Mutter den mißtrauischen Vater überredete, und die Erlaubnis eintraf. Den Onkel brauchte man nicht weiter zu befragen — der war ein so edler, freier Wirt, daß er überhaupt an Abschiednehmen nicht dachte. Nun kamen Arbeitswochen, wie Josef und Cilli sie nie erlebt. Ein neuer Entwurf, in größerem Maßstab, als der erste, kam zustande. Aber ohne Cillis Hilfe wäre Josef doch auf halbem Wege stecken geblieben. Was seine Phantasie nie hergeben konnte, bot ihm die Schwester, denn sie stellte es nicht nur dar, was seine Sehnsucht fühlte, sie war es auch — aus ihrer Seele konnte er es hervorholen. Wenn sie sich niederließ, im losen, weißen Gewand, die schmalen Arme ins Leere haltend, ein erträumtes Christkind auf dem Schoß, so unbeladen von ihrer holden Last, so hoch verklärt den reinen Blick ins Tal der Menschen gerichtet — dann zögerte sein Spachtel immer wieder es nachzubilden, immer wieder entfernte sich Josef von der feuchten Tonmasse und hatte ein tatenloses Gefühl der Anbetung. Bis die Schwester ihn weckte — die Schwester, die nicht mehr Madonna war. Lächelnd drohte sie ihm und rief ihn zur Arbeit zurück. Unter schweren Kämpfen gelang sie. Die Geschwister waren kaum noch außerhalb des Hauses zu sehen — dem Onkel begegneten sie nur bei den Mahlzeiten. Da er die Ursache wußte, Josefs angestrengte Arbeit, kränkte es ihn nicht, und er hoffte, daß die krankhafte Erregung des Neffen an einem neuen Werk genesen würde. Zwar zeigten Josefs Züge ebenso wenig wie Cillis den Anfang solcher Genesung — beide glichen Nachtwandlern, wenn sie herunterkamen, ihre Frische war fort. Und immer wieder den bangenden Blick zum Monte Bianco hinaufgerichtet ... Warum freuten sie sich gar nicht mehr an ihrem Garten? Die holde Nähe der Blumenbeete, der Schmetterlinge, des greifbaren Besitzes — bot sie schließlich nicht viel mehr, als kalte, wesenlose Höhen? Ein Geheimnis mußten die bleiben, unbetreten von jedem schwachen Fuß — nur in der Nähe, klar und atmend, wohnte das Glück der Menschen.

Eines Abends fragte der Alte Cilli in seiner lieben, zögernden Bescheidenheit nach Josefs neuer Arbeit. Er sei nachgerade höchst gespannt. Ob sie ihm denn gar keinen Anhalt geben könne, was den Jungen so beschäftige? Das Mädchen errötete, schlug die Augen nieder und wich aus. Sie habe Josef versprochen, keinem Menschen etwas zu erzählen. Erst müsse es fertig sein ...

„Du sitzest ja immer bei ihm. Ich wette, er macht eine Büste von dir! — Na? Hab' ich's erraten? Das große Geheimnis?"

Der Onkel blickte sie mit gutmütigem Lächeln an — ahnungslos, wie profan seine Worte der Nichte klangen. Cilli schüttelte den Kopf, entschuldigte sich und ging. Mit einem Stoßseufzer unternahm der Pfarrer noch einen Abendspaziergang die Dorfstraße entlang. Um diese Stunde herrschte ein tiefer Friede ringsumher — in den Schatten ihrer Häuser saßen die Menschen und träumten dem verlaufenen Tage nach. Hier und da bellte ein Hund auf fernem Gehöft — die Berge trugen schon die letzte Rosenglut des Untergangs.

Vor dem Hotel zum „grauen Bären" saß Herr Siebenlist senior, die Pfeife im Munde, und ließ den spazierenden Pfarrer nicht vorüber. Er sprach ihn an und bat ihn, sich zu ihm auf die Bank zu setzen. Caminada tat es — nach kurzem Wettergespräch erkundigte er sich nach Frank, den er lange nicht gesehen hatte.

„Kein Wunder, Hochwürden", versetzte der Wirt mit kurzem Lachen. „Der Junge ist wieder 'mal fort."

„Ganz fort?"

„O nein. Nein, diesmal kommt er wieder. Er ist überhaupt wie verwandelt, der Junge. Was man nicht alles an den Kindern erlebt, Hochwürden!"

Der Pfarrer mußte an Josef und Cilli denken und nickte mit trübem Lächeln.

„Ich kenn' mich nicht mehr aus," fuhr Siebenlist senior fort. „Eines Morgens kommt er in mein Kontor und sagt in seiner verrückten Weise: „Excusez, mon père — ich muß sofort nach Wien reisen. Geben Sie mir Geld dafür, und ich verzinse es Ihnen mit 300 Perzent. Wollen Sie das Geschäft machen?" Er wurde so rabiat, daß ich auf alles einging, nur um ihn loszuwerden. Er fuhr davon, und ich habe keine Ahnung, zu welchem Zweck. Heute erst bekomme ich ein Telegramm von ihm — — aber den Genuß müssen Sie sich selbst verschaffen. Lesen Sie, Hochwürden."

Er reichte dem Pfarrer grimmig lachend das Blatt — der setzte sich die Brille auf und las: „Ersten jubelnden Dank, Alter, für deine Vaterschaft —"

„Nur weiter — erschrecken Sie nicht — es kommt noch besser."

„Jetzt weiß ich, warum ich lebe. Ich komme morgen zurück, alle Taschen voll. Mache dich gefaßt, Besitzer von drei grauen Bären zu werden. Frank."

„Der junge Mann scheint ein wenig — überreizt zu sein?" meinte der Pfarrer bedenklich.

„Ich nehm's zu seiner Ehre an!" rief Siebenlist, indem er sich aufs Knie schlug. „Vorläufig glaub' ich ihm jedenfalls kein Wort!"

„Wer weiß — —"

„Hochwürden! Der Junge hat mich zu oft aufsitzen lassen! —"

Am nächsten Morgen erhielt auch Josef ein Telegramm von Frank, worin er ihn mittags auf die Poststation bestellte. Als Josef ihn dort in höchster Spannung erwartete, sah er seinen ‚Unternehmer' mit einem sonderbaren Manne aus der gelben Kutsche klettern. Der Fremde glich einem aufrecht gehenden Orang Utang, der modische Menschenkleider trug. Ent-

nervt, degeneriert, mit unstäten, lauernden Augen. Dazu von einer höchsten Eleganz, die dieses Gestell noch widerwärtiger machte.

„Baron Zuckermandl — unser Mäcen!“ flüsterte Frank dem verblüfften Bildhauer zu.

Josef grüßte ehrerbietig, worauf der Fremde nicht ohne Anstrengung dankte und dann sofort in einen Zweispänner kroch, der ihn in das Hotel zum grauen Bären brachte.

„Wer ist das?“ fragte Josef, während er mit Frank die Talstraße hinabschritt.

„Aber Mensch! Unser Kapitalist! So sieht ein Kapitalist aus! Ich hab' ihn gleich mitgebracht!“

„Gleich mitgeb—“

„Natürlich! Der Mann stellt uns 700000 Kronen zur Verfügung, wenn sich alles so verhält, wie ich's ihm erzählt habe. Er will jetzt konstatieren, was mit dieser Gegend anzufangen ist — er denkt an neue Hotelgründungen unter der Direktion meines Vaters. Sein Bruder aber ist — höre und staune — der Besitzer des größten Aluminiumwerkes von Oesterreich! Habe ich Glück?!“

Josef konnte nicht antworten. Er wußte nicht recht, ob er träumte oder Tatsachen vernahm.

„Morgen kommt übrigens aus Innsbruck noch ein technischer Fachmann her,“ fuhr Frank fort, indem er sein Stöckchen im Winde sausen ließ. „Ich traue mir doch allein kein Urteil zu. Wir müssen sicher gehen, damit kein Malheur passiert. Sonst haben wir sofort unsern ganzen Kredit verloren. Eventuell läßt sich später zur besseren Rentierung eine Zahnradbahn auf den Monte Bianco bauen . . . Na, das sind Luftschlösser. Zunächst mache ich mit Grimaldi und dem Ingenieur die entscheidende Tour hinauf.“

„Ich habe inzwischen einen neuen Entwurf gemacht,“ wagte Josef mit scheuem Blick zu äußern. „Ich glaube, es ist der definitive. Wollen Sie ihn sich nicht ansehen?! Vielleicht mit dem Herrn Baron, damit er sieht, ob —“

„Der?! Von Kunst versteht er garnichts! Nein, lieber Josef — ich warte auch noch, bis ich wieder oben gewesen bin. Dann hat es doch erst Wert, nicht wahr! Na, ist das etwa nicht logisch? Entweder eine Atelierarbeit — für die ich mich überhaupt nicht interessiere, oder das Aluminiumbildwerk oben auf dem Monte Bianco! Klarheit, mein Lieber! Jetzt Adieu! Ich muß zu meinem Vater.“ — —

Von Enttäuschung und Hoffnung hin und her gerissen, suchte Josef seine Schwester auf. Auf ihren Rat beschloß er, den tollen Lauf der Dinge gehen zu lassen, selbst aber in der letzten Vervollkommnung des Werkes zu genesen. Noch hatte sich ja der geschwätzige Volksmund seiner Sache nicht bemächtigt — ahnungslos gingen die Menschen, für die sie bestimmt war, an dem stillen Pfarrhaus vorüber. Niemand wußte, was hinter den kleinen Fenstern zur Welt kam. Doch verging keine Stunde, ohne daß Josef insgeheim die Schritte Siebenlists beobachtet und in einer Spannung, die ihm oft den Atem raubte, Nachricht von ihm erhascht hätte. Den sonderbaren Herrn Baron sah man, mit seinem Krimstecher bewaffnet, täglich

auf der Dorfstraße umherwandern und mit dem Blick eines Industriellen, der eine Ausstellung mustert, die Landschaft betrachten. Auch erkundigte er sich mit geschickter Unauffälligkeit nach verkäuflichen Grundstücken, nach Bodenwert und Wasserkraft, und all seine Erfahrungen verzeichnete er in einem silbernen Notizbuch, das bald populär wurde. Eines Morgens traf der Ingenieur ein, den Frank aus Innsbruck verschrieben hatte, und am Abend desselben Tages noch machten sich drei Männer, Frank, Grimaldi und der Ingenieur, zur Besteigung des Monte Bianco auf den Weg. Sie nahmen ihn diesmal von Pieve, denn der von San Domenico war doch zu waghalsig. So unauffällig Frank auch den Aufbruch ins Werk gesetzt hatte, die Dorfbewohner bekamen Wind davon, und die seltsamen Meßapparate, die man mit hinaufnahm, verrieten ihnen, daß die neue Expedition einen ganz besonderen Zweck hatte. Aber welchen? Was hatte der tolle Siebenlist wieder vor? Auch sein Vater, den die Leute fragten, behauptete es nicht zu wissen und war, seitdem er täglich mit seinem Hotelgast, dem Herrn von Zuckermandl, zusammensteckte, ein Anderer geworden. Zurückhaltend, geheimnisvoll, plötzlich von einem komischen Respekt erfüllt, wenn die Rede auf den Sohn kam — auch dem Pfarrer fiel das auf, und er machte seinen Abendspaziergang lieber nicht mehr am ‚grauen Bären‘ vorüber.

Es war schon Nacht, als Josef und Cilli, die der Onkel längst in ihren Betten glaubte, von der Straße her einen scharfen, wohlbekannten Pfiff vernahmen. Sie hatten so lange in Josefs Atelier gesessen und, den fertigen Entwurf vor Augen, von der Zukunft gesprochen. Jetzt sprang der Bildhauer, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, auf und stürzte zum Fenster. Siebenlist stand unten. Sie mußten sich zu ihm hinunterschleichen, denn Franks Besuch um diese Stunde hätte den Verdacht des Onkels geweckt. Bald trafen sie, in einiger Entfernung vom Hause, mit Frank zusammen. Die Straße war mondhell. Cilli hüllte sich fröstelnd in ihr Tuch, während Josef den Freund mit Fragen überschüttete.

„Zunächst also,“ sagte Frank, ihn lachend abwehrend — „es geht! Das Fundament ist festgestellt, die Art der Befestigung auch!“

„Hurra!“

„Abwarten . . . Ich hoffe mit Herrn von Zuckermandl, der von der Gegend sehr entzückt ist, morgen einen Kontrakt zu machen — dann haben wir unbeschränkten Kredit, und das Material kann sofort bestellt werden. Keßler, der Ingenieur, ist übrigens ein außerordentlicher Kerl — er hat uns schon mehrere Columbuseier gefunden. Daß die Zusammensetzung oben gemacht werden kann, zum Beispiel. Wie das sonst ist — die Nähte von gewöhnlichen Modelleuren mit Seelenruhe versäubern zu lassen — ist in einer so luftigen Werkstatt selbstverständlich ausgeschlossen. Das muß alles schon unten gemacht werden. Die einzelnen Teile müssen mit einer nie dagewesenen Präzision aneinander gepaßt, und die Risse kachiert werden. Das kostet alles viel Geld — aber — Zuckermandl hat es. Wir müssen dann möglichst bald den Guß im Aluminiumwerk beginnen lassen. Sie sind doch fertig?“

„Ja . . Jetzt glaub ich, daß ich — —“

„Schön! Nun handelt es sich um die Größenverhältnisse. Sie frieren, Fräulein Cilli — gehen Sie doch lieber hinein —“

„Nein, nein! .... Darf ich hier bleiben —?!"

„Selbstverständlich. Ich freue mich immer, wenn Sie da sind. Also, werter Meister: Wir wollen doch davon ausgehen, daß das Ding monumental gedacht ist, weithin sichtbar, als Wahrzeichen, dessen Umrisse man ungefähr auch im Tal erkennen kann?"

„Nicht anders!"

„Kein zierliches Muttergottesbild also, das der Wanderer, wenn er endlich hinaufgekraxelt ist, zu seiner Ueberraschung vorfindet?"

„Dann könnte ich's unten in der Kirche aufstellen — neben Ammerbergers Passion."

„Bon. Nun kommt es darauf an, ob Ihr Entwurf für solche Kolossalverhältnisse verwendbar ist."

„Sicher!" rief Cilli.

Frank lächelte. „Ich möchte ihn sehen."

„Endlich!" sagte Josef. „Wie lange warte ich darauf! Kommen Sie gleich zu mir hinauf!"

„Jetzt bei Nacht?"

„Ich beleuchte es Ihnen!"

„Das geht nicht," warnte Cilli. „Onkel erwacht sonst — er darf noch nichts wissen —"

„Das ist mir gleich! Ich habe keine Geduld mehr! Er muß es sehen! Kommen Sie, Frank!"

Sie schlichen sich am Schlafzimmer des Pfarrers vorüber. Im Atelier angelangt, zündete Josef noch eine zweite Lampe an. Während er von links und Cilli von rechts das Tonmodell beleuchteten, die erwartungstarren Augen auf Frank gerichtet, betrachtete dieser das Kunstwerk mit sachlicher Ruhe. Dann sagte er ernst: „Sehr schön. Aber ich fürchte: unmöglich."

„Was!" schrie Josef.

„Still! Still!" bat Cilli.

„Ich hatte es mir gedacht. Ich konnte Sie leider nicht darauf vorbereiten, denn auch meine unerklärliche Blödheit mußte erst durch den Praktikus aus Innsbruck aufgeklärt werden. Wenn es ein Kolossalwerk werden soll, lieber Josef, in den nötigen Dimensionen —"

„Das muß es —!"

„Dann werden Sie einsehen, ist dieser Entwurf unbrauchbar. Es handelt sich nicht darum, dies kleine Ding beliebig zu vergrößern, wie etwas, was nur wirken soll, wenn man davorsteht. Die Wirkung in der Ferne — in solcher Ferne namentlich — beansprucht, daß der Künstler mit Absicht Fehler macht, mit Absicht die richtigen Formen aufgibt, damit die falschen, von unten gesehen, richtig wirken!"

„Das versteh' ich nicht ...," flüsterte Cilli, die leichenblaß wurde.

„Ihr Bruder wird mich schon verstehen. Es kommt hier, wie gesagt, auf die Leute im Tal an, die hinaufsehen, die hinaufwollen — nicht auf die Wenigen, die wirklich hinaufgelangen. Das ist eine kleine Minderheit, die dann freilich die Fehler entdecken kann und von der Vorspiegelung, die eine technische Notwendigkeit war, sehr enttäuscht sein wird. Aber was liegt an denen? Es kommt auf die große Gemeinde an, auf die Fremden,

die herströmen, um das Wunder zu sehen. Nicht einmal auf Sie, auf Sie zuletzt, lieber Josef. Machen Sie's so, wie es sein muß, dann kriegt man hier unten die Vorstellung einer Gruppe vom höchsten Ebenmaß. Der Kopf der Madonna muß doppelt so breit sein, um unten nicht wie ein Knopf zu wirken. Die vorgestreckten Füße des Christkindes brauchen eine starke Verkürzung, damit man unten noch etwas anderes als zwei riesige Füße sieht. Das Erhabene im Atelier kann sonst auf dem Monte Bianco sehr lächerlich werden."

„Das wird es jedenfalls," sagte Josef mit verzerrten Zügen. „Denn alle, die hinaufgelangen, werden über das betrügerische Kunstwerk lachen. Ich werde es hören, dieses Lachen, wenn es auch noch so fern ist — oh — in jeder Ferne hört man das Lachen eines betrogenen Glaubens."

„Sie schwärmen, mein Lieber," erwiderte der Andere kalt, während Cilli sich abwandte, um ihre hervorstürzenden Tränen zu verbergen. „Von Betrug ist gar keine Rede! Es handelt sich für alle Logischen um eine mathematische Wahrheit —"

„Die eine künstlerische Lüge ist!" rief der Bildhauer, indem er entrüstet das Tuch wieder über sein Modell warf.

„Nun, diese Arbeit können wir jedenfalls nicht nehmen. Die wirkt nicht. Gerade, was Sie vermeiden wollen, käme zustande. Eine optische Verzerrung."

„Und die wirkliche kann ich nicht machen. Wie soll mir das möglich sein?! Den Kopf der Maria, wie ich ihn erträume, unförmig vergrößern? Einen verkrüppelten Körper darunter? Einen entsetzlichen Jesusknaben, mit einem Mannskopf und Kinderfüßen? Wer darf mir solchen Wechselbalg aufzwingen?"

„Das Naturgesetz .. Ich bitte Sie, Josef, schöne Täuschung ist doch das Meiste im Leben — was nützt es Ihnen, sich so wütend dagegen zu wehren? Bringen Sie jetzt ruhig das Opfer, gegen Ihre Ueberzeugung ein knifflisches Problem zu lösen. Sie brauchen ja gar keinen seelischen Aufwand mehr dazu. Was Sie gemacht haben, ist wunderschön — das müssen Sie selbstverständlich verwenden. Und später sind Sie in der beneidenswerten Lage der Mehrheit — der Mehrheit nämlich, auf die es hier ankommt. Sie steigen nie hinauf, Sie werden die Fehler Ihrer Madonna nie zu sehen bekommen und allmählich mit den Gläubigen glauben, daß gar keine vorhanden sind."

„Mit den Gläubigen! Den Kranken, Lahmen, Unfähigen — ja, zu denen gehör' ich!"

„Erlauben Sie mir — sind denn die modernen Menschen, mit deren Gläubigkeit wir rechnen, etwas Anderes?"

„Gehen Sie, Frank! — — Ich bitte Sie! — — Ich — vergreife mich sonst an Ihnen —!"

„Josef!!" Cilli warf sich zwischen die Beiden.

„Ich gehe," sagte Frank Siebenlist mit bösem Lächeln. „Vergreifen Sie sich lieber an Ihrem Entwurf da. Ueberlegen Sie sich's genau, mein überreizter Herr, und lassen Sie sich von Ihrer klugen, vorzüglichen Schwester raten. Morgen muß ich Ihre Entscheidung haben, ob Sie einen neuen

Entwurf anfertigen wollen oder nicht. Morgen. Bevor ich mit Zuckermandl abschließe. Auf Wiedersehen."

Er humpelte fort — mit einer Fußverletzung, die er sich bei der Bergbesteigung zugezogen — Josef sah ihm nach, wie dem leibhaftigen Teufel. Dann überlegte er brütend, den Kopf in die Hände gepreßt, was zu tun sei. Er wachte mit Cilli die ganze Nacht. Da er zu verzweifeln drohte, riet sie ihm schließlich, Franks Vorschlag zu befolgen. Das kleine Modell werde ja trotzdem sein eigentliches Kunstwerk bleiben. Brauche ein rätselhaftes Naturgesetz wirklich diese unwahre Entstellung, um wahr zu wirken, so müsse der Mensch von seiner Moralanschauung absehen, sie nicht auf etwas anwenden wollen, was sicher mächtiger sei. Sie beruhigte ihn wirklich. Am nächsten Vormittag ging er zu Siebenlist, entschuldigte sich wegen seiner Heftigkeit und versprach nach dem ‚eigentlichen Entwurf', wie er bitter betonte, noch einen notwendigen anzufertigen. Frank nahm ihn freundlich auf, als sei nichts zwischen ihnen vorgefallen, und zeigte ihm den glänzenden Kontrakt, den Herr von Zuckermandl am Nachmittag unterschreiben sollte.

Als Josef zum Mittagessen heimkam, fragte ihn der Pfarrer, ob er nicht in der vergangenen Nacht einen Atelierbesuch gehabt habe — er sei sich nicht ganz klar, ob er nur geträumt oder wirklich gehört habe, daß Josef mit einem andern Manne an seiner Tür vorüber in das Atelier hinaufgestiegen sei. Cilli vermutete er nicht dabei. Die saß aber jetzt am Tisch und rührte sich nicht in ihrer tiefen Beklommenheit. Josef wich der Frage des Onkels aus — errötend meinte er, daß dieser wohl geträumt haben müsse. Nach einer Weile setzte er kühner hinzu, daß er um Elf schon geschlafen habe. Der Pfarrer schwieg. Als Josef bald nach dem Essen fortging, sagte der alte Mann zu Cilli: „Kind, die Kunst muß doch keine gute Schickung für den Menschen sein."

„Warum, Onkel?"

„Ich vermisse das Veredelnde, das sie haben soll. Bei deinem Bruder seh' ich nichts davon."

„Tu' Josef kein Unrecht, Onkel. Er ist jetzt überreizt. Bald wirst du sehen, was die Kunst für ihn bedeutet ... Sein neues Werk wird ihn nicht nur veredeln, sondern auch groß machen."

Sie hob das Haupt und folgte Josef. Der Alte sah ihr in ahnungsvoller Bestürzung nach. —

Unter Qualen begonnen, entstand das neue Modell nur langsam und wäre nie zu stande gekommen, wenn Josef nicht an Roderich Keßler, dem Ingenieur aus Innsbruck, eine tatkräftige Hilfe gefunden hätte. Er kannte diesen Mann, der eine angenehme, etwas rauhe Frische besaß, schon durch seine Eltern und gewann einen unerwarteten Trost durch ihn, da Keßler, von dem Unternehmen begeistert, seiner praktischen Durchführung sicher, ihm gerne den freudigen Stolz der Innsbrucker ausmalte, wenn sie erfuhren, was ihr Landsmann da geleistet hätte. Keßler verstand es, ein junges, unruhiges Herz mit den ersten Bissen des Ruhms zu füttern und zerstreute mit seiner lustigen Tüchtigkeit allmählich Josefs nagende Bedenken. Woran der Künstler scheiterte, die mathematische Berechnung der perspektivischen Verschiebung, löste er spielend. Ohne sein Herz dabei zu haben, wie ein

beauftragter Arbeiter, richtete sich Josef schließlich ganz nach Keßlers Angaben und fertigte das Gußmodell an, das in zahlreichen, komplizierten Teilen in das Aluminiumwerk befördert wurde. Die Zeit drängte — bis zum September mußte der Guß vollendet sein, damit die Zusammensetzung und Aufstellung des Ganzen noch in der guten Jahreszeit erfolgen konnte. „Der Götze gelingt," pflegte Josef anfangs mit grimmiger Uebertreibung zu sagen, wenn das für ihn jetzt Form- und Seelenlose vor ihm stand. Aber Cilli beruhigte ihn, und Keßler sagte immer wieder: „Wir wollen uns sprechen, wenn's erst droben auf dem Monte Bianco steht." Frank Siebenlist war höchst zufrieden, als er sich das neue Modell ansah. Er lobte jetzt aus überzeugtem Herzen. Sogar der Herr von Zuckermandl erschien und säuselte mit Kennermiene: „Sehr fein. Wirklich erhaben, mein Lieber." Der alte Siebenlist aber saß in seinem Hotel über Industriepapieren und Baurissen — ganz verwandelt, lebhafter, als man ihn je gekannt, schien er eine große Ueberraschung vorzubereiten. Das ganze, sonderbare Treiben blieb allmählich doch nicht ohne Einfluß auf das Dorf. Man sah eine geheimnisvolle Verbindung in dem allen, man munkelte dies und jenes und erwartete irgend einen Blitz aus heiterem Himmel. Frank Siebenlist hatte die Hand im Spiel — da konnte man sich auf alles mögliche gefaßt machen. Auch zum Pfarrer kamen die Gerüchte. Immer beengter fühlte sich der sonst so freie, alte Mann in seinem friedlichen Hause, denn man machte es ihm recht deutlich, daß er ahnungslos das Zentrum der unbekannten Verschwörung beherberge. Bei ihm wohnte der seltsame Bildhauer, bei ihm gingen Frank, der krumme Baron und der stämmige Ingenieur ein und aus. Ob er wirklich nichts wußte? Ob er nicht mit jenen unter einer Decke steckte? Die Pfaffen — denen konnte niemand trauen. Doch Caminada wußte nichts. Aus dem einfachen Grunde, weil er zu stolz war, seinen Neffen zu befragen. Er ließ ihn jetzt lieber tun, was er wollte, als daß er sich nochmals von ihm hätte belügen lassen. Und das Sündige, was das ganze Treiben vielleicht besaß, vielleicht zum erstenmal in sein reines Haus brachte — er kämpfte es allein, mit starker Treue nieder. In seiner Kirche. Dort betete er für Josef und Cilli. Dort wurde ihm klar, was er tun mußte: Abwarten — prüfen — nicht verdammen.

Eines Morgens kam die Enthüllung — plötzlich — nicht nur für ihn, auch für das ganze Dorf. Annibale Scopimo erschien außer Atem im Pfarrhause und überreichte Caminada eine soeben mit der Frühpost eingetroffene Zeitung: Die Neue Freie Presse aus Wien. Der Pfarrer hielt das Blatt in der Hand und wußte nicht, was er damit anfangen sollte. An Scopimos wilde Uebertreibungen war er gewöhnt, doch als er in seinen hastigen Gebärden etwas besonderes sehen mußte und immer wieder von dem spitzen Finger des Italieners auf eine Stelle in der Zeitung hingewiesen wurde, las er schließlich die Sensation. Es war ein Feuilleton, von Frank Siebenlist verfaßt, und hieß „Die Madonna im ewigen Schnee". Es schilderte mit anschaulicher Kraft das Hochtal von San Domenico sulla Croce, dessen Schönheit erst jetzt populär werden würde. Denn es hätte sich nicht nur der bekannte Wiener Unternehmer und Mäcen Baron Zuckermandl dieses versteckten Paradieses angenommen und durch die in Kürze

erfolgende Erbauung zweier Riesenhotels dem internationalen Fremdenverkehr die Pforten geöffnet — es wäre auch für jeden stillen Bewunderer landschaftlicher Schönheit eine besondere Attraktion vorhanden . . . Und nun wurde Josef Hoffstätters geniale Idee geschildert, die so überraschende Verwirklichung fände, die Errichtung eines ungeheuren Muttergottesbildes auf dem Gipfel des Monte Bianco. Nachdem der Feuilletonist mit verblüffender Klarheit das Technische des ganzen Unternehmens expliziert hatte, unterließ er es nicht, als tönenden Schluß die ethische, neureligiöse Bedeutung des Kunstwerkes anzupreisen. Ihm sei es nicht vergönnt, das Epochale solcher Tat zu beleuchten — darüber würden die Theologen und Kunsthistoriker das letzte Wort sagen. Aber soviel wisse er jetzt schon — es gehe ein rauschendes Ahnen durch die Welt, wie ehemals, als auch in einem armen, unbekannten Hause die Erlösung geboren wurde. Niemand könne übersehen, was das Phänomen von San Domenico für eine Tragweite habe — aber man solle es sich ansehen, es in seinem Gemüt erleben und dann urteilen.

Der Pfarrer hielt das Zeitungsblatt in der Hand — ihm schmerzte der Kopf, er wußte sich in diesem tollen Gemisch von Schönheit, Blasphemie und Marktgeschrei nicht zurechtzufinden.

„Die neuen Hotels!" zischte Scopimo inzwischen mit teuflischer Miene. „Wissen Hochwürden, wer sie leiten soll? Wer alles ausgeheckt hat? Alles, alles eine grossartige Speculazione?! Der alte Siebenlist ist von dem krummen Baron mit dem Silbernotizbuch zum Direktor ernannt worden! Frank Siebenlist hat alles ausgeheckt!"

„Ja," flüsterte der Pfarrer. „Ich fürchte, die Madonna auch."

Er sehnte sich danach, mit seinem Neffen allein zu sein, von ihm zu erfahren, was wahr sei an dem Allen. Doch er kam nicht dazu. Die Kunde, die Scopimo ihm zuerst gebracht zu haben schien, hatte sich schon wie ein Lauffeuer im Dorfe verbreitet. Erregtes Stimmengewirr kam näher, und eine Abordnung der angesehensten Männer betrat alsbald den Garten des Pfarrhauses.

„Hochwürden," sagte ihr Wortführer, der Amtmann, „wir sehen, Sie haben auch schon dieses unglaubliche Zeitungsblatt in Händen. Geben Sie uns Auskunft. Das ganze Dorf ist in Aufruhr. Wir waren schon im ‚grauen Bären', aber der alte Fuchs da rückt nicht mit der Sprache heraus, der sagt nur ‚es ist noch nicht soweit' und dreht uns hochmütig den Rücken. Er scheint schon die Wiener Million in der Tasche zu haben. Klären Sie uns auf, Hochwürden — es geht ja um das Schicksal der ganzen Gegend. Ihr Herr Neffe soll ein großes Muttergottesbild —"

„Ich weiß nichts!" rief der Pfarrer, fest und aufgerichtet.

„Sie wissen nichts? —" Die Männer sahen sich betreten an. „Himmel, wir dachten, da es doch in Ihrem eigenen Hause gemacht worden ist — das Kunstwerk nämlich —"

„Mein Neffe hat sich mir nicht anvertraut. Die ganze Idee muß von Frank Siebenlist herrühren."

„Frank Siebenlist! O weh! Vom Gottseibeiuns also!" murmelten die Einen mit finsteren Blicken.

„Nein!“ meinten die Anderen. „Ihr seid dumm! Wie oft haben wir schon über diesen Kerl umlernen müssen!“

„Da ist er!“ rief ein Kind, das mitgelaufen war.

Der Sohn vom ‚grauen Bären‘ kam wirklich die Straße entlang und auf das Pfarrhaus zu. Er machte einen so außerordentlich selbstsicheren Eindruck, daß seine Gegner, die schon eine drohende Haltung einnehmen wollten, ihm unwillkürlich Platz machten. Er grüßte und trat in den Garten ein. „Ist's erlaubt, Herr Pfarrer? Nun, was sagen Sie zu uns jungen Leuten?“

„Garnichts zunächst,“ erwiderte der Pfarrer ernst. „Ich fordere noch keine Rechenschaft von Ihnen. Stehen Sie zunächst den Männern da Rede, deren Interesse vor allem in Frage kommt!“

„Das klingt ja wieder 'mal wie eine peinliche Anklage!“ rief Frank mit blitzenden Augen und drehte sich rasch zu den Bauern um, die einen Schritt zurückwichen. „Ist's nicht so?! Seid ihr tief beleidigt, daß man euch zu reichen Leuten macht? Daß man mit einem Schlag herbeiführt, wofür ihr hundert Jahre aussichtslos im Schweiße eures Angesichts schuftet? Sagt's nur, ob ihr's wieder so machen wollt, wie sonst, den Propheten aus dem Lande jagen, das Glück verpassen und verdummen, wie ihr's nötig habt! Sagt's nur! Ich würde mich nicht wundern!“

Der Amtmann trat ihm scheu, aber trotzig entgegen. „Sie sollen uns sagen, Herr Siebenlist, ob sich alles so verhält, wie's da in der Zeitung steht. Sonst nichts.“

„Alles verhält sich so!“ rief Frank und sprang plötzlich auf einen Stuhl, so daß er nun die rechte Rednerpose einnahm. Wie ein Sturmwind gingen seine Worte über die Bauernköpfe fort. „Es handelt sich hier um eine Tat, die ihr nie begreifen könnt! Nicht allein um das Glück eurer Kinder und Kindeskinder — um ein heiliges Kunstwerk handelt sich's, von einem Genie geschaffen, das den Ruhm eures Tals in alle Welt hinaustragen wird!“

„Hoch Siebenlist!“ schrie ein junger Bursche.

„Ihr wollt's aber nicht,“ fuhr der Redner fort, „gut — dann sagt's nur gleich! Ich warte euren schäbigen Undank diesmal nicht ab! Ich geh' mit Josef Hofftätter ins Ampezzotal und lass' euch hier für immer in der Vergessenheit, die ihr haben wollt!“

„Nein! Nein!“ riefen jetzt alle tumultuarisch. „Nicht fortgehen! Hier bleiben! Hoch Siebenlist! Hoch Hofftätter!“

Sie umdrängten ihn. Doch plötzlich ließ sich auch eine andere Partei vernehmen, die inzwischen herangekommen war, die der Alten, Frommen, der pietistischen Kirchgänger. Scopimo und die alte Magdalena hatten sich ihnen angeschlossen.

„Halt!“ rief ein ganz verwachsener Mensch, der übrigens ein Nachkomme Christoph Ammerbergers war. „Das gibt's net! Wann's kein Teufelswerk ist, dann muß der Herr Pfarrer die Weihred' halten! In seinem eigenen Hause ist's gemacht worden — er muß dafür eintreten! Sonst schlagen wir den Siebenlist und den Hofftätter und die Madonna zammen!“

„Ja!“ heulten seine Anhänger. Es herrschte jetzt ein allgemeiner Aufruhr, den Herr von Zuckermandl, unbemerkt auf den Balkon seines Hotelzimmers hinausgetreten, mit dem Krimstecher beobachtete. Josef und Cilli kamen in den Garten hinaus. Da verstummten die Schreihälse, und ein dumpfes, drohendes Murren umgab den jungen Künstler, der ihm mit trotzigem Lächeln standhielt. Sein Onkel aber ging aufrecht, am ganzen Körper zitternd, auf ihn zu.

„Du hörst, was aus dem Frieden meines Hauses geworden ist,“ sagte er. „Durch dich. Du brauchst dich hier nicht zu verteidigen. Sage mir nur das Eine: Ist das, was du geschaffen hast, aus der Reinheit deiner Ueberzeugung, deines Glaubens hervorgegangen?“

„Ich weiß nicht, Onkel. Wir sprechen wohl wieder von verschiedenem Glauben.“

„Schwöre mir's bei deinem!“

„Das kannst du!“ rief Cilli, die zu ihrem Bruder trat und seine Hand nahm.

„Verbürgst du dich dafür?“ fragte der Pfarrer überrascht.

„Ja, Onkel!“ Das junge Mädchen sah ihn an.

Ihr reiner Ausdruck, unbezweifelbar, zerstreute das Mißtrauen der Menge. Andächtig standen die Bauern herum, und einige entblößten das Haupt.

„So werde ich nicht zögern, die Madonna zu weihen,“ rief jetzt Caminada mit fester Stimme. „Ob in unserer Kirche — ob auf der Bergeshöhe droben — Gott ist überall. Geht, Leute. Aus meinem Hause kommt nichts Unreines, was ihr fürchten müßt.“

Demütig grüßten die Bauern und machten sich davon. Den Tag bei ihrer Arbeit, die Nacht in der Schenke, besprachen sie die künftigen Ereignisse, und ein neues Zeitalter für San Domenico schien allen heraufzudämmern. Frank Siebenlist aber, der nun völlig Durchgedrungene, schüttelte Josef die Hand, als wenn er ihn beglückwünschen wollte, und wandte sich dann zu seinem Onkel, indem er mit ungewöhnlicher Feierlichkeit sagte: „Jetzt haben wir's erreicht, Hochwürden. Ihr Segen war das wichtigste. Am ersten Oktober, hoff ich, können Sie die Weihrede halten.“

Er ging. Der Pfarrer aber starrte ihm nach, als ob er nicht recht wüßte, ob der Mensch ihn verhöhnt oder gepriesen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verteidigung Roms.

Von Ricarda Huch in München.

Von der Auferstehung der römischen Republik.

Als Garibaldi, der mit seiner Legion auf dem Wege nach Venedig war, erfuhr, daß der Papst seine Residenz verlassen und sich in den Schutz des Königs von Neapel begeben habe und die Abgeordneten des Parlaments, die mit ihm über Versöhnung und Rückkehr unterhandeln sollten, nicht einmal vor sich lasse, wendete er sofort um und ging auf dem geradesten Wege nach Rom, um dem aufgelösten Staat in diesem Schicksalsmoment seinen Dienst anzutragen. Den ersten Gang machte er nicht zu den Ministern, sondern auf das Forum, das er einmal in seinen Jünglingsjahren und seitdem nicht wiedergesehen hatte, und war dabei begleitet von dem Genuesen Luigi Montaldi, einem Kriegsgefährten von Amerika, und dem Mohren Aghiar, welche beide mit ihm zusammen nach Italien gekommen waren. Montaldi war einige Jahre jünger als Garibaldi, schlank, schön und kräftig, immer tätig und heiter, so daß seine Gegenwart erfrischte, außer wenn er etwa Schwächlingen Neid erregte. In vielen Gefahren und aussichtslosen Kämpfen war er Garibaldis Genosse gewesen und ihm brüderlich nahgekommen, wenn sie auch nicht in allen Ansichten übereinstimmten; denn Montaldi hätte sich, wäre nur Genua eine unabhängige Republik wie ehemals gewesen, um Italien nicht bekümmert und folgte Garibaldi mehr aus Liebe zu ihm und aus Lust an Kampf und Wagnis, als um in die Geschicke der Halbinsel einzugreifen. Rom war ihm fremd, und er liß Garibaldi führen, der stillschweigend, ohne sich umzusehen, scheinbar ziellos, durch viele Kreuz und quer durcheinanderlaufende Gassen schritt, bis sie auf einmal an einer altertümlichen Kirche vorüber auf den „Campo Vaccino“ genannten Platz kamen, den Schutt von Jahrhunderten fast unzugänglich machte. Montaldi sah sich neugierig um, und da er zur Rechten die jähe Felsenmauer des alten Kapitols und zur Linken den unvertilgbaren Umriß des Kolosseums erkannte, reimte er sich zusammen, wo sie waren, und rief: „Das Forum der Römer!“ indem er vorauseilte, um die Stätte der Geschichte zu betreten. Er kletterte über aufgehäufte Steine, betastete die vereinzelten Säulenstümpfe und versuchte hier und da eine zerstückte Inschrift zu lesen, während Garibaldi auf ein erhöhtes Gemäuer sprang, das ursprünglich zum Vorhof eines Tempels und später zu einer nun längst nicht mehr benutzten Kirche gehört hatte, und von welchem noch fünf gigantische Säulen mit gebrochenem Gebälke aufragten; er blickte von dort

nach den Ruinen des gegenüberliegenden Palatin hinüber. Der Tag war grau und still, und die kaum merkliche Bewegung der dünnen Wolken sah aus wie Rauch, der immer seit den unvordenklichen Tagen ihres Sturzes aus den furchtbaren Resten der Kaiserburgen stiege. Als Montaldi sich nach seinem Freunde umblickte und ihn an eine der hohen Säulen gelehnt sah, den Mohr nicht weit von ihm auf dem Rande der Mauer sitzend, stutzte er und betrachtete ihn nachdenklich; denn Garibaldi stand nicht wie ein Fremder da, der Denkwürdigkeiten anstaunt, sondern wie ein Heimkehrender vor den hohen Trümmern seines Vaterhauses, in dessen Brust über der Trauer das göttliche Bewußtsein aufsteigt, Erbe dieser gesunkenen Herrlichkeit zu sein. Er sprang auf, lief zu Garibaldi hinüber, umarmte und küßte ihn und sagte: „Ich begreife jetzt, warum du plötzlich, alle früheren Pläne umwerfend, so daß es einige und auch mich ärgerte, nach Rom gegangen bist; du gehörst hierher. Ich möchte wissen, was deine Gedanken waren, als du eben nach dem Palatin hinüberblicktest.“ Garabaldi antwortete: „Ich erinnerte mich des Tages, als ich vor etwa dreiundzwanzig Jahren als armer Schiffsjunge zum ersten Male hier war und dasselbe sah, was ich jetzt sehe. Von dem wenigen, was mir von Lehrern beigebracht war, hatte ich das meiste vergessen und wußte nicht mehr von Rom, als daß es Sitz eines Volkes war, das die Welt beherrschte und dessen Nachkommen wir sind, die wir die italienische Sprache sprechen; von Italien verstand ich noch nichts. Dennoch hörte ich das unterirdische Schlagen eines begrabenen Herzens, das die römischen Bauern, die ihre Kühe an jene Pfähle banden, und um das Vieh handelten, und die Prozessionen der lallenden Priester, die um die Kirche trollten, nicht hörten, und mir ahnte, daß es das Herz Italiens war, und daß ich es befreien sollte. Meine Liebe strömte so mächtig in meinem Herzen zusammen, daß mir vor Lust schwindelte, und ich schwur mir, bis zum Tode nicht von jenem Gefühl zu wanken, das ich kaum nennen konnte. Wie viele Jahre ich seitdem auch fort gewesen bin, war doch der Schlag des Herzens, das hier begraben liegt, die Uhr, nach der ich meine Zeit gemessen habe.“ — „Unterdessen,“ sagte Montaldi, „sind die Liebhaber Italiens wie Pilze aus der Erde gewachsen, und die Nebenbuhler werden dir so viel zu schaffen machen wie deine Feinde, auf die man wenigstens keine Rücksicht zu nehmen braucht.“ Garibaldi sah ihn erstaunt an und sagte: „Ich will es nicht besitzen, nur frei machen, wer ebenso denkt, ist mein Bruder, jeder audre mein Feind; so teilt sich mein Gefühl, bis Italien eins und frei ist.“

Er mußte indessen sofort erkennen, daß die Lage überall verwickelter war als in seinem Herzen; als er sich nämlich dem Ministerium und Parlament, das seit der Flucht des Papstes an der Spitze des Staates stand, vorstellte, entging es ihm nicht, daß er fast allen diesen Männern unwillkommen war, insbesondere dem Grafen Terenz Mamiani, den sich Pius IV. zum Schlusse noch als Minister hatte aufdrängen lassen müssen. Derselbe war ein zierliches Männlein, welches dichtete und philosophierte und in politischer Hinsicht die Priestertyrannei der römischen Lande in einen verfassungsmäßigen, aufgeklärten Kirchenstaat umwandeln wollte, weswegen er und seine Anhänger danach trachteten, den Papst nach Rom zurückzuführen und allgemach zu

einem der Neuzeit angepaßten Regenten zu machen und alles zu vermeiden, was den Bruch zwischen ihm und seinem Volk unheilbar machen könnte. Sie glaubten aber, und nicht mit Unrecht, daß den Mastai nichts mehr entrüsten würde, als wenn sie sich mit Garibaldi einließen, dem Rebellen, der, nachdem der König von Sardinien Frieden mit Oesterreich gemacht hatte, auf eigne Hand wie ein Souverän den Krieg fortsetzte, und dem die Geistlichkeit mehr Widerwillen als Achtung einflößte. Sie waren außerdem gewöhnt, ihn einen Matrosen und Seeräuber zu nennen, da sie wußten, daß er sich selbständig, zum Teil mit eroberten Schiffen in die wilden Parteikriege unentwickelter südamerikanischer Staaten gemischt hatte, und überhaupt aus der unaufhaltsamen Liebe des Volkes zu dem kaum gekannten Manne schlossen, er müsse ein gefährlicher Verführer zum Zweck allgemeinen Umsturzes sein. Zwar, als er selbst in Rom erschien, machte sein schönes Antlitz und der gelassene Blick seiner allmächtigen Augen die Vorurteile wanken, andererseits schien seine abenteuerliche Tracht sie zu bestätigen, noch mehr aber der Mohr, der, beträchtlich größer und breiter als Garibaldi, mit feierlichem Gange und unnahbarer Miene wie der eiserne Vollstrecker seines Willens neben ihm zu schreiten pflegte. Montaldi machte sich das Vergnügen, den Mißtrauischen zu erzählen, der Schwarze sei ein Kannibale und fresse die Pfaffen, die sein Herr für ihn einfange, weil er sie ihres Fettes wegen allem andern Menschenfleisch vorziehe; was, wenn es auch nicht eigentlich geglaubt wurde, doch das unbestimmte Grauen vor dem prächtigen Ungetüm erhöhte.

Im Rat äußerte Mamiani die Ansicht, Rom habe seit Jahrhunderten zu zwei Regierungsarten geneigt, Herrschaft des Papstes oder des niederen Volkes, wovon unbedingt jene vorzuziehen sei, uud schwanke jetzt, nun der Papst fort sei, auf scharfer Kante über dem Abgrund, man müsse besorgen, daß es den ungezügelten Massen anheimfalle, wenn ein glücklicher Häuptling sie anführe, und es sei deshalb notwendig, verfängliche Elemente, an denen wie an zündenden Stoffen das Brennbare Feuer finge, aus der Stadt zu entfernen. Da es nun aber auch nicht angezeigt schien, das Volk durch schnöde Abfertigung seines Lieblings zu reizen, erklärte er es für den besten Ausweg, Garibaldi zwar in Sold zu nehmen, aber mit irgendeinem Auftrag in möglichst entlegene Gegend zu verschicken, wo er womöglich in Vergessenheit geriete und wenigstens an der inneren Entwicklung Roms sich nicht beteiligen könne. Da der unbequeme Mann ihm persönlich gegenüberstand, entwarf er zunächst in umständlicher Weise eine Schilderung der Lage; wie sämtliche katholische Fürsten sich beeiferten, dem Heiligen Vater ihren Schutz anzubieten, wie selbst England sich mit offener Erklärung von Rom zurückziehe, wie der Präsident der französischen Republik, damals Cavaignac, das Oberhaupt der Kirche mit Heeresmacht nach Rom zurückzuführen drohe, und was für eine heikle Aufgabe es sei, den innerlich erschütterten Staat durch alle diese äußeren Gefahren hindurchzuleiten.

Garibaldi bemerkte, als der Redner eine Pause machte, seiner Meinung nach habe die Regierung in solcher Lage nur eine Aufgabe, nämlich Geld und ein tüchtiges Heer zu sammeln, das allen diesen Feinden gewachsen wäre. Mamiani blickte eine Weile vor sich nieder und fragte dann mit

vorsichtigem Lächeln, unter was für einem Titel und zu was für einem Endzweck er sich gedacht habe, das Schwert für Rom zu führen? worauf Garibaldi antwortete, das beste würde sein, wenn ihm unumschränkte Gewalt übertragen würde, wie die Römer in Zeiten äußerster Gefahr einen Diktator ernannt hätten, der, wenn der Staat gerettet gewesen sei, die verliehene Macht der volksvertretenden Regierung zurückgegeben habe; doch würde er auch als gemeiner Soldat sein Leben für Rom einsetzen. Er sei der Ansicht, Rom werde in Zukunft weder unter einem Papst noch unter Königen stark werden, sondern als Republik, für das Wichtigste halte er aber, daß es das freie Haupt Italiens werde.

Diese Erklärung war der gemäßigten Partei angenehm und nützlich, weil danach auch die Republikaner, die für Garibaldi eingetreten waren, ihn als einen Mann von rücksichtslosem Ergeiz zu fürchten anfingen und es billigten, daß er entfernt und unschädlich gemacht würde. Infolgedessen wurde er als Oberstleutnant mit seiner Legion in den Sold der Regierung genommen und nach Macerata, einer hochgelegenen kleinen Stadt im adriatischen Küstengebiet, geschickt, wo er einstweilen im Winterquartier liegen sollte.

Am Abend seiner Ankunft versammelte sich das Volk vor dem kleinen Gasthof, in welchem Garibaldi abgestiegen war, um ihn zu sehen, und so waren dort außer einigen patriotischen Gesellschaften auch Brunetti mit seinem ältesten Sohne und Ugo Bassi, der seit kurzem nicht unerheblich verwundet aus Venedig zurückgekehrt war. Die enge Straße war nur duch Oellämpchen beleuchtet, von denen eines an der Tür des Gasthofes angebracht war, und es war nicht möglich, Garibaldis Züge deutlich zu erkennen, als er, um dem Wunsche seiner Verehrer zu entsprechen, auf einen kleinen eisernen Fenstervorsprung im ersten Stock trat; dennoch kam über die Untenstehenden ein Gefühl, als habe sich ein Adler dort niedergelassen und breite die Schwingen wie einen Schild über ihnen aus. Nachdem mehrere Redner ein langes und breites über das Vaterland, die verflossene Knechtschaft und die bevorstehende Befreiung, über das vergossene und noch zu vergießende Blut, die Barbarei der Päpste und die Heldentugend der Söhne der alten Römer vorgetragen hatten, was alles Garibaldi in ähnlicher Weise kürzlich in Livorno, Florenz und Bologna gehört hatte, antwortete er folgendermaßen: „Römer, ich bin glücklich, unter euch zu sein, und danke euch, daß ihr mir wohlwollt. Eure Ahnen, die die Welt beherrschten, waren karg mit Worten, verschwenderisch mit Taten; ahmt ihnen nach, so werden wir vereint Italien befreien und Rom, Italiens Haupt, aus dem Staube aufrichten. Dafür will ich leben und sterben.“ Er dankte mit der Hand für den Beifall, der losbrach, und zog sich in das Haus zurück.

Während die Menge noch vor dem Fenster wogte, hinter dem er verschwunden war, griff Ugo Bassi den neben ihm stehenden Brunetti am Arme und zog ihn durch die nächsten Straßen, schweigend und lächelnd wie ein Verzückter; erst als der andere ihn fragte, was dies bedeuten solle, blieb er stehen und fragte, ob Brunetti sich jenes Traumes entsänne, den er ihm vor Jahren erzählt habe. Die Stimme, die er damals gehört habe, sei Garibaldis. Brunetti sagte staunend und nachdenklich: „Er hat eine edle Stimme, es ist wahr, die aus einer sonnenhaften Seele herauszustrahlen

scheint;" und Ugo Bassi fuhr fort: „Was für ein Tor und Träumer war ich! Ich glaubte an Gott und gelobte doch, wenn ein Räuber oder Schelm, ein blutbeflecktes Tier mit der Stimme meines Traumes spräche, ihm nachzufolgen: anstatt dessen ist es Garibaldi, dessen Augen und Lippen dieselbe wohllautende Sprache eines harmonischen Instrumentes reden; so mußte es sein." Brunetti fügte hinzu: „Wenn er aber auch kreischte wie eine verrostete Türangel oder knurrte wie ein Hofhund, so würde ich doch dafür halten, daß er der Mann ist, den wir brauchen und von dem wir nicht lassen sollen." — „Er ist ein Werkzeug Gottes," sagte der Mönch, „und ich will das seine sein."

Es gelang ihm jedoch nicht, während der wenigen Tage, die Garibaldi noch, mit vielen, wichtigen Geschäften überhäuft, in Rom verweilte, sich ihm persönlich bekannt zu machen, besonders auch, weil diejenigen, die in des Generals Umgebung waren, wußten, daß derselbe Geistlichen gern aus dem Wege ging, und den Priester deshalb von ihm fernzuhalten suchten.

Von Macerata wurde Garibaldi nach Rieti geschickt, einem Ort an der neapolitanischen Grenze, mit dem Auftrage, die südlichen Provinzen, die infolge der Umtriebe des Papstes und des Königs von Neapel in hellem Aufruhr gegen die vom heiligen Vater verdammte Regierung in Rom standen, zu unterwerfen. Unter dem Einflusse fanatischer Priester erhoben sich ganze Dörfer und vereinigten sich zur Bedrohung der Patrioten mit den Räuberbanden der Abruzzen, die es wohl zufrieden waren, unter dem Segen des Papstes und dem Schutze des Königs dieselben Frevel auszuüben, die bisher ihr geächteter Beruf gewesen waren, und deren grausame Wildheit bald der allgemeine Geist wurde. Diese Horden bekämpfte Garibaldi mit schnellem Erfolge und erhielt durch seine Gegenwart und seinen Namen den Süden in leiblicher Ruhe und Unterwürfigkeit.

Eines Tages kam Ugo Bassi, als es schon dämmerte, vor Rieti an und fand unter den Mauern eine Abteilung Soldaten, von denen einige Fleisch an Feuern rösteten, andere ihre Waffen putzten, noch andere sich an der Flamme zu wärmen suchten, denn es war winterlich frisch. Da er sich einigen von ihnen näherte und nach Garibaldi fragte, fingen sie sogleich an, ihn zu necken und zu beschimpfen; sie hatten sich in dieser Gegend daran gewöhnt, in den Geistlichen einen boshaften Feind und noch dazu der Zahl nach übermächtigen zu sehen, denn es stand hier Kloster an Kloster, und die Glockentürme vieler Kirchen ragten mit den Zypressen wie ein verzauberter Wald über die Mauern von Rieti, und fühlten sich deshalb im Rechte, alle Roheit und Unlust an einem jeden ohne Unterschied auszulassen. Einer fragte Bassi, ob er den bösen Blick habe, ein anderer, ob er ein Messer im Aermel trüge, um den Augen nachzuhelfen, und mehrere schickten sich an, ihn in grober Weise daraufhin zu untersuchen, während von den übrigen einige lachten und ihre Kameraden aufreizten, gründlich zu verfahren. Wäre Ugo Bassi nicht nach mehrtägiger Fußwanderung erschöpft gewesen, hätte er seinen Quälern zureden und sie mit seiner Redegabe auf seine Seite ziehen können, nun suchte er sich ihrer nur zu erwehren; doch auch so gefiel sein unbekümmertes Wesen manchem, und da ohnehin nicht alle mit dem rücksichtslosen Angreifen eines keiner Schuld überführten Wanderers ein-

verstanden waren, entstand unter den Soldaten Streit, der nach heftig gewechselten Worten anfing, tätlich zu werden. In diesem Augenblick erschien der Befehlshaber der Abteilung, Leutnant Nino Bixio, ein junger Mann mit feinem Kopf auf ebenmäßigem, ungewöhnlich muskelstarkem Körper, bei dessen Anblick die Raufenden sich losließen, um sich vor ihm durch Begründung des Streites zu entschuldigen. Bixio hatte kaum von einer Seite gehört, daß es sich um einen spionierenden Priester handle, der sich zu Garibaldi habe drängen wollen, als er den Zorn, der bereits auf seinem Gesichte brannte, gegen Ugo Bassi losbrechen ließ und, ohne ein Wort von ihm oder einem andern Soldaten anzunehmen, befahl, den Elenden zu den gefangenen Räubern zu werfen, damit er bei seinesgleichen sei. Seine Untergebenen wußten aus Erfahrung, daß, wenn sich eine gewisse Falte auf seiner Stirn und ein gewisses Beben in seiner Stimme zeigte, man ihm stillschweigend willfahren mußte, widrigenfalls man sich des äußersten zu gewärtigen hatte, und der Mann, den er dazu angewiesen hatte, führte deshalb den Priester ab, der sich seinerseits achselzuckend fügte, empfand aber so viel Mitleid mit ihm, daß er versprach, ihm Essen und Trinken und Stroh zu einem Lager zu bringen, und ihn auch wegen der Räuber tröstete, sie seien an Händen und Füßen mit Ketten zusammengebunden, so daß er sie nicht zu fürchten brauche. Ugo Bassi sagte: „Ich fürchte die Räuber so wenig, wie ich euch gefürchtet habe," und warf dabei einen gutmütigen Blick auf den Soldaten, so daß dieser lachen mußte und mit zunehmendem Wohlwollen versicherte, Nino Bixios Laune sei wie das Wetter in den Hundstagen, wo in jedem Augenblick ein Gewitter zusammenlaufe mit Blitz und Donnerkeilen und im nächsten der Himmel wieder lache, und Garibaldi sei gerecht wie der Herrgott und werde ihn aus seiner peinlichen Lage erlösen, sowie er davon erführe.

Das Gefängnis der Banditen war ein Kellerraum in einem alten Kloster, das den Garibaldinern jetzt als Kaserne diente, wo um diese Jahreszeit eine wohltuende Wärme herrschte, und Ugo Bassi streckte sich, zufrieden, daß er ruhen konnte, auf das Strohlager, das der Soldat ihm bereitet hatte. Die Gesellschaft der Räuber war ihm zwar nicht lieb, aber keineswegs gefährlich, vielmehr beeiferten sie sich, seinem Gewande durch Kniebeugen, Händefalten und mannigfaltige Aeußerungen zerknirschter Demut Ehrfurcht zu bezeugen: denn sie zweifelten nicht, daß er gewissermaßen zu ihrer Partei gehöre und als ein Getreuer des Papstes von dem Antichristen Garibaldi eingefangen und zu ihnen eingesperrt sei. Nachdem er sich ein wenig erholt hatte, fiel es ihm ein, diesen Umstand und daß er viel mit den untersten Volksschichten umgegangen war und sie zu nehmen wußte, zu benutzen und ihnen ins Gewissen zu reden; erstlich hielt er ihnen die Schändlichkeit ihres Gewerbes und aller Art Untaten vor, von denen er annehmen konnte, daß sie sie begangen hatten, und nachdem sie sich dazu bekannt und als der Hölle würdige Sünder selbst beurteilt hatten, folgerte er, daß der Papst, wenn er ein heiliger Mann wäre, sich solcher Uebeltäter nicht als Werkzeuge bedienen und noch viel weniger sie zu Räuberei und Blutvergießen selbst anstacheln würde, was sie einsahen, und bereitete auf diese Weise die Erklärung vor, daß die Republikaner bessere Christen wären als

Pius IX. selbst, und daß Garibaldi ein Sendbote Gottes sei, der Italien frei und alle Menschen glücklich machen werde.

Die Folge dieser Belehrungen Ugo Bassis war, daß einer der Räuber in der Frühe des folgenden Morgens vor Garibaldi geführt zu werden verlangte und diesem vortrug, es sei ihm und seinen Genossen nachts ein Engel erschienen, der ihnen offenbart habe, daß er, Garibaldi, der echte Papst, Pius IX. aber ein betrügerischer Fürst der Hölle sei, und sie wären nunmehr bereit, ihm zu dienen und das Blut seiner Gegner vergießen zu helfen, wenn er ihnen ihre bisherigen Schandtaten nachsehen und ihnen die Freiheit wiedergeben wolle. Der Mann sah schwarz, häßlich und stumpfsinnig aus, war mit einer Samtjacke, roten Bändern und goldenen Ohrringen geputzt und gut gewachsen; er sprach schnell und zudringlich, während er mit kleinen pfiffigen Augen Garibaldi vorsichtig belauerte. Dieser sagte, nachdem er sich einen Augenblick bedacht hatte: „Die Natur hat dich und deinesgleichen mit geraden Gliedern, scharfen Augen und offenem Verstande geschaffen zur Arbeit und zum Schutze der Schwachen; aber ihr entehrtet euch durch Müßiggang, Diebstahl und Mord. Ich glaube nicht, daß sich euer Herz so schnell von schändlichen Taten zu rühmlichen zu wenden vermag, doch will ich euch prüfen. Erweist ihr euch als tapfere und gehorsame Leute, so soll die Vergangenheit ausgelöscht sein, und ihr mögt euch brave Soldaten des Vaterlandes nennen; laßt ihr euch aber bei einer Widersetzlichkeit gegen eure Vorgesetzten oder bei einem Diebstahl betreffen, sei es auch nur, daß ihr einer Bäuerin ein Ei oder einen Kupferpfennig entwendet, so sterbt ihr infamen Tod am Galgen."

Da nun Garibaldi sich nach dem Engel erkundigte, welchem die Banditen ihre Bekehrung verdanken wollten, erfuhr er, daß Ugo Bassi da war, der ihm nach seinem Rufe bekannt war, und eilte in den Klosterhof, wo er sich, von Nino Bixio bei Tagesanbruch befreit, wartend aufhielt. Sie trafen sich im Säulengange, und Garibaldi sagte: „Ihr habt kein feines Gastzimmer bei mir erhalten, weil Ihr nicht gut eingeführt waret," wobei er einen Blick auf das Mönchsgewand warf; „es wird nun künftig von mir heißen, wie es in der Heiligen Schrift steht: ‚Siehe, er hat einen Engel beherbergt und wußte es nicht.'" Ugo Bassi errötete und schüttelte den Kopf, um die Huldigung dieser Worte abzulehnen, indem er erwiderte: „Mein Benehmen war nicht biblisch, denn ich habe üble Behandlung noch übler vergolten, da ich Euch die Banditen beschert habe; ich begann die Sache aber nicht in böser Absicht, sondern im Uebereifer und zur Kurzweil, und dachte zu spät daran, daß man den gefangenen Wolf lieber nicht aus der Falle lassen soll, und wenn er hundertmal beschwört, er wäre ein Lamm geworden." Hingegen sagte Garibaldi lebhaft, er habe gut gehandelt, ihn habe es geschmerzt, diese mißleiteten Menschen, die auch Italiener seien, als Feinde und Verbrecher behandeln zu müssen; hätte er so viel Zeit sie zu bessern, wie eine gottlose Regierung gehabt hätte sie zu verderben, so könnte etwas Rechtes aus ihnen werden; denn es lägen in jedem Menschen Keime des Guten wie des Schlechten. Wenu es nur Krieg gäbe! Bei dem bewaffneten Müßiggange, den sie jetzt treiben müßten, ließen sich schwerlich brave Männer aus Lumpenkerlen machen.

Von diesem Tage an blieb Ugo Bassi bei Garibaldi und erwies sich ihm oft dadurch nützlich, daß er zwischen der Legion und den übelwollenden Landbewohnern vermittelte.

Rom! Ueber deinem untergegangenen Leibe schwärmte die Trauer der Erde und schüttete ihrer Schönheit Ueberfluß zerrissen in ewige Opferglut; nun steigst du aus deinem Grabe und erhebst dein unverwelkliches Haupt. Noch ist dein Antlitz dunkel von der Schwere deiner langen Versunkenheit und ihren versteinerten Träumen; aber die fernen Lichter deiner Seele schimmern morgenrot durch den allumfangenden Himmel deiner Augen. Herrin! Mutter! du erwachst; allen Völkern wird der Frühling wiederkehren!

Am 9. Februar des Jahres 1849 zogen die Abgeordneten der verfassunggebenden Versammlung vom Palast Monte Citorio auf das Kapitol und erklärten dort öffentlich nach dem Beschlusse der Volksvertretung Rom als Republik und die weltliche Herrschaft des Papstes für verfallen. Sie wählten eine oberste regierende Behörde von drei Männern, deren einer Carlo Armellini wurde, ein alter Mann, der sich der großen französischen Revolution entsinnen konnte und, seiner Familie zum Trotz, die ihn zum Priester hatte machen wollen, sich an ihren starken und einfachen Idealen entwickelt hatte; er war ein geborener Römer und tüchtiger Jurist und sowohl dadurch wie durch Reichtum, Kultur und bewußte Würde geeignet, an der Spitze eines Staates zu stehen. Zum Zeichen jedoch, daß die römische Republik sich nicht beschränken, sondern der Grundstein eines künftigen Italien sein wollte, berief die Versammlung den Genuesen Giuseppe Mazzini, der beim Ausbruch der Revolution aus der Verbannung nach Mailand geeilt war und nach Mailands Falle sich nach Florenz gewendet hatte, in der Hoffnung, Toskana zum Zusammenschluß mit Rom zu bewegen, was ihm nicht gelang.

Als er an der Seite des Präsidenten Galletti zum ersten Male den Saal im Konservatorenpalaste betrat, wo die Versammlung tagte, erhoben sich die Abgeordneten, und vielen pochte die Brust vor Erregung; denn sie waren fast alle noch junge Männer, die ihren Glauben an Italiens Wiedergeburt in der Einheit und Freiheit aus seinen Schriften geschöpft hatten und ihn, den reifen Mann, auch darum verehrten, weil er seine Ideen nicht nur lehrte, sondern auch lebte, nie wankte und mit der Kraft seines selbstverleugnenden Geistes die Leitung und Verantwortung ihrer treibenden Jugend auf sich zu nehmen schien. Sie erblickten einen feingebauten Mann, der durch die Erlesenheit seiner Erscheinung und die einsame Luft unbeugsamen Denkens, die von seiner Stirn glänzte, ihre begeistert entgegenfliegende Neigung aufhielt; sowie er aber im Sprechen war, machte sich die kindliche Süßigkeit seiner Stimme und seines Lächelns geltend und lockte das verscheuchte Gefühl umso inniger zurück. Er fing damit an, daß er sagte: „Als ich ein Knabe war, träumte ich in den Stunden, wo ich mir gönnte, glücklich zu sein, daß ich als alter Mann Rom sehen würde, das dann die Hauptstadt des einigen Italien wäre, und daß die ungebrochene Jugend jener sorglosen Zeit mich grüßen und zu mir sagen würde: ‚Du hast für uns gelitten, ruhe nun aus inmitten unsers Friedens!‘ und daß ich dann

lächeln und sterben würde; denn die Kinder lieben Blut und einfache, satte Farben. Damals ahnte mir kaum, wie weh der Schmerz tun kann. Ich hätte nicht geglaubt, daß man Jahr für Jahr das Sterben und den Abfall geliebter Freunde, Einsamkeit, Not und Heimweh, die Schwachheit des gefolterten Gewissens, den Hohn der Welt erleiden und dennoch leben kann. Aber alles dies in beinah zwanzig Jahren der Verbannung Erduldete tilgt diese Sonne wie einen Tropfen! Ich, noch nicht alt, noch kräftig zum Kampfe, sehe Rom als Republik Italiens und darf mich ihren Bürger und einen ihrer verpflichtetsten Diener nennen. Nichts nimmt mir diesen Augenblick; er ist und wird sein, solange ich sein werde." So, fuhr er fort, möchten alle das Erscheinen der römischen Republik auffassen; sie hätte ganz Europa zum Feinde, die Standhaftigkeit und der Mut ihrer Bekenner, so groß sie wären, könnten doch ihre Dauer nicht verbürgen; aber es genüge für die Geschichte, daß sie gewesen wäre. Wenn ein Erfinder eine Maschine erdächte, und sie würde gebaut und bewegte sich und ginge, wenn dann auch der nächste Augenblick sie zerstörte und den Erfinder mit seinem Geheimnis tötete, ihr Dagewesensein zwänge die Zeit, sie wiederzubringen. Er sage das aber nicht, schloß er, um sie zu entmutigen, sondern um jeden Zweifel, der auftauchen könnte und sollte, unschädlich zu machen; beleuchtete dann alle Hilfsmittel und Verbündeten, die in Betracht kommen könnten, und verwies vor allem auf die Kraft des Rechtes und den göttlichen Atemzug des Notwendigen in der Geschichte.

In Rieti hatte ein Soldat aus Garibaldis Legion eine alte Bäuerin erschlagen, woraus ein Aufruhr entstanden war, und Bauern und Soldaten, in deren Mitte der Täter trotzig einherging, ohne sich führen oder gar binden zu lassen, kamen vor Garibaldi gelaufen, der, wie gewöhnlich des Abends, mit Ugo Bassi, Montaldi und einigen andern Offizieren auf seinem Lieblingsplatze in der Nähe des Klosters saß. Es standen dort auf einer hügelartigen Erhöhung Feigenbäume mit glutstarren Zweigen hinter steinernen Bänken um einen Brunnen, zu dem über einer breiten flachen Treppe Frauen und Mädchen kamen, um Wasser zu holen, mit ernsten Gesichtern und steilem Halse, hochaufgerichtet und feierlich unter der Last der schweren Kupfergefäße, die sie auf dem Kopfe trugen. Garibaldi gebot den Bauern, die durcheinander schrieen, und den Weibern, die laut heulten und beteten, zu schweigen, und hieß den Beschuldigten selbst sagen, was geschehen sei; der, ohne zu leugnen, erzählte, er habe der Alten Eier abkaufen, sie ihm keine geben wollen, er habe ihr Geld gereicht, um zu zeigen, daß er bezahlen könne, eine neugeprägte republikanische Münze, dabei habe sie ihm das Geldstück aus der Hand gerissen, darauf gespien und ihm ins Gesicht geworfen, dazu in unverständlicher Sprache gegen ihn gezischt, auch mit den Händen Zeichen gemacht, so daß ihn die Wut und noch mehr der Abscheu vor ihrem geifernden Hexengesicht übermannt und er mit dem Kolben seines Bajonetts nach ihr geschlagen habe. Er habe nicht die Absicht gehabt, sie zu töten, doch bedaure er auch nicht, daß es geschehen sei, er wisse, daß er sterben müsse und sei dazu bereit. Die Soldaten und Offiziere, die anwesend waren, schwiegen beklommen und blickten ängstlich und einige trotzig bittend auf

Garibaldi, der auf das fließende Wasser des Brunnens starrte und endlich sagte: „Du warst immer ein braver Soldat und hast nie Schändliches begangen; die Strafe mußt du leiden, die das Gesetz will, aber du sollst durch die Kugeln deiner Kameraden einen ritterlichen Tod sterben.“ Der Mann rief mit fester Stimme: „Es lebe Garibaldi!“ und machte kehrt, von den andern blieben mehrere unschlüssig, ob sie noch um sein Leben bitten sollten, aber vor dem verdüsterten Gesicht des Generals wichen sie gesenkten Hauptes zurück. Den Bauern, die mit verbissenen Gesichtern noch dastanden, während die Weiber zu heulen fortfuhren, vielleicht in der Hoffnung, Almosen zu erhalten, befahl Garibaldi drohend, wie es sonst seine Weise nicht war, nach Hause zu gehen und ihre Tote in der Stille zu begraben, worauf sie erschraken und wie böse, mutlose Tiere, blutige Blicke rückwärts wendend, davongingen. Ugo Bassi stand auf, um den Verurteilten auf seinem letzten Gange tröstend zu begleiten; die Legionäre hatten sich an ihn gewöhnt, und so widerspenstig sie auch im allgemeinen gegen religiösen Zuspruch waren, ließen sie sich doch seine Predigten, in denen nur von Gott als der großen Selbstverständlichkeit des rätselhaften Daseins und sonst von nichts Kirchlichem die Rede war, und seine brüderliche Anteilnahme an allen ihren Angelegenheiten, gern gefallen. Montaldi, der allein bei Garibaldi zurückblieb, ging mit schnellen Schritten auf dem Platze auf und ab, und schalt mit zornig gefalteter Stirn auf die Bevölkerung der Gegenden, durch die sie während dieses ruhm- und freudlosen Feldzuges gekommen waren. Die Soldaten, sagte er, könnten unmöglich begreifen, warum sie Räuber niederschießen dürften und diese nicht, da sie doch allesamt Gauner wären, Wölfe, dazu abgerichtet, den Rosenkranz durch die Zähne zu ziehen. Warum brave Bursche aus Mailand oder Modena oder Bologna ihr Blut vergießen sollten, um dies Gesindel als Brüder umarmen zu können, das die Gelegenheit nur benutzen würde, um ihnen während des Kusses die Börse aus der Tasche zu ziehen. Ein besserer Dienst würde Italien geleistet, wenn man sie ausrottete, und es wäre richtiger, Belohnungen auf die Vertilgung solcher Bestien zu setzen als Strafe.

Da Garibaldi nicht antwortete, fing er an von dem Soldaten zu sprechen, der zum Tode geführt wurde, und sagte: „Dieser Mann war ein braves und tapferes Herz. Er kam zu meiner Zeit nach Montevideo, war Matrose gewesen und hatte Briefe von Mazzini aus Marseille nach Genua und Livorno befördert, darum mußte er fliehen. Gelernt hatte er nicht viel, aber er war ein treuer Kamerad und besonders deswegen bei allen so beliebt, weil er viele Geschichten, die er Gott weiß wo aufgefangen hatte, zu erzählen wußte.“ — „Auf dem Meere mußte man ihn sehen,“ fiel Garibaldi ein, „wenn Sturm war und das Schiff von Welle zu Welle stürzte, kletterte er auf den höchsten Mast und stieß gellende Schreie aus, der Möve ähnlich, die durch Mark und Bein gingen und einem das Herz hoben.“

Die Sonne ging unter, und während die nahen Gipfel der Apenninen dunkler wurden und näher rückten, erglomm die Einöde des fernen Hochgebirges in rötlichblauen Farben, die erst immer süßer und röter wurden, dann grau, und zuletzt den Stein und die Schneestreifen, tonlos und kalt zurückließen. Das war die Stunde, wo die Frauen zu dem Brunnen zu

kommen pflegten, aber an diesem Tage bleiben sie aus, vielleicht eines Tanzes wegen; denn man hörte von irgendwoher schwirrende Musik von Flöten und Geigen. Plötzlich fielen ein paar Schüsse, die anzeigten, daß das Urteil an dem Soldaten vollzogen sei, und ein verlängerter Widerhall rollte wohllautend durch die Berge. Montaldi warf sich aufatmend auf die niedrige Steinbank unter den Feigenbäumen, und da gleich darauf Ugo Bassi zurückkam, begann er mit diesem, wie er gerne tat, zu streiten, indem er sagte: „Ich glaube, der brave Mann hat ein fröhliches Sterben von euch nicht lernen brauchen, eher könntet ihr Pfaffen es von ihm lernen, die ihr das Leben in Ewigkeit verlängern wollt. Ein rechter Mann muß es mit dem Leben halten wie mit den Frauen: sich hinein schicken, wenn sie grausam sind, sie genießen, wenn sie einem lächeln, ohne warum? und wie lange? zu fragen, und ihnen nicht nachblicken, wenn sie einen verlassen." Ugo Bassi entgegnete lächelnd: „So könnt ihr Heiden die Frauen wegwerfen, weil ihr nicht wißt, wieviel sie wert sein können." Der andre machte eine ungeduldige Bewegung und sagte: „Sie sind wert, was ich daraus mache, und ich hüte mich wohl, sie meiner Herr werden zu lassen."

Es war inzwischen Nacht geworden, und die Truppen zogen mit ihren Signalen in die Kaserne; über einem schwarzen Bergrücken stand noch ein Flecken dunkle, traurige Abendröte. Garibaldi hatte an dem Gespräch der beiden nicht teilgenommen, auch nicht zugehört, da er eignen Gedanken nachhing; jetzt ließ er sich von dem Brunnenrande, auf dem er gesessen hatte, herunter, näherte sich den Freunden und sagte: „Ich bin des Lebens in diesen Gegenden nie froh geworden und habe mich jetzt entschlossen, ein Ende damit zu machen. Es war gut und nützlich, daß wir dies Volk in Ordnung und Gehorsam erhalten haben; aber was hilft es? Ehe nicht hüben und drüben ein andres Regiment herrscht, werden diese armseligen Menschen Schmuggler und Banditen sein wie seit alters und mit jedem Feinde des Staates zusammenspielen. Sollen wir deshalb bis an das Ende unsrer Tage hier Wache stehen? Ich habe gesehen, daß unsre Leute, die in der Mehrzahl gutartig und willig waren, bei diesem bewaffneten Müßiggang und zwischen anrüchigem Volk, das sie schonen sollen, träge und aus Unlust lasterhaft werden; denn der Mensch ist so, daß ihn seine schwere Natur in den Schlamm zieht, wenn ihn nicht ein stärkerer Wille oder die Schwungkraft großer Zeiten emporhebt. Das darf nicht weitergehen, weil ich feste und reine Herzen für größere Zwecke brauche. Es gibt Soldaten genug, die uns hier ablösen und die Räuber jagen können, aber ich muß fürchten, es gibt niemand, der das Volk aufruft, um den fremden Räuber zu vertreiben, der Italien nach dem Leben stellt. Mailand ist gefallen, Piemont streckt die Waffen, die Männer ducken sich, wenn der verfluchte Tiger auf Italiens Nacken tritt. In Umbrien, in der Romagna, in den Marken ist mein Name nicht unbekannt; sie werden mir in Scharen folgen, wenn ich ausrufe: ich schenke österreichisch Blut! Der Augenblick muß endlich kommen, wo wir sie Gnade flehen hören und ihnen das Eisen ins Herz stoßen, wo wir unsre Pferde über ihre Leichen jagen, daß sie sie mit ihren Hufen zertreten. Kann ich den Kampf im Namen der römischen Republik führen, so ist es mir lieb, hat sie nicht Mut zu dem Krieg, so führe ich ihn im Namen des

Volkes und mit dem Volke; statt des Schwertes mögen sie mit den eisernen Zähnen des Pfluges töten. Wer mit gutem Hasse haßt, findet die Waffe, um den Feind zu erlegen."

Bis in die tiefe Nacht hinein erklärte er Ugo Bassi, wie er sich den allgemeinen Volkskrieg vorstellte, den er im Geiste schon mit allen Einzelheiten entworfen hatte, und beauftragte ihn, sich in aller Eile nach Rom zu begeben und der Regierung seinen Plan vorzulegen. Vor Tage verließ der Gesandte Rieti und ritt nach Rom.

Nicht lange nachdem Ugo Bassi das Lager verlassen hatte, traf dort eine Botschaft der Regierung ein, die Garibaldi nach Rom rief, da in den nächsten Tagen schon der Angriff eines französischen Heeres müsse erwartet werden. Nachdem nämlich Pius IX. eingesehen hatte, daß sein Volk ihm freiwillig die Tore nicht öffnen werde, wählte er betrübt und mißtrauisch unter den Mächten, die ihm die Hilfe ihrer Waffen antrugen, ohne sich entscheiden zu können; denn die schwächeren, so Spanien, verbürgten keinen Erfolg, und von den stärkeren mußte er annehmen, daß sie ihren Sieg ebensosehr gegen ihn wie gegen die Republikaner ausbeuten würden. Da ihm aber die Anmaßung Oesterreichs, das die Wiedereinsetzung entthronter Fürsten in Italien als sein herkömmliches Recht betrachtete, vor allem unleidlich war, und er auch fürchten mußte, jeden Anhang in seinem Reiche zu verscherzen, wenn er auf der Spur der berüchtigten Kroaten zurückkehrte, ließ er sich Frankreichs Schutz aufdrängen, freilich mit saurer Miene, denn der Name der französischen Republik war ihm so zuwider wie der ihres Präsidenten Napoleon Bonaparte. Die Wahl war dem Papst insofern günstig, als die Römer nicht glauben wollten, Frankreich, das ihnen bisher als Lehrmeister und Muster der Freiheit erschienen war, das die Unantastbarkeit der Freiheit andrer Länder zu einem Grundgesetz seiner Verfassung gemacht hatte, könne sich zum Häscher des Priestertyrannen gegen sein Volk erniedrigen, und verabsäumten in ihrem eigensinnigen Vertrauen, rechtzeitig Maßregeln gegen den zweizüngigen Feind zu ergreifen. Es kam dazu, daß von Bonaparte, dem Präsidenten, der Jahre seiner Jugend in Italien verbracht hatte, die Rede ging, er sei Karbonaro gewesen und habe nach den furchtbaren Gesetzen dieses Bundes geschworen, für Italien zu leben und zu sterben, widrigenfalls er der Rache der Genossen wolle verfallen sein, und daß er tatsächlich in der Revolution des Jahres 1833 eine bedeutende Rolle gespielt hatte, weswegen man eher für möglich hielt, er werde für Mazzini als für den Papst eintreten.

Trotz des Glaubens an Frankreich und der Erwägung, daß es unklug sein würde, die einzige Nation, von der noch Beistand zu erwarten war, gegen sich aufzubringen, war die Versammlung stolz genug, den Abgesandten des französischen Heeres, der freien Einzug in Rom für dasselbe forderte, damit es verhindern könne, daß eine andre Armee, etwa die österreichische, unter dem Vorwande, die Rechte des Papstes zu wahren, sich dort festsetze, mit der Antwort abzuweisen, daß sie jedem Versuch irgend einer Macht, Rom zu besetzen, mit Waffengewalt entgegentreten würden, und es war demnach geboten, die Stadt schleunig in Verteidigungszustand zu setzen. Es war eine der wichtigsten und schwierigsten Fragen, wer zum leitenden

General der gesamten Heeresmacht ernannt werden sollte; denn so wenig es an tüchtigen Offizieren fehlte, die sich an ihrer Stelle schon bewährt hatten, so sehr mangelte es an einem Manne, welcher die Feldherrngabe des Ueberblicks und der Verteilung großer Massen besessen hätte; Garibaldi wurde sie gleich lebhaft abgestritten wie zugeschrieben. In einer Versammlung, wo darüber endgültig sollte beschlossen werden, nahm Mazzini das Wort und sagte: Im Kriegsministerium sei der Oberst Roselli vorgeschlagen, der, ein gebildeter Offizier und vortrefflicher Mensch, ihm selbst vollkommen genehm sei; doch müsse er darauf aufmerksam machen, daß noch ein Mann in Frage komme, der vielleicht mehr Anwartschaft auf eine so hohe und verantwortliche Stellung habe als Roselli oder irgend ein anderer: Garibaldi. Dies sage er nicht wegen der Siege, die Garibaldi mit seiner Legion jenseits des Meeres erfochten habe, so staunenswert sie wären, denn die dortigen Verhältnisse wären von den hiesigen zu verschieden, als daß man von jenen auf diese schließen könnte. Hier habe er noch keine Gelegenheit gehabt, große Schlachten zu schlagen; aber man sage oft, die schwerere Kunst sei, einen Rückzug geschickt auszuführen oder sich nach einer Niederlage schnell zu erheben, und es sei ihm gelungen, aus dem schmachvollsten Feldzuge als der einzige nicht ohne Ehre und Glanz hervorzugehen.

Avezzana, ein Genuese, der am Tage zuvor flüchtig in Rom eingetroffen war, nachdem die Erhebung seiner Vaterstadt gegen Piemont wegen des Friedens mit Oesterreich unglücklich geendet hatte, gab seine Stimme nachdrücklich für Garibaldi ab. Giuseppe Avezzana hatte die Jahre der Verbannung in Amerika zugebracht; er besaß mit sechzig Jahren noch die Gläubigkeit der Jugend und hätte Außerordentliches leisten können, wenn seine Geistesgaben seiner Redlichkeit und seinem Opfermut gleichgekommen wären. Er hob rühmend hervor, daß Garibaldi allein, nur auf sich selbst gestützt, im Felde geblieben sei, nachdem der König von Sardinien entmutigt oder verräterisch das Schwert weggeworfen hätte.

Das könne nur verblendeter Eifer der Partei loben, warf Pisacane ein, im Dienste des Königs hätte er dem Könige gehorchen müssen. Ob man glaube, er werde im Dienste der Republik nicht derselbe Mann voll Trotz und Willkür sein? Auch als römischer General werde er angreifen oder zögern, Waffenstillstand halten oder brechen, wie es ihm, nicht wie es der Regierung beliebe. „Italien hat diesen göttlichen Ungehorsam gesegnet,“ rief der junge Caldesi, „sollen wir ihm eine Falle daraus machen?“

Man könnte es dem Menschen zum Ruhme, dem Feldherrn müsse man es als schlimmsten Fehler anrechnen, wenn er seinem Herzen folge, beharrte Pisacane. Garibaldi sei tapfer, ausdauernd, tatkräftig, wie andere Offiziere, oder mehr, und was mit diesen Eigenschaften ausgerichtet werden könne, leiste er; aber Krieg führen sei eine Wissenschaft, und die habe er nicht gelernt. Er könne Glück haben, und der Zufall könne ihn begünstigen; einen Plan, der durch die Klugheit seiner Berechnungen den Sieg herbeiführen oder im schlimmsten Falle eine Katastrophe verhindern müsse, könne er nicht ersinnen noch durchführen, da er wie alle ursprünglichen Menschen der Macht des Augenblicks unterliege. Die Mehrzahl der Abgeordneten fiel dem Redner lebhaft bei. Einige gaben zu, daß Garibaldi wohl ein

glänzender Krieger sein und Gewandtheit und Erfahrung sich angeeignet haben möge, bezweifelten aber, ob er deswegen auch zum Befehlshaber einer regelmäßigen Armee tauge. Andre fanden, daß, da er als Schiffsmann geboren und seine besten Erfolge mit der Flotte erzielt habe, er allenfalls Admiral, doch nicht Führer zu Lande werden könne, noch andre betonten, daß er aus Nizza gebürtig sei und nur ein Römer römische Soldaten regieren könne. Er kenne die Eigenart des römischen Volkes nicht, und es sei gefährlich, wenn Mißverständnisse zwischen dem Feldherrn und seinen Leuten entstünden, schon seine Kleidung, der weiße Mantel, die wallende Straußenfeder am Hut wirke fremdartig, er gleiche einem Helden auf der Bühne, nicht einem Offizier von europäischer Kultur. Auch seine Persönlichkeit, hieß es, erwecke nicht das Vertrauen, das eine Regierung zu dem Manne haben müsse, dem sie ihre Macht in die Hand lege. Ob einer bürgen könne, daß er sie niemals gegen sie brauchen werde? Eine dunkle Kraft elementarischer Natur scheine in ihm verborgen zu sein, sie könne sich gegen diesen oder jenen entladen, er selbst wisse es vielleicht heute noch nicht, der zufällig zwischen seinem Wollen und seinem Ziele stehe.

Mazzini widersprach: Er kenne Garibaldi nicht näher, habe aber bei der ersten Begegnung einen bestimmten Eindruck von ihm empfangen, den er auch jetzt noch für richtig halte; danach sei er allerdings im einzelnen unberechenbar, er sei von einem undurchdringlichen Mantel unsichtbarer Kraft umgeben, so daß er gleichsam in seiner eigenen Welt lebe und mit ihr in die Welt der andern eintrete, die ihm nie völlig nahkommen könnten. Aber obwohl auch er, Mazzini, ihm im Grunde fremd geblieben sei, so sei er doch dessen sicher, daß er Italien über alles liebe, unfähig sei zu lügen und zwischen zwei Handlungen immer die größere tun werde.

Immerhin bestand auch er nicht darauf, die ganze römische Heeresmacht unter Garibaldi zu stellen, und so ging ein vermittelnder Vorschlag durch, nach welchem Garibaldi zwar General wurde, Roselli aber die Oberleitung des gesamten Heeres erhielt und also Garibaldi übergeordnet wurde. Diese Anordnung führte viele Unzuträglichkeiten herbei, da es infolge der Teilung des Kommandos vorkam, daß Garibaldis Offiziere widersprechende Befehle von beiden Seiten empfingen, überhaupt aber, weil ein Widerspruch in der Tatsache lag, daß Garibaldi dem Roselli untergeordnet sein sollte, einem makellosen, uneigennützigen, das Beste wollenden Manne, dem er wie der Löwe dem Hunde überlegen war.

Kaum in Rom angekommen, bestieg Garibaldi mit Anglo Brunetti und mehreren Offizieren der Legion den Monte Mario, um von dort aus die Stadt zu überblicken. Auf der halben Höhe, da wo die Straße sich um den Hügel biegt und der Blick, gleichmäßig angezogen, zwischen der festlich blühenden Anhöhe und dem unendlich ausgegossenen Leben drunten auf und abschwankt, begegneten ihnen mehrere von oben kommende junge Männer, Mailänder Offiziere, die ebenfalls an diesem Tage in Rom angekommen waren und vom höchsten Gipfel der Umgebung aus sich eine Ansicht von der ihnen unbekannten Stadt hatten bilden wollen. Es waren Luciano Manara, derselbe, der während der fünf Tage von Mailand den entscheidenden Kampf an der Porta Tosa geleitet hatte, und seine Freunde,

die Brüder Enrico und Emilio Dandolo, Emilio Morosini, Signoroni, Mancini und andre, die alle die Uniform des neugegründeten Regiments der lombardischen Bersaglieri trugen, nämlich dunkelgrünen Rock und ebensolche Hosen mit karminroten Kragen, Aufschlägen und Streifen, goldene Epauletten und einen schwarzen Filzhut, über dessen breite Krempe auf einer Seite lange grüne Federbüsche herunterhingen. Da Goffredo Mameli, ein junger Offizier aus der Legion, Manara kannte, ihn begrüßte und alle stehen blieben, sprang Garibaldi vom Pferde, denn jene waren zu Fuß, bot Manara die Hand und sagte zuvorkommend: „Es möge für Rom ein gutes Zeichen sein, daß Ihr, der so jung schon Heldenruhm errungen hat, kurz vor dem Kampf hier eintrefft.“ Manara grüßte höflich, aber seine blauen Augen blieben kalt und sein schmales, gebieterisches Gesicht schien Garibaldis gütige Antwort gleichgültig zurückzuwerfen, indem er sagte: „Man kämpft leicht gut und glücklich für sein Vaterland; ich habe das meinige verloren.“ Was ihn denn nach Rom geführt habe, fragte Garibaldi ruhig. „Die Not,“ antwortete er hart; „Rückkehr nach Mailand gab es für uns nicht, auch in Piemont war unsers Bleibens nicht, hier finden unsere Soldaten Sold und Beschäftigung, und wo gekämpft wird, ist Leuten unsers Schicksals am wohlsten.“ Jetzt nahm Brunetti das Wort und sagte halblaut zu Daverio und Montaldi, doch deutlich genug, um von allen verstanden zu werden: „Sie werfen ihr Almosen beileibe nicht aus Mitleid oder Liebe, sondern weil es sie drückt und sie es sonst nicht loszuwerden wissen.“ Manara drehte sich rasch nach dem Sprecher um und sagte: „Wir brauchen hier wenigstens nicht bange zu sein, ob wir es loswerden, in einer Stadt, wo nur Bettler und Faulenzer einheimisch sind;“ vielleicht ohne zu wissen, daß er mit einem Römer sprach, vielleicht gerade in der Absicht, ihn zu verletzen. Indes verzog Brunetti seine dicken Lippen zu einem belustigten Lächeln, warf sich in die Brust, um die natürliche Majestät seiner Haltung komisch zu übertreiben, und sagte, mit der Hand auf Manara weisend, zu den andern: „Wenn wir ein Geschichtsbuch zur Hand nehmen, können wir lesen, daß seine Väter erschrocken den Buckel krümmten, wenn die Väter der ärmsten Fischverkäufer in Trastevere niesten.“ Der Scherz und der Mann gefielen Manara, so daß er mit Mund- und Augenwinkeln zu lächeln anfing, während er ihn mit unverhohlenem Wohlgefallen betrachtete; allein es kamen ihm sogleich wieder trübe Vorstellungen, und er sagte bitter, wenn auch ohne Unfreundlichkeit: „Jetzt niest es im Norden statt im Süden, aber krümmen und ducken müssen wir uns wie damals.“

Unterdessen hatte Garibaldi sein Pferd wieder bestiegen, grüßte die Mailänder Herren und sagte mit Bezug auf die ersten Worte, die gewechselt waren: „Ich bedaure für euch, daß es ist, wie ihr sagt; es muß etwas Trauriges sein, für eine gleichgültige Sache zu kämpfen“; worauf die beiden Gruppen sich trennten und Garibaldi mit den Seinigen weiter den Monte Mario hinaufritt. Es entspann sich sofort ein erregtes Gespräch über Manara, dessen Benehmen und Reden Daverio und Nino Bixio entrüstet hatten, während Mameli ihn zu verteidigen suchte, das aber Garibaldi mit den Worten abschnitt, Manara sähe aus wie ein Edelmann und wäre es

sicherlich; das Unglück seines Vaterlandes und sein eignes hätten wohl sein Gemüt verdüstert, man solle mit Leidenden nicht rechten.

Auf der Höhe des Berges angekommen, betraten sie den Park, der seine Stirn wie eine schwarze Krone umschlingt, und gingen durch Alleen von Zypressen und Steineichen bis zu der Plattform, von welcher aus der Blick das Meer der Stadt in seinen Grenzen umfaßt. Garibaldi trieb sein Pferd bis zum Rande vor und weidete seine Augen an dem Bilde Roms, das, die letzte Glut der Sonne verschlingend, in Purpur starrte. „Wer dieses Gipfels Herr ist, dem gehört Rom," sagte er zu den übrigen, die, nachdem sie sich umgesehen hatten, sich einige Schritte zurückzogen, weil sie wußten, daß Garibaldi es liebte, wenn große Entscheidungen bevorstanden, allein sich die Gestaltung des voraussichtlichen Schlachtfeldes einzuprägen. Sie holten aus einem nahegelegenen kleinen Wirtshause Wein, Brot und Käse und fingen, auf einem freien Platz gelagert, zu essen an, währenddessen Montaldi erzählte, in Amerika sei der Glaube allgemein gewesen, daß in der Nacht, die einer Schlacht vorhergehe, ein Dämon Garibaldi auf das Schlachtfeld führe, ihn alle Bewegungen des Feindes sehen lasse und ihm zeige, wie er sich halten müsse, um zu siegen.

Es verging eine geraume Zeit, bis Garibaldi sich wieder zu den Offizieren gesellte, die inzwischen ihren Imbiß beendet hatten; er aß noch etwas, wobei er nicht viel Zeit zu verlieren pflegte, und dann traten sie den Rückweg an in der Weise, daß der General, der schweigsam geworden war, voranritt und die andern langsamer folgten. Auf dem steinernen Treppenvorsprung vor der hochgelegenen Kirche Maria del Rosario saßen zwei augenscheinlich zur Kirche gehörende Geistliche, Männer mit dunkeln, scharfgeprägten Gesichtern, die die angenehme Lauheit des späten Abends genießen mochten und beim Anblick der vorüberreitenden Offiziere, mit der Hand grüßend, riefen: „Es lebe die Republik! Es lebe die republikanische Armee!" und ihnen aufmerksam nachsahen. Die Luft war weich vom Geruch der Akazien, die weißlich aus den schwarzen Baumgruppen am Wege schimmerten, der wolkenlose Himmel schien einen schönen Tag zu versprechen. Da aus dem dunkelblauen Dunste ein großer Stern wie ein Geharnischter des himmlischen Heeres in glitzernder Rüstung hervortrat, sagte Mameli hinaufdeutend: „Der Stern Italiens!" worauf alle mit dem Gefühle einer glücklichen Vorbedeutung nach oben und dann auf den weißen Mantel Garibaldis blickten, den die vom Ritt erregte Luft gelinde hob und lautlos bewegte.

Die Offiziere der mailändischen Bersaglieri waren meist untereinander befreundete, vermögende junge Herren, die sich aller glücklichen Kräfte ihrer Jugend erst recht bewußt geworden waren, seit sie nach Manaras Beispiel die Anstrengungen und Gefahren des Kriegslebens unter unglücklichen Umständen auf sich genommen hatten; der Feldzug gegen Oesterreich im Jahre 1848 war schlecht geleitet, das Heer mit dem Notwendigsten nicht versorgt, die unerfahrenen Offiziere fast ganz auf ihre Talente und Eingebungen angewiesen, mit unverhältnismäßiger Verantwortung belastet. Wie nun aber die aus Mailand und Savoyen ausgestoßene Truppe sich über die Apenninen nach Rom durchschlug ohne Mittel und Unterstützung, das war eine Leistung, die zeigte, wie erfolgreich die jungen Anführer, nament-

lich der Hauptmann Manara, sich selbst erzogen und die Soldaten geschult hatten.

Dem Luciano Manara ordneten sich alle unter, obwohl er nicht der älteste war, nicht nur in militärischen Dingen, wo es seine Stellung mit sich brachte, sondern auch im bürgerlichen Leben. Das war nicht dem Umstande zuzuschreiben, daß er verheiratet war und Kinder hatte, während die andern fast alle Junggesellen waren, vielmehr einem seelischen Uebergewichte; in ihm war kindlich arglose Gemütsart mit einem energischen Pflichtbewußtsein verbunden, dem er sich unbedingt opferte, und zwar hielt er für seine Pflicht, was nach seiner Lage und den Zeitverhältnissen das Schwerste war. Ein Trieb, von dem ihm selbst nichts bewußt war, zog ihn vom behaglichen Genusse fort dahin, wo Kampf und Mühe um etwas Großes war; während aber andre zwar im Drange des Augenblicks Opfer auf sich nahmen, aber bald erlahmten und sich wieder zu entziehen suchten, ließ er nicht nach, sondern eben das Herzblut, das eine Sache ihn kostete, band ihn immer fester an sie. Doch war er, wie seine Freunde, keineswegs leicht zu begeistern, außer für das, was herkömmlicherweise in seinem Umkreise lag, nämlich die Unabhängigkeit Mailands und etwa noch ein in edlen Formen ausgeprägter Gottesglaube, welcher letztere freilich hinter den gegenwärtigen Bedürfnissen der ringenden Vaterstadt zurücktrat.

Die Brüder Dandolo waren zarte Söhne einer frühverstorbenen Mutter und eines gelehrten Vaters, die Klugheit, Geschmack und Empfindung, aber weniger Kraft und Geschlossenheit besaßen. In der Luft eines vornehmen Daseins aufgewachsen und zu hohen Zielen erzogen, dachten und strebten sie niemals unedel; aber wie die Schiffer, die ein gebrechliches Fahrzeug haben und keine kühnen Steuerer sind, sich stets dicht an der heimischen Küste halten, so schreckten sie mißtrauisch vor fremdem und stärkerem Leben zurück, weil sie fürchten mußten, bei der Berührung sich selbst zu verlieren oder unterzugehen. Enrico, der ältere, hatte die Schönheit eines reizenden Mädchens, die, obwohl nur sich selbst und nichts andres bedeutend, auf unerschöpfliche Schätze der Seele schließen läßt. Er war tapfer und pflichttreu ohne Begeisterung, nur so, als ob es zum Spiel gehöre, wie er überhaupt alles, was er tat, in einem gefälligen, zwecklosen Spiel, das ihm Vergnügen machte, zu tun schien. Gefühl verriet er selten, doch lag zuviel davon in seiner Erscheinung und seinem Wesen, als daß er kalt hätte wirken können. Auch sein Witz, in dem viel Spottlust war, konnte nicht kränken, weil er im Grunde nur um der Anmut seines flüchtigen Daseins willen gemacht zu werden schien. Mit seiner zierlichen Eigenart erschien er jünger als Emilio, der sich auch als der ältere fühlte und betrug; er war ernster und sehr erregbar und leicht zu verstimmen, wie seine Gesundheit schwächer und empfindlicher war. Er liebte Manaras wunderschöne Frau, die, wie er selbst, den Keim einer tödlichen Brustkrankheit in sich hatte, ohne auf Gegenliebe zu hoffen, und ohne das unglückliche Gefühl zu bekämpfen, das sie ahnte, und das Manara völlig durchschaute. Alle drei hüteten das glühende Geheimnis, das sie eher inniger verknüpfte als trennte, da jeder dem andern uneingeschränkt vertraute; es kam vor, daß Emilio sich gereizt und unwillkürlich ungebärdig gegen Manara zeigte, dessen schonende Liebe

dadurch nicht erschüttert wurde. Rosagutti, Signoroni, Mancini gehörten gleichfalls wohlhabenden Familien an, die seit dem ersten unglücklichen Versuch Mailands, sich unter dem Schutze Savoyens von Oesterreich loszureißen, eine große patriotische Verschwörung bildeten, deren Ziel zunächst war, eine Gelegenheit abzuwarten und inzwischen an Oesterreich vorbeizuleben. Der jüngste von allen war der achtzehnjährige Morosini; seine Seele schwebte noch in einer goldenen Kindheitssphäre, die die Freunde als etwas Heiliges hüteten, in der sie sich nur mehr von außen spiegeln konnten, deren ungetrübte Vollkommenheit sie aber mit den guten und glücklichen Mächten des Daseins zu verknüpfen schien.

Unzutrennlich zu ihnen gehörte Alessandro Mangiagalli, Manaras Kutscher, der den Feldzug als gemeiner Soldat begonnen und bald den Unteroffiziersgrad erreicht hatte, und von dem man bei seiner Umsicht, Pünktlichkeit und Tapferkeit glaubte, daß er eine noch steigende Laufbahn vor sich habe. Er hatte von jeher ein besonders vertrauliches Verhältnis zu Manara und zu seinen Freunden gehabt, was teils in dem Umstande lag, daß er einige Jahre älter als sie war, sodann in seinem Wesen; er war zu allem zu gebrauchen, wußte immer Rat und Hilfe und war nie übler Laune, so daß er den jungen Männern fast unentbehrlich geworden war. Bildung besaß er keine, aber sein gefälliges Temperament und seine mannhafte Erscheinung kamen bis zu einem hohen Grade dafür auf. Er liebte Manara mit unbedingter Treue, aber tyrannisch und eigensinnig, wogegen Manara sich durch scharfes Hervorkehren seiner Herrschaftsstellung nicht immer erfolgreich zu wehren suchte.

Nach der Begegnung mit Garibaldi aßen die Freunde im Gasthof „zum Pavian" zu Nacht und sprachen von ihm, den keiner von ihnen zuvor, außer im Bilde, etwa in den groben Holzschnitten revolutionärer Blätter, gesehen hatte. Mangiagalli, der die Herren beim Essen bediente, machte, während er Wein einschenkte, die Bemerkung, er hätte nicht geglaubt, daß Garibaldi so schön wäre; er wäre unter den Menschen was der Löwe unter den Tieren, die die Nase in den Sand steckten, wenn sein Haupt wie die Sonne am Rande der Wüste aufginge. „Der Mann ist schön, aber sein Kleid ist mir zu bunt," sagte Manara kühl, und Enrico Dandolo fügte mit süß-lächelnden Augen und sanfter Stimme hinzu: „Mir gefällt der Mohr am besten; er ist zweifelsohne aus Afrika oder Amerika, während Garibaldi nur aus Nizza ist, geht halbnackt und hat vielleicht schon Menschenfleisch gefressen. Wäre noch ein Affe und ein Papagei dabei, so würde ich an dem Aufzuge nichts vermissen; das können die roten Jacken des Generalstabes nicht ganz ersetzen." Während die andern lachten, konnte Manara die Verstimmung, die ihn drückte, nicht verbergen. Es waren nämlich die Bersaglieri in Civitavecchia durch die Franzosen, die dort die Herrschaft an sich gerissen hatten, festgehalten und nur gegen das Versprechen freigelassen worden, vor dem 4. Mai in keinen Kampf gegen die Franzosen einzutreten, bis zu welchem Zeitpunkt Oudinot siegreich in Rom zu sein rechnete. Jetzt gestand Manara, daß er sich überlistet fühle: „Es hätte mich gelockt," sagte er, „neben diesem Garibaldi zu kämpfen, der allen Ruhm der Tapferkeit, der in Italien aufgeht, an sich zieht und mit einer Hoheit

erscheint, als müsse es so sein, und ihm und allen zu zeigen, daß es bei uns auch Soldaten gibt, die Mut und Ehre haben. Vielleicht habe ich nichts anderes gegen ihn, als daß ich ihn beneide, weil er das Recht hat, sich zu schlagen und ich zusehen muß. Ein blinder Narr war ich, dem Franzosen mein Wort zu geben; er hätte uns doch müssen ziehen lassen! War es nicht klar, daß er am 4. Mai schon alle Arbeit getan glaubte?" — „Mir war es klar," brummte Mangiagalli, „und ich sagte es auch; aber weil ich schweigen muß, wurden meine Worte zwar gehört, aber doch auch wieder nicht gehört, nämlich nicht in Betracht gezogen." — „Schweig," rief Manara zornig, „du bist auf der Stelle entlassen!" worauf Mangiagalli sich schnell auf den Hacken herumdrehte und der Tür zueilte, indem er rief: „Hurra! Ich laufe zum Garibaldi und kämpfe morgen mit!", aber von den jungen Leuten unter Gelächter ergriffen und zurückgebracht wurde. „Wärest du auch aus meinem Dienst entlassen," erklärte Manara, „so wärest du es doch nicht aus meiner Truppe. Aber du magst in Gottesnamen noch einmal bei mir bleiben, wenn ich auch froh wäre, der Verantwortung für einen so unzähmbaren Menschen ledig zu sein." „Ich fände auch wohl einen bequemeren Herrn," erwiderte Mangiagalli, „aber ich habe der gnädigen Frau bei meiner ewigen Seligkeit geschworen, für euch zu sorgen und über euch zu wachen; darum bleibe ich." Er konnte es nicht vertragen, wenn die häufigen Wortwechsel mit seinem Herrn abschlossen, ohne daß er als der letzte gesprochen hätte, und da Manara diese Eigenheit kannte und nicht dagegen aufkommen konnte, hatte er sich angewöhnt, den unausbleiblichen letzten Satz zu überhören.

Conrad Ferdinand Meyer und Friedrich Th. Vischer.

Als 1874 in der Zeitschrift „Die Literatur" (herausgegeben von P. Wislicenus) C. F. Meyers „Jürg Jenatsch" erschien, legte ich meinem Vater einige Nummern derselben auf den Tisch. Er war wenig dazu gestimmt. Ich bat ihn aber sehr, die markige Dichtung zu lesen, und das war von Erfolg, wie der zweite der hier (mit Bewilligung der Hinterbliebenen) veröffentlichten Briefe C. F. Meyers an ihn ersehen läßt.

Von der Witwe des Dichters erhielt ich durch die freundliche Vermittlung meines Züricher Kollegen R. Rahn Einsicht in die beiden Briefe meines Vaters, welche dem folgenden eingefügt sind. Mehr fand sich nicht von ihm im Nachlaß ihres Gatten. Ihr und Herrn Professor R. Rahn sage ich hiemit besten Dank.

Göttingen. R. Vischer.

Hochgeehrter Herr Professor!

Gestatten Sie mir, Ihnen dieses Exemplar meines „Winkelried“ anzubieten, als ein geringes Zeichen der Verehrung und des Dankes zugleich, den ich Ihnen schulde, wenn ich gleichwohl die Theilnahme, die Sie seiner Zeit dem Manuskripte erzeigt, vorzüglich nur der Rücksicht auf den Wunsch meines Freundes, Herrn Prof. Biedermanns [1]), zuzuschreiben habe.

Mit dieser Bitte verbindet den Ausdruck achtungsvollster Ergebenheit

Basel 1861, April. F. Meyer.

Kilchberg bei Zürich 27. November 1878.

Verehrter Meister,

Ihre Zusendung des „Auch Einer“ [2]) hat mir eine große und unerwartete Freude gemacht. Wenn ich Ihnen meine Sachen zusendete, so geschah es aus einem puren Gefühl der Dankbarkeit dafür, daß ich in manchen aesthetischen und auch ethischen Ungewißheiten in Ihren „Krit. Gängen“ [3]) und in Ihrem letzten Buche über „Goethes Faust“ [4]) Erleuchtung und Stärkung gefunden habe. — Als ich dann zufällig erfuhr, Sie hätten den „Jenatsch“ gelobt, war ich davon überrascht, nicht daß ich den Roman oder was es ist — trotz manchen Unzulänglichkeiten — für mißlungen halte, sondern weil ich mir dachte, daß Sie, nach Ihrer hohen und sichern Bildung, überall die strengsten Maßstäbe anlegen. Ich meine übrigens wohl besseres machen zu können — wenn ich nur zwanzig Jahre weniger hätte! Doch ich werde meine Ziele verfolgen, ohne sie zu erreichen.

Ihr liebes Buch werde ich, nach meiner Art, langsam und bedächtig lesen, seine ersten Zeilen haben mich recht herzlich lachen machen. —

Ich schicke Ihnen, mit Ihrer Erlaubniß, Jenatsch ed. 2.[5]) Er ist sorgfältig retouchirt. Neu ist besonders eine Stelle, Seite 61—62, Band II u. Kap. 12 Buch III.

In aufrichtiger Verehrung

Ihr C. F. M.

Dieser Brief steht auf einem Blatt, worauf C. F. Meyers Gedicht: „König Etzels Schwert“ gedruckt ist. Aus des Kaisers Waffensaal darf sich Ritter Hug ein Schwert wählen. Er nimmt das des Hunnenkönigs und mäht nun mit ihm die Feinde in der Schlacht. „Es schwelgt und trinkt || Bis spät die Sonne niedergeht || Und hinter rothe Wolken sinkt. ||| Und als er längst im Mondlicht braust, || Wird ihm der Arm vom Schlagen matt. || Er frägt das Schwert in seiner Faust: || „Schwert Etzels bist du noch nicht satt?“ — —

Dabei steht von Fr. Vischers Hand mit Bleistift geschrieben: „Der Mond geht auf mit fahlem Schein, || Schon ist sein Arm vom Schlagen matt, || Gehaun, gewüthet muß noch sein, || Noch immer ist das Schwert nicht satt“.

[1]) Des Züricher Theologen Alois Emanuel B.

[2]) Eine Reisebekanntschaft, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1878; 25. Auflage 1904.

[3]) Tübingen, Fr. Fues, 1844; N. F. Stuttgart, Cotta 1860—1873.

[4]) Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts, Stuttgart, Meyer und Zeller 1875.

[5]) Leipz., Haessel 1878.

Kilchberg bei Zürich 3. Dez. 1878.

Verehrter Herr,

ich danke für den 2. Band von A. E., der jetzt in meinen Händen ist, und glaube, daß Ihr Geschenk an den Rechten gekommen. Das in jeder Hinsicht geistreiche und individuelle Buch wird mich lange beschäftigen. Ich stehe jetzt in der Mitte der Novelle, die mir große Freude macht.

Freilich bin ich derselbe, der vor mehr als einem Jahrzehnt Ihnen meine Erstlinge, noch sehr plumpe Tastungen, zusendete. Es war mein jetzt seit Jahren in Stuttgart lebender Freund Rochat, der mir zuredete. Sie schrieben mir damals ein paar hübsche Zeilen, nicht zu wenig, noch zu viel.

Mit den besten Wünschen für Jahreswende und Anfang und in herzlicher Ehrerbietung

Ihr

C. F. M.

Kilchberg bei Zürich 12. Dez. 1879.

Verehrter Herr,

ich lasse das Jahr nicht enden, ohne Ihnen noch einmal herzlich und gründlich für die Zusendung Ihres jetzt schon so berühmten Buches A. E. gedankt zu haben. Es hat mir, obwol mir schon bis in alle seine Winkel bekannt, mit seinem unerschöpflichen Reichthum neuerdings als ein guter und tapferer Geselle durch ein langes, wenn auch gelindes Siechthum (Bruch des rechten Armes dicht an der Schulter infolge eines harten Sturzes aus dem Wagen* bis zu der Genesung treulich durchgeholfen. An einem so gedeihlichen Buche mäkle ich auch nicht ein bischen, es ist überhaupt meine Art nicht, stünde mir auch schlecht an einem Manne gegenüber tale che siete voi, sondern ich sage einfach: es ist gut, daß das Buch da ist. Nur eines erwähne ich, da es Sie vielleicht interessiert. Kinkel[1]) der sich A. E. von mir lieh, schrieb mir: „das Buch blitzt von Geist und hat mich überdieß ‚sterben gelehrt'". Omen absit!

Dieses Spätjahr war für mich sehr ereignißreich. Meine l. Frau hat mir ein Mädchen geboren, sehr mühsam in der That, aber das Kind ist gesund und die Mutter befindet sich recht leidlich. Ich habe die Oberstin Ziegler, meine Schwiegermutter, ersucht, Ihnen ein faire-part zu senden.

Nun noch ein schwerer Punkt. Ohne aufdringlich zu sein — darf ich um ein Urtheil über meine Novelle (Rundschau Nov. Dez. Jan.) bitten, natürlich zu meinem Privatgebrauch für die Buchform und meine künftigen Sachen. Seien Sie ruhig, ich zeige es keinem Menschen. Ich habe da mit meinen geringen Kräften ein bischen Shakespearisirt — geht es so oder nicht?

Ich muß schließen, meine noch schwerfällige Hand versagt mir meine Wünsche zur Jahreswende! In dankbarer Verehrung Ihr

C. Ferdinand Meyer.

* und dazu im Engadin, zwei Tagreisen von der Heimat entfernt.

[1]) Der Dichter und Kunsthistoriker.

Verehrter Herr!

Ich komme seit Monaten nicht auf's Museum, habe daher Ihre Novelle nicht gelesen, weiß das Versäumte nicht nachzuholen und könnte wohl die abgenommenen Nummern der Rundschau nicht zur Hand bekommen. Ich bin recht begierig, freue mich schon lang, wieder etwas von Ihnen zu sehen; höchst interessant wäre mir freilich, zu wissen, auf welchem Punkt einer Composition ein so bewährter Künstler, wie Sie, einen Skrupel hat, zweifle aber auch nicht, daß Sie auch ohne die Meinungsäußerung eines viel weniger Geübten die rechte Lösung finden werden. Ich hätte Lust, Sie zu bitten, daß Sie mir die bisher erschienenen Nummern leihen, aber ich könnte nicht versprechen, sie sogleich zu lesen, und Sie können dieselben ohne Zweifel weder kurze, noch lange Zeit entbehren.

Über meinen A. E. möchte ich einmal mit Ihnen sprechen können! Es würde einen unendlichen Brief geben, wenn ich Ihnen schreiben wollte, in welchen Beziehungen ich mir nicht gewiß bin, meine Sache recht gemacht zu haben, wie der Gedanke und Plan entstanden und gewachsen ist, dem Ding den Charakter eines Capriccio — denn das war ursprünglich die einfache Absicht — ganz abzustreifen. Man greift mit Grund am stärksten die Composition als solche an und man wird schon recht haben, nur darf man nicht sagen, es sei nicht komponirt; die Sparren sind sehr fleißig aufeinander gerichtet und ineinander verzapft, nur vielleicht eben auch sparrenhaft.† Da mir so Manches selbst zweifelhaft ist, so liegt mir nur das Eine am Herzen: ob man findet, daß jedenfalls Parthieen da sind, die das Etwas, das spezifisch Poetische aufweisen. Scene am Gotthardt-Fels, Arthur auf dem Wagstein, Traum am Schluß, habe ich immer gemeint, seien solche Proben, und kein Kritiker hat sie mit Nachdruck aufgezeigt.

Ich habe Ihnen zu condoliren und zu gratuliren. Die Anzeige der Geburt eines Mädchens erhielt ich richtig, und freue mich nun für Sie, daß Sie die Geduldprobe, die der leidige Unfall brachte, im Genuß des Vaterglücks leichter überstehen konnten. Höchst fatal, daß es gerade der rechte Arm sein mußte und daß vielleicht nicht zeitig genug ein Arzt zur Hand war; doch darf ich, da ihr Brief nichts Gegenteiliges enthält, annehmen, daß der Bruch gut eingerichtet ist und normal heilt; ich wünsche von Herzen baldige ganze Genesung.

Nächstens sammle ich vielleicht ältere und neuere Lyrica. Wenn's wird, werde ich seiner Zeit nicht verfehlen, sie Ihnen zu schicken.

Hochachtungsvoll grüßt

Ihr ergebener

Stuttgart, 25. Dez. 1879. Fr. Vischer.

† Womit ich nicht das Grundmotiv meine. Damit weiß ich mich zweifellos im Recht, daß ich den Nagel oder Dorn im Stiefel des Lebens einmal scharf aufs Korn genommen und zu einem tragischen Bild comprimirt habe.

Kilchberg bei Zürich 22. März 1881.

Verehrter Meister,

Mitlaufend eine Kleinigkeit. Sie haben wohl Heim[1]) gekannt. Ich nur sehr flüchtig. Die Allegorie mit dem „Lied" fiel meinem ästhet. Gewissen schwer; aber ich denke: wie in der Architectur eine Statue der „Gerechtigkeit" oder des „Handels" zuläßig ist, so ein „Lied" auf dem poet. Grenzgebiete der „Weihen" und „Bekränzungen". — Darf ich leise erinnern, daß Sie mir Ihre Lyrica versprochen haben. Mögen dieselben bald erscheinen! Bleiben Sie gesund! Hier ist dieses Frühjahr mörderisch. In Verehrung

Ihr

C. F. Meyer.

Kilchberg bei Zürich 16. Mai 1881.

Mit einer einzigen Zeile, verehrter Meister, sage ich Ihnen (gleich nach Lesung Ihres mir schon aus der Allg. lieben und sehr ausgezeichneten Keller-Artikels in „Altes und Neues" II[2]), welche große und unerwartete Freude mir zu Anfange desselben die Nennung und Bezeichnung meiner lit. Sachen gemacht hat. Ich werde — so viel an mir liegt — Ihrem Urteil Ehre machen.

Sonst bin ich gar nicht lobesdurstig und Lobes eigentlich auch nicht sehr bedürftig — doch es ist einmal nicht anders: Ihr Name hat für mich von jung an einen Nimbus gehabt und gewisse Grundbegriffe sind mir dann doch erst durch Ihre Ästhetik[3]) und deren Anwendung in den Krit. Gängen überzeugend und zwingend geworden.

Daher meine Freude

C. F. Meyer.

Kilchberg bei Zürich 1881, 12. Sept.

Verehrter Meister,

Darf ich Ihnen die Probebogen der 3. Auflage eines vollständig umgebildeten Jugendwerkes (Jugend relativ genommen) zusenden?[4]) Ihr Einfluß darauf ist sichtbar. Jenes Ihr Wort über den Zopf von Weimar: „Weniger schön wäre schöner" läßt mich nicht los. Es ist das Programm einer protestantischen Kunst, das Wort: „protestantisch" weit genommen.

Unverändert

Ihr

C. Ferd. Meyer.

Kilchberg bei Zürich, 5. Febr. 1882.

Mein Dank, verehrter Herr, für die freundl. Zusendung Ihrer „Lyr. Gänge"[5]) hat sich nur dadurch verspätet, daß ich — mit der Sammlung täglich umgehend — Ihnen im Geiste schon öfter und aus den verschiedensten

[1]) Den Komponisten und Kapellmeister in Zürich.
[2]) Zweites Heft, Stuttg. Bonz 1881.
[3]) Reutl. u. Leipz., Mäcken 1846—1858.
[4]) Huttens letzte Tage; Leipzig 1881.
[5]) Stuttg. u. Leipz., Deutsche Verlagsanst. 1882; 4. Aufl. 1904.

Standpuncten dafür gedankt habe u. nur jetzt mich zu wiederholen scheine, indem ich es schriftlich thue. Alles und Jedes ist gut darinnen* und interessant und gräbt einen neuen kleinen Zug in den Charakterkopf des Enkels P. Vischers.

Es ist und bleibt merkwürdig, daß derselbe Kopf mit denselben Nerven ein verwickeltes Nest methaphysischer Fragen correct und mühselig auseinander liest, welcher die verborgensten Werkstätten der schaffenden Phantasie belauscht, mit untrüglichem Blick die Umriße einer Shakespeareschen Gestalt endgültig feststellt und ein Stimmungslied, wie „Der erste Schnee" oder „Das Jugendthal" dichtet.

Lied, Stimmungsbild, leidenschaftliches Reiseblatt, Humoreske, in den zwei letzten Stücken die Antike — könnte unbedenklich „Mörike" gezeichnet werden — mangelte nicht diesem Poeten leider der männliche Untergrund, welchen Vischer voll besitzt, — wodurch dann wieder etwas Neues und durchaus Eigenes entsteht. Etwas Neues und durchaus Eigenes, das auf verwandte Naturen kräftigend und reizend wirkt und das in der Literatur nicht allein nur als intime und summarische Biographie des einzigen Ästhetikers, bei welchem intuitive und speculative Kräfte sich die Wage halten (nicht ganz, die intuitiven überwiegen), Geltung haben wird.

Treu-ergeben C. Ferd. Meyer.

* Neue „Lesart" ist nach meinem Gefühl ein bischen inhuman.

Verehrter Meister, mit der Zusendung von „Altes und Neues" III haben Sie mich gewaltig erfreut. Alles darin ist eigenthümlich und wertvoll, bes. pag. 200 u. folg. und die Stelle über Hamlet (372). — Auch die Lyr. Gänge (von der üblichen Wanderung von Freund zu Freund zurückgekehrt) beschäftigen mich täglich, um so mehr als ich eben daran bin, meine Lyrica zu sammeln. Ich freue mich — (ein bischen kindisch u. wol auch etwas verwegen) — auf den Augenblick, da Sie meine Gedichte in die Hand nehmen werden.

27. Mai 1882 Kilchberg C. F. M.

Meinen freundl. Dank, verehrter Herr, für Ihre gute Zeile. Mein Verleger hat Ihnen Tandems (Karl Spitteler in Neuville am Bielersee) Extramundana zugesendet. Wie ich höre, wird Keller in der „Rundschau" darüber berichten.

Ein gutes neues Jahr u. noch viele!

11. Dec. 1882. Ihr C. F. Meyer.

Kilchberg bei Zürich 20. Dez. 1882.

Verehrter Meister,

ein Wort der Klarstellung. Tandems, des Verfassers der Ihnen von meinem Verleger zugesendeten Extramundana [1]), ästhetisches Credo ist natürlich dem meinigen diametral entgegengesetzt, aber Tandem ist mein Lands-

[1]) Von C. Felix Tandem; Leipzig, Haessel 1883.

mann (daß ihn mein Verleger verlegt hat, tritt gänzlich zurück) u. ich werde einen Versuch machen (Tandem wird mich im Januar hier aufsuchen) ihn nach meinem Vermögen auf hellere Wege zu führen. Sein Wunsch war, mit der öffentlichen Meinung in Contact zu kommen u. diesen Wunsch habe ich nach meinen schwachen Kräften begünstigt.

Daß G. Keller über Extramundana in der Rundschau berichten wird, diese Notiz beruhte auf einer unleserlichen Briefstelle Häßels, meines und Tandems Verlegers. Es kann sein, es kann nicht sein, ich weiß es nicht.

Vergeben Sie meine Ängstlichkeit und Peinlichkeit in Feststellung der Wahrheit.

Und nun, noch einmal, alles Gute und Rechte.

Ihr C. F. Meyer.

7. Juli 1884.

Verehrter Meister,

Ihre neuste Zusendung freut mich, wie alles, was von Ihnen kommt, schon als Beweis, daß Sie meiner gedenken.

Das „schwäbische Lustspiel" [1]) gefällt mir ausnehmend. Mit scharfen und klaren Zügen u. sehr geschickt ist es geführt. Die schwäbischen Typen, an welchen ich immer meine Freude gehabt habe, stellt es unvergänglich u. freundlich fest. Das Stück macht einen sehr reinen Eindruck in der Sphäre guter Lustigkeit. Ich stelle es hoch.

„Und so fortan", schrieb Goethe an Zelter. Das tönt ein bischen geziert oder gar wie eine abergläubische Formel. Ich wüßte aber nichts besseres. Und so fortan!

Ihr C. F. Meyer.

Verehrter Herr!

Herzlichen Dank für die zwei schönen Gaben! Hutten — der alte edle Bekannte, — Hochzeit des Mönchs [2]) auch schon gelesen nach früherer gütiger Zusendung, beides mir dennoch gleich werth und kann durch Doppelbesitz umsomehr Lesern die Freude machen. Die Hochz. d. M. ist wieder wie haarscharf in Loth und Fuge gebaut und rund Form an Form gemeißelt, kein Wort zu viel, keines leer, keines Gemeinplatz. Eines setze ich hinzu: bei Fortsetzung des Motivs, Kreis in Kreis zu ziehen: Kreis, welchem erzählt, u. Kreis, von welchem erzählt wird, könnte doch kommen, daß die Leser schwierig werden. „Tief Schönes bemüht mühelos", — hier wächst noch eine Mühe zu: die Personen stets auseinander halten. In: Leiden eines Knaben [3]) (ganz ausgezeichnete Arbeit) u. hier: Hochzeit des Mönchs, noch ganz nur künstlerisch, feinstes Ineinanderfügen, Herüber- und Hinüberziehn, — aber vielleicht an der Grenze, wo eine zu bemühende Kunst anfienge.

Wünsche Lust, Glück, Kraft zum rüstigen Fortmachen mit bestem Gruß.

Stuttgart d. 28. Oct. 1884. Fr. Vischer.

[1]) Nicht Ia, Schwäbisches Lustspiel in drei Aufzügen von Friedrich Th. Vischer. Stuttgart, Bonz u. Comp., 1884; 2. Auflage 1904.

[2]) S. Novellen von C. F. M., II, Leipz., Haessel 1885, S. 1 ff.

[3]) Ebenda S. 167 ff.

Verehrter Meister,

ich wollte für Ihren, mir anläßlich des „Mönchs“ gegebenen Rat, nicht zu raffiniren, nicht danken, bevor ich ihn befolgt hätte. Nun habe ich es gethan in meiner eben beendigten Novelle: „Die Richterin“[1]. Hier ist ein ganz einfaches Geschehen. Dagegen befürchte ich ein allzu schweres Thema behandelt zu haben (Gewissen, Gerechtigkeit). Mir ist nicht ganz geheuer bei der Sache und ich will nur das Mscr. gleich an die Rundschau spediren, um die Gespenster los zu werden, u. mich dann, nach Ihrem Beispiele, an einem Lustspielchen zu erholen.

Zuerst aber will ich in die Höhe, so hoch, als einer kann, dem Weib und Kind und Magd an den Flügeln hangen, nach Splügen oder Bernhardin. — —

Bleiben Sie lange leben, verehrter Herr, für alle, die von Ihnen lernen.

Kilchberg bei Zürich 16. Juli 1885. Ihr C. F. Meyer.

Eben, verehrter Meister, habe ich über eine meiner Hecken hinweg, mich mit Frl. G. unterhalten, u. wir haben uns zusammen gefreut über das heute hier bei Ihren Freunden angelangte Festspiel[2]. Ich könnte es mir gar nicht schöner denken: es ist in seiner Art vollkommen und hat mich — ich schäme mich nicht, es zu sagen — tief gerührt.

— —

In diesem frostigen Frühjahr habe ich eine große Novelle für die Rundschau (Oct. Heft) beendigt oder nahezu; mir Mühe gegeben, und Freude daran gehabt — ich weiß jetzt noch nicht, ob ich etwas Gutes gemacht habe, doch wünschte ich wohl, daß es Ihnen gefiele.

Mögen Sie, theurer Meister, uns noch lange erhalten bleiben.

In herzlicher Ehrerbietung

Kilchberg bei Zürich 4. Juni 1887. Ihr C. F. Meyer.

Das buddhistische Kunstwerk.

Von **Karl Eugen Neumann** in Wien.

4. Dianoiologie.

Im Kunstwerk der Rede Gotamos fällt der Dianoiologie oder Erkenntnißlehre eine wichtige Aufgabe zu. Sie soll es dem Jünger möglich machen das Dasein nach seinen Grundlagen zu verstehn. Freilich handelt es sich dabei nicht um eine Entwicklungsgeschichte im landläufigen Sinne.

[1] S. Novellen von C. F. M., II, Leipz., Haessel 1885, S. 269 ff.

[2] Festspiel zur Uhland-Feier; Stuttgart, Bonz u. Comp., 1887.

Aufschlüsse über Anfang und Ende der Welt, über Seele und Leib, über Ewigkeit und viele ähnliche schöne Dinge, wie „die gewöhnlichen Priester und Asketen“ auch zu Gotamos Zeit mit Vorliebe sie gegeben, darf man nicht erwarten. Dergleichen ist kein Gegenstand der Anschauung, kann also im Rahmen eines Kunstwerks keinen Raum finden. Kommt gelegentlich Einer heran und richtet solche Fragen an Gotamo, so bedeutet ihm der Meister, daß er auf solche Fragen die Antwort schuldig bleiben müsse. Gotamo will keine Begriffe aufstellen, die unsere Denkform nicht zu fassen vermag, die keiner wirklichen Anschauung entsprechen, die genau betrachtet bloße Hirngespinste sind, zu deren Ausspinnung, einer müßigen Spielerei, übrigens kein Leben lang genug wäre. Nur was jeder Verständige selbst einsehn, selbst erkennen, selbst durchdenken kann stellt Gotamo dar, eine klar sichtbare Satzung.

Nun wäre es ja gewiß ein Irrthum zu vermeinen, die Erkenntnißlehre einer so klar sichtbaren Satzung müsse eben darum alsogleich einem jeden Verständigen einleuchten. Dazu bedarf es eines wiederholten Anblicks, bis man die dargestellten Dinge und Verhältnisse wirklich sehn und unterscheiden hat lernen. Man muß sich wieder allmälig daran gewöhnen die Worte nicht schon als Dinge zu betrachten, sondern als bloße Hülsen, aus denen die wirkliche Anschauung erst gewonnen werden kann. Eine mühsame Arbeit, ohne Zweifel; und unmöglich, wenn man Eile hat, rasch vorwärts kommen, den Inhalt überfliegen will: da reicht natürlich die Zeit nicht um die Worte der Satzung sich erst gehörig anzusehn, sie abzuwägen und zu prüfen, dann die Hülsen und Hüllen sorgfältig zu entfernen und den Inhalt reinlich auszulesen, sodaß man wissen könnte, wovon eigentlich die Rede ist. Vertrauen also, daß man um seine Mühe am Ende nicht etwa betrogen werde, ist Vorbedingung für den Verständigen. Eben darum sagt ja Gotamo gerade von seiner Erkenntnißlehre: „Gar tief ist diese Lehre, schwer zu entdecken, schwer zu gewahren, still, köstlich, unausdenkbar, innig, Weisen erfindlich: die wird man schwer verstehn ohne Deutung, ohne Geduld, ohne Hingabe, ohne Anstrengung, ohne Lenkung.“

Als Verhältniß von Grund und Folge und als Entstehung aus Ursachen stellt Gotamo seine Erkenntnißlehre dar. „Inwiefern kann man, o Herr,“ fragt ein Jünger, „als der Entstehung aus Ursachen kundig einen Mönch bezeichnen?“ Der Meister antwortet:

„Da hat ein Mönch diese Kenntniß: ›Wenn Jenes ist wird Dieses, durch die Entstehung von Jenem entsteht Dieses; wenn Jenes nicht ist wird Dieses nicht, durch die Auflösung von Jenem wird Dieses aufgelöst. Und zwar: aus Unwissen entstehn Unterscheidungen, aus Unterscheidungen entsteht Bewußtsein, aus Bewußtsein entsteht Bild und Begriff, aus Bild und Begriff entsteht sechsfaches Gebiet, aus sechsfachem Gebiet entsteht Berührung, aus Berührung entsteht Gefühl, aus Gefühl entsteht Durst, aus Durst entsteht Anhangen, aus Anhangen entsteht Werden, aus Werden entsteht Gebären, aus Gebären gehn Altern und Sterben, Schmerz und Jammer, Leiden, Trübsal, Verzweiflung hervor: also kommt dieses gesammten Leidensstückes Entwicklung zustande. Ist aber eben Unwissen ohne Reiz, ohne Ueberrest aufgelöst lösen sich Unterscheidungen auf, sind Unterscheidungen

aufgelöst löst sich Bewußtsein auf, ist Bewußtsein aufgelöst löst sich Bild und Begriff auf, ist Bild und Begriff aufgelöst löst sich sechsfaches Gebiet auf, ist sechsfaches Gebiet aufgelöst löst sich Berührung auf, ist Berührung aufgelöst löst sich Gefühl auf, ist Gefühl aufgelöst löst sich Durst auf, ist Durst aufgelöst löst sich Anhangen auf, ist Anhangen aufgelöst löst sich Werden auf, ist Werden aufgelöst löst sich Gebären auf, ist Gebären aufgelöst lösen sich Altern und Sterben, Schmerz und Jammer, Leiden, Trübsal, Verzweiflung auf: also kommt dieses gesammten Leidensstückes Auflösung zustande.« Insofern kann man als der Entstehung aus Ursachen kundig einen Mönch bezeichnen."

Die Glieder dieser Reihe sind immer eines aus dem andern entwickelt und so dem Verständniß erschlossen. Das sechsfache Gebiet umfaßt die sechs Sinne, Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack, Getast, Gedenken, ist die Bezeichnung dafür. Das Anhangen aber zerfällt ähnlich in fünf Stücke, die folgendermaaßen dargestellt werden. „Sind das, o Herr," fragt wiederum ein Jünger, „die fünf Stücke des Anhangens, als da ist ein Stück Anhangen an der Form, ein Stück Anhangen am Gefühl, ein Stück Anhangen an der Wahrnehmung, ein Stück Anhangen an der Unterscheidung, ein Stück Anhangen am Bewußtsein?" — „Das sind, Mönch, die fünf Stücke des Anhangens." — „Und diese fünf Stücke des Anhangens, o Herr," forscht der Jünger nun weiter, „wo wurzeln die?" — „Diese fünf Stücke des Anhangens, Mönch, wurzeln im Willen."

Die Erkenntnislehre Gotamos betrachtet dann diesen Willen genauer und näher und kommt zu dem Schlusse: „Alles Leiden wurzelt im Willen, stammt aus dem Willen: denn der Wille ist die Wurzel des Leidens." So mag nun der Meister den Jünger alsbald weiter noch den Willen kennen lehren: „Im Willen wurzeln alle Dinge"; und er kann ihn jetzt zu einem großen Ergebnisse gelangen lassen: „Eben durch den Willen wird der Wille verleugnet: denn ist durch den Willen die Heiligkeit erreicht, so ist der Wille danach gestillt." Diese Anschauung wird ausgeführt. „Wenn das Auge und die Formen, das Ohr und die Töne, die Nase und die Düfte, die Zunge und die Säfte, der Leib und die Tastungen, der Geist und die Dinge den Menschen bänden, dann gäb' es hier kein heiliges Leben zur vollkommenen Leidensvernichtung; da nun aber nicht das Auge und die Formen, das Ohr und die Töne, die Nase und die Düfte, die Zunge und die Säfte, der Leib und die Tastungen, der Geist und die Dinge den Menschen binden, es vielmehr der Wille ist, der aus je beiden hervorgeht: darum giebt es hier ein heiliges Leben zur vollkommenen Leidensvernichtung; Auge und Formen, Ohr und Töne, Nase und Düfte, Zunge und Säfte, Leib und Tastungen, Geist und Dinge bestehn, Wille danach besteht nicht, entbunden davon ist das Herz. Wenn ein schwarzer und ein weißer Ochse zusammengespannt sind, hält nicht der schwarze den weißen oder der weiße den schwarzen, das Joch hält sie beide zusammen."

Der Wille also, zeigt Gotamo, ist es, in dem das Anhangen, oder genauer: die fünf Stücke des Anhangens wurzeln. Diese Erkenntniß wurde vom Meister schon angedeutet, als er die Reihe von der Entstehung aus Ursachen entwickelt hat, wo er das Anhangen aus dem Durste hervorgehn

läßt. Er hat freilich dort, wo es auf die deutlichste und schärffste Prägung der Begriffe ankam, das Wort Wille, das im Indischen ganz wie bei uns das unermeßliche Gebiet aller bewußten und unbewußten Thätigkeit umschließt, nicht gebraucht, vielmehr Durst gesagt um eben mit diesem Worte den Inbegriff der ursprünglichen Willensäußerung zu bezeichnen: „aus Durst entsteht Anhangen". So kann denn auf der Grundierung, die wir bereits kennen, „Alles Leiden wurzelt im Willen", weiterhin von Gotamo ein mächtiger wirkendes Diptychon ausgeführt werden: »‚Was irgend an Leiden sich entwickelt ist alles aus Dürsten entstanden': das ist der eine Anblick; ‚Ebendieses Dürsten vollkommen restlos vernichten läßt kein Leiden entwickeln': das ist der andere Anblick.« Dieser andere Anblick ist aber nun nach innen gerichtet, gehört nicht mehr der Erkenntnißlehre zu, er gehört der Schauung an: in keine Worthülse, keine Denkform ist der Bronnen gefaßt, woraus, nach faustischer Sehnsucht, ein Trunk den Durst auf ewig stillt. Darum siegelt dann der Meister die noch wißbare Kennzeichnung mit dem Stämpel:

„Kein Dürsten nach dem Späterhin,
Dem Früherher nicht zugeneigt,
Inmitten unersinnbar sein:
So hat man vor sich kein Gesicht." —

Nachdem wir so zu sagen in den Mittelpunkt der Erkenntnißlehre einen Blick zu werfen versucht haben, wenden wir uns zur näheren Betrachtung einiger der Umrisse. Da sind es wohl die fünf Stücke des Anhangens, die zuerst eine etwas eingehendere Behandlung erfordern. Wieder sehn wir den Jünger an den Meister herantreten und hören ihn, wie wir selber es wollten, die Frage stellen: „Inwiefern aber, o Herr, kommt den Stücken die Bezeichnung Stücke zu?" Gotamo antwortet:

„Was es auch, Mönch, an Form giebt, vergangene, zukünftige, gegenwärtige, eigene oder fremde, grobe oder feine, gemeine oder edle, ferne oder nahe, ist ein Stück Form; was es auch an Gefühl giebt, vergangenes, zukünftiges, gegenwärtiges, eigenes oder fremdes, grobes oder feines, gemeines oder edles, fernes oder nahes, ist ein Stück Gefühl; was es auch an Wahrnehmung giebt, vergangene, zukünftige, gegenwärtige, eigene oder fremde, grobe oder feine, gemeine oder edle, ferne oder nahe, ist ein Stück Wahrnehmung; was es auch an Unterscheidungen giebt, vergangene, zukünftige, gegenwärtige, eigene oder fremde, grobe oder feine, gemeine oder edle, ferne oder nahe, ist ein Stück Unterscheidung; was es auch an Bewußtsein giebt, vergangenes, zukünftiges, gegenwärtiges, eigenes oder fremdes, grobes oder feines, gemeines oder edles, fernes oder nahes, ist ein Stück Bewußtsein. Insofern, Mönch, kommt den Stücken die Bezeichnung Stücke zu."

Mit diesem Grundriß versehn werden wir jetzt der weiteren Naturgeschichte der fünf Stücke des Anhangens, wie sie einer der erfahrenen Jünger genau nach den Worten des Meisters den Ordensbrüdern darstellt, vielleicht besser zu folgen verstehn. Sâriputto, der geistige Sohn Gotamos, spricht:

„Ist von innen das Gesicht, ihr Brüder, ungebrochen, und treten von außen die Formen nicht in den Gesichtskreis, so findet auch kein entsprechendes Ineinandergreifen statt, und es kommt zu keiner Bildung des entsprechenden Theiles Bewußtsein. Ist von innen das Gesicht, ihr Brüder, ungebrochen, und treten von außen die Formen in den Gesichtskreis, und es findet kein entsprechendes Ineinandergreifen statt, so kommt es auch zu keiner Bildung des entsprechenden Theiles Bewußtsein. Sobald aber, ihr Brüder, von innen das Gesicht ungebrochen ist, und von außen die Formen in den Gesichtskreis treten, und es findet ein entsprechendes Ineinandergreifen statt, kommt es also zur Bildung des entsprechenden Theiles Bewußtsein. Die Form, die dem so gebildeten eignet, stellt sich im Stück Anhangen an der Form ein, das Gefühl, das dem so gebildeten eignet, stellt sich im Stück Anhangen am Gefühl ein, die Wahrnehmung, die dem so gebildeten eignet, stellt sich im Stück Anhangen an der Wahrnehmung ein, die Unterscheidungen, die dem so gebildeten eignen, stellen sich im Stück Anhangen an der Unterscheidung ein, das Bewußtsein, das dem so gebildeten eignet, stellt sich im Stück Anhangen am Bewußtsein ein. Man versteht jetzt: ‚Das also ist die Einstellung, die Vereinigung, die Verbindung dieser fünf Stücke des Anhangens!‘ Und das Wort des Erhabenen lautet: ‚Wer die Enstehung aus Ursachen merkt, der merkt die Satzung: wer die Satzung merkt, der merkt die Entstehung aus Ursachen.‘ Aus Ursachen sind sie aber entstanden, diese fünf Stücke des Anhangens. Was bei diesen fünf Stücken des Anhangens Wille, Vergnügen, Bejahung, Behagen ist, das ist die Leidensentstehung; was bei diesen fünf Stücken des Anhangens Verneinung des Willensreizes, Verleugnung des Willensreizes ist, das ist die Leidensvernichtung. Insofern aber, ihr Brüder, hat ein Mönch viel geleistet.

„Ist von innen das Gehör, ihr Brüder, ungebrochen,
„Ist von innen der Geruch, ihr Brüder, ungebrochen,
„Ist von innen der Geschmack, ihr Brüder, ungebrochen,
„Ist von innen das Getast, ihr Brüder, ungebrochen,
„Ist von innen das Gedenken, ihr Brüder ungebrochen,

und treten von außen die Dinge nicht in den Denkkreis, so findet auch kein entsprechendes Ineinandergreifen statt, und es kommt zu keiner Bildung des entsprechenden Theiles Bewußtsein. Ist von innen das Gedenken, ihr Brüder, ungebrochen, und treten von außen die Dinge in den Denkkreis, und es findet kein entsprechendes Ineinandergreifen statt, so kommt es auch zu keiner Bildung des entsprechenden Theiles Bewußtsein. Sobald aber, ihr Brüder, von innen das Gedenken ungebrochen ist, und von außen die Dinge in den Denkkreis treten, und es findet ein entsprechendes Ineinandergreifen statt, kommt es also zur Bildung des entsprechenden Theiles Bewußtsein. Die Form, die dem so gebildeten eignet, stellt sich im Stück Anhangen an der Form ein, das Gefühl, das dem so gebildeten eignet, stellt sich im Stück Anhangen am Gefühl ein, die Wahrnehmung, die dem so gebildeten eignet, stellt sich im Stück Anhangen an der Wahrnehmung ein, die Unterscheidungen, die dem so gebildeten eignen, stellen sich im Stück Anhangen an der Unterscheidung ein, das Bewußtsein, das dem so gebildeten eignet, stellt

sich im Stück Anhangen am Bewußtsein ein. Man versteht jetzt: ‚Das also ist die Einstellung, die Vereinigung, die Verbindung dieser fünf Stücke des Anhangens!‘ Und das Wort des Erhabenen lautet: ‚Wer die Entstehung aus Ursachen merkt, der merkt die Satzung: wer die Satzung merkt, der merkt die Entstehung aus Ursachen.‘ Aus Ursachen sind sie aber entstanden, diese fünf Stücke des Anhangens. Was bei diesen fünf Stücken des Anhangens Wille, Vergnügen, Bejahung, Behagen ist, das ist die Leidensentstehung; was bei diesen fünf Stücken des Anhangens Verneinung des Willensreizes, Verleugnung des Willensreizes ist, das ist die Leidensvernichtung. Insofern aber, ihr Brüder, hat ein Mönch viel geleistet.“

An einer solchen Darlegung wird man zunächst die erstaunliche Geschicklichkeit merken, mit welcher sehr verschlungene Gedankengewebe sauber entknüpft und aufgelöst werden, bis man Faden um Faden in der Hand hat und die Zusammensetzung des Musters nach beiden Seiten begreift: gar nicht unähnlich dem Beginnen der kritischen Vernunft, wie es dreiundzwanzig Jahrhunderte später von Kant durchgeführt worden. Wenn aber schon die nicht minder scharfsinnige Behandlung der geistigen Flechtwerkzeuge und ihres Stoffes mit Recht unser Erstaunen erregt: wirklich überrascht ist man auch hier von der nahezu gleichen Ausdrucksweise mit Schopenhauer, wenn die Bedeutung der Zeichen und Worte zur Sprache kommt, sobald von den Dingen an sich die Rede ist, also vom Willen, von der Bejahung, von der Verneinung, und anderen wichtigen Begriffen, von denen Schopenhauer, als er sie durchaus selbständig angeschaut und vorgebracht hatte, noch nicht ahnen konnte, daß sie über zwei Jahrtausende vor ihm schon in schärfster Prägung aufgestellt waren, als reines Denkergebniß. Diese Verhältnisse erscheinen umso bemerkenswerther, als ja im übrigen die Form der Darstellung da und dort der Sachlage nach grundverschieden ist. Die gotamidische Rede ist immer gemessen, in der großen antiken Art, zuweilen auch als Kanon und Fuge, zuweilen auch lapidar gehalten, stets nur Sprache für das Ohr, Mittel zur Anschauung für den geistigen Blick: „nicht einen Ton“, heißt es, „reden die Meister unnöthig“. Darum muß eben so vieles nach einmaligem Anhören dunkel und dumpf bleiben, ob es gleich an sich klar und hell besteht. Der Denker der Gegenwart schreibt seine Kunde nieder, mit vielen Worten, mit vielen Werthen; der Denker der Vergangenheit hat seine Kunde mehr in die Herzen der Zuhörer niedergelegt. Jener schreibt ein Buch für alle; dieser spricht eine Rede für wenige. Jeder hat recht, in seiner Art. Aber das Buch, mit den vielen Worten, vielen Werthen, findet selten den wirklichen Kenner; während die lebendige Rede an die Zuhörer öfter von den tüchtigen innig bewahrt wird, so lange betrachtet wird, bis keine Stelle mehr dunkel bleibt. So wird auch die Darstellung der fünf Stücke des Anhangens, die wir einstweilen nur gehört haben, bei wiederholter Betrachtung allmählich Licht und Farbe annehmen. Wir wollen jetzt versuchen, das sechsfache Gebiet etwas näher kennen zu lernen, in welchem, wie bei der Entstehung aus Ursachen dargelegt wurde, die Berührung wurzelt, aus der das Gefühl hervorgeht und den Durst erzeugt, aus dem wir dann unsere fünf Stücke des Anhangens mit ihrem Gefolge erwachsen haben sehn. Das Gebiet der sechs Sinne wird also im Folgenden als das Gebiet der „sechs

durstsamen Reiche" gekennzeichnet: „das ist gesagt worden; und warum ist das gesagt worden?

„Durch das Gesicht und die Formen entsteht das Sehbewußtsein, der Einschlag der drei giebt Berührung, durch die Berührung ist das Gefühl bedingt, durch das Gefühl ist der Durst bedingt; durch das Gehör und die Töne entsteht das Hörbewußtsein, der Einschlag der drei giebt Berührung, durch die Berührung ist das Gefühl bedingt, durch das Gefühl ist der Durst bedingt; durch den Geruch und die Düfte entsteht das Riechbewußtsein, der Einschlag der drei giebt Berührung, durch die Berührung ist das Gefühl bedingt, durch das Gefühl ist der Durst bedingt; durch den Geschmack und die Säfte entsteht das Schmeckbewußtsein, der Einschlag der drei giebt Berührung, durch die Berührung ist das Gefühl bedingt, durch das Gefühl ist der Durst bedingt; durch das Getast und die Tastungen entsteht das Tastbewußtsein, der Einschlag der drei giebt Berührung, durch die Berührung ist das Gefühl bedingt, durch das Gefühl ist der Durst bedingt; durch das Gedenken und die Dinge entsteht das Denkbewußtsein, der Einschlag der drei giebt Berührung, durch die Berührung ist das Gefühl bedingt, durch das Gefühl ist der Durst bedingt. Sechs durstsame Reiche sind zu merken: wurde das gesagt, so war es darum gesagt."

Es werden uns nun weiter die Gänge und Pfade, Brücken, Stege und Warten auf dem sechsfachen Gebiete vom kundigen, sicheren Führer gezeigt. Er geht dabei vom bereits Bekannten und deutlich Geschauten aus, das er als Staffel gebraucht um alsbald die ferneren Reihen und Begriffe der Erkenntniß zu erreichen.

„Durch das Gesicht und die Formen entsteht das Sehbewußtsein, der Einschlag der drei giebt Berührung, durch die Berührung ist das Gefühl bedingt, was man fühlt nimmt man wahr, was man wahrnimmt unterscheidet man, was man unterscheidet sondert man ab, was man absondert tritt, dadurch bedingt, der Reihe nach als der Sonderheit Wahrnehmungen in den durch das Sehbewußtsein gehenden Formen vergangener, zukünftiger und gegenwärtiger Zeiten an den Menschen heran. Durch das Gehör und die Töne entsteht das Hörbewußtsein, der Einschlag der drei gibt Berührung, durch die Berührung ist das Gefühl bedingt, was man fühlt nimmt man wahr, was man wahrnimmt unterscheidet man, was man unterscheidet sondert man ab, was man absondert tritt, dadurch bedingt, der Reihe nach als der Sonderheit Wahrnehmungen in den durch das Hörbewußtsein gehenden Tönen vergangener, zukünftiger und gegenwärtiger Zeiten an den Menschen heran. Durch den Geruch und die Düfte entsteht das Riechbewußtsein, der Einschlag der drei giebt Berührung, durch die Berührung ist das Gefühl bedingt, was man fühlt nimmt man wahr, was man wahrnimmt unterscheidet man, was man unterscheidet sondert man ab, was man absondert tritt, dadurch bedingt, der Reihe nach als der Sonderheit Wahrnehmungen in den durch das Riechbewußtsein gehenden Düften vergangener, zukünftiger und gegenwärtiger Zeiten an den Menschen heran. Durch den Geschmack und die Säfte entsteht das Schmeckbewußtsein, der Einschlag der drei giebt Berührung, durch die Berührung ist das Gefühl bedingt, was man fühlt nimmt man wahr, was man wahrnimmt

unterscheidet man, was man unterscheidet sondert man ab, was man absondert tritt, dadurch bedingt, der Reihe nach als der Sonderheit Wahrnehmungen in den durch das Schmeckbewußtsein gehenden Säften vergangener, zukünftiger und gegenwärtiger Zeiten an den Menschen heran. Durch das Getast und die Tastungen entsteht das Tastbewußtsein, der Einschlag der drei giebt Berührung, durch die Berührung ist das Gefühl bedingt, was man fühlt nimmt man wahr, was man wahrnimmt unterscheidet man, was man unterscheidet sondert man ab, was man absondert tritt, dadurch bedingt, der Reihe nach als der Sonderheit Wahrnehmungen in den durch das Tastbewußtsein gehenden Tastungen vergangener, zukünftiger und gegenwärtiger Zeiten an den Menschen heran. Durch das Gedenken und die Dinge entsteht das Denkbewußtsein, der Einschlag der drei giebt Berührung, durch die Berührung ist das Gefühl bedingt, was man fühlt nimmt man wahr, was man wahrnimmt unterscheidet man, was man unterscheidet sondert man ab, was man absondert tritt, dadurch bedingt, der Reihe nach als der Sonderheit Wahrnehmungen in den durch das Denkbewußtsein gehenden Dingen vergangener, zukünftiger und gegenwärtiger Zeiten an den Menschen heran.

„Ist nun Gesicht, Form und Sehbewußtsein da, so darf man auf das Erscheinen der Berührung schließen, ist die Berührung erschienen, so darf man auf das Erscheinen des Gefühls schließen, ist das Gefühl erschienen, so darf man auf das Erscheinen der Wahrnehmung schließen, ist die Wahrnehmung erschienen, so darf man auf das Erscheinen der Unterscheidung schließen, ist die Unterscheidung erschienen, so darf man schließen, daß die der Reihe nach herantretenden Wahrnehmungen der Sonderheit erscheinen werden. Ist nun Gehör, Ton und Hörbewußtsein da; ist nun Geruch, Duft und Riechbewußtsein da; ist nun Geschmack, Saft und Schmeckbewußtsein da; ist nun Getast, Tastung und Tastbewußtsein da; ist nun Gedenken, Ding und Denkbewußtsein da, so darf man auf das Erscheinen der Berührung schließen, ist die Berührung erschienen, so darf man auf das Erscheinen des Gefühls schließen, ist das Gefühl erschienen, so darf man auf das Erscheinen der Wahrnehmung schließen, ist die Wahrnehmung erschienen, so darf man auf das Erscheinen der Unterscheidung schließen, ist die Unterscheidung erschienen, so darf man schließen, daß die der Reihe nach herantretenden Wahrnehmungen der Sonderheit erscheinen werden."

Die Wahrnehmungen der Sonderheit umfassen hier schon die Gesammtheit des Wahrnehmbaren, wie dieses der Reihe nach erscheint, vom Gröberen sich zum Feineren entfaltet und endlich in eine Spitze ausläuft, von der aus das Ende der Unterscheidung gleichwie der Sonderheit erschaubar wird. Im folgenden Stück ist die Anleitung hierzu gegeben.

„Nach völliger Ueberwindung der Formwahrnehmungen, Vernichtung der Reflexwahrnehmungen, Verwerfung der Vielheitwahrnehmungen erreicht der Mönch in dem Gedanken »Gränzenlos ist der Raum« das Reich des unbegränzten Raumes. Dem geht nun was er früher als Form wahrgenommen unter: unbegränzt als Raumsphäre zart empfundene Wahrheit entwickelt sich da, unbegränzt als Raumsphäre zart empfundene Wahrheit nimmt er eben da wahr. So kann durch Uebung die eine Wahrnehmung aufgehn, durch Uebung die andere Wahrnehmung untergehn. Das aber ist

Uebung. Weiter sodann erreicht der Mönch nach völliger Ueberwindung der unbegränzten Raumsphäre in dem Gedanken »Gränzenlos ist das Bewußtsein« das Reich des unbegränzten Bewußtseins. Dem geht nun was er früher unbegränzt als Raumsphäre zart empfundene Wahrheit wahrgenommen unter: unbegränzt als Bewußtseinsphäre zart empfundene Wahrheit entwickelt sich da, unbegränzt als Bewußtseinsphäre zart empfundene Wahrheit nimmt er eben da wahr. So kann durch Uebung die eine Wahrnehmung aufgehn, durch Uebung die andere Wahrnehmung untergehn. Das aber ist Uebung.“ — Nachdem der Jünger auf diese Weise Raum und Bewußtsein (dies, als der innere Sinn, ist Zeit) überwunden hat, erreicht er in dem Gedanken »Nichts ist da« die Nichtdaseinsphäre, oder die Aufhebung der Kausalität: „als Nichtdaseinsphäre zart empfundene Wahrheit entwickelt sich da, als Nichtdaseinsphäre zart empfundene Wahrheit nimmt er eben da wahr. So kann durch Uebung die eine Wahrnehmung aufgehn, durch Uebung die andere Wahrnehmung untergehn. Das aber ist Uebung.“ Das Stück schließt dann die geistige Entwicklung auf der Spitze der Wahrnehmung ab. „Sobald nun der Mönch da in sich wahrnimmt, kann er also immer weiter, immer weiter der Reihe nach bis an die Spitze der Wahrnehmung hinaufreichen. Steht er nun an der Spitze der Wahrnehmung, so sagt er sich: »Gedanken dulden bekommt mir schlechter, keine Gedanken dulden bekommt mir besser; wenn ich nun eben weiter denken und unterscheiden wollte, würde mir diese Wahrnehmung untergehn und eine andere, gröbere Wahrnehmung aufgehn: wie, wenn ich also eben nicht mehr zu denken und nicht mehr zu unterscheiden versuchte?« So denkt er eben nicht mehr und unterscheidet nicht mehr. Weil er nicht mehr denkt und nicht mehr unterscheidet, geht auch diese Wahrnehmung unter und eine andere, gröbere Wahrnehmung geht nicht auf: so kommt ihn Entschwinden an. Auf solche Weise kann der Reihe nach bei der Wahrnehmung das Schwinden mit klarem Bewußtsein zustande kommen.“

Wie nun der Denker allmälig das Unwissen als Anbeginn des Leidens weise verleugnet und verliert, die Unterscheidungen, erst die sprachlichen, dann die körperlichen und dann auch die geistigen, in das Bewußtsein eingehn läßt, das Bewußtsein in Bild und Begriff der Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart auf dem sechsfachen Gebiete mit Berührung, Gefühl und Durst, während sich diese der Reihe nach um das Anhangen anschließen, in sich einzieht um also gerüstet in unermüdlichem Kampfe endlich das Anhangen selbst aufzulösen und damit alle weitere Werdemöglichkeit, ist im nächsten Bruchstück mit zarten aber vollkommen kennbaren Umrissen angedeutet.

„Da hat irgend ein Asket oder Priester das Erforschen der Vergangenheit aufgegeben, das Erforschen der Zukunft aufgegeben, hat gänzlich die Bande des Begehrens abgestreift, hat die einsame Freude überwunden, hat das überweltliche Wohl überwunden, hat das leiblose, freudlose Gefühl überwunden und ‚Verglommen bin ich, erloschen bin ich, ohne Anhangen in mir‘ merkt er bei sich. Aber es erkennt der Vollendete: »Dieser liebe Asket oder Priester hat das Erforschen der Vergangenheit aufgegeben, hat das Erforschen der Zukunft aufgegeben, hat gänzlich die Bande des Begehrens abgestreift, hat die einsame Freude überwunden, hat das überwelt-

liche Wohl überwunden, hat das leidlose, freudlose Gefühl überwunden und ‚Verglommen bin ich, erloschen bin ich, ohne Anhangen in mir‘ merkt er bei sich. Freilich hat dieser Ehrwürdige von dem Pfade gesprochen, der zur Erlöschung eben hinleitet. Und da ist denn dieser liebe Asket oder Priester der Erforschung der Vergangenheit doch etwa anhänglich angehangen, der Erforschung der Zukunft doch etwa anhänglich angehangen, den Banden des Begehrens doch etwa anhänglich angehangen, der einsamen Freude doch etwa anhänglich angehangen, dem überweltlichen Wohle doch etwa anhänglich angehangen, dem leidlosen, freudlosen Gefühle doch etwa anhänglich angehangen: und daß nun dieser Ehrwürdige ‚Verglommen bin ich, erloschen bin ich, ohne Anhangen in mir‘ bei sich merkt, das eben kann diesem lieben Asketen oder Priester als Anhangen gelten. Aber das ist unterschiedlich, schwerfällig; und es giebt doch eine Auflösung der Unterscheidungen, das giebt es«: in solcher Gewißheit, eingedenk dieser Entrinnung, geht der Vollendete darüber hinaus. Da hat denn der Vollendete den unvergleichlichen höchsten Friedenspfad auferschlossen, das heißt der sechs Sinnesgebiete Aufgang und Untergang, Labsal und Elend und Ueberwindung der Wahrheit gemäß verstehn und ohne Anhangen ledig sein.“

Der Jünger will nach solcher vorbereitenden Kennzeichnung der Wegespuren erfahren, wie die Erscheinungen und Verhältnisse, die ihn ankommen, je nach dem Wirken auszulegen sind, was sie zu bedeuten haben. Darum fragt er späterhin:

„Was ist nun, o Herr, bei der Form Labsal, was Elend, und was Ueberwindung? Was ist beim Gefühl, bei der Wahrnehmung, bei den Unterscheidungen, beim Bewußtsein Labsal, was Elend, und was Ueberwindung?“

„Was da, Mönch, Wohl und Erwünschtes der Form gemäß geht, ist bei der Form Labsal; was als Form vergänglich ist, wehe, wandelbar, ist bei der Form Elend; was bei der Form Verneinung des Willensreizes ist, Verleugnung des Willensreizes, ist bei der Form Ueberwindung. Was da, Mönch, Wohl und Erwünschtes dem Gefühle, der Wahrnehmung, den Unterscheidungen, dem Bewußsein gemäß geht, ist dabei Labsal; was als Gefühl, als Wahrnehmung, als Unterscheidung, als Bewußtsein vergänglich ist, wehe, wandelbar, ist dabei Elend; was beim Gefühle, bei der Wahrnehmung, bei den Unterscheidungen, beim Bewußtsein Verneinung des Willensreizes ist, Verleugnung des Willensreizes, ist dabei Ueberwindung.“

„Wie aber können, o Herr, einen Wissenden, wie einen Sehenden, bei allen äußeren Eindrücken auf diesen mit Bewußtsein behafteten Körper da, der Ichheit und Meinheit Dünkelanwandlungen nicht ankommen?“

„Was es auch, Mönch, für eine Form sei, vergangene, zukünftige, gegenwärtige, eigene oder fremde, grobe oder feine, gemeine oder edle, ferne oder nahe: alle Form ist, der Wahrheit gemäß, mit vollkommener Weisheit also angesehn: »Das gehört mir nicht, das bin ich nicht, das ist nicht mein Selbst.« Was es auch für ein Gefühl, was es auch für eine Wahrnehmung, was es auch für eine Unterscheidung, was es auch für ein Bewußtsein sei, vergangenes, zukünftiges, gegenwärtiges, eigenes oder fremdes, grobes oder feines, gemeines oder edles, fernes oder nahes: alles Gefühl, alle Wahrnehmung, alle Unterscheidung, alles Bewußtsein ist, der Wahrheit gemäß,

mit vollkommener Weisheit alsoangesehn: »Das gehört mir nicht, das bin ich nicht, das ist nicht mein Selbst.« So können, Mönch, einen Wissenden, so einen Sehenden, bei allen äußeren Eindrücken auf diesen mit Bewußtsein behafteten Körper da, der Ichheit und Meinheit Dünkelanwandlungen nicht ankommen."

Nun könnte wohl Einer vermeinen, der sechste Sinn, das Gedenken oder der Geist, stände etwa hinter den fünf Stücken des Anhangens, sei das beharrende Ich, gleichsam der ewige Pfeiler, um den sich alle flüchtigen Erscheinungen dieser wandelnden Welt gruppieren und drehn. Aber das sechsfache Gebiet umfaßt ja auch den sechsten Sinn: auch er ist bloße Erscheinung, oder mit Kant zu reden: nur logisches Subjekt des Denkens aber nicht reales Subjekt der Inhärenz, „von welchem wir nicht die mindeste Kenntniß haben, noch haben können, weil das Bewußtsein das einzige ist, was alle Vorstellungen zu Gedanken macht, und worin mithin alle unsere Wahrnehmungen, als dem transscendentalen Subjekte, müssen angetroffen werden, und wir, außer dieser logischen Bedeutung des Ich, keine Kenntniß von dem Subjekte an sich selbst haben, was diesem, so wie allen Gedanken, als Substratum zu Grunde liegt." Es ist auch beim sechsten Sinn ebensowenig ein Ich oder ein Mein zu finden wie bei den anderen fünf Sinnen. „Denn das Ich ist zwar in allen Gedanken", dürfen wir weiter mit Kant erläutern, „es ist aber mit dieser Vorstellung nicht die mindeste Anschauung verbunden, die es von anderen Gegenständen der Anschauung unterschiede. Man kann also zwar wahrnehmen, daß diese Vorstellung bei allem Denken immer wiederum vorkommt, nicht aber, daß es eine stehende und bleibende Anschauung sei, worin die Gedanken (als wandelbar) wechselten." Gotamo nun wendet seinen Lehrsatz, „Das gehört mir nicht, das bin ich nicht, das ist nicht mein Selbst", desgleichen auf den Geist an und sagt:

„‚Der Geist ist das Selbst', eine solche Behauptung, die kann nicht angehn; beim Geiste wird ein Entstehn und Vergehn wahrgenommen; wobei nun aber ein Entstehn und Vergehn wahrgenommen wird, muß Einer ‚Mein Selbst entsteht und vergeht' als Ergebniß gelten lassen; darum geht es nicht an ‚Der Geist ist das Selbst' zu behaupten: somit ist der Geist nicht das Selbst. — ‚Die Gedanken sind das Selbst', eine solche Behauptung, die kann nicht angehn; bei den Gedanken wird ein Entstehn und Vergehn wahrgenommen; wobei nun aber ein Entstehn und Vergehn wahrgenommen wird, muß Einer ‚Mein Selbst entsteht und vergeht' als Ergebniß gelten lassen; darum geht es nicht an ‚Die Gedanken sind das Selbst' zu behaupten: somit ist der Geist nicht das Selbst, sind die Gedanken nicht das Selbst. — ‚Das Denkbewußtsein ist das Selbst', eine solche Behauptung, die kann nicht angehn; beim Denkbewußtsein wird ein Entstehn und Vergehn wahrgenommen; wobei nun aber ein Entstehn und Vergehn wahrgenommen wird, muß Einer ‚Mein Selbst entsteht und vergeht' als Ergebniß gelten lassen; darum geht es nicht an ‚Das Denkbewußtsein ist das Selbst' zu behaupten: somit ist der Geist nicht das Selbst, sind die Gedanken nicht das Selbst, ist das Denkbewußtsein nicht das Selbst. — ‚Die Denkberührung ist das Selbst', eine solche Behauptung, die kann nicht angehn; bei der Denkberührung wird ein Entstehn und Vergehn wahrgenommen; wobei nun aber ein Entstehn und Vergehn wahrgenommen wird, muß

Einer ‚Mein Selbst entsteht und vergeht‘ als Ergebniß gelten lassen; darum geht es nicht an ‚Die Denkberührung ist das Selbst‘ zu behaupten: somit ist der Geist nicht das Selbst, sind die Gedanken nicht das Selbst, ist das Denkbewußtsein nicht das Selbst, ist die Denkberührung nicht das Selbst.“

So weist denn der Meister das sechsfache Gebiet und somit den Bewußtseinsinhalt als durchaus vergänglich, wehe, wandelbar auf, als uneigen, ohne Selbst, da Keiner, wie es weiter heißt, selbstherrlich bestimmen kann: „So soll mein Bewußtsein sein, so soll mein Bewußtsein nicht sein.“ Wir sehn kein Ich, wohl aber das Verhältniß von Grund und Folge vor uns. „Aus was für einem Grunde Bewußtsein entsteht, gerade durch diesen und nur durch diesen kommt es zustande. Durch das Gesicht und die Formen entsteht Bewußtsein: gerade ‚Sehbewußsein‘ kommt da zustande. Durch das Gehör und die Töne entsteht Bewußtsein: gerade ‚Hörbewußtsein‘ kommt da zustande. Durch den Geruch und die Düfte entsteht Bewußtsein: gerade ‚Riechbewußtsein‘ kommt da zustande. Durch den Geschmack und die Säfte entsteht Bewußtsein: gerade ‚Schmeckbewußtsein‘ kommt da zustande. Durch das Getast und die Tastungen entsteht Bewußtsein: gerade ‚Tastbewußtsein‘ kommt da zustande. Durch das Gedenken und die Dinge entsteht Bewußtsein: gerade ‚Denkbewußtsein‘ kommt da zustande. Gleichwie etwa Feuer, aus was für einem Grund es brennt, gerade durch diesen und nur durch diesen zustande kommt: durch Holz wird es genährt und gerade ‚Holzfeuer‘ kommt da zustande, durch Reisig wird es genährt und gerade ‚Reisigfeuer‘ kommt da zustande, durch Heu wird es genährt und gerade ‚Heufeuer‘ kommt da zustande, durch Dünger wird es genährt und gerade ‚Dungfeuer‘ kommt da zustande, durch Spreu wird es genährt und gerade ‚Spreufeuer‘ kommt da zustande, durch Kehricht wird es genährt und gerade ‚Kehrichtfeuer‘ kommt da zustande: ebenso nun auch kommt Bewußtsein, aus was für einem Grund es entsteht, gerade durch diesen und nur durch diesen zustande. Durch das Gesicht und die Formen entsteht Bewußtsein: gerade ‚Sehbewußtsein‘ kommt da zustande. Durch das Gehör und die Töne entsteht Bewußtsein: gerade ‚Hörbewußtsein‘ kommt da zustande. Durch den Geruch und die Düfte entsteht Bewußtsein: gerade ‚Riechbewußtsein‘ kommt da zustande. Durch den Geschmack und die Säfte entsteht Bewußtsein: gerade ‚Schmeckbewußtsein‘ kommt da zustande. Durch das Getast und die Tastungen entsteht Bewußtsein: gerade ‚Tastbewußtsein‘ kommt da zustande. Durch das Gedenken und die Dinge entsteht Bewußtsein: gerade ‚Denkbewußtsein‘ kommt da zustande.“

Aus diesem Bewußtsein, das hier in seine einfachen Bestandtheile zerlegt ist, ist die Welt zusammengesetzt, alles bestanden. „Alles will ich euch zeigen, ihr Mönche: was ist alles? Das Auge und die Formen, das Ohr und die Töne, die Nase und die Düfte, die Zunge und die Säfte, der Leib und die Tastungen, das Denken und die Dinge: das heißt man, ihr Mönche, alles.“ Darum aber eben ist „bewußt sein siech sein, bewußt sein bresthaft sein, bewußt sein schmerzhaft sein“: und „es giebt eine Freiheit, höher als diese sinnliche Wahrnehmung.“ Bewußt sein ist ein Uebel, der Strafe des Verbrechers vergleichbar, morgens, mittags und abends je hundert Hiebe. Ecce vita. So mag denn der Jünger als Ziel der Erkenntniß-

lehre das Bewußtsein wohl zu fassen verstehn lernen, ohne anzuhangen unerschütterlich werden. Wie aber wird man ohne anzuhangen unerschütterlich?

„Da hat Einer als erfahrener heiliger Jünger das Heilige gemerkt, ist der heiligen Lehre kundig, der heiligen Lehre wohlzugänglich, hat das Edle gemerkt, ist der Lehre der Edlen kundig, der Lehre der Edlen wohlzugänglich und betrachtet die Form nicht als sich selbst, noch sich selbst als formähnlich, noch in sich selbst die Form, noch in der Form sich selbst. Nun wandelt sich ihm seine Form um, verändert sich. Wie sich ihm die Form umwandelt und verändert, dreht sich ihm das Bewußtsein um den Wandel der Form nicht herum. Ohne Herumdrehn um den Wandel der Form gehn Erschütterungen, wie es die Dinge mit sich bringen, nicht hervor, umspannen ihm nicht das Herz. Weil ihm das Herz nicht umspannt ist, kommt ihn kein Zittern, keine Qual, kein Verzagen an: und ohne anzuhangen wird er nicht erschüttert. Das Gefühl, die Wahrnehmung, die Unterscheidungen, das Bewußtsein betrachtet er nicht als sich selbst, noch sich selbst als bewußtseinähnlich, noch in sich selbst das Bewußtsein, noch im Bewußtsein sich selbst. Nun wandelt sich ihm sein Bewußtsein um, verändert sich. Wie sich ihm das Bewußtsein umwandelt und verändert, dreht sich ihm das Bewußtsein um den Wandel des Bewußtseins nicht herum. Ohne Herumdrehn um den Wandel des Bewußtseins gehn Erschütterungen, wie es die Dinge mit sich bringen, nicht hervor, umspannen ihm nicht das Herz. Weil ihm das Herz nicht umspannt ist, kommt ihn kein Zittern, keine Qual, kein Verzagen an: und ohne anzuhangen wird er nicht erschüttert. Also wird man ohne anzuhangen unerschütterlich."

Ein solcher Jünger, der das Unwissen also verloren hat, den keine Unterscheidung täuschen, kein Bild und Begriff mehr trügen kann, „hat das Bewußtsein weise durchschaut, Ruhe und Klarsicht weise vollendet, Wissen und Erlösung weise verwirklicht; um Sein und Nichtsein steht er nicht an, fragt er nicht mehr, sicher geworden." Deuten kann er sich nun den Stämpel des Meisters:

„Hier im Bewußtsein steht das All:
Wer das vollkommen hat 'erkannt,
Er kennt ihn wohl, wie dort er steht,
Enthaftet, also hingelangt."

Die letzte Erkenntniß, mit der jetzt das innen erlebte Verständniß der Entstehung aus Ursachen abschließt, ist aber gar sehr verschieden von gewissen Schwärmereien und Gefühlsäußerungen und großartigen Entzückungen, wie z. B. der Upanischaden über das Alleine, die Weltseele, den Urgeist und dergleichen mehr. Dem Jünger, der zum Meister heranreift, reicht die endlich erworbene Erkenntniß gerade aus um „schon bei Lebzeiten sich vollkommen wohl zu fühlen", „zufrieden zu sein schon in dieser Zeit", „um säliger Gegenwart zu genießen": nicht mehr und nicht weniger. Wenn man bedenkt, daß unser Schopenhauer beinahe ernstlich vermeint hat: „Ganz glücklich, in der Gegenwart, hat sich noch kein Mensch gefühlt; er wäre denn betrunken gewesen", so darf man jenes gotamidische Ergebniß immerhin mit als recht merkwürdiges Ziel einer Erkenntnißlehre verzeichnen.

Das Ende der Kaufmannszeit.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Die volkswirtschaftliche Parole des älteren Liberalismus hieß: Jedermann ist Kaufmann! Der Bauer, der Handwerker, der Künstler ist Kaufmann! Sie alle tragen ihre Getreidesäcke, Stiefel oder Bilder zu Markte. Wer am besten verkaufen kann, der soll der Herr sein! Das war der Sieg des Kaufmannsgedankens an sich. Inzwischen aber vollziehen sich Abwendungen von dieser wirtschaftlichen Weltanschauung, die wir verstehen lernen müssen, um zu wissen, was um uns herum vorgeht. Es vollzieht sich die Zurückdrängung der Kaufmannsgesinnung durch eine andere wirtschaftliche Grundidee, für die es ein ganz zutreffendes Wort noch nicht gibt. Es meldet sich „das Prinzip einer neuen wirtschaftlichen Periode“. Wir haben es vor uns, wenn wir folgende Schriften gemeinsam zur Hand nehmen:

Handbücher und allerlei Berichte über das Genossenschaftswesen (beispielsweise das Jahrbuch des Zentralverbandes der Konsumvereine);
die Denkschrift des Grafen Posadowsky über die industriellen Kartelle;
den Jahresbericht der freien Gewerkschaften der Arbeiter (im Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften);
das Buch von Fanny Imle über Tarifgemeinschaften.

Zunächst erscheinen diese Schriften als nicht zusammengehörig. Es ist auch in ihnen vieles, was unter sich nicht harmonisch ist, aber wer scharf zusieht, bemerkt in ihnen allen: *der einzelne will aufhören, Kaufmann zu sein, weil er es nicht mehr sein kann!* Auch der Arbeiter will aufhören, seine Arbeitskraft selber auf eigene Rechnung und Gefahr zu verkaufen. Deshalb hält er sich einen Verbandssekretär, der die Verkaufsbedingungen für ihn feststellt. Seine Verbände sind im Kern ebenso Verkaufsverbände wie die ländlichen Genossenschaften und die Kartelle der industriellen Unternehmer.

Jeder ist Kaufmann! Das war der Sinn des Wortes „freie Konkurrenz“. Jeder darf so billig verkaufen als er will, darf bis an die äußerste Untergrenze des Preises hinuntersteigen, wo er selbst kaum noch liefern kann, darf mit Schaden verkaufen, darf die Qualität der Waren verschlechtern, soweit es denkbar ist, er darf durch Unterbietung aller seiner Mitbewerber sich besserstellen wollen. Diese Freiheit war von vornherein sehr gefährlich für die Güte aller Erzeugnisse, denn bei dem allgemeinen Ringen um den billigsten Preis gehen leicht die feineren Arbeiten zu Grunde. Die bessere Treue in der Herstellung lohnt sich nicht, wenn der mühelose Schund auch ungefähr ebenso niedrig bezahlt wird. Es muß also Gegengewichte gegen die Herabdrückung der Preise geben, wenn nicht die Leistung von Stufe zu Stufe sinken soll. Diese Gegengewichte suchte der ältere Liberalismus im Willen der Käufer, die gar keine schlechten Massenwaren kaufen sondern für bessere Arbeiten auch gern mehr Geld ausgeben wollen. Und in der Tat gibt es zahlreiche Fälle, wo dieses Gegengewicht völlig ausreicht. Ueberall dort, wo das kaufkräftige Publikum imstande ist, die Ware zu beurteilen, erzwingt es sich, wenn nicht gute, so doch erträgliche Leistungen. Aber wie eng ist der Umkreis der Waren, bei denen die Käufer und Käuferinnen sofort mit Hand und Auge feststellen können, was an ihnen

ist! Als Beispiel diene ein gewöhnlicher Massenartikel wie das kohlensaure Wasser. Jeder kennt es, wer aber kann bestimmen, wo es anfängt unwürdig zu werden? Die einkaufende Frau liest auf einem Plakat: „Drei Flaschen Selters für 10 Pfennig und zwei Flaschen Limonade für 15 Pfennig." Wenn es eine Frau ist, die mit den Groschen rechnen muß, so leuchtet ihr das ein, und sie trägt etwas nach Hause, das überhaupt kein Geld wert ist. Dieser kleine Vorgang aber wiederholt sich tausendfach und durch seine Wiederholung wird die Gewöhnung an bessere Waren überhaupt verhindert. Die oberen Schichten der Bevölkerung zwar bringen es fertig, sich relativ ordentliche Leistungen zu erzwingen, aber die Menge des Volkes wird nach dem Wahlspruch versorgt: billig und schlecht; großer Umsatz, kleiner Nutzen! Man gehe durch die Kaufläden der Arbeitergegenden und sehe dort, wie vielerlei und wie viel sachlich wertloses Zeug gekauft und verkauft wird! Ein großer Teil des mühsam erworbenen Lohnes wird durch unverständigen Ankauf verschleudert. Es genügt, folgende Artikel zu nennen: Kinderkleider, Spielsachen, Möbel, Getränke. Nicht als wollten wir vom Arbeiter verlangen, daß er bescheidener sein soll! Im Gegenteil, er soll seine „verfluchte Bescheidenheit" abwerfen, durch die er für sein gutes Geld kurzlebigen Schund erhandelt, er soll anspruchsvoll werden als Käufer und gute Ware verlangen. Das aber kann er als einzelner gar nicht, denn für ihn allein schafft kein Krämer und kein Warenhaus etwas Besseres an, das seinen Geldverhältnissen entspricht. Die Käufer müssen ihre Vereinzelung aufgeben und sich zu Kaufgemeinschaften zusammenschließen, das heißt: sie müssen ihren Einkauf an einen Beamten übertragen. Erst dann werden sie auf dem Markte beachtet werden. Um das Gegengewicht gegen die verschlechternde Tendenz, die in der freien Konkurrenz enthalten ist, zu schaffen, muß der Satz: „Jeder ist Kaufmann" dahin erweitert werden: Einkaufsrechte sind übertragbar und können genossenschaftlich ausgeübt werden.

Dasselbe aber gilt im Gebiete des Verkaufs. Dort bedeutete die freie Konkurrenz, daß alle Verkäufer im beständigen Wettbewerbe sich unterbieten sollten. Wer aber kann es den Beteiligten verdenken, wenn sie sich eines Tages zurufen: Wir wollen uns nicht gegenseitig ruinieren!? Wenn beispielsweise an einem Orte von mittlerer Größe drei Zeitungen um die Gunst des parteilosen Publikums ringen, so kann es eine Kräfteverteilung geben, bei der alle drei sich bis zur Ohnmacht erschöpfen, wenn sie nicht gewisse Minimalsätze für Annoncen und Abonnements entweder stillschweigend festhalten oder offen vereinbaren. Das aber ist der Anfang eines Verkaufsverbandes, dessen letztes Ende ist, daß die drei sich ihre Existenz gegenseitig garantieren, jede weitere Konkurrenz gemeinsam zu töten sich verpflichten und sich auch als Einkäufer von Telegrammen, Annoncenaufträgen und Arbeitskräften als Einheit betrachten. Die Luft des Geschäftslebens ist jetzt voll von derartigen Plänen. In allen Arbeitszweigen werden Verkaufsstatuten fertig gemacht. Die Sammlung von Statuten industrieller Kartelle, die Graf Posadowsky herausgegeben hat, gehört zu den wichtigsten und interessantesten Dokumenten unserer Zeit. Da haben wir in nüchternster Form den hundertfältigen Beweis, daß es die Hersteller zahlloser Waren nicht mehr für möglich halten, ihre eigenen Verkäufer zu sein, sondern daß sie sich mit aller Gewalt zu

einem System gedrängt fühlen, bei dem sie einen Teil ihrer Verkaufsrechte auf einen gemeinsamen Generalvertreter übertragen. Am reinsten durchgeführt ist das neue System bei den sogenannten schweren Industrien, weil es hier formell leichter ist, gemeinsame Verkaufsbedingungen herzustellen, aber den Drang nach Verkaufsvereinigungen spürt man bis in die leichtesten Fertigfabrikationen hinein, und was vor allem wichtig ist: die Fabrikanten selbst gewöhnen sich so sehr an den Gedanken, nicht mehr „frei" handeln zu dürfen, daß man sich im Privatgespräch mit dem einen oder anderen von ihnen an den Kopf faßt und fragt: Wie kann nur die Tradition der Zeit des einzelnen, der seines Glückes Schmied sein sollte, so bald und so gründlich vorbei sein!

Es ist nicht nötig zu sagen, daß die beständig wachsenden ländlichen Genossenschaften auf dieselbe Weise zu erklären sind. Der Bauer war nie besonders begeistert von der Idee, daß jedermann Kaufmann sein müsse, denn er fühlte stets, daß er den Handel nur unvollkommen verstand und daß deshalb der Händler stärker war als er. Nun fängt er an, seine Milch und sein Vieh gemeinsam zu verkaufen, und gewöhnt sich ohne Mühe an die Auffassung, daß die Genossenschaft ihm Vorschriften zu machen hat, wann, wie und in welcher Qualität er zu liefern hat. Und ähnlich ist es beim Arbeiter. Er konnte von dem Gedanken, der freie Verkäufer seiner Arbeitskraft zu sein, nicht übermäßig freudig bewegt sein, da ihm jeder praktische Versuch zeigte, daß er gar nichts zu handeln habe, sondern nur die Arbeit zu den feststehenden Bedingungen annehmen oder ablehnen könne. Sein einziges kaufmännisches Mittel war, sich der Arbeit zu entziehen, wenn sie nicht lohnend war. Aber gerade dieses Mittel bedeutet in der Hand des vereinzelten gar nichts und wird erst eine Waffe, wenn es von einem Verkaufsverband aufgenommen wird. Juristisch zwar verkauft der einzelne Arbeiter seine Arbeit, denn er schließt den Kontrakt, das heißt er sagt zu den vorliegenden Bedingungen Ja, in Wirklichkeit aber steht hinter den einzelnen die Gewerkschaft, die sich darüber äußert, ob diese Bedingungen erträglich sind oder nicht.

Wir sehen also, daß der Stahlwerksbesitzer, der Bauer und der Arbeiter in gleicher Weise sich ihre Verkaufssekretäre bezahlen und sich einer Verfassung unterordnen, bei der sie Stahl, Milch oder Arbeit nur zu den gemeinsam festgesetzten Bedingungen abgeben. In allen diesen Fällen zeigt sich erst im Laufe der Zeit, wieviel mit dem Eintritt in den Verband aufgegeben wurde. Ist der Verband einmal in Gang und hat seine ersten Kinderkrankheiten überwunden, so ist er eine Größe, der sich die einzelnen gar nicht mehr entziehen können. Der Bauer kann gar nicht mehr ohne den Verband Milch in die Großstadt schicken, sobald einmal der ganze Handel auf Verband eingerichtet ist. Der einzelne Industrielle wird geschäftlich zerdrückt, wenn er sich dem System der Gemeinsamkeit entwinden will, und der Arbeiter der gut organisierten Berufe muß Gewerkschaftler sein, wenn er nicht als Paria behandelt werden will. In fabelhaft kurzer Zeit haben sie aufgehört, überhaupt noch Privatverkäufer sein zu können. Gleichzeitig aber gewöhnen sich dieselben Leute, auch als Einkäufer von Kohlen, Düngemitteln, Kolonialwaren gemeinsam vorzugehen. Und das Ende von dem allen? Das menschliche Einzelwesen hört auf, von sich zu sagen, daß es

Kaufmann ist! Es ist Produzent, Konsument und Mitglied eines Produzenten- und eines Konsumentenverbandes. Darin besteht das kommende neue Wirtschaftssystem, von dem wir nicht behaupten, daß es schon fertig ist und daß es je ganz fertig werden wird, aber dessen Charakter sich schon heute sehr deutlich vom Charakter der vorhergehenden Periode abhebt.

Das Subjekt des Handels in Ware oder Arbeit ist innerhalb des neuen Systems der Verband. Das aber ändert auch das Wesen des Handels selber. Ueberall dort, wo von Verband zu Verband gehandelt wird, hat man das Bestreben, sich für längere Fristen alles einzelne Feilschen zu ersparen. Tausend verschiedene kleine Akte des Handelns rücken zu einem einzigen Akte zusammen. Beispielsweise wird der Kohlenpreis schon heute behandelt wie eine Gesetzesvorlage. Der Arbeitspreis der gut organisierten Buchdrucker läßt sich an einem fertigen Tarife ablesen. Es entstehen feste Verhältnisse. Noch ist die Entwickelung zu neu, als daß die Festigkeit bis jetzt eine große sein könnte. Noch wechseln alle Preise und Abmachungen, aber man denke sich nur um 10 Jahre in das jetzige System weiter hinein, so wird man von selbst fühlen, daß dann manche jetzige Kurzfristigkeit sich in Langfristigkeit verwandelt haben muß, weil die miteinander handelnden Körper stabil werden und gegenüber ihren Aktionären und Mitgliedern allzu lebhafte Schwankungen gern vermeiden werden. Es scheint, als ob die abendländische Welt, nachdem sie eine Zeitlang alles als Handelsware betrachtet hat, nun dessen müde sei, und daß sie das Handeln im kleinen und einzelnen noch viel mehr ausschalten wird, als wir es heute ahnen. Einen gewissen Eindruck, wie dieses allmähliche Ausschalten des Einzelhandels um Arbeit und Arbeitsbedingungen vor sich geht, gibt das im Anfang dieses Aufsatzes schon erwähnte Buch von Fanny Imle (Gewerbliche Friedensdokumente, Jena 1905). Hier sieht man in fast erschlaffender Einförmigkeit den Tarifvertrag im kleinen und mittleren Gewerbe sich erheben. Unternehmer und Arbeiter haben es satt, sich um die Arbeitsbedingungen im Einzelfall und in unregelmäßigen Zwischenräumen zu streiten und vereinbaren deshalb ihre beiderseitigen Kaufs- und Verkaufsbedingungen für zwei Jahre oder drei Jahre oder bis auf Kündigung u. s. w. Manche dieser Verträge sind geradezu Musterleistungen von Kasuistik (Aufstellung von Regeln für alle denkbaren Fälle). Je länger es Tarifverträge gibt, desto einfacher wird der Handel um ihre Erneuerung, denn es handelt sich dann nur noch um den weiteren Ausbau und im Notfall um eine einmalige Machtprobe beider beteiligten Verbände. Man kann deshalb diese Tarifverträge als das eigentliche Merkzeichen unserer wirtschaftlichen neuen Organisierung ansehen. Ihnen zur Seite stehen die zahlreichen Lieferungsverträge von Verkaufs- und Verwertungsgesellschaften, Konsumvereinen und anderen Einkaufsgesellschaften. Die Gesamtheit von vielen derartigen Verträgen ist die Zukunft, soweit man sie heute sehen kann. Ob man das Sozialismus nennen will oder nicht, ist Geschmackssache. Es hat mit dem älteren sozialistischen Ideal das gemeinsam, daß es sich um Regelung der Produktion und um Ueberwindung des Individualismus handelt, aber es fehlt der einheitliche demokratische Zug, der im sozialistischen Ideal enthalten ist.

Rundschau.

Tolstoi und der Staat[1]).

Das westliche Europa blickt nach Rußland mit gemischten Gefühlen. Ist zur Zeit infolge der inneren Schwäche, der Armut und Revolution Rußland kein aktueller Gegenstand kriegerischer Kombinationen, da man weder Angriffe von dort her zu befürchten noch Bündnisse mit Rußland für bedeutsam zu halten hat, so lenken sich umsomehr zwei andere Gefühlsrichtungen dorthin; die eine entspringt dem Geiste der Spekulation, die andere ist reines menschliches Mitgefühl oder Interesse an großen Entwicklungsvorgängen und Krisen.

Der Spekulationsgeist, welcher sich mit Rußland eingelassen hat oder einzulassen gedenkt, befindet sich in einem fieberartigen Zustande. Die festen Punkte, welche jede in Zahlen sich ausdrückende Berechnung nötig hat, sind sowohl in sachlicher als auch in persönlicher Hinsicht zur Zeit kaum zu finden. Zar, Witte, Großfürsten einerseits, revolutionäre Köpfe anderseits! Weit ausgedehnte natürliche Werte des Landes einerseits, Verkehrsschwierigkeit, Geldmangel, Mangel an stetigem Arbeitsgeist anderseits. Es stehen sich eine schlechte Regierung und ein regierungsunfähiges Volk gegenüber. Dem Volke fehlt es an lokaler und provinzieller Organisation, was für jede Art selbständigen Vorgehens in Rußland ebenso nötig wäre, wie das in dem revolutionären Frankreich der Fall war. Es fehlt ihm auch an staatlich und politisch geschulten Köpfen. Die entscheidenden gesellschaftlichen Kreise befinden sich in Rußland nicht wie seiner Zeit in Frankreich in den Städten sondern auf dem Lande. Die wenigen Städte können das breite Land nicht mit sich fortreißen und die Städte selbst tragen einen überwiegend agrarischen Charakter. Diese und andere Verhältnisse sind es, welche dazu führen, daß die russische Militärmacht, welche im Krieg versagt hat, als polizeiliche Institution zur Herstellung der Ordnung im Innern doch auszureichen scheint. Und es hat gegenwärtig den Anschein, als sollte trotz einiger provinziell bedeutsamer Vorstöße im ganzen doch das alte romanowsche Rußland die Krise überdauern.

Einer der bedeutsamsten Faktoren bei Neuerungen ist die Kirche. Sie ist in Rußland so sehr nach der Schablone der Regierung eingerichtet und befindet sich in einem so tief abergläubigen Kulturstande, daß sie sich nicht eignet, die Keime des Fortschrittes zu sammeln, zu pflegen und zu fördern. In ihrer Grundtendenz gleicht die russisch-orthodoxe Kirche vielmehr dem Mohammedanismus als dem Christentum, sie ist Staatskirche, macht alles mit, was die Regierung tut und will, läßt Heiligenbilder drucken und geht nicht auf die eigentlichen Sorgen des Volkes ein. Die Kirche ist zwar wohl überall das Musterinstitut einer protomorph-archaischen Anpassungsfähigkeit, nirgends aber ist sie es in dem Maße wie im heutigen Rußland. Wenn also auch von dieser Seite sicherlich kein Antrieb des Fortschrittes zu erwarten ist, so bleibt es bei dem gegenwärtigen Stande, das heißt die russische Frage wird durch das Militär, also nicht durch eine geistige sondern eine physische Gewalt entschieden. Gelingt es der wankenden, aber immer noch bestehenden Regierung, sich wieder in der alten Form zu befestigen, so wird es nicht ausbleiben, daß diese Regierung, die gegenwärtig vor der ganzen Welt so gedemütigt dasteht, in ganz kurzer Zeit wieder die alten Künste mit Erfolg anwenden wird, wodurch auch ein innerlich kraftloser und morscher Staat sich anderen gegenüber doch als die furchterregende Großmacht geriert. In Washington wurde dazu schon erfolgreicher Anfang gemacht. Selten hat wohl ein Besiegter so dreist die Rolle des Siegers gespielt wie dort. Und

---

[1]) Die im vorigen Hefte dieser Zeitschrift gegebene Beleuchtung der russischen Verhältnisse durch Herrn Professor Grimm in St. Petersburg ist dem Verfasser dieses Aufsatzes erst nach Ablieferung des Manuskriptes bekannt geworden. Es besteht demnach keinerlei Beziehung zwischen den beiden Betrachtungen. P.

nicht lange wird es dauern, so werden wir alle offiziell dazu angelernt werden, die Größe Rußlands, die Klugheit seiner Regierung und die Macht seines Militärs zu bewundern und man wird wieder das arme Volk beklagen und nichts tun, um ihm aufzuhelfen.

Ist nun ein solches Vorgehen für die Zukunft mit großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten und werden dynastische Interessen und Gläubigerrechte auf solche Weise am meisten gesichert, so wird doch auch dann die Stimme nicht verstummen, welche die wahren, ethischen, wirtschaftlichen, menschlichen Interessen des russischen Volkes vertritt. Bezeichnend für den Kulturzustand Rußlands im Vergleiche zu demjenigen des vorrevolutionären Frankreich ist das Fehlen einer reiferen Einsicht in die staatlichen Dinge. Rußland hat kaum einen Rousseau, noch weniger einen Montesquieu. Der russische Rousseau ist heute noch immer der alte Tolstoi, der ganz kürzlich noch einmal über die russische Lage sich hat vernehmen lassen. Das neueste Schriftchen Tolstois „Eines tut not" ist zwar wie sein ganzes Werk an die Adresse aller Welt gerichtet und beleuchtet die russische Frage nur nebenbei und beispielsweise, aber es kommt dieser Aufschrei doch aus echt russischer Seele und er richtet sich doch im Grunde hauptsächlich an Russen.

Wir haben von Tolstoi weder eine allgemeine Staatslehre noch ein Lehrbuch der Politik zu erwarten. Seine Persönlichkeit hat sich der Welt in ihrem höchst eigentümlichen Charakter längst fest eingeprägt. Er ist der wärmste, wahrste und geistvollste Apostel der Liebe — freilich gelegentlich auch des Hasses — und wohin ihn auch jeweils seine besonderen Studien gelenkt haben, das Ergebnis alles Nachdenkens ist bei ihm immer dasselbe: „Meidet die Gewalt! Liebt Euch!" In dieser Beharrlichkeit liegt die Größe seines Charakters, in der Art, wie er es versteht, immer neu diese große Wahrheit des Christentums den fühlenden Seelen aller Nationen nahe zu bringen, liegt der unendliche Zauber der Wirksamkeit dieses ungewöhnlichen Menschen, den man lieben muß, mehr als man ihm im Einzelnen zustimmen kann und der über die Millionen streitsüchtiger, gewinnsüchtiger, von Leidenschaften aller Art zerwühlter Menschen auch jetzt wieder, mit sinkender Kraft freilich, den wunderbaren Zauber dieses großen Gebotes und seiner tiefsten Lebensüberzeugung ausgießt. Tolstoi ist bis zum heutigen Tag der geniale Gemütsmensch geblieben, als welcher er vor 40 Jahren seine großen Romane und dann nach der großen inneren Umwälzung seine zahlreichen religiösethischen Schriften verfaßte. Er schreibt nicht, weil er will, sondern weil er muß. Der Dämon kommt von Zeit zu Zeit über ihn, reißt ihn vom Pflug weg an den Schreibtisch und gibt ihm dann die feurigen Worte ein, die immer zünden, auch wenn sie nicht überzeugen. Was ihn also treibt, das ist ein hohes und großes menschliches Gefühl, der innerliche, empfindungsstarke Widerstand gegen die Greuel, Roheiten, Verlogenheiten und Dissonanzen, welche sich andauernd rings auf dem Erdball bei allen Völkern, vor Allem aber bei den sogenannten Kulturvölkern abspielen. Ein tiefer Ekel an Allem, was groß *tut* und gering *ist* und ein fast instinktives Reagieren gegen alles Gewaltsame im menschlichen Zusammenleben, das ist die negative Seite seiner Grundstimmung und eine echte Liebe für Alle, die in Not und Elend ehrlich arbeiten sowie der Drang ihnen zu helfen, das ist die positive Seite seines Wesens. Tolstoi ist wie alle Gefühlsmenschen leicht zu kennen, denn er gibt sich fast unbewußt Jedermann, wie er ist und verbirgt seinen Haß so wenig wie seine Liebe. Wem gilt nun vor Allem sein Haß? Niemand Anderem als den Regierenden und zwar ohne Unterschied der Nation und der Verfassung. Jede Regierung ist ihm die unberechtigte Gewalttat einer Minorität gegenüber der Majorität und das Schlimmste dabei ist ihm der Umstand, daß solches Unrecht durch die Anwendung von allerhand herkömmlichen Kunstgriffen sich mit dem Schein des Rechtes und der Zweckmäßigkeit umgibt.

Bei Vielen hat Tolstoi, der Mensch und Künstler, solch festen Sitz im Herzen gewonnen, daß man auch seinen Leidenschaften — und das sind Liebe und Haß — fast ohne Prüfung sich anschließt. Es ist auch mir lange Zeit nicht anders gegangen und auch heute noch sehe ich in ihm einen starken Ausdruck einer gesunden Reaktion der menschlichen Natur gegen Alles, was die sogenannte Kultur von Ungesundem mit sich bringt. Seine Konzentration auf dasjenige, was ihm jeweils als das Wichtigste erscheint und worin er den einzigen Weg der Besserung für uns Alle sieht, bringt es freilich mit sich, daß er mit rücksichtsloser Entschiedenheit verneint, was seinem Ideal eines brüderlichen Zusammenlebens Aller zu widerstreben scheint. So hat er Kunst, Wissenschaft, Kirche und Staat und was sich sonst noch als Kulturelement geriert, längst verworfen und so fordert er auch jetzt wieder alle Völker zu passivem Ungehorsam gegen die Regierungen auf. Er verneint den Staat in jeder Form, wie er auch Kirche und Gesellschaft verneint hat.

Gegen diese Haltung Tolstois kann man nun natürlich nicht mit wissenschaftlichen Begründungen aufkommen. Daß der Staat dazu da sei, die Akte der Willkür, Grausamkeit, Rache 2c., welche dem Menschen des Naturzustandes überall eigentümlich sind, zu mildern oder zu verhüten, daß der Staat Recht setzt und schützt, um den natürlichen Kriegszustand in einen friedlichen umzuwandeln, daß der Staat durch soziale Gesetze und Verwaltung den Schwachen gegen den Starken schützt, alle diese Behauptungen der modernen Staatslehre des westlichen Europa, bekämpft Tolstoi mit eiserner Konsequenz. Er sieht nur die Greuel und das Unrecht, welches durch die Staatsgewalt oder unter ihrer Beihilfe zu Zeiten im Großen, fortwährend und überall aber im Kleinen begangen werden und deshalb verneint er den Staat rundweg. Die Position eines Bekämpfers der Tolstoischen Lehre, seiner Verneinung der Kultur und seiner Bejahung der Religion nach den Grundideen des Confucius, Laotse, Buddha und Jesus, ist eine verzweifelt schwierige. Den überzeugenden Nachweis dessen zu liefern, was durch den Staat und die Kultur überhaupt an positiven Werten der Menschheit zu teil geworden ist, das ist eine Aufgabe, mit der Einer nicht fertig wird. Was schlechte Regierungen verdorben und versäumt haben, ist noch leichter feststellbar, als was gute Regierungen gefördert haben. Hier eröffnet sich eine Notwendigkeit der Abrechnung, welche, schriftlich gefaßt, Bibliotheken füllen müßte, wenn sie gründlich erfolgen sollte und auch wenn es gelänge, ein objektives Gericht allen Regierungen der Welt zu halten, so wäre noch zu würdigen, ob denn der Standpunkt des Richters selbst einwandfrei sei. So meint es Tolstoi auch nicht. All seine Anklagen gegen den Staat bis zu dieser letzten herab wenden sich nicht in erster Linie an die kritische Vernunft sondern an das Menschlichkeitsgefühl. Und in diesem Punkte kann man ihm nur von ganzem Herzen zustimmen. Es ist sein großes, einziges Verdienst, die Stimme der Empörung gegen Alles im Staat und durch den Staat geübte Unrecht bis ans Ende seines Lebens laut und deutlich vernehmen zu lassen, aber es fehlt diesem Rousseau, wie gesagt, der ergänzende Montesquieu.

Die Zukunft des russischen Staates wird durch Tolstoi aus ihrer Fragwürdigkeit nicht gelöst. Tolstoi rettet sein Gewissen dadurch, daß er alle Regierungen gleichmäßig anklagt. Nichts liegt näher, als daß hierauf die russische Regierung erwidert: Gut, wenn die andern auch nicht besser sind als wir, so können wir ja bleiben wie wir sind. Daß die gegenwärtige Regierung zur Zeit in grausamer Weise ihr Dasein behauptet und verteidigt, wird ihr zudem noch durch die von den erregten Massen ausgehenden Gewalttaten fast zur Not gemacht. Stelle man sich auf Tolstois Standpunkt und fordere vor Allem mehr Liebe, weniger Eigennutz und Gewalt — man hat damit einen sicheren Boden, aber man darf

sich damit nicht begnügen. Das Gebot der Liebe ertönt seit zweitausend Jahren im christlichen Europa und dennoch blieb es den Völkern und ihren Regierungen nicht erspart, andauernd und mit ebensoviel Energie wie Scharfsinn sich auf Regeln zu besinnen, welche die Lebensverhältnisse im Einzelnen zu bestimmen hatten, Einrichtungen zu schaffen, welche die Anwendung dieser Regeln garantieren und die im Staate vorhandenen individuellen Kräfte so zusammenzufassen und zu lenken, daß sie es vermöchten, die gemeinsamen Interessen des Verkehrs, des Landbaus, des Gewerbes, der Gesundheit, der Erziehung durch praktisch vernünftige Einrichtungen, durch eine zweckmäßige Verbindung von Staats- und Selbstverwaltung zu fördern. Die von Tolstoi geforderte Liebe müßte sich in dem öffentlichen Leben Rußlands ebensogut wie anderwärts in Form von Gemeinsinn und der wirklichen Herstellung nützlicher Einrichtungen praktisch betätigen. Man muß sich der fortreißenden Gewalt der Persönlichkeit Tolstois widersetzen, besonders wenn es gilt, zu bestimmen, wo denn in diesem edlen und großen Strome des Gefühls Halt zu machen sei und die Tat einzusetzen habe. Soll die Tolstoische Lehre Nutzen bringen und nicht nur Aergernis und neue Gewalttaten erregen, so muß der an Tolstoi anschließende neue und künftige Reformator Rußlands ernstlich daran gehen, für Rußland zu tun, was in der kritischen Zeit für Frankreich Montesquieu gethan hat. Es gilt vor Allem die Formen zu finden, in welche der russische Absolutismus künftig sich umzuwandeln hat. Die bestehende russische Staatsverfassung ist eine Barbarenstaatsverfassung, welche nur darauf berechnet ist, das Allernötigste für die Gesamtheit zu leisten und dafür der kleinen Gruppe regierender Leute ganz unerhörte Vorteile zu bieten. Es ist vielleicht diejenige Verfassung, in welcher Rußland am leichtesten den Schein der Größe bei innerer Armut und Schwäche bewahrt. Ein sehr repräsentativer Hof in einer glänzenden Hauptstadt ist geeignet, die Diplomaten der fremden Nationen in einen solchen Dusel von Bequemlichkeit und Scheingröße einzulullen, daß bei den fremden Nationen der Glaube erhalten wird, als bedeuten die drei tatsächlich vorhandenen Faktoren: Großes Gebiet, große Einwohnerzahl und glänzender Hof in der Tat die Elemente eines mächtigen Reiches. Ja diese Täuschung wird nicht nur in das kreditgebende Ausland getragen, sondern sie teilt sich sogar den armen russischen Volksgenossen selbst allmählig mit. Man kommt in Rußland leicht zu der Wahnvorstellung, man sei schon etwas Besonderes bloß deshalb, weil man dem großmächtigen Rußland angehört, auch wenn man dabei hungert, friert und Schulden hat. Es gehört zu Tolstois größten Verdiensten, daß er sich gegen diese Art russischen Junkertums stets innerlich gewehrt hat. Japaner und Engländer haben sich durch Rußlands Scheingröße auch nicht imponieren lassen, während in Deutschland die Neigung von jeher sehr stark gepflegt worden ist, die russische Quadratmeilengröße und den Romanowschen Absolutismus für etwas wirklich Großes zu nehmen. Will Rußland — und das ist die Hauptforderung seines empörten Volkes — wirklich vorankommen, so ist die gründliche Reform seiner öffentlichen Verwaltung die erste und wichtigste Aufgabe. Diese geht sogar der Verfassungsreform voraus. Ueberall in den deutschen Staaten, wo man nach der französischen Revolution ernstlich und selbständig an die Reform herantrat, wurden vor Allem die Einrichtungen der Verwaltung in Ordnung gebracht und dann erst durch die Verfassungen dem Volke Anteile an der Ausübung der Herrschaft eingeräumt. Daß der umgekehrte Weg der verkehrte sei, hat man kluger Weise von Frankreich gelernt. Für die Verwaltung aber stellen sich in Rußland nach den eingehenden, oft freilich tendenziösen Schilderungen der wirklichen Zustände, nach allen Richtungen hin bedeutende Aufgaben ein. Es würde zu weit führen und überschreitet auch meine Sachkenntnis, wollte ich hier der russischen, so vielseitig beratenen Regierung auch noch meine Weisheit

aufdrängen. Die dringendste Aufgabe, die Befestigung der schwankenden Staatsgewalt, muß gegenwärtig sich solcher Mittel bedienen, daß die Regierung, auch wenn ihr diese Aufgabe gelingt, doch lange Zeit mit großen Antipathien in der Bevölkerung zu rechnen hat. Ordnung und Reinigung des Staatsdienstes, des bürgerlichen und des militärischen, Liquidation und Tilgung der enormen Schulden, Vorbereitung einer vernünftigen Selbstverwaltung, Herstellung des Privateigentums am Grundbesitze, Besserung des Verkehrs, Sicherung der Freiheit der Meinungsäußerung, Besserung der Schulen, Bekämpfung des Aberglaubens in der Kirche, Trennung der Kirche vom Staat, Duldung fremder Glaubensgesellschaften, Förderung jeder Art nutzbringender Arbeit, gerechte Verteilung der Steuern, Beseitigung der engherzigen Uniformität in der Verwaltung fremdrassiger Provinzen, Aufhebung der ebenso stumpfsinnigen wie hochmütigen Nationalitätspolitik — nur wenn in all diesen Richtungen ein wahrhaft freier Geist mit Ehrlichkeit und Energie sich paart, wird Rußland voranschreiten und der Tolstoische Geist der Liebe im russischen Volke tatkräftig aufgehen und wird die unerträgliche Spannung, welche in dem Gemisch von Größenwahn und demütiger Erniedrigung wurzelt, zu Nutzen des russischen Volkes sich lösen.

Würzburg. Professor Dr. Robert Piloty.

Minister Delbrücks Memoiren.

Rudolf Delbrück war am 16. April 1817 in Berlin geboren. In einem zweibändigen Werke hat er seine Lebenserinnerungen niedergelegt.[1]) Leider fehlt darin ein wichtiger Teil seines öffentlichen Lebens, die Wirksamkeit als Präsident des Bundeskanzleramts, nachherigen Reichskanzleramts von 1867 bis Juni 1876. Als Vertrauensmann und bevorzugter Gehilfe Bismarcks hat Delbrück die wirtschaftliche Gesetzgebung Deutschlands geleitet, solange sie freihändlerisch und freiheitlich war. Als die ersten Anzeichen der Umkehr des Fürsten Bismarck zum Protektionismus erkennbar waren, nahm Delbrück seinen Abschied aus dem Staatsdienste. Im Jahre 1879 ist er dem Fürsten Bismarck bei Beratung des Schutzzolltarifs noch einmal entgegengetreten, in einer Rede, die zeigte, daß der ungemein sachkundige und verdiente Beamte des Zaubers jener großzügigen Beredsamkeit entbehrte, die auf größere Versammlungen oder gar die breitere Öffentlichkeit wirkt. Seitdem lebte er, von Politik sich fernhaltend, zurückgezogen in Berlin, bis ihn 1903 im hohen Alter der Tod von einem arbeitsreichen Leben abrief. Sein Rat wurde von Anhängern einer freiheitlichen Wirtschaftspolitik noch öfter eingeholt. Aber nur wenige wußten, daß die geistige Urheberschaft der besten Gesetze, die wirtschaftlich 1870—1875 das deutsche Reich zusammenschmiedeten, in erster Linie Delbrück, nächst ihm Michaelis und dem damaligen bayerischen Bundesratsbevollmächtigten, nachmaligen bayerischen Finanzminister Frhr. v. Riedel vorzugsweise zu danken sind — soweit wenigstens die Regierungen in Betracht kommen. Es wäre freilich ungerecht, zu verschweigen, daß neben den Regierungsmännern den Führern des damaligen Reichstags, wie Bamberger und anderen, besondere Verdienste bei der Münz- und Bankgesetzgebung zukommen.

Im allgemeinen war Fürst Bismarck, nachdem er den Kurs 1879 geändert hatte, von besonderer Abneigung, stellenweise sogar von Haß gegenüber solchen Politikern nicht frei, die ihn in der liberalen Aera unterstützt hatten, aber den Wechsel der Politik seit 1879 mißbilligten. Delbrück ist fast der einzige be-

[1]) Lebenserinnerungen von Rudolf von Delbrück. 1817—1867. Mit einem Nachtrag aus dem Jahre 1870. Leipzig 1905. Verlag von Duncker u. Humblot. 2 Bde.

deutende Gehilfe des großen Kanzlers aus seiner freihändlerischen Epoche, über den er auch später in der Öffentlichkeit sich nur mit Hochachtung geäußert hat.

So bedauerlich es ist, daß wir über die äußerlich erfolgreichste Zeit von Delbrücks staatsmännischem Wirken — abgesehen von einem das Jahr 1870 betreffenden Nachtrag — in dem Memoirenwerke nichts erfahren, so dankenswert sind doch immerhin die bis zum Jahre 1867 gegebenen ausführlichen Mitteilungen.

Das Werk ist behaglich und stellenweise nicht ohne eine gewisse Breite abgefaßt; es ist mehr tadellose Glätte als wuchtige Größe oder ein Würzen mit geistreichen Pointen für Delbrücks Stil charakteristisch. Doch das Werk ist ehrlich und wahrhaftig und enthält vieles sachlich Wertvolle in anmutiger Form.

Delbrück ist der Typus eines ausgezeichneten preußischen Beamten von solcher Art, wie sie den Bewunderern der Bureaukratie als Ideal vorschweben, in der heutigen Generation aber in Preußen und im übrigen Deutschland recht selten werden. Solche Männer waren nötig, um die Begründung des deutschen Reiches durch emsige Detailarbeit auf dem Gebiet der Wirtschaftspolitik vorzubereiten und durchzuführen, während ein Moltke und Roon die militärischen Machtmittel schufen, mit denen Bismarcks Genie die entscheidenden Wendungen zur Festigung der deutschen Einheit herbeiführte.

Die Schilderung der Zeit bis 1848, in welcher sich Delbrück in der Schule der trefflichen Ministerialräte, die in Berlin Handel und Gewerbe leiteten: eines Beuth und Kühne, emporarbeitete, wird für einen Historiker der vormärzlichen Bureaukratie als Kulturbild immer wertvoll bleiben, während andere Leser aus der behaglichen Erzählung der Anfangsepoche sich schnell weitersehnen werden nach den mehr staatsmännischen Ausführungen über die Erlebnisse Delbrücks seit 1848. Eine Menge interessanter Details bezüglich der Geschichte des Banknotenwesens und der Handelspolitik finden sich insbesondere im 2. Bande eingestreut.

Vor allem die Handelspolitik sah in Delbrück ihren verständnisvollen Förderer. Es ist ihm Gewissenssache, im Interesse des preußischen Staats bald in Berlin im Handelsministerium, bald bei den Konferenzen der Zollvereinsregierungen an den verschiedensten Orten unablässig zu wirken. Er erzählt uns, daß er zunächst Jahrzehnte lang ehelos blieb, zum teil deshalb, weil er so besser dem Staatsinteresse, das ihn zu unaufhörlichem Reisen zwang, dienen zu können glaubt. Erst ein Jahr vor seinem Austritt aus dem Staatsdienste hat er sich verheiratet. Als ihm 1862 der Posten des preußischen Handelsministers angeboten wird, lehnt er, trotzdem König Wilhelm I. ihm zuredet, energisch ab, weil er glaubt, in der bescheideneren Stellung als Ministerialdirektor mehr nützen zu können, wenn er seine Menschen- und Sachkenntnis als Unterhändler bei den Konferenzen mit andern Regierungen entfaltet, während er als Minister in Berlin festgebannt gewesen wäre. Er freut sich mit einer gewissen Kindlichkeit des ersten Ordenssternes auf seinem Frack, aber er versucht solange als möglich die Verleihung des Adelstitels von sich abzuwenden. Er ist eine Geheimratsnatur von einer gewissen Reserviertheit, aber voll Freude über die politische Macht; er übt politischen Einfluß, aber er intriguiert nicht. Man ist damals noch nicht gezwungen, um der Gewinnung der Parlamentsmehrheit willen Maßregeln zu vertreten, die man innerlich verachtet oder gar als schädlich erkennt. Die Bureaukratie redet damals wenig; sie rühmt sich nicht, daß Preußen in Deutschland voran sei; aber sie handelt so fortschrittlich, daß die Besten im Süden aufjubeln, wenn Preußen tatsächlich als Bekämpfer der Sonderinteressen und der Rückständigkeit, als Führer des Fortschritts auf gewerblichem, handelspolitischem und anderem Gebiete wirkt. In vornehmer Geräuschlosigkeit arbeitet damals die Regierungsmaschine; man rühmt sich nicht in Preußen oder sonstwo, daß man eine starke Regierung sei. Aber kein Mensch hatte das Bedürfnis,

es erst ausdrücklich versichert zu bekommen, daß damals die preußischen Staatsmänner nicht nur wußten, was sie wollten, sondern daß sie es auch durchsetzten, selbst wenn einzelne mächtige Großindustrielle oder andere Sonderinteressenten sich dagegen stemmten. Agrarier aber hatte man damals nicht zu fürchten, denn agrarisch und freihändlerisch war bis 1873 dasselbe.

Delbrück war ein Mann der Gewerbefreiheit und des Freihandels; aber es wäre nicht zutreffend, ihn auch als besonders fortschrittlich in der Arbeiterfrage sich vorzustellen. Ein Zug zur eigentlichen Sozialpolitik darf Delbrück nicht anempfunden werden. Als man seit 1865 in Preußen die Aufhebung der Koalitionsverbote für Arbeiter erwägt, erklärt sich Delbrück trocken dafür, weil diese Reform den völligen Sieg der ihm in erster Linie am Herzen liegenden Gewerbefreiheit notwendig zur Folge haben müsse. Bismarck dagegen begrüßte die Maßregel als ein politisches Mittel, die Arbeiterklasse gegen die antimonarchischen Einflüsse der liberalen Bourgeoisieklassen ins Feld zu führen (II 356).

Im übrigen seien aus dem reichen Inhalt des Buchs hier nur zwei Gruppen von Details hervorgehoben, die einen weiteren Leserkreis und insbesondere Süddeutsche vielleicht interessieren dürften.

Aus seiner reichen Erfahrung heraus als Unterhändler zahlreicher, für sein Vaterland segensreicher Handelsverträge wendet sich Delbrück energisch gegen die heute uns im Tone besonderer Ueberlegenheit vielfach verkündete Auffassung, als komme es bei Handelsverträgen darauf an, etwa durch besondere Kniffe und Ueberrumpelung einander zu übervorteilen; „denn jeder Unterhändler würde sich lächerlich machen, wenn er es ernsthaft unternehmen wollte, den Gegenpart über die Tragweite seiner Anerbietungen und Forderungen zu täuschen" (II 206). Fürst Bismarck hatte 1879, als er den Grundsatz „Qui trompe-t-on ici?" zum Prinzip der Handelsverträge proklamierte, selbst noch „niemals einen Tarifvertrag verhandelt und niemals Veranlassung gehabt — —, sich mit den für eine solche Verhandlung unentbehrlichen Vorstudien zu beschäftigen." (II 205).

Bekanntlich sind die Verteidiger des Zolltarifs von 1902 nicht müde gewesen, uns die Kunst der Handelsverträge als etwas dem Pferdehandel in der Technik sehr Ähnliches hinzustellen. Es bleibt sehr abzuwarten, ob die mit solchen Vorstellungen inaugurierte Handelsvertragspolitik unserer heutigen deutschen Staatsmänner uns entfernt soviel Segen schafft, wie die nüchterne aus dem Austausch beiderseitiger Vorteile motivierte Delbrück'sche Handelsvertragspolitik von 1862 ab unbestritten gebracht hat.

Bezüglich des preußisch-französischen Handelvertrags von 1862, der die freihändlerische Aera deutscher Handelspolitik einleitete, wird noch immer von angesehenen Männern die Version verbreitet, wirtschaftliche Motive hätten nur in letzter Linie damals den Ausschlag gegeben; politische Gründe seien für Preußen die Hauptsache gewesen. Wenn auch nicht irgend in dieser Schärfe, habe auch ich früher ähnliches vertreten. Es ist mir eine wertvolle Belehrung gewesen — und hoffentlich wird sie auch auf andere wirken — daß der Mann, der die Seele der preußischen Handelspolitik damals war, mit aller Entschiedenheit wiederholt versichert: in Regierungskreisen sei um 1862 eine Herabsetzung des Zollvereinstarifs als wirtschaftliche Notwendigkeit unbedingt angesehen worden, selbst für den Fall, daß der Vertrag mit Frankreich nicht zustande gekommen wäre (II 201, 216, 217). Und eine andere Legende wird ebenso energisch zerstört, daß nämlich Bismarck damals freihändlerische Politik gemacht hat, weil er sich willenlos Delbrücks Fachkenntnis untergeordnet habe. Es wird ausdrücklich betont, daß 1862 Bismarck „wie damals die ganze konservative Partei" Freihändler gewesen ist (II 248).

Die handelspolitischen Kapitel 27, 28, 29, 30, 32 sind der Höhepunkt des Werks und sollten von jedem Historiker und Nationalökonomen gelesen werden.

Und auch eine andere Bemerkung (II 374) sollte von niemanden übersehen werden, der noch zweifelt, wie viel außer Blut und Eisen die friedliche Arbeit der Männer des Zollvereins für die Begründung des deutschen Reichs geleistet hat: während 1866 die Armeen der deutschen Staaten gegen einander zu Felde zogen, fuhren die Zollbeamten fort, für gemeinsame Rechnung der kriegführenden Gegner nach gemeinsamen Grundsätzen die Zölle zu erheben! Abgesehen von der Abberufung der Kommissare u. s. w. fungierte tatsächlich während des Kriegs der Zollverein ungestört weiter, weil man ihn als wirtschaftliche und finanzielle Notwendigkeit einfach nicht entbehren konnte.

Den Süddeutschen berührt insbesondere die Frage, wie sich bei den Kämpfen um die handelspolitische Zukunft Deutschlands 1862—1867 Bayern verhalten hat. Der bayerische Standpunkt ist uns in dem vielgelesenen und mit Recht geschätzten Werke von Weber über den Zollverein anschaulich gemacht. Delbrück nimmt wiederholt hiergegen Stellung, und die wenigen Abschnitte seines Buchs, in welchen er etwas polemisch wird (II 221, 257, 260), richten sich gegen Webers Darstellung jener Begebenheiten. Unrichtig sei Webers Erzählung, als habe man im Winter 1861—1862 in Berlin der französischen Regierung unverhohlen zu erkennen gegeben, daß Preußen sich aus politischen Gründen für den unverweilten Abschluß des preußisch-französischen Handelsvertrags entschieden habe. Im Gegenteil, die Verhandlungen über den französischen Handelsvertrag seien anfangs 1862 erst dann gut vorwärts geschritten, als Preußen bewiesen habe, daß man vor dem Abbruch der Verhandlungen nicht zurückschrecke. Er betont ferner, daß Bayern 1863 anfangs dem Vertrage mit Belgien gegenüber sich aus politischen Gründen feindselig gezeigt und erst später unter dem Drucke der wirtschaftlichen Interessenten nachgegeben habe, was Weber in seiner Zollvereinsgeschichte verschweige. Endlich hebt er hervor, daß die Sonderbundsbestrebungen Bayerns im Zollverein 1863 von Weber schonend verschwiegen oder stark gemildert dargestellt seien, während es sich damals um wenig rühmliche, aber sehr lebhaft betriebene partikularistische Versuche gehandelt habe; freilich sei es Delbrück weder damals noch später gelungen, den Schlüssel zu einer Politik zu finden, durch die sich damals Bayern „von Fiasko zu Fiasko führen ließ."

Erfreulich ist es wenigstens, daß Bayern sich damals nicht durch Maßregeln beschwichtigen ließ, wie sie in jener Zeit trostloser Zersplitterung Deutschlands gegenüber Kurhessen mit Erfolg angewendet worden sind. Der eigensinnige Kurfürst von Hessen machte der Erneuerung des Zollvereins 1864 ohne sachlichen Grund Schwierigkeiten. Delbrück schlägt vor, dem Kurfürsten eine persönliche bare Zuwendung zu machen, um ihn zu gewinnen. „Im ersten Augenblick erregte dieser unsittliche, allen preußischen Traditionen zuwiderlaufende Vorschlag allgemeines Erstaunen, aber Herr von Bismarck war sofort für ihn gewonnen, das nötige Geld konnte bei dem Kronfideikommiß-Fonds geborgt werden, und der gegebene Vermittler war Baron Karl Mayer von Rothschild in Frankfurt. Auch er wunderte sich, daß wir für den Zweck so viel Geld anlegen wollten, brachte aber in kürzester Zeit mit der Fürstin von Hanau die Sache in Ordnung. Der hessische Bevollmächtigte fiel aus den Wolken, als er plötzlich die Ermächtigung zur Unterzeichnung des Vertrages erhielt, seine kühnsten Hoffnungen waren übertroffen" (II 307).

Nach den kleinlichen und engen Verhältnissen, mit denen bis zur Auflösung des deutschen Bundes zu kämpfen war, weht uns eine neue frische Luft seit Begründung des Norddeutschen Bundes an. Bei der Ausarbeitung der Ver-

fassung nimmt Delbrück lebhaften Anteil. Es entsteht nun auch die Frage der Neuorganisation des Zollvereins.

Ein Plan Bismarcks von 1862 war bereits darauf hinausgegangen, eine Art Zollbundesrat mit Majoritätsabstimmungen und daneben eine Volksvertretung zu schaffen. Delbrück hatte damals diesen Plan in einer Denkschrift als noch nicht opportun erfolgreich bekämpft (II 277 ff.). Nach 1866 war er berufen, den Plan durchzuführen und widmete sich ihm mit Feuereifer (II 395). Merkwürdigerweise leistete damals Bayern anfänglich dem Gedanken einer gemeinsamen Vertretung der Zollvereinsbevölkerung Widerstand. Wenigstens die Regierung. Die öffentliche Meinung im Süden aber kam Preußen, wie so oft in jener Zeit, zu Hilfe, da Preußen damals den Vorteil genoß, volkstümlicher Vorkämpfer des Fortschritts in Deutschland zu sein. Nachdem Bayern das in der Tat wichtige Zugeständnis erhalten hatte, statt der im Bundestag geführten 4 Stimmen im Zollbundesrat 6 Stimmen zu erlangen, ging von Bayern bei der Neuorganisation die förmliche Anregung aus, den Namen „Zollparlament" jener Vertretung beizulegen, in der zum ersten Male seit dem Parlament der Paulskirche wieder süddeutsche und norddeutsche Volksvertreter über gemeinsame deutsche Angelegenheit zusammen zu beraten und entscheiden hatten.

Hiermit nehmen wir von dem Buche Abschied. Es ist fraglich, ob der Typus des energischen, über den Parteien stehenden preußischen Geheimrats, wie er in Delbrück verkörpert ist, auf die Dauer bei unseren heutigen politischen Zuständen möglich wäre.

Der Charakter des Regierungssystems hat sich, seit Delbrück es als nötig empfand aus dem öffentlichen Dienste auszuscheiden, wesentlich geändert.

Wir können die Sachkenntnis und Detailarbeit des permanenten Beamtentums auch jetzt nicht entbehren. Aber da die Staatsleitung gegenüber den Interessenkämpfen nicht einen festen Kurs befolgt, sondern die Parteien in wirtschaftlichen Fragen walten läßt, um ihren Einfluß in politischen Dingen dafür möglichst einzuschränken, so ergeben sich heute naturgemäß für Männer von unbeugsamen theoretischen Grundüberzeugungen und lebhafter eigener Initiative erhebliche Konflikte, wenn sie wirtschaftliche Probleme bald im Sinne der Caprivischen bald im Sinne der Bülowschen Politik behandeln und beurteilen sollen.

Gehört es zur Regierungspolitik, sich auf Kleinhandel und Handwerk zu stützen, so erheben die politischen Stützen der Regierung aus dem Lager der Mittelständler die heftigsten Anklagen, sofern ein preußischer Ministerialdirektor alten Stils heute noch den Mut hat, öffentlich ihnen unangenehme Wahrheiten zu sagen. Die geschmeidigeren Naturen kommen bei häufigem Wechsel der staatlichen Regierungsgrundsätze leichter vorwärts als die Männer vom Schlage Delbrücks. Statt der erhebenden Aufgabe das Gesamtwohl gegenüber begehrlichen Sonderinteressenten zu vertreten, wird dann unserem höheren Beamtentum bisweilen die wenig dankbare Zumutung gestellt, selbst keine Initiative zu entwickeln, aber die Velleitäten von parlamentarisch einflußreichen Sonderinteressenten in eine Form umzuredigieren, in der sie nicht gar zu indezent in der Gesetzsammlung sich ausnehmen.

Wir sind nicht soweit parlamentarischer Staat geworden, daß die Mehrheitsparteien die Verantwortung der Besetzung der Exekutive übernehmen müssen, aber wir sind immerhin zu einer Stufe der Entwicklung gelangt, bei der das permanente Beamtentum an Einfluß etwas eingebüßt hat und jedenfalls an Autorität einbüßt, wenn es durch politische Rücksichten genötigt wird, hie und da Wirtschaftspolitik zu treiben, die mit irgend einer festen theoretischen Grundüberzeugung nicht vereinbar ist.

Als Delbrück seine Lebenserinnerungen niederschrieb, konnte er sicher sein,

daß sein Wirken wesentlichen Nutzen für Deutschlands Größe und Blüte gebracht hat. Wenn die Männer von heute einmal ihre Memoiren schreiben, wird die Nachwelt Einblick in eine ganz andere Regierungsmaschinerie erhalten. Es bleibt abzuwarten, ob man mit deren Leistungen ebenso zufrieden sein wird.

München. Walther Lotz.

„Der deutsche Graf.“

Komödie von Vollmöller, Berlin, S. Fischer.

Eine feinziselierte, geistvolle Arbeit, ein wirksames, von dichterischem Pulsschlag belebtes Theaterstück! Man kann ihm vorwerfen, daß der Dichter Partei für seine Hauptfigur nahm, für diesen deutschen Grafen Ulrich Tott, dem er die wärmsten Farben und die zartesten Klänge gab, und den er in das stärkste künstlerische Licht rückte, während die anderen Gestalten des Werkes flüchtig, fast ein bißchen feindselig gezeichnet sind und als nebensächlich in den schleierigen Hintergrund geschoben wurden. Aber das braucht man nicht als einen Mangel des Werkes zu nehmen. Es scheint künstlerische Absicht in dieser Methode zu liegen. Das Wertvollste sollte in leuchtender Helle aus dem Dämmer seiner Umgebung herausgemodelt werden. Und noch was anderes ist zu bemerken. Dieser Graf Tott mit seinen Schrullen und seiner Kraft, mit seinem Zartgefühl für andere und mit den Rücksichtslosigkeiten gegen sich selbst, dieser knochenfeste, heißfühlende, tüchtige Mensch, der um einer tiefen, aber törichten Leidenschaft willen sein Leben zerbricht — und drum bezeichnet der Dichter sein Werk mit Recht als Kömödie, nicht als Trauerspiel — dieser Graf Tott ist nicht nur das meisterhaft gemalte Bild eines einzelnen Menschen. Er ist zugleich ein Typus der heimatlichen Art, ist ein Abbild des Volkes, das ihn gebar — dieses liebenswerten, gesunden, verständigen und oft so unvernünftigen Volkes, das sein Leben so gerne an Ideen verschwendet, die töricht sind, aber treu und schön. Besser als in der Gestalt dieses deutschen Grafen ist das Deutschtum in der Dichtung nur selten geschildert worden. Ulrich Tott ist ein Bruder des Gretchens. Und dieser Verkörperung des Deutschtums ist in der Vollmöllerschen Komödie das Bild der romanischen Rasse gegenüber gestellt, nicht in der Zeichnung eines einzelnen Menschen, sondern in zwanzig Gestalten, von denen jede nur eine charakteristische Linie und Farbe zeigt, die aber, mosaikartig aneinander geschoben, das Bild einer Rasse formen — wenn auch etwas einseitig, liebevoll parteiisch für den deutschen Typus. Aber ganz vorzüglich ist das Gesicht der Zeit getroffen, in der die Handlung spielt: Die Zeit Casanovas und das gedankenlos taumelnde Paris unter dem fünfzehnten Ludwig. Der Dichter nahm den Stoff aus den Memoiren des „Comte de Tott“ und setzte daraus eine Stelle als etwas kokettes Motto seinem Werke voran: „Ich gewöhnte mich, mein Leben von fern wie ein Zuschauer und mit tieferer Resignation zu betrachten, — als ein Stück zum Weinen nicht ernsthaft und zum Lachen nicht lustig genug: ein schlechtes Stück.“ Was Vollmöller geschaffen, das pendelt in seiner Wirkung auch zwischen Lachen und Weinen. Und ist doch ein gutes Stück! Seinen Inhalt will ich nicht erzählen. Man soll das lesen, soll es auf der Bühne sehen! Unsere Theaterleiter jammern immer über den Mangel an würdigen Aufgaben. Hier ist eine! Aber das ist neuer Klang. Der muß auf neuen, fein gestimmten Saiten gespielt werden, nicht auf den alten, ausgefiedelten Theaterdärmen. Theatralischer Unverstand könnte dieser feinen Arbeit das gleiche böse Schicksal bereiten, das die mißhandelte „Gräfin von Armagnac“ verfolgt, für die sich auf der Bühne kein verständnisvoller Erwecker finden will. Und wie viel Schönheit wäre da zu heben!

München. Ludwig Ganghofer.

Hermann Bischoff, Das deutsche Lied.

In der von Richard Strauß im Verlage von Bard, Marquardt u. Co. in Berlin herausgegebenen Monographiensammlung „Die Musik“ erschien ein neues Bändchen, in dem der Münchener Komponist Hermann Bischoff das deutsche Lied behandelt. Ich ergreife die Gelegenheit, auf diese Arbeit an dieser Stelle aufmerksam zu machen, um so lieber, als sie im Dienste einer Tendenz steht, die gerade auch von den „Süddeutschen Monatsheften“ so nachdrücklich vertreten wird. Der Tendenz nämlich, über künstlerische Fragen diejenigen zu Wort kommen zu lassen, die als die eigentlichen Sachkenner in erster Linie dazu berufen erscheinen, die Künstler selbst. Damit einer nutzbringend über etwas literarisch sich vernehmen lasse, ist zweierlei erforderlich: er muß von dem Gegenstande, den er behandelt, etwas wissen und verstehen, und dann muß er natürlich auch schreiben können. Aber der Mangel der letzteren Qualität ist weit eher zu ertragen als der der ersteren, und das unbeholfene Stammeln eines Eingeweihten vermag uns sehr wohl noch zu belehren, wo der Phrasenschwall des Blinden, der von Farben spricht, nur eine gefährliche Täuschung erzielt, indem die wohlgesetzten Worte den trügerischen Schein erwecken, als ob tatsächlich etwas gesagt worden sei.

Wenn aber so diejenigen, die an künstlerischen Fragen zunächst und oft geradezu als „Partei“ beteiligt sind, zum Urteilen und Richten berufen werden, wo bleibt dann — so wird man fragen — die vielberühmte Objektivität? Je nun, ich meine, mit dieser ist es so eine eigene Sache. In einem gewissen Sinne Partei und parteiisch ist jeder lebendige Mensch, der lebendiges Interesse an irgend etwas Lebendigem nimmt; und denjenigen, die selbst tot von toten Dingen reden, auch nur eine Minute lang Gehör zu schenken, verlohnt sich wahrlich nicht der Mühe. Daß einer offen und ehrlich seine Meinung sage, daß er sich redlich bemühe, nach Kräften gerecht zu sein, daß er sich der Schranken bewußt werde, die der Allgemeingiltigkeit seines Urteils durch die besonderen Anlagen, Neigungen und Beziehungen der eigenen Person gezogen sind, und daß er dieses Bewußtsein auch offen zu tage treten lasse, das ist schließlich alles, was man billiger Weise verlangen kann, und weiter hat es in der sogenannten Objektivität auch noch kein Sterblicher gebracht.

Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist das kleine Büchlein von Bischoff eine höchst erfreuliche und sympathische Erscheinung. Der Verfasser ist ein selbstschaffender Künstler, der sich gerade auf dem Gebiete des Liedes mit regem Eifer und starker Begabung betätigt hat. Die Probleme, in denen das Gegenspiel einander widerstreitender Entwicklungstendenzen auch in diesem Kunstzweige sich kristallisiert, hat er nicht nur abstrakt durchdacht, sondern in und mit seinem Schaffen konkret erlebt. Hinsichtlich des wichtigsten dieser Probleme, der Frage nach dem Verhältnis zwischen Wort und Ton, zwischen Gedicht und Musik, steht er ganz auf dem Standpunkte der Aesthetik Richard Wagners, d. h. genauer gesprochen, auf dem Standpunkte des Verfassers von „Oper und Drama.“ Der Dichter ist ihm der männliche, der zeugende Teil, der den befruchtenden Keim dem Musiker mitteilt, das Samenkorn in den empfänglichen Boden senkt, aus dem dann die gestaltende Phantasie des Komponisten das worttonpoetische Doppelkunstwerk emportreibt. Unbedingte Selbstlosigkeit in der vollen, fraglosen Hingebung an den Dichter ist daher das oberste Gebot, an dessen Erfüllung Bischoff Wert und Bedeutung jeglicher musikalischer Lyrik mißt. Die geschichtliche Entwicklung des deutschen Liedes stellt sich ihm so dar, daß, nachdem im 18. Jahrhundert der Liederkomponist in der Hauptsache nicht viel mehr als ein bescheidener Diener des Dichters gewesen war, Schubert zuerst das glücklichste Einvernehmen zwischen Wort und Ton, die Aequivalenz von Dichter und Musiker herstellte, ein Ver-

hältnis, das sich schon bei Schumann zu ungunsten des Dichters zu verschieben begann. Von der nun sich entwickelnden Tyrannei der Musik, bei der schließlich das Gedicht nur noch Vorwand für das Gebilde des Musikers war, brachte die reformatorische Tat Richard Wagners die Befreiung. Während der Bayreuther Meister selbst — gerade so wie die großen Klassiker der deutschen Musik — nur ganz gelegentlich eine Exkursion in das Gebiet des Liedes unternahm, war es Franz Liszt vorbehalten, im Geiste und wohl auch auf Anregung der analogen musikdramatischen Bestrebungen seines Freundes, das moderne Lied zu schaffen. Die von Liszt inaugurierte Richtung culminiert in Richard Strauß, der nach Bischoff die denkbar höchste Verwirklichung des Ideals einer den poetischen wie musikalischen Forderungen in gleicher Weise gerecht werdenden Verschmelzung von Wort und Ton zur Einheit eines bruchlos geschlossenen lyrischen Kunstwerks erreicht hat. Aber wie dieser Meister den Gipfel erklommen hat, so weist seine reiche und universelle Kunst auch nach vorwärts, in die Zukunft, zu neuen Entwicklungsmöglichkeiten. Im Gegensatz zu dem vom Wagnerschen Musikdrama und vom Schumannschen Liede herkommenden, von Liszt unbeeinflußten Hugo Wolf, der zwar eines der größten Genies auf dem Gebiete der Liedkomposition, aber in seiner Kunst doch nur ein Vollender, ein Abschließender, nicht ein Reformator war. Aus diesen wenigen Andeutungen wird man schon ersehen können, daß von Bischoff keine Ansichten vorgetragen werden, die auf den zweifelhaften Vorzug „allgemeiner Anerkennung" Anspruch erheben dürfen. Aber daß es eine eigene Meinung ist, die er ausspricht, und daß er sich nicht scheut, auch da mit seinem Urteil frei herauszurücken, wo es sich in scharfem Gegensatz befindet zu allem Hergebrachten und allgemein Zugestandenen, und daß es schließlich die Urteile eines Künstlers sind, der als solcher ein gutes Recht darauf hat, gehört und beachtet zu werden, das ist das Wertvolle und Anregende an dem Büchlein, das gerade da am lebendigsten wirkt, wo es am stärksten zum Widerspruch herausfordert.

München. Rudolf Louis.

Eugen Gura und seine Erinnerungen.

Als vor nun bald zwei Jahren mein alter Meister gewahr werden mußte, daß sein tückisches Leiden, lange zurückgedrängt, sich mit erneuter Gewalt einstellte und ihm bald wohl auch das versagen werde, was ihm Lebensbedürfnis war wie Luft und Licht: die Beschäftigung mit seiner Kunst, da wurden die Stunden tiefster Mutlosigkeit und Melancholie immer häufiger, und jede Widerstandskraft schien erlahmt. Deshalb bat ich ihn, er solle den Blick hinweglenken von der traurigen Gegenwart, weg von einer ungewissen Zukunft, und sich zu den Zeiten wenden, deren goldner Sonnenschein ihm wohl selbst das Heute noch zu verklären vermöchte; das Bild seines ganzen überreichen Lebens solle er sich zum Trost und uns Jungen zu Lehr und Vorbild erstehen lassen.

Ich wußte kaum selbst, wie stark der Zauber war, den ich beschworen hatte. Mit unglaublicher Energie ging er ans Werk, vertiefte sich in alte Briefe, Tagebücher, eine Erinnerung weckte die andere, — und heute liegt nun der kleine, bei Breitkopf und Härtel erschienene Band seiner Aufzeichnungen, geschmückt mit dem Bilde des Künstlers und einigen hübschen Reproduktionen seiner Radierungen und Handzeichnungen vor mir. Er entrollt in schlichtester, anspruchsloser Weise das Bild eines urdeutschen Künstlers, dem Zeit seines Lebens die Sache hoch über der Person stand, den nicht seine glänzenden stimmlichen Mittel, nicht Sucht nach Lorbeer oder Gold, sondern einzig der Drang nach Entäußerung

eines unendlich reichen Innenlebens zur Kunst geführt haben. Es ist nicht der spezifische Sänger, der zu uns spricht; davor behütet ihn, abgesehen von seiner hervorragenden vielseitigen Bildung, die Zusammengehörigkeit mit einer Kunst, die ihm fast ebenso ans Herz gewachsen ist, wie die Musik: sein Malerauge verlor er nie, wenn er auch um der Musik willen Stift und Radiernadel stark vernachlässigt hat. Mit einer gewissen behaglichen Anmut, die uns an Ludwig Richter gemahnt — er hat mit ihm auch den zarten Blick für das Detail gemein — erzählt er uns von seinem Leben, mit besonderer Ausführlichkeit und Liebe von seinen Jugendjahren. Welch zarter Duft liegt gleich über dem Bilde seiner Kinderzeit. Vor uns ersteht das „mehr als bescheidene" böhmische Dorfschulhaus in Pressern, wo Lehrer Franz Josef Gura seinen kleinen Sohn Eugen voll strenger Konsequenz in die Elementarbegriffe der Musik einführt. Es muß ein eigentümlicher Mann gewesen sein, der seine Zeit bis auf das Letzte zu nützen verstand. Nicht nur, daß er neben seinem Lehreramte ganz Beachtenswertes auf landwirtschaftlichem Gebiete leistete (so durch Einführung der Bienenzucht, Anlage von Baumschulen), er fand auch noch Muße, für seinen Jungen sämtliche, seinen bescheidenen Mitteln sonst unerreichbare Sonaten Beethovens und eine Menge anderer Klavierkompositionen abzuschreiben. Wie tief muß in diesem Manne die Liebe zur Musik gewurzelt haben, wenn er auch später erschrocken sein mag, als die Geister, die er selbst gerufen hatte, den Sohn so ausschließlich in Besitz nahmen, daß alles „Brotstudium" darüber vernachlässigt wurde.

Der innige Zusammenhang mit der Natur, in dem das Kind aufwuchs, mag der Anlaß gewesen sein, daß sich die bildnerische Begabung lang vor der musikalischen regte. Gura möge hier selbst davon erzählen: „Noch bleibt zu erwähnen, wie frühzeitig die Neigung zu einer Kunst in mir erwachte, zu der die Anregung am allerwenigsten von meinen Eltern ausgehen konnte. Ich war des Schreibens kaum kundig, als ich schon zahlreiche Blätter mit bildlichen Darstellungen jeglicher Art bedeckte. Dabei bestand die ganze dürftige geistige Nahrung auf dem Gebiete der bildenden Künste in einer alten Natur- und Völkerkunde, einigen illustrierten Kalendern, einem kolorierten A b c - Bilderbuch und einer Reihe vergilbter Tonkünstlerporträts an der Wand unseres Wohnraums. All diese dürftigen Schildereien waren Gegenstände meiner andächtigsten Betrachtung. Lächelnd verfolgten wohl meine Eltern die ersten unbeholfenen Anfänge meiner Kunstbestrebungen, und wenn ich zuweilen den begeisterten Wunsch „Maler zu werden" laut werden ließ, dann suchten sie mir stets das abschreckendste Bild von dem Lose eines Jüngers dieser „brotlosen Kunst" zu entwerfen; denn zur Zeit meiner frühen Kinderjahre, im vormärzlichen Oesterreich, galten wohl im allgemeinen die Künste als schädliche oder mindestens nutzlose Auswüchse des übermütigen Menschengeistes, und ihre Erzeugnisse als sehr entbehrliche Luxusartikel; ein Künstler, zumal ein bildender, erschien hiermit als höchst überflüssiges Glied der Gesellschaft, denn „auf der Menschheit Höhen" stand damals der Soldat, der Polizist und der Priester."

Bald sollte jedoch diesen kindlichen Versuchen, ebenso wie dem väterlichen Musikunterricht ein Ende gesetzt sein; der Ernst des Lebens begann. Eugen verließ das Elternhaus, um auf der Realschule des nahen Städtchens Komotau einen festen Grund für seinen späteren Beruf zu legen; sein Vater hoffte, einen Chemiker, Mechaniker oder Baumeister aus ihm zu machen und meinte, daß das Zeichentalent des Knaben derart am besten verwertet werde. Allein die Natur des Kindes war zu stark, um sich ihren Weg vorschreiben zu lassen. Gleich Kellers Grünem Heinrich bezeichneten ihn seine Lehrer als faulen, phantastischen Jungen; es trieb ihn fort von den Büchern, immer wieder in die lauschigen Täler und auf die Höhen des Erzgebirges, das er stundenlang durchstreifte. Wie

viel an tiefen Eindrücken mag da das scheinbar untätige Kindergemüt aufgenommen und verarbeitet haben, wie viel von all dem, das später so stürmisch zur Entäußerung drängte.

Zur Zeit seines Besuches der Oberrealschule zu Rackonitz führte ihm sein guter Stern einen menschenfreundlichen, musikkundigen Regierungsbeamten zu, der sich für den kunstbegeisterten Schüler interessierte und ihm seinen Bösendorfer und eine reichhaltige Musikbibliothek zur freien Benützung überließ. In jenen Jahren scheint die Sehnsucht, sich ganz den Künsten widmen zu dürfen, zuerst in ihm rege geworden zu sein, und als er nun gar nach Wien ans Polytechnikum übersiedelte, und dort nach Herzenslust Gemäldegalerien und Theater besuchen konnte, da brach sie übermächtig los. Er hörte seine erste Oper, den Tannhäuser, und beschreibt voll Entzücken den Eindruck, den er davon empfing: „Dieses Werk wirkte nun mit seiner ganzen berückend dämonischen Wundermacht auf mein naives Jünglingsgemüt, das in seiner bisherigen ländlichen Abgeschiedenheit von Blasiertheit himmelweit entfernt geblieben war. Ein Blindgeborener, der plötzlich in den Besitz seiner Sehkraft gelangt und eine blühende Landschaft mit allen Reizen der Natur gewahr wird, kann nicht mehr überrascht, gefesselt, überwältigt sein. Was Wunder, wenn ich in dem Beruf eines Sängers und Darstellers fürderhin das beneidenswerteste Los auf Erden sah."

Sehr interessant erzählt Gura auch von jener denkwürdigen Lohengrin-Aufführung am 15. Mai 1861, die in Wagners Anwesenheit stattfand. Der Meister, der an jenem Abend zum erstenmal seinen eigenen Lohengrin hören durfte, sei von einem wahren Sturm des Jubels umbraust worden.

Das für Wien bewilligte Studienjahr ging zu Ende, und schweren Herzens sah sich der junge Student vor die Entscheidung über seine fernere Laufbahn gestellt. Wohl war er sich bewußt, den Eltern schweren Kummer zu bereiten und auch des Vaters Zorn bedenklich zu wecken, wenn er sich den brotlosen Künsten zuwende — doch schon war der innere Drang zu gewaltig angewachsen, um noch zurückgedrängt werden zu können, und so gaben die Eltern denn sorgenschwer ihre Einwilligung, daß Eugen Maler werde. Nachdem er ein Jahr auf der Akademie der Künste in Wien gearbeitet hatte, betrat er 1863 zum ersten Male den Boden der Stadt, die nach langen Jahren ihm einst zur Heimat werden sollte. Er zog mit tausend Hoffnungen in München inmitten des fröhlichen Oktoberfest-Gewirres ein und begann sofort seine Studien auf der Akademie bei Anschütz, gleichzeitig mit seinen nicht so ganz unbekannt gebliebenen Mitschülern Defregger, Seitz, Grützner und anderen.

Eins von den echten fröhlichen Künstlerfesten, wie sie so geistvoll und launesprühend eben doch nur München kennt, sollte bald einen unerwarteten Umschwung in sein Leben bringen. In der Gesellschaft „Fidelia" führten die jungen Maler ein selbstgedichtetes Raubritterspiel auf. Gura scheint dabei in der Titelrolle des Ritters Kuno von Eberstein und später mit dem Vortrag einiger Schubertscher und Beethovenscher Lieder solch überraschende, dramatische und gesangliche Begabung geoffenbart zu haben, daß ihm sein Lehrer Anschütz noch am selben Abend auf das Entschiedenste riet, der Malerei untreu zu werden und die Sängerlaufbahn zu ergreifen. Er selbst nahm das weitere in die Hand und bald hatte er für den jungen Maler einen Freiplatz am Konservatorium erwirkt, wo Direktor Franz Hauser dessen Unterricht übernahm. Noch fehlte Gura jedoch der rechte Mut, alle Brücken hinter sich abzubrechen; auch fand er sich so schwer in den Gedanken, seiner geliebten Malerei zu entsagen, daß er erst nach Ablauf zweier Jahre den Entschluß faßte, als dramatischer Sänger auf der Bühne sein Glück zu versuchen. Er gelangte zu einem erfolgreich verlaufenden Probesingen am Hoftheater, und bald darauf am 1. April 1865 trat er sein auf drei Jahre

lautendes Engagement an. Es hat ihm nicht viele Freuden gebracht, und nichts ließ ahnen, daß er bereits an der Stelle stehe, wo er einst seine reifste Kunst entfalten, Gestalten schaffen sollte, die uns heute wie die lebendig gewordene Idee des Kunstwerkes selbst anmuten. Jene Zeit in München war bedeutend für ihn durch das, was er hörte, — was er leisten durfte, war verschwindend wenig, und es mag seinem Tatendurst hart angekommen sein, Monate lang gänzlich unbeschäftigt spazieren zu gehen und sich dann mit dem Ritter Tavannes in den Hugenotten oder dem Oberpriester in der Afrikanerin zufrieden geben zu müssen. Und doch waren die Jahre für ihn nicht verloren, brachten sie ihm doch Eindrücke und Erlebnisse, um die wir alle ihn noch jetzt beneiden.

Kurz nach seinem Engagementsantritt begannen in München unter Bülow in Wagners Anwesenheit die Proben zum Tristan. Es war mir stets eine besondere Freude, Gura davon erzählen zu hören, wie seiner Jugend da zum ersten Male die volle Größe Wagnerscher Kunst aufgegangen sei, wie atemlos er den Proben gelauscht habe, bis er all die Fülle des auf ihn Einstürmenden nicht mehr allein habe ertragen können — da sei er fortgestürzt und habe seine Braut geholt; durch ein Hintertürchen wurde sie in die heiligen Räume eingeschmuggelt, und nun saßen die zwei hinter einer Säule versteckt und ließen das Wunderwerk über sich hinbrausen.

Tiefen Eindruck scheint Schnorr auf ihn gemacht zu haben; auch von einem Gastspiel Tichatschеks erzählt er mit Begeisterung. Aber selbst abgesehen von solch illustren Gästen nannte München damals eine auserlesene Künstlerschar sein eigen. Kindermann, die Stehle, Mathilde Mallinger, der junge Anfänger Heinrich Vogl — wie entscheidend muß solches Künstlertum gerade auf den Sänger gleichen Schlages eingewirkt haben. Umsomehr verlangte es ihn aber, in diesem Kreise die eigene Kraft zu beweisen, und als man ihm nach anderthalb Jahren nur vier größere Partien zugeteilt hatte, drängte er fort, um sich anderswo einen Wirkungskreis zu gründen. Er fand ihn in Breslau, wo sein Ansehen in der Gunst des Publikums bald zu wachsen begann. Seine Tagebuchnotizen aus jenen Jahren sprechen von weitgehendster Beschäftigung. Mit besonderer Freude erfüllt ihn die Partie des Templers in Marschners „Templer und Jüdin." Er schreibt: „Ich stellte zum erstenmal die wundervoll herrische, in Liebesglut und Leidenschaft schwelgende Rolle des Bois Guilbert dar. Diese beiden herrlichen Aufgaben, der Templer wie der Wasserträger, waren vor allem geeignet, als vornehmste und wichtigste Vorstudien zu meiner ferneren musikalisch-dramatischen Laufbahn zu gelten. Das Vertiefen in diese bedeutenden Rollen förderte mich bei Ausgestaltung aller später dargestellten Charaktere Richard Wagners."

Eher als er gedacht, nahte das Ende jener arbeitsreichen Breslauer Zeit. Am 15. Juli 1870 wurde die Kriegserklärung bekannt, und infolgedessen am 20. schon das Theater unter Auflösung sämtlicher Kontrakte geschlossen. Dieser Umstand, der Gura mit schwerer Sorge für die Zukunft erfüllte — er hatte nicht mehr für sich allein, sondern für ein liebes Weib und zwei kleine Kinder einzustehen — sollte sein Glück begründen helfen. Ein Antrag an das Leipziger Stadttheater fand ihn als freien Herren über seine Zeit, und dort war's, wo sein Stern zu leuchten begann. Zum ersten Male traten die großen Wagnerschen Gestalten, Telramund, Wolfram, Holländer, Wotan, Sachs an ihn heran, zum ersten Male konnte er nun an ihnen offenbaren, wie stark, wie fähig der höchsten Gewalt seine nachschaffende Begabung sei. Er scheint mit Jubel aufgenommen worden zu sein, und war jahrelang der Stolz des Leipziger Publikums. Auch für ihn war die Zeit reich an künstlerischen Freuden. Wenn wir ihn von den Erfolgen erzählen hören, die, sei es diese oder jene Partie, sei es ein auswärtiges Konzert ihm gebracht, so scheint er fast von seiner eigenen Künstlerschaft, von ihrer Wirkung auf

die Menge überrascht und konstatiert sie voll dankbarster, kindlichster Freude. Eitelkeit auf seine Leistungen hat er nie gekannt. Wie oft habe ich in den Jahren seiner Konzerttätigkeit, als ihm in Wien, Berlin, Hamburg das Publikum unerhörte Ovationen brachte, geradezu verzweifelte Versuche gemacht, mir von ihm darüber berichten zu lassen — es wollte mir nie gelingen; das Höchste war, daß er schmunzelnd sagte: „Na, sie haben halt sehr applaudiert."

Sein erstes Auftreten im Gewandhaus gewinnt durch einen besonderen Umstand erhöhtes Interesse. Das betreffende Konzert fand am 20. Oktober 1870 zum besten der Invaliden und Hinterbliebenen der Gefallenen statt. Im Hinblick auf die Tage von Sedan und die allgemein erhoffte Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches riet Reinecke ihm, die Loewesche Ballade Heinrich der Vogler zu wählen. Es war die erste Komposition Loewes, die Gura zu Gesicht bekam. Frappiert von der Schönheit und Wirksamkeit des kleinen Werkes forschte Gura weiter und entdeckte nach langem Suchen in einer Musikalienhandlung, meist in ganz verblichenen Exemplaren, mehrere der herrlichsten Balladen des fast schon verschollenen Meisters, der nun endlich seinen Interpreten gefunden hatte. Was Gura für Loewe geworden, das wissen wir ja alle.

Der Winter 1874 sollte Gura die längst ersehnte persönliche Berührung mit Wagner bringen; der Meister kam nach Leipzig. Vergeblich hoffte Gura, in einem seiner Werke vor ihn treten zu dürfen; die alte gehässige Stimmung gegen Wagner, die nirgends so daheim war wie in seiner lieben Vaterstadt, war wieder einmal am Werk. Friedrich Haase, der damalige Direktor, lag in einem Tantiemenstreit mit dem Meister und wollte sich drum nicht dazu verstehen, ihm zu Ehren eines seiner Werke zur Aufführung zu bringen. Da kam Kapellmeister Schmidt auf den Gedanken, Wagner durch die Vorführung eines älteren deutschen Meisterwerkes zu erfreuen. Die Wahl fiel auf Jessonda; Gura sang den Tristan d'Acunha. Wagner war aufs höchste überrascht und beglückt, gänzlich unerwartet in Leipzig einen solchen Künstler zu entdecken. Im letzten Band der Gesammelten Schriften finden wir seinen begeisterten Bericht über jene damalige Leistung. Er trifft mit kurzen Worten so herrlich den Kern von Guras Persönlichkeit, daß ich ihn hier folgen lasse: „Eine einzige Gestalt, wie diejenige des vom Komponisten wohl etwas zu weichlich gehaltenen, portugiesischen Generals Tristan d'Acunha, sobald sie uns ein Künstler von der Begabung des Herrn Gura vorführt, kann uns als eine wahrhaft interessante Erscheinung einnehmen. Dieser gegenüber durfte diesmal jedes Bedenken verschwinden: Alles war rein und edel. Allerdings fesselte schon des Darstellers einfaches Auftreten. Als er, von Nadori gerufen, mit der Frage: „Wer soll jenen Tod erleiden?" vom Hügel zu den Frauen herabschritt, stellte sich mir in ihm eine tragische Erscheinung von rührendster und ergreifendster Einfachheit dar. Wie schwer, ja wie unmöglich die Vorzüge eines solchen männlich-künstlerischen Naturells durch die selbst sorgfältigste Verwendung vereinzelter glücklicher Begabungen, wie angenehmes Aeußere, gutes Stimmaterial u. s. w. zu ersetzen sind, dies erkennt man sofort an der Umgebung eines jener „aus dem Ganzen Geschnittenen"! Hier gelingt alles, selbst die unsingbarste Spohrsche Violinpassage beeinträchtigt den Vortrag des Künstlers nicht mehr, weil dieser uns jeden Augenblick fesselt, und somit unsere Aufmerksamkeit auf das verfehlte Außenwerk seiner ihm aufgedrungenen Leistung gleichsam entkräftet wird." Doppelt wertvoll war diese Entdeckung für Wagner gerade in jener Zeit; er suchte echte deutsche Künstler für die Wiedergabe seines „Rings" in Bayreuth, und die unmittelbare Folge der Bekanntschaft war eine sofortige Einladung, den Donner und Gunther zu übernehmen, und sich im Fall einer Absage Betz' für den Wotan bereit zu halten. Am 1. Juli 1875 traf Gura zu den Proben in Bayreuth ein und gab sich nun mit wahrem Enthusiasmus der

gemeinsamen Arbeit am großen Werke hin. Geradezu vorbildlich tritt uns in seinen Briefen aus dieser Zeit die unbegrenzte freudige Schaffenskraft, das künstlerische Bewußtsein, mit dem er seine Aufgabe ergreift, entgegen. Ich lasse ihn selbst reden:

„Es waren Tage der gewaltigsten Erhebung, diese Proben in den Räumen des Festspielhauses. Auf der Bühne sitzend, vor sich die Partitur des Nibelungenwerkes, von dessen musikalischer Herrlichkeit wir zwar in steigender Weise ergriffen wurden, von dessen hoher Bedeutung und kulturgeschichtlicher Wichtigkeit, von dessen vorbildlicher Sendung wir nur zum geringen Teil eine Ahnung hatten, feuerte der Meister alle Mitwirkenden durch seine geistsprühende Persönlichkeit an; nicht nur eingreifend in den Vortrag der Darsteller und die Entwicklung der szenischen Bilder, auch belebend und anfeuernd auf den Vortrag des Orchesters, das Hans Richter in der Tiefe des unsichtbaren Raumes leitete.

Als nach dem Rheingold die alles berückende Walküre folgte, worin Albert Niemann zuerst seinen gewaltigen Siegmund sang, erinnere ich mich deutlich eines Vorfalles, der mir als Beispiel von der Ursprünglichkeit eines warm und heftig empfindenden Künstlergemütes im Gedächtnis haftet. Beim dritten Aufzuge war Niemann noch als Zuhörer anwesend; als nun gegen das Ende des Aktes zum ersten Mal das Motiv von Wotans Abschied (bei der stürmischen Umarmung Brünhildens) in gewaltigem Glanz mit vollem Orchester in seiner überwältigenden Tonpracht ertönte, wirkte das ungeheuere Motiv auf Niemann mit solcher Uebergewalt, daß der alte Recke, von stärkster Ergriffenheit gepackt, in heftiges Schluchzen ausbrach und erst lange nach Beendigung der Probe zu endlicher Beruhigung gelangen konnte."

Im Jahre 1876 wußte Pollini den nun schon auf der vollen Höhe des Ruhmes stehenden Künstler unter glänzenden Bedingungen für Hamburg zu gewinnen. Dem schönheitsdurstigen Auge Guras scheinen es dort vor allem die landschaftlichen Reize angetan zu haben, die er in anmutigster Weise schildert. In den Hamburger Jahren legte er den Grund zu seiner später so berühmt gewordenen Kupferstichsammlung, deren Reichtümer er mit dem Stolz und feinen Verständnis des Kenners aufzählt. Ich habe die leidenschaftliche Liebe für diese Sammlung, sein Sichversenken in die zarte Schönheit seines Lieblingsmeisters, Albrecht Dürer, von dem er allerdings wahre Schätze besitzt, immer als glücklichstes Gegengewicht zu den Anforderungen seines Berufes angesehen. Er war zu sehr Poet, zu sehr nach innen gewandte Natur, um nicht unter dem, was wir Theatermisere nennen, und was im größten Hoftheater so wenig fehlt wie bei der kleinsten Wandertruppe, oft empfindlich zu leiden. Hatte er sich lange Zeit immer wieder nach außen wenden müssen, um zu wirken, so war es ihm Bedürfnis und Labsal, sich ganz zu konzentrieren und in stillem einsamen Genießen den Wegen der Kunst nachzugehen.

Im Mai und Juni 1882 führte ihn sein Beruf nach London. Er war an einem Unternehmen beteiligt, das die Aufführung deutscher Opern im Drury-Lane-Theater bezweckte. Der musikalische Leiter hieß Hans Richter und ihm ebenbürtig waren die Künstler, die unter ihm wirkten. Man höre nur die Besetzung der Euryanthe: Adolar—Winkelmann, Lysiart—Gura, Euryanthe—Rosa Sucher, Eglantine—Frau Peschka-Leutner! Einen unerhörten Jubel scheint die Aufführung der Meistersinger in deutscher Sprache entfesselt zu haben. Zehnmal sang Gura dort den Sachs, außerdem den Holländer, Wolfram, Marke, Lysiart, Minister im Fidelio und wirkte auch in mehreren Konzerten mit. Man begreift kaum, wie sich eine solche enorme Arbeitslast in der kurzen Spanne von sechs Wochen bewältigen ließ.

Wir nahen uns dem letzten Teil des Werkchens und damit der Zeit, in

der Gura unser wurde: seinem Engagementsantritt in München. Er hatte schon im Jahre 1879 ein kleines Anwesen hinter der Rottmannshöhe am Starnberger See erworben. Der Besitz gedieh unter der liebevoll waltenden, verständigen Hand seines Herrn immer herrlicher und erweckte in ihm den Wunsch, von seinem Eldorado nicht mehr so weit entfernt zu sein. Er begrüßte darum mit Freuden einen auf Engagement zielenden Gastspielantrag der Münchner Hoftheater-Intendanz. Das dreimalige Auftreten als Heiling, Wolfram und Sachs genügte, um ihm das gesamte Publikum zu erobern, und man wünschte, ihn sofort an München zu fesseln. Ich erinnere mich einer köstlichen kleinen Episode, die Gura mir einst lachend aus jenen Tagen erzählte. Sein Hamburger Kontrakt war noch nicht abgelaufen, und Pollini verspürte nur sehr wenig Lust, den Liebling der Hamburger, einen seiner verwendbarsten Künstler so leichten Kaufes ziehen zu lassen. Nur eins war stärker als alle Bedenken: seine Sehnsucht nach einem bestimmten bayrischen Orden. So schlug er Gura vor, er wolle ihn jetzt schon München abtreten unter der Bedingung, daß König Ludwig sich für dies Entgegenkommen durch Verleihung des bewußten Ordens erkenntlich zeige. Gura vertraute dem Staatssekretär des Königs, Herrn von Bürkel, seine Not, und dieser versprach, die Auszeichnung gelegentlich des Jahreswechsels zu erreichen. Aber schon nahte das Unheil: mögen die Ordensschmerzen des Herrn Pollini in Vergessenheit geraten sein, oder hatte der König Gründe, sie nicht zu beschwichtigen — kurz, der 1. Januar verging, ohne Pollini die gewünschte Bereicherung seines Knopfloches zu bringen, und pünktlich am 2. Januar langte bei Gura ein Telegramm an, das ihn unverzüglich nach Hamburg zurückberief. Gura stürzte zu seinem Intendanten; dieser, wohl ebenso erschreckt, bat Herrn von Bürkel um Intervention, und nach wenigen Tagen war Pollini um einen Orden reicher und Gura endgültig frei.

Und nun begann eine Zeit künstlerischer Kraftentfaltung, die ihn aufs äußerste beglückte. Umgeben von Kollegen, die ihn anregten, wie er sie: Heinrich und Therese Vogl, der alte Kindermann, bald auch Lili Dreßler (deren Eva heute noch unerreicht und unverschmerzt in unser aller Gedächtnis lebt), schuf er sich in kürzester Zeit eine Ehrenstellung an der Münchner Bühne. Vor allem waren es laut seinem Tagebuch die Wagnerschen Gestalten, deren Wiedergabe ihn am meisten fesselte; den Holländer und Amfortas sang er verschiedene Male in den Separatvorstellungen des Königs. Ein paar verzweifelte Stoßseufzer finden sich in seinen Aufzeichnungen über den lästigen Zwang, dicht neben dem Allergrößten seine Kraft an völlig Minderwertiges vergeuden zu müssen. So schreibt er einmal: „Mignon. Abermals verurteilt, die widerwärtige Verballhornung einer der sympathischsten Gestalten Goethes, des hochpoetischen Harfners (von Herrn Thomas als Lothario umgetauft und vertont) darstellen zu müssen. Diese, deutschem Geiste so himmelweit entfernte Figur, eine widerliche, fratzenhafte Gestalt! Welche Karikaturen sind überhaupt aus den Hauptfiguren Goetheschen Geistes durch den Franzosen Ambroise Thomas geworden. Wie kokett geriert sich diese Mignon, diese Philine, dieser Zierbengel von Wilhelm Meister. Frankreich hat uns mit dieser Operninvasion eine große Schmach angetan!"

Besonders ans Herz gewachsen war ihm Cornelius' prächtiger Barbier, wie er auch all denen, die das Werk lieben, für immer als Idealgestalt des Abu Hassan vor der Seele steht. Daß der Barbier in keiner einzigen Stadt wirkliche Volkstümlichkeit erreicht hat, nirgends zur zugkräftigen Repertoireoper zu werden vermochte, wie er es in München ist, das schreibt sich wohl in erster Linie dem Umstande zu, daß das Haupterfordernis — ein Barbier, der das Interesse zwingend von der ersten bis zur letzten Note festhält, nirgends so erfüllt ward, wie durch ihn. Es war tatsächlich eine Meisterleistung, in der Guras leuchtendste Vorzüge,

sein feiner, liebenswürdiger Humor, sein sprachlich und gesanglich gleich hervorragendes Können zur vollsten Geltung kamen.

Die Erstaufführung des Barbier in München und ein bald darauf folgendes Gastspiel als Abu Hassan in Weimar sind das Letzte, wovon Gura uns ausführlich erzählt. Sein Gesundheitszustand hatte sich so verschlechtert, daß er nicht imstande war, die letzte Periode seines Wirkens eingehend zu behandeln. Dem Eingeweihten sprechen diese beschließenden Seiten des Buches eine traurige Sprache von versagender Kraft; er hat sein kleines Werk mit fieberhafter Hast beendet und uns von den folgenden Jahren, so von seiner ganzen Konzerttätigkeit fast nur skizzenhafte Aufzeichnungen und Daten gegeben. Und vielleicht hätte der gesunde Eugen Gura uns gerade mit der Erzählung dieses letzten Abschnittes seiner Laufbahn das kostbarste Geschenk geboten. Er stand zu jener Zeit in völliger künstlerischer Reife so über seiner Aufgabe, es lagen die Jahre des Sturmes und Dranges so weit hinter ihm, er vermochte mit einer gewissen warmen Objektivität auf sie zurückzublicken, daß ich gehofft hatte, er werde aus der Fülle dieser Erfahrungen uns Jungen so manches mitteilen und namentlich die Auffassung seiner Rollen für uns im Worte niederlegen. Freilich mußte ich mir dann wieder sagen, daß das rein Lehrhafte, Dozierende, selbst im guten Sinne, ihm nie gelegen hätte. Er mußte durch die lebendige Tat, durch das Beispiel wirken können; wer ihn da nicht zu verstehen vermochte, der kam bei ihm nicht auf seine Rechnung. Ebenso war das Erfassen seiner dramatischen Gestalten vor sich gegangen. Es war nie das Resultat verstandesmäßiger kühler Ueberlegung, sondern vielmehr eines dichterischen Hellsehens gewesen, wenn man will, hervorgerufen durch seine geradezu geniale Rezeptivität. Daß z. B. Telramund kein verderbter, verschlagener Charakter, sondern ganz im Gegenteil eine durchaus vornehme, nur durch das Bewußtsein einer tiefverletzten Ehre mißleitete Natur sei, daß ein Sachs bei aller überströmenden Herzensgüte nie weichlich, ein Petrucchio nie brutal werden dürfe, das sagte ihm eben diese Gestalt und die sie ausdrückende Musik so deutlich, daß ihm gar keine Möglichkeit erschien, sie anders zu erfassen; und wenn man sie von ihm gezeichnet sah, begriff man wohl selbst kaum, wie sie je zu vergreifen sei.

Es ging einem eigentümlich mit ihm! An andern großen Künstlern bewundert man die bedeutende Leistung, man findet überall ihre Vorzüge wieder und erfreut sich an ihnen; hin und wieder lauscht man wohl auch mit besonderem Vergnügen dem klanglichen Wohllaut oder dem technischen Können — ihn vergaß man völlig. Das war nie Gura und gerade darin ganz er selbst. Da blieb auch nicht ein Hauch von Eitelkeit, von Brillieren- oder Hervortretenwollen; er löste sich in die dichterische Gestalt auf, wie es eben nur ganz starke Persönlichkeiten vermögen, ohne unterzugehen.

Es ist mir immer als Prüfstein für echte dramatische Begabung erschienen, wie ein Darsteller auf der Bühne zuzuhören versteht. Wer je Gura als Sachs gesehen hat, wird sich mit wahrer Wonne des ersten Aktes der Meistersinger erinnern — wie unglaublich ausdrucksvoll da das vornehme, sinnende Antlitz Walters Gesang verfolgte! Ueberhaupt sein Sachs! Ob je wieder ein Künstler so alles in sich vereinigen wird, dessen der Sachs bedarf? Da hilft uns keine noch so herrliche Stimme, da hilft uns nur ein ganzer Mensch, gemütstief, deutsch in seinem Empfinden und auch von jener reifen Milde, die doch nur der erwirbt, der des Lebens Rätseln nicht fremd gegenübersteht. Gura selbst ist so ein Stückchen Hans Sachs; es fehlt kaum ein Zug in dem Bilde — selbst der feine, immer liebenswürdig bleibende Spott ist, freilich vielleicht nur seinen intimsten Freunden wohlbekannt! So schuf er mit der Gestalt sein Meisterstück. Man hat ihm manchmal den Vorwurf gemacht, sein Sachs sei zu wenig Schuster, zu sehr Poet — meiner Ueberzeugung nach ganz ungerechtfertigt. Das war die „Idee“

des Nürnberger Poeten, wie Wagner sie uns geben wollte, nicht Sachs mehr allein, — der deutsche Dichter, wie er uns alle Jahrhunderte einmal wiederkehrt, erstand da vor uns. Man hätte von Gura nichts zu hören gebraucht, als einzig den Anfang des dritten Aktes, den Wahnmonolog, um seine ganze Bedeutung ermessen zu können. Er hat den Sachs im ganzen 114mal gesungen (am herrlichsten wohl immer in Bayreuth) und ist, wie ich als Augenzeugin vieler Jahre oft erlebt habe, nie kühl oder nur im ruhigen Bewußtsein seiner Vertrautheit mit dem Werke darangegangen. Ich hatte stets den Eindruck, als überwältige ihn jedesmal wieder neu der Gedanke an die Größe seiner Aufgabe, daß er sich wie im Fieber dabei befand. Die letzten Jahre seiner Münchner Tätigkeit brachten manche Enttäuschung und Kränkung mit sich. Er mußte es erleben, daß Kollegen, die ihm an reiner Stimmkraft wohl überlegen waren, sonst aber weder darstellerisch noch geistig an ihn hinanreichten, ihm vorgezogen wurden, ja sogar der Sachs blieb nicht mehr sein ausschließliches Eigentum. Endlich kam es dahin, daß er die Bühne, deren Stolz er dreizehn Jahre lang gewesen, ohne Abschied verließ. An dem Abend seines letzten Auftretens im Sommer 1896 ahnte im ganzen Hause außer wenigen intimen Freunden niemand, welch schmerzlichen Verlust die Münchner in diesem Augenblick erlitten. Er zog sich auf sein, unterdes längst zu einem stattlichen Besitz erweitertes Heim am Starnberger See zurück und begann eine bedeutend ausgedehntere Konzerttätigkeit vorzubereiten.

Man hat oft Gelegenheit zu beobachten, daß Künstler, die auf der Bühne Hervorragendes leisten, auf dem Konzertpodium direkt enttäuschen oder doch wenigstens sich nur halb zu geben wissen. Anders Gura. Freilich hatte er mit feinem Blick von Anfang an das Feld erkannt, auf dem er seiner ganzen Begabung, seinem Drang, Gestalten zu schaffen und zu charakterisieren, noch zu ihrem Rechte verhelfen könne. Sein Weg wies ihn deutlich zur Ballade hin, und für sie hat er uns wahrhaft einen neuen, von dramatischstem Leben erfüllten Vortragsstil geschenkt. Alle Welt spricht noch von seinem Nöck, dem Hochzeitslied, Prinz Eugen; ich möchte drum nicht bei ihnen verweilen, sondern vor allem daran erinnern, welch erschütternd großartige, wildbewegte Bilder er mit der Lauer, Edward, Hueska schuf. Das war der echte Gura, der im musikalischen Drama zu seiner künstlerischen Höhe erwachsen war, und der es nun verstand, sein Publikum Konzertsaal und Podium ganz vergessen zu machen.

Es ist mir oft in München, mehr aber fast noch auswärts, in Berlin z. B. aufgefallen, daß Gura eine ganz anders geartete Zuhörerschaft um sich versammelte, als sie sonst wohl die Konzertsäle füllt. Da fanden sich Menschen ein, die der Musik sonst ziemlich fern standen, kleine Leute, die sich selten den Luxus eines Konzertbillets gestatten, und die nun mit atemloser Spannung dem lauschten, was Gura ihnen erzählte. Denn das war's: sie scharten sich um ihn, wie Kinder um die märchenerzählende Großmutter, und drum war auch das Verhältnis zwischen Künstler und Zuhörer ein anderes, trotz des großen Raumes weit intimeres, reizvolleres als sonst. So kam es oft zu kleinen Reden, die er hielt — er bat unter anderm einmal die Münchner bei Loewes Braut von Korinth, sich von vornherein mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß sie eine volle halbe Stunde dauere; er fürchte, daß man sich sonst durch ungeduldiges Warten auf das Ende manche Schönheit entgehen lasse. Er ist in der Tat einer unserer volkstümlichsten Sänger, und was will das heißen, wenn man bedenkt, wie rein und vornehm, wie unhold allen Effekten seine Kunst ihren Weg gegangen ist. Aber nicht nur die Ballade hat er gepflegt; wie unvergleichlich trug er vor allem Schubert und in neuerer Zeit Hugo Wolf vor. Ich habe miterlebt, wie er sich mehr und mehr für Wolf erwärmte und sich endlich mit bewundernswertester Gründlichkeit den Geist seiner Schöpfungen zu eigen machte. War es bei der Ballade sein volles

dramatisches Leben, das er in sie ergoß, so half ihm bei Wolf die fast frauenhafte Zartheit seines Empfindens, sein sensitives Reagieren auf jede noch so leise angedeutete Stimmung.

In jener Zeit lernte ich Gura als Lehrer kennen, und ich darf wohl sagen, es hat ihn in dieser Eigenschaft niemand so gekannt wie ich. Mein Unterricht begann, als er noch in voller Tätigkeit war. Er nahm damals keinen Schüler an, der nicht einen gewissen Grad technischen Könnens bereits erworben hatte, um sich gleich mit voller Intensität auf Vortragsstudien verlegen zu können. Er wollte alles durch den künstlerischen Eindruck erzielen, war unermüdlich im Vorsingen und gab sich darin genau so rückhaltlos wie auf dem Podium. Ich studierte damals über ein Jahr ausschließlich Partien mit ihm und staunte oft über seine enorme Verwandlungsfähigkeit. Gretchen, Agathe spielte und sang er mir mit zartester weiblicher Anmut vor, und sprühte vor Laune und Uebermut, wenn er mir die Widerspenstige oder eine der Lortzingschen Mädchengestalten einstudierte. Beim Vortrag von Liedern sah er vor allem auf Plastik; so sehr er das Detail beachtete, litt er doch nie, daß die große Linie aus dem Auge verloren werde.

Im Jahre 1901 erlebte ich gleichzeitig mit ihm in Bayreuth die erste Aufführung des Holländers und genoß wahrhaft den Eindruck, den das Werk und seine Wiedergabe auf ihn machte. Trotzdem schon damals seine Gesundheit nicht die beste war, gab es für ihn doch keinen Augenblick der Ermattung oder geringeren Aufnahmsfähigkeit. Nichts, keine szenische Feinheit entging ihm; als nach dem sturmdurchtosten wilden Bilde des ersten Aktes sich nach kurzem Zwischenspiele der Vorhang teilte und heller Sonnenschein in die Spinnstube leuchtete, da entrang sich ein leiser Jubellaut seinen Lippen. Auf immer haftet mir ein Augenblick im Gedächtnis, der Gura als Mensch so hoch stellt, wie er nur je als Künstler gewesen. Van Rooys Holländer hatte ihn tief erschüttert; in größter Erregung stand er kurz darauf vor ihm und sagte: „Sie haben heute all das erreicht, was ich mein ganzes Leben hindurch mit dem Holländer angestrebt habe.“ Ob viele unserer großen Künstler einer solch selbstlosen, ehrlichen Freude an der Leistung eines jüngeren Kollegen fähig wären, vor Allem, wenn es sich um eine handelt, in die sie selbst einst ihr ganzes Herzblut ergossen, in der sie Hochbedeutendes gegeben haben? Das ist Eugen Gura; Neid oder Eifersucht hat er wohl nie im Leben gekannt; keine der Gefahren, welche die öffentliche Karriere jedem reproduzierenden Künstler bringt, hatte Macht über ihn — ihm wurde das Gegengewicht durch die innige Verwandtschaft mit dem Kunstwerk selbst, aus dem er stets neuen reinen Lebensodem sog, und „Komödiant“ ist er nie gewesen.

Ich bin ausführlicher geworden, als ich beabsichtigt. Da Gura aber, durch seinen momentanen Gesundheitszustand gezwungen, sich hauptsächlich an äußere Tatsachen gehalten hat, lag mir daran, das Bild zu vervollständigen und von dem zu sprechen, was sein innerstes Wesen und zugleich das Geheimnis jeden echten Künstlertums ausmacht: daß in ihm der Pulsschlag eines großen Menschenherzens pocht.

Frankfurt a. M. Hertha von Hausegger.

Sudermanns neues Stück.

„Stein unter Steinen“ brachte Sudermann wenig Tantiemen. Da versuchte er etwas, was er bisher noch nie getan hatte: er gab ein noch nirgends zur Aufführung angenommenes Stück heraus. Ein Jahr und achtundzwanzig Tage lang hatte der Schaffende an dem „Blumenboot“ geschaffen: mit gelassenem Stolze verzeichnet ers am Ende des Buchs.

Alles, was Sudermann schreibt, hat einen gewissen spezifisch Sudermannschen Stil, auch das „Blumenboot.“ Man lese nur die szenische Anweisung zum ersten Akte: kein Mensch, außer Ihm kann so etwas schreiben: „Stil der italienischen Renaissance. Rote Brokatellowände. Alte Bilder und Bronzen. Marmorkamin. Ebenholzschränke. Alte orientalische Teppiche. Gobelins vor den Türen, die von Marmorbüsten flankiert werden. Feierlicher Prunk, durch das verfeinerte Stilgefühl des raffinierten Sammlers gemildert.“ Wie gut macht sich der Schlußsatz! Zwar kann man sich nichts Genaues dabei denken, aber er klingt entschuldigend: Wir sammeln mit Answahl, wir gruppieren mit Raffinement, wir besitzen verfeinertes Stilgefühl, wir sind durchaus keine geschmacklosen Protzen. Captatio benevolentiae ...

Bewundernswerter noch — wer möchte es leugnen — ist Sudermann als Charakterzeichner. Baron Erfflingen: „Alter Elegant mit sorgsam gekräuseltem Haar und hochgesträubten Schnurrbartzipfeln. Pose des alten Salondiplomaten. Hochfahrend. Gekünstelte Sicherheit.“ Baronin Erfflingen: „Schöne Vierzigerin, ergraut, auf der Grenze zwischen Weib und Matrone. Spuren von Leidenschaft und Liebreiz. Schönrednerisch. Lächelnde Ueberlegenheit, bisweilen in herrscherhafte Schärfe umschlagend.“ Man muß eine solche Charakteristik langsam auf der Zunge zergehen lassen wie ein Gedicht von Stefan George, um ihre letzten Feinheiten auszukosten. Sudermann schildert seine Personen mit derselben Unterwürfigkeit wie ihre Salons. Er hat einen innigen Respekt vor den Erfflingen, und selbst wenn er sie auf das Tribunal der Bühne zerrt, zieht er zuvor weiße Handschuhe an und murmelt in seinen Bart: „Wenn Sie erlauben, bin ich so frei.“

Baron und Baronin sprechen sich aus in dem unvergleichlichen und sofort erkennbaren Sudermannschen Stil. Es kommt dabei zu Antithesen, wie nur Er sie schreiben kann: „Ja, die Schwingen, mit denen du dich in die Lüfte hebst, die sind mit Gold gefiedert.“ „Ist das nicht immer noch besser, als auf einem Tische liegen, der mit Gold gepflastert ist?“ (Der Baron ist Spieler.) Stichometrie hieß man dies früher, in der vorsudermannischen klassischen Tragödie. Auch das moderne Drama hat solche Stichometrien. Die berühmteste ist vielleicht diejenige der Gespenster: „Und was wird dann aus den Idealen?“ „Und was wird dann aus der Wahrheit?...“ Sudermann ließ diese Art nicht. Das ganze Milieu des Parvenüsalons liegt ihm nicht. Er nimmt es zu ernst, fühlt sich ihm im Innersten verwandt. Das macht unfrei. Bei Brösemann ist er schon sicherer: Brösemann ist das Arbeitstier der Firma Hoyer, er hat Frau Adahs (so wollen wir die Baronin der Einfachheit halber nennen, wenn sie auch nicht Adah Barzinowsky heißt) ältere Tochter Raffaela zur Frau. Im Gespräch über ihn fällt die erste, echt Sudermannsche Replik: „Dieser Bauernsohn, der auf seine Art ein Genie ist, wirft dem Hause alljährlich eine Million in den Schoß“ — „Und wäscht sich alsdann die Hände mit einer Mandelseife das Stück zu zehn Pfennig. Man riecht es.“ Das ist unbedingt Eigenbau. An dieser Stelle wird bei der Berliner Premiere das erste verständnisvolle Lachen die bis dahin kühle Stimmung erwärmen. Genau an dieser Stelle.

Raffaela kommt: „Ah, das ist ja die kleine Frau mit dem verschlafenen Gemütsleben. Wie wärs, wenn wir mal ein bißchen aufwachten, kleine süße Frau?“ Auch das ist echt. So muß mans machen. Der Zuschauer ist ja bekanntlich dumm, so dumm, man glaubt es gar nicht: auf Alles muß man ihn mit der Nase stoßen. So denkt jeder Philippi. Wenn nun gar diese Worte mit der bedeutungsvollen Pointierung gesprochen werden, die durch unsere wundervollen „denkenden Künstler“ in den neudeutschen Bühnenstil eingeführt worden ist, zögernd, mit scharfem Akzent, mit klugen Pausen, mit ahnungsvollen Druckern

— dann merkt jeder Zuschauer, welche Absichten man mit dieser Raffaela hat. Richtig, hat ihm schon: Frau Adah munkelt etwas von einem Löwenjäger, der sich ihr habe vorstellen lassen. Raffaela „wendet sich ab, atmet schwer.“ Zuschauer, hörst du wie das dramatische Scharnier knarzend einschnappt? — Frau Adah hat noch eine Tochter, Thea: „Neunzehnjährig, schlank, biegsam, mit federnden Bewegungen. Frühreifes, alles wissendes, pietätsloses Gegenwartskind.“ Schade, daß sie kein Vergangenheitskind ist. Uebrigens — welch furchtbarer Verdacht steigt in mir auf? Natürlich, sie ist es, sie muß es sein: Diese Thea ist der süße Fratz, der die „Briefe eines modernen Mädchens“ in der Scherlschen Woche schreibt: Gans mit Hautgout. Sobald übrigens Thea auf die Bühne kommt, wirds amüsant. Sie charakterisiert sich selbst, direkt, das ist am bequemsten: „Unsere Herzen die sind zu sehr aufs Genießen dressiert. Die können gar nicht so stark empfinden“ u. s. w. Bald gesellt sich Fred zu Thea mit dem dressierten Herzen. Fred ist nämlich das zu dem Weibchen Thea passende Männchen, nebenbei ihr Vetter. Ganz nettes freches Geplauder. (Nur einmal heißen die Diamanten „die Fixsterne am Firmament der Liebe.“ Aber, Sudermann!...) Thea soll den Grafen Sperner heiraten. Einstweilen läßt sie sich lieber von Fred abküssen. Da bemerkt die Souffleuse soeben mit Schrecken, daß der Akt schon fünfundvierzig Seiten lang dauert. Rasch, Vorhang. Sudermann lernt nicht aus: sogar die wirkungslosen Aktschlüsse kann er schon. Er ist ein Teufelskerl.

Zweiter Akt: Thea mag nicht. Dieser Sperner ist zu sehr altpreußischer Junker mit unangenehm anständigen Ansichten. Folgt der Familienrat. Hier fühlt sich Sudermann auf vertrautem Terrain und kopiert sich selbst. Alles heimelt so an. Frau Adah zu Brösemann: „Man kann ja allerdings von Ihnen nicht annehmen, lieber Sohn, daß Sie im Almanach der guten Gesellschaft bewandert sind. —“ Brösemann zu Frau Adah: „Es ist wohl nicht zu anspruchsvoll, liebe Mutter, wenn ich Sie bitte, mich als Bevollmächtigten der Firma zu betrachten und mir die Auskünfte zu geben, deren ich in dieser Eigenschaft bedarf. —“ Brösemann über Adahs würdigen Gemahl: „Herr von Erfflingen ist ein beschäftigungsloser Kostgänger des Hauses Hoyer und Wendrath und hat fortan in dessen Angelegenheiten nicht mehr hineinzureden.“ Welcher deutsche Dramatiker, außer Sudermann, ist imstande einen solchen Schmalznudelbrustton spannender Pathetik zu schreiben?

Und wieder schnappt, mit vernehmlichem Knarzen, das dramatische Scharnier ein. — Brösemann: „Liebe Mutter, ich stehe hier als Vertreter eines, der mir sein Haus im Sterben übergeben hat. Ich rate Ihnen dringend, seinen Schatten ruhen zu lassen.“ Baronin (mit mattem Lächeln, stockend) „—Ich — verstehe — Sie nicht — lieber Sohn“ (weicht scheu vom Tische zurück und hält sich an einer Sessellehne).“ Der Zuschauer jauchzt: er versteht ihn schon, den braven Herrn Brösemann: Die Karnalje da oben hat kein gutes Gewissen, und wird im vierten Akt in ihrer ganzen Schlechtigkeit entlarvt. Was gilt die Wette?

Am Ende des Akts sagt Thea, sie wolle nun doch Fred heiraten. „Der Baron wundert sich.“ Der Vorhang merkt, daß es höchste Zeit ist, zu fallen, wenn anders die Szene nicht vollkommen ins Unmögliche ausarten soll. Vorhänge sind keine verrohten Kritiker: sie verhüllen zur rechten Zeit.

Zwischenspiel im Gasthaus zum „Fidelen Meerschweinchen“. Warum eigentlich nennt Sudermann dies Werk ein Schauspiel in vier Akten und einem Zwischenspiel? Warum sagt er nicht einfach Schauspiel in fünf Akten? Offenbar legt er Gewicht auf das Zwischenspiel. Er hat Recht: zum erstenmale bietet er seinen Getreuen wieder, was er seit der Ehre ihnen nicht mehr gespendet hat — die Wonne des Hinterhauses, den großen Kontrast zwischen Millionären und Besitz-

losen. Hier ist er auf seiner Höhe: Bohémiengeistreichigkeit, zynischer Galgenhumor, schnoddriger Witz, alles amüsant, famos beobachtet, echt, echter als echt. Der versoffene Bollmann, der Gesangskomiker, Little Möppel der Clown, Sonja Gribojeff — „das entpaarte Mensch“ wie sie einmal heißt, die rotblonde Paula mit der Brettleleganz, Cora Mainardi — — eine genial verlotterte Gesellschaft. Introite, so scheint Sudermann das Publikum einzuladen, introite, nam et hic Wedekind est! Alles ist echt, bis Little Möppel sentimental wird und Sudermann mit ihm: Little Möppel hat, was die Franzosen les nostalgies de l'honnêteté nennen, erzählt von seiner Hochzeitsnacht, wo er seiner Frau den springenden Gockel und das saugende Ferkelchen machen mußte: (sehr ernst) „Gnädige Frau, ich mußte mich gemein machen in meiner Hochzeitsnacht ... Aber warum machen Sie sich gemein mit uns?“ (Auch in dem bei Cotta erschienenen Buche gesperrt gedruckt.) Natürlich merkt Thea doch, daß sie, trotz all ihrer Neugier nach den déclassés, nicht in diese Gesellschaft paßt. Little Möppel muß sentimental werden, weil auf diese Weise die durch die vorangegangenen Laszivitäten wacklig gewordenen Sympathien der oberen Ränge sich wieder konsolidieren: warum hat auch diese Thea in ihrer Schamlosigkeit die Hochzeitsnacht in einem berüchtigten Tingeltangel zubringen wollen? Jetzt hat sies! Sudermann hält ihr durch Little Möppel eine Moralpredigt. Bravo, Sudermann!

Dritter Akt — dieselbe Kouleur in Grün: Frau Thea bietet sich in einer, selbst für Sudermann unmöglichen Weise, dem Grafen Sperner an: „Wenn Sie — jemals — nach einer Freundin — — mein Gott sehen Sie mich doch nicht so an! ... Wenn Sie einmal im Leben Sehnsucht haben — nach dem Weibe Ihrer Liebe — dann — Graf Sperner, dann rufen Sie mich.“ Graf (tritt zurück und sieht sie an); Thea (verbirgt, vor Scham überwältigt, das Gesicht in den Händen); Graf (versteht, richtet sich hoch auf): „Das Leben der Frau zu schänden, die mir auf Erden das Heiligste werden sollte, das werden Gnädigste mir kaum zumuten können“ (verneigt sich tief und wendet sich zum Ausgang). Wie sagt ich doch vorhin? Schmalznudelbrustton! Dieses Pathos ist triefend von Fett. Au théâtre, sagt Chamfort einmal, au théâtre on vise à l'effet; mais ce que distingue le bon et le mauvais poète, c'est que le premier veut faire effet par des moyens raisonnables, et, pour le second, tous les moyens sont excellents. „Das werden Gnädigste mir kaum zumuten können.“ Kostbar! Warum nicht gleich gar: „Und werden Ew. Hochwohlgeboren dasselbe mir kaum zumuten können“. O mei', Sudermann ...

Vierter Akt: Brösemann schlägt den Galan seiner Frau nieder. Thea fühlt Reue, daß sie die Schwester in dies Liebesabenteuer hineingehetzt hat. Die ästhetische Weltanschauung bricht zusammen; Hermann Sudermann fällt nichts mehr ein, so macht er denn Schluß. Besser ein Ende mit einer Unmöglichkeit, als Unmöglichkeiten ohne Ende: Thea (will Fred zurückhalten, in Angst) „Fredchen, was wird werden?“ — Fred: „Tja, auf Blumenbooten wird nun nicht mehr gefahren. Jetzt heißt es: Durch! ... (Forschend, eindringlich) Thea!“ — Thea: (ergreift seine beiden Hände, in Entschlossenheit aufleuchtend) „Ja, Fred!“

Es ist sehr schwer, gegenüber diesem auf zwanzig Stunden nach Kulissen duftenden Theater ernst zu werden. Versuchen wirs! Sudermann wollte den Persönlichkeitskoller hypermoderner Finanzkreise geißeln. Dazu gab es zwei Wege: Den Weg Molière, und den Weg Ibsen. Zum ersten ist Sudermann zu schwerfällig und pathetisch, zum andern zu oberflächlich und zu sehr Theaterschneider. Man kann aus Berlin W. und Villenkolonie Grunewald ein Lustspiel zum Totlachen machen, vorausgesetzt daß man Geist, Witz, Leichtigkeit, Spott und Eleganz genug hat. Aber Sudermann kommt über einen gewissen schnoddrigen Jargon nicht hinaus. Sein Witz reicht gerade hin, denjenigen der Leute zu

kopieren, die er treffen will. Er geißelt gewisse Kreise, rechnet aber auf eben sie als zahlendes Publikum. So darf ers mit ihnen nicht verderben. Zum Lustspiel wie zur Tragödie fehlt ihm die Entschlossenheit. Am Ende des Stücks ist Brösemann gebrochen, Raffaela verführt, aber die Baronin klappert noch immer ihre Marlittphrasen von der „Blüte der Persönlichkeit," und Thea und Fred rüsten sich zaghaft zum Ernst des Daseins, damit das Stück mit einem freudigen Ausblick in die Zukunft schließen kann. Kompromißmelodram, geeignet, den verdauenden Spießbürger zweieinhalb Stunden lang zu amüsieren. Drama? Aber wie sollte denn Sudermann dazukommen, auf einmal ein Drama zu schreiben?

„Es lebe das Leben" — „Der Sturmgeselle Sokrates" — „Stein unter Steinen" — „Das Blumenboot": Merkt er es denn gar nicht? Immer noch nicht? Wir merken es doch schon lange ...

München. Josef Hofmiller.

Die Winterausstellung der Münchener Sezession.

Drei Kollektivausstellungen von Malern füllen diesmal im Kunstausstellungsgebäude am Königsplatz alle Säle mit Ausnahme des letzten, der dem höchst verdienstvollen Unternehmen des Bayerischen Museumsvereins überlassen wurde, einen Teil der im Münchener Privatbesitz befindlichen antiken Kunstwerke der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Der Versuch der Sezession war sehr gewagt, und um ihn gut durchzuführen, hätte es besonders vorsichtiger Auswahl der Künstler bedurft, die man dem Publikum in einer schließlich doch ostentativen Form vorführen wollte. München ist jetzt nicht mehr in der Lage, den geringsten Mißerfolg im Ausstellungswesen zu riskieren. Die Sezession aber ist diesmal hart an der Gefahr vorbeigekommen, sich durch eine nicht genügend wirksame Veranstaltung zu diskreditieren. Von den drei Künstlern, denen sie die nicht geringe Ehre einer offiziellen Kollektivausstellung erwiesen hat, ist nur der im vorigen Jahr verstorbene Tiermaler Weishaupt geeignet gewesen, daß er gewissermaßen als eine charakteristische Sondererscheinung dem Publikum vorgeführt werde. Man hat seinen Werken nur einen Saal angewiesen und das war gut. So stehen sie noch einmal in ihrem feinen Kolorit vor uns, schließen sich eng und fest zusammen, so wie auch Weishaupt verstanden hat, jedes einzelne Bild als organische Einheit darzustellen. In dieser Beziehung fallen diesmal besonders seine Landschaften sehr günstig auf, die zur Zeit fast höher eingeschätzt werden als seine Tierstücke. Einzelne unter ihnen, wie die kleine und doch weithin wirkende Moorlandschaft, sind als dekorative Gemälde allerdings vorzüglich; doch geben sie wenig Positives. Die großen Tierbilder wie die Schwemme oder das pflügende Viergespann und Skizzen wie der gefleckte Ochse werden doch immer als die eigentlichen Taten des Künstlers gelten müssen. Wenn Weishaupt nicht gerade ein Führer und durchaus selbständiger Maler war, so hat er doch jenes Maß von Eigenart erreicht, das ihn den Vorzug einer Sonderausstellung vollauf verdienen läßt. Anders liegt der Fall bei der an sich sehr liebenswürdig weichen und abwechslungsreichen Kunst des zweiten der Aussteller. Becker-Gundahl, den man besonders von seinen dem Stil der späten Gedonzeit entsprechenden Illustrationen für die Fliegenden Blätter kennt, brachte außer diesen Zeichnungen eine äußerst umfangreiche Kollektion von Gemälden, die meistens zwischen 1880—1890 entstanden sind und von denen einige allerdings auch der neuesten Zeit angehören. Man sieht mit größtem Interesse wieder einmal in einer gut gegliederten Sammlung, wie lebendig es vor zwanzig Jahren in unserer Münchener Kunst zuging, wie die Einflüsse aller möglichen neuen und alten

Anschauungen sich zugleicherzeit geltend machten; aber im ganzen ist es doch ein historisches Interesse, das wir daran nehmen und zwar ist es das wohl hauptsächlich deswegen, weil hier alle diese Einflüsse sich im Werk eines einzigen Künstlers beobachten lassen, der dadurch als Maler um die Selbständigkeit gekommen ist. Immerhin kann man in der Kollektion Becker-Gundahl manches gut empfundene Stück sehen: aber warum dem dritten der Aussteller, dem Maler Pietzsch, drei Säle für seine Landschaften, deren Art doch sattsam bekannt ist, eingeräumt wurden, ist dem Berichterstatter nicht klar geworden. Die großen, mit allzudeutlichen Strichen durchsetzten Flächen, wo sich hell und dunkel so unmalerisch gegenüberstehen, sehen nicht wie lebendig und künstlerisch erfaßte Natur, sondern wie kolorierte Röntgenphotographien aus.

München Karl Voll.

Zum Prozeß gegen Ludwig Thoma.

„Der Aufwand von Strafmitteln steht im umgekehrten Verhältnis zu der Vollkommenheit und der Reife der Völker. Auf dem Gebiete des Rechts nimmt in demselben Maße, in dem die Menschheit auf ihrer Bahn voranschreitet, ihr Verständnis für das Schuldmoment zu und ihre Reizbarkeit, ihre Lust am Strafen ab. Wenn die Idee des Rechts wächst, sterben die Strafen ab, der Aufwand an Strafmitteln steht im umgekehrten Verhältnis zu der Vollkommenheit der Rechtsordnung und der Reife der Völker.“

Das sind goldene Worte Rudolf Iherings, die sich alle Reformer, vor allem solche, die stets nach neuen Strafmitteln schreien, merken sollten. Prüfen wir diese Worte in ihrer Anwendung auf den strafrechtlichen Schutz gegen unzüchtige Schriften, so wird niemand behaupten wollen, daß wir — nach Auffassung des Gesetzgebers — einen hohen Grad sittlicher Reife erreicht hätten. An Strafmitteln fehlt es wahrlich nicht, und selbst der fanatischste Sittlichkeitsapostel bedürfte keiner neuen lex, denn diese Strafmittel an sich sind dehnbar genug, fast, wie der Kautschukparagraph vom groben Unfug.

Also der § 184 des R.Str.G.B. mit seiner ausführlichen Detaillierung, mit den Zusatzparagraphen 184 a und b, von denen der erstere die jugendlichen Personen besonders schützt, genügt, er genügt, um zu strafen, wo man nur will, aber nicht um gleiches Recht zu schaffen.

Das lehrt uns ein Blick auf zahlreiche Gerichtsentscheidungen, ferner aber ein Blick auf das, was täglich geschieht oder vielmehr — unterlassen wird.

Wir sehen da aus einer Reichsgerichtsentscheidung, daß vor 10 Jahren einmal Heinses Ardhingello, der fortlaufend in einzelnen Nummern einer Zeitschrift erschien, inkriminiert ward. Der Redakteur der Zeitschrift wurde verurteilt, das Reichsgericht bestätigte das Urteil; denn „der eine Leser hat nur die eine Nummer, der andere nur die andere gelesen. Die Leser haben ferner zu den halbgebildeten Kreisen gehört, deren Interesse sich an den allgemein verständlichen erotischen Szenen erschöpft und der Tendenz des Ganzen nicht zugewendet hat“ u. s. w. Aber das Buch als Ganzes ist nicht verboten, — vor kurzem erschien ja noch eine neue Ausgabe. Und wenn sich dann der „halbgebildete“ Leser die Bröcklein aus der Suppe herausfischt, wird er nicht geschützt!

Ich könnte da doch dem Reichsgericht ein Histörchen erzählen. Ich hatte einen alten Klavierlehrer, der zugleich Organist an einer Kirche war. Dem gab ich einmal Heinses „Hildegard von Hohenthal“ zu lesen, einen Roman, der nach Heinsischer Manier bald nüchterne, fast pedantische, aber historisch sehr interessante Auseinandersetzungen über Kunst, bald recht lascive Liebesszenen enthält. Der

Lehrer, kein „Halbgebildeter", dem ich das Buch unter Hinweis auf die musikalischen Ausführungen übergeben hatte, las den Roman an der Orgel sitzend in den Pausen des Gottesdienstes. Ich fragte ihn, als er mir das Buch zurückgab, über Heinses musikalische Theorien. „Das veraltete Zeug hab' ich nicht gelesen!" — Aber die Bröcklein hatte er sich herausgefischt.

Ich will auf andere Urteile nicht eingehen. Aber wie ungerecht, wie inkonsequent täglich die Praxis gehandhabt wird, davon reden die Schaufenster unserer belebtesten Straßen. Die Thomasche Satire, die vor Gericht gestellt wurde, ist wirklich bei aller Derbheit geradezu harmlos gegen diese Broschüren, ja nur gegen die Titel dieser Broschüren, und gar gegen alle diese Bilder französischer und vor allem österreichischer Witzblätter, die da offen ausliegen!

Es mußte also jedem so vorkommen, als ob nicht ohne bestimmte Absicht der arme Sünder Thoma da herausgegriffen und auf die Anklagebank gesetzt werde, als ob da nicht so sehr über den kleinen Dieb, als über den großen Schalk der Stab gebrochen werden sollte.

Nun läßt sich den Justizbehörden aus dieser gewissen Einseitigkeit, mit der auf einmal ein einzelner Fall und gerade der Fall herausgegriffen wird, noch kein Vorwurf machen. Denn da der Begriff des „literarisch Unzüchtigen" dehnbar bleibt, so ist es ganz unmöglich, es allen recht zu machen und alle Fälle zu verfolgen, die das Gesetz gemeint haben könnte.

Das beste und das von vornherein einzig richtige ist eben ein Gesetz, dessen Interpretation niemals eine jedem gesunden Empfinden widersprechende Tendenz zulassen kann. Hat aber das Gesetz einen derartigen Mangel, so bleibt doch noch ein Korrektiv. Miquel sagte einmal: „Nicht die Gesetze machen die Sozialpolitik, sondern der Geist der Verwaltung." Und das muß, wie für die Sozialpolitik, auch für die Justiz, die doch — recht gesehen — nur einen Bestandteil der Sozialpolitik bildet, gelten. — Wenn sich also meinetwegen, noch der Fehler, den Fall Thoma herauszugreifen, durch den Hinweis auf die Subsumierungsmöglichkeit unter den betreffenden Paragraphen erklären läßt, die Art, wie vor allem im Prozesse selbst die Anklage vertreten wurde, entsprach nicht dem „Geiste der Justizverwaltung", dem eine gesunde und gerechte Strafpolitik folgen will.

Auf die „persönlichen Entgleisungen" des Vertreters der Anklage einzugehen, ist hier umsoweniger der Ort, als sie inzwischen zum Gegenstand einer an das Justizministerium gerichteten Beschwerde gemacht worden sind.

Herausgreifen möchte ich nur einige Punkte, die nicht so sehr persönlicher Natur, als Folgen eines Systems, nicht sowohl eines gesetzlichen, als eines gewohnheitsrechtlichen sind. Da stehen denn in dem bei solcher Gelegenheit verwendeten Apparat sittlicher Entrüstung unter Schema f dicht nebeneinander Sitte und Religion. Und es wird einem Sachverständigen die Fähigkeit abgesprochen über sittliche Dinge zu urteilen, weil er „keine Religion habe, an keinen persönlichen Gott glaube". Also das Dogma als sittlicher Maßstab. Und das ein Jahr nach der Schillerfeier! Jetzt darf man vielleicht noch die Normalmenschen, und der Staatsanwalt wird es mir nicht verübeln, wenn ich ihn zu dieser Kategorie rechne, an Schillers Ausspruch erinnern dürfen:

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion."

Mit solchen Dingen auf den Geist von Richtern aus dem Volke einzuwirken, darin liegt System.

Und System liegt auch in der Weise, wie übrigens auch von einem Teile der Presse versucht wird, diesen konkreten Fall, in dem es sich darum handelt: ist eine Satire unsittlich oder nicht? mit der Frage des Schutzes der Kinder gegen sittliche Verseuchung zu verquicken. In diesem Chaos von Unlogik und

Tendenz geht dann auch eine sehr vernünftige Frage verloren, die bei diesem Prozesse wiederholt berührt wurde und weiterer Behandlung wert ist: die Frage, wie man seine Kinder in geschlechtlicher Beziehung aufklären soll. Ist es denn etwas ungeheuerliches, wenn heranwachsende Kinder wirklich Ausdrücke, wie sie das Flugblatt enthält, Ausdrücke, die eben nicht unsittlich sind, sondern rein medizinische Begriffe wiedergeben, in ihrer ganzen Bedeutung verstehen? Ist es ihnen nicht vielmehr in vielen Fällen eine Wohltat für das ganze Leben? Es wird immer für den einzelnen Ansichtssache bleiben, ob er aufklären, wie weit die Aufklärung gehen soll. Es wird eine Geschmacksfrage bleiben, ob der einzelne seinen Kindern derbe und unflätige Dinge zeigen soll. Ich möchte es gewiß nicht. Aber wer es doch tut, den darf ich höchstens geschmacklos schelten, nicht ihn für unfähig erklären, über sittliche Dinge mitzureden.

So wie der Familienvater den Geschmack in seinem Hause lenken und leiten kann, so wird er auch die Zucht ausüben können. Er kann bestimmen, was im Interesse dieser Zucht den Kindern in die Hand gegeben werden soll. Da kann kein Staatsanwalt, kein Gesetz helfen. Verbotene Früchte, verbotene Wege wird es immer geben. Und wer auf sich hält, soll darauf stolz sein, für sein häusliches Leben dieser gesetzlichen Strafmittel gar nicht zu bedürfen. Auch für das häusliche Leben gilt mit Modifikationen der Miquelsche Satz: Nicht Machtgebote, nicht kleine Strafmittelchen bestimmen und erwirken wirklich häusliche Zucht und gesittetes Familienleben, sondern der Geist des Hauses. —

Das unerfreulichste am Prozeß Thoma bleiben Anfang und Ende, der Anfang, die wirklich beschämenden Grundlagen, das Ende, ein Urteil, das halbes Recht schuf. Ich meine das Urteil des Gerichts, das sich mit dem Spruch der Geschworenen in einen für den Laien nicht zu lösenden Widerspruch setzte, indem es auf Einziehung des Thomaschen Flugblatts erkannte.

Sollte diese Einziehung aufrecht erhalten bleiben, so wäre das sehr zu bedauern, nicht sowohl wegen eines Verlustes für die Kunst, wie ich offen bekennen will — denn wo die Tendenz zu so starken Mitteln greifen muß, wie in dieser Satire, kann ein reiner Kunstgenuß nicht aufkommen —, als deshalb, weil nunmehr ein ungetrübtes Urteil über das Urteil der Geschworenen, sowie über die Sachverständigenaussagen unmöglich gemacht wird.

Man hat sich vielfach über das Einziehungsverdikt des Gerichts aufgehalten. Noch herber aber war leider oft die an dem freisprechenden Urteil der Geschworenen geübte Kritik. Auch im Finanzausschuß der Reichsratskammer soll laut Zeitungsberichten in den letzten Tagen der Spruch der Geschworenen abfällig beurteilt worden sein. Nun, das Flugblatt ist jetzt noch konfisziert. Nicht konfisziert ist die Rede des Herrn Licentiaten Bohn, die auf dem Kölner Sittlichkeitskongreß gehalten wurde, mit ihren Angriffen auf das Deutsche Volk.

Leider oder soll man sagen Gott sei Dank? — ist diese Rede denen, die nachträglich noch einmal über Thoma zu Gericht saßen, wie es scheint ziemlich unbekannt geblieben. Wie wäre es sonst möglich zu schreiben: „Die Abwehr muß in Form und Inhalt, vor allem in der Form der Verbreitung der Gegenwehr dem Angriff sich anpassen. Es geht nicht an, auf einen Steinwurf damit zu antworten, daß man eine Feuerspritze mit Salpetersäure füllt und damit in die Massen und vollends in die unbeteiligten Massen hineinarbeitet, gleichviel wohin die ätzenden Tropfen fallen."

Waren die Reden in Köln nicht öffentlich? Wurden sie nicht hinterher (freilich geschickt „redigiert") gedruckt? Gerade umgekehet also! Von Köln her ist Gift, ist ätzende Säure gespritzt worden. Und dann kam ein ehrlicher, grober Kerl und schmiß einen dicken, klotzigen Stein nach den Leuten, die sich selbstgefällig als Sittenrichter brüstend ihr eigenes Vaterland schmähen.

Wurde im Mittelalter ein Urteil gescholten, so sollte nach altem sächsischen Recht die Entscheidung durch Zweikampf vor dem König erfolgen.

Das Urteil der Geschworenen ist gescholten worden. Sie können den Fehdehandschuh aufnehmen, und König, oberster Richter soll das ganze deutsche Volk sein. Man trete mit gleichen und ehrlichen Waffen auf den Kampfplatz, d. h. man nehme die Originalrede des Herrn Bohn, nicht die redigierte und dem Münchener Staatsanwalt vorgelegte, man halte das Flugblatt dagegen und vergleiche. Der Ausgang ist mir nicht zweifelhaft. Und damit ist zugleich die viel diskutierte Sachverständigenfrage erledigt. Gewiß, Sachverständige sollte man nicht brauchen, um Dinge, die einfach, klar und wahr sind, zu entscheiden. Traurig genug, daß man dazu noch Sachverständige herbeiholen muß, traurig genug, daß solche Prozesse überhaupt noch vorkommen.

Und wenn das Volk erkannt hat, wer in dieser Sache recht hat, dann frage es sich auch, ob jene Sittlichkeitsapostel dazu berufen sind, Wächter der deutschen Literatur zu sein, ob sie ihm seine Klassiker, seine Goethe, Lessing u. s. w., seine Volksschriftsteller, Gustav Freytag und Fritz Reuter (!) verkümmern und schänden dürfen.

Wer Lust zu schnüffeln hat, der schnüffle nur herum in diesen Schätzen und suche ein Körnchen Dreck. Und wer rein und wahr ist, der rufe den Drecksuchern ein Sprüchlein des von ihnen so sehr mißbrauchten Shakespeare zu:

„Schmutz riecht sich selber nur!"

München. Robert Hallgarten.

Nachtrag.

Die Diskussion über die aus dem Prozesse gegen Thoma entspringenden Fragen hat, seitdem diese Zeilen niedergeschrieben waren, fast keinen Augenblick ausgesetzt und sich immer mehr zu einer Auseinandersetzung über wichtige Prinzipienfragen zugespitzt. So müssen wir es uns auch versagen, in einem kurzen Nachtrag aus der Fülle von Berichten und Berichtigungen die persönlichen Momente herauszugreifen. Sowie mir aber der Ausfall des Staatsanwalts im Thomaprozeß gegen die „Glaubenslosigkeit" eines der Sachverständigen von allgemeiner Bedeutung zu sein schien, so erheischt auch die öffentliche Replik dieses Sachverständigen, des Professor August Forel allgemeines Interesse. „In der Schweiz," so führt Forel aus, (Vorabendblatt der Münchener Neuesten Nachrichten vom 6. Februar) „ist die religiöse Eidformel vor Gericht meist abgeschafft oder wenigstens nicht obligatorisch, so daß ich bisher nie in den Fall kam, vor Gericht einen religiösen Eid leisten zu müssen. Als ich nun in München beim Eid die Formel nachsprechen mußte, „so wahr mir Gott helfe" &c., habe ich es für ein Gebot der Ehrlichkeit, mir selbst und den anderen gegenüber gehalten, dem Vorsitzenden zu erklären, „daß ich den Begriff Gottes dabei nicht persönlich nehme." Das ist wörtlich meine bezügliche Aussage ... Ich denke doch, daß man beim Eidschwören selbst keinen Meineid leisten darf. Es wäre aber ein Meineid zu schwören: „so wahr mir Gott helfe," ohne zugleich zu protestieren, wenn man nicht an einen persönlichen Gott glaubt. Zwingt man also Menschen, die an eine persönliche Beschaffenheit Gottes nicht glauben können, auf seine persönliche Hilfe hin zu schwören, so zwingt man sie gesetzlich zum Meineid. Oder man drückt die Augen zu, gibt aber, wie es der Münchener Staatsanwalt in seiner Anklagerede tat, unzweideutig zu verstehen, daß man solchen Menschen quasi das gesellschaftliche Daseinsrecht abspricht oder sie wenigstens für Bürger sehr minderer Güte hält. Wohl aus diesem Grunde pflegen dann die Leute, die nicht an einen persönlichen Gott glauben, dennoch auf ihn zu schwören. Ich frage nun diejenigen Gläubigen, welchen es mit ihrem Glauben und mit der Religion überhaupt ernst ist, und die nicht nur Gaukelspiel damit treiben, ob die formelle Heuchelei, die mit solchem Zwang großgezogen wird, einer loyalen christlichen oder sonstigen Nächstenliebe und Gerechtigkeit würdig ist?" — Aus der jetzt in extenso veröffentlichten Rede des Freiherrn von Soden-Frauenhofen im Finanzausschuß der Reichsrats-Kammer verdient neben den Angriffen auf die Geschworenen —

der Redner wiederholte eine Aeußerung der „Allgemeinen Zeitung", das Münchener Schwurgericht sei auf dem Wege in Sittlichkeitsfragen dieselbe Berühmtheit zu erlangen, wie das Pariser Schwurgericht für Ehebruchsprozesse (!!!) — und neben den inzwischen von den Betroffenen gebührend abgefertigten Ausfällen gegen einige Sachverständige, vor allem der Vorstoß gegen den privilegierten Gerichtsstand der Presse vor dem Schwurgericht, wie er in Bayern, Württemberg, Baden, Oldenburg besteht, allgemeine Beachtung. Erfreulicherweise ist dieser Vorstoß nicht nur von den liberalen, sondern auch von der dem Redner nahestehenden Zentrumspresse entschieden zurückgewiesen worden. Bei dem Versuch für die Zwiespältigkeit des Urteils im Thomaprozeß das Institut der Geschworenen an sich verantwortlich zu machen, verwickelte sich Frhr. v. Soden in denselben Widerspruch wie kürzlich die Reichskommission zur Prüfung der Schwurgerichtsfrage, die auch unter den Gründen für Abschaffung der Schwurgerichte die Teilung der Gerichte in zwei getrennte Organe hervorhob. Da müßte man doch erst fragen, ob sich nicht diese Diskrepanz durch Erweiterung der Kompetenz der Geschworenengerichte, durch geeignetere Fragestellung, die den Geschworenen auch den Spruch im objektiven Verfahren gestattete u. s. w. beseitigen oder doch mildern ließe. Die „Süddeutschen Monatshefte" werden zu dieser wichtigen Frage wohl noch Stellung nehmen. R. H.

Stuttgarter Theater.

Auch in diesem Winter bietet der Stuttgarter Goethebund, neben den mannigfachen Veranstaltungen, die der künstlerischen Erweckung und Erziehung weitester Kreise dienen sollen, seinen Mitgliedern eine Reihe von Theater-Aufführungen, die in gewissem Sinn den Charakter von „Experimenten" tragen und sich als solche eigentlich an ein engeres Publikum, an Zuschauer mit literarischen Sonderinteressen wenden. Doch werden diese Experimente dann stets auch noch in öffentlichen Aufführungen wiederholt; das Vorzugsrecht, das den Goethebund-Mitgliedern gewährt wird, besteht eigentlich darin, daß sie zu einem sehr mäßigen Einheitspreis die mehr oder minder verfeinerte Sensation einer Vorpremière, eines jour de vernissage genießen können. Dem Stuttgarter Publikum, das in gewissen Aeußerlichkeiten (Zuspätkommen, lautes Schwatzen u. dgl.) außerordentlich schlecht erzogen ist, muß doch nachgerühmt werden, daß es sich als das zweite Versuchsobjekt bei solchen experimentellen Aufführungen (das erste Objekt ist natürlich das betreffende Drama selbst) im ganzen musterhaft benimmt. Die Besucher der Goethebund-Vorstellungen wollen, im großen ganzen, wirklich nicht nur unterhalten, sondern auch belehrt sein, sie wollen das Stück nicht nur kritisieren, sondern auch anhören (Dinge, die man nicht von jedem Premièren-Publikum aussagen kann); ja sie sind manchmal vielleicht zu dankbar, es wäre manchmal vielleicht für ihre literarische Einsicht und ihre künstlerische Bildung besser, wenn sie sich — unbeschadet des dankbaren Interesses an dem Experiment — darüber klar würden, daß das Experiment nicht geglückt ist, nicht glücken konnte.

So bei der ersten Goethebund-Aufführung dieses Winters, die Lessings Philotas, das Schillersche Fragment aus Euripides' Phönizierinnen und Goethes Prometheus-Fragmente brachte. Der Philotas könnte wirklich interessieren nur, wenn er als Glied eines Lessing-Zyklus gegeben würde. Die Stücke aus den Phönizierinnen wären den Hörern kaum weniger verständlich gewesen, wenn man sie in der Ursprache gespielt hätte. Die szenische Fassung der Prometheus-Splitter konnte naturgemäß nur für ganz wenige sein, was sie, dem kunstpädagogischen Zweck nach, allen hätte sein sollen: eine außerordentlich belehrende Enttäuschung. Ich meine damit nicht den großen Monolog, obgleich es auch bei diesem bedauerlich war, zu sehen, daß es den wenigsten gegen das Gefühl ging, diesen

gewaltigsten — und fast den einzigen nie mehr verklingenden — Ausbruch des Sturms und Drangs von einem sich beinahe heiser schreienden Schauspieler bei obligater Donnerblech- und Windmaschinen-Begleitung in die blitzumzuckten Kulissen schleudern zu hören. Die wichtigste Enttäuschung boten die Urmenschheits-Szenen, die wir doch immer mit Entzücken gelesen haben: sie wirkten dünn, nicht geschaut, sondern erdacht, manches didaktisch, manches fast Geßnerisch-sentimental. Die Lehre aus dieser Enttäuschung: wenn ein Dichter wie Goethe einen solchen Stoff nach ein paar tastenden Griffen wieder aufgibt, so ist daraus zu schließen, daß der Stoff ihm nicht adäquat ist oder daß er ihn falsch angepackt hat; die Klage aber, daß es beim Fragment blieb, ist unberechtigt und überflüssig, auch wenn der Dichter in einer leichtverständlichen Selbsttäuschung sie zuerst anstimmt. — Doch braucht man diese Lehre, soweit sie speziell das Prometheus-Fragment betrifft, sich nicht erst aus dem Theater zu holen: man halte nur jenes Jugendgedicht neben die Altersdichtung, das Pandora-Fragment! Auch das ein Torso, der Torso bleiben mußte: aber an seiner inneren Glut verflammt die Jugenddichtung, mit Ausnahme des ehernen Monologs, wie bescheidenes Wiesengrün vor einem Lavastrom. Welch ein Experiment, einmal die Pandora auf die Bühne zu bringen — wenn unsere Schauspieler Verse sprechen könnten!

Ja, wenn unsere Schauspieler Verse, stilisierte Verse sprechen könnten! wie genußreich, oder doch wie aufschlußreich hätte dann der zweite Goethebund-Abend werden können, an dem Vollmöllers „Catherina von Armagnac" über die Bühne ging! Diese Catherina von Armagnac ist das Drama eines Lyrikers und Artisten[1]). Also das Drama eines Nicht-Dramatikers — werden viele ohne weiteres sagen, und die Stuttgarter Aufführung scheint ihnen recht zu geben. Aber auch Hugo von Hofmannsthal ist Lyriker und Artist, und doch kann man seine Dramen nicht einfach als „undramatisch" abtun. Der dramatische Nerv mag wohl zu sehr nach innen verlegt, zu tief in Betrachtung, Stimmung, Wohllaut des Worts eingebettet sein. Mit diesem Zuviel müssen wir uns eben den Rückweg zu dem zugleich stilvollen und bühnenstarken Versdrama erkaufen, das uns Schiller, Kleist, Hebbel, jeder in seiner Weise, gegeben haben. Das ist wenigstens das Ziel der Entwicklung, und es sagt nichts gegen die Notwendigkeit dieser Entwicklung, sondern nur sehr viel von dem Stehenbleiben unserer Bühnenkunst, daß vorläufig noch nicht einmal Hebbel wirklich und dauernd für das deutsche Theater erobert ist. Wohl könnte es aber den Weg zu Hebbel ebnen helfen, wenn unsere Theater lernten, ein Stück wie das Vollmöllersche so aufzuführen, wie es aufgeführt sein will und soll.

Die Gräfin Catherina von Armagnac hat im Schlaf ihrem Gemahl, dem eisernen und blutigen Marschall von Frankreich, den Namen ihres Geliebten verraten, des jungen Jehan von Orléans, mit dem die lüsterne Königin Isabeau sie zusammengekuppelt. Catherina erfährt, daß der Marschall ihrem Geliebten eine Falle gestellt hat: Armbrustschützen sollen ihn mit ihren Geschossen durchbohren, wenn er abends durch die bestimmte Pforte im Park zum Stelldichein kommt. Sie beschließt, einen jungen bretonischen Edlen, Tristan, der sie schon lange aus der Ferne anbetet, beim Kirchgang sich nachzulocken in ihr Palais und ihn dann gegen Gewährung der höchsten Gunst zu bitten, sich an Jehans Stelle zu opfern. Tristan folgt ihr, er will sein Leben für den Rivalen lassen, ohne diesem die Geliebte auch nur für eine Stunde zu entreißen; aber unterdes ist Jehan schon ermordet worden. Der Marschall bringt Catherina das Haupt ihres Geliebten, und als Tristan sie dann (in hinreißend prächtigen Versen, die

[1]) Um Mißverständnisse zu vermeiden: ich brauche hier das Wort „Artist" ausschließlich als Gattungsbegriff, nicht im Sinne einer tadelnden Kritik.

bei der Aufführung leider größtenteils gestrichen werden mußten) anfleht, nun mit ihm in die weite Welt zu fliehen, verspricht sie es ihm, aber während er vorauseilt, um die Flucht vorzubereiten, stürzt sie sich mit Jehans Haupt in den Fluß, der tief unter den Fenstern ihres Schlafgemachs hinfließt.

Man sieht, es fehlt nicht an Blut und Grausen, fortwährend drängt sich uns die furchtbare Wildheit einer Zeit auf, in der die Menschenleben sehr niedrig im Preis stehen; diese Wildheit verkörpert sich in dem Marschall Armagnac, der Ketzer und Aufrührer in Scharen umgebracht hat, Catherinas Amme aufs Schwert spießt, einem Pagen den Arm bricht, die Leiche des jungen Orléans enthauptet und den Kopf auf den Kaminbord im Zimmer seiner Frau stellt. Es fehlt auch nicht an dramatischen Komplikationen und tragischen Konflikten: klirrend zieht sich das eiserne Netz immer enger um Catherina zusammen; nur mit tiefster Qual sieht sie Tristan, dessen selbstlose Liebe sie rührt, dem vermeintlich sicheren Untergang entgegeneilen. Aber die Ereignisse vollziehen sich nicht Schlag auf Schlag, den Menschen bleibt Zeit, sich zu besinnen und das, was sie denken und fühlen, in breit und reich hinströmenden Versen auszusprechen. Diese lyrischen Ergüsse bestimmen das Tempo und den Stil des Dramas, das viel weniger „gesprochen" und „gespielt", als rezitiert sein will. So rezitiert, daß jeder Vers deutlich wird und doch jeder nur ein Glied in der Kette der lyrischen Komplexe ist, zu denen die Zeilen und Strophen dieser Monologe sich zusammenfassen. Ein Beispiel: als der Vorhang sich zum erstenmale hebt, sehen wir Catherina „in unruhigem Morgenschlummer" auf ihrem Lager. Erst spricht sie noch im Traum:

Ja, Königin, das Blut ... Die Liebe blutet ...
Schöne Cousine Isabeau, die Liebe blutet,
Die Liebe liebt das Blut ...

Dann, als sie sich nach und nach ganz ermuntert hat:

... Mein Gott, wie furchtbar
Sind diese ersten Augenblicke, wo
Wir, unser selbst nicht mächtig, hilflos fühlen
Den Zwiespalt dunkler Mächte und den Kampf
Zwiefachen Ichs, wo unser Selbst von gestern
Flatternd die letzten Schatten fremden Seins
Zu scheuchen strebt ...

Es ist klar, daß für solche Verse eine Sprechweise gefunden werden muß, die, ohne zu deklamieren, jedes Wort klar und deutlich dem Hörer vermittelt; statt dessen wurden sie teils in die Kissen gemurmelt, teils überhastet in die Luft gestoßen. Und so an vielen wichtigen Stellen; was die Zuschauer, die das Werk nicht vom Lesen kannten — und das werden die Meisten gewesen sein —, sich eigentlich denken mußten, ist mir ein Rätsel. Aber sie fanden jedenfalls, daß die Schauspielerin ihre Sache vortrefflich mache, und wohl gar, daß sie eigentlich das Stück gerettet habe. Denn sie spielte mit großer Routine, alle Register wurden gezogen, jeder einzelne Vers, fast jedes einzelne Wort bekam einen eigenen Timbre — nur der Grundton fehlte. Es wäre Unrecht, daraus der Schauspielerin selbst und ihren Kollegen, die alle in der gleichen Weise spielten, einen zu starken Vorwurf zu machen: Pflicht der Theaterleitung ist es, die Stileinheit eines Stückes herauszufühlen und ihr das Zusammenspiel einzuordnen, aus ihr heraus den einzelnen Spielern die entscheidenden Direktiven zu geben; es genügt nicht, durch die Inszenierung einen würdigen, unaufdringlich mitsprechenden Rahmen zu geben,

wie es diesmal unstreitig geschehen war, und innerhalb dieses Rahmens die einzelnen Figuren des Bildes auf gut Glück gegeneinander los agieren zu lassen.

Was die Stuttgarter Intendanz zur Aufführung von Vollmöllers Drama bestimmt hat, waren übrigens gewiß nicht ausschließlich künstlerische Gründe, oder diese erhielten wenigstens eine kräftige Stütze in der Tatsache, daß der junge Dichter ein geborener Schwabe ist. Ein Schwabe freilich, dessen Muse absolut nicht schwäbelt. Wie bodenbeständig erscheinen neben ihm Hölderlin, Uhland, Mörike! Vollmöllers aristokratisches Artistentum und „europäische" Bildung weiß nichts von provinzialer Beschränktheit, aber auch nichts von heimat-seligem Naturgefühl. Und doch, wenn wir ihn neben die beiden Dichter stellen, denen er künstlerisch am nächsten verwandt ist, Stefan George und Hugo v. Hofmannsthal, so mutet uns seine Art blutwärmer, menschlich-unmittelbarer an als die Georges und nicht so kultur-überreif, so morbide, wie die Hofmannsthals. In seiner Lyrik klingen, bei aller Kunst und Künstlichkeit, öfters Töne eines schlichten, innigen Empfindens vor, dem noch der rechte Mut innewohnt, sich auszusprechen ohne Umstilisierung und Transponierung. Und eine schlichte, einfältige Tugend, die Treue, preisen seine drei Dramen, das in Blut und Flammen getauchte Trauerspiel „Assüs, Fitne und Sumurud," die romantisch-grausige Ballade von der Gräfin von Armagnac, und endlich die ‚Komödie': „Der deutsche Graf." Aber trotzdem das Lebenswort der Fitne „Treue ist gut" allen drei Dichtungen als Neben-Motto beigegeben werden könnte, wie Vollmöller den beiden ersten die Losung: *ΔΥΟΙΝ ΑΝΑΚΕΙΜΑΙ ΘΕΟΙΣ · ΕΡΩΤΙ ΚΑΙ ΘΑΝΑΤΩΙ* vorangesetzt hat, so hat sich der Dichter in ihnen weder stofflich, noch stilistisch wiederholt. Das düstere Greuel-Drama von Assüs, Fitne und Sumurud, in seinen Schwächen und in seiner Kraft ein rechtes Anfängerstück der guten Art, ist eine seltsame Mischung zügellosen Sturm- und Drangwesens und formaler Stilisierung, ein kultivierter „Herzog von Gothland." Hier ergießt sich die Leidenschaft in wilden dramatischen Kaskaden, in der „Catherina von Armagnac" in breitem lyrischem Strom. — „Der deutsche Graf" ist in einer knappen, sachlichen Prosa geschrieben, der Dialog geht in fast epigrammatischer Schärfe und Kürze hinüber und herüber. Und statt des blind-ergebenen Glaubens an die beiden Gottheiten: Liebe und Tod, gibt eine tragische Skepsis den Grundton dieser „Komödie," die wieder in Paris, aber im Paris Ludwigs XV. spielt: der deutsche Graf, der sein Blut verströmen läßt für die Ehre seines Freundes und der Frau seines Freundes, die er insgeheim liebt — und die selbst den blonden Deutschen als Liebhaber an sich ketten möchte, er stirbt gerne, weil er hat einsehen müssen, daß die Beiden, für die er sich geopfert, dieses Opfers nicht wert sind.

Wenn „Assüs" für die Bühne der Kraßheit des Stoffes wegen wohl überhaupt nicht in Betracht kommt, wenn für die „Catherina von Armagnac" unsere Schauspieler unzulänglich sind, so wird, fürchte ich, beim „Deutschen Grafen" das Publikum versagen. Es wird, wie bei Grillparzers „Treuem Diener seines Herrn," die Skepsis des Dichters nicht genug heraushören. Aber der Bühnen-Erfolg allein wäre auch nicht der richtige Gradmesser für eine Begabung, wie sie in Vollmöllers Schaffen sich ausspricht.

Aus dem Tagebuch eines Lehrers.

Neulich gab's eine mächtige Untersuchung: findet der Unglücksmensch von Schuldiener beim Reinemachen unter irgend einer Bank der Untersekunda diesen Zettel:

Aufsatzinstitut

[Name und Ort lasse ich weg].

In diesem erhält man in **beliebiger** Länge **jeden Aufsatz** und **jede Rede** ausgearbeitet, und zwar kostet jede geschriebene **Quartseite** 20 Pfg. Der Betrag ist stets vorher in Briefmarken (oder Postanweisung) einzusenden. Es wird gebeten, **das unnötige Eiligmachen** einer Bestellung zu unterlassen, dagegen **den Tag vorzuschreiben**, an dem der Besteller im Besitz der Arbeit sein muß. Dem Besteller wird zugesichert, daß er pünktlich zu der von ihm vorgeschriebenen Zeit die Arbeit erhält. Die Zusendung der Arbeit erfolgt in der jedermann gut lesbaren Schreibmaschinenschrift (-Druckschrift). In **ganz eiligen Fällen** verpflichten wir uns, noch am **selbigen** Tage zu liefern, auch **nachts** werden äußerst dringende Arbeiten erledigt. Auch nehmen wir ununterbrochen von früh 8 bis abends 8 Uhr durch unsern von überallher zu benutzenden **Fernruf** 1273 Bestellungen entgegen. Bei einer extra Portoeinsendung v. 25 Pfg. erhält der Besteller die Arbeit durch **Eilbrief** zugesandt.

Der Direktor forscht nach, läßt die Jungen auf sein Amtszimmer rufen (er hatte vorher die verdächtigen Aufsätze genau studiert), da kommt die allerschönste Geschichte heraus: Massenhaft lassen unsere Schüler bei dem wackeren Manne arbeiten, in allen Klassen, bis in Prima hinauf. Der Direktor kann sich Eins nicht erklären, warum die betreffenden Aufsätze nicht alle gleich gut sind; es waren nämlich auch recht mittelmäßige Leistungen von dem biederen Institut geliefert werden. Das ist nun das Allernetteste: der vorsichtige Schüler kann sich sogar die Zensur bestellen, die er will, das heißt über ein und dasselbe Thema werden sehr gute, gute, kaum noch gute, mittelmäßige Aufsätze nach Wunsch geliefert, jede geschriebene Quartseite zu zwanzig Pfennig. So fällt es dem Lehrer nie auf, daß der X. X. auf einmal so famosen Stil schreibt. Dazu ist der X. X. natürlich viel zu pfiffig, er verbessert seinen Stil gradatim. Die Empörung war allgemein, die Haupttattentäter wurden ordentlich hereingelegt, das Konferenzzimmer schallte nur so von großen Worten: „Absoluter Mangel an sittlichem Wollen", „ehrlose Pflichtvergessenheit", „elende Verlogenheit", „raffinierte Unterschleife", „abscheulicher Mißbrauch des Vertrauens der Lehrer". Man merkte, wie blamiert sich die ganze Gesellschaft vorkam.

Die Geschichte ist eigentlich zum Lachen. Sogar Telephon hat die Firma (es gibt übrigens, wie wir bei der Gelegenheit erfuhren, noch drei Konkurrenz-„Aufsatzinstitute")! „Auch nachts werden äußerst dringende Arbeiten erledigt": großartig! Damit ist der Schule die letzte Möglichkeit genommen, die Selbstständigkeit zu erzwingen; denn daran denkt kein Mensch, daß der Jüngling zwischen Aufstehen und Kaffee die über Nacht fabrizierte Arbeit mit vergnügtem Grinsen ins Reine schreibt.

Mein Skeptizismus über den Wert der Aufsatz-Schreiberei ist durch diese Sache womöglich noch gründlicher geworden. Denn die Tatsache hatte mich von jeher mißtrauisch gemacht, daß einerseits „dem Deutschen", worunter die Herren meistens nur den deutschen Aufsatz verstehen, von Jahr zu Jahr mehr Wichtigkeit beigelegt und mehr Raum im Schulbetriebe gewährt wird, und daß andererseits der mündliche Ausdruck unserer öffentlichen Redner, das Deutsch unserer Behörden, der Stil unserer Schriftsteller von Jahr zu Jahr mangelhafter wird. In den vielgescholtenen Zeitungen wird verhältnismäßig noch das beste Deutsch geboten. Man sollte sich doch sagen: wenn dieser ganze Betrieb des deutschen Unterrichts, wenn all die vielen tausend Stunden für Deutsch in den Schulen, die tausend von häuslichen Arbeitsstunden (denn alle Schüler lassen doch nicht bei der Firma X. arbeiten, viele haben das Geld nicht dazu!), wenn die tausend und abertausend Stunden, in denen wir Lehrer unsere armen Augen zu Tode korrigieren, — wenn das alles keine besseren Früchte zeitigt, dann probieren wir's doch lieber einmal anders, und schenken uns und unsern Jungen die häuslichen Aufsätze! Von der Selbständigkeit will ich am liebsten gar nichts sagen: da pfuscht der Papa hinein, und die Mama, und der ältere Bruder auf der Universität, und die Schwester von der Töchterschule, und der Herr Hauslehrer, und die Herren Mitschüler. Dazu kommen die unzähligen Aufsatzbücher, in denen der Junge beinahe jedes mögliche und unmögliche Thema findet, kommen die Hefte früherer Jahrgänge, kommen gedruckte und geschriebene Hilfsmittel aller Art, kommen — wie Figura zeigt — „Auffatzinstitute" mit Telephon und Schreibmaschine — — — und da sind wir Lehrer so dumm, und verlangen immer noch häusliche Aufsätze! Die Schüler sind nicht mehr so dumm, sie selbständig zu machen. Sie haben das Prinzip des kleinsten Kraftaufwandes erfaßt, die Schlingel! Recht haben sie.

Was da ad absurdum geführt wird, ist unser ganzes System der häuslichen Arbeiten. Wir Lehrer sollten uns doch auf unser Gewissen fragen, ob denn diese Vielschreiberei von Aufsätzen nötig, ob sie auch nur nützlich, ob sie nicht direkt schädlich ist. Daß die deutschen Aufsätze eine Hauptursache der Ueberbürdung sind, steht für jeden ehrlichen Menschen fest, der sich an die eigene Schulzeit erinnert: was haben uns diese langweiligen Themen gequält! wie oft haben wir bis in die tiefe Nacht hinein geschrieben! wenn dann gar der Lehrer ein wenig äußerlich war, wie oft haben wir den Aufsatz nochmal abschreiben müssen! Von einem acht- bis zehnseitigen Aufsatz kalligraphische Korrektheit zu verlangen, ist eine Barbarei. Wieviele solcher Barbaren gibt es aber, die das Blatt mittendurch reißen, wenn etwas radiert, korrigiert, oder durchgestrichen ist!

Und erst die Themen, die einfältigen Themen! Grau und mumienhaft, abschreckend abstrakt und theoretisch stehen sie verzeichnet in unsern amtlichen Katalogen. Man sollte jedes Thema, das mit „Inwiefern" anfängt, polizeilich verbieten. Sollte verbieten, daß über unsre klassischen Werke, über Hermann und Dorothea, über die Jungfrau von Orleans, über Wilhelm Tell überhaupt Aufsätze gemacht werden: unsere großen Schriftsteller haben ihre Werke wahrhaftig nicht geschrieben, damit der Witz unbärtiger Jünglinge sich an ihnen übe! Wenn's auf mich ankäme, ließe ich Hermann und Dorothea auf der Schule nicht einmal ex officio lesen: es ist in seiner klaren und ruhigen Schönheit nichts für die Brausejahre, und vorab Dorothea erscheint jedem jungen Manne von achtzehn

Jahren als virago; man ist einfach noch nicht reif genug für das Werk. So **heuchelt** man denn Bewunderung, und tastet mit dem Verstande an der wundervoll zarten Dichtung herum — alles das, weil Hermann und Dorothea auf unserm sakrosankten Canon der Schullektüre mit an erster Stelle steht.

Der deutsche Aufsatz ist wirklich, wie Otto Anthes in seiner köstlichen kleinen Schrift (Leipzig, Voigtländer) ihn genannt hat: „**Der papierene Drache.**" Das Buch hat mir in der Seele wohlgetan. Vieles, was ich mir schon lange gedacht hatte, ganz geheim, mit Gewissensbissen sogar, das stand hier ganz frech und fröhlich zu lesen. Und all der Ernst hinter dem Scherze! Wie er zeigt, daß unsre Aufsatzvielschreiberei direkt eine Gefahr ist; daß sie den natürlichen Ausdruck tötet; daß sie die jungen Leute zu Phrasen und geschwollenen Redensarten, zu gedankenlosem Nachplappern und zur Unredlichkeit in geistigen Dingen verführt. Schiller z. B. hat es doch nicht verdient, von unreifen Burschen **gelobt** zu werden!

Ganz entbehrlich sind Aufsätze wohl nicht. Aber die häuslichen sicher. Man stelle sich doch nur einmal vor, welche Wohltat es für unsre studierende Jugend wäre, wenn einmal ein Kultusminister auf den gescheiten Einfall käme, brevi manu zu verfügen: „Es ist unbedingt untersagt, von den Schülern die Anfertigung deutscher Aufsätze als häusliche Arbeit zu verlangen." Unsre Jugend bekäme mit einem Federstrich tausend Lebensstunden geschenkt, tausend Stunden für Schlaf und Erholung, tausend Stunden für Spiel und Sport, tausend Stunden für das Lesen eines schönen Buchs, für Spaziergänge und seis sogar fürs Nichtstun. Denn ich halte das Nichtstun für eine Körper und Geist entschieden zuträglichere Beschäftigung, als die erzwungene, freud- und lustlose Anfertigung eines deutschen Aufsatzes: „Inwiefern kann man sagen: Das Mittelmeer war der atlantische Ozean des Altertums, und der atlantische Ozean ist das Mittelmeer der Neuzeit?" Wobei sich unser Deutschprofessor jedesmal versprach, und herunterhaspelte: „Das Mittelalter der Neuzeit."

Vielleicht verschwände dann sogar aus unseren Zeugnissen die infame Note: Deutsche Sprache: Ungenügend. Ist es denn nicht verrückt widersinnig, einem geborenen Deutschen amtlich zu bestätigen, daß er ungenügend Deutsch könne? Man sollte die Note für Deutsch überhaupt aus den Zeugnissen hinauswerfen: wär nicht schade drum. Wer einen deutschen Stil schreiben kann, der kann's, und wer's nicht kann, lernt's nicht, und wenn er in der Woche sieben Aufsätze zusammenschustert. Aber ein gescheiter Mann kann er deswegen doch sein. Ich kenne Hochschulprofessoren, die einen Stil schreiben .....

Neulich mußte ich eine Aushilfestunde in Prima geben. Ich hatte mir an dem Tag gerade die neue Auflage von Otto Schröders geharnischter Schrift „Vom papiernen Stil" gekauft (Leipzig, Teubner); die las ich nun vor, flocht da und dort eine Bemerkung ein, lockte den jungen Leuten ihre eigene Ansicht heraus — so ein junger Mann von achtzehn Jahren hat nämlich manchmal wirklich ganz eigene Ansichten, trotzdem er jahraus jahrein mit Wissen vollgetrichtert wird. Es war eine schöne Stunde, die uns das frische Buch bereitet hat, und gelernt haben die Primaner in der einen Stunde mehr, als hätt ich sie eine Woche lang mit Musterdispositionen angeödet.

Ich sehe sie noch vor mir, wie ich ihnen die prächtigen Schlußworte vorlas: „Der Erlöser der deutschen Sprache, dessen ich harre, wird ein großer Dichter

sein, der Gott und Welt in seiner Brust vereinigt, und wird mit dem Könige gehn und dem Arbeiter. Und wird in die Tiefen deutschen Volksgeistes und der Geschichte hinabsteigen und zu den Höhen reiner, ewiger Formen hinaufstreben. Seine Worte werden Taten sein, und vor dem Atem seines Mundes wird der ganze papierne Schwarm entflattern." Das weiß ich: ein paar von den Jünglingen da vor mir war das Herz warm geworden, und wenn sie manche Schulstunde vergessen, die Stunde vergessen sie nicht, in der ihnen offenbar ward, daß man die Muttersprache lieben soll wie mit Kindesliebe, und ihre Verhunzer hassen mit ingrimmigem Hasse.

In meiner Begeisterung erzählt ich das dem Kollegen Meyer. Der guckte mich kurios an und sagte: „Erzählen Sie das nur so weiter, bis es der Direktor erfährt. Dann erfahren Sie vielleicht, wie eine ausgewachsene Nase aussieht."

Verantwortlich für den sozialpolitischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den übrigen Inhalt: Paul Nikolaus Cossmann in München.

Die Mutter.

Eine Erzählung von Ernst Zahn in Göschenen.

1. Kapitel.

Friedlich liegt das kleine Haus des Tobias Andermatt, des Kleinbauers, da, obwohl allerlei Lebensnot auch in dieses Haus schon den Unfrieden geworfen hat. Vielleicht ist es gerade der vergangene Unfriede, der am heutigen, heiligen Sonntagabend seinen Frieden groß macht. Das Haus liegt am Südende des Dorfes, klein, zweistöckig, mit grau bemalten Schindeln verschlagen. Blumenstöcke stehen vor den Fenstern und hängen ihren Bluſt auf die Hauswände nieder, schwere, große Nelken und leuchtende Geranien. Vor dem Haus liegt ein Garten mit Gemüse und allerlei Blumenzier, einem Weg mitten durch vom Hauseingang zur Gartentür und einem dunkelgrünen Palisadenhag. Aus der Gartentüre, die nicht mehr recht schließt und die zu schließen keiner die Mühe sich nimmt, tritt sich's hinaus auf die Straße gerade an der Stelle, wo das Holperpflaster von Steg aufhört und die Landstraße beginnt.

Auf dem Pflaster von Steg klappern die Schuhe der Dörfler. Wenn ein Fremder von einem der Hänge auf das Dorf niedersieht, kann er meinen, ein paar Mühlräder klappern zu hören, aber es sind nur die vierfachen Sohlen der Stegler, die immer mit dem Absatz zuerst und dann mit den Fußballen auftreten. Die Maiandacht ist zu Ende und die Stegler kommen aus der Kirche. Zu ihren Häupten wird eben das letzte Glockenläuten still; es ist wie wenn da und dort etwas auf leisen Schwingen sich in die Höhe und Weite verlöre, so sind die Lüfte noch von dem Läuten lebendig. Ein Schein von Sonne liegt in der Straße. Die Gestalten der heimkehrenden Kirchgänger in ihren dunkeln Sonntagskleidern treten scharf aus dem Grauweiß der Gasse heraus. Waldige Berge schauen nieder auf Steg. Die Reuß rauscht in ihrem breiten mit Geschiebe überfahrenen Bett. Aus dem Madrunertal hervor blitzt eine Ewigschneespitze.

Tobias Andermatt und die Seinen kommen straßdahergegangen, alle drei, der Tobias, die Balbina, sein Weib, und die Lene, seine Enkelin. Die Straße ist breit, aber der Tobias und die Seinen brauchen sie ganz. Das ist einmal Sitte da im Gebirg, daß, was eng zusammengehört, weit auseinander geht, als ob zärtlich sein eine Schande wäre. Der Tobias schreitet auf der einen Straßenseite, die lange, hagere Gestalt vornübergeworfen; er ist ehemals ein starker Mann gewesen und aufrecht gegangen aber so ein Menschenbaum morscht eben, wenn siebzig Jahre daran gerüttelt haben. Sein Aeußeres ist noch knorrig, Arme und Beine und der hohe

Rücken sind zäh und hart wie Arvenholz; aus dem erdbraunen Gesicht mit den grauen buschigen Brauen hängt der gelbweiße Bart in zwei langen Spitzen gegen die Brust, was den Tobias aus den übrigen Steglern hervorstechen läßt, die die Bärte meist kurz und rund zugeschnitten tragen.

In der Mitte der Straße, zwei Schritte hinter dem Tobias geht die Balbina, sein großes Weib. Seit der Tobias gebückt geht, scheint die Balbina erst recht lang, die ihn schon immer um einen Kopf überragt hat. Sie hat ein schwarzes Kleid an und über den Kopf ein schwarzseidenes Tuch im Zipfel gebunden, das weit genug in den Nacken gezogen ist, daß das wachsbleiche, starke Gesicht voll hervortritt. Wer einen Blick in das Gesicht wirft, kommt mit diesem einen nicht darüber hinweg, muß gleich und wie fest geleimt, schärfer hineinsehen. Um die mittelhohe Stirn legt sich glatt zurückgestrichen das weiße Haar. Weil es so weiß ist und die Stirn so wachsen, sticht das Schwarz der starken Brauen eigentümlich davon ab. Diese Brauen geben dem Gesicht den Charakter. Sie zucken selbst jetzt im Gehen manchmal jäh zusammen und geben der Balbina einen düstern Blick, obwohl sie so friedlichen und zufriedenen Mut hat wie irgend eine. Ihre Augen sind groß und grau, liegen tief im Kopf und sind von schweren Ringen unterhängt. Die Nase ist groß, stark gebogen, ihr Mund breit, das Kinn hart; die Balbina ist ein stattliches Weib.

Die Dritte in der Reihe, die auf der andern Seite der Straße geht, ist die sechszehnjährige Lene. Das ist die Feiertäglichste von den Dreien, weil ihr Leben noch den Feiertag der Jugend hat. Sie trägt sich grell, wie das junge Weibervolk dazuland, hat einen roten Rock an und auf dem Kopf ein rotes Band, das die schönen, braunen Zöpfe, die um die Schläfen gewunden sind, über der Stirn zusammen hält. Während die beiden andern vor sich niederblicken, läßt die Lene die hellbraunen Augen wie die Jugend soll, klar in den Tag hinaus schauen. Wenn ihr einer begegnet, lacht sie ihn an, und die Leute sehen gern in ihr frisches, pausbackiges Gesicht mit der Stumpfnase und dem kleinen Mund.

Immer die ganze Straße messend, schreiten die drei wortlos ihrem Hause zu. Am Gartenhag verlangsamt der Tobias den Schritt und läßt die Balbina zuerst durch das Törlein treten, nicht aus Höflichkeit, sondern weil das in ihrem Leben so ist, daß im Hause die Frau den Vortritt und die Herrschaft hat; deswegen ist der Tobias nach außen doch Herr geblieben.

In die saubere, helle, grauvertäfelte Wohnstube treten sie dann eins nach dem andern. Eine Postkarte liegt auf dem braunen Wachstuch des runden Tisches. Die Balbina hat schon darnach ausgespäht, nimmt sie auf und liest sie ohne Brille geläufiger als das Volk sonst liest. „Jetzt hat er die Karte doch noch gebracht, der Briefträger,“ sagt sie, nachdem sie gelesen hat.

„Kommt er?“ frägt der Tobias.

„Morgen,“ gibt die Frau nickend zurück. Dann reicht sie ihm die Karte hinüber, verzieht dabei kaum das Gesicht, nur einen Augenblick lang ist es, als gehe ein Lächeln um ihren Mund oder sei ihr die Freude blitzschnell durch die Augen geflogen.

Der Tobias ist redseliger. Er hat sich an eines der Fenster gesetzt,

die Brille hervorgesucht und buchstabiert, die Karte weit von sich haltend, an ihr herum. Dazu redet er behaglich vor sich hin: „Einen rechten Empfang soll er haben. Die Flasche muß her, die noch im Keller liegt und Zigarren hole ich morgen noch beim Hofer drüben. Einen Braten könntest auch machen, Mutter.“

Die Balbina nickt, während sie sich in der Stube zu schaffen macht. Als sie hinausgeht, kommt der Tobias hinter sein Wochenblatt. Aber beim Lesen stört ihn die Lene.

„Ich kann mir fast nicht mehr denken, wie er aussieht, der Vetter Georg,“ sagt sie.

„Glaub's wohl,“ gibt der Tobias zurück. „Volle sechs Jahre ist er jetzt fortgewesen.“

Als die Balbina in diesem Augenblick wieder eintritt, schießt ihm ein Gedanke durch den Kopf. „Das wird hoffentlich nicht so schlimm sein, was sie einmal von ihm heimgebracht haben, vom Georg,“ sagt er zu ihr.

„Daß er allen Weibern nachläuft?“ fragt die Balbina, steht still und schaut sinnend herüber.

„Ueberhaupt ein leichtes Leben habe,“ ergänzt der Tobias.

„Eben darum ist es Zeit, daß er heimkommt,“ sagt die Frau. In den Worten liegt eine große Bestimmtheit und die Balbina redet so, weil sie und der Tobias über die beiden Söhne, den Verstorbenen, den Vater der Lene, und den nach Amerika gegangenen, den Georg, immer Meister gewesen sind und sie in strenger Zucht gehalten haben, so lang sie im Hause waren, und weil sie sich auch jetzt nicht zu fürchten denkt, wenn der Georg nicht in allem wäre, wie er sein sollte.

„Geld soll er verdient haben, drüben,“ wirft Tobias wieder hin.

„So sagen sie,“ gibt die Frau trocken zu.

„Selber geschrieben hat er es,“ erinnert sie der Tobias.

„Lang genug hat er nicht mehr geschrieben,“ erwidert sie darauf.

Kleine Arbeit, nachher die Mahlzeit, bringen ihre Gedanken zeitweise von dem Sohne ab. Als die Lene später in der Küche das Geschirr aufwäscht, der Tobias wieder hinter seiner Zeitung sitzt, steigt die Balbina nach der Kammer hinauf, wo der heimkehrende Sohn schlafen soll, immer geschlafen hat. Diese Kammer ist frisch gefegt; denn des Sohnes Ankunft hat schon geraume Zeit in Aussicht gestanden. Die Balbina nimmt von dem Tisch, der darin steht, die frisch gewaschenen, kurzen Vorhänge und steckt sie am Fenster auf, nimmt nachher von der gleichen kleinen Wäscheschicht die rotgeblümten Bett- und Kissenbezüge und zieht sie über. Sorglich tut sie alles; immer wenn sie mit einer Arbeit fertig ist, übersieht sie sie prüfenden Blickes, ob alles recht ist, zupft an den Vorhängen, glättet das Bett. Als sie jetzt wieder vor diesem steht, kommen die Gedanken sie an. Da wird er liegen, der Georg! Und sie wundert sich, ob er noch immer der hübsche, braunhaarige Mensch sein wird mit dem hellen Gesicht, der er gewesen ist. Aber — sechs Jahre — machen wohl einen Unterschied und — ohne Schnurrbart wird er wohl nicht mehr gehen wie als fünfzehnjährig! Aber — da wird er liegen — und das Haus wird wieder so voll sein als es noch sein kann. Die andern, die gegangen sind, kommen nicht wieder!

Die Balbina ist in ihr Sinnen versunken unbewußt vom Bett hinweg und zum Stuhl getreten, der neben dem Tisch steht. Da läßt sie sich nieder, sieht vor sich hin und spinnt ihre Gedanken weiter. Sie kommen nicht wieder, die andern: der Anton, der älteste Sohn, den die Lawine erdrückt hat, und seine Frau, die ein Jahr später vielleicht aus Gram, vielleicht an schwacher Brust gestorben ist! Aber der Georg, dort im Bett wird er liegen! Wieder unter dem Dach, wo er geboren ist! — Geboren! —

Von dem großen Bett wandern ihre Gedanken zu dem kleinen zurück, in dem der Knabe Georg gelegen hat. Unten in ihrer eigenen Schlafstube stand es. Und — er war ein schöneres Kind als der ältere Bub, ein Bild war er, der Kleine, rund, pausbackig mit den feinen, hellen, später freilich dunkel gewordenen Härchen und den großen Augen. Wenn er so wiederkäme! Aber er war schon nicht so gegangen. Schlank aufgewachsen war er, hatte die dicken Backen verloren und — die Bravheit, mit der das kleine Kind im Bett gelegen. Einen eigenen Willen hatte er gehabt, der schwer zu brechen war. Mit diesem Willen hatte er nach Jahren durchgesetzt, daß er mit durfte, als das Amerikafieber in Steg war und auf einmal zwanzig junge Leute miteinander übers Wasser gingen.

So geht die Zeit, so werden die Kleinen groß! Die Gedanken der Balbina kehren aber wieder und wieder zu dem kleinen Georg zurück. Sie ist kein weichherziges Weib; aber in ihr klopft es, während sie das Bild des Knaben sieht. Nach den vielen vergangenen Jahren freut sie sich noch an diesem Bild und aus der Freude am Kinde heraus wächst etwas, was sie auch ungeduldig auf den erwachsenen Sohn macht. Morgen kommt er, der Georg! Die Balbina freut sich. Es sähe ihr's keiner an; aber das Herz klopft ihr. Als sie jetzt aufsteht und die Kammer verläßt, ist die drängende Freude in dem zurückhaltenden Weibe so stark, daß sie unwillkürlich noch unter die Haustür tritt, über den Weg hinausschaut, auf dem er morgen kommen wird, der Sohn, als könnte sie ihn schon heute nahen sehen.

2. Kapitel.

Die Amerikaner sind da. Die Steger haben sie schon alle zu Gesicht bekommen. Der Tobias und die Seinen, die am Dorfende wohnen, wissen noch nichts von ihnen; denn die Amerikaner sind nicht mit der Eisenbahn, sondern mit lautem Wesen auf einem Leiterwagen ins Dorf gefahren, sind dann nicht gleich jeder heimzu, wo er hingehört, sondern alle miteinander ins „Rößli", einen Einzugstrunk nehmen. Der „Tschortsch" hat es haben wollen, erzählt der erste von ihnen, der sich hinwegschleicht, weil es ihn zu Vater und Mutter treibt.

Die Amerikaner sind fünf junge, wohl angezogene, auskömmlich aussehende Burschen; es ist keinem schlecht gegangen drüben; die meisten wollen auch nur ein paar Monate da bleiben und dann wieder in die neue Welt zurück.

Im Andermatt-Hause also wissen sie noch nichts von den Ankömmlingen; aber auf der Warte sind sie da, stehen alle drei gleichsam auf den

Zehen vor Ungeduld, der Tobias, die Balbina und die Lene. Der Tobias hat eigens früh sein Vieh besorgt und ist vom Gaden am Berg heimgegangen, als ob es brennte, damit er da sei, wenn der Bub eintrifft. Jetzt wissen sie nicht, wie die Zeit totschlagen, da zum Empfang alles fertig ist und es ihnen nicht der Mühe wert dünkt, noch irgend eine Arbeit anzufangen, ehe der Georg kommt.

Es geht gegen Zunachten, als der Erwartete drüben aus den zwei Häuserreihen von Steg auftaucht. Die Lene steht draußen am Gartentor und sieht ihn kommen, hätte ihn nicht gekannt, weiß aber aus seinem sonntäglichen Aeußern und aus den Grüßen, die er auf seinem Wege da und dorthin nickt und ruft, daß er es sein muß. Sie wie der Blitz ins Haus: „Er kommt! Er kommt!“ Die beiden Alten erheben sich in der Stube von ihren Sitzen, eilen nicht, zeigen nur in den vorgeneigten Köpfen, daß die Gedanken dem Sohn schneller entgegen springen als die Beine. Miteinander treten sie unter die Haustür. Sie kommen aber noch früh genug. Der Georg ist an einem Hause der Nachbarschaft hängen geblieben, steht dort bei einer Frau und einem Mädchen, hält des letztern Hand und tätschelt sie, hat auch, als er sieht wie sie daheim auf ihn warten, keine übertriebene Eile, sondern ruft nur ein „Tag“ herüber, lacht und scharwenzt noch eins und macht sich dann erst näher. Jetzt aber können sie ihn betrachten wie er daher kommt. Er geht in feineren Kleidern als sie es dazuland gewohnt sind, trägt einen Ueberzieher über dem Arm, einen Stock mit silbernem Griff in Händen und hat einen schwarzen Filzhut auf. Groß ist er geworden! Die beiden Alten suchen mit hungrigen Blicken in Gesicht und Wesen des Nahenden nach bekannten Zügen und haben, ohne daß eines vom andern etwas weiß, dasselbe Empfinden: Etwas Fremdes ist in seinen Bewegungen, obwohl seine Gliedmaßen geworden sind, wie die eines Bergbauern werden müssen, schwer, sehnig und zäh. Der Balbina fällt auf, daß Georgs ihr als braun im Gedächtnis gebliebenes Haar einen seltsamen kupferrötlichen Schimmer hat. Dem Tobias sticht etwas an seinem Gesicht in die Augen, von dem er zuerst nicht weiß, was es ist. Das Gesicht ist voller geworden. Es hat herausstehende Backenknochen, einen breiten Mund, über dem ein gepflegter, dunkler, ebenso wie das Haar ins Kupferfarbene stechender Schnurrbart steht und glänzende braune Augen. Im Augenblick, da der Georg dem Vater die breite Hand reicht, weiß dieser auch, was ihn an des Sohnes Antlitz befremdet. Die Augendeckel fallen ein wenig über die Augen herab, dadurch hat Georgs Blick etwas Müdes oder mehr — etwas wie: uff, mir ist die Welt langweilig. Und Tobias wundert sich sekundenlang über den Blick, der in den Bergen nie vorkommt, wundert sich, woher der Bub ihn hat. Auch die Sprache berührt die Alten fremd. Es ist, als ob der Georg nicht mehr recht deutsch könnte; was er redet ist ein Gemisch von Amerikanisch, Schriftdeutsch und Dialekt. Weil Tobias und Balbina aber aus Erfahrung wissen, daß die Steger, die einmal „drüben“ gewesen sind, immer so kauderwelschen, wenn sie heimkommen, so gewöhnen sie sich gleich daran und dann — jäh, im Sprung kommt die Freude ihnen zurück, daß sie den Sohn wieder haben und wirft alles Befremden über den Haufen. Sie schütteln ihm die Hände,

der Tobias tätschelt ihn auf die Schulter, die Balbina schiebt ihn mit einem „Gott willkommen, daheim“ in Flur und Stube. Nur die Lehne sieht ihn immer wieder mit großen Augen von der Seite an.

Georg ist in die Stube getreten, hat Ueberzieher und Hut an den Nagel gehängt und läßt sich auf den ersten besten Stuhl nieder.

„Setz dich zum Tisch,“ sagt sein Vater, „wirst wohl Hunger haben.“

„Ich mag eigentlich nicht,“ erwidert er in einem faulen Ton und sich dehnend. Als aber die Mutter dampfendes Essen aufträgt, macht er sich hinzu und bald sitzen alle vier eifrig darüber. Georg ist gesprächig, erzählt von Fremde und Heimfahrt und läßt sich gefallen, daß ihm die Alten inzwischen mit dem Besten, was sie an Speise und Trank im Hause haben, Ehre antun.

Das Essen geht vorüber, die Lene trägt die zinnernen Teller ab. Die Gläser behalten Eltern und Sohn vor sich. Ueber ihnen brennt die Lampe an der Diele. Sie aber sitzen mit breit auf den Tisch gestützten Armen, sodaß jedes seinen schweren Schatten auf die Platte wirft. Georg hat seinen Rock ausgezogen. Die Aermel seines rotgestrichelten Hemdes treten grell aus der dunkeln Weste und umspannen fest seine starken Arme. Als er einmal an diesen hinab sieht, muß ihm selbst ihr Muskelbau auffallen; denn er sagt gleich nachher: „Ja, gewachsen bin ich und Stahl ist mir in die Glieder geronnen. Jetzt nähme ich es auf mit Euch, Vater, wenn Ihr mich noch prügeln wolltet.“

Bei diesen mit einem lauten Auflachen gesprochenen Worten, die wohl ein Scherz sein sollen, läßt er den rechten Arm lang über den Tisch fallen und krümmt den Mittelfinger der Hand gleich einem Hacken. „Hackt einmal ein, Ihr,“ fordert er den Alten auf.

Der Tobias weiß nicht recht, wie er die Rede nehmen soll, ist aber zu guter Laune, als daß er nicht einen Spaß verstünde, ist auch immer noch ein wenig stolz auf frühere Kraft. So fährt sein Arm langsam dem des Sohnes entgegen und sein Finger hackt an dem des andern ein. Dann beginnen sie zu ziehen. Die Muskeln ihrer Arme spannen sich, schwellen an, die Schultern zucken, das Blut steigt ihnen zu Gesicht. Eine Weile tut keine der zwei Fäuste den kleinsten Ruck. Dann beginnt des Tobias Arm zu zittern, Georg zieht. Schwerfällig wie ein gewichtiger Stein weicht des Alten graue Hand um ein kleines Stück, noch um eines. Mit einer langsamen rohen Wucht überwindet die Kraft des Jungen die des Vaters. In der Stube ist es still. Die Balbina hat sich auf ihren Stuhl zurückgesetzt, schon als Georg das sonderbare Wort, daß er sich nicht mehr prügeln ließe, gesprochen hat. Sie sagt kein Wort, sieht keinen der Männer an, blickt mit vorgeneigtem Kopf vor sich nieder, als ob sie sänne, und ihr wachsbleiches Gesicht ist sonderbar starr. Die Lene aber ist hereingetreten und von der Kraftprobe der zwei Männer so in Spannung versetzt, daß sie sich nicht von der Stelle bewegt. Jetzt keucht der Tobias; dann gibt er nach. Georg reißt, da der Widerstand plötzlich aufhört, des Vaters Arm weit gegen sich. „Haha,“ lacht er auf. „Seht Ihr jetzt?“

Tobias ist bleich. „Man ist eben nicht mehr jung,“ sagt er mit engem Atem. Mit der freien, von der Anstrengung unsicher gewordenen Hand

streicht er sich in leiser Verlegenheit durch den gelbweißen langen Bart. Jetzt erst blickt die Balbina wieder auf den Sohn. Sie betrachtet ihn still, scharf, wie mit einem leisen Verdacht, aber auch wie mit einer versteckten Drohung: Wirst denn nicht meinen, daß man sich fürchtet!

„Mit manchem habe ich es aufgenommen, drüben in Amerika," sagt Georg, in behaglicher Breite sich wieder zurechtsetzend. Sein Sieg scheint ihm wohlgetan zu haben. Ein liebenswürdigerer Mensch, als der, den er mit sich hereingebracht hat, kommt an ihm zum Vorschein. Er nimmt das Glas und stößt mit dem Vater an. „Auf frohes Beisammensein," sagt er, wischt dem Tobias mit dem guten Wort eine unangenehme Empfindung hinweg und streckt auch der Mutter plaudernd das Glas hin, bis sie zögernd mit dem ihren dawiderklingt. Wort gibt dann Wort. Als Georg nichts mehr zu erzählen weiß, fangen die Alten an. Von Glück und Mißgeschick, von dem großen Unglück, dem Tod des Anton, von dem Wegsterben von Lene's Mutter! Daß es still im Hause gewesen sei, sagt die Balbina und daß dem Vater manchmal die Arbeit sauer werde. Wie sie auf den Vater, ihren Mann, zu reden kommt, dreht sie sich halb nach dem Tobias, der sich eben gemächtlich die Pfeife neu stopft, um. Ihr Gesicht verändert sich nicht; es kommt kein Ausdruck irgend einer Zärtlichkeit hinein. „Der Vater ist immer der Gleiche geblieben," erzählt sie. „Er hätte allerlei werden können. Gemeindepräsident haben sie ihn machen wollen, auch in den Landrat hätten sie ihn geschickt, aber er hat nicht wollen. Er will kein Aufhebens von sich machen, wie er immer gewesen ist." Das ist eine eigene Rede, klingt wie Heimzahlung auf Georgs Gebahren von vorhin, es ist, als nähme sie gleichsam dem Sohne mit eigener Hand den Hut vom Kopf: Zieh ihn ab vor dem achtenswerten Menschen da, deinem Vater!

Georg hat nur halb hingehorcht. Er nickt zu dem, was die Mutter gesagt hat; aber indessen hält er den Kopf in die hohle Rechte gestützt und blinzelt nach der Lene hinüber, die zu Tobias getreten ist.

„Ich gehe mich legen," sagte das Mädchen zum Großvater.

„Gut Nacht," nickt Tobias.

Die Lene grüßt wieder: „Gut' Nacht beisammen." Mit ihrem neugierigen Blick streift sie dabei nochmals das Gesicht des Georg und wundert sich, wie der sie mit seinen glänzigen Augen anleuchtet, wird rot unter seinem Blick und geht.

„Ausschlafen kann sie wenigstens," sagt Georg, als sie die Stube verläßt, wie in leichtem Aerger. Sein Blick ist ihr gefolgt, an ihr haften geblieben und über jede Biegung ihres jungen Leibes geglitten. Selbst von der Tür, durch die sie hinausgegangen ist, löst er sich nur langsam.

„Das lange Aufbleiben ist nichts für sie," sagt die Balbina. Dabei begegnet sie Georgs Augen. Und wieder heftet sie den Blick scharf auf ihn. Als Georg seine Redseligkeit wieder findet und zu erzählen anfängt, daß sie in Amerika nichts vom Frühschlafengehen hielten, preßt sie die Lippen fest zusammen und gibt ihm auf seine Frage nur durch ein Kopfnicken Bescheid.

End aller Ende geht ihr Abend stiller als sie gemeint haben, vorüber.

„Was hältst von ihm?“ sagt Tobias zu seinem Weibe, als sie in ihre Schlafkammer getreten sind.

„Hoffentlich läßt er sich gut an,“ gibt sie in einer spröden und trockenen Art zurück. Aber der Tobias gibt sich zufrieden damit. Wortkarg ist die Balbina immer. Er denkt sich nichts anderes dabei, als seine Frau nachher noch einmal hinaus geht und lange nicht wieder kommt; mag ihr doch eingefallen sein, daß irgend eine Arbeit noch zu tun sei.

Aber die Balbina arbeitet nicht. Ohne recht zu wissen, was sie will, ist sie in die Wohnstube zurückgegangen und dann in den Flur und dann vor die Haustüre hinaus, wo das Mondlicht still über dem Garten, der grauen Straße, dem Dorf und den Bergen liegt. Die starken Hände auf dem Rücken tut sie ein paar Schritte in den Garten hinaus, wendet sich und blickt an dem Fenster hinauf, hinter dem oben in seiner Kammer der Georg schläft. Schlafen muß er schon, denn die Kammer hat kein Licht mehr, nur der Mond wirft auch in diese Scheibe seinen Schein, daß es in dem alten Glase wie eine weißblaue Flamme brennt. Lang und aufrecht steht die Balbina da. Sie sieht den Sohn vor sich, als ob sie wirklich durchs Fenster oben auf ihn schaute. Alle ihre Gedanken beschäftigen sich mit ihm. So hat sie ihn sich gedacht! So ist er ehemals gewesen! So ist er jetzt! Jede Bewegung und jede Miene sind ihr gegenwärtig. Und sie wägt ab: Es ist nicht alles wie sie gehofft hat! Dann stellt sie sich vor, wie er nun schläft, die erste Nacht wieder unterm alten Dach! Da wallt in ihr etwas wie ein steigendes Wasser auf. Die Begriffe verwirren sich ihr und die Zeit kommt ihr abermals zurück, da der kleine Georg unter diesem Dach geschlafen! Sie rührt sich kaum, die Hände auf dem Rücken, steht sie da. Der Georg ist der einzige, der ihr geblieben ist, ist der Stein, auf dem das Haus in die Zukunft hinein stehen soll! Wieder wallt es mächtig in ihr auf. Der Gedanke, daß der Sohn nicht ist wie sie gehofft, geht unter in dem andern, daß er da ist, der, der einmal in diesem gleichen Hause in der Wiege lag, ein kleiner, bewußtloser Mensch, unschuldig, hoffnungsvoll! Sie freut sich, freut sich, den wieder zu haben, der oben unter'm Fenster schläft! Es mag ja alles recht kommen mit ihm!

Als die Frau nach einer Weile in die Kammer zurückgeht, ist nichts geblieben, als diese Freude. Still und zufrieden legt sie sich in ihr Bett und still und zufrieden steht sie am andern Tag wieder auf und beginnt diesen Tag mit der neuen Hoffnung in sich, die sie gestern spät noch auf den heimgekehrten Sohn gebaut hat.

3. Kapitel.

Georg Andermatt ist wieder und ist noch immer da. Wenn ein Mensch sieht, wie im Grunde doch alle Last und Arbeit, die sein Vater, der Tobias zu tragen hat, noch immer auf dieses letztern Schultern allein liegt, so kann er sich wundern, daß er wirklich da ist, der Georg, und wenn derselbe Mensch sehen sollte, wie wenig Miene Georg macht, auf den eigenen jungen Rücken zu nehmen, was der Vater trägt, so kann er sich abermals wundern, daß

der, der sich doch offenbar nur als Gast des Hauses ansieht, noch immer da bleibt. Es ist ja wahr, zweimal hat Georg der Mutter schon Holz klein gemacht, jeweilen einen vollen Nachmittag sich zu diesem Zwecke an den Sägebock vors Haus gestellt, zwei—dreimal ist er auch schon für den Vater hirten gegangen, sonst aber läuft er merkwürdig viel in seinem Sonntagsstaat herum, hat immer noch den und jenen Bekannten oder Verwandten landauf oder ab nicht gesehen und muß ihn einmal besuchen. Tobias und Balbina haben dem bisher zugesehen, in der ersten Zeit begreiflich gefunden, daß der Sohn das Wiederdaheimsein in Ruhe genießen will, dann sich zu wundern angefangen, wie er durch seine Tage noch immer so hinbummeln mag; jetzt fangen sie schon an, die alten Köpfe zu heben wie zornig witternd, ob das sich nicht bald ändert mit dem Bub. Die Balbina läßt ihrem Mann gegenüber das erste Wort fallen, das ihrer Unzufriedenheit Ausdruck gibt. „So kann das nicht weiter gehen! Entschließen soll er sich, was er will, da bleiben und in unsere Arbeit hinein stehen oder nach Amerika zurück fahren, wo er seine gelassen hat.“

Der Tobias mag nur des Anstoßes bedurft haben. Am folgenden Morgen beim Frühbrot, zu dem Georg wieder in Feiertagskleidern sich niederläßt, hebt der Alte, die Arme breit über den Tisch gestützt und Brot in seine Geißmilch brockend, an. „Wo willst du heute wieder hin, du?“

„Zum Vetter in Oberalpen will ich hinauf,“ gibt Georg laut, fast herausfordernd zurück. Der Alten beginnende Unzufriedenheit ist ihm nicht entgangen, er hat sie bisher aus Blicken und Gebärden entnehmen können und kann sie jetzt aus des Vaters Worten klingen hören.

„So kann das jetzt nicht weiter gehen, meine ich, mit—mit dem Nichtstun,“ fährt Tobias fort.

Georg lehnte sich in den Stuhl zurück, die eine Hand auf den Tisch geworfen, die andere in die Tasche gesteckt. Sein Gesicht glänzt, als ob ihm eine Art Verlegenheit den Schweiß aus der Haut triebe. Aber der Zorn steigt in ihm auf. „So?“ sagt er gedehnt und patzig. „Es ist mein Geld, so viel ich weiß, was ich verbrauche.“

Damit hat er recht. Er muß in Amerika viel verdient haben; denn er hat immer eigenes Geld, obwohl er offenbar nicht sparsam damit umgeht.

Die Balbina hat bisher schweigend dagesessen. Jetzt streicht sie mit der Rechten die Brosamen vom Tisch in die hohle Linke und schüttet sie in ihre leere Tasse aus. Dazu sagt sie in ihrer langsamen wohlüberdachten Art: „Mag es sein wie es will, Zeit ist es, daß du wieder ans Arbeiten denkst. Es tut keinem gut, so lange herumzufaulenzen.“

Ihre ernste, vernünftige und ruhige Rede reizt Georg mehr als die Worte des Vaters. Er steht mit einem Ruck auf, haut den Stuhl an den Tisch und wirft das kurze, grobe Wort hin: „Bah, blaset mir doch.“ Dann verläßt er mit drei großen Schritten die Stube.

Die Zurückgebliebenen, zu denen auch die Lene gehört, sprechen eine Weile nicht. Tobias beendet seine Mahlzeit, die Balbina räumt schweigend ihre und des Sohnes Tasse hinweg; das Mädchen, die Lene, sitzt still und weiß in ihrer Bankecke, dann findet die Balbina zuerst wieder das Wort. „Eine schöne Art nimmt er an,“ sagt sie mit knapper, verhaltener Stimme.

„Laß nur, laß nur," murrt Tobias drohend zurück, denkt daran wie er immer Meister gewesen ist im Haus und ist entschlossen, auch den Georg zu meistern.

Die Lene ist so bleich, daß sogar die Lippen ohne Farbe sind. Es ist verwunderlich wie weder Tobias noch Balbina das merken. Das Mädchen hat eine fremde, frierende Angst in sich, als hinge plötzlich eine Gefahr über dem Hause. Vor dem Georg hat die Lene Angst. Zärtlich tut er ihr immer. Vorgestern Nacht im dunkeln Flur hat er sie angepackt, hat sie küssen wollen. Sie schämt sich, mag ihn doch nicht, der dann erst noch des Vaters Bruder ist. Und nun ist ihr immer, als müßte sie das gleich hier am Tisch vor Großvater und Großmutter sagen. Aber sie bringt kein Wort heraus; Scham und Angst lassen sie nicht reden.

Die Alten sind mit ihrer Unterhaltung zu Ende und nehmen ihr Tagwerk wieder auf. Da macht sich auch die Lene wieder an die Arbeit. Aber das Herz klopft ihr. Es wird Streit geben am Abend, wenn der Georg zurückkommt.

Am Abend ist Georg zum Nachtessen nicht da. Erst eine geraume Weile später tritt er mit lautem, aber gutmütig zufriedenem Wesen ins Haus. Er scheint sich vergnügt, auch ein Glas mehr als ihm gut ist, getrunken zu haben.

„Willst noch essen?" fragt seine Mutter, als er den Hut an den Nagel hängt.

„Nein," gibt er mit einer Art Herzlichkeit zurück, „sie haben mir genug zugesteckt da oben in Oberalpen."

Erst als er sich setzen will, vielleicht um zu erzählen wie er den Tag verbracht habe, scheint ihm aufzufallen, daß irgend etwas in der Stube nicht richtig ist. Er schweigt, streicht den schönen rotbraunen Schnurrbart und lacht ein hämisches Lächeln.

Der Tobias sitzt und macht sich an seiner Pfeife zu schaffen. Er stochert darin herum, als hinge das Leben von ihrem Brennen ab und sieht nicht auf den Sohn. Die Lene liest in einem Buche, hebt manchmal die klaren Augen und blickt verstohlen nach Georg hinüber. Die Balbina näht an einem Kittel ihres Mannes. Eine Stille fällt lastend in die Stube. Die Balbina bricht sie. Auf sie fällt das volle Licht der an der Diele hängenden Lampe. Ihr elfenbeinfarbenes Gesicht mit dem weißen Scheitel und den kohlschwarzen Brauen ist ruhig und fest. Ganz ruhig sagt sie auch das Wort hin: „Du kannst in deine Kammer gehen, Lene." Aus dem Ton aber kann der Georg merken, daß die Alten ihm etwas zu sagen haben.

Das Mädchen steht gehorsam auf und entfernt sich. Als die Tür hinter ihr ins Schloß fällt, steht Tobias auf, legt die Pfeife auf den Tisch und stellt sich vor Georg hin. Er ist hemdärmlig, die schweren Hände läßt er an den Seiten herabhängen. Trotzdem sein Oberkörper vornüberlastet, reicht sein grauer Kopf fast bis zur Decke. „Du hast uns heute Mittag wohl groben Bescheid gegeben, mein Guter," sagt er.

Georg lacht. Es ist das gleiche hämische Lachen wie vorhin und er stützt die Ellbogen auf die Kniee, neigt den Oberkörpor weit vor und sieht

von unten herauf den Vater mit einem spöttischen Blick an, in seinem Gebahren liegt eine gewollte Mißachtung. Die Balbina beobachtet ihn scharf. Er ist immer schwer zu ziehen, manchmal leichtsinnig gewesen, nie aber so auflüpfisch wie jetzt. In Amerika mag er die Manier geholt haben.

Georgs Benehmen bringt den Tobias aus dem Gleichgewicht. Er hebt die rechte, braune Hand und fuchtelt mit dem Zeigfinger dem Sohn vor den Augen herum. „So reden wir zwei nicht miteinander, Bursche! Entweder — oder — entweder geh' wo du hergekommen bist, oder verbring' hier deinen Tag, wie ein anständiger Mensch soll."

„Geht mir mit dem Finger da weg, Vater," murrt der Junge. Das Blut wallt ihm am Hals. Sein Ton ist drohend.

„So weit sind wir noch nicht, du — du — und dein Vater, daß der sich vor dir fürchten muß," schimpft Tobias, immer erregter. Er ist totenbleich, sein langer Zweispitzenbart zittert. Noch immer fuchtelt er mit der Hand.

Da schlägt Georg diese mit der Faust zur Seite und der Bauer verliert sich. „Du, du," schreit er und hebt die Hände. Er hat kein anderes Gefühl, als daß er den Sohn züchtigen muß, wie er ihn als Bube gezüchtigt, wenn er es verdient hat. Aber Georg steht plötzlich auf und packt ihn. Der eine Griff genügt, um zu zeigen, wer Meister werden muß. Tobias freilich würde es nicht gemerkt haben, seine zähen Arme spannen sich zum Widerstand; aber die Balbina hat es gesehen, daß der Sohn den Vater mit zwei, drei Schlägen am Boden haben kann, wenn er will. Keiner von beiden weiß, wie es kommt, daß sie zwischen ihnen steht. „Lasset einander los, ihr," sagt sie mit tonloser, fast zischender Stimme. Aber sie haben beide verstanden und es ist, als ob sie jeden mit einem Hammer vor die Stirn geschlagen. Vorgebeugt, noch streitgierig, aber schon wie erschreckend von dem, was hat geschehen wollen, stehen sie da.

„So lang ich lebe," sagt die Balbina, „soll es im Dorf nicht heißen, daß geprügelt wird unter unserem Dach, wie bei Hudelpack." Dann nimmt sie den Tobias bei beiden hageren Schultern und schiebt ihn beiseite. Es bedarf keiner großen Anstrengung, ihn ins Nebenzimmer zu führen. Willig geht er, den Kopf vornüber hängend. Georg kann hören, wie er nebenan Licht anzündet und sich schwer in einen Stuhl fallen läßt. Als die Balbina zurückkommt, steht der Sohn eben im Begriff, den Hut wieder zu nehmen und wegzugehen. Sie zieht die Nebenkammertür hinter sich ins Schloß und sagt: „Es wäre noch etwas zu reden, meine ich." Sie mag eine Handbewegung gemacht haben, die ihn auffordert, sich zu Tisch zu setzen, vielleicht aber tut Georg unwillkürlich, was sie zu erwarten scheint. „Macht's kurz," sagt er, sich niederlassend.

Die Mutter kommt durch die ganze Breite der Stube langsam auf ihn zu. Sie schaut ihn gerade an. Er weiß nicht, warum er über das Unbehagen nicht Herr wird, das ihn unter dem Blick ankommt.

„Dazu hättest nicht heimzukommen brauchen," sagt sie dann in schwerem Ton.

„Zum Teufel, laßt mir meinen Weg und kümmert Euch um den Eueren," begehrt der Junge auf. „Ich bin kein Kind mehr und weiß, was ich tue."

Die Balbina sieht ihn an, immer an. Sie prüft jeden Zug seines Gesichtes und liest eine ganze Geschichte daraus. Es ist ein anderes Gesicht, als sie hierzulande haben. Ein Durst nach allerlei Lebensfreuden liegt darin, etwas was sich nicht mit der Schlichtheit und Ehrbarkeit im Hause und Tal vereint, etwas — —

Sie rührt kein Glied, aber es schreit etwas in ihr. Sie streckt innerlich die Arme nach dem Sohn, von dem sie fühlt, daß er ihr immer mehr verloren geht: Du, ich will dich nicht hergeben, dich! Aber das ist alles nur inwendig. Aeußerlich steht sie ruhig da, die Hände unter die rauhe Schürze gelegt. Ihre Stimme allein zittert ein wenig, als sie zu reden fortfährt: „Du bist nicht wie du sein solltest! Du gefällst mir nicht, Bub! Es steht schlecht um einen, der nicht mehr arbeiten mag."

„Hört auf mit dem Predigen!" begehrt Georg auf. „Es könnte einer meinen, was ich verbrochen hätte!" Er erhebt sich und macht sich nach der Tür, aber er achtet doch mehr auf sie, als auf den Vater und dreht sich noch einmal um, als sie weiter spricht.

„Um uns Schande zu machen, hast nicht zu kommen brauchen und brauchst nicht zu bleiben," sagt die Balbina. „Geh doch! In Amerika drüben kannst eher tun wie du willst."

„Schon gehen werde ich, wenn es mir paßt," mault er zurück, stößt einen Stuhl, der ihm gar nicht im Weg ist, wie zum Trotz mit dem Fuß beiseite und tritt aus der Tür.

Die Balbina folgt ihm, unschlüssig, ob sie noch reden, ob sie ihn zurückrufen soll, immer die Hände unter der Schürze, den langen Oberkörper leicht vorgeneigt, so daß in ihre Haltung etwas Spähendes kommt. Georg entfernt sich ohne sich umzuschauen durch den Garten, auf der Straße, dorfeinwärts. Er lüpft die Schultern im Davongehen, jetzt und jetzt, als schüttle er die Mahnungen ab, die auf ihn eingeregnet sind.

Die Augen der Balbina begleiten ihn, jede seiner Bewegungen messend, bis er verschwindet. Und während sie ihm nachsieht, wächst das in ihr stärker, was vorhin in der Stube sich in ihr geregt hat: Du dort, Bub, nicht hergeben will ich dich! Mein bist! Mächtig wächst dieses Gefühl des Rechtes auf den Sohn in ihr und gipfelt in einem andern Empfinden: Eigen wäre es doch, wenn ich nicht noch Herr würde über dich, du dort, meiner! Auch noch ein Wort mitreden will ich, wenn du mir schlecht werden willst!

4. Kapitel.

Es ist keine Mauer so dick, daß sie den Klatsch nicht durchließe. Wer es aus dem Andermatthause getragen hat, ist schwer zu sagen, aber zu Steg wissen sie doch, daß der Tobias und die Balbina mit dem heimgekehrten Sohn in Unfrieden leben. Begreiflicherweise! sagen die Steger. Wie sollen die rechtschaffenen Leute mit so einem in Frieden leben! Mit so einem! Wie das Gerede vom Streit hinaus gegangen, so kommt das andere Gerede ins Haus zurück: „Schon in Amerika soll er es bunt getrieben haben, der Georg! Hinter allen Weibern ist er immer her! Nichts gegolten

hat er bei den Kameraden." Und das letztere muß wahr sein; denn es ist auffallend, wie die andern Amerikaner seit dem Tag, da sie nach Steg gekommen und Georg ihnen im „Rößli" den Einzugstrunk gezahlt hat, nichts mehr von ihm wissen wollen, wie Georg sich auch nicht mehr um sie kümmert.

Der Klatsch, der so in Steg einmal angehoben hat, gedeiht weiter und die Dörfler haben scharfe Augen, wenn sie den Mantel sittlicher Entrüstung umwerfen. Da ist bald von der, bald von jener die Rede, bei der Georg zu Licht geht. Von einer jungen Wittfrau besonders klatschen sie, die eine Schenke hält und närrisch nach dem Burschen sei. Der verstünde es um die Weiber, fügen sie hinzu. Ein paar Tage später raunt es durch das Dorf: Jetzt hat er mit der armen Aschwanden-Terese angebunden, dem blutjungen Mädchen, der Georg Andermatt! Weiß der Himmel, wozu er die Waise bringt, schlecht wie er ist.

Was in den Gassen und Häusern raunt, geht auch alles heim ins Andermatt-Haus. Kein großer Lärm wächst daraus wie es bei rohen Leuten möchte. Tobias und sein Weib sind im Grunde zu stille Menschen, als daß sie täglich und täglich hätten aufbrausen und schmähen mögen. Sie würgen die Sorge und den Zorn in sich hinein und jedes tut dies nach seiner Art. Tobias ist seit dem Tage, da er die körperliche Ueberlegenheit des Sohnes gefühlt hat, sonderbar niedergedrückt; es ist nicht Furcht, was ihn dem Georg ausweichen heißt, wo er kann, es ist mehr eine Art fürchterlicher Scham über die Ohnmacht, in die er gedrängt ist, er, der als Vater Gewalt über den andern haben sollte. Diese Scham nagt sichtlich an ihm. die Balbina weiß es. Er ißt nicht wie sonst, kommt spät von der Arbeit, geht früh fort, nur damit er aus dem Hause ist und legt sich so früh am Abend wie nie zuvor, damit — damit er nicht mit dem Georg zusammen zu sitzen braucht. Die Balbina trägt es anders, zeigt dem Bub die feste Stirn und hat eine immer knappere Art gegen ihn. Wenn er nicht rechtzeitig bei Tisch ist, findet er ihn abgeräumt und wenn er einmal einen Wunsch äußert oder ein Wort zum Gang des Tagwerks der andern sagt, hebt die Mutter das Gesicht und sieht ihn an. „Wer bei uns reden will, muß sich besser halten." Sie sagt das ganz ruhig wie im Vorbeigehen, aber es ist etwas eigentümlich Drohendes darin, wie es in dem weit entfernten Murren eines hinter Bergen brauenden Gewitters liegt. Anfangs wirft er mit rohen Worten um sich. Vor dem Vater und der Lene ins Gesicht schimpft er noch immer über die Behandlung, die er auszustehen habe. Wenn die Mutter da ist, nimmt sein Zorn etwas Gedämpftes und Verbissenes an, traut sich nicht recht hervor, weiß Gott warum. Vielleicht hat er eine unklare Ahnung von dem, was in der Frau vorgeht, wie es in ihr ringt und brodelt, ohne daß das bleiche Gesicht oder der Blick das Kleinste verraten. Vielleicht hat er eine dumpfe Empfindung, wie die Liebe zu ihm und die Hoffnung auf ihn in der Mutter gleichsam in jeder Nacht mit tausend zähen Fasern anwachsen, um zu ihrer Höllenqual an jedem neuen Tage wieder zu zerreißen.

Es muß aber doch sein, daß das Gesicht der Balbina nach und nach einen Ausdruck annimmt, der andern Leuten auffällt; denn die Steger

sehen ihr auf der Straße nach, wundern sich, wissen nicht, was sie an ihr gesehen haben und raunen sich nur zu: „Man sieht ihr an, der Balbina, daß sie ihr Kreuz hat.“ Wenn sie in ihrem Werktagsrock im Dorf irgend eine Besorgung tut, wenn sie im Garten arbeitet oder wenn sie in ihrem schwarzen Gewand, das Spitzentuch über den Kopf gelegt, nach oder aus der Kirche geht, betrachten sie die Steger. Besonders auf dem Kirchgang. Die Balbina geht in diesen Tagen ein bißchen vorn ein, aber sie ist immer noch lang. Das vergriffene Gebetbuch liegt ihr fest im linken Arm. Ihr gelbes Gesicht mit seiner starken Nase scheint aus ihrem Tuch fast wie ein bleiches Mönchsgesicht aus schwarzer Kutte. Wenn sie gegrüßt wird, grüßt sie wieder, zur Rechten, zur Linken, ruhig, laut, „Tag“ oder fügt wohl auch den Namen des zu Grüßenden hinzu „Tag — Babesepp.“ Aber mit einer hohen Achtung sprechen sie von ihr im Dorf. „Eine wackere Frau ist sie immer gewesen,“ reden sie, erzählen auch wie sie in der Jugend schwer gearbeitet, mit ihrem Vater, dem Säumer, in Wetter und Sturm über Berg gezogen und wegen ihres Mutes bekannt gewesen sei, sagen nachher von Anton, ihrem verstorbenen Sohn, daß er ihr Ebenbild gewesen und wundern sich darauf wieder, daß der jüngere, der Georg, so aus der Art habe schlagen können. „Amerika und Auswandern ist nicht für alle gut,“ hört man wohl auch einen sagen.

Indessen lebt Georg seinen Tag weiter. Der Tobias vernimmt, daß er eine ganze Summe Geld auf der Ersparniskassa liegen hat und sich dort zuweilen holt, was er braucht. Einmal tritt der Alte auch heiterer als sonst zu der Balbina in die Küche. „Vom Fortgehen spricht er, der Georg,“ erzählt er. Er hat es im Dorf gehört. Und unwillkürlich fließen ihnen zwei Seufzer der Erleichterung in einen zusammen.

„Es ist eine schöne Sache, wenn man sich auf die Zeit freuen muß, wo man das einzige Kind verliert,“ sagt die Balbina darauf bitter.

Dann und von da an warten die beiden, daß Georg sein Wort wahr mache und wieder verreise, streifen mit heimlichen Blicken sein bleiches Gesicht, ob er immer noch nicht sagen wird: Dann gehe ich. Mit ihnen wartet die Lene. Es merkt es keiner groß; aber das noch fast in den Kinderschuhen steckende Mädchen wartet ängstlicher als alle andern, traut sich nur nichts zu sagen, weil ihre Unschuld es nicht faßt, daß der Georg, des verstorbenen Vaters Bruder, ein schlechter Mensch sein soll. Und doch fürchtet sie sich, fürchtet sich so, daß ihr das Herz bis zum Halse klopft, wenn sie Nachts in ihre Kammer geht, die auf dem gleichen Boden mit der Georgs liegt und nachher, kaum daß sie eingetreten, die Tür zweifach verriegelt. Ihre Furcht wächst mit jedem Tage, macht sie zittern und frieren. Und als die Furcht am größten ist, läßt es sie nicht länger. Nicht der Großmutter oder dem Großvater kann sie es sagen, aber — die Lene hat einen Freund, noch keinen wie die erwachsenen Mädchen oder auch welche ihres Alters, die sich küssen lassen und vom heiraten reden, nur den Indergand-Peter, den Nachbarsbuben, den sie seit ihren ersten Schuljahren kennt und der ihr wie ein Bruder ist. Der Peter pflegt seit geraumer Zeit auf einen Sonntag oder einen Feierabend herüberzukommen, sich in die Andermattstube oder auch nur auf die Bank draußen

neben die Haustür zu setzen und eins zu sprachen. Er ist ein ordentlicher und stiller achtzehnjähriger Mensch; die Balbina sieht es ganz gern, daß er kommt. Was sich früh knüpft, hält fest, meint sie und die Versorgung, die der junge Indergand der Lene bieten kann, ist das Beste, was sie erwarten darf.

An einem Abend, kurz nach Dunkelwerden ist der Peter wieder einmal da, der sonst letztlich — vielleicht Georgs wegen — hat auf sich warten lassen. Er hat mit dem Tabias und der Balbina vom Wetter, Land- und Hausarbeit und dergleichen Alltäglichkeiten gesprochen und meint jetzt, ein so schöner Abend sei, besser sitze sich's auf der Bank am Hause als in der dumpfen Stube.

„Für die Jungen wohl," sagt die Balbina.

So stehen Peter und Lene auf und machen sich vors Haus auf die schöne Bank.

Georg ist außer Dorf. Vielleicht hat der Peter das gewußt und ist darum gekommen.

Es ist, wie er gesagt hat, eine wundervolle Nacht. Der Himmel baut sich in weiter schwarzer Wölbung über dem von schönen Tannen bestandenen Felliberg, auf den die Bank blickt, auf. Die machtvolle Gliederung des Berges tritt schwer und stark unter dem glatten Bogen des Himmels hervor. In diesem aber steht ein so leuchtendweißer, mächtiger Mond, daß in einer weiten Runde wie von ihm verdrängt keine Sterne sichtbar sind. Eine unendliche Reinheit liegt über der mit haarscharfen Rändern vom Himmel abstechenden Mondscheibe und dieselbe Reinheit und Stille liegt auch in dem Glanze, den er über Steg und den Garten des Andermatthauses gießt. Der Glanz liegt auf dem grauen Schindeldach, auf den zwei Gesichtern des Peter und der Lene, insbesondere aber auf einer Anzahl langstengliger Lilien, die in der Mitte des Gartens zwischen den Gemüsebeeten stehen. Diese Lilien leuchten wie aus sich selber. Es ist wundersam wie die hohen Blumen schimmern wie milchweißes Glas, als enthielten die Stengel weiße, lange, ruhige Flammen, von denen der Kelch bis in jede feine Blattspitze glühte.

Diese Lilien haben die zwei Menschen, den Peter und die Lene eine ganze Weile stillgemacht.

„Jesses, schau doch, die Blumen," sagt endlich die Lene und weist mit der Hand hinüber.

„Ja," antwortet der Peter.

„Du, so etwas Schönes habe ich noch nie gesehen," sagt das Mädchen ganz atemlos.

Sie passen dabei beide in die helle und reine Nacht. Viel frische Jugend ist an ihnen und ihre Gesichter, in die der Mond hineinzündet, sind jedes in seiner Art hübsch, das des Peter braun, stark, noch bartlos, mit einem Paar blaugrauer Augen unter schwarzen Brauen, das der Lene rund und voll mit dem schönen und reichen Kranz der Zöpfe um die glatte weiße Stirn und dem hellen Blick. Sie halten die Hände auf die Bank gestemmt und schlenkern in gedankenloser Behaglichkeit mit den Beinen.

„Ist er fort, der Amerikaner?“ wirft der Peter da plötzlich hin.

„Ja,“ antwortete leise die Lene. Und nun geschieht es, daß ihre Hand, die neben der Peters ruht, sich jäh auf diese legt und ihre schlanke Gestalt sich gegen ihn neigt. „Wenn er nur nicht wiederkäme,“ sagt sie mit zitternder Stimme.

„Wer?“

„Der Vetter.“

Peter dreht den Kopf nach dem Mädchen um. Die Bewegung, die auf einmal an ihrer Gestalt ist, macht ihn aufmerksam. Ihr Gesicht hat alle Farbe verloren.

„Das ist ein Schlechter, der Vetter,“ stößt sie heraus. „Furcht müssen sie haben vor ihm, der Großvater und die Großmutter und — ich —“

Ihre Erregung ist so groß, daß sie ihr einen Augenblick die Rede verschlägt. Dann endet sie: „Ich weiß bald nicht mehr wohin vor ihm.“

„Wieso?“ fragt Peter. Langsam werden seine braunen Backen rot. Er hat selbst noch so viel unbewußte Unschuld in sich, daß das, was des Mädchens Worte und Angst ihm verraten, ihm das Blut ins Gesicht treibt. Dann hebt ein versteckter guter Zorn in seinen Augen zu brennen an.

„Er läßt mir nicht Ruhe. Zweimal schon hat er des Nachts in meine Kammer wollen,“ stammelt die Lene.

„Der — der —“ sagt Peter. Er findet das Schimpfwort nicht, das scharf genug ist, ihm den Georg zu zeichnen. Darauf macht er der Lene Vorwürfe, warum sie nicht rede, den Alten nichts sage.

„Weil — weil — sie nicht aufkommen gegen ihn,“ gibt sie zurück „und weil sie schon genug Kummer haben.“

Das letzte Wort bringt sie kaum mehr heraus; denn auf der Straße sind Schritte laut geworden und die Nacht ist so hell, daß sie schon von Weitem den Georg erkennen, wie er auf seinen Hackenstock gestützt daherkommt, von auswärts her. Wo er gewesen ist, wissen sie nicht; beide fahren unwillkürlich von ihrem Sitz auf; aber wie sie den Nahenden, so hat der sie erblickt und damit es nicht aussieht, als hätten sie etwas zu verbergen, lassen sie sich wie auf Verabredung wieder dort nieder, wo sie gesessen haben.

Georg pfeift laut vor sich hin und schwingt ein paarmal den Stock im näherkommen. Als er die Gartentüre aufstößt, läßt er ein anzügliches Husten hören. Lässig schlendert er näher. Das Mondlicht zeigt ihnen, wie schlank und eichen seine Gestalt ist. Sein Schnurrbart hat in der Beleuchtung einen eigentümlichen Schimmer, sein Gesicht ist bleich, umso dunkler und doch wieder wie flackernd ist sein Blick.

„Hm!“ hustete er noch einmal. Dann bleibt er ein kurzes Stück vor den beiden stehen.

„So — so — das gefällt euch da, euch, hm?“ fährt er fort. Nicht in den Worten, im Ton der Stimme und im Herabziehen des einen Mundwinkels liegt etwas Freches und Verächtliches.

„Ja, du hast es hinter den Ohren,“ fügt er im gleichen Ton und für Lene gemeint, hinzu.

Da steht Peter auf.

„Laß uns in Ruhe, du," sagt er, fürchtet sich nicht; nur der Zorn macht ihn bleich.

Georg lacht auf. „Ha — ha — ha — so einer."

„Ein schlechter Hund bist," sagt Peter außer sich und macht Miene, die Zähne verbissen an ihm vorbeizugehen. Da hebt Georg die schwere Faust und schlägt sie ihm ins Gesicht. „Da hast den Hund."

Die Lene kreischt. Im Hause gehen Türen. Der Peter wendet sich und greift, obwohl halb betäubt, mit beiden Armen nach dem Gegner. Der stößt ihn zurück und hebt den Stock. Eben als die Balbina und der Tobias in die Tür treten, saust dieser nieder. Der Schlag trifft nur die Schulter des jungen Burschen, aber er wirft ihn zu Boden, daß er sich dort einen Augenblick vor Schmerz windet.

„Lauser," sagt der Georg.

Der andere arbeitet sich langsam vom Boden auf und steht vor Wut und Scham über seine Machtlosigkeit einen Augenblick zitternd da. Dann stößt er einen heiseren Laut aus und will neu an Georg heran. Aber die Balbina tritt dazwischen. „Heim gehst," sagt sie zum Peter und mit einer Selbstverständlichkeit, als ob sie einem Schulbuben befehle, nimmt sie ihn beim Handgelenk und führt ihn vor den Garten hinaus. Und Peter geht, nicht aus Feigheit, nur weil ihm, dem einfachen Menschen im Innern eine Feinheit sitzt, die ihn merken läßt, daß er der Frau und dem Alten etwas zu lieb tut, wenn er geht.

Indessen ist die Lene ins Haus geschlichen, Tobias und Georg stehen noch im Gartenwege einander gegenüber in einer seltsamen Haltung wie zwei knurrende Hunde. Im Augenblick, da die Balbina sich ihnen wieder zugewendet, zuckt Georg die Schultern hoch und geht an dem Vater, ihn anrempelnd, vorüber und ins Haus. Langsam, die Balbina voraus, folgen die Alten und in der Stube finden sich alle beisammen.

„Gib ein Glas Wein her," befiehlt Georg grob der Lene.

Balbina schiebt das Mädchen vom Schrank weg, an den dieses gehorsam getreten, macht aber keine Miene, dem Sohn zu geben, was er verlangt.

„Wie ist das angegangen da draußen?" fragt sie.

„Wegen mir ist es angegangen," stottert die Lene. Sie ist außer sich, schlenkert die Hände vor Angst hin und her und die Worte brechen fast wider ihren Willen von ihr. „Er läßt mir nicht Ruhe, der Vetter. Schlechtes will er von mir — —"

Georg hat sich an den Tisch geworfen. An den Tisch heran tritt auch der Tobias. Er ist in wenigen Wochen gealtert. Seine lange Gestalt scheint hagerer geworden, sein Gesicht ist eingefallen. Er beugt sich vor, daß der lange Bart fast die Platte des Tisches berührt: „Gehst aus dem Haus," keucht er dem Sohne zu. „Eher totschlagen sollst mich, als daß ich dich gutwillig im Hause lasse!"

Die Balbina steht hinter ihm. Auch sie neigt sich vor. „So — so — verkommen bist!" stößt sie heraus, beide dürren Hände zucken ihr vor bei diesen Worten. „Geh," fügt sie ebenfalls bei.

„Wenn ich dann will," knurrt Georg.

„Verzeigen werden wir dich, wenn du nicht gutwillig gehst," sagt die

Balbina. Tobias aber hält sich nicht länger, drängt sie zur Seite und packt den Sohn an. „Aus dem Haus mußt, trauriger Tropf.“

„Das will ich noch sehen.“

Sie ringen mit einander.

„Jesus, mein Gott, Hilfe!“ kreischt die Lene und eilt aus der Stube. Aber die Balbina ist hinter ihr und ruft sie zurück, mit einer atemengen, klanglosen Stimme: „Ob du schweigst! Ob du zurückkommst!“ Sie will nicht, daß sie draußen hören und sehen wie groß das Elend im Hause ist. Als sie sich in die Stube zurückwendet, liegt der Tobias schon auf die Kniee gedrückt am Boden vor dem Sohn. So überlegen ist dessen zähe Kraft, daß er den Alten meistert wie er will und gerade diese Erkenntnis scheint seinen anfänglichen Zorn in eine plötzliche, gute Laune zu verwandeln.

„Hältst dich schön still, hörst,“ lacht er und dann: „Siehst, daß du nichts machen kannst.“

Während er das letzte mit einer Art Triumpf sagt, hält er den Alten nur mit der einen Faust darnieder.

Tobias ist wie gebrochen. Er keucht wie ein Erstickender.

„Laß den Vater los,“ sagt die Balbina.

Georg gehorcht. Vorhin in seinen Zorn hinein mag ihre Stimme nicht gedrungen sein, jetzt kommt ihm die Scheu zurück, die er vor ihr noch immer hat, der sonst alle Scham und Scheu verloren zu haben scheint.

Tobias steht auf, mühsam, ein Hüsteln kommt aus seiner Brust. Erschöpft setzt er sich hinter den Tisch und den Ellbogen auf die Platte gestützt, sitzt er vornübergebeugt da und starrt den Boden an. Er wird nicht mehr Meister über den Bub — er — die Erkenntnis nimmt ihm alle Kraft.

Die Balbina ist zur Tür gegangen. „Komm herein oder bleib draußen,“ sagt sie zu Lene, die schlotternd noch im Flur steht. Dann schließt sie die Tür. Das Mädchen ist draußen geblieben. Lang wie die Balbina ist, streift sie mit dem Scheitel fast die Diele während sie durch die Stube geht. Georg steht am Fenster und sieht in die Mondnacht hinaus. Neben ihn tritt die Balbina.

„Weißt eigentlich, was du getan hast?“ fragt sie.

Er zuckt die Schultern. „Er soll mich in Ruhe lassen.“

„In der Bibel steht es! Du sollst Vater und Mutter ehren,“ sagt die Balbina. Sie spricht immer in derselben knappen, klanglosen Weise.

Georg läßt ein kurzes „bah“ hören. Dann wirft er wieder die Schultern hoch, wie um zu sagen, daß er ein Ende machen wolle. „Es ist des Redens nicht mehr wert,“ sagt er obenhin. „Uebermorgen reise ich nach Basel. Am zwanzigsten geht das Schiff.“ Darauf sieht er die Mutter mit einem versteckten Blick an. Ihr Gesicht hat einen fremden Ausdruck, ihre Augen zünden unter den Schattenbrauen hervor, immer geradeaus in die seinen. Er fühlt wie sie in seinem Gesicht gleichsam suchen; es ist als ob die Balbina über diesem Schauen ganz vergäße, was er gesagt hat. Sie muß es aber doch gehört haben; denn sie erwidert kein Wort mehr. Sie scheint sich stumm darein zu fügen, daß er bis übermorgen bleibt.

Darauf gewinnt er die Art zurück, die ihn immer tun läßt als kümmere

ihn nichts auf der Welt, setzt sich ruhig an den Tisch, an dessen anderem Ende der Vater immer noch an den Boden stiert, nimmt ein zerknülltes Buch, irgend eine Kolportagegeschichte aus der Brusttasche und hebt an zu lesen. Tobias aber erhebt sich und tritt ins Nebenzimmer. „Mit dir sitze ich nicht mehr an einen Tisch," sagt er im Hinübergehen.

Die Balbina geht ab und zu. Jetzt ruft sie die Lene. „Hol dein Bettzeug herab. In unserer Kammer schläfst heute Nacht."

Das Mädchen tritt nach einer Weile, mit Bettzeug beladen, in die Stube. Sie wagt nicht aufzusehen, geht mit gesenktem Kopf durchs Zimmer in die Nebenkammer.

Georg sitzt da, als sähe er nichts, liest in seinem Buche, gähnt zuweilen, unbemerkt durch gesenkte Wimpern aber folgt sein Blick lüstern dem Mädchen. Glut fliegt flüchtig seine Wangen an. Eine böse Gier hat er in sich, hat sie drüben in Amerika in einem wilden Leben gelernt und sie zu oft gestillt, als daß er noch Herr über sie würde. Wo ihr etwas versagt bleibt, schlägt sie erst recht wie Feuer auf. Darum hungert er nach der schlanken Lene, die nichts von ihm will!

Die Balbina indessen macht sich allerlei Arbeit, jetzt an einem Schrank, jetzt drüben am Ofen, der im Sommer eine Art Vorratskammer ist und jetzt in der Truhe unter der Fensterbank. Aber Georg fühlt, daß sie noch immer nach ihm hinübersieht, heimlich vom Schrank aus, von der Tür her und während sie in der Truhe kramt. Unwillkürlich steckt er die Nase tiefer ins Buch.

Aber die Balbina läßt nicht nach. Sie lernt gleichsam sein Gesicht auswendig, während sie sich zu schaffen macht. Immer wieder will ihr sein, daß er nicht der Bub sein könne, nicht der, den sie geboren hat, der ihr fort ist vor Jahren, kein Muster von Bravheit, aber doch kein schlechter Mensch. Aber je mehr sie ihn anschaut, desto besser findet sie die alten Züge. Freilich ist er es, natürlich ist er es! Und je deutlicher sie den in ihm erkennt, der damals fortgegangen, desto schärfer kommt ihr auch die Erinnerung an seine Kindheit zurück, an den Knaben, auf dem sie noch ganz und fest ihre Hand gehabt hat. Und an die Freude an ihm, dem hübschen und fröhlichen Kinde, erinnert sie sich. Und — und — das Bild, an dem sie damals Freude gehabt hat, ganz zerschlagen soll es sein?!

Als der Georg schon lang in seine Kammer hinauf gestiegen ist, sitzt die Balbina noch in der Stube und grübelt, ob es sein kann — sein kann mit dem Sohn.

5. Kapitel.

Am folgenden Morgen ist die Balbina früh auf. Tobias hat gefrühstückt und ist längst zur Arbeit fort, als Georg aus seiner Kammer herunterkommt. Die zwei Frauen sitzen über ihrer Milch und brocken ihr Brot ein, als er eintritt, und er wundert sich, daß beide im Sonntagsstaat sind. Die Balbina grüßt nicht, auch die Lene blickt nicht auf. Mit einem kurzen „Tag" setzt er sich hinter seine Tasse und schenkt sich ein. Als ob nichts

geschehen wäre am Abend vorher, frägt er: „Wo geht die Reise hin, heute, Ihr?“

„Das brauchst du nicht zu wissen,“ sagt die Balbina. Aber als sie nun aufsteht, ein Tuch über den Kopf legt, die Lene ein kleines Körbchen zur Hand nimmt und den Hut aufsetzt, weiß er es doch: „Weg bringt sie das Mädchen, die Mutter, daß er es nicht mehr sehen soll!“ Er rechnet sich auch gleich zurecht, wo sie sie hinbringen wird. Zur Schwester wird sie sie führen, nach Erstmatt hinunter, zu ihrer, der Mutter, Schwester. Georg würgt an dem Bissen, den er im Mund hat. Vielleicht quillt eine Scham in ihm auf, vielleicht durchzuckt ihn einen Augenblick lang ein Bedauern, daß es ungemütlich gewesen ist daheim, wohin er eigentlich gegangen ist, um sich zu vergnügen; aber ebenso schnell kocht eine Wut in ihm auf, daß sie nicht alles halten, wie es ihm paßt, der Vater und die Mutter, und — daß sie — sie ihm wegnehmen da — die Lene.

Die Frauen sind ohne Gruß aus Stube und Haus gegangen. Das Geschirr auf dem Tisch hat die Mutter stehen lassen. Solche Eile hat sie, mit dem Mädchen wegzukommen. Georg giftet sich innerlich, weiß kaum über was und wen, giftet sich nur mehr und mehr, je länger er sitzt und merkt, daß sie ihn allein gelassen haben. Am Ende steht er auf, läuft hinaus und ins Wirtshaus, trinken in den Zorn hinein. Ans Abreisen denkt er gar nicht mehr, und als es ihm einfällt, daß er morgen hat gehen wollen, lacht er zornig in sich hinein. Jetzt erst recht nicht! Jetzt erst recht läßt er noch eine Schiffsgelegenheit vorüber gehen.

Es ist gegen Mittag als die Balbina dort ins Dorf Steg wieder einbiegt, wo sie es am Morgen verlassen hat. Die Lene ist nicht mehr bei ihr. Wie der Georg sich ausgerechnet hat, hat sie das Mädchen zu der Schwester nach Erstmatt getan, daß es dort bleibe, bis zu Hause die Luft rein ist. Langsam schreitet die Balbina über das sonnenheiße Holperpflaster der Straße, die Arme unter der Brust übereinandergelegt, das schwarze Tuch in den Nacken gestrichen. Die Sonne liegt ihr auf dem Scheitel, daß er Silberglanz bekommt, aber das Düstere ihrer Brauen und Augen sticht nur schärfer aus dem Gesicht heraus. Als sie am „Rößli“ vorübergeht, schallt Lachen und lautes Reden aus den offenen Fenstern der im ersten Stock gelegenen Gaststube. Deutlich kann sie Georgs nicht mehr sichere Stimme unterscheiden. „Seinen Abschied wird er feiern,“ fährt es ihr durch den Kopf, aber sie blickt nicht hinauf. Als ginge der da oben sie nichts an, geht sie, dessen, was ihr begegnet oder am Wege steht nicht acht, weiter. Ihre Gedanken aber sind geschäftig. Gehen wird er, der Georg, morgen! Ein Abschied fürs Leben wird das sein! Als einer, der noch zum Hause gehörte, als ein Stück von ihr und seinem Vater; ist er früher drüben gewesen, jetzt aber, wenn er erst fort sein wird, wird er wie abgebrochen sein von ihrem Leben, tot wird er sein, der Bub! Die Balbina hat ein Gesicht, als ob sie friere und wäre sie nicht ein so starkes Weib, so würde es sie schütteln von innen heraus, während sie ihr Elend durch die Gasse von Steg trägt. Was wird aus ihm werden, da drüben, wenn er so fortfährt? heben ihre Gedanken wieder an. Alles Gewissen wird er verlieren: Völlig unkenntlich wird er werden vor Sündhaftigkeit und — und ist so un-

schuldig wie eines in den Kinderkissen gelegen damals, der kleine, blonde Mensch!

Wenn die Steger wüßten, wie der Frau, die den Kopf vorgeneigt, gelassen dahingeht, Messer im Herz sitzen!

Schon nähert sich Balbina den letzten Dorfhütten, als sie ein Mädchen sich entgegenkommen sieht. Es trägt einen zerlumpten Rock und geht barhaupt, seine kattunene bedruckte Jacke ist so zertragen, daß das farbige Muster nicht mehr erkennbar ist. Das Mädchen stockt, als es die Balbina erblickt, zögert einen Augenblick unschlüssig, als ginge es lieber auswegs und kommt dann langsam heran, noch ein halbes Kind mit einem gutmütigen, fast einen schwachsinnigen Ausdruck tragenden, aber feinen, bleichen Gesicht. Es streicht eine braune Haarsträhne aus der Stirn und wird rot, hält gerade auf Balbina zu, geht aber mit scheuem Gruß vorüber. Der Balbina ist jedoch, als ob die andere ihr etwas habe sagen wollen und als sie sich noch einmal nach ihr umwendet, sieht sie wirklich, daß jene nur wenige Schritte entfernt stehen geblieben ist. Sie scheint mit einer großen Scheu zu kämpfen.

„Hast etwas wollen?" frägt die Frau.

Die Aschwanden-Terese, die Waise, tritt heran. „Wäre es erlaubt?" sagt sie leise und zaghaft, ihre schönen blauen Augen stehen voll Tränen.

„Was ist?" frägt Balbina wieder.

„Sagt — sagt doch — er muß mich heiraten, der Georg — er muß — er will es immer nicht glauben — aber es ist — — — daß — —"

Sie braucht nicht auszureden, auch wenn sie es könnte, der doch ums in den Boden sinken ist. Die Balbina weiß alles. Einen Augenblick reißt sie die Augen weit auf, dann blickt sie wieder ruhig wie vorhin. „So — so — ja ich werde es ihm sagen," antwortet sie, wendet sich und läßt die Terese stehen, die ihr fast dankbar nachsieht, einmal, weil sie nicht geschmäht hat, wie sie erwartet haben mag, zum zweiten, weil die Balbina als eine bekannt ist, die hält, was sie verspricht.

Die Frau wendet sich heimzu. Der Atem geht ihr schwer. Das auch noch! Bald genug ist es, bald genug!

Zu Hause geht sie ihrer Arbeit nach, schafft Ordnung, wo vom Morgen her noch Unordnung geblieben ist, richtet daneben das einfache Mittagsmahl und die Gedanken jagen sich dazu in ihrem Kopf. Daß sie dem armen Ding, der Terese nicht helfen kann, hat sie bald heraus, wenigstens nicht so wie sie meint! Sie soll froh sein, das Bettelmädchen, wenn er sie nicht nimmt, der — der Georg! Etwas erleben könnte sie an dem Mann. Anders ihrer annehmen wird man sich müssen, wenn er erst fort sein wird, der Georg. Noch während sie so um das Geschick der Verführten sich kümmert und sich zurechtlegt, daß sie rechtschaffen für sie sorgen werden, Tobias und sie, kommt dieser von der Arbeit zum Essen heim, tritt schweigend ins Haus, hängt seinen Rock an den Nagel und setzt sich zu Tisch. In der Küche wo sie steht, kann die Balbina das alles hören und wie Tobias Wesen nicht mehr laut und frei ist wie sonst, sondern wie er in Schritt und Gebaren etwas Gedrücktes, Verschüchtertes hat, wie bei einem, der sich vor Schelten fürchtet. Als sie zu ihm in die Stube tritt, hebt er den Kopf. „Ist er noch nicht da?" frägt er halblaut, sieht sich

dabei scheu um, ob der Sohn nach dem er fragt, nicht doch schon in irgend einer Tür stehe.

Die Balbina verneint seine Frage und läßt sich ihm gegenüber nieder. Beide warten eine Weile. Vielleicht kommt Georg zum Essen!

„Hat er gepackt?" fragte Tobias.

„Nein," sagt die Balbina.

„Am Ende verreist er wieder nicht."

„So gehe ich zum Polizeidirektor."

Als die Balbina das gesagt hat, sitzen sie eine zeitlang schweigend, jedes seinen Gedanken nachhängend da. Dann erzählt die Frau von dem Mädchen, das sie getroffen hat. Sie klagen nicht weiter, stöhnen nicht, sitzen nur mit trockenen Blicken und schmalen Gesichtern einander gegenüber, den Kummer um den Sohn gemeinsam und stumm in sich hinab würgend. Als Georg sich nicht zeigt, holt Balbina die Suppe und halten sie ihre Mahlzeit. Dann geht der Tag, Stunde um Stunde, seinen Gang. Tobias arbeitet ihn außer dem Hause herum, Balbina im Innern. Am gleichen Tisch, wo sie mittags auf den Sohn gewartet haben, finden sich die beiden Alten am Abend wieder zusammen. Georg aber, der sich den ganzen Tag nicht hat blicken lassen, scheint auch jetzt nicht kommen zu wollen. Mit einem Aufatmen machen sie sich ans Essen. Sie atmen jetzt immer auf, wenn er fortbleibt, der Sohn.

Die Nacht ist unruhig. Ein Wind ist gegen Abend aufgebrochen, dessen Gewalt mit jeder Stunde wächst. Einmal kommt er zischend an den Fenstern vorbeigefahren und springt talan, daß es sich anhört, als verschwinde ein heulender Wolf zwischen den Wänden der Berge. Dann wieder wirft er sich mit einem wilden Stoß wie ein taumelnder Block gegen das Haus, daß die Wände krachen und ächzen. Aber der Wind stört den zwei Alten den Frieden nicht. Im Gegenteil, er mahnt den Tobias, der ein großer Jäger ist, an den Herbst und die nahe Eröffnung der Jagd. Einen Augenblick findet er seine gute Laune wieder, spricht davon, daß das Jagdpatent dies Jahr billiger sei als sonst und liebäugelt dabei mit dem zweiläufigen Gewehr, das er schon immer geladen in der Stubenecke stehen hat, weil Nachts die Füchse ans Haus schleichen und anderes Raubzeug. Der in ihm auflebende Jagdeifer verdrängt für einen Augenblick die Gedrücktheit, die an ihm gewesen und während er sich seine Pfeife stopft und mit Balbina Rede und Gegenrede tauscht, kommt etwas von der Traulichkeit in die Stube zurück, die lange Jahre, ehe der Georg gekommen, darinnen gewesen.

Sss! Da kommt der Wind wieder gefahren. Ein Klatschen folgt dem Stoß.

„Jetzt hat der Wind die Haustür aufgerissen," sagt die Balbina und steht auf. Aber plötzlich schlägt die Stubentür zurück und wie vom Luftzug gejagt, kommt die Lene herein geprallt.

„Was — was?" sagt die Balbina.

Die Lene ist totenbleich und doch steht ihr der Schweiß im runden Gesicht. Aus den Zöpfen, die sie um den Kopf trägt, haben sich viel widerspenstige Haare gelöst, die ihr von allen Seiten ins Gesicht hängen.

Sie ist mit drei Schritten bei der Großmutter, deren Arm sie mit zitternden Händen faßt. „Er — er kommt — der Vetter! — Bis nach Erstmatt ist er mir nachgelaufen! Heimnehmen hat er mich wollen!“

„Der Georg?“ frägt die Balbina.

Die Lene hört und sieht nicht vor Angst. „Gedroht hat er der Base! So bin ich hierher gelaufen,“ erzählt sie in atemloser Hast. „Was soll ich tun? Wo soll ich hin?“ frägt sie dann wieder.

Die Balbina schiebt sie beiseite, geht hinaus und schließt die Haustür. Als sie zurückkommt ist ihr ruhiges, starkes Gesicht so weiß wie das der Lene und ihre große Nase scheint sonderbar spitz.

„Er hat getrunken,“ stößt Lene wieder heraus, immer noch ihre Erzählung vervollständigend.

Tobias ist aufgestanden und tut unruhig und unschlüssig ein paar Schritte hin und her.

„Geh dort hinein,“ sagt Balbina zu dem Mädchen und weist nach der Kammer neben der Stube, wo Lene gestern geschlafen, und als sie gehorcht hat schließt sie auch diese Tür und zieht den Schlüssel ab. Darauf stehen sie horchend da, Tobias und Balbina.

„Er ist imstande und schlägt die Tür ein,“ sagt Tobias. Seine Stimme ist unsicher.

Die Frau antwortet nicht, steht, die Hand auf den Tisch gestützt, mit vornübergebeugtem Kopf und scheint immer noch zu lauschen.

„Vielleicht wäre es besser, daß ich den Landjäger holte,“ hebt Tobias wieder an.

„Daß du ihm in den Weg liefest — dem Georg.“

Die Balbina wendet, während sie diese Antwort gibt, sich nicht um eine Linie, steht immer gleich gebückt und doch hoch am Tisch im schwarzen Kleid mit dem weißen Kopf und den schwarzen zusammengezogenen Brauen. Jetzt zuckt sie ein bißchen. Draußen hat das Gartentor geknarrt. Aber es mag der Wind gewesen sein, der eben wieder vorbeihetzt.

„Da ist er,“ sagt Tobias.

Draußen drückt einer auf die Haustürklinke.

Die Balbina bleibt stehen, wie sie steht. Unruhig langt Tobias in den einen Bartzipfel, dann in den andern. „Ist der nicht ein trauriger Mensch, so einer,“ murrt er in sich hinein.

Der draußen rüttelt an der Klinke. „Auf da!“ Jetzt schlägt er mit dem Schuh wider die Tür.

Da öffnet die Balbina ein Fenster. „Heute Nacht wird nicht mehr aufgemacht. Sei vernünftig! Schlaf im Gasthaus!“

„Auf oder nicht,“ brüllt draußen der Georg. Wieder fährt sein schwerer Schuh an die Tür, dann scheint er sich mit seiner ganzen Gestalt dagegen zu werfen. Die alten Angeln krachen, schon splittert Holz.

„Die bringt er schon auf,“ sagt Tobias in kurzem, halblautem Ton.

Die Balbina geht hinaus und öffnet. Fast ist es, als ob sie gewachsen sei. Sie tritt so an die Tür, daß sie ihm den Weg verstellt. „Mach' uns nicht alle unglücklich, du,“ sagt sie kurz, knapp.

Georg, groß und stark wie er ist, schiebt sie beiseite. Sie spürt seinen Atem, der von Wein dampft. Von Wein dampft der ganze Mensch. Als sie dicht hinter ihm ins Zimmer tritt, sieht sie, wie sein Gesicht heiß ist. Haar und Schnurrbart glänzen wie feucht, in den Augen leuchtet die Gier.

„Ist sie heimgekommen?" frägt er und geht gleich nach der Tür der Nebenkammer. „Aha, da ist sie," sagt er, als er die letztere verschlossen sieht.

Von der einen Seite tritt der Tobias, von der andern die Balbina zwischen ihn und die Tür.

„Geh fort da, bei Gott," sagt der alte Mann.

Die Balbina hat die Hände rückwärts an den Türpfosten gelegt und sieht dem Sohn ins Gesicht. Es ist derselbe Blick, den sie nun so oft auf ihn geheftet hat. Es ist, als ob die hagere, grobknochige Frau an ihrem Türpfosten emporwüchse, wie sie so dasteht.

Georg sieht einen Augenblick aus wie ein Stier, der zum Stoß aus- holt. Alle Leidenschaften leuchten aus seinem Gesicht. „Laßt mich hinein," knurrt er jetzt.

„Ums Leben nicht," sagt der Tobias.

„Heraus muß sie, sag' ich."

„Was willst von dem Mädchen?" stößt der Alte wieder heraus.

Noch einmal zögert der Georg wie zum Anlauf. „Haben will ich sie," keucht er. „Heraus muß sie jetzt und gern sehen will ich doch, ob sie nicht bei mir sitzen muß, wenn es mir gefällt!"

Die letzten Worte sind schon halb im Lärm des Ringens untergegangen, das sich zwischen den zwei Männern anspinnt. Tobias hält den Sohn gepackt. Er spannt seine ganze Kraft an, hält die Zähne verbissen. „Du kannst nicht herein," preßt er heraus. Aber Georg packt zu, roh. Jetzt reißt er und jetzt holt er aus. Mit einer fürchterlichen Gewalt schleudert er den alten Vater an den schweren Tisch hinüber. Dumpf schlägt der Körper auf. Der Tobias ächzt. Am Tisch bleibt er halb betäubt liegen, vermag sich nicht zu erheben, so heftig schlug er auf. Der Georg lästert. Dann dreht er sich wieder der Tür zu. Eben prallt der Föhn wieder ans Haus und ein Luftzug von irgendwoher hebt die Flamme der Lampe und läßt sie einen Augenblick über das Glas hinaus zucken. Georg aber reißt die Augen auf. Da lehnt die Mutter an der Tür! Er hat sie nicht hinüber gehen sehen nach der Ecke, wo das Jagdgewehr immer steht. Aber sie hält es in Händen, jetzt — das Gewehr! Und — was die groß ist, die Mutter! Ueber den Scheitel hinaus geht sie ihm selber. Das alles fährt ihm blitzähnlich durch den Kopf. Dann lacht er. „Ich erschrecke nicht so gerade," lacht er. „Tut das Schießding fort, Ihr!" Plötzlich fuchtelt er mit den Armen, winkt wieder, daß sie das Gewehr weg tue, lacht noch immer dazu, tut aber einen Schritt rückwärts. Sie hebt das Gewehr, die Alte! legt es an die Wange! Was — was? Georg wird auf einmal nüchtern. Etwas wie Schreck springt ihm in die heißen Züge. Wieder fuchtelt er mit den Armen. Da fällt ein Schuß. Die Wände zittern. Der Tobias fährt aus seiner Betäubung auf, richtet sich mühsam am Tisch empor.

Georg ist ins Knie gesunken, hebt den Arm abwehrend gegen die

Mutter. Aber die Balbina tritt gegen ihn vor. Ihr Gesicht ist seltsam anzusehen, der Mund, die Nase, kein Zucken daran, alles wie plötzlich steinhart gefroren. Die Züge sind weiß, daß die Brauen und die Augen davon abstechen wie Kohle vom Schnee. Nur das schlichte Haar ist noch weißer.

„Was — was — was?" stößt der am Boden liegende Mensch wieder heraus.

Da redet die Balbina: „Von mir hast das Leben, du, dein unnützes! So will ich dir's auch wieder nehmen!"

Und sie zielt wieder, ganz ruhig, ganz niedrig jetzt, auf die Brust Georgs, der mit zerschossener Schulter stöhnt und sich umsonst abzuwenden sucht. Eine fürchterliche Uebermacht ist an der alten hageren Frau. Meister ist sie gewesen über das Kind, Meister will sie auch jetzt werden. Der Gedanke ist in ihr, wächst plötzlich in ihr auf zu einer Wucht ohne gleichen. Dann fällt der zweite Schuß. Der Georg, der schwere Mensch, sinkt in sich zusammen.

Der Tobias, der sich am Tisch halten muß, weil ihm die Beine noch zittern, bewegt die Lippen, möchte reden und kann nicht. Die Balbina aber sieht sich nicht um, das Gewehr lehnt sie in die Ecke und das schwarze Tuch nimmt sie vom Nagel. Dann geht sie aus der Stube und hat nicht gesagt, wohin, geht anzeigen, was sie getan hat.

6. Kapitel.

Es hat es keiner glauben wollen, weder der Landjäger, noch der Polizeidirektor, noch die Steger überhaupt. Der Tatsache haben sie glauben müssen. Der Georg ist begraben. Die Balbina haben sie nach Altdorf geführt und verurteilt. Das konnte nicht anders sein; denn die Tat war geschehen. Aber das Urteil ist milde ausgefallen. Ein Jahr Gefängnis hat sie bekommen und — davon ist jeder überzeugt — nach einem halben Jahr werden sie sie entlassen. Zu viel ist, was zu ihren Gunsten spricht. Ihre Rechtschaffenheit, ihr Ansehen bei den Leuten, im Gegensatz dazu all' das Schlechte, was man dem Sohn nachgesagt hat, die Erzählung des Tobias, der Lene und der Nachbarn. Die Erzählung des Tobias besonders! Als der Alte mit dem weißen Fetzenbart vor das Gericht trat, bekamen die Richter Herzklopfen. Mit dem Hut in den Händen stand der Tobias da. „Bei Gott und allen Heiligen — geht landauf und ab — und so weit Ihr wollt — wie die Frau findet Ihr keine, die rechtschaffener ist."

Das war keine lange und keine geübte oder feine Rede. Aber der Tobias holte es tief aus sich heraus und es war irgendwie als hebe er mit den paar Worten ein Licht hoch und zünde auf den langen, geraden Weg zurück, den die Balbina an seiner Seite gegangen. Auf ein ganzes Leben zündete er zurück. Die Richter wußten, daß es ein ehrbares und achtenswertes Leben gewesen war. Es ereignete sich der seltene Fall, daß, als die Herren, nachdem sie der Balbina das Urteil gesprochen hatten, aus dem Saale traten und aus einem andern Zimmer kommend die Balbina im Korridor an ihnen

vorüber abgeführt wurde, sie ohne ein Wort von einem zum andern unbedeckten Hauptes standen, bis die Frau vorüber war.

— —

Die Zeit geht weiter. Auch das halbe Jahr der Balbina geht vorüber. Dann ist es, wie es gesagt worden: Sie geben die alte Frau frei. Weil weder der Tobias noch die Lene die genaue Stunde der Freilassung kennen, holt sie niemand zu Altdorf ab. Sie mag es so gewollt haben. In schwarzem, schlichtem Gewand, wie sie immer gegangen, das Zipfeltuch über den Kopf gelegt, einen Korb mit Habseligkeiten am Arm, tut sie den Weg von Altdorf nach Steg zu Fuß. Sie schreitet ganz in derselben Art dahin, wie immer, die starken Hände unter der Brust gekreuzt mit weiten schiebenden Schritten und wenig auf das achtend, was zu Seiten ihres Weges ist. Leute begegnen ihr, solche, die sie nicht kennen und solche, denen sie bekannt ist. Von den letzteren bleiben wohl etliche stehen, und blicken ihr nach. Sie bemerkt auch, wie der und jener bei ihrem Anblick auffährt und sie anstiert, ein anderer den Kopf beiseite wendet, um nicht grüßen zu müssen, aber ihre eingefallenen Wangen röten sich nicht. Die Menschen kümmern die Balbina nicht. In dem halben Jahre ihrer Haft hat sie mit dem Herrgott ausgemacht, was auszumachen gewesen ist. Viel gebetet und den Geistlichen bei sich gehabt hat sie. Mit den Menschen hat sie nichts zu tun, will nichts von ihnen, hat darum auch keine Scheu vor ihnen. Sie erreicht Steg und schreitet durchs Dorf. Daß die Nachricht vor ihr aufspringt: die Balbina ist zurück, sieht sie wohl, wendet aber den Kopf nicht darum.

Als sie ins Andermatthaus tritt, geht es gegen Mittag und die Lene steht kochend in der Küche. Sie sieht das Mädchen dort stehen, aber sie tritt nicht zu ihr hinein, in die Stube geht sie und durch diese in die Nebenkammer, wo sie Tuch und Korb ablegt. Dann kommt sie zurück, als ob sie nur eben von einem kurzen Gang nach Hause gekommen, gibt der Lene, die ihr Heimkommen bemerkt hat und scheu zitternd und mit bleichem Gesicht in die Stube geschlichen kommt, die Hand, sagt: „Was kochst heute?" wartet die Antwort nicht ab, sondern geht in die Küche hinaus und beginnt in der Pfanne mit dem Löffel zu rühren, den das Mädchen eben aus der Hand gelassen hat. So tritt sie in die Alltäglichkeit zurück, als ob sie sie nie verlassen hätte. Sie mag wohl das Zittern, die Scheu und Verwirrtheit der Enkelin erkennen, aber mit einer sonderbaren wortlosen Entschlossenheit geht sie darüber hinweg, hilft unwillkürlich auch der andern hinweg darüber. Und wie der Lene, so hilft sie nachher dem Tobias, ihrem Mann, als dieser nicht lange darauf von der Arbeit heimkommt, erregt und gebrechlicher als sonst. Am Gesicht ist ihm anzusehen, daß ihn der Gedanke an die nahe Heimkunft der Frau schon unterwegs, vielleicht schon lange aus dem Gleichgewicht gebracht hat. Als er sie nun plötzlich erblickt zucken ihm die Lippen im Bart, das Wasser springt ihm aus den Augen. Aber die Balbina berührt mit kurzem, trockenem Griff ihrer Finger seine Hand wie sie die Lene gegrüßt hat, nimmt ihm Hut und die Axt ab, die er in der Hand hält, wie sie das früher bei seinem Heimkommen getan und geht gleich die Suppe auftragen. In allem ist es, als sei sie nie fort gewesen. Selbst im Gespräch bei Tisch. Wie unter einem Zwang lassen

Tobias und die Lene sich bei ihr nieder und sie spricht mit ihnen von Arbeit und Wetter und Gesundheit und dergleichen Dingen in ihrer alten, kurzen, auf den Kern gehenden Art. Nur von dem halben Jahr, das sie eben hinter sich gelassen und dem bösen Tag, der es eingeleitet, spricht sie nicht.

Der Tag ihrer Heimkunft verrinnt in den nächsten und dieser in andere. Was Ereignis gewesen, wird Alltäglichkeit. Tobias und die Lene merken kaum, mit welcher die Zähne verbeißenden Kraft die Balbina sie an dem Ereignis vorüber und wieder in die Alltäglichkeit zurück geführt hat. Der Tobias lebt auf. Der Kummer mag ihn wohl manchmal stechen, aber die Behaglichkeit, mit der er empfindet, daß die Hände, die lange Jahre für ihn gesorgt haben, wieder an der Arbeit sind, ist ein gutes Heilpflaster. Die Lene findet schon schwerer den Weg über böse Erinnerungen hinweg und kann es nicht lassen, tut es unbewußt, daß sie immer und immer wieder die Großmutter von der Seite ansieht, staunend, in geheimem Schauder, weil sie doch das getan hat, mit eigener Hand — einen Menschen getötet. Die Balbina weiß auch, daß die Lene das tut, weiß es und hat weder Zorn noch Qual deswegen soweit einer sehen kann. Sie läßt nur Tobias gegenüber das Wort fallen: „Der Schwester will ich die Lene geben nach Erstmatt hinunter. Es ist zu langweilig für das Mädchen bei uns zwei Krautern. Die Haushaltung kann sie auch besser lernen dort, wenn sie doch den Peter nehmen will bald."

Als die Balbina das sagt, denkt sie das Mädchen von der Last zu befreien, die ihre Gegenwart für dieses ist, weiß aber auch, daß sie die Enkelin in ein Haus bringt, aus dem der Peter, der Nachbar, sie in ein, zwei Jahren lieber holen wird, als aus dem ihren. —

Was die Balbina gesagt hat, wird bald zur Tat. Sie hat immer eine rasche Hand gehabt und führt aus, was sie im Sinn trägt. Willig, ja fröhlich zieht die Lene um. Und als sie gegangen ist, hausen die Alten weiter, der Tobias täglich zufriedener, täglich besser die Vergangenheit vergessend, die Balbina — ja die Balbina — — —

Es sieht ihr keiner viel an, außer, daß sie hager ist und nicht lacht und keine Farbe im Gesicht hat, es weiß keiner, was ihr ist: Daß sie zuweilen im Halbdunkel auf der Hausbank sitzt oder oben in der Kammer, wo einmal der Georg geschlafen oder in der Stube, dort — wo — wo er gelegen hat an der Wand! Ganz still sitzt sie da. Weinen können die Frauen dazuland nicht recht, haben weder Worte noch Gebärden noch Stöhnen für das, was sie quält. Aber jedesmal wenn die Balbina so sitzt, allein, ihren Gedanken überlassen, sieht sie den Sohn, wie sie ihn als klein gekannt und an ihm Freude gehabt hat, wie er größer geworden, fortgegangen und heimgekommen ist, sieht ihn und freut sich an ihm und hängt an ihm mit tausend festen Fasern und fühlt wieder Faser um Faser reißen in höllischem Schmerz, verliert ihn wie sie ihn geboren in Wehen, nur in viel fürchterlicheren Wehen, verliert ihn so täglich, macht das alles in sich ab, daß keiner es sieht und — und weiß, daß, wenn noch einmal alles käme wie es gewesen, sie es nicht anders täte!

Die Madonna im ewigen Schnee.

Von Georg Hirschfeld in Dachau.

6.

Was der moderne Unternehmergeist, der unsentimental das Feinste und Fernste seinen Zwecken dienstbar macht, in kurzer Zeit erreicht, mußten die Bewohner von San Domenico sulla Croce staunend erfahren. Den Zeitungsartikel hatte Frank Siebenlist als erstes Signal in die Welt geschickt und in seiner Wirksamkeit sich nicht verrechnet. Zahlreiche Anfragen trafen aus den verschiedensten Gegenden Europas im Hotel zum Grauen Bären ein. Dort hatte das ‚Verschönerungs-Komitee‘ sein Lager aufgeschlagen, dort brütete Siebenlist senior, wie sich bald herausstellte, über den Entwürfen seiner komfortablen Dependancen. Er war wirklich zum Direktor des Hotelunternehmens ernannt worden, und im Auftrage des Herrn von Zuckermandl hatte er bereits die schönsten Grundstücke für die Neubauten erworben. Der Bauern, die so plötzlich eine ungeahnte Wertsteigerung ihres Besitzes erlebten, bemächtigte sich allmählich ein Taumel — die primitiven Köpfe, die nicht viel vom Treiben der großen Welt bisher gewußt, waren dem enormen Umschwung kaum gewachsen. Das Beispiel derer, die schon für ein ‚Heidengeld‘ die väterliche Erde an ‚den Wiener‘ losgeschlagen hatten, entzündete im abgelegensten Waldhof den Wunsch, jetzt auch die Glücksstunde nicht zu verpassen. Aelteste Erbeingesessenheit wurde aufgegeben, in den überfüllten Wirtshäusern rauften sich die Domenicaner mit den Pievern um Geschäfte, die noch garnicht an sie herangetreten waren. Frank Siebenlist aber war der Held des Tages. Josef Hofstätter, den man auch gern gefeiert hätte, blieb unsichtbar, und in scheuer Ehrfurcht gingen die Bauern an dem stillen Pfarrhaus vorüber, worin „die Madonna“, wie man sie schon schlechtweg nannte, geschaffen worden.

Die Arbeit auf dem Monte Bianco hielt inzwischen mit den Talarbeiten gleichen Schritt. Auf Herrn von Zuckermandls energischen Wunsch, daß unbedingt auch der neue Weg von San Domenico gangbar gemacht werden müsse (ihm lag es fern, jemals hinaufzusteigen, er wollte nur das Interesse der Fremden auf den einen Ort konzentrieren), war eine italienische Arbeiterschar damit beschäftigt, die von Siebenlist entdeckte Straße auch für minder geübte Bergsteiger zu befestigen. Das Fundament auf dem Gipfel wurde unter stündlicher Absturzgefahr für die waghalsigen Konstrukteure wirklich aufgerichtet, und als schon einzelne Gußteile aus dem Aluminiumwerk eintrafen, mit der Hinaufschaffung schleunigst begonnen. Die Bergführer der ganzen Gegend verdingten sich als Träger und leisteten härtere

Arbeit damit, als je in ihrer langen, gefahrvollen Laufbahn. Das Zauberwort Geld besiegte alle Hindernisse. Siebenlist aber, der die unerschöpfliche Kasse hatte, gab auch mit der Tat ein großes Beispiel. Täglich zur Stelle, half er, wo er nur helfen konnte, und unterstützte Keßler, der in den tückischen Schneestürmen dieser Felsen sonst oft verzagt hätte. Schon steigerte sich der Fremdenverkehr in San Domenico um das Doppelte, man kam von überallher wie zu einem seltenen Schauspiel zusammen, wie wenn z. B. in Oberammergau ein Passionsspiel bevorstände. Mit ähnlichen Empfindungen, aus Sensationslust und religiöser Schwärmerei zusammengesetzt, versammelten sich die Oesterreicher, Italiener, Deutschen, Engländer, sogar Amerikaner in dem bisher nur wenig beachteten Tal. Aller Augen richteten sich wie verzaubert immer wieder auf den Monte Bianco, dessen weißes Haupt noch ungekrönt war.

Josef, der über Nacht berühmt Gewordene, hielt sich selbst gefangen. Vor dem seltsamen Getriebe, das er heraufbeschworen hatte und nicht verstand, floh er in die Einsamkeit seiner Werkstatt und saß mit Cilli sehnsuchtsvoll vor dem ersten Entwurf der Madonna. Hier lebte noch, was er gewollt — das Andere, höher Ersehnte war ihm entwunden, von unreinen Händen angetastet, fremd gemacht. Niemand kümmerte sich mehr um ihn, nachdem er es hergegeben — die ‚Praktiker' empfanden den Träumer nur als Störung, sie hatten das erkaufte Werk und machten damit, was sie wollten. Dennoch — wenn auch er des Abends zum Gipfel hinaufsah, der seinen wunderbaren Traum nun bald verwirklichen sollte, dann schwand ihm das Profane, Enttäuschende völlig aus dem Bewußtsein, und in der glühenden Stille ringsumher schwang sich das fieberhafte Sehnen seiner Seele dort hinauf, das Gottesbild der Zukunft zu erschauen. Vielleicht — nach aller Widerwärtigkeit, die er bestehen mußte — vielleicht kam doch noch sein Sieg.

Der Pfarrer wartete jeden Tag auf eine Aussprache mit Josef. Keiner brachte sie ihm. Er wußte, daß aus all' dem Wirrsal, das den Neffen erfüllte, der einzig erlösende Weg zu ihm ging. Umsonst. Die Jugend blieb verstockt. Man wollte ihm beweisen, daß es etwas Großes und Notwendiges sei, was einen so profanen Anfang nahm. Was das Gottesgefühl in den Menschen nicht steigerte, sondern eher zertrat, zu niederen Weltgedanken. Leerer und leerer stand am Sonntag die kleine Kirche. Der Pfarrer aber ließ nicht ab. Er fühlte sich auf seiner Kanzel wie auf einem Monte Bianco und warb in alter Kraft um jedes noterfüllte Herz. —

Immer wundersamer war vom Tal aus die Arbeit in der Höhe anzuschauen. Die gelassene Tollkühnheit der Konstrukteure hatte sogar ein großes Gerüst auf dem Gipfel angelegt, um die unschöne Zusammensetzung der gegossenen Madonna den Blicken zu entziehen. Alles wurde auf den einen, großen Effekt der Enthüllung hingelenkt. Ein stilles, weihevolles Warten, ein atemlos emsiges Schaffen herrschte ringsumher. Die Opfer unter den Arbeitern, die der gefährliche Bau doch schließlich erforderte — einer stürzte tödlich vom Gerüst ab, zwei andere bekamen in der ewigen Schneeregion einen Blutsturz — wurden vertuscht. Bei Nacht zu Tal geschafft, konnten die Armen nichts von den Schrecken der Höhe erzählen. Der erste Oktober als Enthüllungstermin wurde nicht innegehalten. Frank

Siebenlist wütete gegen die ‚Trägheit‘ der Arbeiter, konnte sich aber schließlich damit trösten, daß die Spannung der Zuschauer noch zunahm, und einige von ihm versandte Zeitungsnotizen den Fremdenzulauf steigerten. Schon hatte sich die gewohnte Schar moderner Geisteskämpen eingefunden, um das große Ereignis in die Welt zu senden. Journalisten, deren blasse Großstadtgesichter wenig zu den wettergebräunten Gebirglern paßten, gingen lebhaft diskutierend auf der Dorfstraße umher. Zeichner von illustrierten Blättern unterhielten sich einträchtig mit Photographen, die ihre Arbeit schneller absolvierten. Der Statthalter traf ein, ein Erzherzog sogar — die Hirten von San Domenico wurden allmählich von stillem Größenwahn ergriffen. Siebenlist senior war der offizielle Begrüßer dieser Ehrengäste und machte seine Sache vortrefflich. Er war von immer tieferem Stolz auf seinen Sohn erfüllt, den er vor zwei Monaten noch einen Taugenichts geheißen. Die Damen aber, besonders die Wienerinnen, wünschten den jungen Bildhauer kennen zu lernen, der die wundersame Idee der Madonna gehabt. In ihn verliebt, ohne ihn noch gesehen zu haben, promenierten sie täglich mit frommer Miene am Pfarrhause vorüber, immer wieder hoffend, immer wieder enttäuscht, denn Josef lebte hinter geschlossenen Fenstervorhängen und sah sich lieber zur mystischen Person verklärt, als zur Modepuppe erniedrigt. Herr Meirowitz, ein tollkühner Reporter, eroberte endlich den Eintritt in sein Atelier. Er warf sich am Tage vor der Enthüllung auf die Kniee und flehte um ein Interview, als Cilli ihn wieder zurückweisen wollte. Schließlich trat Josef bleich und übernächtig zu ihm heraus und sagte — daß er ihm nichts sagen würde. Da ging der Interviewer und konnte nun mit gutem Gewissen ein langes Gespräch mit dem Schöpfer der Madonna u. s. w. an seine Zeitung schicken.

Am Abend dieses Tages kam Frank Siebenlist zu Josef hinauf. Er hatte sich lange nicht sehen lassen und sprach in der raschen, unsteten Weise auf ihn ein, die stets seine Verlegenheit maskieren sollte.

„Ich begreife Sie garnicht! Alle Welt erwartet Sie — der Erzherzog hat mich nach Ihnen gefragt — es ist der Sonnenaufgang Ihres Ruhms so zu sagen — und Sie verstecken sich hier, Sie brüskieren alle Leute — wozu haben Sie denn eigentlich das Ganze unternommen?“

„Nicht, um dem Erzherzog vorgestellt zu werden, lieber Siebenlist.“

„Also gut! Ich respektiere Ihren Künstlerstolz! Aber morgen müssen Sie Farbe bekennen!“

„Ist morgen wirklich die Enthüllung?“

„Wirklich! Unabänderlich! Ihr Onkel bereitet sich schon auf die Weiherede vor! Sie müssen an der Enthüllungsfeier teilnehmen — an der hier unten wenigstens. Oben auf dem Monte Bianco werden sich natürlich nur Keßler und ich und zwei Wiener Journalisten versammeln — vielleicht auch der Erzherzog, der ein vorzüglicher Bergsteiger ist —“

„Wenn ich an einer Feier teilnehme — nur auf dem Berg oben,“ erklärte Josef fest. Er wagte es jetzt zu sagen — seine Schwester war nicht im Zimmer.

Siebenlist sah ihn erstaunt an. „Ja, glauben Sie denn, daß Ihre Gesundheit es erlauben wird —“

„Ich will es! Ich versuch' es! Die falsche Schwärmerei vom Tal aus hab' ich satt. Die überlaß ich jetzt den ‚Fremden'. Wann gehen Sie hinauf?"

„Um 5 Uhr früh. Um Zehn ist die Enthüllung. Ihr Onkel hält vor der Kirche die Weiherede — rings um ihn herum stehen die Behörden, die Gäste und das Volk. Ein Böllerschuß wird losgelassen — und dann fällt die Hülle."

Von plötzlicher Erwartung überwältigt, zitterte der Bildhauer und hielt sich an einem Stuhl fest. „Also gut! . . ."

„Sie werden aber, wie gesagt, hier unten die Ehren und einen viel besseren Eindruck von der Madonna haben."

„Ich will den Eindruck oben haben! Ich gebe Ihnen noch Nachricht, ob ich mitkomme."

„Wie Sie wollen. Ich übernehme keine Verantwortung für Ihr schwaches Herz."

„Fürchtet denn Ihr schwaches Herz nicht die beiden Journalisten, die mit hinaufgehen? Die werden doch die Fehler der Madonna in alle Welt hinaustelegraphieren — die ‚mathematische Wahrheit' mein ich —"

„Unbesorgt! Ich glaube zunächst, sie werden das vor lauter Hochgefühl, die Bergtour gemacht zu haben, garnicht sehen, nicht sehen wollen — und wenn selbst — ich mache ihnen das Technische schon klar, ich bringe ihnen den Glauben bei, daß sie sich blamieren würden, nicht uns! Gute Nacht, Künstler! —"

Josef wurde in der Nacht, als er schlaflos mit der Hoffnung kämpfte, Cilli zu überreden, daß sie ihn gehen ließe, von einem Herzkrampf befallen. Schwer leidend sah er die Sonne über dem Enthüllungstage aufgehen. Er mußte im Bett bleiben, von der treuen Schwester gepflegt, und Frank erhielt die Nachricht, daß der Bildhauer die Besteigung nicht mitmachen könne. Auch bei der Feier vor der Kirche lasse er sich entschuldigen. Ausgerüstet, den Eispickel in der Hand, zerknüllte Frank mit spöttischem Lachen das Briefchen und murmelte „Engbrüstiger Titan!" vor sich hin. Dann folgte er seinen Begleitern in die Morgendämmerung. — —

Ein strahlender Tag war angebrochen. Ungeheure Menschenmengen füllten die Wiesen des Tals. Die fieberhaft gesteigerte Erwartung zog wie ein leises Rauschen über all' die Köpfe hin. Zum Kirchberge hinauf strebte die stärkste Ansammlung, dort staute sich der Strom um einen freien Platz herum, von Fahnenstangen umgeben. Hier sollte der Pfarrer die Weihrede halten, hier standen die Sessel der Ehrengäste, und Siebenlist senior im Frack, der eine sehnsüchtige Ordensleere zeigte, machte die Honneurs. Die Bauern in ihrem Sonntagsstaat wußten nicht, wo sie zuerst hinschauen sollten — auf den Monte Bianco, auf den Erzherzog oder auf die vielen, wunderlichen Fremden. Der Gesprächsstoff der eleganten Damen war natürlich die Erkrankung des genialen Bildhauers. Seine Schwester war auch nicht zu sehen — die wurde aber nicht vermißt und war schon als Pflegerin des Künstlers abgestempelt. ‚Welche Tragik!' hieß es allgemein. ‚Am Ziel seiner Wünsche — und nicht dabei sein dürfen!' Sie aber waren ganz dabei und reckten die Hälse immer höher. Franziskus Caminada trat jetzt in den freien

Kreis. Das strahlende Sonnenlicht fiel auf sein weißes Haupt und die durchfurchten Züge, die noch ernster waren als sonst. Er begann seine Rede, und Alles um ihn her verstummte. Die Bauern hörten wie in der Kirche zu, die Damen schlossen ihre Sonnenschirme, und der alte Siebenlist schlich sich zu dem verantwortungsvollen Manne, der am Böller stand. Zehn Uhr war schon vorüber. Nach den Schlußworten des Pfarrers: „Und so weihe ich dich denn kraft meines Amtes als Seelsorger dieser frommen Gemeinde! Sei gebenedeit! Ein Abbild unserer allerseligsten Jungfrau, wie es dein jugendlicher Schöpfer in reiner Inbrunst ersehnt hat! Hoch oben walte über den Gläubigen, und alle Gläubigen seien dir dennoch nahe, wie in ihrer alten Kirche!" — nach diesen machtvoll gesprochenen Schlußworten fiel der Schuß. Und siehe da! Wie ein luftiger Schleier fiel auch auf dem Gipfel plötzlich das hölzerne Gerüst — lautlos in der riesigen Entfernung — Sonnenblitze küßten das enthüllte Werk. Ein Schrei der Bewunderung ging durch die Menge. Alles Aeußerliche war in diesem Moment vergessen. In unbeschreiblicher Ehrfurcht verharrte Jung und Alt, Arm und Reich. Der Pfarrer sank in die Kniee — viele folgten seinem Beispiel. Er sprach ein Gebet, und das Amen scholl tausendstimmig in die himmlische Höhe hinauf. Dann sangen die Dorfkinder Lieder — frisch und rein durchklang es das Tal. Ja, frisch und rein . . . Erlöst von einem unbekannten Bann, der ihn gequält, erhob sich Franziskus Caminada und blickte umher. Wo war Josef! Wenn er jetzt hier sein könnte, diesen Glücksmoment erleben, sich reinbaden im Anblick seines Werkes. Es war wundervoll. Kein Zweifel. Nie hatte er dem verträumten Jungen das zugetraut. In zärtlichem Stolz vernahm er, was die ihn umdrängenden ‚Kenner' sagten. „Dieses herrliche Ebenmaß! Der Kopf — wie eine Himmelskrone! Und das Kind! Der schöne, leuchtende Knabe! O Sehnsucht, die man da hinauf bekommt!" Sehnsucht — Sehnsucht . . . So raunte es allenthalben. Und ein glühender Neid gesellte sich sofort der glühenden Bewunderung, die man zu den kühnen Erbauern hinaufsandte. Die standen wohl jetzt droben, Angesicht zu Angesicht mit der himmlischen Frau, und sandten ein starkes, sieghaftes Lachen zu den Betern im Tal hernieder. Schon rang sich in den Herzen der Knaben der unbezwingbare Wunsch empor, hinaufzusteigen, das Wunder in der Nähe zu schauen, den Saum ihres silberleuchtenden Gewandes zu küssen. Oben erst mußte das wahre Wunder wirken! Stählen wollten sie sich alle, ihr Leben einzusetzen und den Berg zu erklimmen. Vater und Mutter hielten sie nicht. Die Frauen wurden von einer mystischen Verzückung ergriffen. Die Mutter der Menschheit, den ewigen Sohn am Herzen, waltete jetzt über ihnen — eroberte den höchsten Berg. Ihr war kein Gipfel zu steil, so würde ihr auch keine Bitte zu groß sein, daß sie sie nicht erfüllte. Die Macht der Madonna war besiegelt. Nie so hatte das Weib, das ein Kind unter dem Herzen trug, die Greisin, die den Tod fürchtete, sie gefühlt. Was waren da die kleinen Bilder in der Kirche? Droben, über Menschennot und Wettersturz, herrschte die Königin. —

Josef und Cilli hatten die Enthüllung vom Fenster aus gesehen. Bis zu dem Augenblick, wo der Schuß fiel, hatte der Bildhauer im Bett gelegen, vor Scham und fieberischer Wut den Kopf in die Kissen gewühlt,

Frank Siebenlist, dem Verführer, die Ehren dieses Tages höhnisch gegönnt. Doch als der Böller krachte, war er plötzlich mit einem Satz zum Fenster gestürzt, und Cilli, die einen selbstmörderischen Wahn gefürchtet, hatte sich an ihn geklammert. Dann sahen beide, stumm erstarrend, die Hülle fallen und das leuchtende Werk. „Wie schön!" so rang es sich aus Cillis Seele. Diese Worte fielen wie ein linder Tau auf die empörten Sinne des Bruders. Ja, es war wirklich schön. Kein Fehler — kein Makel. Silbergleich wirkte das Aluminium. Wie gottgeschaffen sah das Verzeichnete aus, und die riesigen Dimensionen, nur geahnt, nicht klar zu sehen, überwältigten. So hatte also die ‚mathematische Wahrheit' Recht behalten . . . Aber die, die hinaufgegangen waren? Die noch hinaufgehen würden? — — Er wollte sich nicht mehr um sie kümmern. Ihm war es ja versagt . . . So wollte auch er es nur noch ansehen mit den Augen des Tals, der Sehnsucht — zu dem hinauf, was wie ein höheres Ich geheimnisvoll in seiner Seele waltete.

Versöhnt und dankbar warf er sich der Schwester ans Herz. Die küßte ihn mit jener stolzen Liebe, die ihresgleichen nicht hat unter den menschlichen Empfindungen. — —

Auf der Straße aber wurde es jetzt lebendig. Die Festteilnehmer, zu denen er nicht gekommen war, kamen zu ihm. Stürmisch drängte sich die Menge an das Pfarrhaus heran und brachte ihm ihre Huldigung dar. Ein brausendes Rufen, ein lustiges Wehen. „Da ist er! Da steht er! Das ist seine Schwester! Wie schön sie ist! Hoch Josef Hofstätter!" Er winkte — es zog ihn, riß ihn fast herab. Aber er mußte es sich versagen. Noch ein naives Kußfingerwerfen, das neue Begeisterung hervorrief — dann wankte der Erschöpfte an Cillis Arm in das Zimmer zurück. Der Onkel stand vor ihm. Lange lag er in seiner Umarmung. Dann mußte Cilli ihn ganz erschrocken auf einen Besuch aufmerksam machen, der hinter dem Pfarrer eingetreten war. Der Erzherzog war es, in Begleitung des Statthalters. Die Herren wollten sich nicht erst setzen, nur gratulieren und gleich wieder gehen. Der junge Fürst sprach in sympathischer Verlegenheit seine Bewunderung aus, stolperte über einen Stuhl und verschwand. Ein Traum — das alles . . . . Doch nicht. Der kaiserliche Gast bei ihm — der Ruhm, der wohl in diesem Augenblick in alle Welt flog — schöne, begeisterte, erlöste Menschen! . . . Ihm das! . . . Er lag mit schmerzendem, versonnenem Kopf. Cilli saß bei ihm, hielt seine Hand fest. Dann entschlief er. Wohltätiger Schlummer schenkte ihm mehr, als alles. — — —

Der Tag verging für San Domenico in freudiger Erregung, geschäftigem Umherlaufen, einer ganz allmählichen aber sicheren Verflachung der feierlichen Morgenstimmung. Als der Abend hereindunkelte, und an dem wolkenlosen Himmel unzählige Sternbilder blitzten, wurden an den Berghängen ringsumher die Freudenfeuer angezündet — ein italienisches Nachtfest begann. Wie aus fernen Heiligtümern, die dem Jubel der Tiefe Antwort gaben, loderten die Flammenzeichen empor — ein seltsam beschattetes Hasten und Irren der erregten Menge erfüllte das ganze Tal. Mit Sinnesmacht brach plötzlich eine große Liebesstunde an — das fühlte man allenthalben. Der Wein war frei, der Wein. Aus Siebenlists Kellern floß er jedem,

der ihn wollte. Die ganze Nacht hindurch. Ein Venusfest wurde es mehr als ein Fest der Madonna. Die sah wie eine Silberleuchte, fern und streng, in ihrer eisigen Einsamkeit über das Bacchanal hin. Fremde und Gebirgler vermischten sich bald zwanglos, verbrüderten sich. Schon sah man elegante Wiener mit stämmigen Bauerndirnen in lauschige Gärtchen schleichen, um allein zu sein unter den Maulbeerbäumen, im Mondlicht. Ringsum brauste das Fest. Doch plötzlich steigerte sich der Jubel zu tausendstimmigem Zuruf — Frank Siebenlist war mit seinen Begleitern vom Monte Bianco heimgekehrt. Die wein- und freudetollen Menschen umdrängten ihn. Hoch, aufrecht, unermüdlich, mit blitzenden Augen, stand er zwischen ihnen und überragte sie alle. Ihre Glückwünsche lehnte er lachend ab, von heißem Durst nach einem stilleren Glück erfüllt. Rasch hatte er den Geist erkannt, in dem er alle angetroffen, den Geist der Liebe, der ihm mehr war als Erfolg, weil er ihn heraushob aus der gemeinen Not, die er mit jeder Kreatur zu teilen hatte. „Recht, Kinder," flüsterte er heiser, während ihn zärtliche Frauen umdrängten — „liebt und lebt! Was wär' denn die Gefahr, nur die Gefahr, wenn das nicht nachkäme! O, diese Nacht, diese Nacht! Ich suche mir auch was, um sie würdig zu feiern!" Er machte sich davon. Ganz plötzlich sahen ihn seine Bewunderer nicht mehr, und niemand wußte, wohin er sich gewandt hatte. Wie ein Schatten, katzengleich, an jeder Verlockung vorüber, zum träumenden Pfarrhause hin. Schon lehnte er wieder am Zaun, wie in früheren Tagen. Doch jenseits war niemand zu erblicken. Der Pfarrer und der herzkranke Bildhauer schliefen. „Schlaft ihr!" zischte Frank Siebenlist. „Steinklötze! Ich suche das Urbild der Madonna!" Ein kecker Satz — und er war über den Zaun hinüber. Schon knirschte sein behender Schritt den Kiesweg entlang, zu den Apfelbäumen ... Täuschte er sich nicht? War's keine Vorspiegelung seines tollen Verlangens? Da saß sie wirklich auf ihrem alten Platz, den Kopf in die schlanke Hand gestützt, ein helles Nachtgewand um den jungen, durchschauerten Körper. Groß richteten sich ihre Augensterne zum Monte Bianco hinauf, der das silberflimmernde Werk ihrer Sehnsucht trug. Jetzt sah sie den Eindringling. Ganz leise schrie sie auf. Dann faßte sie sich:

„Sie sind — zurück — —?"

„Ich melde mich zur Stelle."

„Wie kamen Sie in den Garten? Die Tür war zugeschlossen!"

„Ich kümmere mich nicht um zugeschlossene Türen."

„Es schickt sich nicht, daß Sie hier sind. Aber ich will Ihnen doch gleich danken, Herr Siebenlist. Von Herzen! Wir haben Ihnen viel Unrecht getan."

„Tut nichts! Daran bin ich gewöhnt! Warum fehlen Sie aber beim Fest? Wenn Sie wirklich dankbar sind? Warum sitzen Sie hier so einsam? Die Schönste von allen! Kommen Sie! . . ."

„Was denken Sie von mir . . . Ich darf nicht . . . Ich muß zu meinem Bruder."

„Der schläft. Kommen Sie."

Was lag in seiner Stimme, das ihr das Herz aufriß, das ihre Seele bezauberte, sie zu einer anderen machte, als sie sein wollte? — Sie

sah ihn wie eine Mondsüchtige an, sie lächelte starr, und, ohne es zu wissen, erhob sie sich.

„Kommen Sie,“ sagte er noch einmal.

Sie zögerte — zitternd, wie ein weidendes Wild erschreckt, sah sie zum Hause hinüber.

„Komm,“ flüsterte er jetzt und legte den Arm um sie. „Ich kränze dich mit Blumen, du, ich gebe dir den Wein des Lebens zu trinken! Armes Kind — du kennst ihn nicht!“

Sie wanderte mit ihm. Den Boden kaum unter den Füßen fühlend, auf ihn gestützt, mit halbgeschlossenen Augen, die mondweiße Straße entlang. Er führte sie in eine andere Richtung fort. Nicht zu den lärmenden Menschen.

7.

Cilli fragte sich am nächsten Morgen vergebens, was mit ihr vorgegangen war. Sie hätte es gern für einen schweren, gefährlichen Traum gehalten, doch gab es zu klare Einzelheiten in ihrer Erinnerung, die auf Wirklichkeit hinwiesen. Es war bei Nacht ein Mann zu ihr in den Garten gekommen, das wußte sie, ein Mann, der schon lange wie ein dunkler Raubvogel ihre stille Seele umkreist hatte und nun niedergestoßen war. Sie erinnerte sich des Tages ihrer Ankunft in San Domenico. Da hatte sie auch einen beschwingten Räuber in der Luft gesehen und den Onkel mit Kinderneugier gefragt, ob das ein Adler sei — dieser Mörder unschuldiger Wesen. Seine Antwort war ‚Es kann auch ein Geier sein‘, und sie hatte damals einen seltsamen, unerklärlichen Haß gegen den Geier gefühlt — den Adler hätte sie gelten lassen. Wahn! Ob nicht derselbe böse Trieb — —? So tierisch! — — Scham der enthüllten Menschlichkeit! — Sich selbst so in dem Anderen sehen müssen! Erniedrigt mit ihm — durch ihn . . .

Was war geschehen? — — Eine schmale Silberstraße war sie mit ihm gegangen, viele Stunden lang. Es mußten viele Stunden gewesen sein, denn Alles, was in dieser Zeit geschehen, lag weit zurück. An tanzenden Nebelgestalten, die sie seltsam anlächelten, war sie vorübergekommen. Der Wiesenplan war tausendfach davon bevölkert. Sangen sie nicht und feierten ein wildes, heidnisches Fest in dieser Nacht, die das bleiche Muttergottesbild auf der Höhe erblickte? Und er — er achtete nicht auf den zehrenden Durst, der in ihr glühte, er hielt ihr lächelnd eine große, schwellende Traube vor den Mund und labte sie nicht. Sie stützte sich auf ihn, sie langte danach — schon näher, immer näher — er lächelte über ihr Tun und labte sie nicht. Dann kamen sie plötzlich in einen nächtigen Wald. Dort verstummte der Elfenreigen. Süße, schwere, brausende Winde umwehten ihr Haupt. Sie fühlte sich getragen, an ein klopfendes Herz gepreßt, dann niedergelegt, auf Moos gebettet, wie ihr der Vater tat in Kinderjahren. Ihre Arme fielen schlaff herab, ihr Mund stand offen, das Haar wurde ihr von Händen gelöst, die sie nicht sehen konnte — wie war es schwer und feucht und duftete nach Nebel. Jetzt trank sie endlich von der großen, schwellenden Traube, die an ihren Mund kam — trank, trank, von

Feuer durchflutet, und entschlief. In einen reifen, kühlen, endlosen Schlummer hinein. Die Baumwipfel sangen ihr ein Lied dazu — sie hörte es, es klang wie eine leise Klage. Dann wußte sie nichts mehr.

Am Morgen erwachte sie und fand sich ganz allein, unweit des Pfarrhauses, am Wiesenrande. Ihr Schoß war mit frisch erblühten Mohnblumen bedeckt. Sie sollten ihr Liebe bedeuten und kündeten ihr den Tod. Entsetzt fuhr sie empor, die Hand an die eisige Stirn gepreßt — kein Mensch war ringsumher zu erblicken. Noch graute der Morgen kaum, und blaßroter Schimmer flog eben auf die Bergspitzen. Die Hirten zogen zu den Almen aus. Ein leises, schüttelndes Glockenklingen kam von der Dorfstraße her — ein tiefes Brüllen, ein heller, stöhnender Schrei. Sie mußte der frischen Unschuld aus dem Wege gehen. Rasch, rasch! . . . Bevor man ahnte, wer um diese Zeit am Feldrain, mohngeschmückt, erwacht . . .! Es war ja alles nicht möglich! Und doch —! ‚Ich will dich mit Blumen kränzen — komm'!' Er hatte Wort gehalten. Brennende Röte schoß in ihr junges Antlitz — tausend spitze, knöcherne Finger fühlte sie auf sich gerichtet, wispernde Stimmen hörte sie, keifende Verfolger, Vater und Mutter!! Doch nein . . . Es war ein Traum nur — mußte ein Traum sein. Lautlos schlüpfte sie zum Pfarrhaus hinüber, in den Garten hinein und kam unbemerkt in ihr Zimmer. Schon tanzten Morgensonnenflecken auf den Wänden. Sie entkleidete sich nicht mehr. Wusch sich, scheuerte sich rein — o, rein! — — Dann hörte sie schon den Onkel im Garten. Es war Zeit, zum Frühstück hinunterzueilen.

„Langschläferin," sagte er behaglich. Dann sprach er das Morgengebet. Als sie beim Kaffee saßen, begann er nachdenklich: „Es war doch ein wahrhaft großer Tag gestern. Wer hätte das von unserem guten Josef erwartet. Und alles, was recht ist — ich habe mir auch von Frank Siebenlist nicht das erwartet. . . . Was hast du, Cilli? Du entfärbst dich ja ganz! Kommt Deine Abspannung jetzt nach? Hast Du so lange Stand gehalten, tapferes Mädel? Ja, du hast's nicht leicht gehabt. Aber nun ist ja alles vorüber und gut vorüber. Hundertmal besser, als ich gedacht hatte. Cilli — was hast du denn, mein Kind?"

Sie legte ihre kleine Hand in seine große, schützende. Sie brachte aber kein Wort hervor. Der Name, der Name! — Jetzt hatte sie ihn wieder gehört! Jetzt wurde der Albdruck immer wirklicher! — Sie lehnte sich mit starren Augen zurück und suchte sich klarer zu erinnern. . . .

Bestürzt, in steigender Sorge betrachtete sie der alte Mann. „Das Einzige," sagte er langsam, „womit ich mich nicht versöhnen kann, das ist das geheimnisvolle, übersinnliche Wesen dieser Madonna. Ich kann es jedem Meuschen nachfühlen, besonders jungen Menschen, daß kein Gottesbild der ganzen Welt ihre Phantasie so erregt, sie so planlos in die Ferne schweifen läßt. Geht es mir doch selbst nicht anders. Immer wieder blicke ich hinauf, von meiner alten Kirche abgelenkt, und suche die wunderbaren Züge droben zu enträtseln. Das Gewaltige und dabei schwebend Leichte ist es, was uns so entzückt. Mag nun die Morgensonne und der ewige Schnee auf den Felsschroffen mehr dazu tun, als das Kunstwerk selbst — die Wirkung ist da, und wie verzaubert trachtet das Auge vom Irdischen fort in die

unerreichbare Höhe. Das ist aber ebenso schön, als gefährlich, Cilli. Ich habe es Josef gleich gesagt. Ich bleibe beim Glauben, der im Erdboden wurzelt — Klarheit, Treue, schlichter Sinn. Das Jenseits ist ohnehin so groß — wir dürfen es nicht noch künstlich vergrößern. Ich lobe mir trotz Allem meinen Christoph Ammerberger und seine Passion, wenn ich mir auch nicht verhehle — doch still. Da kommt Josef. Ich denk' mir mein Teil, ich verstimme ihn nicht mehr damit, denn etwas Großes hat er jedenfalls geleistet."

Josef fühlte sich viel wohler, als gestern, und kam wie ein Auferstandener in den Garten hinunter. Er hatte die Madonna schon vom offenen Fenster aus wiedergesehen und fühlte den ganzen Rausch seines jungen Ruhms, seines sehnsüchtigen Entzückens.

„Jetzt bin ich zufrieden!" rief er und küßte Cilli auf die Stirn.

„Bist du's? Endlich?" sagte der Onkel freudig. „Nun, so gib auch Cilli von deiner Zufriedenheit was ab. Die ist so blaß und traurig heute . . ."

„Traurig?" fragte Josef, während die Schwester mit erschrockenem Kopfschütteln zu ihm aufblickte. „Das kann nicht sein. . . In dir muß doch das Hochgefühl, das über mich gekommen ist, verdoppelt leben. Du bist das Urbild der Madonna, und ich kann es dir jetzt sagen, Cilli: Ohne dich hätte ich nie diesen Sieg erlebt. Ohne dich wäre nie die große Zeit über San Domenico gekommen — all' ihren Dank, ihre Ehren müssen sie an dich richten."

„Josef — —"

„Warum wehrst du dich so? Du hast die rechte Art, das höchste Lob zu vertragen. Was dir nicht gebührt, kommt nicht zu dir heran. Ach, daß du meine Schwester bist! Was kann ein Mann denn Besseres finden, als solche reine, opferwillige Treue . . . Komm'. Ich lobe dich jetzt nicht mehr — du magst das nicht. Wir wollen lieber hinausgehen, uns unter die Leute mischen, die sich mit uns freuen. Ich habe ein seltsames Auferstehungsgefühl, ich möchte die Madonna mit denen betrachten, denen ich sie gegeben habe. Aber nicht ohne dich. Mit dir nur. Komm', Cilli."

„Was zögerst du?" fragte der Onkel. „Ist das nicht ein berechtigter Wunsch von Josef?"

Das Mädchen machte sich erglühend von den Händen des Bruders los. Sie konnte nicht mehr zu ihm aufblicken. „Verzeih' mir . . ." flüsterte sie. „Geh' allein! Ich bitt' dich! — — Ich muß auch allein sein . . ."

Sie lief in das Haus. Die Männer sahen sich schweigend, von einer sonderbaren Bangigkeit ergriffen, an. Dann nickte Josef dem Onkel melancholisch zu und ging auf die Dorfstraße hinaus. Frank Siebenlist kam ihm entgegen. Er lachte schon von weitem mit seinen weißen Zähnen und schwenkte den Hut. „Nun? Ausgeschlafen?!" Dann drückte er dem Bildhauer so heftig die zarte Hand, daß dieser vor Schmerz fast aufgeschrieen hätte.

„Sie sehen aus, als hätten Sie überhaupt nicht geschlafen," sagte Josef gereizt.

„War auch nicht nötig! Zu gewissen Zeiten ist das Luxus, Raub am Leben! Da nützt man besser jede Minute aus! Guten Morgen, Hochwürden! Die gestrige Feier gut bekommen?! Wo ist denn Fräulein Cilli? Läuft die vor mir davon?“

„Warum sollte sie das?“ meinte der Pfarrer, der an den Zaun herangekommen war. „Sie sind ja jetzt so allgemein beliebt —“

„Das hoff' ich!“ rief Frank, indem er lachend auf den Spott des alten Herrn einging. Rasch guckte er zu Cillis Fenster hinauf. „Auf Wiedersehen! Ich mache meinen Morgenspaziergang! Kommen Sie mit, Josef?“

„Entschuldigen Sie mich, bitte — ich möchte lieber ins Dorf hinein und dem Herrn Statthalter meine Aufwartung machen. Dem Erzherzog kann ich leider nicht mehr persönlich für seine Güte danken — er ist schon fort.“

„Viel vernünftiger reden Sie heute! Also, Glück zu!“

„Warum —?“

„Habe die Ehre, Hochwürden!“

Er schwenkte den Hut und marschierte dem Walde zu, in dessen dunklem Wipfeltor er bald verschwand. Cilli hatte im Hause hinter einem Fenstervorhang gestanden und unbemerkt das Gespräch belauscht. Es war ihr, als ob sie sich vergewissern müsse, ob der nächtliche Besucher wirklich Frank Siebenlist gewesen oder nur eine Spukgestalt, die ihm glich. Jetzt blieb kein Zweifel mehr — sie sah seine Bewegungen im hellen Licht, sie hörte seine Stimme. Er war es, er hatte es gewagt ... Und doch — die Zusammenhänge fehlten ... Was war geschehen! ... Nun, sie wollte es von ihm selbst hören. Die alttiroler Bürgerstochter gewann wieder Oberhand in ihr, ein unbeugsamer Stolz, von Haß und Liebe umschauert, lenkte von nun an ihre Schritte. Sie wußte, wohin er sich gewendet hatte. In den Wald war er gegangen, in den Wald, der ihr schimpfliches Geheimnis barg. So mußte sie ihm dorthin folgen, ihn zur Rede stellen und zu einem klaren Ergebnis kommen: Leben oder Tod. Nicht nur für ihn — für beide. Was war sie jetzt? Ein ausgestoßenes oder ein ehrlich gefreites Weib? Er sollte wählen — sie mußte es wissen. Und das Dolchmesser ihrer Bruders steckte sie zu sich, wollte es führen mit ihrer kleinen, fiebernden Hand. Den Korb am Arm, mit dem sie täglich Beeren und Pilze suchte, sah der Onkel sie bald darauf dem Walde zueilen. Arglos wandte er sich seiner Predigt zu. — —

Frank Siebenlist schritt langsam unter schlanken Nadelbäumen hin, und seine grauen Augen folgten den Lichtflecken, welche vor ihm her über den Waldboden hüpften. Seine Seele, sein ganzes Sein war von zehrendem Verlangen ausgefüllt. Er glich dem Trinker eines köstlichen Weines, der einen Schluck gekostet und dann die segenspendende Flasche versinken sah. Mehr! Mehr! So tobte es in ihm. Denn nirgends fand er ihresgleichen. Aber die seltsam kalte Bedächtigkeit, die neben seiner Wildheit in ihm herrschte, ließ ihm doch Klarheit für die Gefahr, die diese Leidenschaft ihm brachte. Die Nichte des Pfarrers — da lag eine himmelhohe Mauer herum, das war das Einzige, was jetzt noch seinen Sieg verscherzen, ihn

in San Domenico unmöglich machen konnte. Die Bauern steinigten den, der ihnen das antat. Und nicht nur die Bauern. Der Pfarrer — Josef —! Cilli selbst! Was mochte sie heute empfinden, nachdem der Rausch der zauberhaften Nacht verschwunden war? Wie mochte sie gegen ihn gestimmt sein? Er sah bald ihre stürmischste Liebe, bald ihren tödlichsten Haß. Zu beidem war sie fähig — das wußte er. Das hatte ihn die Nacht gelehrt — die eine, köstliche Nacht. Doch wie von neuem zu ihr gelangen? Wie sie überreden, überzeugen, daß sein ganzes Wesen nur von Anbetung erfüllt war? Daß er sein tolles Leben willig für sie hingeben würde? Sie, die das erste Weib war, das ihn erhob, weil er es nicht erniedrigte! ... Daß er sie fände! Wo! Nur nicht unter den Apfelbäumen, in der trockenen Heiligkeit des Pfarrhauses! Dort nicht! Dort war nicht die Luft, wo seine Leidenschaft atmen konnte! Die ihre auch nicht! Doch wo! ...

Da plötzlich — — wie angewurzelt blieb er stehen. Etwas Weißes schimmerte ihm durch die schwarzen Kieferstämme entgegen, es näherte sich, ein Mädchen war's, den Beerenkorb am Arm — fast hätte er einen Schrei des Entzückens ausgestoßen — Cilli, Cilli wars! Sie selbst! Welch Zufall! — — —

Er riß den Hut vom Kopf und trat an sie heran. Doch konnte er sie nicht ansprechen. Ihr Blick war so stolz, mit so durchbohrender Kälte auf ihn gerichtet, ihre Lippen entfärbten sich, ihr Antlitz war weißer, als ihr Kleid — er verstummte.

„Ich habe Sie gesucht," hörte er sie tonlos sagen. „Es ist kein Zufall, daß wir uns hier treffen. Erklären Sie mir bei Ihrer Seele Seligkeit — waren Sie heute Nacht bei uns im Garten?"

Er sah ihr mit starrem Lächeln in die Augen — glühende Röte überzog ihr Antlitz.

„Wie seltsam Sie fragen," sagte er.

„Seltsam ist alles, was ich hier erlebe. Aber ich darf mich nicht erniedrigen lassen."

„Wer erniedrigt Sie?"

„Sagen Sie mir, ob Sie es wollten. Ich habe nichts als meine Mädchenehre. Die verteidige ich. Wenn Sie wie ein Räuber und Mörder zu mir gekommen sind, in das Haus meines Onkels, das Sie gastlich aufgenommen hat — dann nehm' ich diesen Dolch und stoße ihn Ihnen und mir ins Herz."

Sie stand, den gezückten Stahl in der Faust, von verwirrender Schönheit, vor ihm. Er aber näherte sich ihr furchtlos.

„Ich bin kein Räuber und kein Mörder," stieß er zwischen den Zähnen hervor. „Ich wollte Sie nicht erniedrigen. Das Haus Ihres Onkels ist mir teuer. Aber — damit Sie a h n e n, was ich gewollt habe — ich bitte Sie um Ihre Rache — — ich flehe Sie an, mit mir zu sterben. Tod durch Sie ist höchste Lust — aber Niemand darf Sie nach mir besitzen!"

Ein jammerndes Schluchzen riß sich plötzlich aus ihrem Herzen empor — sie ließ die Waffe fallen und brach zur Erde, von namenloser Qual durchschüttelt. Er griff nach ihrer Hand, er beugte sich über sie. „Du k a n n s t es nicht?! — — Glaub' mir, ich bitte dich w i r k l i c h drum! Was

du mir heut Nacht gegeben hast, was ich dir geben durfte — es ist dem Tode verwandt — es kann nur noch die eine Steigerung haben! Wer wirklich gelebt hat, der liebt den Tod mit Inbrunst! Ehrt ihn höher, heiliger, als all die Siebenschläfer ihr bißchen Leben! Cilli! Dein geliebtes Bild war mir von Beidem immer umschwebt! Leben und Tod! Leben und Liebe! Dies in Eins zu fassen, den goldenen Becher auszutrinken bis auf den Grund — das ist's, was wir brauchen, du und ich! Denn wir sind eines Bluts, Cilli! Ich dich erniedrigen?! An dir hinaufklimmen will ich! Ich reiße dich nicht nieder! Du stehst zu fest! Du Inbegriff der reinsten Schönheit! Denk nicht zu klein von mir! Da ich so groß von dir denke!"

Sie entwand sich ihm. „Worte, das sind Worte," stammelte sie... „Was wollen Sie von mir? ... Warum haben Sie mir das getan?!... Mein Onkel! ... Mein Bruder! ... Meine Eltern! ..."

„Hör mich an!"

„Wenn ich Ihnen wirklich etwas bin — warum haben Sie mich nicht in meinem Frieden gelassen? Warum haben Sie nicht das erste, echteste Gefühl im Herzen behalten? Ueber Nacht verschwunden, hätten Sie wirklich in mir gelebt, mit einem Wort vielleicht, mit einem Brief nachher — wie es recht ist — wie Sie wollen, daß Sie in mir leben ..."

Er preßte ihre Hand in seinen Händen — sie taumelte und hielt seinen Blick nicht aus. „Das glaubst du selbst nicht," flüsterte er — „daß ich das gekonnt hätte. Nein. Entsagung ist mir Sünde — Erfüllung ist Segen. Daran halt ich fest. Auch du mußt dran festhalten, sonst wär das Glück auf Erden gar zu schal und nichtig. Cilli! Laß mich dir Glauben geben! Vertrauen! Das ist das Einzige, was mir nottut."

„Vertrauen — —!"

„Ist dir das wirklich nicht möglich? Wer hat dir diese Meinung von mir gegeben? Die kleinen Affen da unten im Tal? Die heute in den Himmel heben, morgen mit Schmutz bewerfen? Die?! Sei dir zu schade dafür! Erwarte nur von mir ein Urteil über mich! Lerne den Starken an ihm selbst begreifen!"

Sie stand wie gebrochen, mit hängenden Armen vor ihm. „Was soll ich denn tun," flüsterte sie, und er sah fast ihr Herz bluten. „Was nützt mein Wille. Auf Sie kommt es an. Ich bin in Ihrer Gewalt. Das ist meine Strafe."

„So will ich darnach streben, daß du es nicht mehr als Strafe, sondern als Seligkeit empfindest. Ich werbe bei deinen Eltern um dich — dein Onkel soll mein Fürsprecher sein! Nun? Macht dich das nicht froher? Was soll ich sonst noch sagen? Glaubst du mir nicht?"

„Sie mögen es ehrlich meinen ... Aber ich kann nicht .. es kann ja nicht sein ... Sie sind nicht der, für den Sie sich jetzt ausgeben ..."

„Ich bin der, dem das Unmögliche gelingt! Der ein ganzes Dorf glücklich gemacht hat gegen seinen Willen! Der deinem Bruder zum Ruhm verholfen hat! Und die Madonna droben — vergiß nicht, daß sie mir ihr Dasein dankt!"

Cilli stand mit geschlossenen Augen, zitternd, wie ein gemartertes Kind. Der sausende Waldwind spielte mit ihren dunklen Haaren. „Sie mögen eine

ganze Welt beglücken," flüsterte sie. „Alle Ehren mögen über Sie kommen. Aber es wird Ihnen nie gelingen, ein beleidigtes Weib zu versöhnen. Ein Herz, das Sie geschändet haben, zu sich heranzuziehen."

Da warf er sich vor ihr nieder und umklammerte ihre Kniee. „Ist es das?!" rief er, und in namenloser Bestürzung sah sie zum erstenmal Tränen in seine Augen kommen, wirkliche Tränen — es klang ein Ton in seiner Stimme, dem sie in Wonne und Weh erlag. „So bitte ich dich um Verzeihung! Hier! Ich steh nicht wieder auf! Es ist das erstemal, daß ich vor einem Menschen kniee, daß ich bitte! So! Jetzt weiß ich, daß ich gefehlt habe! Jetzt! Der Taumel ist fort — du stehst wieder vor mir als die Unerreichbare, wie damals, als ich dich zum erstenmal gesehen habe! Vergiß die Nacht und laß mich auf ein neues Morgen hoffen! Cilli! Ich habe dich gesucht! Aus dem Schlamme meiner ruhelosen Verkanntheit langte ich nach dir, nach dir! Was du mir geben kannst, kann mir Niemand geben! Rette mich! Bei dir steht Alles — nicht bei mir! Es ist etwas in mir — sei überzeugt — was wert ist, daß du dich seiner annimmst!"

Sie beugte sich über ihn. „Sei ruhig . . ."

„Wenn noch eine Erinnerung an die Nacht in dir lebt — Cilli — dann hast du das Recht, dein Messer zu nehmen und — — oder besser ich selbst — —!"

„Was tust du!!" Sie hatte ihm die Waffe entrissen — so heftig, daß die Schneide ihre Hand traf, und Blut herunterfloß. Sie achtete es nicht — sie blickte nur auf ihn, in heißer, rückhaltloser Liebe. Der Glaube, der Glaube — nun war er ihr gegeben. Und Frank erhob sich, legte den Arm um sie und zog sie tiefer in den Wald. Es war ein stilles, seliges Wandeln. Wenn der Kuckuck rief, wenn eine Wildtaube in heimlichen Zweigen gurrte, dann wandte er sich lächelnd zu ihr und fand ihre Lippen. Sie genossen sich jetzt, wie Bräutigam und Braut. Es heilten die Wunden der Nacht. Als er sie furchtlos zum Pfarrhause zurückgeleitete, glaubte sie nur noch an gute und böse Träume. — —

Die suggestive Wirkung der Madonna nahm zu. Was Neugier wie ein Wandervogelschwarm umgab, einmal hier, einmal dort sich niederlassend, barg im Innersten doch ungeheure Kämpfe. Der Pfarrer fühlte es bald heraus und sah seine Befürchtungen, die in der Freude des Enthüllungstages eingeschläfert waren, jetzt bestätigt. Man achtete ihn wohl noch und seine alte Kirche, aber der Blick der Sehnsucht irrte zur Madonna im ewigen Schnee hinauf. Reife, gesetzte Männer ließen ihn reden und zeigten ihm deutlich, daß er den Schlüssel zu ihrem Herzen nicht mehr besaß. Was alt und gebrechlich war, schöpfte neue Lebenshoffnung, wenn es den ermatteten Blick zur himmlischen Ferne richtete. Was immer in diesen primitiven Menschen geherrscht, der Widerspruch ihrer puppenhaften Altarbilder, an denen sie mit zitternden Händen Papierblumen, bunte Kerzen oder Wachsglieder befestigt, und dem Donnergotte, der über die Gletscher hinschritt, überall und nirgends — hier wurde er gelöst. Es war etwas Wirkliches dort oben im Unerreichbaren — sie sahen es, sie brauchten den priesterlichen Mittler nicht, daran zu glauben. Das Wunder konnte nicht ausbleiben. Wer aber wirklich an die Madonna glaubte, der mußte ihr auf ihrem weiten

Wege entgegenkommen. Dies war vor allem Ueberzeugung der Jugend — einer seltsam zusammengewürfelten Jugend, denn zu den Gebirgskindern hatten sich mit gleichem Fanatismus die Kinder der Touristen, der Städter und Ausländer, gesellt. Großen Einfluß auf diese ‚Fortschrittspartei', die bald ein Geheimbund wurde, hatte Herr Wenzel Horacek, ein Schriftsteller aus Prag. Der entdeckte den Bußprediger in sich (er schrieb seit langem an einem fünfaktigen Savonarola) und schwelgte darin, der neuen Zeit Prophet zu sein. Sein Buch über den ‚neuchristlichen Marienglauben' hatte schon einen Verleger gefunden, und wöchentlich sprach er in Wirtshäusern vor den versammelten Knaben über die Messe der Zukunft. Fanden sich plötzlich einmal die Väter der Irregeführten ein, so setzte es wohl heftige Opposition, auch Prügel und Nachhausejagen — aber im ganzen war gegen die Bewegung nichts zu machen. Konnte man sich nicht mehr im Wirtshaus versammeln, so fand man sich heimlich im Freien, draußen auf einsamer Alm, in der Mondnacht. Der ‚Prophet' machte sich, um Boden zu gewinnen, auch an Josef Hofstätter heran. Doch vergebens. Der Bildhauer mied diesen rothaarigen Renommisten wie ein ansteckendes Uebel. Auch Frank Siebenlists Protektion gewann er seltsamerweise nicht — der schien jetzt anderweitig ganz in Anspruch genommen und war nur selten zu sehen. So hielt sich denn Herr Horacek an seine ‚Kindlein', die er belehrte, und an den Stammtisch der Journalisten, die immer noch in San Domenico einen lohnenden Verdienst fanden. Im Gastzimmer des Hotels zum grauen Bären ließen sie sich häuslich nieder.

Franziskus Caminada wandte sich mit Widerwillen von dem allen ab. Dagegen auftreten mochte er vorläufig nicht, denn er fürchtete, die Leute eher in ihre Schwärmerei hineinzustacheln, als sie davon abzubringen. Er fühlte sich sehr einsam. Zwischen Josef und ihm blieb immer noch viel Unausgesprochenes, und Cilli sah er von Gedanken ausgefüllt, die ihm so fremd waren, wie diese ganze, abtrünnige Jugend. Er wurde nicht klug aus ihr und wünschte fast den Augenblick herbei, daß er die alte Einsamkeit zurückgewänne, daß Josef und Cilli nach Innsbruck heimberufen würden. Trotzdem behielt er die Madonna lieb. Wenn sie ihm abends im Alpenglühen gar zu schön und bezwingend erschien, brauchte er sich nur der Spenderin des Lichtes selbst zuzuwenden, um ein leises, gütiges Lächeln für alle menschlichen Versuche, Gott darzustellen, zu finden. Doch kamen Ereignisse, die ihn wieder und wieder auf die übermächtige Dämonie von Josefs Bildwerk hinwiesen. Wo Frank Siebenlist die Hand im Spiel gehabt! . . .

Das erste war, daß er bei einem Abendspaziergang in der Monte Bianco-Klamm ein altes Weib antraf, das jämmerlich erschöpft am Wege lag und sinnlos vor sich hinbetete. Sie war so matt, daß sie den Pfarrer, der sie bei Namen anrief, nicht erkannte. Er richtete sie auf und konnte sich nicht enträtseln, wie die seit Jahren Gelähmte, die auf dem Bauernhofe ihres Sohnes, ans Bett gefesselt, ein kümmerliches Siechtum ertrug, hier plötzlich, Stunden weit vom Hause entfernt, in den Wald gekommen war. Als sie sich etwas erholt hatte, klärte die alte Christel dem Bestürzten ihr Unternehmen auf. Sie habe das Leiden nimmer ausgehalten, sagte sie — vor allem habe sie der geizigen Schwiegertochter nicht länger zur Last

fallen mögen. Ein wunderbarer Hoffnungsstrahl sei plötzlich in ihr Dunkel gekommen. Die ‚neue Madonna' habe sie erblickt und sofort gewußt, daß jeder, der zu ihr einen Bittgang tut, Erhörung finden müsse. Gerade das Unmögliche ihres Vorhabens habe sie überzeugt. Für sie sei es gleich, ob sie eine Stunde oder zehn gehen müsse. Sie könne beides nicht. Wenn der Glaube nicht da sei! . . . So habe sie sich heimlich auf den Weg gemacht. Kein Mensch wisse darum, denn sie wolle nur genesen, in voller Jugendfrische wieder vor den Sohn hintreten. Freilich, ihr schwacher Körper habe dem starken Geist schon einen Streich gespielt. Da liege sie nun, die Krücken neben ihr, und wenn der Herr Pfarrer nicht des Wegs gekommen sei, habe sie hier verenden können. Caminada faßte sich und überredete die alte Frau. Er sah ihren Tod bevorstehen und suchte dem Sohn die Mutter noch zu retten. Mit größter Mühe beschwichtigte er ihre Verzweiflung. Sie müsse eben noch einmal gehen, besser ausgerüstet, als diesmal, dann werde die Madonna sie sicher erhören. Langsam, selbst fast versagend, brachte er sie zu Tal. Die Angehörigen der Alten kamen ihm schon entgegen. Ins Bett gelegt, begann sie zu fiebern, in wilder Phantasie die Madonna anzurufen — ein Schritt nur habe sie noch von der eisigen Gipfelhöhe getrennt — ein einziger Schritt. Dann sei der Tod gekommen und . . . Dann kam der Tod. Als der Bezirksarzt an Christels Bett trat, hatte die Madonna ihr erstes Opfer erhalten. —

Dieses Ereignis, ein schreckliches Symptom, ließ den Pfarrer nicht zur Ruhe kommen. Ein zweites kam hinzu, das seine Beunruhigung zum Entsetzen steigerte. Ein fahler Novembermorgen graute, als der Amtmann mit einigen Begleitern vor seinem Hause erschien und ihn dringend zum Herunterkommen aufforderte. Unten angelangt, sah Caminada den vierzehnjährigen Sohn des Amtmanns bei den Männern stehen, weinend, aus einer Kopfwunde blutend, völlig beschmutzt und zerlumpt. Er erfuhr, welche Botschaft der Knabe ins Tal gebracht hatte. Schrecken lähmte ihm die Glieder. Ein ganz geheimer Plan, den Wenzel Horaceck schon lange mit seiner jungen Gemeinde gefaßt hatte, war in dieser Woche zur Ausführung gebracht worden. Eine Kinderprozession auf den Monte Bianco! Der Gewissenlose oder Wahnsinnige hatte sie wirklich unternommen. Von fanatischem Glaubenseifer erfüllt, an ihrer Spitze schreitend, hatte er mit vierzig Knaben die Schneeregion erreicht, als plötzlich das Wetter umschlug, und ein gewaltiger Sturm die Beherzten verwirrte. Im Schneewehen blind und taub, konnten sie einander nicht mehr finden, sich nicht zusammenhalten, und so war daß Entsetzliche geschehen: als die Luft wieder klar wurde, war der Prophet nur noch von zwanzig halberfrorenen Jüngern umgeben — die Anderen waren vom Wege abgekommen. Verirrt, verunglückt vielleicht, mußten sie sofort gesucht werden. Noch richtete sich die Wut der Männer nicht gegen den Verführer — ihre Vaterherzen bangten nur danach, die Söhne zu retten. Finster schritten sie mit Caminada und Josef, die sich ihnen angeschlossen, dem Monte Bianco zu. Siebenlist, der der beste Führer gewesen wäre, war nicht aufzufinden. Man mußte sich ohne ihn auf die Suche machen. Niemals betete der spröde Glaube der Bauern inniger, als in dieser Stunde. Um Mittag trafen sich alle in der Klamm

und brachten die Gefundenen mit. Zwei Knaben waren schwer verletzt, für immer verkrüppelt, die anderen waren mit kleinen Schäden davongekommen. Traurig und doch dankerfüllt für den gnädigen Verlauf stieg man zu Tal. Als der Pfarrer und Josef einen abkürzenden Seitenweg einschlugen, um Cilli rascher zu beruhigen, kam ihnen diese an einer scharfen Biegung zu ihrer Ueberraschung entgegen. Frank Siebenlist ging neben ihr.

„Bist du uns nachgelaufen?“ fragte Caminada die Erbleichende, nachdem er Franks ehrerbietigen Gruß ganz kurz erwidert hatte.

„Ja, Onkel . . . Ich fürchtete mich und . . .“

„Ich traf Fräulein Cilli. Ich bot ihr meine Begleitung an. Es war noch dunkel und . . .“

„Gut, gut . . . Es ist gnädig abgelaufen.“

„Niemand tot —?“

„Nein, Niemand. Zwei sind schwer verwundet. Dieser tolle Wahn —! Verzeih' mir's Gott — ich muß es so nennen.“

Der Pfarrer ging mit Josef und Cilli weiter. Er bemerkte jetzt erst, daß Frank sich schweigend verabschiedet hatte.

„Cilli,“ sagte er mit verdüsterter Miene zu dem jungen Mädchen, „laß' Dich nicht von dem begleiten.“

„Darum möchte ich dich auch bitten,“ meinte Josef gereizt.

„Ich konnte eben nicht anders — ich — —“

„Es ist gut. Du kennst seinen Ruf.“

Sie hatten in tiefer Verstimmung das Haus erreicht. Cilli ging sofort in ihr Zimmer und weinte ihr sprachloses Weh aus. Josef fühlte sich irgendwie schuldig an dem Unglück der Nacht. Der Pfarrer aber kam nicht von dem Bilde los, als plötzlich im Waldesdunkel seine Nichte an Siebenlists Seite ihm gegenüberstand. — —

Wenzel Horaceck blieb verschwunden. Erst glaubte man ihn tot, im Schnee verweht — nach Monaten aber mußte man sich überzeugen, daß dergleichen Unkraut nicht verdarb. Er hatte sich retten und flüchten können. Aus England kam die Kunde, daß dort ein neuer Wunderglaube entstanden, und Horaceck sein Prophet geworden sei.

(Schluß folgt.)

Die Verteidigung Roms.

Von Ricarda Huch in München.

Garibaldi Triumphator.

Wie vor dem eilenden Schiff her sich Wellen ausbreiten, bebte die Luft vor der nahenden Sonne, als am 30. April des Jahres 1849 die Türen der Häuser sich öffneten, Männer und Knaben mit allerhand Waffen auf die Gasse heraustraten, nach den Fenstern zurückblickten, aus denen ihnen Gruß und Segen nachklang, und nach den Wällen liefen. Angelo Brunetti ging mit seinen beiden Söhnen, von denen auch Luigi, der jüngere, eine zierliche Flinte trug, damit er nicht wehrlos sei, und seiner Frau, die das jüngste Kind auf dem Arme trug und die kleine Maria an der Hand führte, den Korso hinunter. Auf der Piazza Venezia blieben sie stehen, um Abschied zu nehmen, denn es war ausgemacht, daß Lucrezia dort umkehren und die beiden kleinen Mädchen nach Hause zurückbringen sollte. Sie empfahl ihrem Mann und ihren Söhnen, in der Peterskirche ein Gebet zu sprechen und noch vor dem Kampfe von Vater Ugo Bassi den Segen zu erbitten, und küßte sie dann nacheinander, indem sie sagte: „Ich weine nicht!" und sie fest aus ihren strahlenden Augen ansah, die dennoch feuchter und milder als sonst waren. Brunetti umarmte die Kleine, beugte sich über das schlafende Kind, dessen Kopf auf der Mutter Schulter lag, und küßte seine Hand, die wie ein winziger brauner Hügel aus allerlei buntem Zeug hervorguckte; dann gingen sie nach entgegengesetzter Richtung auseinander.

Nun stürmte die Sonne an den Hügeln hinauf in den Aether und entzündete das feurige Spiel des Lebens: Roms göttlicher Leib hob und wölbte sich in Licht und Schatten und übergoß sich mit dem Balsam seiner immergrünen Gärten. Dem Tore von San Pancrazio gerade gegenüber lag, höher als alle andern Häuser am Janiculus, Villa Corsini, die auch „das Haus der vier Winde" genannt wurde, und die, weil sie der wichtigste Punkt im Umkreise war und die weiteste Aussicht ermöglichte, Garibaldi zu seinem Standquartier gewählt hatte. Die leichte Pracht des reizenden Palastes sprach von dem Kunstsinn und der vornehmen Ueppigkeit seiner Erbauer; das Innere war mit Wandgemälden geschmückt, das Treppenhaus und die Gänge mit alten Bildwerken, die zum Teil in den Gärten des Hadrian waren ausgegraben worden. Wenn man über die breite Freitreppe in die Eingangshalle trat, fiel das Auge auf eine große Marmorgruppe, die nach der Meinung der meisten Kunstkenner Achilles darstellte, der den toten Patroklus beklagt; die Formen waren kaum kenntlich; aber der leidenschaftliche Gegen-

satz in der Bewegung des Lebens und des Todes, die der Geist eines unbekannten Künstlers vor Jahrhunderten wie einen Blitz in den Stein geschleudert hatte, war durch die Zertrümmerung erst befreit und völlig sichtbar geworden.

Von dem eleganten Turme der Villa sah Garibaldi die französische Armee über die Aurelianische Straße heranziehen und sich gegen den Vatikan und den Janiculus verteilen. Er dachte daran, daß das die Armee war, auf die noch ein Leuchten von dem untergegangenen Namen des großen Napoleon fiel, an die er nie anders als mit Bewunderung gedacht hatte, in deren Mitte zu kämpfen er früher stolz gewesen wäre. Er wußte und sah als geübter Feldherr, wie überlegen diese Truppen den seinigen waren, nicht nur durch die Zahl: sie waren erfahren, ausdauernd und tapfer nicht aus der Leidenschaft der Begeisterung oder des Hasses, sondern aus Gehorsam, Gewohnheit und Ehrliebe, Tugenden, auf die man sich verlassen konnte. Anstatt aber durch den Anblick einer solchen Kraft des Feindes erschreckt zu werden, fühlte er sein Bewußtsein gehoben; es hätte ihn nicht befriedigt, sich vor den Toren Roms mit einem geringen Gegner zu messen. Langsam ging er die Treppen hinunter, warf einen Blick auf die Gruppen der Marmorbilder und sprengte dann nach dem Tore von San Pancrazio zurück, wo sein Stab und seine Regimenter ihn erwarteten. Es waren ihm zu seiner Legion noch die Kohorte der Studenten unter dem unentwegten Zamboni, die Freiwilligen, welche noch mit dem Segen Pius IX. ausgezogen waren und im Venezianischen gekämpft hatten, und schließlich die Abteilung der Finanzieri zugeteilt. Von den aus Venedig Heimgekehrten abgesehen, kannten diese Körper den Krieg noch nicht und kämpften heimlich gegen das Grauen der Schlacht, mit dem Unterschiede, daß die Finanzieri sich mehr vor der Gefahr, die Studenten mehr vor der Pflicht zu töten oder dann vor den Tücken ihrer unbefestigten Natur fürchteten. Aber wie Kinder, die allein im Dunkel verirrt sind und vor dem struppigen Haupt der alten Weide und vor dem Flüstern unsichtbarer Nachtgesichte zittern, aufatmen, wenn sie den Schritt des Vaters hören, der sie sucht, so verschwand die Beklemmung, als Garibaldi erschien und mit heller Stimme, aus der vor Beginn des Kampfes schon die Glorie des gewissen Tages strahlte, ihre jubelnde Begrüßung erwiderte. Seine Seele breitete sich gegenwärtig über dem ganzen Heere aus wie ein neues Element, in dem man siegt.

Der Verlauf des Tages war so: die Franzosen griffen zuerst den Vatikan an, wo sie von einem römischen Linienregiment unter General Galleti und den Kanonen des Ludovico Calandrelli empfangen und aufgehalten wurden; zugleich versuchten sie mit ihrem rechten Flügel die Villen im Parke Doria, der den Monte Verde krönt, zu nehmen, und es gelang ihnen, die Villa Valentini, nicht aber die Villa Corsini zu besetzen. Das Feuer der römischen Kanonen erwiderten sie durch Geschütze, die sie auf den Resten der Aurelianischen Wasserleitung aufstellten. Ihr Ziel, das sie kühn und hartnäckig verfolgten, war, von zwei verschiedenen Seiten, vom Vatikan und vom Janiculus aus, in Rom einzudringen und beide Flügel auf dem Petersplatz zu vereinigen. Erst am späten Nachmittage, als Garibaldi aus den Toren Pancrazio und Cavallegieri zugleich ausfiel, den Angriff selbst leitend, mußten sie weichen.

Von den Bastionen herkommend sagte Garibaldi zu Montaldi, der ihm entgegenritt: „Jetzt muß es entschieden werden. Du führst die besten Truppen, die kampffähig sind, gegen den rechten Flügel, Sacchi fällt aus Porta Cavallegieri aus, so fassen wir sie von beiden Seiten und müssen sie von ihrem Lager abschneiden können." Montaldi sammelte in Eile die verfügbaren Truppen und sprengte den Soldaten voran gegen den Feind, der gerade eine frische Abteilung gegen Villa Corsini führte. Diese mußte sich, flüchtend vor dem Schwung des Angriffs zurückziehen; allein zugleich mit seinem getroffenen Pferde stürzte Montaldi und war im Nu von den schnell zurückkehrenden Franzosen umringt. Er erwehrte sich ihrer eine Weile, auch als er nicht mehr aufrecht stehen konnte, auf den Knien den zerbrochenen Säbel schwingend; so fand ihn Ugo Bassi, der herbeieilte und sich neben ihm auf den Boden warf, um den mehr von der Todesohnmacht als vom Feinde Ueberwältigten aufzufangen. Montaldi erkannte den Priester, lächelte und wollte sprechen, aber sein Kopf fiel zurück, und der Körper wog mit lebloser Schwere auf Ugo Bassis Brust; die Franzosen wurden von Legionären beschäftigt, die zu spät ihren Anführer zu befreien herbeigekommen waren. Garibaldi befand sich auf der höchsten Stelle des Walles, von wo aus der Blick den Teil des Parkes übersieht, in dem die wichtigsten Stellungen der Schlacht waren; als er sah, daß Montaldi fiel, der Angriff dadurch abgeschwächt wurde und der Kampf stockte, gab er seinem Pferde die Sporen, stellte sich an die Spitze von etwa fünfzig Reitern, die außer Tätigkeit waren, sammelte die Zerstreuten und stürzte sich selbst in das Gefecht. Aus seinem Blick empfingen die Soldaten eine Schwungkraft, die sie wie unfehlbare Werkzeuge seines Willens gegen den Feind schnellte; er wankte, gab nach und, auf beiden Flügeln gleich bedrängt, mußte das ganze französische Heer unter fortwährenden Verlusten sich zurückziehen.

Als Garibaldi von der Verfolgung des abziehenden Feindes zurückkam, war der Janiculus voll von Menschen, die das Gerücht des Sieges herbeigelockt hatte. Er machte sich Bahn durch das Gedränge, um von der Bastion aus, die den weitesten Blick ins Land gab, die Bewegungen des französischen Heeres zu beobachten, und das Volk, das ihn erkannte, wich ehrerbietig zurück; doch zuckte sein Name, von einem zum andern geworfen, durch die erregte Menge und schlug plötzlich aus der Glut unzähliger Herzen wie eine Flamme in die Luft. Da er dem freien Felde zugekehrt stand, wendete er sein Pferd, um die Begrüßung anzunehmen, worauf das Rufen: „Heil Garibaldi! Schwert Italiens! Stern Italiens!" sich erneuerte. Die hellen, stürmischen Glocken Roms fingen in diesem Augenblick zu läuten an, anschwellend wie eine Flut, die mit seinem triumphierenden Namen zum Himmel stieg. Auf den Mauern, auf den Geschützen, auf Dächern und Bänken, überall waren Menschen. Garibaldi sah Soldaten seiner Regimenter, lombardische Bersaglieri, die nicht hatten mitkämpfen dürfen, Männer, Frauen und Kinder, die Hüte und Tücher schwenkten; auch die Gleichgültigen und die Vorsichtigen, die sich zurückgehalten hatten, weil sie einen guten Ausgang der Sache nicht für möglich hielten, kamen auf die Nachricht von der Flucht der Franzosen herbeigeeilt. Indem sie seinen Namen

riefen, staunten sie auf den wundervollen Mann, aus dessen Händen sie das freie Vaterland empfangen sollten; er stand ehern gegen den feurighellen Abendhimmel, nur sein weißes Pferd bewegte den hohen Hals auf und nieder und schnaubte leise. Der Platz, auf dem er sich befand, war gegen die Stadt zu von Akazien umgeben, die blühten und deren süßer Geruch seine tiefste Seele erfüllte zugleich mit dem starken Bewußtsein, daß er Italien machen werde und daß das Volk um ihn her es wisse und auf ihn baue; ja, auf einmal schien es ihm, als sei er weit fort, einsam auf rollendem Meere, und als sei das übermenschliche Werk lange, lange schon vollendet, und er frei, ganz durchdrungen von dem schwebenden Geiste getaner Taten.

Als der Jubel der Menge nachließ, richtete er sich auf, blickte um sich und sagte: „Soldaten! Eure Tapferkeit hat den Sieg über die tüchtigste Armee Europas davongetragen: ich danke euch! Heute, Heer und Volk, habt ihr Rom mit Blut in Italiens Fleisch eingegossen. Wehe dem, der eins vom andern reißen wollte!“ Dann, da er grüßte und mit einigen Offizieren dem Vatikan zu ritt, löste sich die zusammengedrängte Menge, und von der Anhöhe stürzte sich der Jubel des Sieges hinunter und überflutete Rom. Er wälzte sich durch die Gassen und über die Hügel wie ein Schwarm von Bacchanten, deren trunkener Schrei von den schwarzen Ruinen widerhallt und deren goldene Becken glühend wie Schwertergeklirr durch die laue Dämmerung dröhnen.

Luciano Manara, der von den Galerien der Peterskirche den Gang des Kampfes verfolgt hatte, suchte Garibaldi auf und fand ihn, auf der Lafette einer Kanone sitzend, im Gespräch mit dem Obersten der Artillerie, Ludovico Calondrelli; es war nämlich vorgekommen, daß den Feind verfolgende römische Soldaten von den Geschossen der eignen Geschütze getroffen worden waren, wie es sich zeigte, ohne Calandrellis Schuld infolge des zwiespältigen Oberbefehls, der einheitliches Handeln erschwerte. Manara näherte sich und sagte zu Garibaldi, er befürchte, seine Achtung durch sein Benehmen am vergangenen Tage eingebüßt zu haben, Garibaldi möge jene Begegnung vergessen; es sei sein Wunsch, daß es ihm trotz des heutigen Sieges noch vergönnt sein möge, mit seinen Truppen unter Garibaldi zu fechten, damit er sähe, daß, welches ihre Gesinnung auch sein möchte, sie tapfer zu kämpfen und zu sterben wüßten. Garibaldi reichte ihm die Hand mit dem Lächeln, das, ohne daß er es wußte, auch seine Gegner bestrickte, und sagte: „Das weiß ich und möchte das letztere nicht sehen müssen. Meine Achtung konntet Ihr, Hauptmann Manara, nicht verlieren: man soll die Menschen nicht nach ihren Worten, sondern nach ihren Taten beurteilen.“ Dann sprach er in froher Erregung von seiner Hoffnung, den Franzosen eine völlige Niederlage zu bereiten und das erprobte Heer gegen Italiens Erzfeind, Oesterreich, wenden zu können. Der Zwist mit Frankreich sei nur etwas Zufälliges und Vorübergehendes, das Werk einer ränkevollen Partei, die bald gestürzt werden würde. Das Notwendige sei, daß Mailand befreit und Oesterreich über die Alpen zurückgeworfen werde. „Das wäre möglich?“ rief Manara aus, indem er Garibaldi ungläubig, fast erschrocken ansah. „Wie denn?“ fragte dieser erstaunt. „Dachtet Ihr, Mai-

land sollte allezeit in dieser Knechtschaft bleiben?" — „Nein," antwortete Manara und lächelte traurig; „aber ich habe mich gewöhnt zu denken, daß ich den Tag der Befreiung nicht sehen werde." Garibaldi sprang ungeduldig auf, indem er ausrief: „Soll denn immer der größte Ruhm der besten Söhne Italiens ein tapferes Sterben sein? Leben und leben wollen müßt Ihr! In Euern Jahren glaubte ich mich noch unsterblich!" — „Ihr seid es vielleicht," lachte Manara und fuhr ernster fort: „Was mich entnervt hat, waren nicht die Entbehrungen und Leiden dieses Jahres, sondern die Einsicht in unsere Ohnmacht. Unsre Kette zerreißen wie ein wildes Tier, das haben wir können, nicht unsers Feindes Herr werden, weil wir es unser selbst nicht sind." Garibaldi schwieg und sann eine Weile, dann sagte er ruhig: „Wer unterliegt, scheint immer unrecht zu haben; mich soll das nicht irre machen. Wenn meine Mutter oder meine Brüder und Kinder im Elend sind, grüble ich nicht, ob sie es verschuldet haben, sondern versuche ihnen zu helfen und helfe ihnen hundertmal, wenn sie sich hundertmal wieder verderben, weil ich sie liebe." Nach einer Pause sagte Manara: „Ich möchte so fühlen und handeln können wie Ihr, und wenn ich Euch ansehe und mit Euch spreche, scheint mir fast, ich könnte es."

Garibaldi sah es als eine Gunst des Schicksals an, daß er an dem Tage, wo Montaldi gefallen war, zwei Männer fand, die diesem an militärischer Begabung und Hochherzigkeit gleichkamen, nämlich außer Manara den Reiterführer Angelo Masina aus Bologna, der sich bei dem letzten, den Ausschlag gebenden Angriff hervorgetan hatte. Er hatte sich in Bologna den Namen eines Patrioten, in Spanien Kriegsruhm erworben, war infolge der päpstlichen Amnestie in die Heimat zurückgekehrt und hatte, als äußere Feinde die Republik bedrohten, aus seinem eignen bedeutenden Vermögen fünfzig Reiter ausgestattet und nach Rom geführt. Er pflegte im Feuer der Schlacht so energisch zu leben, daß, wer ihn sah, meinte, Gefahr und Anstrengung seien das Element, in dem er sich heimisch fühle und sein ganzes Wesen könne spielen lassen, zwischen den Schlachten aber sich ganz der Muße des friedlichen Lebens hinzugeben, und glich dann einem weichlichen Schwelger, den weder Pflicht noch Ehre von seinem Lotterbett würde reißen können. Sowie er Garibaldi sah, entschied er sich für ihn und hing ihm an, wie wenn er durch Eideskraft gebunden wäre; denn während er die Frauen ebenso schnell vergaß, wie er ihnen häufig und in ehrlicher Meinung ewige Liebe schwur, schloß er sich Männern selten, dann aber unverbrüchlich an und hatte wenige Ueberzeugungen, an denen er niemals irre wurde. Durch diesen Mann fühlte sich Garibaldi glücklich bereichert; es war ihm, als hätte er in ihm eine neue, vernichtende Waffe gefunden, mit der er gegen Oesterreich kämpfen könnte.

Beim Einbruch der Nacht waren die Höhen still und menschenleer geworden: die Soldaten füllten die Schenken der Stadt und erzählten, was sie getan und erlebt hatten. Garibaldi ging nach der Kirche San Pietro in Montorio, um den Leichnam Montaldis zu sehen, der dort lag. Der alte Ripari hatte ihn erwartet und zeigte ihm traurig und stolz die neunzehn Wunden, mit denen der Tapfere gefallen war; sein Gesicht war klar und unentstellt. Lange betrachtete Garibaldi den schönen schlanken, festen

Körper, der das Siegel des Todes wie einen hohen Orden trug, in dessen Besitz er zum erstenmal die Augen schließen und in seiner eigenen Seele ruhen möchte. Dann hieß er den Arzt heimgehen und setzte sich zu dem Mohren, der ihn auf der zur Kirche führenden Treppe erwartete, um mit ihm die Totenwache zu halten.

An einem der ersten Maitage versammelte Garibaldi seine Truppen im Parke der Villa Borghese vor dem Tore del Popolo, um auf täuschenden Umwegen in den Süden zu gelangen und den König von Neapel, der mit seiner Armee die Grenze überschritten hatte, zurückzuwerfen.

Steh wieder auf, totes Heer, gleite noch einmal wie ein Echo stolzer Märsche über die veilchenblauen Hügel, die Zypressen und Rosengewinde schwärmerisch umkränzten! Steige aus deinen Gräbern, den versunkenen und vergessenen auf der Heide, und tauche deine entseelten Hände in den Frühling, mit dem du siegtest und starbest!

Wie Trompetenstöße fährt Garibaldis Legion vorüber. Die schwarze Feder nickt auf das braune Gesicht, der Mantel weht, die Hand späht am Degen; es sind Verbannte und Fremdlinge und Abenteurer, die die Heimat suchen. Sie sind schweigsam und haben wilde Träume und rasen vor Mut in glücklichen Schlachten; wie dunkle Wolken mit goldenen Rändern am Feuerhimmel jagen sie durch die gewitternde Zeit.

Die mit hellen Hörnern marschieren, sind die Bersaglieri. Kühn und lustig und getreu klopfen ihre Herzen, flink und leicht fliegen ihre Füße. Wie sind sie voll Mutwillen und Leichtsinn und Jugendblut! Kein Geschick ficht sie an, ihr Lachen fliegt an heiteren und wilden Tagen und läßt sich nicht fangen, bis der beinerne Pfeil des dämonischen Schützen es trifft und welk in den Staub tritt.

Herrlich wie Wasserstürze aufrauschen, galoppieren die Reiter Masinas. Lange Mähnen wallen spiegelnd über den blanken Hals der Pferde. Die Söhne der fetten Bologna halten sich festlich; sie haben wuchtige Arme und ein starkes Herz und glauben nicht, daß ihre Sonnen untergehen. — Die mit wehenden Locken um leuchtende Stirnen, die die Brust mit der dreifarbigen Schärpe umwunden haben, sind die Studenten. Sie drängen sich glühend zum Opferaltar, wirbeln die Fackeln ihres Lebens hoch in der Luft und werfen sie mit großem Schwunge nieder, die fallend erlöscht. Ein Haufen ungeselliger Fratzen streicht vorbei, mit Banditenhut und gezacktem Bart, das Messer im Gürtel. Sie haben Lust am Blut und keine Freude am Leben, wie wilde Tiere lauern sie dem Gegner auf und schleichen knirschend am Freunde vorüber. Aber dort, was für eine behende Schar sind jene, die den Säbel stolz und feierlich wie Knaben ein Spielzeug tragen? Kinder Italiens! Sie schlagen sich furchtlos wie Helden und grimmig wie fauchende Katzen, und wenn die Schlacht aus ist, wetten sie in Spielen und lachen zu Schelmenstreichen; nachts träumen sie von der Schule und denken heimlich an das Weinen einer armen Mutter.

O Heer des Frühlings! Er liebte dich, weil du mit ihm sterben solltest! Er kränzte deine Stirn mit Rosen und Lorbeer, die sich mit ihm

neigen und in Feuer verzehren sollte. Er überschüttete die quellende Erde mit Narzissen und Lilien, die dich begraben sollte, und entblätterte Tag für Tag die Krone der Sonne, damit deine Wege von rotem Ruhme rauschten. Er sang in Pinienhainen Lieder der Liebe und Heldengesänge, damit du melodischen Schrittes mit ihm hinunterstiegest in die Nacht. O Heer des Frühlings, er berauschte dich mit Sieg und Freiheit, ehe er dein Herz zerriß, um mit dir zu verbluten!

Um die Abendzeit lagerte das Heer auf einer Lichtung in den Albaner Bergen, wo zwischen vereinzelten Eichbäumen und brennenden Ginsterbüschen das edle Geschlecht der Asphodelen blühte. Einer der Herren hatte einen Hasen durch das Gras laufen sehen und schlug eine Jagd vor, an der sich Masina, Manara, Hofstetter und viele andere Offiziere beteiligten; Garibaldi, obwohl ein ausgezeichneter Jäger, machte nicht mit, sei es, daß er ausruhen oder daß er etwas bedenken wollte. Als die Truppen wieder im Marsche waren, bemerkte er im niedrigen Buschwerk ein Häschen, das sich, hinkend, mühsam fortzubewegen suchte, fing es ein, und da er sah, daß es an einer Pfote verletzt war, nahm er es mit sich, damit es nicht den Jägern oder einem Raubvogel wehrlos zur Beute fiele. Nach einer Stunde zog sich der Weg in einen Laubwald, dessen breite Zweige luftige Wölbungen bildeten und aus dessen Blättern und Stämmen heilsam belebender Wohlgeruch strömte. Beim Aufgange des Mondes, der noch nicht voll war, erhob sich nach und nach das Flöten der Nachtigallen, und es schien, da ihrer viele waren, die man nicht sah, als finge die Luft, von magischem Licht getroffen, zu tönen an. Garibaldi ritt allein, da die meisten Offiziere seines Stabes noch beim Jagen waren; nur der Mohr, der sich immer in seiner Nähe aufzuhalten pflegte, folgte ihm. Er hatte anfänglich die Ereignisse des kommenden Tages im Sinn, an welchem er auf den Feind zu stoßen rechnete; allein das flaumige Fell des kleinen Hasen und das furchtsame Herz, das gegen seine Hand klopfte, erinnerten ihn wieder und wieder an etwas weit Entferntes, Liebliches und Trauriges, und es fiel ihm endlich ein, daß dies eine Nacht in Montevideo war, wo er mit seinem erkrankten kleinen Kinde durch waldige Gegend zu einem Arzte geritten war. Es war ein kleines vierjähriges Mädchen, das er über alles geliebt hatte und das bald nach jener Nacht gestorben war, während er vom Hause und der Familie entfernt im Felde lag. Wie damals fühlte er einen zarten, weichen Leib an seinem Arm und seiner Brust, in dem geheim und leise wundervolles Leben spielte. Er stellte sich das runde Gesicht vor mit den meerblauen Augen, die zuweilen, wenn sie ihn betrachteten, einen zärtlich listigen Ausdruck hatten, wie wenn sie über ihn lächelten, die Berührung des Mundes, der süß und kühl wie eine betaute Rose war, und das Trüppchen kurzweiliger Finger, mit denen sie schwatzte und allerhand träumerische kleine Aufführungen machte. Dann dachte er an das winzige Grab in der grenzenlosen Raumesferne, in das der Körper, den er so oft geherzt hatte, gelegt worden war, und eine bitterliche Traurigkeit als wäre nichts mehr erstrebenswert, da er das Kind nicht wiederhaben könnte, legte sich drückend auf sein Herz. Aber er sagte sich, daß das geliebte Geschöpf, das Seele von seiner Seele war, nach den allweisen Gesetzen der gottvollen Natur nicht unerreichbar weit und nicht auf

immer von ihm getrennt sein könne; vielmehr müsse das Verwandte bei einander sein, nicht so, daß kurzsichtige Sinne es erkennten, aber durch einen Zusammenhang gleichartiger Kräfte, deren Leben die Welt wäre. Es könne sein, dachte er, daß sie nah bei ihm wäre, und ein Anschmiegen ihres Wesens an ihn mache, daß er an sie denken müsse; sie wäre vielleicht eine flinke Eidechse, die lautlos durch das feuchte Kraut glitt, vielleicht eine von den Nachtigallen, die im Gebüsche schlügen, vielleicht auch das braune Häschen, das warm und jetzt ganz still in seinen Armen gebückt saß. Das Weh, das er gefühlt hatte, verging allmählich in diesen Vorstellungen, als ob das Kind in Wirklichkeit wieder bei ihm wäre; er atmete ruhig den Dunst der steigenden Säfte und des mächtigen Blühens der Mainacht ein.

Am folgenden Abend wurden auf einem unbebauten steinigen Acker unweit Palestrina die Hasen zugerichtet, wobei Masina die Leitung übernahm, da er seine Kochkunst der Mangiagallis, die Manara anrühmte, überlegen hielt. Er schickte Soldaten nach Zitronen, Salbei und anderen Kräutern aus, um das Wildfleisch zu würzen, und half inzwischen die Spieße zuschneiden, an denen es sollte geröstet werden. Währenddessen tadelte er Manara und die Brüder Dondolo, daß sie von der Küche nichts verständen; denn ein Mann und vorzüglich ein Soldat dürfe nichts von einem Untergebenen besorgen lassen, das er nicht selbst besser machen könne. Er gehöre nicht zu denen, die vorlieb nähmen, sagte er, schlechte Küche sei barbarisch, auch wenn er in den Schluchten der Abruzzen oder in der Verlassenheit der Sümpfe sei und seine Mahlzeit mit der Degenspitze von der bloßen Erde essen müsse, sie müsse würdig sein, auf den Tisch des leckersten Pfaffen zu kommen. Freilich könne er alles selbst zubereiten, wie es sein müsse: er wisse die Reiskörner glatt, blank und durchsichtig zu machen und bis zu dem Grade anschwellen zu lassen, wo sie nicht hart und nicht weich wären; er könne den Spargeln das innerste Aroma aus den Fasern locken und den Geschmack des Wildes gleich entfernt von kälberner Nüchternheit und anrüchiger Fäulnis halten. Unterdessen waren die Hasen abgezogen, kleine Feuer angefacht und Stecken zur Aufnahme des Bratspießes darüber aufgerichtet. Masina ging von einem zum andern und paßte auf, daß weder zu rasch noch zu langsam gedreht wurde, nicht ohne daß Mangiagalli hineinredete und widersprach, was zu lärmenden Auseinandersetzungen führte, bei denen Masina recht behielt und Mangiagalli sich an dem Triumph, das letzte Wort vor sich hin zu brummen, genügen ließ. Die Truppen brieten sich Schaffleisch; der Rauch kroch zwischen den Steinen hin wie heißer Atem aus glimmenden Drachenmäulern. Aus der nahen Stadt kam auf Wagen Brot und der Wein des Landes, mit Jubel von den Soldaten begrüßt.

Garibaldi hatte die Einladung der Offiziere angenommen, lehnte es aber ab, von den Hasen zu essen, und ließ sich anstatt dessen geröstetes Schaffleisch reichen, weil er die einfachere Kost vorziehe. Während sie aßen und plauderten, schob Garibaldi von Zeit zu Zeit Blätter, die er vorher gesucht hatte, unter seinen Mantel und erregte dadurch die Neugierde der Offiziere, bis sie das Häschen entdeckten, das geschäftig kaute und seine runden Augen erschrocken herumgehen ließ, da es plötzlich viele Blicke auf sich gerichtet sah. Garibaldi lächelte lustig und sagte: „Das Häschen habe

ich euch gestern weggefangen und mir deshalb kein Recht auf den Braten zugemessen; da ihr nun doch alle satt werdet, getraue ich mich, es zu verraten." Sie wetteiferten, das kleine Waldwesen zu streicheln, und Masina sagte: „Bei Gott, wir sind ruchlose Störenfriede, daß wir so unschuldige Gesellen umbringen. Es ist gut, daß ich genug gegessen habe, für heute wäre mir der Leckerbissen verleidet." Garibaldi untersuchte die verwundete Pfote und fand sie genügend geheilt, um das Tier laufen zu lassen; er könne es nicht wohl, meinte er, mit in die Schlacht nehmen. Immerhin wollte er es nicht auf dem unfruchtbaren Acker, wo sie sich eben befanden, aussetzen, sondern trug es bis zu einem bewachsenen Saatfelde, das weiterhin an ein Gehölz grenzte; es spitzte die Ohren, schnupperte in der Luft herum und huschte mit langen Sprüngen in den Aehrenwald.

Am nächsten Tage fand das Gefecht bei Palestrina statt, in welchem Garibaldi die Napolitaner besiegte und bei dem er zum ersten Male die treffliche Schulung, die elastische Beweglichkeit und das pünktliche Funktionieren der Bersaglieri Manaras kennen lernte.

In die steile Stadt Velletri hatte sich der König von Neapel zurückgezogen, nachdem seine Truppen unter den Felsen von Palestrina von Garibaldi geschlagen worden waren, und beharrte laut darauf, dem Papst eine Straße nach Rom eröffnen zu wollen; allein im Grunde trachtete er danach, sich so eilig wie möglich diesem Feldzuge zu entziehen, weil er irgend ein Unglück für seine Person befürchtete, insbesondere in die Gefangenschaft Garibaldis zu fallen. Als in der Frühe des 19. Mai die ersten römischen Truppen in der Ebene sichtbar wurden, gebot er dem General Lanza nachdrücklich, es solle unter allen Umständen zum Gefecht kommen und die aufrührerische Rotte vernichtet werden, worauf er sich mit seinem Gefolge in die Kirche der Maria am Kreuzweg begab, um zu einem wundertätigen Muttergottesbilde zu beten, welches, vom Schwert durchbohrt, an gewissen kirchlichen Feiertagen aus der Wunde blutete. Es fand sich aber, daß das Bild, welches noch am Tage zuvor von mehreren Personen gesehen wurde, von seiner Stelle verschwunden und allem Anschein nach geraubt war. Die Aufregung, die deswegen in Velletri entstand, war nicht so groß wie der Schrecken des Königs, welcher das Verschwinden des Bildes an eben diesem Tage auf sich und sein drohendes Unglück bezog und in seinen Beichtvater drang, ihm Kasteiungen und Pönitenzen aufzuerlegen, durch welche er das Geschick von sich abwenden könne. Nachdem ihm ein längeres Beten aufgetragen war, zog sich der König in ein hohes, mit rotem Damast bekleidetes Schlafzimmer zurück und kniete unter heftigen Beklemmungen auf dem Betpult nieder; doch schien ihm diese Buße nicht zu genügen, und er verlangte zu beichten, obwohl er dies erst vor einigen Tagen getan hatte. Er hatte kaum damit begonnen, als ihm von den ersten Bewegungen des Gefechtes Mitteilung gemacht wurde, was ihn bewog, die fruchtlose Stubenweisheit des Generals zu verwünschen, der stets ungünstige Stunden und verhängnisvolle Orte zum Kampf wähle. In wachsender Unruhe eilte er durch die weiten Gemächer des Schlosses, von einem zum anderen Fenster, so daß einer seiner Adjutanten ihm den Rat unterbreitete, aufzubrechen und sich unvermerkt nach Neapel zurückzuziehen; hierüber indessen zeigte sich der

König entrüstet und bedrohte den Ehrlosen mit zornigen Worten, der ihm eine so feige Handlung zuzumuten wage. Die ersten Nachrichten, die vom Kriegsschauplatze eintrafen, lauteten überaus günstig, indem es sich bemerkbar machte, daß Garibaldi, der die Vorhut führte, ohne Wissen des Obergenerals Roselli hatte angreifen müssen und nicht unterstützt wurde; um die glänzende Tafel, an der der König mit seiner Begleitung im hellen Säulensaale die Mittagsmahlzeit einnahm, verbreitete sich üppige Laune. Er speiste noch, als ihm gemeldet wurde, daß einem Priester der Marienkirche auf geheimem Wege ein Zettel überbracht worden sei, des Inhalts, der berühmte Räuber Vendetta habe das Muttergottesbild entwendet und werde es gegen eine gewisse Geldsumme zurückstellen; er bewahre das unvergleichliche Heiligtum mit schuldiger Ehrfurcht, so daß es in den Händen des Heiligen Vaters selbst nicht besser vor Unbill geschützt sein würde. Der Schreiber des Zettels machte den Vorschlag, daß das vereinbarte Geld auf dem Standorte des Bildes niedergelegt werden, die Kirche von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang unverschlossen und unbewacht bleiben sollte; verbürge sich der Geistliche schriftlich oder eidlich dafür, daß den Räubern nicht aufgelauert würde, so würde in der Frühe des nächsten Morgens die Mutter Gottes wieder auf ihrem Platze stehen und weder Person noch Habe in Velletri angetastet werden.

Der König war über das wunderbare Wiederauftauchen des Bildes hocherfreut, und wies den Pfarrer an, sogleich auf alle Forderungen des Vendetta einzugehen, damit die Madonna so schnell wie möglich wieder an ihren Ort käme; bei sich aber war er der Meinung, daß der Pfarrer mit dem Räuber unter einer Decke spiele, und gab Befehl, eine Abteilung Soldaten solle sich in der Kirche verstecken, sich des Geldes bemächtigen, über die Räuber, wenn sie kämen, herfallen und ihnen das Bild entwenden, und zwar so, als ob sie es ohne Auftrag aus Habgier, auf eigene Faust täten. Am folgenden Tage sollte dann eine Feier in der Kirche stattfinden und womöglich das wunderbare Blut fließen, wozu bereits Vorbereitungen getroffen wurden; doch wurde dies alles durch die Wendung, welche das Gefecht nahm, unterbrochen, infolge welcher die Möglichkeit, von der republikanischen Armee eingeschlossen zu werden, in Betracht gezogen werden mußte. Der König wütete, er habe es vorhergesehen und vorhergesagt, er versuchte, durch das Fernrohr den Gang der Schlacht zu verfolgen, vermochte sich aber nicht zu sammeln, und kam endlich auf den Einfall, als Mönch verkleidet, oder denn mit Hilfe der Räuber, die in der Nähe sein müßten, zu entfliehen. Die Botschaften vom Schlachtfelde klangen jedoch insofern beruhigend, als der General es für durchaus tunlich hielt, daß das gesamte Heer Velletri räume und sich zurückziehe, was auch bei hereinbrechender Abendstunde ins Werk gesetzt wurde. Besonders ermutigte den König die Nachricht, die von seiner Umgebung vielleicht absichtlich, um ihn zu trösten, verbreitet wurde, daß Garibaldi verwundet sei; denn diesen fürchtete er um so mehr, als er ihn für einen Söldner des Teufels und letzteren im Grunde für viel freigebiger und pfiffiger hielt als die Heiligen, von denen er selbst abhing.

Der Obergeneral Roselli, welcher die Expedition gegen den König von Neapel leitete, hatte einen Feldzugsplan entworfen, in welchem ein

Zusammenstoß mit dem Feinde bei Velletri nicht vorgesehen war; auch dachte Garibaldi nicht daran, zu schlagen, doch als er Bewegungen des feindlichen Heeres bemerkte, die einen Konflikt zu bezwecken schienen, und nachdem ein Umblick vom höchsten Punkt der Ebene aus ihn in dieser Ansicht bestärkt hatte, entschloß er sich zum Angriff, um nicht zurückweichen zu müssen. Dem Hauptmann David, einem Bergamasken, befahl er, eilends zurück zum Roselli zu eilen und ihm die Lage, in der er sich befinde, vorzustellen; er möge ihm zu Hilfe eilen, da es sonst leicht um den Erfolg des Tages und um seine Truppen geschehen sein könnte.

Hauptmann David galt als ein Mann von großem Mute und war es auch in der Schlacht, wo er sogar mit einer gewissen Wildheit auf den Feind ging; aber er pflegte weder vorher noch nachher mit Genugtuung davon zu erzählen, wie viele andere taten, sondern sprach von allem, was zum Krieg gehörte, als von einer fürchterlichen Notwendigkeit, unter der man zweifelsohne zugrunde gehen würde, die man aber nicht von sich abwälzen könne. Auch sah er, ein großer, aber schmal gebauter, mit den Schultern etwas nach vorn gebeugter Mann, immer so aus, als ob er gewöhnt wäre, übermäßige Lasten zu tragen. War ein Gefecht in Aussicht oder auch während desselben, erging er sich gegen seine Kameraden in kummervollen Betrachtungen, nun gehe das Schießen und Stechen wieder los, wenn er nur viele Meilen weit entfernt wäre, er käme gewiß nicht lebendig davon, seinetwegen könne der Großmogul ganz Europa erobern, ihm solle es gleich sein, wenn er nur wieder Ruhe hätte. Er nahm Garibaldis Auftrag in dienstlicher Haltung entgegen, verabschiedete sich von den Umstehenden mit einem Blinzeln und Achselzucken, welches andeutete, daß er auf Erfolg weder im besonderen noch im allgemeinen rechne, und galoppierte blindlings davon.

Während Garibaldi noch Befehle ausgab, eröffnete Masina mit seinen Reitern die Schlacht, die aber, sei es daß sie selbst oder daß die Pferde den Krieg noch nicht genügend kannten, von einem plötzlichen Schreck ergriffen flohen und ihren Anführer schutzlos vor den feindlichen Reihen ließen. Garibaldi, der es sah und sich ihrer Flucht entgegenwarf, wurde von ihrer Wucht zu Boden gerissen und hätte, unter seinem Pferde liegend, in die Gewalt des Feindes geraten können, wenn nicht das Knabenbataillon flink zur Stelle gewesen wäre, um den General zu decken, der sich selbst nicht schützen konnte. Obwohl Masina seine Reiter inzwischen wieder gesammelt und in das Gefecht zurückgeführt hatte, sah Garibaldi den Augenblick sich nähern, wo die erschöpfte Minderzahl die gewonnenen Stellungen würde wieder freigeben müssen; da ertönten die Signale der Bersaglieri, die das Getöse der beginnenden Schlacht hergezogen hatte. Zwar hatte Manara geschwankt, ob er ohne Weisung Rosellis und eigentlich dem von ihm empfangenen Befehle entgegen, sein Regiment in den Kampf führen dürfe, und als Mangiagalli sich zur Stimme der ungeduldigen Soldaten machte und ungestüm den Wink zum Vormarsch von ihm erbat, glaubte er vollends das Gesetz vertreten zu müssen und gebot zu warten, indem er Mangiagalli seine unbotmäßige Keckheit verwies. Da er indessen selbst nichts anders wünschte und auch für richtig hielt, als Gari-

baldi zu Hilfe zu kommen, bereute er bald darauf, daß er seinen Stolz den Ausschlag hatte geben lassen und führte nun doch die dankbar jubelnden Soldaten auf den Kampfplatz. Ihm folgte darauf Ludovico Calandrelli, der nicht lange zögerte, als er bemerkte, daß für Rom und die Republik geschlagen wurde; dennoch zweifelte Garibaldi, ob ohne den Zuzug der Hauptmasse des Heeres der Feind aus seiner vorteilhaften Stellung würde geworfen werden können. Hauptmann David kam mit der Meldung zurück, Roselli habe diese Antwort gegeben: Er habe keine Schlacht gewollt; warum Garibaldi seine Pläne durchkreuze? Jetzt wären seine Soldaten beim Speisen. Wenn das erledigt sei, würde er kommen. Garibaldi sagte nichts dagegen, hieß David für sein zitterndes Tier sorgen, winkte Ugo Bassi, der in der Nähe war, und bat ihn, Roselli zu größerer Eile anzutreiben. „Das Volk hält Euch für einen Engel,“ sagte er, „nützt also Eure Flügel und Eure Feuerzunge, das Glück des Tages steht auf dem Spiele.“

Bassi traf das Heer mit den Vorbereitungen zum Abmarsch beschäftigt; doch hatte es den Anschein, als bemühe sich Roselli mehr, ihn zu hintertreiben als zu beschleunigen. Die erneute Botschaft Garibaldis verdroß ihn sichtlich, was Ugo Bassi nicht beachtete; vielmehr fing er an, den Verlauf des Kampfes zu schildern, ohne dazu ermutigt worden zu sein, mit lauter Stimme und so, daß es nicht nur der General und sein Stab, sondern auch die Soldaten hören mußten. Er sprach von Masina, wie er herrlich, als stürme ein Gott gegen zusammengerottete Titanen, allein dem frischen Angriff der geordneten Feinde entgegensprengte; von dem Sturze Garibaldis, wie es mit einem Male war, als lege sich eine zermalmende Wolke auf die mittelste Sonne, so daß nun alle Sonnen und alle Sterne, die sie hält, verwaisen: die Sterne schwanken wie bunte Lampen in Bäumen, die der Wind hin und her weht, viele erlöschen, in unermeßlichen Wellen zittert der Aether, durch den im nächsten Augenblick die entfesselte Welt stürzen soll, so stockte die Schlacht, als Garibaldis helles Haupt im Gewühl verschwand. Dann sprach er von den Knaben: eine Meute kleiner tapferer Hunde, die, mit den Zähnen in das Fleisch des Gegners geklammert, sich nicht abschütteln lassen, bis er nachgibt und flieht, drangen sie auf den übermütigen Feind ein und beschäftigten ihn mit ihrem hingebenden Ingrimm, bis Garibaldi wieder Herr seiner Kraft geworden war. „Dann,“ sagte er, „stand die Schlacht; ein einziger Mann mit Schwert und Fahne stand Garibaldis Legion vor den Mauern von Velletri, aus denen immer neue Scharen gegen sie fluteten. Kameraden, verlaßt ihr Garibaldi? Der rote Mittag siedet um sein kämpfendes Herz, zwischen heißen Steinen kauern Feigenbäume wie böse Tiere mit aufgesperrten Rachen, stürmende weiße Wolken über seinem Haupt erstarren in der feurigen Luft und bewegen sich nicht mehr. Kameraden, laßt ihr Garibaldi untergehen? Da klingen Schritte und klingen Hörner: so kommen die lombardischen Bersaglieri zur Schlacht!“

An dieser Stelle unterbrach Roselli den Barnabiten, indem er in gereiztem Tone sagte: „Sie hatten dazu keinen Befehl von mir!“, worauf Ugo Bassi forfuhr: „Das sagte Manara. Garibaldi antwortete: Gott schickt euch! Wie ein erlöschendes Feuer, das leise raschelnd am Boden kriecht, in großen Flammen aufschlägt, wenn es neues Holz ergreifen kann,

belebt sich nun die Schlacht; der Feind weicht erschreckt, Italiens Schwert lacht über seiner Flucht. Aber unter Velletris Mauern empfängt er neue Kraft und kehrt verdoppelt zurück. Für Rom streiten Helden: einer hohen Welle gleich, die, hundertmal vom Felsen zurückgeworfen, hundertmal wieder heranrollt, mit hochgehobenem Haupte erneuert Masina unermüdlich den Angriff; ein Turm im Meere, der unbeweglich aus dem Schwall und Strudel der Wellen steigt, steht Manara aufrecht zwischen seinen geduckten Schützen. Aber die unbesiegbare Masse des bourbonischen Heeres überschüttet die Tapferen. Kameraden, laßt ihr Garibaldi untergehn? Da krachen Kanonen: so melden sich Calandrelli und seine Braven."

„Auch er hatte keinen Befehl von mir," sagte Roselli, die Stirne faltend. Ugo Bassi fuhr unbekümmert fort: „Er hörte die Schlacht rufen und gehorchte. Seine Kugeln pfeifen wie laute Grillen durch den singenden Mittag. Hoch flammt Italiens Fahne; über dem rauchenden Altar, wo die Opfer verenden, wallt sie leuchtend von goldenem Blut und flattert stürmisch unter dem eisernen Himmel. Garibaldi siegt! Kameraden, was tatet ihr, als Garibaldi siegte?"

Die Bataillone, die in wachsender Unruhe die Erzählung des Predigers angehört und von Augenblick zu Augenblick lebhaftere Zeichen von Kampflust gegeben hatten, setzten sich tumultuarisch in Bewegung und folgten unaufhaltsam dem Priester, der ihnen voran zum Schlachtfelde eilte. Als Roselli mit seinem Stabe in Velletri anlangte, war die Schlacht geschlagen, und die bourbonische Armee zog sich in die Stadt zurück. Garibaldi führte den Obergeneral auf eine Anhöhe, von der aus er die Schlacht geleitet hatte, erklärte ihm die Lage und seinen Plan, dem Feinde den Rückzug nach Neapel abzuschneiden, was er für leicht ausführbar hielt; allein Roselli, der die plötzlich veränderten Verhältnisse nicht so schnell übersehen konnte und außerdem wegen der Vereitelung seiner eignen Absichten grollte, behauptete, was Garibaldi für Flucht des Feindes hielte, wären nur Scheinbewegungen, um irrezuführen, und sprach sich drohend über die Ereignisse des Tages und die Meuterei der Truppen aus, die gegen seinen Willen sich in das Gefecht eingelassen hätten; er werde, sagte er, über das Vorgefallene nach Rom berichten. „Eine Schlacht ist vorgefallen und ein Sieg gewonnen," sagte Garibaldi trocken; Roselli antwortete nicht und entfernte sich, um gelegenes Nachtquartier für sich und seine Umgebung zu suchen.

Garibaldi blieb auf der Anhöhe stehen und blickte über die verblassenden Hügel weg, zwischen denen Feuer glommen und dunkle Gestalten behutsam die Verwundeten und Toten trugen. Er dachte daran, daß die, über deren vergossenes Blut er heute triumphierte, Nahverwandte waren, die seine Sprache redeten, die zu befreien er aus der Ferne hergekommen war; das hohe Gefühl des Sieges schwand ihm darüber; er versank in tiefe Traurigkeit. Es schien ihm, als habe ihn das Schicksal, seit er wieder nach Italien zurückgekehrt sei, mit vorgespiegelten Feinden geäfft, an denen er sich heiß und müde kämpfe, um am Ende zu sehen, daß, was er getroffen habe, leere Schatten oder denn ungehaßte Brüder wären. So dürfe es nicht ferner gehen, sagte er zu sich, dieser Tag müsse ihm freie Bahn gemacht haben gegen den wirklichen Feind, den einzig innigst verabscheuten, Oester-

reich; so dürfe er sich seiner doch freuen. Er überdachte den Gang der Schlacht, das Verhalten der Offiziere und Soldaten, und berechnete mit Genugtuung das Maß von Talent und Tapferkeit, über das er verfügte, wobei Manara und Masina im Vordergrunde standen. Mit diesen meinte er die Mittel des Sieges in der Hand zu haben; zuvor gelte es nur, den Bourbonen auf eine Zeitlang unschädlich zu machen, und er verwünschte die Umstände, die ihn verhinderten, die Gelegenheit dieses Tages gründlich auszunutzen. Die ausgesandten Patrouillen brachten das Gerücht zurück, der König von Neapel sei im vollen Abzuge aus Velletri begriffen, und da bereits abgespeist war, strömten Schwärme von Soldaten ausgelassenen Mutes in die dunkle Stadt, wo sie die Nachricht bestätigt fanden und die Bevölkerung halb scheu, halb neugierig die berüchtigten Garibaldiner die öden Gassen hinaufsteigen sah.

Unter den Mauern eines weißen Palastes auf der Höhe von Velletri war ein alter Garten, den seit lange niemand mehr pflegte, so daß der ungehemmte Wuchs verwildernder Bäume dunkel über die einsamen Wege schwoll: dort wartete der Tod. Er kam mit der Nacht, zog, wie ein Raubvogel suchend, große Kreise über dem Garten und senkte sich langsam auf einen Orangenbaum, der neben vielen andern, die blühten, oberhalb einer breiten steinernen Treppe stand. Zwischen den Zweigen sitzend warf er ein mondfarbiges Netz aus, das sich wie Spinngewebe über die Stufen der Treppe, eine flache, steinerne Bank, die, vom Fuße derselben nach beiden Seiten ausgehend, einen runden Platz umgab, und über einen Brunnen in der Mitte des Platzes legte. In dem Brunnen stand totes, grünes Wasser, und aus dem Gefüge seiner Steine krochen langsame Käfer und schleimiges Moos; der flachgewölbte Rand sah aus wie eine Schlange, die auf der runden Brunnenmauer läge. Der Tod hatte über eine Stunde gewartet, als aus den Straßen der unteren Stadt Lärm herauftönte; bald darauf erschien Masina über der Treppe des verlassenen Parkes und rief, zurückgewendet, andern, die hinter ihm waren, zu, sie möchten ihm folgen, er hätte einen geeigneten Platz gefunden. Angelo Brunetti, der ihm nachkam, wandte ein, die Orangen dufteten zu stark, allein da Masina sagte, das gefalle ihm eben, desto schneller würden sie berauscht werden, gaben sich alle zufrieden und lagerten sich auf den Treppenstufen und auf der Bank: es waren Ugo Bassi, Manara, die Brüder Dandolo, Morosini, Goffredo Mameli und viele andere. Zunächst wurden einige unter der Führung Brunettis abgeschickt, um Wein herbeizuschaffen; sie trafen den Mohren, wie er gerade ein Faß in den Schloßhof rollte, und beredeten ihn, damit in den Park zu kommen, wohin sie auch den General einladen würden. Garibaldi war im Begriff, mit Nino Bixio den Tagesbericht zu verfassen, versprach aber, der Einladung zu folgen, wenn das Geschäft beendigt wäre und er sich hätte verbinden lassen; denn er war bei seinem Sturz an mehreren Stellen gequetscht worden. Niemand hatte vorher bemerkt, daß Garibaldi verwundet war. „Er ist in Wirklichkeit unverwundbar,“ sagte Mameli bewundernd, „da er die Wirkung der Wunden aufheben kann, bis es ihm Zeit scheint.“ — „Und nicht nur,“ fügte Leutnant Bonnet von Ravenna bei, „daß er selbst einen stärkeren Geist des Lebens besitzt, er teilt auch denen davon mit, die um ihn sind, wie Erde und Meer eine elementare Kraft ausdünsten,

die unsre Seele ermutigt." Inzwischen hatte Brunetti das Faß geöffnet, und die mitgebrachten Gläser füllten sich mit dem schwarzen Saft von Velletris kahlen Hängen. „Der ist auf kochender Erde gewachsen; man könnte eine Liebesbrunst in den Steinen damit entzünden," sagte Masina, indem er spielend die letzten Tropfen auf die Treppe fließen ließ, aus der er lag. Hauptmann Laviron, ein Belgier, erzählte, was er von der Schönheit der Frauen von Velletri und der feurigen Natur ihrer Gefühle gehört habe, die sie nicht nur in der Liebe, sondern auch in unerbittlich schneller Rache zeigten, worauf Rozzat ein Abenteuer schilderte, das er eben, durch die steilen Gassen stürmend, erlebt habe, von einem aufklingenden Fenster, einem trotzigen Mädchenkopf und flüchtig gewechselten bedeutungsvollen Worten.

Brunetti erzählte, daß viele von den Männern in Velletri, besonders aber die Frauen, es mit den Räubern hielten, und wußte eine seltsame Geschichte von der Gattin eines päpstlichen Beamten; diese, Meladura mit Namen, sei die Geliebte des großen Räubers Straziante gewesen, was niemand bekannt gewesen sei, nur ihre Untreue habe man vermutet und hauptsächlich daraus geschlossen, daß sie in gewissen Nächten nicht nach Hause gekommen sei; denn ihrer Behauptung, ein heiliges Gelübde halte sie fern, habe niemand Glauben geschenkt. Seit der Zeit, wo sie sich verdächtigt fühlte, habe sie immer einen Dolch im Gürtel getragen, und niemand habe sich getraut, ihr ins Gesicht zu lachen oder zu spotten, selbst ihr Gatte sei ihr vorsichtig ausgewichen, anstatt sie auszufragen oder ihr zu drohen; sie sei auch über alle Maßen schön gewesen. Doch habe der Mann sich hinter den Priester gesteckt und diesen gebeten, das Geheimnis der Frau herauszubringen, für welchen Fall er, so sei behauptet worden, ihm freie Hand gelassen und in die Rechte des unbekannten Nebenbuhlers einzutreten gestattet habe. Dieser Geistliche habe dann angefangen, bei der Beichte die Frau auf alle Art zu bedrängen und ihr, da sie seinen Listen unzugänglich geblieben sei, die Absolution verweigert und schließlich die Kirchentüre vor ihr geschlossen, worauf sie nachgegeben und den Namen des Straziante genannt habe. Darauf sei der Pfarrer heftig erschrocken, habe ihr mit beiden Händen Absolution für alles Vergangene und alles Zukünftige erteilt und dem Gatten empfohlen, er solle aufhören, die Frau zu belästigen, die zum Heile seiner Seele mühevolle Wallfahrten und andre heilige Uebungen anstelle und unter dem Schutze des Allerhöchsten stehe, seit welcher Zeit Meladura mit kaltem Lächeln und hohem Haupte unangefochten ihrer Wege gegangen sei.

Während die Römer lachten, ohne durch das Bild der stolzen Frau gerührt zu werden, bestürmten Laviron und Rozzat den Erzähler mit Fragen, wie lang die Geschichte her sei und ob die Wunderschöne noch lebe. Die Mailänder baten Goffredo Mameli, das Siegeslied vom 30. April vorzutragen, das er zum Gedächtnis hatte dichten wollen; aber er sagte, er habe es noch nicht machen können, weil, solange der Geruch von Blut und Frühling noch so stark um ihn lebendig sei, ihm nur Worte einfielen, die sich wie Taumel oder Wahnsinn läsen, wenn er sie niedergeschrieben hätte. Anstatt seiner sprach Ugo Bassi Verse aus einem Heldengedicht vom Siege des Kreuzes, das er als Jüngling gemacht hatte; denn er hatte Dichtungen und auch Musikstücke verfaßt, die er selbst auf der Geige mit unfehlbarer

Wirkung, wie berichtet wurde, spielen konnte, hatte aber diese Künste, in denen er niemals Meister gewesen war, seit Jahren ganz vernachlässigt. Die Strophen, die er vortrug, enthielten einen Gesang zum Tode verurteilter Christen, die in ihrer letzten Marter eine Vision dem Schmerz entreißt: ihr von der Liebe durchzucktes Blut wird ein Meer, das rächend die heidnische Welt verschlingt, und aus dessen befruchtetem Abgrund ein neues Rom wächst, ein ambrosischer Tempel, der alle Völker sammelt und unverrückbar wie die Sonne im Mittelpunkte der Menschheit steht.

Der kleine Luigi war während des Vortrages, an der Seite seines Vaters sitzend, eingeschlafen, der ihn nun mit Lorenzos Hilfe bequem auf die Steinbank legte, so daß sein Kopf auf Brunettis Schoße ruhte. Manara betrachtete den blonden Jungen und glaubte in seinem schlafenden Gesichte Aehnlichkeit mit einem seiner eigenen Söhne zu finden, die freilich noch um vieles jünger waren. Lorenzo und andere von den Jüngsten gingen umher und füllten die Gläser; triefend von der Blume des Weines schwankte die Luft um die verschlungenen Baumkronen, die weich und dunkel wie Wolken über dem Garten hingen. Als Masina nach Musik verlangte, sang der Mohr ein Lied aus seiner Heimat von der Sonne, dem grausamen Löwen des Himmels, vor dem sich Menschen und Tiere zitternd verbergen, von seinem Kampf mit dem Meere, das ihn endlich verschlingt, und vom Tanz der weißen Rehe, der Sterne, über seinem unermeßlichen Grabe. Die Weise war eintönig und grell und erinnerte an das Gedröhn entfernter Trommeln. Im Anschluß daran fing er an zu tanzen mit wunderlich übertriebenen Gebärden, und Rozzat, der sich in allen körperlichen Uebungen hervortat, gesellte sich zu ihm und versuchte, seine Sprünge und Bewegungen nachzuahmen und zu steigern. Dem Wilden gefiel der kecke Partner, der, klein und zierlich, mit der Behendigkeit einer Wasserwelle um die felsige Masse seines unerschütterlichen Körpers herumschlüpfte. Aus dem Tanz wurde ein Zweikampf, bei dem die Gewandtheit des Genfers nicht übel gegen die Wucht des Schwarzen bestand; dieser machte sich das Vergnügen, zuweilen den ernstlich Ergrimmten zu spielen und mit Zähnefletschen und brüllenden Lauten auf den Gegner loszugehen, dessen unwillkürliches Erschrecken ihn jedesmal zu Ausbrüchen riesenmäßiger Lustigkeit veranlaßte. Im zunehmenden Uebermut sprang Rozzat auf den hohen und schlüpferigen Rand des Brunnens und lief geschwind und geschwinder im Kreise darauf herum, verfolgt von dem Mohren, im unsicheren Gleichgewicht über der modernden Tiefe schwebend, bis Manara, der ihn liebhatte und seinen Hang, in gefährlichen Kunststücken zu glänzen, mißbilligte, ihn mit Gewalt herunterzog.

Dann mußte Manara singen; er stand im Rufe, eine schöne Stimme und meisterhafte Kunst des Vortrags zu besitzen, und man wußte, daß er die erlesensten Gesellschaften Mailands durch seine Musik verherrlicht hatte. Er sprang die Stufen der Treppe hinauf und sang, oben stehend, ein kurzes Lied von starkem, tragischem Zauber, dasselbe, das er, wie man in Mailand wissen wollte, unter dem Fenster seiner Geliebten gesungen, wodurch er sie bewogen hatte, ihm trotz des Verbotes ihrer Eltern anzugehören, und das aus diesem Grunde das Lied von Carmelita Fé genannt wurde. Er hatte es seit den großen Tagen von Mailand nicht mehr gesungen, vermutlich,

weil er sich durch solche Erinnerung an die zu Hause zurückgebliebenen Seinen zu erweichen fürchtete, und die Brüder Dandolo und Morosini blickten überrascht zu ihm hinauf. Es folgte dem Liede ein so gewaltsamer Beifall, daß er es wiederholen mußte; er sang es noch vollendeter als vorher, und es klang wie eine unentrinnbare Verführung, die Mond und Sterne vom Himmel herunter in den Schoß der Erde ziehen müßte. Man hatte den Eindruck, daß auf diese melodische Beschwörung etwas Wunderbares sich begeben müsse, und was nun geschah, erschien als ihre natürliche Folge: es trat nämlich auf den schmalen Balkon vor einem Fenster des Palastes, dessen Rückseite an den verwilderten Garten stieß, eine Dame im weißen Gewande, von der nichts zu erkennen war als die schmachtenden Bewegungen ihres hohen Körpers. Einer flüsterte Manara zu, das sei der Preis seines Gesanges, er solle gehen und ihn in Empfang nehmen, andere dagegen baten ihn weiterzusingen, was er, ohne sich sonderlich um die Dame zu kümmern, tat. Dagegen bemerkte Masina gegen den Hauptmann Laviron, der ihm zunächst saß, er habe noch niemals eine so schöne Frau gesehen, ihre Erscheinung habe sein Herz blitzartig entzündet, er müsse sie kennen lernen, stand auch wirklich auf und sah sich nach einem Wege um, auf welchem er zu dem Palast gelangen könnte. Die es sahen, lachten, auch Manara unterbrach sein Singen; Laviron, den das Feuer Masinas begeisterte, füllte sein Glas, rief laut: „Es lebe die Schönheit!“ trank es leer und warf es gegen den Rand des Brunnens, an dem es zersprang. Es schien, als ob die Dame den Ruf, und daß er ihr galt, verstanden habe, denn sie hob einen Arm wie zum Gruß und neigte sich ein wenig über die Brüstung des Balkons herab.

In diesem Augenblick klang durch die laubüberwölbten Wege des Gartens die Stimme Garibaldis, und alle horchten auf; auch der Tod rührte sich, so daß aus den Zweigen, zwischen denen er saß, vergilbte Blüten stürzten, und schwand ungesehen wie ein dunkler Rauch, der sich auflöst, über den Garten weg. Die Offiziere begrüßten den General, luden ihn zum Sitzen ein und boten ihm Wein an, doch lehnte er alles ab, da es zu spät geworden sei. Er sprach mit Manara über einige Beförderungen und Auszeichnungen bei den Bersaglieri, die er für tunlich hielt; vor allen Dingen aber wollte er Masina zureden, seine Reiter mit der italienischen Legion zu vereinigen und ihre Führung zu übernehmen, wovon er sich, nachdem er die schwungvolle Unerschrockenheit und Sicherheit des üppigen Mannes an diesem Tage wiederum kennen gelernt hatte, außerordentliche Erfolge versprach. Allein es zeigte sich, als man Masina suchte, daß er nicht mehr da war, und auch der Balkon, wohin sich unwillkürlich alle Blicke richteten, war leer; das konnte freilich ein Zufall sein, wurde aber natürlicherweise mit Masinas Verschwinden in Zusammenhang gebracht: „Das ist ein Mann!“ sagte Garibaldi zufrieden, als er hörte, um was es sich handelte, „nachdem er den Tag über sich geschlagen hat wie ein rasender Hirsch, geht er nach Mitternacht noch auf Raub aus.“ Bald darauf verließen alle den Platz, und das raunende Atmen der Erde unter den brütenden Bäumen wurde wieder hörbar.

Rogier van der Weyden.[1]

Von Karl Voll in München.

Zur Zeit, wo Jan van Eyck in Gent und Brügge den neuen Stil so glänzend vertrat, wirkte in dem benachbarten Brüssel als Stadtmaler Rogier van der Weyden. Er wurde in Tournai geboren und trug ursprünglich den Namen Roger de la Pasture; dieser wurde später in die germanische, uns heute noch geläufige Form übersetzt. Die romanische Namensform scheint darauf hinzuweisen, daß der Künstler nicht germanischer Abstammung ist; doch ist es gar nicht ausgeschlossen, daß seine Familie aus Löwen nach Tournai zog, dort ihren Namen französisierte, und daß Rogier bei der Uebersiedelung nach Brüssel die alte germanische Form wieder aufnahm. Er wird um 1400 geboren sein und trat 1426, wo er schon verheiratet war, in das Atelier eines vielbeschäftigten Künstlers namens Campin ein, der ein unruhiger, aber anschlägiger Mann gewesen zu sein scheint. 1432 wurde Rogier Freimeister und 1436 wird er bereits als Stadtmaler von Brüssel erwähnt. Ob er vor dem Eintritt in Campins Atelier sich schon der Malerei gewidmet hat, wissen wir nicht. Vielleicht war er vorher Bildhauer.

Ueber seine spätere künstlerische Laufbahn wird uns nichts erzählt; es sind nur einige Nachrichten über seine Familie und sein bürgerliches Leben erhalten, aus denen hervorgeht, daß er ein sehr frommer und ein wohlhabender Mann war.

1449 begab er sich nach Italien, um in Rom das Jubeljahr mitzufeiern, und er war damals bereits so angesehen, daß er, wie man glaubt, am fürstlichen Hof von Ferrara beschäftigt wurde. Seine ganze Persönlichkeit scheint in Italien großen Eindruck gemacht zu haben; denn man erzählte sich dort manche Aeußerung von ihm mit der Verehrung, die man den Worten großer Männer entgegen zu bringen pflegt. Rogier starb 1464 in Brüssel und wurde dort in der Kirche zu St. Gudula begraben. Nach allem, was uns über ihn berichtet wird, muß er einer der berühmtesten altniederländischen Künstler gewesen sein; sein Name wird nicht selten in unmittelbarer Verbindung mit dem des Jan van Eyck genannt. Leider ist uns aber nicht ein einziges Werk erhalten, das inschriftlich oder urkundlich für ihn gesichert ist. Wir sind auf Nachrichten von ziemlich spätem Datum angewiesen, um sein Lebenswerk festzustellen. Diese greifen aber so gut ineinander, daß eine freilich nicht große Anzahl von Gemälden als sichere Arbeit von Rogiers Hand zu bestimmen war. Der Künstler, von dem wir

[1]) Unser Mitherausgeber Professor Voll veröffentlicht demnächst eine „Geschichte der Altniederländischen Malerei von Jan van Eyck bis Memling“ (Verlag Pöschel und Kippenberg, Leipzig); der obige Aufsatz bildet ein Kapitel dieses Werks.

wissen, daß er einer frommen Bruderschaft angehörte, stellt sich nach ihnen als eine milde Natur dar, die zu einer weichen, lyrisch gestimmten Auffassung neigte.

Rogier van der Weyden ist nicht der gleiche schöpferische Geist gewesen wie Jan van Eyck. Er war einer, der Geschmack und Geschick genug besaß, um aus den herrschenden Richtungen sich derjenigen anzuschließen, die die Zukunft für sich hatte und auch an sich die wertvollste war. Als einen Schüler des Jan van Eyck, wie man das eine Zeitlang getan hat, darf man ihn trotzdem nicht betrachten. Er ist neben dem großen Meister von Brügge seine eigenen Wege gegangen und hat die künstlerischen Tendenzen der Zeit auf seine Weise verfolgt. Dadurch, daß er nun nicht gleichermaßen wie Jan van Eyck schöpferisch und energisch gewesen ist, stellt sich auch bei ihm der Unterschied zwischen der alten und der neuen Zeit lange nicht so schroff und unvermittelt dar. Schon die zarte, lyrische Stimmung seiner Werke erinnert lebhaft an die Art des Mittelalters. Er schreitet ferner nicht zu der gleichen Kunst und Vielseitigkeit der Individualisierung vor wie Jan van Eyck. Seine Kompositionen sind nicht so konzentriert und konzentrisch, sondern haben noch vieles von dem starren Nebeneinanderreihen des mittelalterlichen Stiles. Das Kolorit endlich hat besonders in der Behandlung der Fleischteile noch viel von dem übermäßig Hellen und Rosigen der alten Zeit, und die Körperbildung ist nicht entfernt so organisch wie bei Jan van Eyck.

Die wenigen Werke, die wir von ihm besitzen, tragen zwar keine Jahreszahlen, aber bei den wichtigsten von ihnen läßt sich doch die Entstehungszeit wenigstens beiläufig fixieren. So kann wohl auch jenes Gemälde, das von wenigen zwar aus Augenschein gekannt, aber in Reproduktionen viel verbreitet unsere Vorstellungen über die Natur seiner Kunst am stärksten beeinflußt hat, an den Anfang seiner Tätigkeit in Brüssel, das heißt gegen 1435 gesetzt werden: es ist die berühmte Kreuzabnahme im Escorial. Molanus und Karel van Mander erzählen uns, daß das Bild aus der Kirche Unserer Lieben Frau vor den Mauern zu Löwen für die Regentin Maria von Ungarn erworben wurde und daß es bei der Ueberführung nach Spanien bei einem Sturme mit dem Schiff untergegangen, aber durch die Wogen unversehrt ans Land getrieben worden ist.

Mit dieser Komposition hat Rogier den glücklichsten Griff getan, der je einem niederländischen Maler im 15. Jahrhundert gelungen ist; er ist bis auf den heutigen Tag durch sie populär wie kein anderer geworden. Das Bild wurde immer und immer wieder bis tief in das 16. Jahrhundert hinein nachgeahmt. An die Kreuzabnahme knüpfte sich auch der Name des Künstlers in unvergeßlicher Weise, und nur durch sie sind wir in die Lage gesetzt worden, das Werk des Meisters wieder zusammen zu stellen.

Das Bild ist in einer damals und auch später noch sehr beliebten Art, in der das Kreuz symbolisierenden Form eines T arrangiert. Vom Goldgrunde heben sich die überlebensgroßen Gestalten eindrucksvoll, wenn auch ohne besondere Tiefenwirkung ab. Der Kreuzesstamm ist genau in die Mitte gestellt; von ihm wird der Leichnam Christi in einer auf die Glaubwürdigkeit der Schilderung wenig Rücksicht nehmenden Weise herabgelassen. Der Oberleib Christi bildet gerade die Mitte des Gemäldes, links

bemüht sich Johannes mit einer der heiligen Frauen um die ohnmächtig zusammen gesunkene Maria, rechts steht die großartige Figur des heiligen Nikodemus, der die Beine Christi hält. Außerdem sind noch zu beiden Seiten einige wenige Figuren so geschickt angebracht, daß die Komposition nach rechts und links, allerdings nur in linearem Sinn, kräftig abgeschlossen wird.

Bewundernswert ist die gotisch stilisierte Zeichnung, die ohne gerade naturgetreu zu sein, durch die Empfindung und durch den Geschmack der Linienführung zu dem allerbesten gehört, was das 15. Jahrhundert hervorgebracht hat. Hervorragend ist besonders der in seiner Weise wundervolle Leib Christi. Er ist ja nicht anatomisch richtig und steht wie üblich in engerem Zusammenhang mit der damaligen Skulptur als mit der Natur. Die Zeichnung arbeitet auch nicht mit langen Linien, sondern wird immer wieder, wo neue Glieder und Gelenke kommen, gewissermaßen abgeknickt. Wie ferner das ganze Bild einen etwas zu weit getriebenen Parallelismus der Gliederung entfaltet, wie die Gestalt der Maria in die gleiche Lage wie Christi Leib gebracht ist, so gehen die Linien bei Christus, besonders an den Beinen, allzu sehr in der gleichen Richtung. Ueberall bemerkt man also Altertümlichkeiten und Voreingenommenheiten; trotzdem sind schöner und empfindungsvoller geführte Konturen als bei dem Christus der Kreuzabnahme kaum jemals im 15. Jahrhundert von einem Niederländer gezeichnet worden.

Dieser Rhythmus und die weiche Empfindung sind gewiß ein Erbteil aus der früheren Kunst, und da sie bei Rogier nirgendswo so eng und stark verbunden sind, so darf man darin wohl ein Zeichen dafür erblicken, daß der Altar in die frühere, wenn nicht früheste Zeit von seiner selbständigen Tätigkeit gehört.

Dazu kommt die schwere, allerdings sehr gewandt beherrschte Massigkeit der Gestalten. Selbst die Frauen haben fast alle etwas Heroisches. Die Magdalena aber hat gar in der mächtigen Bildung des Oberleibs geradezu etwas Gewaltiges. In späterer Zeit würde eben diese Figur in ihrem eng anliegenden Gewand Rogier Veranlassung geboten haben, die prunkvolle Eleganz des burgundischen Kostüms eingehend zu schildern; hier bleibt er aber noch im strengsten älteren religiösen Stil und trägt dem Realismus der neuen Zeit nicht mehr Rechnung als er eben muß.

Auch die noch ganz primitive Raumbehandlung deutet auf frühen Ursprung hin. Die Figuren sind nicht nur allzu eng nebeneinandergestellt, so daß sie sich kaum bewegen können, sondern sie gehen auch nicht in die Tiefe. Die Tafel wird noch durchaus wie eine Reliefplatte behandelt. Rogier ist niemals in Sachen der Perspektive sehr glücklich gewesen; aber kein anderes seiner Werke ist dermaßen unräumlich empfunden. Wenn nun die Kreuzabnahme den Charakter einer früheren Arbeit trägt, so muß sie immerhin doch nach der Lehrzeit entstanden sein. In all ihrer stilistischen Gebundenheit ist sie das Werk eines fertigen Meisters. Rogier verfügt völlig frei über Ausdruck und Geste, besonders die Bewegungen der Arme und der Hände sind schlechterdings ausgezeichnet. In dieser Hinsicht ist ihm sogar nie wieder gleich Gutes gelungen, soweit wir nach den erhaltenen Werken urteilen können. Diese rein menschliche Innerlichkeit hat er vielleicht nie wieder erreicht, außer in einem sogleich zu besprechenden Cyklus, den er wohl um die

gleiche Zeit für das Rathaus von Brüssel gemacht hat. Man wird an die Schilderung antiker Autoren über die feine psychologische Detaillierung und Steigerung der griechischen Meister des 4. Jahrhunderts vor Christus erinnert, wenn man die Vielseitigkeit analysiert, in der Rogier den Schmerz um Christi Tod dargestellt hat.

Rogiers Kunst, den seelischen Affekt so ergreifend zu schildern, hat nun Veranlassung zu einer irrtümlichen Charakterisierung des Meisters gegeben. Er wurde als der Dramatiker der altniederländischen Malerei bezeichnet, und man legte ihm ein leidenschaftliches Pathos bei. Gerade dieses aber ist ihm durchaus fremd. Er ist wohl einer der besten Stimmungsmaler der Schule, aber es gelingt ihm doch immer nur die Schilderung von ruhigen Zuständen. Er liebt keine hastigen oder gar leidenschaftlichen Bewegungen, und wo er eine lebendige Handlung zu erzählen hat, sucht er ihren Kern, wenn auch mit aller Deutlichkeit, doch so einfach zu entwickeln, wie es das betreffende Thema nur erlaubt.

So liegt das Ergreifende bei der Kreuzabnahme nicht sowohl in der Art, wie der Schmerz die Menschen überwältigt, sondern wie sie selbst ihm Herr werden. Sie trinken gewissermaßen die Tränen in sich hinein. Dem Künstler lag die kirchliche Bestimmung der Altartafel noch zu sehr im Blute, als daß er an den Ort der heiligsten Ruhe und feierlichsten Sammlung eine ungestüm bewegte Szene gesetzt hätte. In dieser Hinsicht ist er ganz und gar das Kind seiner Zeit, die in der Kirche sich noch immer zu bändigen wußte, wenn auch das politische Leben damals noch so wild und rauh war. Er hat die stilvollste Charfreitagsstimmung zum Leitmotiv der Kreuzabnahme gemacht, und daher erklärt sich auch der so lange Jahrhunderte andauernde Erfolg.

Aus alten Reiseberichten geht hervor, daß Rogier van der Weyden für das Rathaus der Stadt Brüssel einige sogenannte Gerechtigkeitsbilder gemalt hat. Diese scheinen den Fremden als eine Art Wahrzeichen der Stadt gezeigt worden zu sein und müssen ein außerordentlich großes Ansehen genossen haben. Sie sind leider 1695, als die Franzosen Brüssel belagerten, mit dem Rathaus verbrannt. Obwohl sich nun nach ihnen keine Kopien im eigentlichen Sinne des Wortes erhalten haben, so können wir uns doch recht gute Vorstellungen von ihnen machen; denn sie haben für die jetzt in Bern aufbewahrten berühmten Teppiche als Vorlage gedient, die die Schweizer nach der Niederlage Karls des Kühnen bei Granson im burgundischen Lager erbeutet haben. Diese Teppiche stellen genau die Szenen dar, die auf Rogiers Gerechtigkeitsbildern nach den noch in Abschrift erhaltenen Inschriften und nach alten Beschreibungen behandelt waren, und sie passen so völlig in Zeichnung, Bewegungen und Typen zur Kreuzabnahme, daß ein Zweifel an ihrem direkten, kopienmäßigen Zusammenhang mit den verbrannten Bildern ausgeschlossen ist. Nur die Komposition scheint insofern nicht genau wiedergegeben zu sein, als beim Hintergrund mehr Rücksicht auf die Erfordernisse des Teppichstiles, als auf Treue in der Reproduktion genommen wurde.

Von den vier Tafeln stellten zwei eine Legende aus dem Leben des Kaisers Trajan dar, der den Christen im Mittelalter wegen seiner Gerechtig-

keitsliebe als eine fast heilige Persönlichkeit galt. Die Originalbilder müssen wahrhaft imposant gewesen sein, und besonders glücklich war in dieser Hinsicht wohl die Gruppe, die eine Witwe zeigt, wie sie vor dem, auf stolzem Pferde reitenden Kaiser niederkniet und für ein, ihr durch dessen Sohn zugefügtes Unrecht um Sühne bittet. Die zweite Gruppe zeigte Trajan in stattlicher Rüstung unter seinen Getreuen stehend, wie er der Hinrichtung seines Sohnes zusieht.

Aus den Bildern spricht jene tiefe, vielseitig nüancierte Ergriffenheit, über die uns von den alten Augenzeugen, die die Originale im Rathaus gesehen haben, berichtet wird und die in ihrer erhabenen stillen Feierlichkeit völlig zur Stimmung der Kreuzabnahme paßt. Es scheint auch, daß Rogier hier, wie dort die Figuren überlebensgroß gebildet hat, um den würdevollen Eindruck noch zu steigern.

Die Rüstungen erlauben uns nun in Anbetracht dessen, daß die damaligen Maler in der Behandlung des Kostüms sich möglichst treu an die Tracht des Tages hielten, einen Rückschluß auf die Entstehung der Rathausbilder zu ziehen. Sie haben alle noch etwas Einfaches, zeigen besonders an den Helmen noch nicht die im späteren 15. Jahrhundert eingeführten Verbesserungen, sodaß die Bilder wohl aus des Künstlers früher Epoche stammen. Sie werden bald nach 1430 entstanden sein, vielleicht waren sie das Werk, mit dem sich Rogier als pourtraicteur de la ville einführte.

Der zweite Teppich schildert ebenfalls in zwei Abbildungen, wie der heilige Papst Gregor für das Seelenheil des Kaisers Trajan betet, und wie man dann in dem beigebrachten Schädel des schon einige Jahrhunderte vorher gestorbenen Kaisers durch ein Wunder Gottes die Zunge, die einst so gerechtes Urteil gesprochen hatte, noch frisch findet.

Die zwei andern Tafeln waren der Legende des Grafen Herkenbalt gewidmet. Die erste zeigte in schauerlicher Gegenständigkeit der Erzählung, wie der kranke Graf seinem gottlosen Neffen mit eigener Hand, im vollen Sinn des Wortes, den Kopf absäbelt. Auf der anderen Tafel war dargestellt, wie Herkenbalt vor dem Bischof den Mund öffnet und die Hostie sehen läßt, die ihm durch überirdische Gnade gereicht worden war. Diese Szenen sind so wahrhaft großartig gedacht, daß sie auch noch in der doch ungetreuen Reproduktion einen sehr starken Eindruck machen. Man begreift, daß Lampsonius, wie Karel van Mander erzählt, von den ernsten politischen Arbeiten, die er im Brüsseler Rathaussaal zu machen hatte, immer wieder zu den Gerechtigkeitsbildern mit dem Ausruf auffsah: O Rogier, welch ein großer Meister bist du gewesen.

Rogiers Gemälde scheinen nicht frei von Ungelenkigkeiten gewesen zu sein. Darum ist es nun sehr wichtig, zu sehen, daß damals seine Kunst zwar noch mancherlei mittelalterlich ungeschlachtes Wesen an sich gehabt hat, aber daß der Künstler schon in dieser frühen Zeit auch manche von jenen charakteristischen eleganten Motiven gefunden hatte, die durch sein ganzes Lebenswerk durchgehen: unter diesen ist vor allem zu nennen die hübsche Figur der am Boden sitzenden Frau vor Herkenbalts Bette, die eine Lieblingsgestalt des Meisters blieb.

Die Berner Teppiche haben endlich noch eine weitere Komposition

des Meisters aufbewahrt, eine Anbetung der Könige, die wohl auf ein, aus sehr früher Zeit stammendes, Original zurückgeht. Es ist sehr interessant, diese Darstellung mit einer Behandlung desselben Themas zu vergleichen, die wir aus Rogiers späterer Zeit besitzen: bei diesem Vergleich zeigt sich, daß die Anfänge von Rogiers Kunst sehr einfach gewesen sind, und daß er wohl auch nicht sehr rasch jene Anschaulichkeit und reiche Festlichkeit entwickelt hat, die ihn als einen der besten Meister der Schule neben Jan van Eyck treten ließen. Besonders auffällig ist an der Berner Anbetung der von der Seite kommende Engel, der ein Spruchband mit den Worten: Ne redeatis ad regem Herodem trägt. Diese noch aus der alten Kunst, wohl von den Miniaturen herübergenommene Figur bleibt später ganz weg. Der Künstler hat sie offenbar in seiner reifen Zeit als störend empfunden. Um so wichtiger erscheint die Beobachtung, daß der Typus der Madonna schon durchaus dem nahe kommt, den Rogier noch in seinen spätesten Werken angewendet hat.

Wenn wir von dieser Epiphanie absehen, so ist vielleicht das Wichtigste für uns, an den Berner Teppichen zu erkennen, daß die altniederländische Malerei zu so früher Zeit schon weltliche Stoffe mit gleicher Kraft behandelte wie religiöse. Die vollendete Lebenswahrheit des neuen Stils kommt in ihnen noch stärker zum Ausdruck als in den für kirchliche Zwecke bestimmten Gemälden; allerdings auch der Zwang, den die Tradition auf die Vertreter des neuen Stils ausübte. Es ist ja nur zu deutlich, daß in diesen Kompositionen noch überall das hieratische Element dominiert. Es wird noch lange dauern, bis die Kunst imstande sein wird, historische Stoffe unabhängig von den Gesetzen der religiösen Malerei zu behandeln.

Nicht sehr viel später als die Kreuzabnahme und die Rathausbilder wird der schöne Johannesaltar der Berliner Galerie entstanden sein. Die Komposition ist auf drei gleich große Tafeln verteilt, deren Einfassungen sehr reichlich mit architektonischen Details gefüllt sind. Ueber jede Szene spannt sich ein gotischer Bogen, der mit vielen Skulpturen bedeckt ist und den Darstellungen gewissermaßen als Einrahmung dient. Diese auffallende Betonung des Ornamentalen macht einerseits einen sehr hübschen Effekt, ist aber andererseits doch auch das Zeichen einer gewissen Unfreiheit. Man hat sie als eine Eigentümlichkeit der Schule von Tournai nehmen wollen; sie findet sich aber auch bei Dirk Bouts und wird vielleicht eher als eine Rückwirkung der Miniaturen auf die Malerei gelten dürfen.

Der Künstler zerlegt nun durch diese Bögen nicht nur das ganze Bild der Breite nach in drei Teile, sondern auch die einzelnen Felder der Tiefe nach in zwei Gründe. Vorne spielt sich der Hauptvorgang dermaßen ab, daß die Figuren im Bogenrahmen selbst zu stehen scheinen, während sich nach hinten der Blick auf weite, in gesonderter Perspektive behandelte Räume und Landschaften auftut, wobei auf den Seitentafeln solche Handlungen erzählt werden, die zu dem jeweiligen Hauptvorgang eine Art von begleitender Erläuterung bilden. Dadurch, daß die drei Felder gleiches Format haben, wird zwar keine der Szenen besonders hervorgehoben; das Mittelstück aber, das das wichtigste Ereignis aus dem Leben des Heiligen erzählt, zeichnet sich doch durch eine größere Feierlichkeit und durch etwas

größeren Maßstab der Hauptfigur vor den anderen aus. Die zwei Seitenfelder scheinen ihm gegenüber beinahe genremäßig behandelt, indem der Künstler links bei der Geburt des heiligen Johannes die Gelegenheit ergreift, die im 15. Jahrhundert so beliebte Schilderung einer Wochenstube zu geben, während er rechts bei der Enthauptung des Heiligen in allerdings sehr diskreter Zurückdrängung der profanen Elemente, das Gastmahl des Herodes schildert.

Diese genremäßigen Szenen sind eine höchst willkommene Ergänzung zu dem, was uns die Berner Teppiche über die Profanmalerei bei den Altniederländern sagen. Die Zurückhaltung und religiöse Befangenheit mag ja in der Bestimmung der Tafel begründet sein; aber sie ist im Vergleich mit dem, was bald danach, am Ende des Jahrhunderts von Memling geschaffen worden ist, doch allzusehr reserviert. Nicht umsonst sind diese kleinen köstlichen Partien gewissermaßen nur als Dreingaben behandelt. Die Künstler scheinen den Boden erst zu prüfen, ehe sie sich an die unmittelbare Darstellung des Lebens wagen und selbst so unheilige Vorgänge wie das Gastmahl des Herodes, werden mit allem Ernste, der sonst nur den Legenden gebührt, aufgefaßt.

Die Größenverhältnisse all dieser in den Hintergrund verlegten Partien sind so klein, daß sie mehr als dekorative Füllung erscheinen. In der Tat wirken sie auch außerordentlich schmuck und sogar zierlich. Hierdurch sind sie typische Vertreter jener Ansicht der altniederländischen Künstler, die den Vordergrund als den wichtigsten Teil eines Gemäldes ansah. Man war zu gewissenhaft, um den Hintergrund zu vernachlässigen, wohl auch zu erzählungslustig, als daß man ihn nicht benutzt hätte, um dort etwas freier als im Vordergrunde seinen persönlichen Liebhabereien nachzugehen; aber man behandelte ihn eben doch als ein Terrain von weniger Bedeutung. Jan van Eyck, der sich ja diesem Geschmack seiner Zeit nicht entziehen konnte, hat aber mit viel größerem Feingefühl, mit viel reinerer Auffassung der Aufgaben der Malerei den schroffen Unterschied zwischen den Vordergrunds- und Hintergrundspartien nicht gemacht. Er sucht, soweit es innerhalb der Grenzen des damaligen Stiles möglich war, einen Gesamteffekt zu geben. Dadurch, daß Rogier das nicht tut, zeigt er, daß er den ganzen Sinn der künstlerischen Umwälzung, innerhalb deren er doch eine sehr achtenswerte Rolle spielt, nicht erfaßt hat.

In Beaune hatte 1443 Nicolas Rolin, der Mäcen des Jan van Eyck, ein reich dotiertes Hospital gestiftet, das heute noch, abgesehen von einigen Erweiterungsbauten, in seinem ursprünglichen Zustand erhalten ist. In ihm befindet sich, jedenfalls nur wenige Jahre nach der Gründung des Hospitales gemalt, eines der bedeutendsten Werke Rogiers van der Weyden: das berühmte jüngste Gericht von Beaune. Christus als Weltenrichter thront oben in der Mitte, unter ihm steht, umgeben von vier Tuba blasenden Engeln, in Riesengröße von der Erde zum Himmel aufragend der heilige Michael mit der Seelenwage. Zu dessen beiden Seiten, aber noch hoch oben in der Glorie sitzen Maria und der heilige Johannes; hinter ihnen rechts und links je sechs Apostel, und wieder hinter diesen stehen links vier geistliche und weltliche Fürsten, während rechts in gleicher Haltung heilige

und vornehme Frauen dargestellt sind. Auf der Erde sieht man die Leiber der eben Auferstandenen, links werden die Seligen ins Paradies geführt, rechts die Verdammten den höllischen Qualen übergeben. Auf den jetzt abgesägten Rückseiten sind unter den kleinen Figuren der Verkündigung der Kanzler Nicolas Rolin und seine Frau Guigone de Salins vor ihren Betstühlen porträtiert. Zwischen beiden stehen die Figuren des heiligen Sebastian und des heiligen Antonius.

Rogier, der in der Kreuzabnahme einen auffallend gering entwickelten Raumsinn verraten hat, war selbst zu der Zeit, wo Rolin ihm, gewissermaßen als Nachfolger des Jan van Eyck, den ehrenvollen Auftrag gegeben hat, doch noch immer nicht recht im stande, ein großes Altarwerk leicht und frei zu komponieren. Er verteilt die Figuren und Gruppen in beinahe zusammenhangloser Weise über neun Tafeln, die unter sich kaum mehr äußerlich verbunden sind. Ihm ist die religiöse Bedeutung der Figur für ihre Anordnung innerhalb des Kunstwerkes wichtiger als jene Forderungen, die die künstlerische Architektonik und vor allem die malerische Rhythmik stellt. Hierin bleibt er selbst um 1450 noch immer den Gesetzen der mittelalterlichen Zyklenmalerei treu.

Trotz solch störender Altertümlichkeit macht das Ganze einen außerordentlich starken Eindruck. Die hervorragende, farbige Schönheit der in den Lüften thronenden Heiligen, die überraschend gut gezeichneten Akte der Auferstandenen, die packende Gewalt des Ausdruckes und der wahrhaft erhabene Ernst wirken geradezu imposant.

Die Stellung Rogiers gegenüber der wichtigsten künstlerischen Frage der Zeit, dem Realismus, wird hier besonders klar. Man glaubt überall Porträts zu erblicken und hat sogar für die hinter den Aposteln stehenden Männer und Frauen bestimmte Namen genannt, wie den Papst IV., Philipp den Guten von Burgund, Isabelle von Portugal u. s. w. Diese von der Tradition angegebenen Benennungen werden sich kaum aufrecht halten lassen. Die scheinbaren Porträts sind eben doch nur besonders scharf gezeichnete Typen von Heiligen.

Wenn wir nun auch auf der einen Seite bei Rogier einen außerordentlichen Fortschritt zur realistischen Behandlung der Menschengestalt gegenüber dem mittelalterlichen Stile finden, so sieht man auf der anderen Seite bei näherer Prüfung der Art, wie die Körper und Gelenke gebildet sind, daß die Schärfe der Zeichnung mehr auf einer höchst empfindungsvoll, sauber arbeitenden Technik, als auf klarer Erkenntnis des Körperbaues beruht. Die Köpfe sind meistens entweder zu rund oder zu flach gebildet, die Augen und der Mund mit unmalerisch scharfen Strichen so gezeichnet, als ob wir es mit Statuen zu tun hätten, die Hände sind übermäßig knochig, die Gelenke haben keine rechte Beweglichkeit und die einzelnen Körperpartien stehen räumlich genommen nicht im richtigen Verhältnis zueinander, sodaß Verrenkungen ganz unwahrscheinlicher Art entstehen. Ueberhaupt zeigt sich bei diesen Gestalten der schon oft bemerkte Zusammenhang Rogiers mit der Bildhauerschule von Tournai in ganz auffallender Weise. Der Realismus des Künstlers scheint nicht sowohl auf unmittelbarem Naturstudium zu beruhen, als vielmehr durch die plastischen Arbeiten jener Schule vermittelt zu sein.

Mit all den großen Schwächen machen aber Rogiers Figuren einen völlig glaubhaften Eindruck. Dieser kommt wohl hauptsächlich von der Behandlung des psychologischen Teiles. Der Künstler hält zwar mehr als seine Gesinnungsgenossen an der alten Tradition fest, aber er geht in der Auffassung der Vorgänge und ihrer Wirkung auf die Personen weit von dem alten Standpunkt des eigentlich mittelalterlichen, religiösen Bildes ab und weiß seine Gestalten mit menschlich wahrer Stimmung zu erfüllen. Er verfügt dabei über eine reiche Skala. Von der Erhabenheit Christi geht er über die unparteiische Ruhe des heiligen Michael zur hehren Mütterlichkeit der Maria, von der feierlichen Andacht der Apostel geht er über das reine Glücksgefühl der Seligen zu dem verzweifelten Schmerz der Verdammten. Unter der Gruppe der Unseligen, die in die höllischen Flammen hinabgezogen werden, hat nun der Künstler so ergreifende Figuren geschaffen, daß sie wohl bis auf den heutigen Tag das Hauptinteresse der Beschauer in Anspruch nehmen. Rein künstlerisch genommen stehen freilich die Seligen mit ihrer teilweise bezaubernden Innigkeit der Stimmung nicht minder hoch, aber Rogiers Phantasie war bei ihnen doch nicht so lebhaft angeregt, wie bei den ungleich reicher ausgestalteten Verdammten. Diese schildert er mit einer, zumal für jene Zeit, ganz überraschenden Vielseitigkeit der Motive. Er zeigt sie, wie sie sich in Verzweiflung die Ohren zuhalten, um den schrecklichen Klang der Posaunen des Weltgerichtes nicht zu hören, wie sie sich die Faust in den Mund stoßen, und wie sie, die Zähne fletschend in äußerster Ratlosigkeit, das ewige Verderben auf sich einbrechen sehen. Man hat gerade dieses Zähnefletschen als eine Art geschmackloser Uebertreibung genommen, aber hierin wurde dem Künstler unrecht getan. Er hat sich ja an die Worte der Bibel gehalten und lediglich den Spruch illustriert: dort wird Heulen und Zähneknirschen sein. Dieser Zug ist besonders interessant, weil er zeigt, wie trotz des künstlerischen Umschwunges manche Gesetze der mittelalterlichen Kunst immer noch lebendig blieben; eines der wichtigsten darunter war aber jenes, das eine möglichst wortgetreue Illustration des jeweils dem Kunstwerk zugrunde liegenden Textes vorschrieb.

Die Auferstehung der Toten hat Rogier Gelegenheit gegeben, den nackten Leib darzustellen, und mit Interesse prüft man nach, wie er sich zu diesem Problem stellte. Die Kenntnis des Körperbaues ist gewiß schon sehr achtenswert, aber irgendwelche tiefere Studien hat der Künstler nicht gemacht. Er geht nicht viel über das hinaus, was schon in den Miniaturen des Gebetbuches von Chantilly erreicht worden war und er erinnert in manchen Gestalten sehr lebhaft an das schöne Blatt von Gottvater im Paradies, das eine Hauptzierde jenes Buches bildet.

Von den neun Tafeln der Vorderseite verdienen noch besondere Erwähnung jene zwei, die rechts und links von Christus die Engel mit den Marterinstrumenten darstellen. In ihnen hat Rogier, der bei den übrigen Teilen des Werkes bis zum Erhabenen und Erschütternden fortgeschritten war, Typen von so reiner Lieblichkeit geschaffen, daß ihnen gegenüber irgend eine Einschränkung beinahe nicht möglich ist.

Auf der Rückseite interessieren uns vor allem die fast lebensgroßen Porträts des Kanzlers Rolin und seiner Frau Guigone. Sie sind viel-

leicht die einzige Partie des sonst so großartigen Meisterwerkes, von der man enttäuscht wird. Es bedarf eines genauen Studiums, um sich zu überzeugen, daß diese beinahe matten Bildnisse wirklich von derselben Hand herrühren, die die prachtvollen Gestalten der Seligen geschaffen hat. Rogiers Stellung innerhalb der Kunst des 15. Jahrhunderts ist eben noch nicht ganz frei. Er, der den Realismus nicht mit jener Rücksichtslosigkeit pflegt, wie Jan van Eyck, ist auch nicht zur höchsten Meisterschaft des naturtreuen Stiles vorgedrungen; das Porträt paßte nicht recht in seine Art. So innig er die Gestalten seiner Heiligen zu beseelen verstand, so wenig gelang es ihm, ein durchaus lebensvolles Bildnis zu schaffen.

Urkunden über die Ausführung des Beauner Altars sind nicht erhalten, wie ja auch die Zuschreibung an Rogier nur auf stilkritischer Untersuchung beruht. So sind wir auch in bezug auf die Datierung hauptsächlich auf Vergleichung mit den anderen Werken des Meisters angewiesen. Danach würde der Altar weder an den Anfang noch an das Ende seiner Tätigkeit passen, aber immerhin der Jugendzeit näher stehen als der Spätzeit. Er mag demnach bald nach 1443, wo das Spital gegründet wurde, begonnen und vor Rogiers Reise nach Italien fertig gestellt worden sein.

1449 trat, wie man ziemlich allgemein annimmt, Rogier seine Reise nach Italien an, um das große Jubiläum von 1450 in Rom mitzufeiern. Wir können die Reiseroute nicht genau feststellen, dürfen aber glauben, daß der Künstler sich eine zeitlang in Ferrara aufgehalten hat und am fürstlichen Hofe arbeitete. Schon am 8. Juli 1449 sah Cyriacus von Ancona in Ferrara ein Triptychon mit der Kreuzabnahme als Mittelbild. Die Flügel enthielten die Vertreibung aus dem Paradiese und das Bildnis von Rogiers Gönner Lionello von Este. Das Bild ist nicht erhalten und jedenfalls nicht, wie man lange Zeit angenommen hat, in einer Grablegung zu erblicken, die die Uffizien besitzen. Dieser Verlust ist besonders bedauerlich, weil es sich offenbar hier um eine Hauptarbeit des Meisters handelt, deren größter Teil übrigens wohl von ihm aus den Niederlanden mitgebracht worden war. Der Eindruck, den Rogier damit auf die italienischen Maler gemacht hat, muß sehr groß gewesen sein; denn Cyriacus meldet, daß Angelo von Siena sich sogleich dem Stile Rogiers als Nachahmer angeschlossen habe. Ueber einen anderen Italiener, der in Brüssel bei Rogier gelernt hat, Zanetto Bugatto, erhalten wir aus Urkunden interessante Nachrichten, die das große Ansehen des Meisters in Italien in helles Licht setzen. Mit Rogiers italienischer Reise bringt man eine Madonna mit vier Heiligen im Städelschen Institut in Verbindung. Das Bild trägt das Wappen von Florenz. Zwei der Heiligen, nämlich Kosmas und Damian, weisen auf einen Zusammenhang mit den Mediceern hin. Man hat nun gar in den Heiligen Johannes und Petrus, die links von der Madonna stehen, die beiden Söhne des alten Cosimo de' Medici, Giovanni und Piero, erkennen wollen und daraus den Schluß gezogen, daß Rogier das Bild während seiner Anwesenheit in Italien gemalt haben müsse. Diese Hypothese läßt sich jedoch kaum aufrecht erhalten; denn die Typen der beiden Heiligen kommen auch sonst noch in Rogiers Werken vor und sind darum keine Porträts.

Für das Arrangement der Frankfurter Madonna hat Rogier ein

in Miniaturen öfters vorkommendes Motiv benutzt: die Muttergottes steht mit dem Kinde im Arm vor einem offenen Zelt und hat zu beiden Seiten je zwei der erwähnten vier Heiligen, während zwei in den Lüften schwebende Engel die zurückgeschlagenen Zelttücher hinter der Gruppe nach der Art des Motives der mater misericordiae ausbreiten. Das kleine Stück gilt wegen seiner edlen Anordnung und äußerst delikaten Haltung für eines der ansprechendsten Werke von Rogier. Trotzdem hat es nicht den gleichen Charakter überzeugender, innerer Lebenswahrheit. Die Stimmung ist etwas zu sehr gebunden, und die Ausführung nicht ganz so scharf wie sonst.

Am 16. Juni 1455 gab Abt Jean von Saint Aubert in Cambrai nach seiner eigenen Aufschreibung dem Rogier van der Weyden Auftrag zu einem Altarwerk, das fünf Fuß im Geviert messen und elf Geschichten aus der Bibel darstellen sollte. Diese Maße wurden aber vom Künstler nicht genau eingehalten. Der vollendete Altar maß sechseinhalb Fuß Höhe auf fünf Fuß Breite. Er wurde 1459 an Dreifaltigkeit fertig und mit 80 Goldgulden bezahlt. Da der Abt ausdrücklich bemerkt, daß Rogier zu verschiedenen Zeiten an dem Bild gemalt hat, so sind wir nicht in der Lage, die genaue Arbeitsdauer festzustellen, was in Anbetracht der vorliegenden Maßangabe sehr wichtig wäre.

Der Altar ist leider verloren gegangen. Ob er von Rogier selbst gemalt war, ist übrigens bei dem geringen Preise fraglich; für jahrelange Arbeit waren 80 Goldgulden doch gar zu wenig. Nur unter der Voraussetzung, daß die Tafel von Cambrai ein Schulwerk war, darf man versuchen, eine oberflächlich gemalte, später zu besprechende Komposition, die sich im Prado befindet, mit ihr zu identifizieren; aber auch dann ist noch zu bedenken, daß es wohl ziemlich viele umfangreiche Werke aus Rogiers Schule gab, und daß außer den ungefähr übereinstimmenden Maßverhältnissen kein weiterer Anhaltspunkt vorliegt, der den Altar von Cambrai in jenem vom Prado erkennen ließe.

In die letzte Zeit des Künstlers gehört der große Dreikönigsaltar der Münchener Pinakothek. Das umfangreiche, stolze Werk stammt aus der Columbakirche in Köln und scheint für diese bestimmt gewesen zu sein; wenigstens befand es sich schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts dort. Im Hintergrund soll die Stadt Middelburg dargestellt sein, die erst zwischen 1450 und 1460 entstand. Diese leider nicht sicher beweisbare Annahme würde auch gut zu der späten Datierung passen.

Der Altar ist ein Triptychon, das in der Mitte die Anbetung der drei Könige, auf dem linken Flügel die Verkündigung und auf dem rechten die Darstellung Christi im Tempel zeigt. Das Mittelbild gibt den höchsten Pomp der damaligen Tracht mit so offenkundiger Vorliebe, daß sogar der Versuch gemacht worden ist, in diesen eindrucksvollen Gestalten die bedeutendsten Persönlichkeiten des stolzen burgundischen Herrscherhauses zu erkennen. In dem knieenden König glaubte man Philipp den Guten und in dem zur Seite stehenden jungen Fürsten Karl den Kühnen sehen zu dürfen. Die Aehnlichkeit mit den gesicherten Porträts dieser beiden ist jedoch keineswegs überzeugend, wenn sie auch für Karl den Kühnen nicht gerade abgestritten werden kann.

Rogier faßt die Anbetung in der herkömmlichen Weise auf. Die Fürsten sind eben in die strohgedeckte Ruine eingetreten, die der heiligen Familie als Obdach dient. Von der Seite her drängt sich durch das offene Tor die neugierige und staunende Schar des Gefolges. Durch die zerfallenen Fensterbögen schweift der Blick über grüne Wiesen auf ein reichbelebtes Städtebild. Ueber dem Ganzen ruht ein tiefblauer Himmel. Das Werk ist voll jener feierlichen Stimmung, die für Rogiers Stil charakteristisch ist; nur ist die Auffassung im Vergleich zu den früheren Bildern von ganz besonders abgeklärter Ruhe.

Im Münchener Dreikönigsaltar hat Rogier seine volle Reife erlangt. Das bedeutet aber nicht nur innerhalb seiner persönlichen Art einen Fortschritt, sondern auch innerhalb der Kunst seines Landes. Wenn sich jetzt eine gewisse Leichtigkeit der Behandlung einstellt, so ist das ja eine Eigenschaft, die mit der jahrzehntelangen Ausübung seiner Kunst zusammenhängt, die aber einen wesentlichen Fortschritt oder gar eine Neuerung nicht bedeutet. Dagegen ist es gerade gegenüber der früheren Anbetung der Könige auf den Berner Teppichen ein großer Fortschritt, daß die Szene ganz auf sich selbst gestellt ist, und daß jener Engel mit dem Spruchband Ne redeatis ad regem Herodem weggelassen wurde. Das Illustrationsmäßige der früheren Zeit, das Rogier mehr als Jan van Eyck in das 15. Jahrhundert hinübergeführt zu haben scheint, ist damit durchbrochen. Die Szene ist in sich abgeschlossen und läuft nicht mehr nach Art der mittelalterlichen Cyklenmalerei endlos weiter. Man muß nur an die noch recht primitive Art der Komposition des Beauner Jüngsten Gerichtes denken, um zu sehen, wie lange dieser in der Berner Epiphanie vertretene Stil sich bei Rogier gehalten hat, und welchen Fortschritt dann die Münchener Tafel bedeutet. Damit stellt sich nun aber auch eine viel größere Anschaulichkeit ein, als in den früheren Werken.

Wenn Rogier sonst mehr durch die Drastik der Erzählungsweise oder auch durch überlebensgroße Bildung der Figuren, vor allem aber durch die Stimmung gewirkt hat, so wendet er sich jetzt in erster Linie an das Auge, wozu schließlich das Motiv der stolzen Dreikönige auch alle Gelegenheit gegeben hat. Er hat ähnliches schon früher manchesmal versucht, namentlich in dem schönen Johannesaltar der Berliner Galerie; aber damals fehlten ihm noch die Konzentration und die Mittel, eine Szene in allen Teilen einheitlich zu entwickeln. Was er damals vielleicht instinktiv gewollt, aber nicht erreicht hat, das steht jetzt in voller Schönheit da.

Man würde jedoch den künstlerischen Verhältnissen des 15. Jahrhunderts schlecht Rechnung tragen, falls man trotz solcher Zeichen der inneren Reife einen prinzipiellen Unterschied zwischen der Jugend- und der Spätzeit des Künstlers machen wollte. Wenn auch eine unleugbare Entwickelung vorliegt, so geht sie nicht so weit, daß Rogier im Dreikönigsaltar sich vom archaischen Stil für immer und ganz entfernt hätte. Er weiß wohl dessen Herbheit und Härten zu mildern; aber noch immer bleibt er bei der mosaikartig von Einzelheit zu Einzelheit gehenden Technik stehen. Sowohl in der Zeichnung der Figuren, wie auch bei der gerade auf dieser Tafel mit besonderem Glück gepflegten Detailmalerei hat Rogier noch nicht eine wirkliche

Geschmeidigkeit und Elastizität gefunden. Der Körper des Christuskindes und überhaupt die Behandlung des Nackten liefern dafür den besten Beweis Die Gliedmassen sind gewissermaßen abgesetzt. Arm und Beine scheinen in den Körper so eingesetzt zu sein, wie das bei Gliederpuppen gemacht wird, und an ihnen, sowie an Händen und Füßen wird jeder Teil, jedes Glied noch immer eigens behandelt. Das gilt ferner von der Behandlung der Köpfe, z. B. von dem an sich doch ausgezeichneten Antlitz jenes ältesten der Könige, in dem man das Bildnis Philipps des Guten zu erkennen glaubte. Nur im Porträt des links knienden Stifters macht sich eine feine, zusammenfassende Weichheit bemerkbar, die beinahe aus dem Stil des Ganzen herausfällt und Veranlassung gegeben hat, daß man Memling als Urheber der Tafel vorschlug.

In der Raumbehandlung ist, wenn auch unter sehr kunstfertiger Verschleierung der primitiven Befangenheit, ebenfalls noch der alte Stil maßgebend. Die Figuren des Mittelbildes und der Flügel sind nicht so in den Raum gestellt, daß sie sich der jeweiligen Umgebung einordnen; sondern die wichtigsten unter ihnen sind über die Ausdehnung des ganzen Altars weg, ohne Rücksicht auf den Hintergrund, der doch in den drei Tafeln sehr verschieden ist, auf eine einzige vertikale Fläche gestellt. Sie sehen in der Anordnung der Gesamtkomposition aus, als ob sie sämtlich auf einem teppichartigen Band aneinander gereiht wären. Hinter ihnen und getrennt von ihnen entwickelt sich dann der Raum, der für die Situation jeder Tafel maßgebend ist. Es liegt also noch immer das Gesetz der Zweiteilung in der Tiefe vor wie bei dem Berliner Johannesaltar; aber seine Herrschaft ist nicht mehr so streng. Der Künstler hat einen großen Fortschritt darin gemacht, diese Altertümlichkeit durch geschickte Kunstgriffe zu verstecken.

Hierher gehört nun endlich auch die Landschaft des Hintergrundes, die sich so lachend schön und hell ausbreitet wie je eine in der altniederländischen Malerei. Nur ist zu bemerken, daß sie nach dem Schema der Zeit behandelt ist. Sie geht weder räumlich noch koloristisch mit dem Bild zusammen, und hat keinen anderen Zweck, als eben den Hintergrund lustig, sogar pikant auszufüllen. Merkwürdig ist der Gegensatz zwischen dem allzu breit ausgeführten Wiesenplan im Mittelgrund und der Architektur des Hintergrundes, die mit einer an dieser Stelle optisch gar nicht zu rechtfertigenden zeichnerischen Akribie behandelt ist. Der Effekt ist so köstlich, daß man die künstlerische Auffassung, die ihn schuf, gewiß nicht tadeln wird; aber er ist eben auf Kosten aller landschaftlichen Wahrscheinlichkeit erreicht.

Während das Mittelstück in alter Zeit nicht kopiert worden zu sein scheint, haben die Flügel wohl einen sehr großen Eindruck auf Rogiers Zeitgenossen gemacht. Sie existieren in zahlreichen, meistens allerdings sehr geringwertigen Repliken. Vor allem hat die Verkündigung, gerade wie die Kreuzabnahme im Eskorial, zu den populärsten Stücken der altniederländischen Malerei gehört. Das ist nun auch weiter nicht zu verwundern. Innerhalb der Kunst seiner Zeit und seines Volkes, war Rogiers Stellung, wie sich aus dieser Verkündigung besonders leicht dartun läßt, die, daß er den lyrisch gestimmten Charakter der mittelalterlichen Kunst beibehielt und nur die alten Formeln, da, wo sie ausdruckslos geworden waren, in einem gemäßigten

Naturalismus den Tendenzen des neueren Stils anpaßte. Er war kein Publikumsmaler, aber seine Art war der Allgemeinheit leichter zugänglich, als die des Jan van Eyck, zumal er diesem an künstlerischer Potenz weit nachstand. Das Konservative seine Stiles hatte wohl etwas Beruhigendes und mußte ihm viele Freunde gewinnen.

Wieviel dieses Element bis zum Ende seiner Tätigkeit bedeutete, das lehrt der enge Zusammenhang, in dem nicht wenige der Gestalten des Münchener Dreikönigsaltars, vor allem der Verkündigungsengel mit der älteren Plastik von Tournai stehen. Dasselbe konservative Wesen war allerdings auch wohl schuld, daß trotzdem Rogiers Bilder — wohl auf Wunsch der Besteller — so häufig kopiert wurden, die anderen Künstler sich weniger an ihn als an seinen großen Zeitgenossen in Löwen, den Dirk Bouts, anschlossen. Wenn bei Rogier einerseits leichter als bei Eyck die Verbindung zwischen der Malerei des 15. Jahrhunderts und der des 14. wieder herzustellen ist, so ist es anderseits schwer möglich, von ihm aus die Brücke nach der Kunst des 16. Jahrhunderts zu schlagen.

Das letzte Werk, das uns von Rogiers Hand erhalten ist, mag ein Altar sein, der sich in der Berliner Galerie befindet und den er für eine Kirche von Middelburg gemalt hat. Diese Stadt ist eine Gründung des Schatzmeisters Bladelin, der den Altar in Auftrag gegeben hat, und wird erst gegen 1460 das Aussehen erlangt haben, das sie auf Rogiers Tafel trägt. Der Berliner Katalog datiert das sehr schöne Gemälde um ungefähr zehn Jahre früher, wohl mit Rücksicht darauf, daß Schloß und Kirche von Middelburg schon 1450 fertig waren. Aber nach dem kleinen Umfang ist es doch nicht wahrscheinlich, daß der Altar zugleich mit den großartigen Gebäuden in Auftrag gegeben wurde. Er paßt auch nicht gut zu dem viel altertümlicheren gegen 1450 entstandenen Beauner Jüngsten Gericht und ebensowenig zu dem Münchener Dreikönigsaltar. Selbst dieser ist, obwohl er stattlicher und in der Ausführung noch besser ist, doch nicht so fortschrittlich. Vor allem hat Rogier den Raum in dem Middelburger Altar für seine Verhältnisse fast raffiniert behandelt. Die Teilung zwischen Vorder- und Hintergrund besteht noch immer; aber niemals hat der Künstler die Spuren dieser unorganischen Trennung so geschickt verwischt und niemals hat er die Figuren so frei in die Tiefe zu gruppieren versucht wie hier.

Das Mittelstück stellt die Anbetung des Kindes in der Krippe dar. Die Madonna kniet mit drei Engeln vor dem nackten Kind, links der heilige Josef mit der Kerze, rechts der Stifter. Auf den Flügeln wird links die Vision der tibertinischen Sibylle und rechts die Verehrung des in den Wolken schwebenden nackten Christuskindes durch die Dreikönige dargestellt. Die Außenseiten enthalten eine von Schülerhand gemalte Verkündigung.

Farbig gehört der Altar zum Allerschönsten der altniederländischen Malerei. Er besitzt einen wahrhaft köstlichen Schmelz, der die edle Einfachheit, in der das ganze Bild gehalten ist, nur noch edler macht. Rogier hatte in der Behandlung der Farben ein ähnliches Prinzip wie in der Formengestaltung. Er stellt sie ganz scharf nebeneinander, ohne Rücksicht auf Harmonie, Nuance und gegenseitige Beeinflussung. Auch das Kolorit behandelt er also mosaikartig; aber er läßt eine eigentlich bunte Wirkung

doch nicht aufkommen, und besonders im Middelburger Altar wußte er in der Gesamthaltung jeden noch so lauten Einzelklang aufgehen zu lassen.

Von den religiösen Bildern, die außer den besprochenen dem Meister zugeschrieben zu werden pflegen, ist als sicher von ihm herrührend noch zu erwähnen die prächtige, höchst stimmungsvoll aufgefaßte, im feinsten Glanz der Farbe leuchtende Magdalena der Londoner Nationalgalerie. Die Heilige sitzt in ihrem weit über den Boden gebreiteten Gewand still und ruhig da, in aufmerksame Lektüre des Gebetbuches versunken.

Die Tafel ist, wie man an der linken Seite sieht, wo noch Reste einer anderen Figur sichtbar werden, das Fragment eines größeren, leider zerstörten Bildwerkes. Die Zeichnung ist noch so hoch altertümlich, daß wir hier wohl vor einer Arbeit der früheren oder höchstens der mittleren Zeit stehen. Diese Annahme wird dadurch unterstützt, daß die Figur ähnlich wie die Gestalten des Beauner Altars ganz frei für sich gearbeitet ist und außer Zusammenhang mit den übrigen Gestalten der zerstörten Tafel zu stehen scheint.

In der Tat würde man, wenn nicht eben die Gewandreste zur Linken wären, kaum auf den Gedanken kommen, daß die Londoner Magdalena ein Fragment ist. Sie führt in beinahe zwingender Stimmung ein gesondertes Leben. Hier auch kommt Rogiers Fähigkeit, im Stile des Genrebildes zu arbeiten, die man sonst wohl bei ihm bloß ahnt, glänzend zum Ausdruck. Gewiß ruht noch der Zauber der religiösen Stimmung auf dem Bilde, aber daneben auch jene Poesie der Nachbildung des Lebens und Treibens der Menschen, ohne die die altniederländische Malerei ihre Höhe kaum erreicht hätte. Der Uebergang zum Genre wird hier noch nicht einmal versucht; aber er mußte gemacht werden, nachdem die religiöse Malerei so echt menschliche Situationen zu schaffen gelernt hatte, wie sie es in diesem herrlichen Gemälde getan hatte. Von hier aus können wir uns vielleicht noch besser als von den Berner Teppichen erklären, warum die Brüsseler Rathausbilder einen so großen und nachhaltigen Eindruck machten. Die Magdalena hat ja schon in einer der Gestalten der Herkenbaltlegende ihr Gegenstück.

Auffallend ist es, daß von Rogier, der nachweisbar als Porträtist sehr geschätzt worden ist, fast keine Einzelbildnisse erhalten sind. Unter den vielen Bildnissen, die ihm in öffentlichen und Privatsammlungen zugeteilt werden, stammt sicher von seiner Hand das Porträt eines Mannes in mittleren Jahren bei Herrn von Kaufmann in Berlin. Die Züge des Porträtierten haben einige Aehnlichkeit mit denen des Bladelin auf dem Middelburger Altar; doch ist es ungewiß, ob dieser selbst dargestellt ist. Die Auffassung ist sehr mild und weich. Die scharfe Porträtwahrheit, die das 15. Jahrhundert sonst liebte, war Rogiers Sache nicht. Dafür hat er dem Bildnis eine trotz aller Ruhe imponierende Haltung gegeben. Sehr nahe steht dem Künstler auch das Bildnis eines Jünglings in der Akademie-Galerie von Venedig, das die Devise trägt: Raison l'enseigne; doch ist dieses Stück so auffallend temperamentlos, daß Rogiers Autorschaft immerhin zweifelhaft ist.

Ein zur Zeit noch nicht gelöstes Rätsel ist der Marienaltar der Berliner Galerie, der wie der dortige Johannesaltar durch gotische, reich mit

Skulptur versehene Bogen in drei Teile zerlegt ist. Er wurde lange Zeit als das früheste der erhaltenen Werke des Meisters betrachtet und soll als Geschenk des Papstes Martin V. an König Johann II. 1445 nach der Karthause Miraflores bei Burgos gekommen sein. Das Gemälde blieb auch dort bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, nur sagt man, daß Karl V. es eine Zeitlang als Reisealtar mit sich geführt habe, eine Behauptung, die ziemlich gegenstandslos ist, weil das Gleiche von nicht wenigen Bildern gesagt wird.

Die alten Nachrichten passen nicht zu dem Befund des Bildes. Die architektonischen Details sind für ein angeblich so früh entstandenes Bild zu reich entwickelt, zu spielerisch und zu wenig organisch. Die Raumbehandlung ist für jene Zeit viel zu weit vorgeschritten, ist auch jedenfalls einheitlicher und glücklicher, als die vom Johannes- und selbst die vom Middelburger Altar, obwohl das Bild als Ganzes diesen beiden an Kunstwert weit nachsteht. Die Farbe hat einen fatalen, metallisch blinkenden Glanz, der einer viel späteren Zeit angehört und bei Rogier überhaupt nie vorkommt. Die Ausführung selbst ist für diesen hocharchaischen Meister viel zu geleckt; sie hat jene Mischung von gleichgültiger Mattigkeit und bestechender Sauberkeit, die den Schulwerken des späten 15. Jahrhunderts eigen ist, und so wird das Bild, trotz der alten Nachrichten, die man schon wiederholt darauf bezogen hat, doch nicht als eine eigenhändige Arbeit Rogiers anzusehen sein. Immerhin behält es zum mindesten den Wert, uns die Erinnerung an eine in alter Zeit hoch geschätzte Komposition aufbewahrt zu haben, von deren Popularität noch andere Kopien einzelner Teile des Werkes zeugen.

Die Antwerpener Galerie besitzt ein Triptychon, das für den 1460 gestorbenen Bischof von Tournay Jean Chevrot gemalt wurde und also zu Rogiers Lebzeiten in dessen Heimat entstanden ist. Es stellt die sieben Sakramente dar: auf dem linken Flügel die Taufe, Firmung und Beichte, auf dem rechten Flügel die Trauung, letzte Oelung, und die Priesterweihe. Das Mittelstück enthält die heilige Kommunion.

Das umfangreiche Werk ist schon seit langer Zeit lebhaften und berechtigten Zweifeln in bezug auf die eigenhändige Ausführung durch Rogier begegnet, und es ist in der Tat für ihn selbst zu hart und geistlos in der Malweise. Der vor kurzem durch Becker gemachte Versuch, es mit der von Dürer in Brügge gesehenen gemalten Kapelle zu identifizieren, die als ein Werk von Rogiers Hand erwähnt ist, führt nur auf Abwege; denn es handelt sich in Dürers Reisebeschreibung offenkundig nicht um ein Tafelgemälde, sondern um eine entweder ausgemalte oder mit „Tüchlein" behangene Kapelle. Aber wenn schon das Antwerpener Triptychon nicht als ein Original des Meisters gelten darf, so trägt es doch deutlich den Charakter seiner Schule und kann leicht aus seinem Atelier hervorgegangen sein.

Man sieht hier sehr klar, was Rogier innerhalb der altniederländischen Malerei für die Verbreitung der neuen Ideen geleistet hat. Das Thema ist an sich fast allegorischer Art, aber es wird in einer Weise durchgeführt, daß an Stelle übersinnlicher Symbolik eine fast genremäßige Schilderung des religiösen Lebens jener Zeit gegeben wird. Der Künstler stellt die ein-

zelnen Sakramente als Vorgänge dar, wie er sie in den Kirchen und im Familienkreise beobachten konnte.

Er spricht nichts über die Natur und Bedeutung der Taufe, sondern läßt uns sehen, wie der Täufling im Beisein der Taufzeugen von seinem Paten über das Taufbecken gehalten wird und von dem Priester, der eben den Paten nach dem Namen des Kindes frägt, das Chrisma erhält. In gleicher Weise sind die übrigen Sakramente behandelt und der Maler gibt so, wohl im Zusammenhang mit den eigentümlichen naturalistischen Tendenzen der Mystik vom 15. Jahrhundert, ein Bild vom Lebenslauf des Menschen von der Geburt bis zum Tode. Als reines Genre hat er natürlich diese sieben heiligen Zeremonien nicht geschildert, sondern er verlegt sie zum Teil mit Abweichung von der Wahrheit in die hohen Hallen einer gotischen Kirche und faßt sie so in einem auch kompositionell glücklich verwerteten religiösen Rahmen zusammen.

Bemerkenswert ist die Beobachtung, daß in diesem Stück sich bereits gegenüber den Anfängen der altniederländischen Malerei, trotz aller Schwächen der Ausführung, ein erheblicher Fortschritt in der perspektivischen Darstellung des Räumlichen zeigt. Man muß das Mittelstück nur mit der in so vieler Hinsicht verwandten Kirchenmadonna des Jan van Eyck vergleichen, um zu sehen, daß die Künstler sich jetzt schon nicht mehr diese Willkürlichkeiten in der Behandlung der Bauformen erlauben dürfen, die Jan van Eyck noch ohne Bedenken sich hat zu schulden kommen lassen.

Kompositionell sehr nahe verwandt ist dem Sakramentsaltar von Antwerpen ein großes Altarwerk im Prado. Dieses zeigt in einer gotischen Kirche den Kruzifixus mit Maria und Johannes unter dem Kreuzesstamm. Die Architektur, die, wie bei dem Berliner Johannesaltar als Umrahmung dient, enhält Szenen aus der Passion und außerdem eine Verherrlichung der sieben Sakramente, die viele Anklänge an das Antwerpener Bild aufweist. Das ganze ist nicht nur oberflächlich und grob gearbeitet, so daß Rogier als Urheber nicht in Betracht kommen kann, sondern entspricht in den Typen schon ganz denen vom Ende des Jahrhunderts; somit fällt auch die Möglichkeit, in ihm den oben erwähnten Altar wiederzuerkennen, den er 1455—1459 für den Abt von Cambrai gemalt hat.

Während die Madrider Kreuzigung zwar dem Sujet, aber nicht der Behandlung nach, dem Antwerpener Bild verwandt ist, so steht diesem gerade in bezug auf die Typen und die Malweise die Kreuzabnahme vom Mauritshuis im Haag sehr nahe, nur ist sie viel weicher und gleißender behandelt und kaum mehr zu Rogiers Lebzeiten entstanden. Sie weist bei sehr starken Anklängen an seinen Stil doch auch in dem gefälligen Kolorit und in einer gewissen Zierlichkeit Momente aus der Kunst vom letzten Viertel des 15. Jahrhunderts auf.

Die Uffizien besitzen in einer Grablegung ein Stück, das in Zusammenhang mit dem von Cyriacus in Ferrara gesehenen Triptychon gesetzt und vom Cicerone ein charakteristisches Werk von Rogiers eigener Hand genannt wird. In der Tat zeigt das Bild mancherlei Anklänge an seinen Stil, aber im übrigen weicht es völlig von seiner Art ab. Die Farben sind für Rogier nicht nur zu matt, sondern auch zu trocken, es fehlt die tiefe Inner-

lichkeit der psychologischen Auffassung, und die gesamte Anordnung hat eine, allerdings nur äußerliche Leichtigkeit, die zu Rogiers ernstem Wesen nicht paßt. Auch kommen zu viel sogenannte tote Stellen vor, als daß man an den Meister selbst denken dürfte. Er gerade hat ja die Tafeln nur allzusehr gefüllt. Das Bild gehört einem späten Nachahmer an, kann aber kaum als Schulwerk im eigentlichen Sinne des Wortes gerechnet werden.

In den Kreis Rogiers gehört eine in mehreren, nahezu vollständig übereinstimmenden Repliken erhaltene Komposition, darstellend den heiligen Lukas, der die Madonna malt. Die berühmteste dieser Repliken besitzt die Münchener Pinakothek. Sie galt nahezu allgemein noch vor kurzem als das von Rogiers eigener Hand gemalte Original. In neuerer Zeit wurde aber an dieser Bestimmung von vielen Seiten her lebhafter Zweifel erhoben und zwar mit Recht. Keine von den vier Repliken, die zunächst in Betracht kommen: in München, Petersburg, in der Sammlung Wilczek und im Museum von Boston hat trotz mancher Qualitätsunterschiede irgend welche besonderen Vorzüge über die anderen, so daß auch keiner das Verdienst der eigenhändigen Ausführung durch Rogier zugeschrieben werden kann.

Das Münchener Exemplar ist zwar nicht sehr gut erhalten; aber die anderen sind in keinem besseren Zustande und stimmen so völlig mit ihm überein, daß wir es zur Grundlage der Untersuchung nehmen dürfen. In den Figuren und vor allem in den Formen des Christuskindes ist die Beziehung zu Rogier offensichtlich. Es kann sich — scheinbar wenigstens — nur darum handeln, ob das Bild vom Meister selbst herrührt, oder eine Kopie ist. Maßgebend ist natürlich vor allem der Gesamteindruck. Dieser wirkt so liebenswürdig und fein, daß man, wenn die Typen nicht wären, vor ihm kaum an einen Künstler denken würde, der bis in die letzte Zeit seiner Tätigkeit einen so rein archaischen Stil vertreten hat.

Aber wenn man Rogier auch ausnahmsweise diese zerfließende Weichheit zutrauen wollte, so ist es nicht gut möglich, das Kolorit mit seiner sonstigen Farbenauffassung zu vereinigen. Rogiers Farbe ist fast immer starr. Die einzelnen Farbenkomplexe stehen unvermittelt nebeneinander, wie das auch nicht gut anders möglich ist bei einem Stil, der die Gestalten so gewissermaßen mit der Laubsäge sauber ausgeschnitten nebeneinanderstellt. Die außerordentliche Reinlichkeit und Klarheit seiner Kunst hat ihn zu solcher Schärfe geführt, wie er sie ja noch im Münchener Dreikönigsaltar geoffenbart hat. Die Lukasmadonna aber hat nichts mehr von dieser Starrheit des Kolorits. Ihre Farbe ist weich, sie bekommt bereits etwas Nuance, was sie bei Rogier nie hat. Wenn nun auch zunächst noch die Typen und die Zeichnung auf den Brüsseler Stadtmaler hinweisen, so ist es aus der Entwicklungsgeschichte des altniederländischen Kolorits ganz unmöglich, ihm das Bild zuzuschreiben.

Nun ist die Farbe ja teilweise nicht mehr gut erhalten, und es könnte darum der Einwand erhoben werden, daß das, was nicht zu Rogier paßt, durch unglückliche Restaurierung zu erklären sei; aber das Fremdartige muß von Haus aus dagewesen sein, weil die übrigen Exemplare — nach der Photographie zu schließen auch das Bostoner — mit dem Münchener hierin

übereinstimmen. Dazu kommt, daß die zeichnerische Behandlung, die doch in der Hauptsache intakt ist, genau das gleiche Verhältnis zu Rogiers Stil zeigt. Auch sie ist viel milder und mehr zusammengehalten. Das mosaikartige Aneinandersetzen der einzelnen Teile, das für den alten Stil so charakteristisch ist, hat einer geschmeidigen Linienführung Platz gemacht. Das Christuskind vor allem, das doch in seiner Anlage durchaus demjenigen des auf der gleichen Wand hängenden Dreikönigsaltars entspricht, unterscheidet sich in seiner flüssigen und weniger scharfen Ausführung prinzipiell von ihm. Dieser Unterschied betrifft aber nicht etwa solche Abweichungen, die durch Unterschiede im Alter des Meisters erklärt werden könnten, sondern ist eben durch den Wandel des Zeitstils zu erklären. Die Konzeption des Bildes mag allenfalls auf Rogier zurückgehen, aber die Ausführung stammt von anderer und zwar von späterer Hand.

Es ist jedoch überhaupt fraglich, ob die Komposition als Ganzes auf Rogier zurückgeht, und ob nicht vielleicht hier eine Mischung des Stiles verschiedener Künstler und darum eine Arbeit vorliegt, die durchaus einer späteren Zeit angehört. Zugunsten der Annahme, daß wenigstens die Komposition auf Rogier zurückgeht, spricht zunächst der Umstand, daß in der Figur des Evangelisten Lukas ein Bildnis Rogiers vorzuliegen scheint, und das könnte dann nicht gut anders ausgelegt werden, als daß uns hierin die Erinnerung an ein Selbstbildnis des Künstlers aufbewahrt sei. Es befindet sich nämlich in der Galerie von Hermannstadt das Porträt eines Mannes mit dem Totenkopf in der Hand, auf dessen Rückseite in der Schrift des 17. Jahrhunderts der Vermerk steht: Le pourtraict de maistre Rogir van der Weyde, faict de maistre dirick van Haerlem. In der Tat zeigt dieses Bild einen Mann, der dem Evangelisten Lukas auf der in Rede stehenden Komposition sehr ähnlich sieht; auch gehört es seiner Formenanschauung nach in den Kreis des Dirk Bouts, der ja von Haarlem gebürtig war. Wiewohl wir nun freilich in ihm keine Originalarbeit des Bouts, sondern nur eine späte Wiederholung zu erblicken haben, so scheint also doch die Bezeichnung auf guter Tradition zu beruhen und unverdächtig zu sein. Wenn aber nun der heilige Lukas ein Selbstbildnis ist, so wächst die Wahrscheinlichkeit, daß das Ganze auf Rogier zurückgeht. Dagegen weist die Ueppigkeit der Formen der Maria und die vielfach gegliederte Raumbehandlung eher auf einen Künstler, der sich bei Dirk Bouts gebildet hat. So ist an dem berühmten Werk noch vieles unklar.

Die Brüsseler Galerie erwarb vor einigen Jahren eine kleine Beweinung Christi, die von vielen als Rogiers Werk angenommen wird. Jedoch ist man auch allgemein über die reiche und sehr weiche Färbung des Hintergrundes überrascht, für die sich bei Rogier nirgendwo ein Parallele finden läßt. In der Tat ist es eine technische Unmöglichkeit für den jede Einzelheit auch im Kolorit so scharf accentuierenden Stil des Meisters, eine dermaßen frei und leicht vertriebene Färbung anzunehmen. Die Figuren sind ferner für ihn zu bequem im Raum arrangiert und nicht scharf genug in den Konturen von ihrer Umgebung getrennt. Der Charakter der Reliefplatte, den er sonst für seine Bilder so gern, allerdings auch so unmalerisch, beibehält, fehlt. Das Ganze ist bedeutend besser im Zusammenhang ge-

sehen, als das bei Rogier sonst der Fall ist, dafür aber mangelt die Kraft und der Ernst seiner Auffassung.

Es mag aber eine verwandte Komposition gegeben haben; denn es begegnen uns besonders aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts eine nicht geringe Zahl von Beweinungen Christi in Halbfiguren, die, trotzdem sie den Charakter ihrer Entstehungszeit nicht verleugnen, doch deutlich noch die Herkunft von Rogier verraten. Leider ist aber das Original, aus dem diese noch obendrein freibehandelten Teilkopien stammen, nicht erhalten.

Der Mann, dem die großartige Kreuzabnahme im Eskorial gelungen war, ist gewiß auch berufen gewesen, innerhalb der altniederländischen Malerei den Typus der Kreuzigung festzulegen. Es scheint auch, daß Rogier eine geschaffen hat; denn es gibt deren aus dem 15. Jahrhundert zu viele, die seinen Stil aufweisen, als daß sie nicht irgendwie mit einem gefeierten Original seiner Hand zusammenhängen müßten.

Die berühmteste dieser Kreuzigungen, die sämtliche nur Schulwerke sind, besitzt das Wiener Hofmuseum. Es ist ein nicht gerade großes Triptychon, auf dessen Flügeln in freier Landschaft die Einzelgestalten der heiligen Magdalena und Veronika stehen, während im Mittelstück das einsame Kreuz Christi emporragt. Die kniende Madonna umklammert den Kreuzesstamm, so wie das sonst die heilige Magdalena zu tun pflegt, und hinter ihr steht hilfsbereit der zu Christus aufblickende heilige Johannes. Rechts kniet der Stifter und seine Gattin in der burgundischen Tracht von ungefähr 1460. Im Hintergrunde dehnt sich über alle drei Teile des Altarwerkes eine weite, übermäßig helle Landschaft aus, die viel mehr, als das sonst bei Rogier der Fall ist, für den Aufbau und die koloristische Haltung des Bildes bedeutet. Die Komposition muß berühmt gewesen sein; denn sie kommt in Total- und Teilkopien öfter vor. Wahrscheinlich geht sie auf Rogier selbst zurück; doch war sie ursprünglich wohl nicht so elegant wie sie jetzt in Form und Farbe ist, wird aber dafür viel rassiger gewesen sein. In der Kathedrale von Antwerpen hängt eine mit dieser Kreuzigung nah verwandte Vermählung Mariä. Die Tafel ist in zwei Teile geteilt und enthält auf der linken Seite das sehr unglücklich angeordnete Stabwunder; auf der rechten geht vor dem schmalen Kirchenportal die Vermählung Mariä mit Josef vor sich. Es ist kaum anzunehmen, daß das geistlose Bild mit Rogier mehr zu tun hat, als entfernte Schulwerke mit den Arbeiten des Meisters gewöhnlich zu tun haben. Zahlreiche kleine Brustbilder der Madonna mit dem Kinde, die für die häusliche Andacht bestimmt waren, werden herkömmlicherweise dem Rogier zugeschrieben. Sie scheinen auf einen von ihm geschaffenen Typus zurückzugehen, der aber leider im Original nicht nachweisbar ist. Bei den meisten von ihnen liegt übrigens offenkundige Kontamination des Stiles von Rogier und von Dirk Bouts vor, manche mischen auch noch Elemente von Memlings Stil darunter. Es handelt sich bei ihnen und zwar auch bei den besser ausgeführten, um mehr oder weniger gut gearbeitete Dutzendware für den Hausbedarf reicher Familien. In der Regel sind sie im hohen Rechteck arrangiert; mitunter kommen sie auch als kleine Tondi vor, von denen Herr Rodolphe Kann eines kurz vor seinem Tod erworben hat.

Rogier van der Weyden ist, wie man das schon lange erkannt hat, kein Schüler des Jan van Eyck gewesen. Er hat gleichzeitig mit ihm und unabhängig von ihm gearbeitet. Die engere Schule, der er angehört, die brabanter, hat nicht so rücksichtslos mit der alten Kunst gebrochen wie die stolze eigenwillige von Brügge, deren Haupt Jan gewesen ist. Er ging der Natur der Sache nicht so kühn auf den Grund. Den großen Formproblemen, die die Wahrheit überall und um jeden Preis suchten, ist er nicht so tatkräftig nachgegangen wie Jan van Eyck. Seine Kunst hat nichts Ueberraschendes und Revolutionäres. Die alten Aufgaben der religiösen Kunst erfüllte er nicht mit einem neuen Geiste. Diese versöhnliche Haltung sicherte ihm denn auch einen populären Erfolg, wie er nur selten einem Meister in der Kunstgeschichte beschieden war, und wie ihn aber auch nur wenige so ehrlich verdient haben.

Frankreich, England und Deutschland.

Von Hans Thoma in Karlsruhe.

Was ich hier anstelle, ist keine Betrachtung über politische Tagesfragen, welche diese drei Länder bewegen und welche in neuester Zeit so ausgesehen haben, als ob diese Länder nicht mehr nebeneinander existieren könnten; — eine Meinung die dem gesunden Menschenverstande nicht einleuchten will; der ist ja immer beschränkt, lebt in den Tag hinein und will es nie begreifen, warum die Völker aufeinander schlagen müssen.

Es soll nur kurze Betrachtung versucht werden über die Beziehungen, welche diese drei Länder inbezug auf die Kunst zu einander haben, hervorgerufen durch die in Künstlerkreisen in neuester Zeit mit einer gewissen Heftigkeit aufgetauchte Frage, ob man in Deutschland internationale Kunstausstellungen veranstalten solle — man sagt, daß dadurch die den deutschen Künstlern so notwendigen materiellen Mittel ins Ausland wandern — und besonders bei der Sucht der Deutschen alles was fremd ist, auch für besser und wünschenswerter zu halten, als das was ihr ehrlicher alter Michel schon lang gemacht, also ihr Eigenstes gering zu schätzen.

In der Kunst spiegelt sich viel vom innern Wesen und Charakter eines Volkes, wie in Poesie, Literatur, Musik, so auch in den bildenden Künsten, und sie ermöglicht dadurch ein tieferes Kennenlernen. Im tiefsten Grunde beruht sie auf einer Notwendigkeit, die aus Charaktereigenschaften hervorgeht, über die man mit dem besten Willen nicht hinwegkommen kann und gegen die äußerliches Aneignen nicht aufkommen kann. —

Diese Notwendigkeit äußert sich sowohl im Schlechten wie im Guten. Die deutsche Philisterosität in Kunstdingen, die sich so leicht als engherzige

Rechthaberei — Nörglerei, Entrüstung und Theoretisiererei zeigt, wie Richard Wagner sie in seinem Beckmesser so wunderbar künstlerisch gestaltet hat, ist doch nur die Kehrseite des deutschen Triebes zur Gründlichkeit und zum hohen Ernste, mit der er sich einer Aufgabe hingeben kann. —

Da in der Kunst sich die Charaktereigenschaften auch des Individuums ausdrücken, deshalb wohl sind die Künstler so empfindlich, wenn man ihr Werk nicht anerkennt. Volkscharakter zeigt sich in den aus innerlicher Notwendigkeit, in den aus reinem Kunsttriebe hervorgegangenen Werken.

Schaltet man nun die materielle Frage, die Frage ob die heimischen Künstler durch internationalen Wettbewerb in ihrem Erwerbsleben geschädigt werden, aus, so kann man wohl dazu gelangen, gerade die internationalen Ausstellungen zu befürworten, denn die drei hauptsächlich inbetracht kommenden europäischen Länder könnten im Austausch gut aufeinander wirken, klärend, denn die nationalen Eigentümlichkeiten einer Kunst beruhen ja doch auf dem tiefern Grunde gemeinsamen Menschentums, welchem die Nationalität gewissermassen nur Kostüm ist, in dem sie auftritt und das man oft gerade recht erfreut in fremden Wesen erkennt.

Die moderne europäische Kunst ist doch, wenn man genauer zusieht gar nicht so gegensatzvoll, wie manche annehmen wollen, die vorzüglichsten Franzosen finden lebhaften Anklang und Verständnis bei jeder kunstsinnigen Seele — ohne alle Voraussetzung. —

Wir Deutschen haben in der Malerei der Anregung der Franzosen gar viel zu danken, sie hat manchmal wie eine Befreiung gewirkt z. B. aus den gar engen Banden einer „gemütvollen" Genremalerei, die so abgestorben ihr Dasein fristete, die wie alles Abgestorbene ein Hindernis für das Lebendige wurde — aus den Banden einer theatralisch posenhaften Historienkostümmalerei; die statt auf dem Schauen auf dem Arrangieren beruhte und in hochmütiger Art auf jede Malerei herunter sah, die sich nicht mit Darstellung hochwichtiger Begebenheit breit machte; der kraftvolle Courbet, der seelenvolle Millet, der feinfühlige Corot haben stark gewirkt, die Anschauung über Malerei wurde vielfach geklärt — man fühlte wieder, daß sie als Kunst der Ausdruck innern Schauens sein konnte und nicht dazu da ist, die belehrende Dienerin für historische Begebenheiten oder Volkskunde zu sein. Manches was man „als große Kunst" geschätzt, wurde zum Range des Bilderbogens degradiert.

Bedeutende Talente fanden in diesen Franzosen geradezu ihre Stärkung dem Kunstphilister gegenüber, dem geschworenen Feind alles Außergewöhnlichen und wenn dieses auch nur im friedlichen Kreise der Kunst sich äußern will. — Nun muß ich aber einen großen Unterschied machen zwischen französischer Kunst und Pariser Mode — gegen letztere haben die großen französischen Künstler einen harten Kampf gehabt, um das Wesen der Kunst durchzusetzen.

Es gibt halt in Deutschland wie in Frankreich auch, einige, nicht gar zu viele, gute Künstler, die mehr zu sagen haben, indem sie neue Entwicklung bedeuten; die verstehen sich schon; — auf den Ausstellungen hat zumeist der gute Durchschnitt das Wort. — Diese Mehrheit macht Prinzipien und Theorien, die sie destilliert aus dem jemaligen Standpunkt, auf dem sie gerade sich befindet.

Die englische Kunst ist in Deutschland weniger bekannt als die französische und das kann einem leid tun, denn in England ist mehr gute Malertradition vorhanden als in den andern Ländern, sie scheint ununterbrochen von den Niederlanden her fortgewirkt zu haben und so ist Technik und Aussehen der Bilder immer in einer gewissen wohltuenden Vornehmheit geblieben, in einer Farbenharmonie, die das Auge erfreut. — Der große Landschaftsmaler Constable hat ja auch auf Franzosen den guten Einfluß gehabt — eine schöne Wirkung der Internationalität. — Wie vornehm sicher sind Gainsborough, Reynolds, wie phantastisch ausgelassen Turner — der vornehme Ton setzt sich in den Präraфaeliten fort zu den modernsten Schotten. — Von Walter Crane ist ein sehr gutes Beispiel englischer Kunst in der Karlsruher Galerie: es ist der Raub der Proserpina. Urgermanisch im besten Sinne ist dieses Bild. — Ein wenig mehr Beachtung für diese englische Vornehmheit, man möchte fast sagen ruhige Gelassenheit in der Kunst würde uns Deutschen ganz gut bekommen, als Gegenwirkung zu der Verwilderung der unsere Maltechnik zu verfallen droht — die oft geradezu ein Bild unserer Aufgeregtheit und Unruhe zeigt, — an der auch das allermodernste Frankreich Anteil hat. Es wäre zu begrüßen, wenn mehr englische Bilder auf unseren Ausstellungen erscheinen würden, aber nur echte Bodenständige. — Es gibt wohl auch in England Pariser Treibhausgewächse. —

Der Unterschied zwischen den guten Werken der europäischen Nationen ist gar nicht so groß wie manche glauben wollen, und zwischen den mittelmäßigen und schlechten erst recht nicht. —

Die deutsche Kunst möge sich nur bestreben als würdiges Glied in der europäischen Kunst aufzutreten, als gleichberechtigt, nicht als Nachahmerin um äußerliche Manieren bemüht — mit dem Selbstbewußtsein eigenen Wesens — ohne Hochmut, aber unbekümmert um das, was das moderne internationale Kunstgigerltum von ihr sagt — dann werden gewiß die feineren Geister des Auslandes sie voll anerkennen.

Zur Entwicklung, zu einer gesunden Entfaltung der Kräfte einer europäischen Kunst können internationale Ausstellungen beitragen, ob in dem Interesse der Künstler, mit dem sie ihre Werke zu Markte bringen müssen, das ist eine andre Sache. — Die Kunst ist als Schafferin von Objekten doch auch gewissermaßen Industrie — von der die Künstler leben müssen — diese Fragen fallen aber dem Nationalökonomen anheim.

Wenn es ein Ding gibt, das über die Nationalitäten hinausragt und als allgemeines Menschheitsgut die Völker verbinden kann in ihren schönsten Daseinsregungen, sie wenn sie sich auch noch so fremd sind, einander als im Grunde doch gleichen Wesens zeigt, so ist es die Kunst. — Es sollte eigentlich die Religion sein, aber über die versteht man sich heutzutage noch gar nicht, die beruht immer noch auf Ueberzeugungen, für die man sich totschlagen läßt oder andre totschlägt. Wenn man nun im öffentlichen Leben die Kunst auch nicht gar zu hoch anschlagen will, ein kleines Bindeglied zur Völkerversöhnung könnte sie doch sein; man muß in unserer Kampfeszeit genügsam sein. Das Gefühl der Kunstgemeinschaft der Völker Europas könnte doch als Bindeglied betrachtet werden, damit sie sich nicht

gar zu sehr nur als sich fremde und deshalb feindliche Brüder fühlen.

Dieser ideale Gehalt der Kunst dürfte nicht allzugering angeschlagen werden, wenn dabei auch da und dort einmal Geld für ein wünschenswertes Werk nach England und Frankreich rc. rc. geht. —

Man sagt, daß England und Frankreich inbezug auf internationale Kunstausstellungen nicht entgegenkommend sind; wenn dies der Fall ist, so dürfen wir sagen, daß sie eben noch nicht kunstsinnig genug sind. Sind sie auf ihre eigene Kunst stolz, so kann man nichts dagegen sagen, hoffen wir daß wir ihnen das bald nachmachen lernen; sind sie hochmütig auf ihre Leistungen, so rächt sich dies bekanntlich in allen Landen in sich selbst. — Hochmut verträgt sich nicht gut mit dem künstlerischen Schaffen, denn die Perlen jeder Kunst entstehen aus dem tiefen Urgrund des Daseins — fast möchte man sagen, sie entstehen, sie werden nicht gemacht. — Ein Künstler hat kaum einen Grund hochmütig zu sein — erst wenn er als Kunstkenner auftritt — was er ja auch sein kann — wie z. B. ich jetzt, darf er hochmütig sein. —

Kenner sind immer ein wenig hochmütig, seien es nun Hundekenner, Pferdekenner oder sogar Menschenkenner — also auch Kunstkenner.

Die bildende Kunst und ihre Entwicklung beruht doch eigentlich auf der Erziehung des Auges zum Schauen — zu einer immer größern Feinfühligkeit darin — zu dem Schauen, das zur Schönheitsempfindung wird, losgetrennt von der Begierde, es ist das unnütze Sehen, dem begehrend jagenden Menschen eine Torheit. Es sei mir gestattet, einen Fliegende Blätter-Witz, der dies illustriert, zu erwähnen. — Ein Enthusiast zeigt einem dicken Bürger von einem Berge die herrlichste Aussicht in die Gottesnatur, wozu der letztere sagt: ja ja — ob sich das aber auch unserm Herrgott alles rentiert.

Wenn die Malerei einmal aus diesem reinen Schauen ihren Ursprung nimmt, dann wird sie eine Kunsteinheit sein, wie sie die Musik ist; wie diese ein Ertönen der Seele für das Ohr ist, so wird die Malerei ein Schauen der Seele sein dem Auge geoffenbart. Man wird dann keine Sklavendienste der Darstellung mehr von ihr verlangen, man wird sie nicht mehr nach ihrer Naturwahrscheinlichkeit beurteilen, wie das jetzt noch so allgemein geschieht. Wie die Musik ist sie dann fähig ihr eigenes Gesetz sich zu schaffen, nicht mehr Naturnachahmerin, sondern aus Seelenvorgängen Schöpferin für die Schönheit, die das Auge erfassen kann. — Dann fallen auch die Unterschiede und Streitfragen über erzählende und rein darstellende Kunst über Idealismus, Realismus rc. rc. hinweg — über all diesem und über aller Gegenständigkeit waltet frei schaltend die bilderreiche Phantasie — eine schöpferische geistige Tätigkeit spielend mit den Mitteln der Malerei — spielend in dem Sinne, wie man von der Musik sagt, daß sie gespielt wird. Die Photographie wird ihr dann alle Sklavendienste der Darstellung abnehmen, die macht alle Porträte doch noch besser — und die farbige photographische Darstellung ist nur eine Frage der Zeit. — Die Malerei wird noch einmal alle Konkurrenz mit der Photographie aufgeben müssen, da kann sie nicht mit. Sie wird dann auch die photographische Anschauung, die jetzt die moderne Malerei noch so sehr beherrscht, überwinden. —

Wir haben ja aus Höhenpunkten der Malerei genug Beispiele dieser ihrer Freiheit, die ich meine — aber unsre Zeit muß auch wieder dazu kommen — denn sonst wäre das Auge dem Ohre nicht ebenbürtig.

Die Sprache trennt die europäischen Völker schroff, sie macht sie einander fremd — und bei der menschlichen Beschränktheit, in der der Wilde noch schlummert, kommt die Natürlichkeit zum Vorschein, so daß sich immer gern ein Gefühl von Haß einstellt, wenn man nicht verstanden wird. — Die Kunst aber ist ein so allgemeines Band, daß durch sie dies Fremdgefühl einigermaßen aufgehoben wird. — So sind z. B.: die Japaner den Künstlern und kunstempfindlichen Seelen Europas seit vielen Jahren gar nicht so besonders fremd — ja ihre Tüchtigkeit, die Höhe ihrer eigenartigen Kultur wurde vorausgeahnt von allen denen, welche Sinne hatten für die so hoch entwickelte Feinfühligkeit in ihren Kunsterzeugnissen. Kultur ist doch wohl da, wo die Sinne der Menschen in dem Grade entwickelt sind, daß sie die Schönheit der Welt erfassen können, indem sie Kunstwerke schaffen, durch die sie diesem Schönheitssinn bleibenden Ausdruck geben.

Die Völker Europas sind zu sehr aufeinander angewiesen, sie sind durch den Verkehr zu nahe beisammen, als daß jedes derselben eine eigne Kunstanschauung haben könnte — und wenn, so ist das Kennenlernen dieser Unterschiede doch gar oft eine fördernde Wirkung zum Guten.

Das Gute in der Kunst jedes Volkes ist doch nur das, was aus tiefster Seele desselben ins Werk übergeht — Oberflächen und Modekunst sind vorübergehend. Tiefere Kunst kann keine andre als sittliche Wirkung auf die Menschen haben — denn sie hilft dazu sie zu Menschen zu machen. „Die Kunst hast du, o Mensch, allein."

Nationalökonomen können wohl ausrechnen, daß durch internationale Ausstellungen das materielle Wohl der deutschen Künstler geschädigt werde, und sie werden wohl recht haben; — vielleicht aber auch nicht ganz, auch die Rechner sind nicht unfehlbar. — Wenn die Entwicklung der deutschen Kunst durch das größere Gesichtsfeld das eine europäische Kunst bietet, zum Guten wächst, so ist das doch dann auch wieder etwas Gewinnbringendes. „Die Kunst geht nach Brot," ein altes Sprichwort — aber sie lebt nicht vom Brote allein. —

Daß man nun Massenausstellungen von ausländischen Bildwerken und zwar immer und immer wieder veranstalten soll, ist nun nicht gesagt; — eine kleine gewählte Zahl sagt meist bedeutungsvolleres aus über den Charakter einer Volkskunst als eine Anhäufung des Mittelmäßigen, des Marktgutes. Einzelne Künstler des Auslandes sollten persönlich eingeladen werden. — Das Füllen ganzer Säle mit Auslandsbildern ist vielleicht nicht ganz gut. Kleinere gutgewählte internationale Kunstausstellungen können auf unsere Kunst nur anregend wirken und sie haben auch noch jederzeit das Gute in der deutschen Kunst gefördert und oft demselben die Geltung verschafft, die ihm der Gewohnheitssinn vorenthalten hat.

Die großen Ausstellungen deutscher Bilder können ja doch dabei bestehen — sie sind eine Notwendigkeit in unsrer Zeit.

Man sagt nun, daß Franzosen und Engländer kein Entgegenkommen

zeigen, indem sie nicht deutsche Bilder bei sich aufnehmen; ganz ist dies doch nicht der Fall und es gibt deutsche Künstler, die in Paris und London Förderung erfahren haben. — Von einem weiß ich es gewiß — in einer kritischen Zeit, als in Deutschland gar niemand etwas von ihm kaufen wollte, hat in der Münchner Ausstellung anfangs der 70er Jahre ein Engländer zwei Sommer hinter einander mehrere Bilder von ihm gekauft und ihn dadurch über Wasser gehalten, auch wurde die erste Kollektivausstellung seiner Bilder zu einer Zeit, da er in Deutschland allenthalben auf den Ausstellungen refüsiert wurde, 1884 vom Kunstverein in Liverpool veranstaltet, es waren 60 Bilder; und er ist doch gewissermaßen auch ein deutscher Maler.

Mein Wunsch wäre der, daß ein recht reges europäisches Kunstleben recht viele und recht individuelle Blüten treiben möge — ein rechter Wettkampf zur Anregung und Aufmunterung und zwar so, daß, da jedes Volk in seiner Kunst zur Uniformierung neigt, d. h. zu einer Art von Einschränkung, daß man meint, nur so und nicht anders müßten Bilder sein, wenn sie gut sein sollen, daß sehr oft ein Stoß von auswärts kommt, der da zeigt, daß man auch ohne diese Uniformierung und gegen die Wege der Kunst finden kann. —

Diese Uniformierung geht oder ging oft recht weit — in meiner Anfängerzeit in Karlsruhe 1860 war nur die Eiche eigentlich der malenswerte Baum und als ich einmal mit einer Weide anrückte so galt ich schon für einen Revolutionär. — Nachher kam die Weide in die Höhe und zu einer Art von Alleinherrschaft — dann die Pappel — Genrebilderbauern durften nur in kleinerem Formate gemalt werden und da ich einmal einen Pfründner lebensgroß malte, hieß man mich gleich Sozialdemokrat. — Er war nicht schlecht gemalt aber ich habe ihn doch wieder herunter gekratzt. — Jetzt darf man Bauern und Proletarier schon $^5/_4$ lebensgroß malen und gilt immer noch als konservativ. —

Ich meine, daß so manchmal ein internationaler Anstoß manche engherzige Lächerlichkeit, die ja weiß Gott nichts zu bedeuten hat, aber doch auf die ganze Entwicklung hemmend wirkt, über den Haufen werfen kann — dabei erlaube ich mir noch zu sagen, daß nicht etwa nur wir Deutschen solche Kunstlächerlichkeiten haben, sondern auch die Engländer haben welche und die Franzosen haben auch ihr Teil. Nicht nur die Ausländer für uns, auch wir Deutsche können in vielen Dingen der Kunst für sie als Befreier und Weitertreiber in Betracht kommen.

Ich bin also sehr für internationale Ausstellungen aber nicht für Massenüberschwemmungen von ausländischen Bildern. — Eine strenge Jury müßte von ausländischen Bildern nur das bedeutendste auszuwählen versuchen. — Daneben dürfte sie manchmal inländischen Künstlern gegenüber etwas milder gehandhabt werden. Vom Ausland nur das beste, und wenn wir dadurch auch in der Meinung bestärkt werden, daß im Ausland alles gut sei, so schadet es auch nichts. — Wir haben dann nur mit dem Guten zu wetteifern. —

Mittelmeerphantasien.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Auf einer Mauer oben über Tunis saß ich vor fünf Jahren, zeichnete einige weiße Dächer und was sonst sich kalkhell vom blauen Meeresspiegel abhebt, und hörte mit halber Geduld, was mir ein jugendlicher Araber in ordentlichem Französisch über die Vorzüge des Bazars seines Herrn Vaters vortrug, eines Bazars, in dem die Fremden nicht wie in anderen ähnlichen Geschäften betrogen werden sondern wo man sozusagen aus Menschenliebe allerlei Armspangen, Schleier, Teppiche und Allah weiß, was sonst noch alles, abgibt. Ich solle nur wenigstens einmal kommen und die Einrichtung ansehen und sicher würde ich sagen, daß in Paris auch keine schöneren Läden seien. Paris! Die ganze neue Abendlandskultur in Tunis, Algier und Oran stammt von Paris. Die Hotels, die großen Schaufenster, die Zeitung, die Buchhandlung, die Kathedrale, alles von Paris! Man fährt auf der Eisenbahn wie in Frankreich, ißt nach der französischen Speisekarte und sieht französische Offiziere mit langen Säbeln über den Platz der Republik spazieren. Aber hinter dieser dünnen Oberflächenkultur ruht abgrundtief noch eine alte ganz andere, viel zähere Kultur, das muhammedanisch-jüdische Mittelalter. Hinter dem Franzosenviertel liegt die rechtgläubige Altstadt, jenes für den Europäer fast unfaßbare Gewirr von Winkeln, Kleinkram, Schmutz, Biederkeit, Schlauheit und Franzosenhaß. Nicht als ob die Uebergänge zwischen beiden Kulturen fehlten! Mein kleiner Araber ist selbst so ein Uebergang. Sonst würde ich ja gar nicht mit ihm reden können. Und gestern oder vorgestern sah ich bei einer Art Kreistag eine ganze Anzahl muhammedanischer Notabilitäten in feinsten Lederstiefeln und mit französischen Orden auf der islamitischen Männerbrust. Der eingeborene Offizier ist auch ein Bindeglied zwischen den zwei Welten und europäische und afrikanische Juden besitzen wohl allerlei Zwischenformen zwischen Mittelalter und Neuzeit, aber im ganzen ist doch die seelische Verbindung dünn und im Zweifelsfalle gehören die meisten dieser Zwischenexistenzen zu ihrer alten Welt und nicht zur neuen. Bei meinem bräunlichen Jüngling war das ganz offenbar. Nachdem er sich über den wunderbaren Bazar seines Herrn Vater ausgeplappert hatte, kam er auf Politik und lobte die Deutschen. Das bewies noch gar nichts, denn ich hatte gesagt, daß ich Deutscher sei. Aber das, was er nun weiter sagte, war doch mehr als geschäftliche Augenblickseingebung. Er wußte von dem großen Kriege, den die Deutschen gegen die Franzosen geführt hatten und daß die Franzosen von uns geschlagen worden seien. Das aber bereitete ihm, sobald er nur davon redete, unbändige Freude. Er stellte sich die Niederlage der Franzosen wie eine Art muhammedanisches Fest vor. Und

nun redete er vom preußischen Kaiser. Er wußte, daß er „ein Freund unseres Sultans“ ist. Wer ist euer Sultan? Das ist der Kalif von Konstantinopel! Den hat der preußische Kaiser besucht. Er ist ein Freund der Muhammedaner. Alle Deutschen und Muhammedaner sind Freunde!

* *
*

Es war im vorigen Herbste, als mir ein verehrter Freund, der lange Jahre im Dienste seiner Majestät des Sultans von Konstantinopel gestanden hat, eine kleine Geschichte erzählte, die ich nicht ganz wörtlich wiedergeben kann, die aber etwa folgendermaßen lautete. Er hatte einen muhammedanischen Freund, mit dem er über den Glauben der Christen redete und dem er dabei bekannte, daß auch er nicht an die jungfräuliche Geburt Jesu glaube. Der Muhammedaner sprach: Du bist beinahe wert, ein Muhammedaner zu sein und ich habe dich sehr gern ... aber auch du wirst sterben müssen! Warum, so fragte der Abendländer, soll ich sterben müssen? Antwort: Ihr alle werdet sterben, wenn es dem Kalifen gefällt, mit den Augen zu zwinkern! Dabei zwinkerte er mit beiden Augen. Und wird das der Kalif tun? Allah weiß es!

Diese kleine Geschichte ist bezeichnend für den Untergrund muhammedanischen Wesens. Der einzelne Türke oder Araber ist ein Freund des Abendländers, den er irgendwie schätzen gelernt hat, aber der Muhmmedanismus als Ganzes hat noch ein großes Maß von stillem Fanatismus in sich, der auch in Generationen nicht erlischt und dessen Entfachung in den Händen des Kalifen liegt. Man mag dem Kalifen die Landeshoheiten abnehmen, so bleibt er doch der Herr aller Gläubigen, er bleibt es bis hin nach Marokko. Der Muhammedanismus ist in höherem Grade eine religiös-politische Einheit als selbst der Katholizismus, weil dem Orientalen die Religionsgemeinschaft mehr gilt als der Staat und die Tradition mehr als das geschriebene Gesetz. Wie weit dieser Zusammenhang des Islam die einer andern Konfession angehörigen Muhammedaner Persiens (Schiiten) umfaßt und wie weit er unter die fast 60 Millionen Muhammedaner Vorderindiens und unter die 20 Millionen chinesische Muhammedaner reicht, ist für den Nichtmuselmann, der nicht arabisch spricht, schwer ergründbar. Es wird allerlei von beständigen Konspirationen aller dieser Teile geredet, aber was wird im Orient nicht gelegentlich geredet? Sicher aber ist, daß die Muhammedaner an den Rändern des mitteländischen Meeres sich heute, im Zeitalter des Verkehrs, stärker als Einheit gegenüber den Franken (Abendländern) fühlen als früher.

* *
*

Geht man in Algier durch die engen Gassen der Altstadt zur Kasba (Burg) hinauf, so sieht man die Araber auf den Steinen ihrer Haustüren beieinander sitzen und mit ernstester Miene von der Welt diskutieren. Was haben sie da zu reden? Ohne Zweifel ebensoviele Nichtigkeiten wie bei uns die Bürger in den Bierstuben, aber doch nicht nur diese. Ein Begleiter wenigstens, der ihre Sprache kennt, antwortete mir, als ich frug: Wovon reden nun diese Männer? das einfache Wort: Das Reden vertritt bei ihnen die Zeitung, sie wissen alles, auch wenn sie nicht lesen können! — Vor diesen Türen wird jetzt die Diplomatenkonferenz von Algeciras erörtert.

Es ist mir, als sähe ich sie reden und als wäre es möglich, ihre Gespräche in unserer Denkweise übersetzt zu vernehmen. Ihnen erscheint Marokko nicht als der Hort der Mißwirtschaft, sondern als ein Rest der alten, guten Sitten. Der Sultan ist zwar nicht mehr ganz unberührt vom Geiste der Franken, deshalb gibt es auch Thronstreitigkeiten, aber er ist doch ein islamitischer Herrscher und nicht ein französischer Gouverneur. Als solcher hat er das heilige Recht für sich und dieses heilige Recht wird vom deutschen Sultan verteidigt, weil dieser ein Freund des Kalifen ist. Allah hat es dem preußischen Kaiser in die Seele gegeben, daß er seinem Volke dienen muß. Er hat ein schönes weißes Schiff und viele Kanonen. Sein Vater hat den Napoleon geschlagen. Nur vom Kaiser wissen die Männer vor den Haustüren etwas — vom deutschen Reichstag wissen sie nichts.

Das Ansehen des deutschen Kaisers in der muhammedanischen Welt ist groß, aber es steht jetzt auf dem Spiel. Vor acht Jahren sagte Wilhelm II. in Damaskus, daß er der Freund der 200 Millionen Muhammedaner sei. Das war ein Wort von weltgeschichtlichen Ahnungen voll, aber Worte auch dieser Art werden bei uns leichter vergessen als im Orient. Dort sprechen die Sultane selten und deshalb gilt, was sie sagen für längere Zeit. An dieses Wort denken die sonnenbraunen Männer in den weißen Mänteln. Sie betrachten es als eine Art Gelübde und ahnen nicht, was es heißt, daß Bülow den Machiavelli mit Erfolg gelesen hat. Gibt er in der Marokkofrage nach, so bedeutet das eine Schwächung des deutschen Namens von Mogador bis nach Aleppo und bedeutet gleichzeitig eine weitere Niederlage des Islam als einer geschichtlichen Macht, die stärkste Niederlage nach der Einnahme Aegyptens durch die Engländer und nach der Besiegung des Mahdi im Sudan. Das ist es, um was die Diplomaten streiten, ohne es sich eigentlich sagen zu dürfen.

* * *

Es ist für Deutschland keine ganz bequeme Aufgabe, die Schutzmacht des Islam zu sein. Wir schweigen ganz davon, daß unser Kaiser gleichzeitig der Schützer der deutschen Protestanten und Katholiken in Jerusalem und anderswo zu sein hat und zum Ritter des heiligen Grabes ernannt worden ist. Die Schwierigkeiten liegen darin, daß uns diese Aufgabe in verschiedener Weise mit Italien, England und Frankreich in Spannung bringt. Wir Deutschen sind an sich keine Mittelmeermacht, aber wir werden es indirekt, wenn wir den Sultan schützen wollen. Der Muhammedaner erwartet von uns, daß wir in Albanien und Tripolis italienische Wünsche abwehren, daß wir ein Uebergreifen Englands nach Arabien und Syrien verhindern und daß wir eine Erweiterung des französischen Machtbereiches nach Marokko nicht zulassen. Ob wir in Marokko geringe oder starke Handelsinteressen haben, ist ihm dabei ganz gleichgültig. In dieser Auffassung wurde der Islam nach manchen Zweifeln und Schwankungen neu gestärkt, als am 31. März 1905 Kaiser Wilhelm in Tanger erklärte, daß er in dem Sultan von Marokko „einen unabhängigen, absolut freien Souverän" erblicke. Damit stellte er sich wieder auf den Boden von Damaskus. Und nun gilt es, dieses Wort einzulösen und zwar so, daß dabei die Militär-

kräfte Deutschlands nicht in Bewegung gesetzt werden müssen, denn so wertvoll die Freundschaft der 200 Millionen Muhammedaner ist, einen europäischen Krieg ist sie doch nicht wert. Das ist es, was unsere Diplomaten jetzt fertig bringen sollen. Wundern wir uns, wenn es nicht recht vorwärts gehen will mit dem Austausch der Meinungen in Algeciras?

* * *

Vielleicht aber wundern wir uns, daß man die Aufgabe, Schutzmacht des Islams zu sein, ernst nimmt. Weshalb überlassen wir den Kalifen nicht seinem Schicksale? Weil unsere eigenen Großmachtshoffnungen sich in dem Maße vermindern, als das türkische Reich aufgeteilt wird. Wir können jetzt keinen Teil des türkischen Reiches brauchen, weil wir keinen Teil desselben würden schützen können. Ob das in alle Zukunft so sein wird, ist die Frage. Es lassen sich mitteleuropäische Veränderungen denken, die uns zur mittelländischen Macht werden lassen. Wir sagen nicht, daß wir diese Veränderungen wünschen, aber die auswärtige Politik muß sie für möglich halten. Bis dahin muß die Türkei erhalten bleiben. Würde sie heute zerbrochen werden, so würde Englands Weltherrschaft sich auf Gebiete ausdehnen, deren Kultur schon Friedrich List als deutsche Zukunftsaufgabe bezeichnet hat. Wir erhalten den Türken, damit kein anderer ihn beerbt, ehe wir stark genug sind, es selbst zu tun. Und wir schützen den Muhammedanismus, weil in einem etwaigen Kampfe mit England, den niemand von uns wünscht, der aber doch zu den denkbaren Dingen gehört, die Türkei ein geradezu unschätzbarer Bundesgenosse sein würde. Es genügt, das eine Wort Suez zu sagen. Um Suez kann nur diejenige Macht mit England ringen, die Freund der Muhammedaner ist. Das alles sind ferne, weite Geschichten, vielleicht nur weltpolitische Träume, aber die wirkliche Geschichte wird stets eines Teiles von materiellen Bewegungen und anderenteiles von vorausgegriffener Zukunft bestimmt. Der Türke weiß das alles. Schon bald nach der Schlacht von Sedan sagte der damalige führende Staatsmann der Türkei Ali Pascha, daß sich aus dieser Schlacht für die Pforte der Schutz ergebe, dessen sie solange entbehrt habe. Er sah damals wohl mehr den Gegensatz Deutschlands zu Rußland und Frankreich voraus und noch nicht die englische Herrschaft in Aegypten. Die Ereignisse haben ihm vielleicht noch mehr recht gegeben, als er selbst es damals übersehen konnte. Das türkische Reich und die muhammedanische Macht im Ganzen besteht so lange als die Knochen des pommerschen Grenadiers, von dem Bismarck gesprochen hat, ihm wenigstens gelegentlich versprochen werden. Es ist höchst peinlich, daß man kein Stückchen politischen Ansehens haben kann, wenn man dafür nicht opfern will, aber es ist so. Unser muhammedanisches Ansehen und alle dazu gehörigen Folgegedanken, jetzt erst machen sie ihr Fegefeuer durch. Möge es ein gnädiges Fegefeuer bleiben!

Rundschau.

Imperialismus in England.

Das Ergebnis der Neuwahlen zum britischen Unterhause war eine unerwartet schwere Niederlage der seit zwanzig Jahren (mit kurzer Unterbrechung) herrschenden unionistischen Partei und ein unerwartet bedeutender Sieg der Liberalen, die der jetzige Premier, Sir Henry Campbell-Bannermann in den Jahren drohender Zersplitterung mühsam und künstlich genug zusammengehalten hatte. Zwar in Birmingham ist Joseph Chamberlain mit imponierender Mehrheit wiedergewählt worden, und Birmingham hat in ihm nicht nur das einstige hochverdiente Stadtoberhaupt, sondern den bewundernswert elastischen Führer der imperialistischen Tarifreformer ins Unterhaus entsandt. Auch die City von London ist den Unionisten treu geblieben, so daß selbst der in Manchester durchgefallene bisherige Premier dort einen sicheren Platz finden wird. Aber im allgemeinen ist die Niederlage der Unionisten fast vollständig. Aus einer absoluten gouvernementalen Mehrheit von mehr als 70 Stimmen ist eine oppositionelle Minderheit von etwas über 150 Stimmen geworden. Die Liberalen verfügen (wenn man die von der neuen radikalen Arbeiterpartei getrennten) liberalen Arbeiter der „Trade Unions Group" hinzuzählt, über eine absolute Mehrheit von mehr als 100 Stimmen.

Ueber die Bedeutung der Neuwahlen und des neuen Kabinetts für die künftige Entwicklung der auswärtigen Politik Englands soll hier ebensowenig gesprochen werden, wie über die Bedeutung der zum erstenmal im Unterhaus geschlossen auftretenden „Arbeiterpartei". Vielmehr kann nur in ein paar kurzen Strichen die wirtschaftspolitische Seite der neuen parlamentarischen Situation im Vereinigten Königreich gezeichnet werden.

Im Wahlkampfe des Jahres 1905/1906 handelte es sich um nichts geringeres als die Frage: Schutzzoll oder Freihandel? Auf der einen Seite standen die aggressiv-imperialistischen Schutzzöllner Chamberlains mit den ängstlich abwägenden imperialistischen Retorsionszöllnern Balfours, auf der anderen Seite die imperialistischen oder nichtimperialistischen Freihändler: Freihändler der Cobden-Schule und Opportunisten vom Schlage Lord Roseberys. Die Freihändler haben gesiegt. Wer die Entwicklung der Dinge in England in den letzten Jahren verfolgt hat, konnte an ihrem Wahlerfolg nicht zweifeln. Da die Schutzzollpropaganda Chamberlains die Forderung der Kornzölle keck an die Spitze stellte und da sie den Ersatz alter, zuverlässiger, wenn auch in ihrem Ertragsreichtum allmählich geschwächter Märkte durch unsichere neue Kolonialmärkte zur Bedingung hatte, war auf einen völligen „Umdenk-Prozeß" der im Freihandel groß und größer gewordenen Bevölkerung Großbritanniens nicht zu rechnen. Es ist daher nicht fraglich, daß die imperialistische Bewegung in Greater Britain, soweit sie der Dogmatik Chamberlains folgte, durch die Wahlresultate des Jahres 1906 praktisch auf absehbare Zeit lahmgelegt ist. In der Theorie und in der öffentlichen Diskussion wird natürlich der Kampf weitergehen, zumal da die unionistische Partei, die sich mit Balfours Brief an Chamberlain nun ganz auf Kornzölle und Industrieschutzzölle festgelegt hat, der zarten Rücksichten ledig ist, welche die Führung der Regierungsgeschäfte immer mit sich bringt, und da der „Führer des Führers der Partei", um Sir Henry Campbell-Bannermann zu zitieren, ein Mann ist, der in bezug auf beharrlich intensive Vertretung mächtiger Interessen seinesgleichen sucht.

Es ist bekannt, daß die Theorie der „aggressiven Imperialisten", wie ich

sie nennen möchte, auf folgender Konstruktion beruht: die Einfuhr Großbritanniens steigert sich (zum Teil auch eine Folge des im Ausland angelegten englischen Kapitals) in stärkerer Relation, als die Ausfuhr. Insbesondere nimmt die Einfuhr von Fertigfabrikaten aus den jungen großen Industrieländern (Deutsches Reich und Vereinigte Staaten) nach England, das früher das Monopol besaß, in besorgniserregender Weise zu. Dazu kommt, daß die Hauptindustrie der ehemaligen Herrscherin aller Meere, die Baumwollindustrie, fast völlig vom Stand des amerikanischen Marktes abhängig ist. Dazu kommt ferner, daß Amerika und Deutschland nicht nur mit der Verarbeitung der Baumwolle für den Inlandsgebrauch zum Schaden der Industrie von Lancashire begonnen haben, sondern auch schon Baumwollmanufakturen exportieren; so haben die Vereinigten Staaten die englische Baumwolle aus Ostasien bereits verdrängt. Dazu kommt die für England nicht ganz unbedenkliche, wenn auch in ihrer Wichtigkeit bedeutend übertriebene Ausfuhr englischer Kohlen; dazu kommt der im Vergleich zu dem Aufschwung der deutschen und amerikanischen Handelsmarine langsamere Fortschritt der englischen Kauffahrteiflotte. Dazu kommt — oder besser kam — schließlich das gefürchtete „Dumping", die Schleuderpreispolitik der deutschen und amerikanischen Eisenindustrie-Organisationen, die in den Jahren des Rückgangs des Inlands-Konsums mit Hilfe von Ausfuhrprämien Roheisen und Eisenfabrikate zu so niedrigen Preisen auf den englischen Markt werfen konnten, daß die englische Produktion dank dem herrschenden System des Frei-Einfuhr-Handels vorübergehend um ihre Existenz zu fürchten begann.

Es stand demnach einer im Laufe der Jahrzehnte kolossal gesteigerten Einfuhr eine Zeit lang eine bedeutend langsamer und unvollkommener entwickelte Ausfuhr gegenüber. Die Ursache sollten — nach der Argumentation Chamberlains — nicht etwa die natürlichen Vorgänge wirtschaftlicher Entwicklung sein, wie sie das Aufkommen jedes neuen Kulturstaates mit industrieller Basis bringen muß, sondern einzig und allein die Schutzzollpolitik des Auslandes, welche die Industrie Englands vom Auslande fernhalten, die konkurrierende Industrie des Auslandes aber um so leichter in englische Häfen ziehen konnte, als hier der Freihandel blühte. Daneben spielten zeitweise eine Rolle Erwägungen der Getreideversorgung Englands, die bei der zeitweilig starken Abhängigkeit von der Produktion der Vereinigten Staaten insbesondere mit Beziehung auf mögliche kriegerische Konflikte angestellt wurden. Kurz: die vom Freihandel Abgefallenen predigten den allmählichen Untergang der alten Handelsbeziehungen mit dem Auslande, die drohende Konkurrenzunfähigkeit der einheimischen Industrie infolge der Schutzzölle des Auslandes, die Absperrung der Getreidezufuhr im Falle eines Krieges.

Und als Heilmittel wußten sie zwei: den Schutzzoll und das Imperium. Die Zeiten, da Joseph Chamberlain für das britische Imperium auf der Grundlage des Freihandels eingetreten war, sind längst vorüber. Die „self governing colonies" sind in ihren Einkünften auf Zölle angewiesen. Die Zeiten, da Joseph Chamberlain für den Anteil der self governing colonies an den Kosten der Reichsverteidigung eingetreten war, sind gleichfalls längst vorüber. Denn die Kolonien schicken keinen Penny zum Ausbau der englischen Flotte nach London. Bleibt das Imperium auf der Grundlage gegenseitiger Zollbegünstigung. Die Kolonien (Australien, Neu-Seeland, Südafrika, Nord-Amerika) wollen dem industriellen Import vom Mutterlande Präferenz bewilligen. Aber sie wollen es nicht mehr, wie bisher, umsonst tun, sondern sie verlangen Gegenleistungen. Die Gegenleistungen sind: Vorzugszölle zur Begünstigung des kolonialen Exportes von Rohstoffen im Mutterland. Vorzugszölle kann aber ein Land, das keine Schutzzölle erhebt, nicht einführen; folglich — muß das

Mutterland zum Schutzzoll übergehen. Dann ist alles gut: die Kolonien kaufen die Industrieprodukte des Mutterlandes (bis sie, was Chamberlain verhüten möge! selbst anfangen werden Industrie zu treiben) und das Mutterland kauft ihnen dafür Getreide, Fleisch, Wolle und Baumwolle ab.

Das sind die neuen Märkte Großbritanniens.

Die Idee des protektionistischen Imperialismus hat viel Verlockendes für sich. Dieser Imperialismus hätte aber auch viel ernstlich Beunruhigendes für Deutschland, wenn es möglich wäre, ihn durchzuführen. Ich halte indessen die Verwirklichung des Chamberlain'schen Gedankens zur Zeit und für Generationen hinaus für unmöglich, aber auch für unnötig. Sehen wir uns die jüngste Entwicklung des gesamten britischen Handels ein wenig an:

Einfuhr vom Ausland und von den Kolonien inkl. Protektoraten in 1000 £

	1900		1901		1902		1903		1904	
	Ausld.	Kolon.	Ausld.	Kolon.	Ausld.	Kolon.	Ausld.	Kolon.	Ausld.	Kolon.
Nahrungsmittel, Getränke, Tabak	177,592	42,378	183,274	41,488	181,054	43,350	181,677	50,608	174,957	56,445
Rohstoffe und Halbfabrikate	121,019	51,145	118,472	48,728	119,634	49,413	124,997	48,513	133,751	48,462
Ganzfabrikate	112,664	15,611	112,450	14,980	118,932	13,648	120,444	14,020	120,591	14,578
Verschiedenes	2,159	506	2,110	489	1,956	505	1,811	429	1,721	534
Summe	413,434	109,640	416,306	105,685	421,476	106,916	428,929	113,570	431,020	120,019

Ausfuhr Großbritanniens (eigene Produktion) ins Ausland und Kolonien inkl. Protektorate in 1000 £

	1900		1901		1902		1903		1904	
	Ausld.	Kolon.	Ausld.	Kolon.	Ausld.	Kolon.	Ausld.	Kolon.	Ausld.	Kolon.
Nahrungsmittel, Getränke, Tabak	6,833	7,391	6,829	8,777	8,013	9,105	7,876	8,501	8,782	8,145
Rohstoffe und Halbfabrikate	40,875	3,609	32,963	3,337	31,415	3,183	32,385	2,993	32,237	3,442
Ganzfabrikate	146,858	81,948	132,963	90,859	132,499	95,038	136,970	97,817	145,448	98,377
Verschiedenes	2,192	1,487	2,393	1,900	2,405	1,765	2,421	1,835	2,306	1,973
Summe	196,758	94,435	175,148	104,873	174,332	109,091	179,652	111,146	118,773	111,937

Es ergibt sich daraus, daß die Position des britischen Gesamthandels trotz der erwachten Konkurrenz Deutschlands und insbesondere der Vereinigten Staaten zur Zeit noch viel zu fest ist, als daß ein Experiment gewagt werden dürfte. Ein Experiment von schwerer Gefahr wäre gewiß die allgemeine Durchführung des Schutzzolls für England, weil sie ganz zweifellos bei den Ver-

einigten Staaten und anderen Ländern zu Gegenmaßregeln führen würde, die England zumal mit Rücksicht auf seine Baumwollindustrie fürchten müßte. Ein Experiment aber auch deshalb, weil die Aufnahmefähigkeit des kolonialen Marktes relativ noch sehr klein ist: die Kolonien zusammen mit ihren industriellen Vorzugszöllen zu Gunsten der „Blutsverwandten" geben wenig mehr als die Hälfte des britischen Gesamtexports, während auf sie nur wenig mehr als ein Viertel des Gesamtimports Großbritanniens entfällt.

Dafür ist aber die Handelsbilanz der Kolonien mit dem Mutterlande vom ästhetischen Standpunkt aus um so schöner.

Fürs erste ist also gar keine Aussicht auf Realisierung des imperialistischen Programms. Zweifellos wird das gegenwärtige Kabinett über den von den Unionisten geforderten Generaltarif für Industrieprodukte des Auslands wie über die Kornzölle zur Tagesordnung übergehen. Und damit entfällt für die Kolonien die letzte Anziehung, die das Programm des praktisch-ökonomischen Imperialismus auf sie ausüben könnte; sie wollen ihr Getreide und ihre Wolle zu guten Preisen an das sichere Mutterland verkaufen.

Auf der anderen Seite halte ich es nicht für ganz ausgeschlossen, daß auch ein Kabinett Campbell-Bannermann in einem Falle zum „Schutze der heimischen Produktion" tarifarische Vorkehrungen träfe: ich meine den Fall, in dem auf dem deutschen und amerikanischen Eisenmarkte, um das Ausblasen der Hochöfen zu verhindern, von Neuem jene Politik des „dumping" getrieben werden würde, die für die bisherige protektionistisch-imperialistische Propaganda in Großbritannien das mächtigste und wirkungsvollste Stimulans gewesen ist. Vergleiche Ashleys „The tariff problem". Aber selbst ein Tarifkrieg gegen das „dumping" würde noch nicht die Götterdämmerung des englischen Freihandels bedeuten. Noch besteht keine Gefahr, und die Tage, in denen von Amerika aus das Schicksal des britischen Handels entschieden werden, liegen noch in weitem Felde.

Die Thronrede, mit der König Eduard der Siebente (der als streng konstitutioneller Herrscher zur Zeit wieder ein liberaler Mann zu sein hat) das Parlament eröffnet hat, enthält einen Passus über die wirtschaftliche Lage des Reiches.

Der König drückt darin seine Freude aus über die befriedigende Steigerung der Ein- und Ausfuhr.

Dieser kurze, ganz nüchterne Satz ist von sehr großer Bedeutung. Er besagt: das Einzige, was jemals zur Aufgabe der Wirtschaftspolitik Großbritanniens führen könnte, wäre der ständige Niedergang seines Exporthandels. Der Export Großbritanniens aber nimmt erfreulicherweise zu.

So sagt der König von England. Die Schlußfolgerung daraus zu ziehen, ist für Imperialisten, Anti-Imperialisten, Schutzzöllner und Freihändler gleich wenig schwierig.

München. Paul Busching.

Kurpfuscherei per Drucksache.

> Den Leidenden heilen ist das Edelste der menschlichen Ideale.
> Dr. Orel.

Der mir vorliegende „Leitfaden des Kranken. Erfolgreiche Behandlung der Krankheiten durch die Russischen Orelmittel" trägt dieses Motto auf dem Umschlag, dem Titelblatt und der ersten Seite. Es „wendet sich an alle diejenigen, welche an irgend einer der vielen menschlichen Krankheiten leiden." „Es gibt

Orelmittel gegen Asthma, gegen Zucker- und Brightsche Krankheit, gegen Gicht und Rheumatismus, gegen Magenkrankheiten, allgemeine Schwäche und Nervenreiz und es existiert sogar ein Mittel gegen Lungenkrankheiten.“ Bei dem letzteren ist auch die Aetiologie der Wirkung angegeben. Sie wird auf eine „Organische Fagositosis“ (soll wohl heißen: Phagocytose) zurückgeführt. „In den Geschäften, wo die Orelmittel nicht zu haben sind — ein paar Zeilen früher ist gesagt, daß man sie in jeder größeren Apotheke Deutschlands bekommt und daß sie ohne Ausnahme 4 Mark kosten — wende man sich an den Vertreter Dr. Laboschin, Viktoriaapotheke, Berlin SW 48.“ Dieser Herr macht nämlich den Agenten für die Eigentümer der „anerkannt besten Mittel der Welt“, H. Lamarque u. Co.

Aufmerksame Leser erinnern sich vielleicht noch der vor einigen Jahren häufig erschienenen Reklame für Warners Safe cure als wirksamstes Mittel gegen Nieren- und Blasenleiden. Wer, als sie nicht mehr zu lesen war, etwa glaubte, der industrielle Erfinder habe sich bereits soviel Geld zusammen„verdient“, daß er nicht mehr begehre, ward vor kurzem eines besseren belehrt, da ihm die Broschüre „Der Weg zur Gesundheit“ ins Haus gelegt wurde. Jetzt hat der smarte Urheber des ganzen Schwindels entdeckt, daß seine Spezialität auch Spezifikum ist gegen Wassersucht, Leberleiden (— auch Gelbsucht und Gallensteine —), Hämorrhoiden, Magenblutungen (— auch Dyspepsie, Magengeschwüre —), Rheumatismus und Gelenkrheumatismus, Gicht, Podagra, Frauenkrankheiten, Bleichsucht, Kopfschmerz, Hautkrankheiten, Strophulose, Diabetes. Die Broschüre gibt nach jeder der aufgeführten Krankheiten ihre Symptomatologie und überläßt es dem Leser mit mehr oder weniger reger Phantasie eine bei sich zu diagnostizieren. Das Heftchen ist zwar sichtlich für die breite Masse der Ungebildeten berechnet, auch die zahlreichen Atteste und Empfehlungen stammen offenbar aus diesen Kreisen, dennoch fällt wohl gelegentlich auch ein Angehöriger einer besseren Kaste darauf herein; denn es ist unglaublich, wie viele beim Lesen von Krankheitsbeschreibungen zur Einbildung aller möglichen Gesundheitsstörungen gelangen. Es ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß der edle Menschenfreund viele ködert und nicht etwa nur eine Flasche an den einzelnen verkauft, sondern — dafür ist bereits in den zuweilen 20 Flaschen (à 4 M.!) erwähnenden Anerkennungen gesorgt — wenn eine nicht hilft, trinkt der gute Deutsche „immer noch eins“. Es kann dann zweierlei geschehen. Entweder haben sich die Leute ihre Krankheit nur eingebildet; dann wird der Patient wieder gesund. Oder er war wirklich krank. Dann muß er eben den Schaden seiner Dummheit tragen. Den hilfreichen Wohltätern H.H. Warner & Cie. Ltd London schaden die Mißerfolge nicht. Negative Resultate scheiden bei der Aufstellung der Statistik aus.

Die Firma bezeichnet ihre Produkte als sichere Kur. Mit Recht. Ihr hilft sie immer. In dieser Erkenntnis hat sie sich mit diabolischem Humor einen großen Geldschrank als Schutzmarke erwählt.

Im Anschluß ist Rongoasalbe („heilt Flechten, Geschwüre, alle Hautkrankheiten“), ein schmerzstillendes Pflaster und zuletzt ein Haarwuchsmittel angepriesen.

Dazwischen befindet sich ein Verzeichnis von etwa 150 deutschen Apotheken, in denen die Safe-Spezialitäten käuflich sind.

In dem Heftchen liegt eine Bestellpostkarte an die Engelapotheke Frankfurt a. M., deren Besitzer, Herr Dagobert Szamatólski, schon mehrfach den Geburtshelfer ausländischer Spezialitäten gemacht hat.

Selbstredend sind die 150 Apotheken nicht entfernt die einzigen, in denen das Mittel vertrieben wird, sondern nur diejenigen, deren Leiter genügend . . . . haben, sich die namentliche Anführung nicht zu verbitten. Denn

erstens kann man die Mark, die man an der einzelnen Flasche verdient, mitnehmen und zweitens (das kommt für viele Apotheker in Betracht, die nicht ausschließlich merkantil denken) glaubt der Kunde, das Geschäft sei mangelhaft eingerichtet, wenn ihm der Apotheker sagt, er führe derartiges nicht. Das nächste Mal geht er eben auch mit seinen Rezepten in das Geschäft, das ihm die Safe cure verschafft hat.

Zweifellos trifft nicht den Apotheker die Schuld, daß das Publikum immer wieder auf solche Mittel aufmerksam wird. Warners Safe-Spezialitäten sind ausdrücklich angeführt (als Nr. 73) unter den Mitteln, deren öffentliche Anpreisung und Ankündigung verboten ist. Da vermeiden eben die Herren Geheimmittelfabrikanten das Inserieren. — Das geht soweit, daß man dem Publikum Warenproben ins Haus schickt: ein anderer Apotheker in Frankfurt a. M., Herr Dr. Wasserzug, hat den Großvertrieb eines drastischen Abführmittels, der Burkhardtschen Kräuterpillen, nach deren Gebrauch schon Todesfälle vorgekommen sind. Vor einiger Zeit wurden in einer Reihe von Haushaltungen je ein Couvert mit einigen (gewöhnlich drei) Stück dieses gefährlichen laxans verteilt. Die allermeisten Geheimmittel dürfen übrigens in den Zeitungen angekündigt werden. Für aufgelegten Schwindel, wie Dr. Sandens elektrischer Gürtel, dann für Mittel, die wohl imstande sind, Krankheitsprozesse, zu deren Bekämpfung sie empfohlen sind, zu beeinflussen, aber mit einigen hundert Prozent zu teuer bezahlt werden müssen, geht das gute Geld unserer armen deutschen Bevölkerung ins Ausland. Wem fallen da nicht die Pinkpillen ein? Diese hat Herr Dr. Th. Koenig, Besitzer der Münchener Ludwigsapotheke, neben andern ausländischen Spezialitäten im Generalvertrieb.

Aber um gerecht zu sein, wir haben in Deutschland selbst genug Anhänger des Orelschen Grundsatzes: Weidemanns russischer Knöterich et hoc genus omne. Die Zeitungen empfehlen gegen die Gefahren der Korpulenz Dr. med. Wagners Antipositin. In der mit Knochenhand und Totenkopf verunzierten Annonce wird Interessenten eine Gratisprobe angeboten. Läßt sich die einer schicken, so erhält er gleichzeitig die Nachricht, die Firma habe 2 Dosen unter Nachnahme (6 Mark) an ihn abgehen lassen: den Leidenden heilen ist das Edelste der menschlichen Ideale.

Oedipus und die Sphinx.

Eine furchtbare Pest hat Theben heimgesucht. Da verkündet das Orakel, sie werde schwinden, wenn der Mörder des Königs Laïos die Stadt verlasse. Oedipus, des Laïos Nachfolger auf dem Thron und im Ehebett, tut alles, den Mörder zu entdecken. Damit beginnt das Drama des Sophokles. Was nun einsetzt, ist die langsame Aufhellung der Vorgeschichte, Stück um Stück, bis am Schlusse die erschütternde Wahrheit dasteht: Oedipus selbst war der Mörder des Laïos, ohne zu wissen, w e n er erschlug, — daß er seinen eigenen Vater erschlug. So hat er also seiner eigenen Mutter sich vermählt, und das Orakel ist in Erfüllung gegangen. Umsonst hatten Laïos und Jokaste das unter solch bösem Zeichen geborene Kind ausgesetzt, umsonst war Oedipus im fernen Korinth erzogen worden, als sei er der Sohn des Königs; es nützt alles nichts, das Orakel muß in Erfüllung gehen: Oedipus muß mit dem fremden Mann in Streit kommen und ihn erschlagen. Er muß die Sphinx besiegen, um Thron und Mutter als Lohn zu erhalten. Alles muß sich erfüllen.

Man hat den Oedipus des Sophokles wegen seiner Technik mit den späteren Dramen von Ibsen verglichen: hier wie dort liegt der Schwerpunkt in einer an-

fänglich rätselhaften, dann sich immer furchtbarer klärenden Vorgeschichte. Es ist eine tragische Ironie ersten Ranges, daß der Held durch ein Orakel als kleines Kind in die Fremde gehetzt wird, und daß wieder ein Orakel Erkenntnis und Untergang bringt. Die ironische oder grausame oder tiefsinnige Subtilität, mit der Sophokles die Aufhellung vorbereitet und durchführt, ist immer als meisterlich bewundert worden.

Fragt sich nur, was dieser Stoff uns Heutigen bedeutet, Kindern des zwanzigsten Jahrhunderts, die wir den Determinismus der Orakel nicht als lebendiges Motiv begreifen. Führt von dem Werk des Sophokles eine Brücke zu uns herüber? Vermag die Erweckung dieses Stoffes uns mit dem bangen und ahnungsvollen Schaudern tragischer Läuterung zu erfüllen, wie die Griechen? Ist die Fabel, in der uralte Stammesgeschichten, mythische Reste und Märchenzüge zusammentreffen, noch keimkräftig? Gehört der Oedipus zu den ewigen Gestalten der Menschheitsgeschichte, denen, wenn ein Dichter sie aus ihrem Schlummer aufruft, alle dunkle Sehnsucht unseres Herzens grüßend entgegenschwillt, denen wir selbst uns insgeheim nahe verwandt fühlen, als unseren tieferen, unglücklicheren Brüdern im Geschicke?

Für einen frommen Philologen — und es gibt heute vielleicht mehr und echtere Philologenfrommheit als je — mögen all diese Fragen absurd ketzerisch scheinen; sie nur zu stellen, Lästerung eines unvergleichlichen Dichters und Meisterwerks; sie mit Nein zu beantworten, Barbarei. — — —

Oedipus und die Sphinx ist, gleich der Elektra, gleich dem Geretteten Venedig, eine Umdichtung eines alten Stoffes durch Hugo von Hofmannsthal. Da, wo des Sophokles Werk beginnt, hört der moderne Dichter auf; er gibt nur die Vorgeschichte. — — —

Am Dreiweg im Lande Phokis, vor der hohlen Gasse, unter Platanen und Ahornen harren bekümmert die korinthischen Diener des Oedipus, ihres Herrn. Da stürzt er herbei, bleich, verwildert, taumelnd, wie von rasendem Entsetzen gepeitscht. Warum wich er ihnen aus? Warum hieß er sie ungesäumt nach Korinth ziehen und dort melden, Oedipus, der Sohn, grüße den Vater, grüße die Mutter, grüße Korinth, die Stadt, nie, nie kehre er heim? In ärgster Not bekennt ers dem treuen Diener: Beim Mahle hatte ihn ein Trunkener gehöhnt, auch auf den Stufen von Thronen gäb es Findelkinder — wer könne sagen, ob dieser Oedipus wahrhaft des Polybos Sohn sei? Da liegt der Höhnende schon blutig, so fürchterlich traf ihn des Gehöhnten Faust. Aber das böse Wort sitzt: kein Beteuern der greisen Eltern nimmt den Stachel aus der schwärenden Wunde; dorthin, „wo aus dem Schoß der Erde Wahrheit bricht in Feuerströmen, und aus dem Mund der Priesterin sich ergießt", nach Delphi zwingt es Oedipus. Und weil er nach dem Quell seines Bluts zu fragen kommt, wird sein Blut geweiht von den Priestern, und ihm schwindet aller Unterschied, von Nacht und Tag, von Schlaf und Wachen, Tod und Leben: er träumt, träumt, immer neue Träume, seine Ahnen kreisen ihm im Blut, wild, maßlos, ein Geschlecht von Göttern und Königen und Riesen, Traum ist es, daß er einen Mann erschlägt und bei einem Weibe schläft. Da kriechts heran, gleitend, schleppend, leise, die Priesterin, aus deren verzerrten Zügen der Gott unheimlich glüht, und spricht: „Des Erschlagens Lust hast du gebüßt am Vater, an der Mutter Umarmens Lust gebüßt, so ists geträumt, und so wird es geschehen." — Die Diener stößt Oedipus von sich, die trauernd gen Korinth sich wenden. Stimmen rufen im Sturm, Vorväterstimmen, die den Enkel als den ihren heischen. Während er das Haupt beugt, und Mutter Erde anruft, und Geschwister Wolken und Winde, naht schon das Verhängnis. In dem Augenblicke, da er von dem vermeintlichen Vater Polybos sich für immer lossagt, naht schon, mit Herold und Wagen, der

wirkliche Vater, Laïos, dem er den rohen Wagenlenker und bald darauf ihn selbst erschlägt. —

Vor Kreon steht der Magier. Warum haßt Jokaste den Bruder so? Das soll der Magier ihm sagen. Ach, Kreon weiß es selbst nur allzu gut. Da er ein Knabe war, haben die Priester ihn zu Laïos und Jokaste gesandt mit böser Warnung: Wenn Jokaste einen Sohn gebiert, fällt Laïos durch eben dieses Sohnes Hand. Nie hat Jokaste dem schuldlosen Ueberbringer dieser Botschaft verziehen. Und nun, da Laïos tot ist, sieht Kreon in Träumen nicht sich selbst als König von Theben, immer noch nicht sich selbst, so gierig er im Tagestraum auch nach der Krone langt, sondern einen neuen Laïos, jünger als der Erschlagene, doch wieder ein Laïos: unerträglich! Heimtückisch ist Kreon: da er ging, die grause Sphinx zu bestehen, stieß er dem voranschreitenden Schwertträger den Dolch in den Rücken, um nicht zur Sphinx zu müssen: ausgeglitten sei er in den Abgrund, so log der Feige, der in Wirklichkeit fühlte, der Voranschreitende glaube nicht an seine Kraft, das Untier zu besiegen. —

Die Totenklägerinnen heulen den Grabgesang für Laïos in der Königsburg. In halbdunkelm Gemach stehen zwei Königinnen sich gegenüber: Antiope, des Laïos Mutter, und Jokaste, des Erschlagenen Weib. Die Greisin heischt den Sohn zurück von der Witwe und schmäht die Kinderlose. Kinderlos? Da vernimmt Antiope das Geheimnis von dem Kinde, das durch Schicksalsspruch todgeweiht war, sollte es nicht, verschont, den Erzeuger morden. Auf siedet das alte dionysische Blut der Greisin in welken Adern: zu Großem wahrlich ist Jokaste von den Göttern aufgespart, schon weht es in Lüften von dem Gott, der sich ihr naht, gesegnet sei die Königin, geweiht ihr Leib, geweiht für den, der kommen wird! —

Vor dem Palaste braust und murrt das Volk nach einem König. Kreon soll König sein! Da naht, von einem Kinde geführt, Teiresias, der blinde Seher. Man hält ihm des Ermordeten Gewand hin, er atmet Blutgeruch, er ahnt, — schweigt —; schweigt, und weicht, ehe der königliche Knabe, den seine Seele schaut, in Theben eintritt. Da schwört Jokaste, vom Volke gezwungen, König solle der sein, der die Sphinx bestehe; alles sei sein, der königliche Stirnreif, das Königsschwert, sie selbst, die Königin. Mächtig dröhnt Jubel vom Tor her: Oedipus ist gekommen, der schreitet wie Könige schreiten, und mit strahlenden Königsaugen blickt. Er soll den Preis seiner Tat sehen, eh er sie vollbringt: Jokaste. In seligem Erschrecken ahnen sich Mutter und Sohn. Perseus! ruft das Volk: Perseus! Orpheus! Herakles! So göttergleich ist der Jüngling. —

In steilem Geklüft klimmt Oedipus zur Sphinx, ihm voran Kreon, der Schwertträger. Wer stellt sich ihnen in den Weg? Des Oedipus Vorgänger ists auf diesem Pfad, der nicht sterben noch leben kann, blind vor Qualen, bettelnd, daß er ihn erwürge, niederschlage, in den Abgrund schmettere. Gesegnet sei Oedipus, dafür daß er ihn hinabstürzt! Kreon löscht die Fackel: er harrt des Todesschreis, den der Abenteurer ausstoßen wird, eh die Sphinx ihn in die Tiefe schleudert. Er lauscht, — grauenvoll schreit es — hah! so schreit kein Sterblicher! ...

Gekannt! Auch hier gekannt! Mit Namen grüßte schaudernd ihn die Sphinx, stand auf, neigte demütig sich, bog sich zur Erde, taumelte, und — sah ihn an: „Da bist du ja, dessen ich harrte, du, Traumträumer, du, Oedipus!" Grauenhaft zärtlich saugt ihr Blick sich in seinen, und im ungeheuren Todessturz schreit sie — ist es Todesentsetzen, das so schreit oder tödlicher Triumph? .... Ihn töten? gegen den Gott und Sohn von Göttern den Dolch zücken? Kreon vermag es nicht, so sehr der unselige Sieger ihn fleht; er kann nicht, lahm ist sein Arm, sein Herz möchte morden, seine Hand muß segnen. Da, ein Blitz!

In Flammen steht der Baum auf höchster Klippe, mit eigner Hand zünden Götter die Hochzeitsriesenfackel an! Aus der Tiefe dröhnts dumpf. Pauken rollen fern. Feierliches Singen klingt, näher und näher. Das Volk wälzt sich den heiligen Berg herauf, die Priester kommen mit allen Heiligtümern, in fahlem Morgenleuchten blitzt des Kadmos Schwert, auf dem von heiligen Pferden gezogenen Wagen steht, in dunkle Schleier eingehüllt, in stummem Glanze, wie ein Götterbildnis: Jokaste. Schneller, schneller! Endlich: Jokaste steht vor Oedipus, die Königin vor dem Sieger, die Mutter vor dem Sohn, seltsam ahnend beide, von geheimer aber mißdeuteter Gewalt zauberhaft zueinander gezogen, sich in die Arme getrieben eins dem andern ... Triumph! Triumph! Auf, bereitet eine königliche Hochzeit dem königlichsten Paare!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„In welchem Kontraste eine solche an Verwicklungen arme Dramatik zur modernen steht, braucht nicht ausgeführt zu werden ... Bei Sophokles haben wir es mit einem Dichter zu tun, dessen Tatsachen nach Kräften psychologisch-menschliche, daher von ewiger Geltung und Wirkung sind, und der dementsprechend auch alle Charaktere und Situationen möglichst ausweitet und aufs tiefste erschöpft, mit größtem psychologischen Reichtum, nach allen Seiten und Möglichkeiten hin ... Eine Schattenseite hat freilich diese Behandlung des Mythus: indem nämlich bei Sophokles das Mythische dem allgemein Menschlichen weicht, und dieses mit durchgängiger innerer Wahrheit zu Tage gefördert wird, entsteht ein Konflikt mit den rauhen, alten, stehen gebliebenen Motiven des Mythus ... Oedipus folgt, wie dies der rauhe Mythus gar nicht anders gestattete, buchstäblich den Orakeln und gerät so in die Tiefe des Jammers.“ (Burckhardt.)

Es ist eine gänzlich andere Welt, in die Hofmannsthal führt, als die des Sophokles. (Sein Buch ist bei S. Fischer in Berlin erschienen.) Hell, trotz aller Schauder und Entsetzen, gleichmäßig durchleuchtet, ruhig, feierlich und klar, mit einer gewissen juristischen Subtilität das Schicksal enthüllend, menschlich, konservativ und fromm, von edler Haltung und Gebändigtheit selbst im Furchtbarsten, das ist Sophokles. Hofmannsthal hat den dergestalt vermenschlichten Mythus wieder ins Dionysische zurückversetzt, in eine wildere, altertümliche Frühzeit. Noch glaubt das Volk an die Verwandlungen der Heroenzeit (z. B. Kreon „Ich ruf ja nicht den Ahn, der unten tost, daß er aus seinem Bett sich schäumend hebt und mir den Abenteurer niederreißt“). Noch ist in seiner ganzen Furchtbarkeit der Glaube lebendig vom Neide der Götter auf Menschenglück und Menschengröße. Noch ist, mächtiger als die Götter, drohend, unerbittlich, das Schicksal, die Moira über menschlichem Erleben aufgehängt. Ahnenstimmen wehen in der Luft, dem Seher trennt sich stundenlang vom Leib die Seele, der zukunftkündende Tempeltraum bestimmt das Geschick des Träumenden, dadurch daß dieser es im Traum erfährt. Viel unsicherer, angstvoller, maßloser, ruheloser ist der Seelenzustand dieser Menschen. Träume, Wahrsagungen, Magier, Seher drängen sich als Boten und Künder des Schicksals zwischen sie und das Leben. Die Leidenschaften sind fesselloser, krampfhaft, krankhaft. Als Hintergrund, starr, unerbittlich, der Mythus: die psychologische Kausalität ist gleich Null, der Schicksalsmechanismus alles. Dies Werk ist kein Drama in dem Sinne, daß ein Wollender und Kämpfender gezeigt würde, der herrisch sich gegen den Weltlauf stemmt, und ringt, und untergeht. Nicht wollende, kaum bewußte Menschen sind diese: sie stürzen, von der Wucht unsichtbarer Gewalten getrieben, ihre absteigende Bahn, und fallen so wie Steine in den Abgrund fallen, unbewußt, unaufhaltsam, geworfen. Von irgendwelcher tragischer Schuld kann hier nicht gesprochen werden: dieser Schulpopanz existiert nicht, was sicher kein Fehler ist.

Das Werk des Sophokles ist wie eine Marmorstatue von edlem Korn, in

sanfter Trauer ruhig und adelig verharrend, groß, ohne überlebensgroß zu prunken, feierlich und einfach, von gedämpftem Tageslicht umflossen, das jede Linie, jede Falte, jede Schwellung des Körpers zart umspielt und verklärend verdeutlicht. Das Werk von Hofmannsthal ist wie eine Gewandstatue, in der Gesicht, Arme, Beine und Brust von Elfenbein, die Gewandteile von purpurnem Marmor gebildet sind, Edelsteine anstatt der Augen, auch sonst in Fülle als Schmuck edles Gestein eingefügt, von Goldplättchen funkelnd, in Gebärde und Haltung ein Aeußerstes von Ausdruck, jegliche Einzelheit mit der Ciselierlust eines Cellini durchgeführt, strotzend von Feinheiten im Detail, obgleich etwas stillos als Ganzes, in künstlich matt beleuchtetem Tempelraum, davor goldene Dreistühle, aus deren Räucherpfannen duftende Harze und Spezereien um das Bildnis schwüle Schleier breiten. Alles ist halbdunkel, geheimnisvoll, drohend. Wie im Epos jede bedeutende Person ihre Aristeia erhält, hat hier jede der bedeutenden Personen ihre Tragödie und ihr Spezialproblem für sich: Laïos, der den kaum geborenen Oedipus zum Tode bestimmt hat, unselig in seiner Ehe, da er Jokasten sich in Sehnsucht nach einem Kinde verzehren sieht, — alles Leben ist ihm vergiftet seit jener Tat. Jokaste, die es nicht ertragen kann, daß sie die Frucht ihres Schoßes tot weiß, tot durch Befehl des Gatten und schweigende Zustimmung. Kreon, der feige Ehrgeizige, dem immer zum Letzten der Mut fehlt, der letzte Zoll zum Bösewicht anständigen Stils. Die greise Antiope, die mit brennenden, halb erloschenen Augen böse auf den unfruchtbaren Schoß Jokastens blickt. Der junge Schwertträger, der sich tötet, da er glaubt, dieses freiwillige Sichopfern müsse den Kreon aus Königsträumen zu Königstaten zwingen. Alles Detail ist ungeheuer interessant bei Hofmannsthal, zu interessant. Die Personen sind sprachlich nicht charakterisiert: sie sprechen fast alle in denselben lyrischen Preziositäten, schwelgen in oft wundervollen Versen, aber reden alle aneinander vorbei. Wenn je eine Art dramatischer Dialog versucht wird, hat er nur den Zweck, die große Erzählung, das konzertarienhafte Schwelgen in Sprachschönheiten vorzubereiten. Keine Lust an Dialektik, wie bei Sophokles, keine vornehme Intellektualität, keine feine Geistigkeit: alles ist zugleich archaischer und später, mehr orientalisch, als hellenisch, mehr Salammbo als Oedipus. Sogar beim sophokleischen Oedipus wird die klare Dialektik als etwas Fremdes empfunden. Oder aber der Mythus als etwas Fremdes. Das Drama des Alten, das wesentlich religiös ist, vermag noch zur Not Mythus und Psychologie, Moira und Individuum zu vereinen. Das Drama des Modernen stellt sich bewußt gänzlich auf die Seite des Mythus, der Moira. Damit schaltet es das Individuelle aus. Nur daß Hofmannsthal unter anderen Bedingungen schreibt, aus anderen Gründen, für ein anderes Publikum. Nicht für Athener, die den Mythus auswendig wissen, nicht für eine mythusgläubige Hörerschaft, nicht für ein Volk, bei dem all das, was im Drama vorgeht, noch lebendig ist, sondern für die Berliner des Deutschen Theaters, ein ungläubiges, mit der Fabel kaum notdürftig vertrautes Publikum, dem er als Kenner all dieser Mythen, als nachdenklicher Leser von Burckhardts Geschichte der griechischen Kultur, als ein mit allen Schätzen der Weltliteratur beschwerter Philologe eine interessante kulturhistorische Studie vorführt, in der die Personen der Heroenzeit in pathologischen Nüancen sich zeigen, aber überall wieder Mythus und Psychologie sich stoßen: doch nicht mehr Psychologie der Personen, sondern psychologischer Zustand des Hörers. Was ist uns Hekuba? Was Oedipus? Wir fühlen keine frommen Schauder angesichts dieser sich vollziehenden Geschicke. Nicht religiöser Mythus, sondern Schulbankerinnerungen verbinden uns mit dieser Welt. Artistisch interessiert, aber innerlich kalt, lauschen wir dem bunten und grellen Spiel. Es vermag uns ästhetisch zu kitzeln, aber nicht ethisch zu erschüttern. Was kümmert uns im Grunde diese ganze verschollene

Welt? Sind diese Menschen Fleisch und Blut von unserm? Wir verstehen ihre Aengste nicht, wir glauben sie nicht. Wer hieß den Dichter die Pforten der chthonischen Welt entriegeln? Blasse Gespenster mit allzu hitzigem Blute trunken machen? Denn so überlebendig sie sich gebärden, so überlaut sie schreien, sie leben nicht.

München. Josef Hofmiller.

Schloß Ewich von Kurt Aram.[1])

Unter den jüngeren deutschen Romanschriftstellern ist Kurt Aram einer der selbständigsten und interessantesten. Keiner schreibt einen so intelligenten, zugleich so ungezwungenen Dialog, und keiner hat dieselbe Sauberkeit der psychologischen Beobachtung. Seine Männerpsychologie ist gleich gut, wie diejenige seiner Frauen. Die Schärfe seiner ersten Veröffentlichungen hat sich gemildert, teils zu leiser Ironie, teils zu gehaltenem Humor.

Es ist ein Zeichen seiner Eigenart, was für einen Fall er behandelt, und wie er ihn behandelt. Ein böser Fall. Der Neffe des Barons auf Schloß Ewich hat seine Cousine verführt, weniger aus Verliebtheit, als aus Langeweile. Albrecht ist ein dekadenter Großstädter, der weder zu Reginen, noch überhaupt in die patriarchalischen Verhältnisse von Schloß Ewich paßt. Aber er heiratet sie, teils aus Anständigkeit, teils um des Kindes willen. Und siehe, langsam, ganz langsam vollzieht sich seine Wandlung. Er paßt zu Reginen, wie ein rechter Handschuh zum linken, er paßt famos in diese starken, gesunden, einfachen Verhältnisse. Es hätte gar nicht glücklicher gehen können.

Eine ungeheuer einfache Geschichte! Aber ich wüßte keinen, der diese einfache Sache nachschreiben könnte. Wie sind diese Menschen gesehen! Kurt Aram kennt sie, alle miteinander, durch und durch: den prachtvollen alten Baron, und die gute Frau Ruth, und die zwei jungen Leute, und die kleinstädtische Gesellschaft. Wie ganz allmählich entwickelt sich Albrechts Interesse für Regine und ihre halbunbewußte Neigung zu ihm. Eine ganz rührende Szene ist es, wenn, unmittelbar nach Reginens Geständnis, die zwei alten Leute sich in ihren Betten hin- und herwälzen, weil sie vor lauter Aufregung nicht schlafen können, und wie die Frau mit ihrem mütterlichen Gefühl und praktischen Hausverstand den jähzornigen Baron sänftigt, wie sie dann zum Schlusse beide in schwerer Herzenssorge und Ratlosigkeit so kümmerlich in ihren Betten liegen wie noch nie. Wie dann Regine — der Alte hat Albrechts Briefe aufgefangen — selber nach Berlin geht, und dem Vetter mitteilt, er sei jetzt Vater geworden, wie sich ihr ehrliches, reines Wesen stolz abhebt von der Bohémienbande, in der Albrecht verkehrt, — das ist ebenso schön empfunden wie ohne Pathos ausgeführt. Sehr fein ist die Entwicklung des Verhältnisses nach der Hochzeit. Anfänglich kommen Albrecht und Regine überein, nur nebeneinander, nicht miteinander zu leben. Lange will dies unnatürliche Verhältnis nicht besser werden. Auf einmal ist es gut geworden. Aber ohne Pathos, ohne große Ausspracheszenen, ganz einfach und allmählig, wie es im Leben zu gehen pflegt: ein wenig Takt von seiner, ein wenig überraschte Dankbarkeit von ihrer Seite, Geduld, Zeit, dazu die Natur, die sich nicht bezwingen läßt. Nun kann der alte Baron ruhig sterben. Es ist eine der schönsten Szenen des Buches — zu lang, als daß sie ganz hier hergesetzt werden könnte. Der Schluß aber, der in seiner leisen Schlichtheit zum Ergreifendsten gehört, sei zitiert: „Sie beugte sich über ihn und hielt nur mit aller Mühe einen lauten Schrei zurück. Joachim war

[1]) Erschienen bei Egon Fleischel u. Cie., Berlin.

tot. Immer wieder stieg es in ihrer Kehle empor, wollte ihr den Mund zum Schreien aufreißen, aber sie bezwang sich. Was würde er von ihr denken, wenn sie laut wurde. Es gab ja nichts Häßlicheres für ihn. Sie küßte nur immer wieder seine Hand und weinte. Lange blieb sie so und konnte sich nicht von dem Toten trennen. Es ist die letzte Stunde, wo er noch mir allein gehört, sagte es in ihr, und sie beugte sich immer wieder zu ihm und küßte seine Hände. Aus Schmerz, aus Dankbarkeit für das Leben, das er ihr bereitet hatte."

Kurt Arams Buch gehört inhaltlich zu dem Schönsten, technisch zu dem Feinsten, seiner lebensfreudigen Grundgesinnung nach zu dem Wertvollsten der letzten Zeit. Es ist ein gutes Buch: viel Geist und Güte lebt darin, Saatenduft und sonnige Tage, würdig getragene Schmerzen und leises, helles Lachen.

München. Josef Hofmiller.

Vom Münchener Hoftheater.

Als Ernst von Possart die Leitung der Münchener Hofbühne niederlegte, erhoben sich Hoffnungen einiger Theaterfreunde aus dem Grabe. Es gab Optimisten, die da meinten, in der Oper werde man endlich zu einem wertvollen, umfassenden Repertoire gelangen und im Schauspiel werde die erbärmliche Zeit des trostlosen Verfalls der letzten Jahre einem neuen Aufschwung weichen. Damit niemand darüber im Zweifel sei, wie wir uns zu den hoffnungsvollen Optimisten stellen, mag es sogleich zu Beginn gesagt werden: es ist nichts geworden. Und wenn es so weiter geht, wird es auch nichts werden.

Daß der neue Intendant, Freiherr von Speidel, kein Theaterfachmann ist, darf an und für sich noch nicht als Quelle des Unglücks gelten: es gibt genug Beispiele dafür, daß energische Kunstenthusiasten oder willensstarke Dilettanten durch Heranziehung ausgezeichneter, zur Leitung prädestinierter Männer und durch Förderung der Bestrebungen solcher Männer für große Theater überaus Nützliches geleistet haben. An einigen deutschen Hoftheatern ist und war der Intendant nicht viel mehr als der Hüter der Disziplin, als der Mäcen seines Generalmusikdirektors und Schauspielleiters, als der oberste Verwaltungsbeamte, als der höfliche und gewandte „Repräsentant" seines Hauses, der sich ein Vergnügen daraus macht, dem ernsten künstlerischen Wollen zweier ihrer Verantwortung bewußter Führer die Wege zu ebnen. Schon Freiherr von Perfall war nicht mehr ein Intendant dieses Schlages, und Herr von Possart — konnte und wollte es nicht sein. Freiherr von Speidel könnte — — will er es sein?

Als Felix Mottl nach München kam (er ist übrigens nicht von dem jetzigen Intendanten hierher berufen worden), erwarteten viele eine Regeneration der Oper in dem Sinne, wie sie Hermann Zumpe, der wegen seines Ernstes und seiner rührenden Pflichttreue bis über den Tod hinaus beim Theater unbeliebt Gebliebene, eingeleitet hatte. Mottl ist die größere, stärkere Künstlerpersönlichkeit. Ihm fliegt zu, was andere mühsam sich erarbeiten. Er weiß durch ein freundliches Wort widerhaarige Geiger, unpünktliche Primadonnen beiderlei Geschlechts für sich und seine Aufgabe einzunehmen. Er ist der geborene Führer einer Oper. Denn er nimmt das Theater, die Theaterleute nicht zu ernst. Er benützt sie, er zwingt sie höher hinauf, in die Region der Kunst, ohne über Kunst zu reden.

Kunst und Theater!? .... Theater im Jahre 1906 in München! ....

Warum ist nun Mottl die Regeneration der Oper noch nicht geglückt? Einmal weil Mottl zu häufig auswärts dirigiert. Zweitens weil er mit der artistischen (dies der amtliche Ausdruck) Direktion der Akademie der Ton-

kunst betraut ist. Drittens weil er mit der artistischen Direktion der Hofoper nicht betraut ist. Viertens weil die Münchener Hofoper bis zum Verkrachen Conrieds (das Gott beschleunigen möge!) ohne Heldentenor und bis zur Genesung der beiden ersten Sopranistinnen ohne dramatische Sängerin ist. In München gibt es zurzeit keine vollwertige Besetzung für folgende Partien: Rienzi, Erik, Lohengrin, Tannhäuser, Walter von Stolzing, Tristan, Siegmund, Siegfried, Benvenuto Cellini, Ottavio, Figaro, Florestan; Elsa, Isolde, Sieglinde, Brünhilde, Donna Anna, Elvira, Fiordiligi. Von modernen Werken können nicht oder doch nur unwürdig gegeben werden: Max Schillings' Ingwelde und Hans Pfitzners Rose vom Liebesgarten.

Ueber die Aufführungen des Evangelimann, des Nachtlagers wird hingegen des Rühmlichen viel berichtet. Allgemein wird gewünscht, es möchte doch der Trompeter von Säkkingen wieder häufiger gegeben werden.

Es gehört das gesunde und unzerbrechliche Naturell eines Felix Mottl dazu, um noch Hoffnungsfreude sich zu erhalten. Er besitzt die „schöne Gottesgabe", mit gleich frischer Unbefangenheit zu schaffen und zu resignieren.

Im Interesse Münchens aber liegt es, daß die Gründe zur Resignation allmählich entfallen. An keiner großen Hofoper herrschen ähnliche Zustände. Es ist die Pflicht des Intendanten, ihnen ein Ende zu machen. Kein Theaterkind glaubt daran, daß es unmöglich wäre, einen Heldentenor ersten Ranges für München zu gewinnen. Und nur das in Geduld geübte Münchener Publikum läßt sich das Repertoire unserer Hofoper auf die Dauer gefallen. Trotz diesem Publikum ist es ein ärgerniserregender Zustand, daß ein Dirigent wie Felix Mottl nur bei Gelegenheit seltener Gastspiele von Leuten wie Ernst Kraus, Carl Burrian und Zdenka Faßbender zeigen darf, was er leisten könnte.

Ist es also um die Oper traurig genug bestellt: das Schauspiel scheint rettungslos seinem Untergang entgegenzugehen. Es ist wahr: Possart hatte, seitdem er Regisseur der Oper geworden war, sein eigenes Metier gröblich vernachlässigt. Das lag in der Parvenühaftigkeit seines Wesens begründet. Es scheint auch zweifellos richtig zu sein, daß er in den letzten Jahren seiner intensiven Darstellerwirksamkeit die Gewinnung erster Kräfte verhindert hat. Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen. Fast das ganze Ensemble Mittelmäßigkeiten. Die paar starken, ursprünglichen Talente darunter entweder schlecht oder am unrechten Platz beschäftigt. Die Regie nicht einmal für das ortsübliche moderne Schauspiel ausreichend.

Possart ging. Er hatte in seiner eisernen, kalten Energie, in dieser Energie des artistischen Spekulanten, das Prinzregententheater geschaffen. Dieses zu Großem bestimmte Haus hätte eine Heimstätte für das klassische Drama werden können. Unter Possart war es nicht dazu geworden. Aber Possart ging. Und vier Wochen nach seinem Ausscheiden gab man in dem von Richard Wagner, Gottfried Semper und Ludwig II. geplanten Haus die „Siebzehnjährigen" und „Maria Theresia". Im Hoftheater dagegen wurde Egmont, Wallenstein und Maria Stuart gegeben. Wie gegeben!

Das Residenztheater wurde frisch gestrichen und wieder aufgetan. Das erste war eine stillose und in Bezug auf schauspielerische Leistungen zum Teil unerhört provinzmäßige Aufführung von Freytags Journalisten. Das Stück ist verschwunden. Es folgte eine in der Darstellung gute Aufführung von Schnitzlers Zwischenspiel. Bei der zweiten Wiederholung war das kleine Haus zum Erbarmen leer. Man gab Sudermanns Lustspiel Stein unter Steinen. Dieses Stück, das der bekannte Dichter mit seinem Herzblut geschrieben hat: so unecht, so roh gefühlt ist alles darin — auch dieses Stück fiel durch. Wenn es gut gegeben wurde, so liegt das daran, daß die schlechten Stücke an schlechten

Theatern immer gut gegeben werden. Weiter gab es eine 50 %ige Uraufführung: am gleichen Tage, wie an der Burg zu Wien fiel Georg Hirschfelds Spätfrühling im Residenztheater zu München durch. Der begabte Dichter, der seinerzeit durch „Die Mütter" bewiesen hat, daß er in der Richtung der Produktion Gerhard Hauptmanns (zweite Periode!) Eigenes fein zu gestalten weiß, hat hier ein reizvolles Problem (die von neuem erwachende Liebe einer durch die Kunst des Arztes vom Tode geretteten Frau zu ihrem Manne, von dem sie sich getrennt hat. Motiv: Weiber und Alkohol.) von der falschen Seite angepackt und zum Lohn für grausame Sentimentalität schlimmen Schiffbruch gelitten. Die Aufführung war aus den soeben angeführten Gründen gut.

Das Publikum aber legt dies Stück zu dem Uebrigen. Das wäre nun kein nationales Unglück, wenn nicht das Münchener Publikum das ganze Hofschauspiel längst ad acta gelegt hätte. Kein Mensch interessiert sich mehr für das Hofschauspiel. Die Abonnenten schicken ihre ärmsten Verwandten in das Theater, wenn sie ein klassisches Drama „trifft". Unser Schauspiel ist ausgeschaltet aus den Kunststätten Deutschlands. Die Stadt, die sich Metropole Süddeutschlands zu nennen befugt ist, vegetiert ohne das auch heute noch eindrucksvollste öffentliche Bildungsmittel. Das ist eine Schande für München, daß es sich nicht nur von Berlin (um Gottes willen kein Vergleich!), sondern von Dessau, Düsseldorf und Essen-Dortmund schlagen ließ.

Auch Freiherrn von Speidel muß dies nicht verborgen geblieben sein, und seine erste Tat, das Schauspiel wieder zu einer moralischen Anstalt zu machen, war das Engagement Hermann Bahrs; mit kecker Initiative gewann der neue Intendant den allmählich ruhiger gewordenen Wiener Kritiker, der die Proselytenjagden vom Café Griensteidl längst hinter sich hat, und der bereits „meliert" geworden ist: also hoftheaterfähig. Hermann Bahr hat gewiß eine tolle Vergangenheit — auch als Literat. Aber er ist doch ein feiner Kopf: von kräftigen dramaturgischen Instinkten, von umfassender literarischer Bildung, von gesundem Wagemut und von Geschmack. Allerdings: er war noch nie Regisseur. Das ist peinlich. Denn wenn schon der Intendant kein Praktiker ist, soll wenigstens der Schauspieldirektor einer sein. Ein bühnenkundiger Berater würde, wenn eine Kraft aus Wien geholt werden sollte, natürlich zum Regisseur des Deutschen Volkstheaters, Richard Vallentin, geraten haben. Indessen: wir glauben, das Technische hätte Hermann Bahrs rascher Geist bald beherrschen gelernt. Dazu aber hätte er Initiative mitgebracht: er hätte den Talenten unter den Hofschauspielern neue Anregungen in neuen Aufgaben gegeben. Er hätte ihnen neue, rivalisierende Kräfte gegenübergestellt. Er hätte uns von Grillparzer noch mehr sicherlich als die Ahnfrau, von Hebbel noch mehr als den Gyges, von Kleist mehr als das bisherige Garnichts, er hätte Shakespeare, Goethe, die antiken Dichter (es muß ja nicht gerade Plautus sein) und damit, was man so sagt, Leben in die Bude gebracht.

Aber — Hermann Bahr hat das Wiener Deutsche Volkstheater gut behandelt, seitdem — seine Stücke dort aufgeführt worden sind. Er hat sich als starken Mann auch da gerühmt, wo man sich dessen nicht offen rühmt. Er hat einmal — einst im Mai — eine sozialistische Broschüre geschrieben und hat — das ist wahr — tausend Streiche verübt. Schließlich hat er sogar behauptet: Wien sei Orient, München sei Europa; er (Hermann Bahr) sei Anarchist und gar — Japaner.

Nun mußten die Völker Europas ihre heiligsten Güter wahren. Die Folge eine lustige Jagd in der Presse und die höfliche Bitte der Intendanz an Hermann Bahr, von seinem Vertrag zurückzutreten.

Wer Hermann Bahr kennt, weiß, daß er dieser Bitte nachkommen wird, falls das „Materielle" geregelt wird.

Dann hätten wir ein Intermezzo mehr. Mehr oder minder aussichtslose Dramatiker werden, vom Alpdruck befreit, dann ihre Stücke wieder einreichen. Es fragt sich, ob es nicht geboten wäre, mit allen Mitteln gegen das drohende fortgesetzte Stagnieren des Münchner Hofschauspiels Front zu machen. Die Person Hermann Bahr ist ganz Nebensache. Aber sein Engagement bedeutete ein Programm: Vorwärts. Soll die Versumpfung nun weitergehen?

Fast scheint es so: in Bezug auf die Gewinnung neuer Kräfte geschieht garnichts. Zur Erhaltung alter (im Volksmund heißt es: altbewährter Kräfte) geschieht viel. Hofschauspieler setzen Eingaben in die Welt, um die Intendanz mit Hilfe der Aristokratie zu veranlassen, gekündigte Schauspielerinnen wieder zu engagieren. Daß dabei die Autorität des Intendanten zum Teufel geht, ist klar. Das ist indessen nicht unsere Sache. Wichtig, entscheidend wichtig ist die Tatsache, daß der erste Versuch, das Schauspiel der Münchener Hofbühnen zu neuem Leben zu erwecken, kläglich gescheitert ist, falls Bahr nicht doch kommt.

Die Folgen eines verhängnisvollen Rückzugs der Intendanz hätte nicht die Hofkasse allein zu tragen, sondern das bißchen Schimmer und Freude, das — auch auf unserem Gebiet — anderswo noch Bedürftige befreit und beglückt: die Kunst.

München, am Todestage Richard Wagners.

Schubart als Musiker.[1]

Im Jahre 1902 hat Ernst Holzer in den Mitteilungen des Ulmer Kunst- und Altertumsvereins ein Heft „Schubartstudien" veröffentlicht. Es beschäftigte sich speziell mit den musikalischen und musikkritischen Arbeiten des alten schwäbischen Lyrikers. Holzer hat seine Studien seither unermüdet fortgesetzt und recht viel, auch manches ganz Unerwartete, gefunden. Jetzt hat er in der losen Serie von Einzeldarstellungen, die die historische Kommission Württembergs vor zwei Jahren mit der schönen Studie Max Schusters über Herzog Ulrich und Wilhelm Hauff eröffnet hat, ein ausführliches Werk über Schubart als Musiker gegeben — man möchte sagen ein abschließendes, wenn es das überhaupt gäbe. Es zerfällt in drei Teile. Der erste gibt eine biographische Skizze, die sich mit Schubart als Musiker und Musikschriftsteller befaßt. Man sieht, wie die Kunst der Töne durch Schubarts ganzes Leben hindurch geht; mag ein früherer Biograph sie die Sirene nennen, die ihn ins Unglück gejagt habe, so wird man sie ebenso richtig mit Holzer als die Kunst rühmen können, die ihm mehr als einmal das Leben gefristet hat — beiläufig, ist schon von andern darauf hingewiesen worden, daß die Seite 16 als Schubarts Schülerin genannte Gräfin Leutrum kaum eine andere sein wird als die spätere Franziska von Hohenheim, die seiner Einkerkerung nicht ganz fremd gewesen ist? Ein zweiter Teil besteht aus einer ungemein genauen Aufzählung aller musikalischen, musikästhetischen und musikkritischen Stellen in Schubarts Werken; man kann über ihren Reichtum staunen. So wenig die eigenen Kompositionen Schubarts alle gleichwertig sind oder unserem heutigen Geschmack zusagen mögen — wogegen Holzer mit vollem Recht immer wieder darauf hinweist, daß jeder Künstler eben mit dem Maß seiner Zeit gemessen

[1]) Darstellungen aus der Württembergischen Geschichte. Herausgegeben von der württ. Kommission für Landesgeschichte. Zweiter Band: Schubart als Musiker. Von Ernst Holzer. Stuttgart, W. Kohlhammer 1905. 8°, IV und 178 Seiten.

werden muß: so wenig sind alle die zahlreichen Aeußerungen über Musik und Musiker von bleibender Bedeutung, die aus Schubarts Werken mit Bienenfleiß ausgezogen und nach der Zeit ihres Entstehens aneinandergereiht sind. Dazu ist der Mann viel zu temperamentvoll, viel zu abhängig von der Stimmung des Augenblicks. Aber grade das macht öfters den Reiz seiner Aeußerungen aus; sie kommen frisch und ohne viel Quälens aus einer leicht erregbaren Seele. Schubart war Dichter und Musiker in einer Person, und noch mehr, beide Künste stehen bei ihm in inniger Beziehung und weisen darauf hin, wie sie sich gegenseitig zu unterstützen und zu durchdringen haben. So ist auch bei den gründlichen Untersuchungen und Nachweisen Holzers gar manches für die genauere Kenntnis des Lyrikers Schubart herausgekommen. Ein dritter Teil seines Buches teilt eine Anzahl von Kompositionen Schubarts mit: eine Sonate und zehn Lieder. Die Proben genügen, einen Begriff von der Art des Musikers zu geben. Wenn es aber auch einem Buche, das Einzelforschungen enthält, wohl möglich ist und wohl ansteht, sie in angenehmer Form und in einer Art zu geben, daß auch für bedeutendere Fragen etwas abfällt, auf größere Zusammenhänge eine Perspektive eröffnet wird, so wird man dem mit dem doppelten Rüstzeug des Philologen und des Musikkenners bewehrten Verfasser gerne nachrühmen, daß er auch diesen Forderungen Genüge getan habe.

Tübingen. Hermann Fischer.

Tamassia: S. Francesco d'Assisi e la sua Legenda.

Padova e Verona. Fratelli Drucker. 1906.

Die Frage nach der Wirklichkeit, welche hinter der franziskanischen Legende steht, ist von der größten Bedeutung nicht nur für den Theologen von Fach; und das mag es rechtfertigen, wenn ein hervorragender italienischer Rechtshistoriker sich mit dem Problem beschäftigt hat und ein deutscher Fachgenosse desselben die eigenen Landsleute auf die italienische Arbeit aufmerksam macht. — Das fühlt jeder, daß Franz von Assisi ein Mensch gewesen ist von solch eigenartigem, hohem Glanze, daß man in der ganzen Reihe der Kirchenheiligen nicht seines gleichen findet. Und was ihm eigentümlich zu sein scheint, sind Züge, welche für uns jüngste Menschen wieder zu Wahrheiten werden. Man vergleiche das Tiefste bei Tolstoi mit dem franziskanischen Gedankengang — wie viel Berührungspunkte! Oder man überlege, daß die gewaltige Stärke, welche die japanische Kultur besitzt, sich zuletzt doch aus dem innigen, einfachen Naturleben dieses feinen Volkes erklären wird; wie viel mahnt da an den wunderbaren italienischen Poeten, der in jedem Tier und jeder Pflanze nicht nur ein Gleichnis, sondern Leben von unserm Leben sah. Und des Franziskus soziales Ideal — die heilige Armut — wer weiß, ob sie nicht gerade durch die Entwicklung unserer Wirtschaft wieder lebendig werden wird. Dazu kommt dann, daß man an diesem Heiligen besser als irgendwo anders die Gesetze der Legendenbildung studieren kann und die ganze starke religiöse Bewegung unserer Tage, die aus der Uebereinstimmung mit der Bibelkritik und aus dem Gegensatz zu ihr entstanden ist, findet ein Maß in der Franziskusforschung. So wird gerade die Forschung über Franz zu einer jener unsichtbaren Unionen des Katholizismus und Protestantismus führen, wie sie — allen Unmöglichkeiten äußerer Einigung zum Trotz — schon mehrfach geschlossen worden sind und wie sie gerade dem süddeutschen Leben seine besondere Farbe verliehen haben. — Ist es doch zuerst ein protestantischer Geistlicher — Sabatier — gewesen, der in seiner hinreißenden Biographie das lichte Wesen des Italieners

gemalt hat. Sabatiers Buch hat sofort die Frage nach dem Umfang und der Verlässigkeit der Quellen geweckt und hier ist dann die Forschung zu Ergebnissen gekommen, welchen die Ausgangspunkte Sabatiers sehr fern stehen. Man darf jetzt annehmen, daß das grundlegende Material in den beiden Leben des Thomas von Celano zu finden ist. Aber wie soll man die Wahrhaftigkeit dieser Quellen einschätzen? Die jüngsten deutschen Forschungen sind denselben nicht ungünstig gewesen. Hier setzt nun Tamassia ein. Mit der großen und feinen Gelehrsamkeit, über die er verfügt, sucht er nachzuweisen, daß die beiden Biographien nichts anderes sind, als der Versuch, die einzigartige, den Häretikern vielleicht näher als der Kirche stehende Person des hl. Franz auf den Normaltypus des Kirchenheiligen zurückzubringen, die Individualität durch die allgemeine Ordnung zu überwinden. Es ist kein Zweifel, daß diese Ansicht in der kommenden Forschung eine wichtige Rolle spielen wird. —

Würzburg. Ernst Mayer.

Siegfried Wagner und das deutsche Publikum.

Unter diesem Titel erschien vor einiger Zeit in den Münchener Neuesten Nachrichten ein Aufsatz von Glasenapp, dem offiziellen Biographen Richard Wagners. Die Monatshefte haben es von Anfang an als eine ihrer Hauptaufgaben betrachtet, die Werke und die Lebensgeschichte Richard Wagners zu studieren, sein Vermächtnis an das deutsche Volk zu pflegen; sie wollen daher an diesem Aufsatz nicht vorübergehen. Glasenapps Ansichten über die künstlerische Bedeutung Siegfried Wagners bleiben außer Diskussion; er hat natürlich das Recht, Siegfried Wagner für ein Genie zu halten, für ein ebenso großes wie Richard Wagner, oder auch für ein größeres, das sich zum Vater verhält wie Mozart zu seinem Vater oder wie Beethoven zu dem seinigen. Selbstverständlich hat er auch das Recht, ja als Musikschriftsteller die Pflicht, für seine ästhetischen Anschauungen öffentlich einzutreten. Wozu aber niemand das Recht hat, das ist: falsa zu verbreiten; ob dies Glasenapp getan hat, bitten wir unsere Leser zu beurteilen. Wir geben seinen Artikel unverkürzt wieder; die einzige Aenderung, die wir vornehmen, ist, daß wir diejenigen Stellen fett drucken, die wir mit Tatsachen konfrontieren.

Glasenapp.	Tatsachen.
Und immer wiederholt es sich, daß der lebende und schaffende Künstler durch die herrschende Oeffentlichkeit dazu gezwungen wird, etwas anderes zu tun und zu leisten, als wozu ihn seine geniale Befähigung bestimmt.	
Anstatt seine „Meistersinger“ zu vollenden, mußte einst Richard Wagner, zum Zweck der Ermöglichung ihrer Vollendung, in Wien, Prag, Karlsruhe, Petersburg rc. — Konzerte dirigieren. Anstatt	Als Richard Wagner in Wien, Prag rc. Konzerte dirigieren mußte, statt die Meistersinger zu vollenden, stand er im 49. bis 51. Lebensjahr und war in materieller Not; Siegfried Wagner war, als er zur Direktion eines Konzerts, an-

seinen „Ring" zu Ende zu komponieren und in Partitur auszuführen, wozu ihm seines Lebens Unrast die Muße nicht vergönnt, anstatt die Kräfte seines Alters für die entscheidende erste Aufführung seines Riesenwerkes zu sparen und zu pflegen — was mußte er wiederum tun zum Zwecke der Ermöglichung ihrer Aufführung? Konzerte dirigieren und die Bruchstücke seines großen Werkes dem Gefallen der Großstädte feilbieten.

Ein tragischer Zwang, der sich durch alle ungemessensten Beifallskundgebungen nicht verhüllen, nicht übertäuben ließ.

Jedem Deutschen sollte wohl — gäbe es etwas Natürlicheres? — die Liebe zu Siegfried Wagner das nächste und ursprünglichste seiner Gefühle sein. Noch immer hat der Deutsche, auch unter dem Schutz des kaiserlichen Reichsszepters — in jedem Gau einen anderen Landesherrn, dem er in echt germanischer Weise, welcher politischen Partei er sonst angehöre, seine verehrungsvollsten Gefühle widmet. **Nur** einen König des deutschen Geistes, **einen Führer zum Höchsten,** was einer Nation verliehen werden kann, **haben alle Deutschen miteinander gemein** in der Person ihres größten, schöpferischesten und reformatorischen Künstlers. Es gibt für alle Deutschen nur einen „Meister von Bayreuth", nur einen Richard Wagner.

Die Gefühle, welche jeden Deutschen, möge er welcher Partei auch immer angehören, **für** das gesamte Haus seines Fürsten, insbesondere seine echtblütige Deszendenz, seinen **Thronerben,** beseelen, **sind wiederum in allen Landesteilen die gleichen.** Wie steht es mit den Empfindungen der Deutschen gegen den reichbegabten, selbstschöpferischen, echtbürtigen Sohn ihres geistigen Königs und Meisters? Wer hat hier, welche verhängnisvolle Interessendurchkreuzung, die natürlichste

läßlich dessen der nebenstehende Artikel erschien, nach München kam, 36 Jahre alt und in auskömmlichen Verhältnissen; bald darauf meldeten die Blätter, daß er eine neue Oper „Das Sternengebot", die fünfte seit 1898, vollendet habe.

Nicht jedem Deutschen kann die Liebe zu Siegfried Wagner das nächste und ursprünglichste seiner Gefühle sein; manchen Deutschen ist es die Liebe zur Mutter, anderen die Liebe zu Gott, anderen die Liebe zum Vaterlande, anderen die Liebe zur Kunst. Bei manchen Deutschen ist die Liebe zur Wahrheit das nächste und ursprünglichste der Gefühle.

Nicht alle Deutschen erblicken in Richard Wagner den einzigen, allen gemeinsamen Führer zum Höchsten. Unter denen, die ihn dafür halten, sind manche, die die Führung zum Höchsten nicht für ein Fideikommiß seiner Familie halten.

Die Gefühle für Thronerben sind nicht in allen Landesteilen dieselben. Gegenüber den legitimen ältesten Söhnen von Künstlern sind die Gefühle gleichfalls verschieden. Wenige Deutsche halten bei Bach, Mozart, Goethe, Herder, Böcklin den ältesten Sohn für den Thronerben des Vaters. Schopenhauer nimmt an, daß der Intellekt nicht vom Vater ererbt werde.

Empfindung des Glaubens an seinen Beruf, für den er geboren und veranlagt ist, sagen wir es kurz, die Liebe zu ihm so vielfach in kleinmütig mißtrauischen Unglauben, in Neid und Uebelwollen verkehrt? Was bereitet ihm auf seiner ernstfreudig beschrittenen und glorreich behaupteten Bahn als schaffender Künstler die störendsten, ja gewalttätigen Hemmnisse?

Welche Bewandtnis hat es nun mit Siegfried Wagner als Konzertdirigenten? **Kein Zweifel, daß er** in dieser Eigenschaft, wie überall, so auch **in München, mit begeisterten Kundgebungen gefeiert werden wird — von den Herren in der Presse spreche ich nicht.** Aber ich frage: hat er keinen höheren Lebensberuf? Entfaltet er als Orchesterleiter die ganze, volle, ihm gegebene Kraft und Fähigkeit? Könnte er Euch nicht anderes und höheres bieten als eine bloße Orchesterleitung mit etwaigen Bruchstücken aus seinen von den Theatern vernachlässigten dramatischen Schöpfungen?

Es bestanden Zweifel, ob Siegfried Wagner als Konzertdirigent in München mit begeisterten Kundgebungen gefeiert werden würde; diese Zweifel haben sich als berechtigt erwiesen — von den Herren in der Presse spricht Glasenapp: der größere Teil seines Artikels handelt von ihnen.

Wenn ich davon vernehme, daß Siegfried Wagner sich in eine der deutschen Städte begibt, um dort ein Orchesterkonzert zu dirigieren, so sage ich mir: er rastet nicht, er folgt seinem Betätigungstriebe. Aber weiter: er wirbt damit — ganz unwillkürlich und unbewußt — um das, was ihm von selbst gehören sollte. Mit der ihm eigenen, freimütig offenen, freudigen Schlichtheit seiner vornehmen Natur folgt er einer **Aufforderung, die eigentlich gar nicht erst an ihn hätte gerichtet werden sollen;** anspruchslos und mit offener Brust erscheint er an der Spitze seiner Musiker vor einem Konzertpublikum, um sich diejenige Liebe erst zu gewinnen, die ihm freiwillig, auch als schaffendem Künstler, entgegengetragen werden sollte. Aber

Wenn die Aufforderungen zum Konzertdirigieren nicht ergehen sollten, so könnten sie durch Zirkular oder durch die Presse verbeten werden.

ist dies denn sein eigentliches Amt? sein Beruf?

Und es wiederholt sich abermals: der lebende Künstler, je mehr er aus seiner Natur und Begabung heraus zu leisten hätte, wird von der herrschenden Oeffentlichkeit dazu gezwungen, anstatt seine höchsten, seine geringeren Fähigkeiten zu entfalten, etwas anderes zu tun und zu leisten, als wozu ihn seine geniale Veranlagung bestimmt.

„Der ausgezeichnete Künstler," lasen wir kürzlich über ihn in einem Hamburger Blatt nach der zweiten Aufführung des Bruder Lustig, „hat sich längst als hervorragender Dirigent einen allgemein geachteten Namen gemacht, sowohl im Konzertsaal wie auch in der Oper, die an die Umsicht, Geistesgegenwart und technische Geschicklichkeit des führenden Kapellmeisters die höchsten Anforderungen stellt. Die komplizierteste Symphonie ist viel leichter zu dirigieren als die kleinste komische Oper". Eng mit dieser Befähigung verbunden und davon unzertrennlich ist seine außerordentliche Begabung als geborener Regisseur. Die Werke seines Vaters außerhalb Bayreuths einzustudieren, liegt nicht in seinem Beruf. **Weshalb aber fordern ihn eben diejenigen Städte, die ihn zu Konzertleistungen einladen, nicht dazu auf, seine eigenen Werke an ihren Bühnen zu leiten und ihre Inszenierung zu überwachen?**

Es steht dem Sohne Richard Wagners wohl an, unentwegt aus dem reichen Schatz seiner schöpferischen Phantasie Werk auf Werk in die Welt hinauszusenden, unbekümmert darum, ob die Zeitgenossen dieses einen flüchtigen Jahrzehnts — überrascht durch die Neuheit und künstlerische Unbefangenheit seines Schaffens — sich dessen jeweilige Vorgänger bereits durch ihre „Anerkennung" angeeignet haben oder nicht.

Nicht die Städte laden Siegfried Wagner zu Konzertleitungen ein; die Einladungen ergehen an ihn teils von Verehrern seiner Leistungen, teils von Leuten, die für einen wohltätigen oder sonstigen Zweck die Zugkraft des Namens Wagner gewinnen wollen, teils von solchen, die auf gute Beziehungen zur Familie Wagner Gewicht legen, aus Oesterreich wohl auch von Alldeutschen, denen der Name Wagner ein Symbol des edelsten Deutschtums ist; nach München wurde Siegfried Wagner durch das Komitee einer Wohltätigkeitsveranstaltung geladen, auf Anregung des hiesigen Korrespondenten des Berliner Tageblatt. Die Aufforderung zur Inszenierung dramatischer Werke muß

Die Unbeholfenheit unserer — nicht einmal geschäftskundigen — Theaterleitungen, die Unsicherheit und Feindseligkeit eines Teiles unserer noch **so wenig fachmäßig gebildeten „musikalischen“ Theaterkritik,** die verzeihliche Neigung des Publikums, sich — statt einer kräftigen Emanzipation von dem papierenen Berufsorakel — durch dessen vermeintliche Weisheit in seinen richtigen Empfindungen täuschen zu lassen, haben zu dieser Verzögerung beigetragen. Wenn wir aber soeben von einem einzigen flüchtigen „Jahrzehnt“ von Siegfried Wagners öffentlichem Wirken gesprochen haben, so ist diese Bezeichnung mit Bezug auf seine selbstschöpferische Tätigkeit allerdings dahin zu berichtigen, daß die erste Aufführung des „Bärenhäuters“ im Januar 1899, also vor noch nicht sieben Jahren, stattgefunden hat. „Wer innerhalb sechs Jahren vier große Werke („Bärenhäuter“, „Herzog Wildfang“, „Kobold“, „Bruder Lustig“) auf die Bühne stellt“, schrieb kürzlich die „Schlesische Zeitung“ in einem nicht übermäßig freundlich oder verständnisvoll gesinnten Artikel, „hat zum mindesten Anspruch darauf, daß wir sein Streben ernst nehmen“. Es ist jedermann wohlbekannt, nach welcher Richtung hin diese Werke bisher „ernst genommen“ sind. Man hat sich von seiten der herrschenden Mittelmäßigkeit unserer festgeschlossenen verschiedenen Musikercliquen gegen sie wie gegen eine ernstlich bedrohende Gefahr aufgebäumt, die der Impotenz und dem Halbtalent das Leben sauer macht. **Man hat ihn auf seinem angestammten Boden, dem Theater, als Feind und Eindringling abgewehrt.** An die dabei angewendeten unlauteren Kampfesmittel will ich heute nicht erinnern; auch daran nicht, wie sehr diese Abwehr im Dienste gewisser anderer, von Natur bayreuthfeindlicher durch die Theaterdirektionen erfolgen sie ergeht an Siegfried Wagner öfter als an irgend einen andern gleichaltrigen deutschen Tonsetzer.

Der größere Teil der Musikkritik ist an den großen Zeitungen fachmäßig gebildet; nur ausnahmsweise ergreifen nicht fachmäßig Gebildete wie Glasenapp das Wort.

Um Siegfried Wagners „Bärenhäuter“ bewarben sich kurz vor und nach seiner Fertigstellung mindestens 33 Bühnen. **Noch nie haben sich in Deutschland um das Werk eines bis dahin unbekannten Komponisten eine so große Anzahl Bühnen beworben.** („Lohengrin“,

Interessen gestanden hat und von ihr nach Kräften durch alle Blätter Deutschlands gefördert worden ist.

vollendet 1847, wurde zum ersten Mal aufgeführt am 28. August 1850 in Weimar und dort einige Male wiederholt; die nächste Aufführung erfolgte am 2. Juli 1853 in Wiesbaden.) „Der Barbier von Bagdad“ von Peter Cornelius wurde 1858 in Weimar einmal aufgeführt; die nächste Aufführung erfolgte zehn Jahre nach dem Tode des Dichterkomponisten 1884 in Karlsruhe. Eugen d'Albert vollendete seine Oper „Der Rubin“ 1890; nach vergeblichen Verhandlungen mit verschiedenen Bühnen, von denen eine die Dekorationen bezahlt haben wollte, erfolgte die erste Aufführung 1893 in Karlsruhe; es folgten Bremen und Weimar 1894, Kassel 1896, wobei das Material stets unentgeltlich vom Komponisten geliefert wurde. Leo Blech vollendete seine erste Oper, „Aglaja“, 1892; sie wurde 1893 zum ersten Male aufgeführt und zwar in Aachen, wo der Komponist Theaterkapellmeister war; es folgte 1894 Düsseldorf, wo der Sohn des Aachener Direktors Kassierer des Stadttheaters war und sich die Blechsche Oper zu seinem Benefiz ausgebeten hatte; als letzte Bühne folgte Augsburg, dessen Theaterdirektor mit dem Verleger der Oper intim befreundet war. Siegmund von Hauseggers „Zinnober“ wurde 1895 von der Hoftheaterintendanz in München zur Aufführung angenommen, die im Frühjahr 1896 stattfinden sollte und im Juni 1898 kurz vor Schluß der Saison stattfand und ein Mal wiederholt wurde; seitdem fand keine Aufführung des Werkes statt. Engelbert Humperdincks „Hänsel und Gretel“ wurde, nachdem es von einer Reihe von Bühnen abgelehnt worden war, am 23. Dezember 1893 in Weimar zum ersten Mal gegeben, und zwar nachmittags als Kindervorstellung, wobei der Komponist auf Tantième verzichten mußte. Wilhelm

Kienzl vollendete seine erste Oper „Urvasi“ 1884; sie wurde zum ersten Mal aufgeführt 1886 in Dresden; es folgten, auch 1886, Linz, 1887 Graz, 1889 Prag (Böhmisches National-theater), 1890 Preßburg; inzwischen ist sie nicht wieder gegeben worden. Hans Pfitzner vollendete seinen „Armen Heinrich“ 1893; nachdem das Werk von den meisten größeren Bühnen Deutschlands abgelehnt worden war, erfolgte die erste Aufführung in Mainz, wo der Komponist vierter Kapellmeister ohne Gehalt war, im April 1895; die Aufführung fand ohne Regisseur statt. „Ingwelde“ von Max Schillings wurde bald nach ihrer Vollendung 1894 in Karlsruhe aufgeführt; es folgte Weimar 1895; in der Saison 1899/1900 wurde das Werk an 2 Bühnen 5 mal gegeben (der „Bärenhäuter“ an 25 Bühnen 36 mal). „Guntram“ von Richard Strauß wurde 1894 zum ersten Mal aufgeführt in Weimar, wo Strauß damals Hofkapellmeister war; 1895 wurde das Werk in München aufgeführt, wo Strauß damals Hofkapellmeister war; und zwar ein Mal. Ludwig Thuille vollendete seine Erstlingsoper „Theuerdank“ 1895; die erste Aufführung erfolgte 1897 in München, wo drei Wiederholungen stattfanden; eine andre Bühne hat das Werk nicht angenommen. (Thuilles letzte Oper „Gugeline“, vollendet 1900, ist bis jetzt in Bremen und Darmstadt gegeben worden.) Felix Weingartner beendete seine „Sakuntala“ 1883; sie wurde 1884 dreimal in Weimar gegeben, 1886 zweimal in Danzig, wo Weingartner Theaterkapellmeister war. Hugo Wolf's „Corregidor“ wurde nach vergeblichen Verhandlungen mit größeren Bühnen zum ersten Mal aufgeführt 1896 in Mannheim; außerdem wurde das Werk bei Lebzeiten des Komponisten noch in Straßburg und Prag gegeben.

Siegfried Wagner liegt in seiner großen, selbstbewußten Schlichtheit und Einfachheit jede Spur von Neigung zur Parteibildung fern, wie sie auch seinem großen Vater verhaßt war. **Er hat keinen für ihn arbeitenden literarischen Anhang irgendwelcher Art,** wie ihn sonst selbst die unbedeutendsten unter unseren Musikern haben. „Siegfried Wagner hat eine schlechte Presse," bemerkte dazu einmal ganz verwundert ein französischer Journalist, der dieses Verhältnis nicht begriff. Aber dies ist die ererbte, seinem unabhängigen Charakter eigene Art Siegfried Wagners, und sie wird sich nicht ändern. Er lacht darüber, wenn jene, die es besser verstehen, an ihrem eigenen Ruhm ersticken, und steht in jedem Sinne auf eigenen Füßen. Er will den notwendigen Sieg seiner edel-volkstümlichen Kunst allein durch sich erfechten. **Die ihm so eng befreundeten „Bayreuther Blätter" dürfen nie ein Wort über ihn und seine Werke bringen.** Er will seine Gegner aus eigener Kraft zu seinen Freunden machen, und er wird dies in kürzester Frist, sobald erst die unvermeidliche große Schwenkung eintritt — von links nach rechts. Dann wird er mit einem Schlag, wie dies so bei den Deutschen hergeht, „Mode" geworden sein, und die Theater werden Abend für Abend seine Werke bringen.

Am 15. Januar, 5. und 12. Februar 1899 hielt im Wagner-Verein Wiesbaden E d u a r d R e u ß drei Vorträge über Siegfried Wagners Bärenhäuter. Im Sommersemester 1899 hielt W e r n e r D e e t j e n im Akademischen Richard Wagner-Verein Berlin einen Vortrag „Der Bärenhäuter in der deutschen Literatur (I. Teil)". 1899 veröffentlichte H a n s M e r i a n einen Führer zum Bärenhäuter. 1901 veröffentlichte P a u l S a k o l o w s k i einen Führer zum Herzog Wildfang. 1902 erschien die Broschüre „Siegfried Wagner als Mensch und Künstler" von L u d w i g K a r p a t h. 1903 ein Führer zum „Kobold" von demselben. 1904 erschien „Versuch einer thematischen Analyse der Musik zu Siegfried Wagner's Kobold" von E. G. 1905 ein Führer zum „Bruder Lustig" von Ludwig Karpath.

Im Jahrgang 1899 der „Bayreuther Blätter" schrieb Hans von Wolzogen (auf Seite 280) u. a.: „Bayreuth ist unerschöpflich an Wundern. Nur Eines, so scheint es, konnte sich noch neben die leuchtenden Beispiele der treuen Jüngerschaft des Meisters stellen, und gerade dies geschah. Als letzter der Reihe tritt der Sohn des Meisters selber vor uns hin: S i e g f r i e d W a g n e r . . . War es nicht wie ein Wunder, als der junge Mann, der zwar als Dirigent symphonischer Musik schon ein auffälliges Talent bekundet hatte, nun zum erstenmale ein dramatisches Werk, und zwar den Ring, und hier in Bayreuth, in den Proben, die er vornehmlich geleitet, und dann in den Aufführungen derartig zur Aufführung brachte, daß man den zweifellosen Eindruck empfing: hier wirkt eine Individualität? Alles andere ließe sich lernen, aber dies muß gegeben sein. Es war die Individualität des Sohnes, die hier so wundervoll der Art des Werkes entsprach.

Zwei Kinder desselben Vaters vereinigten sich zu einem Ganzen, das nun als das Glück von Bayreuth bezeichnet werden kann. Kein anderer wie Siegfried Wagner hat so deutlich und rein den Eindruck hervorgebracht, daß die Musik hier ganz zum Drama geworden ist . . . Man hätte nicht zu fragen gebraucht: wer dirigiert? wenn es nicht andererseits eben das Wunderbare gewesen wäre, daß hier einmal das Natürlichste wirklich geworden war" 2c. — Als besondere Beilage zum Jahrgang 1899 der Bayreuther Blätter erschienen, 27 Seiten stark, „Bärenhäuter-Blätter" mit Beiträgen von 11 Autoren, unter denen mindestens 5 ständige Opernreferenten von Tageszeitungen sich befanden; einer der Mitarbeiter, der mit „Einer aus deutscher Jugend" zeichnet und in Heidelberg seinen Wohnsitz hatte, schreibt u. a.: „Ein Volk, welches in mehr als tausendjähriger Geschichte einst die Herrschaft über die Welt behauptete, dann, verinnerlicht in Fühlen und Denken, die bildende Kunst durch seine Seelenkraft zu dem Unerhörtesten zwang, durch die Reformation der Welt ein neues wahrhaftiges Christentum schenkte, endlich in den freieren Künsten der Dichtkunst und Musik den so lange gesuchten Ausdruck seiner Seele fand, und in dem erhabenen Werke, welches alle Künste verband, die Tat wirkte, welche ihm den Göttersitz neben der Antike schuf, — dieses Volk vermag am Ende des 19. Jahrhunderts noch aus seinem Schoße einen Künstler hervorzubringen, welcher — was keinem von all' denjenigen, welche nach des Meisters Taten noch Bühnenwerke hingestellt hatten, gelungen war in freier Betätigung seiner inneren Kraft ein vollständig naives, vom frischesten Leben erfülltes Kunstwerk schafft. Und darin liegt in der Tat etwas ganz unbegreiflich Wunderbares, und wenn wir auf die Zukunft

noch hoffen dürfen, so vermöchte uns dieses Wunder, das wir mit eigenen Augen gesehen, die Kraft dazu zu geben.“ — Auf Seite 80 des Jahrgangs 1904 wird ein von Siegfried Wagner in Bayreuth dirigiertes Konzert besprochen. — Im Literarischen Anzeiger der Stücke 4—6 des Jahrgangs 1904 heißt es in einer Besprechung von Karpaths Kobold-Führer u. a.: „Obwohl nun zweifellos gerade das Dämmerlicht, in welchem die Handlung erscheint, eine fein empfundene poetische Absicht ist und zum Stil des Ganzen gehört, so spricht es doch andererseits für die eigentümliche Wirkung, welche eben dieser Stil ausübt, daß gegen alle sonstige Gewohneit, „unverständlich“ erscheinenden Werken gegenüber, in diesem Falle eine erfreuliche Anzahl von Kritikern sich zu einer redlichen Bemühung veranlaßt fand, in den tieferen Sinn und Zusammenhang der von der Bühne her fesselnden Geschehnisse einzudringen ... Das beste ist doch — . . . — allemal das Erleben.“ — Im Literarischen Anzeiger der Stücke 1—3 des Jahrgangs 1905 heißt es in einem Hinweis auf eine Kobold-Broschüre von Gl. E., diese verrate „schon durch ihren Anblick den musikalischen Reichtum und die künstlerische Webearbeit der Partitur“.

Man liest und hört bei den unpassendsten Gelegenheiten so viel von Siegfried Wagners überzeugten Freunden, Verehrern und Anhängern, die große Dinge von ihm erwarten und verkünden. Selbst zur Bescheidenheit in ihren Erwartungen werden sie mit Vorsorge gelegentlich ermahnt. Nun ist es seltsam, nach ihnen sich umzusehen: wo hätten diese doch je in der Oeffentlichkeit das Wort ergriffen? **Uns sind solche bei genauer Verfolgung alles über Siegfried Wagner Gedruckten nie und nirgend entgegengetreten,** am wenigsten aus dem Kreise

Kurz nach Erscheinen des nebenstehenden Artikels versandte Glasenapp eine Broschüre „Siegfried Wagners Bruder Lustig“ (Separatabdruck aus dem Rigaer Tageblatt), die Auszüge

gewisser — noch so freundlichen und „wohlwollenden“ — musikalischen Rezensenten, auf deren „unparteiisches“ Urteil das Publikum schwört. Feinde, Gegner, verdrossene Neider weit eher, die ihre subjektiven Meinungen in meist sehr unfreundlicher und rücksichtsloser Form verlauten lassen.

Jene überzeugten Freunde, Verehrer und Anhänger Siegfried Wagners wissen freilich, was sie von ihm, seinem Schaffen und Wirken für die Zukunft der deutschen Bühne erwarten dürfen, und daß dieses Schaffen und Wirken keine eitle Spielerei ist; sie wissen, daß Siegfried Wagner aus seiner gesunden Natur heraus genau das schafft, dessen unsere heutige Bühne am dringendsten und nötigsten bedarf; daß er das gottbegnadete, von väterlicher und mütterlicher Seite her reich ausgestattete Genie ist, das unsere Zeit und unser Theater braucht, um durch diese Gegenüberstellung und Ergänzung auch die **Werke seines großen Vaters erst im rechten Sinn sich anzueignen**; sie wissen, daß seine Werke in längstens zehn Jahren, sobald erst der Damm durchbrochen ist, die Theater ausnahmslos beherrschen werden, was unsere Herren Intendanten und Direktoren noch nicht zu ahnen scheinen; sie wissen es, aber eben deshalb wahren sie **der papierenen „Oeffentlichkeit“ gegenüber** die gleiche **vornehme Zurückhaltung, die sie von Siegfried Wagner gelernt haben.** Er und sie „können warten“. Das kann derjenige am leichtesten, der seiner Sache am sichersten ist.

Ihm genügt es einstweilen, den besonderen Stil seiner Werke durch möglichst gute Aufführungen zu fixieren; jenen, dabei mit anwesend zu sein und sich des Gelungenen zu erfreuen. Neuerdings wird ihnen freilich auch diese Genugtuung recht empfindlich mißgönnt und die Vermutung daran geknüpft, sie

aus 15 günstigen Berichten über „Bruder Lustig“ enthält. Ueber Besprechungen des „Bärenhäuter“ und des „Kobold“ siehe oben bei „Bayreuther Blätter“.

Richard Wagner war nicht der Ansicht, daß zur Aneignung seiner Werke die Gegenüberstellung irgendwelcher anderer Werke erforderlich sei.

Einen Tag nach seinem ersten öffentlichen Auftreten (am 6. August 1893) schrieb Siegfried Wagner an den Pariser Journalisten Marcel Hutin einen Brief, in dem er ihn über seine Ausbildung und seine Pläne unterrichtete und ihm das Programm seines ersten Konzerts übersandte. Ein Kritiker hatte über ein Auftreten Siegfried Wagners in Augsburg 1901 geschrieben, der begabte Dirigent habe keinen glücklichen Abend gehabt; als er sich im nächsten Jahr um ein Stipendium zum Besuch der Bayreuther Festspiele bewarb, wurden von maßgebender Bayreuther Seite

könnten durch ihre bloße Anwesenheit den unschätzbaren Gleichmut eines lokalen Publikums gefährden und auf dessen lebhaft begeisterte Beifallskundgebungen von Einfluß sein!! Nun, das wird sie nicht hindern, von ihrem guten Rechte auch fernerhin Gebrauch zu machen, und sicher von Werk zu Werk in größerer Zahl und in fester begründeter Ueberzeugung von der Gewißheit ihres Glaubens, worin ihnen denn das Publikum von Werk zu Werk mit mehr Bewußtsein entgegenkommt.

Wenn ich nun doch ausnahmsweise einmal von der an mich ergangenen Aufforderung der geehrten Redaktion für eine offene Kundgebung Gebrauch gemacht habe, so hat der geneigte Leser aus den Eingangsbetrachtungen Grund und Gesichtspunkt der angeschlossenen Betrachtung im voraus kennen und würdigen gelernt. Zudem kann ich nicht einsehen, was es schaden sollte, wenn ab und zu, ausnahmsweise, die volle, unverhüllte Wahrheit gesagt wird. Der Verhüller, Leugner und Entsteller gibt es ja genug; gehört ihnen nicht unsere gesamte „freie Presse“ in dem Maße an, daß selbst **befreundete Berufsrezensenten** sich darüber beklagen konnten, daß sie ihrer Gesinnung nicht freien Lauf lassen dürften, daß ihnen seitens ihrer Redaktionen bereits das ruhigste Urteil, sobald es Siegfried Wagner betrifft, als wohlwollend geduldeter „Enthusiasmus“ ausgelegt wird? Mir sind buchstäblich derartige Klagen mehr als einmal in offener Aussprache zugegangen, während andererseits die **Herausgeber angesehener Musikzeitungen** sich — im entgegengesetzten Sinne! — wiederum über ihre Mitarbeiter und Lokalkorrespondenten beklagen! Nun, warten wir getrost ab, bis die Herren beiderseits mit ihren Bedürfnissen und inneren Angelegenheiten ins Reine gekommen sind, in der sicheren Gewißheit, daß dies alles

wegen dieser Kritik Bedenken gegen die Gewährung des Stipendiums geäußert. Den Opernkritiker einer Münchner Zeitung, der über den „Bärenhäuter“ ungünstig geschrieben hatte, versuchten Freunde Siegfried Wagners wegen dieser Kritik um seine Stellung zu bringen. Als Siegfried Wagner zur Direktion des Konzerts, an welches der nebenstehende Artikel anknüpft, nach München kam, galt einer seiner ersten Besuche dem Verleger einer anderen Münchner Zeitung, den er bat, einen bestimmten Kritiker nicht über das Konzert schreiben zu lassen.

Oben hat Glasenapp gesagt, Freunde Siegfried Wagners in der Presse seien ihm nie und nirgend entgegengetreten.

nun doch nicht mehr lange dauern kann.

Welche Stellung und Haltung bleibt inzwischen dem passiv an diesen Konflikten beteiligten Publikum übrig? Wo Siegfried Wagner ihm auf dem örtlichen Theater eines seiner dramatischen Werke sichtbar und hörbar zur sinnlichen Perzeption bringt, ist es weder des Unterzeichneten noch irgend jemandes Aufgabe, dem Publikum Vorschriften oder Ratschläge für deren Aufnahme zu machen. So lange dies aber ausbleibt, so lange Siegfried Wagner von Stadt zu Stadt immer nur wieder als Konzertdirigent beansprucht wird und es ihm verwehrt bleibt, sich in seiner vollen Kraft als schaffender Dichter und Dramaturg zu bewähren, da gibt es nur einen Ratschlag, eine Mahnung an das deutsche Publikum. Richtet Euer Mißtrauen nicht mehr gegen den genial produktiven Künstler, den Ihr lieben solltet, wie er Euch gern hat und sich Eurer Liebe erfreut. Richtet Euer Mißtrauen, und zwar ernstlichst, gegen Eure künstlerischen Bevormunder, gegen die Verwaltung Eurer Theater, welches Euch die jungen blühenden Schöpfungen der **Bayreuther Kunst** vorenthält; verabschiedet diejenigen Berater in Euren Tages- und Hauszeitungen, die Euch in ihrer ständigen Abneigung gegen alles lebende Große und Neue schon so unendlich oft irregeleitet und immer von neuem irreleiten. Emanzipiert Euch von ihnen und verlangt, was jene Euch vorenthalten wollen und bis zu diesem Augenblick vorenthalten haben — ohne dies Verlangen erst einer heranwachsenden, kommenden Generation zu überlassen!

Unter Bayreuther Kunst versteht man die Werke Richard Wagners oder allenfalls solche Werke, die in seinem Geiste, nicht solche die in seiner Familie oder seinem letzten Wohnsitz, der oberfränkischen Stadt Bayreuth, entstanden sind. Die Verwendung der Homonymie (der doppelten Bedeutung eines Wortes, wie hier des Wortes Bayreuth) wird von Schopenhauer in seiner Eristischen Dialektik als Kunstgriff 2 behandelt.

Verantwortlich für den sozialpolitischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den übrigen Inhalt: Paul Nikolaus Cossmann in München.

Casanova's Bekehrung.

Von Hermann Hesse in Gaienhofen.

1.

In Stuttgart, wohin der Weltruf des luxuriösen Hofhaltes Karl Eugens ihn gezogen hatte, war es dem Glücksritter Jakob Casanova nicht gut ergangen. Zwar hatte er, wie in jeder Stadt der Welt, sogleich eine ganze Reihe von alten Bekannten wieder getroffen, darunter die Venetianerin Gardella, die damalige Favoritin des Herzogs, und ein paar Tage waren ihm ihn der Gesellschaft befreundeter Tänzer, Tänzerinnen, Musiker und Theaterdamen heiter und leicht vergangen. Beim österreichischen Gesandten, bei Hofe, sogar beim Herzog selber schien ihm gute Aufnahme gesichert. Aber kaum warm geworden, ging der Leichtfuß eines Abends mit einigen Offizieren zu Weibern, es wurde gespielt und Ungarwein getrunken, und das Ende des Vergnügens war, daß Casanova viertausend Louisdor in Marken verspielt hatte, seine kostbaren Uhren und Ringe vermißte und in jämmerlicher Verfassung sich zu Wagen nach Hause bringen lassen mußte. Daran hatte sich ein unglücklicher Prozeß geknüpft, es war so weit gekommen, daß der Wagehals sich in Gefahr sah, unter Verlust seiner gesamten Habe als Zwangssoldat in des Herzogs Regimenter gesteckt zu werden. Da hatte er es an der Zeit gefunden, sich dünn zu machen. Er, den seine Flucht aus den venetianischen Bleikammern zu einer Berühmtheit gemacht hatte, war auch seiner Stuttgarter Haft schlau entronnen, hatte sogar seine Koffer gerettet und sich über Tübingen nach Fürstenberg in Sicherheit gebracht.

Dort rastete er nun im Gasthause. Seine Gemütsruhe hatte er schon unterwegs wieder gefunden, immerhin hatte ihn aber dies Mißgeschick stark ernüchtert. Er sah sich an Geld und Reputation geschädigt, in seinem blinden Vertrauen zur Glücksgöttin enttäuscht und ohne Reiseplan und Vorbereitungen über Nacht auf die Straße gesetzt.

Dennoch machte der bewegliche Mann durchaus nicht den Eindruck eines vom Schicksal Geschlagenen. Im Gasthof ward er seinem Anzug und Auftreten entsprechend als ein Reisender erster Klasse bewirtet. Er trug eine mit Steinen geschmückte goldene Uhr, schnupfte bald aus einer goldenen Dose, bald aus einer silbernen, stak in überaus feiner Wäsche, zartseidenen Strümpfen, holländischen Spitzen, und der Wert seiner Kleider, Steine, Spitzen und Schmucksachen war erst kürzlich von einem Sachverständigen in Stuttgart auf hunderttausend Franken geschätzt worden. Deutsch sprach er nicht, dafür ein tadelfreies Pariser Französisch, und sein Benehmen war das eines reichen, verwöhnten, doch wohlwollenden Vergnügungsreisenden.

Er machte Ansprüche, sparte aber auch weder an der Zeche noch an Trinkgeldern.

Nach seiner überhetzten Reise war er abends angekommen. Während er sich wusch und puderte, wurde ihm auf seine Bestellung ein vorzügliches Abendessen bereitet, das ihm nebst einer Flasche Rheinwein den Rest des Tages angenehm und rasch verbringen half. Darauf ging er zeitig zur Ruhe und schlief ausgezeichnet bis zum Morgen. Erst jetzt ging er daran, Ordnung in seine Angelegenheiten zu bringen.

Nach dem Frühstück, das er während des Ankleidens zu sich nahm, klingelte er, um Tinte, Schreibzeug und Papier zu bestellen. In Bälde erschien ein hübsches Mädchen mit guten Manieren und stellte die verlangten Sachen auf den Tisch. Casanova bedankte sich artig, zuerst in italienischer Sprache, dann auf französisch, und es zeigte sich, daß die hübsche Blonde diese zweite Sprache verstand.

„Sie können kein Zimmermädchen sein," sagte er ernst, doch freundlich. „Gewiß sind Sie die Tochter des Hoteliers."

„Sie haben es erraten, mein Herr."

„Nicht wahr? Ich beneide Ihren Vater, schönes Fräulein. Er ist ein glücklicher Mann."

„Warum denn, meinen Sie?"

„Ohne Zweifel. Er kann jeden Morgen und Abend der schönsten, liebenswürdigsten Tochter einen Kuß geben."

„Ach, geehrter Herr! Das tut er ja gar nicht."

„Dann tut er Unrecht und ist zu bedauern. Ich an seiner Stelle wüßte ein solches Glück zu schätzen."

„Sie wollen mich in Verlegenheit bringen."

„Aber Kind! Seh' ich aus wie ein Don Juan? Ich könnte Ihr Vater sein, den Jahren nach."

Dabei ergriff er ihre Hand und fuhr fort: „Auf eine solche Stirne den Kuß eines Vaters zu drücken, muß ein Glück voll Rührung sein."

Er küßte sie sanft auf die Stirn.

„Gestatten Sie das einem Manne, der selbst Vater ist. Uebrigens muß ich Ihre Hand bewundern."

„Meine Hand?"

„Ich habe Hände von Prinzessinnen geküßt, die sich neben den Ihren nicht sehen lassen dürften. Bei meiner Ehre!"

Damit küßte er ihre Rechte. Er küßte sie zuerst leise und achtungsvoll auf den Handrücken, dann drehte er sie um und küßte die Stelle des Pulses, darauf küßte er jeden Finger einzeln.

Das rot gewordene Mädchen lachte auf, zog sich mit einem halb spöttischen Knix zurück und verließ das Zimmer.

Casanova lächelte und setzte sich an den Tisch. Er nahm einen Briefbogen und setzte mit leichter, eleganter Hand das Datum darauf: „Fürstenberg, 6. April 1760." Dann begann er nachzudenken. Er schob das Blatt beiseite, zog ein kleines silbernes Toilettenmesserchen aus der Tasche des samtnen Gilets und feilte eine Weile an seinen Fingernägeln.

Alsdann schrieb er rasch und mit wenigen Pausen einen seiner flotten

Briefe. Er galt jenen Stuttgarter Offizieren, die ihn so schwer in Not gebracht hatten. Darin beschuldigte er sie, sie hätten ihm im Tokayer einen betäubenden Trank beigebracht, um ihn dann im Spiel zu betrügen und von den Dirnen seiner Wertsachen berauben zu lassen. Und er schloß mit einer schneidigen Herausforderung. Sie möchten sich binnen drei Tagen in Fürstenberg einfinden, er erwarte sie in der angenehmen Hoffnung, sie alle drei im Duell zu erschießen und dadurch seinen Ruhm in Europa zu verdoppeln.

Diesen Brief kopierte er in drei Exemplaren und adressierte sie einzeln nach Stuttgart. Während er dabei war, klopfte es an der Tür. Es war wieder die hübsche Wirtstochter. Sie bat sehr um Entschuldigung, wenn sie störe, aber sie habe vorher das Sandfaß mitzubringen vergessen. Ja, und da sei es nun, und er möge entschuldigen.

„Wie gut sich das trifft!" rief der Kavalier, der sich vom Sessel erhoben hatte. „Auch ich habe vorher etwas vergessen, was ich nun gutmachen möchte."

„Wirklich? Und das wäre?"

„Es war eine Beleidigung Ihrer Schönheit, daß ich es unterließ, Sie auch noch auf den Mund zu küssen. Ich bin glücklich, es nun nachholen zu können."

Ehe sie zurückweichen konnte, hatte er sie um das Mieder gefaßt und zog sie an sich. Sie kreischte und leistete Widerstand, aber sie tat es mit so wenig Geräusch, daß der erfahrene Liebhaber seinen Sieg sicher sah. Mit einem feinen Lächeln küßte er ihren Mund, und sie küßte ihn wieder. Er setzte sich in den Sessel zurück, nahm sie auf den Schoß und sagte ihr die tausend zärtlich neckischen Worte, die er in drei Sprachen jederzeit zur Verfügung hatte. Noch ein paar Küsse, ein Liebesscherz und ein leises Gelächter, dann fand die Blonde es an der Zeit, sich zurückzuziehen.

„Verraten Sie mich nicht, Lieber. Auf Wiedersehn!"

Sie ging hinaus. Casanova pfiff eine venetianische Melodie vor sich hin, rückte den Tisch zurecht und arbeitete weiter. Er versiegelte die drei Briefe und brachte sie dem Wirt, daß sie per Eilpost wegkämen. Zugleich tat er einen Blick in die Küche, wo zahlreiche Töpfe über'm Feuer hingen. Der Gastwirt begleitete ihn.

„Was gibt's heute Gutes?"

„Junge Forellen, gnädiger Herr."

„Gebacken?"

„Gewiß, gebacken."

„Was für Oel nehmen Sie dazu?"

„Kein Oel, Herr Baron. Wir backen mit Butter."

„Ei so. Wo ist denn die Butter?"

Sie wurde ihm gezeigt, er roch daran und billigte sie.

„Sorgen Sie täglich für ganz frische Butter, so lange ich da bin. Auf meine Rechnung natürlich."

„Verlassen Sie sich darauf."

„Sie haben eine Perle von Tochter, Herr Wirt. Gesund, hübsch und sittsam. Ich bin selbst Vater, das schärft den Blick."

„Es sind zwei, Herr Baron."

„Wie, zwei Töchter? Und beide erwachsen?"

„Gewiß. Die Sie bedient hat war die ältere. Sie werden die andere bei Tisch sehen."

„Ich zweifle nicht, daß sie Ihrer Erziehung nicht weniger Ehre machen wird als die Aeltere. Ich schätze an jungen Mädchen nichts höher als Bescheidenheit und Unschuld. Nur wer selbst Familie hat, kann wissen, wie viel das sagen will und wie sorgsam die Jugend behütet werden muß."

Die Zeit vor der Mittagstafel widmete der Reisende seiner Toilette. Er rasierte sich selbst, da sein Diener ihn auf der Flucht aus Stuttgart nicht hatte begleiten können. Er legte Puder auf, wechselte den Rock und vertauschte die Pantoffeln mit leichten, feinen Schuhen, deren goldene Schnallen die Form einer Lilie hatten und aus Paris stammten. Da es noch nicht ganz Essenszeit war, holte er aus einer Mappe ein Heft beschriebenes Papier, an dem er mit dem Bleistift in der Hand sogleich zu studieren begann.

Es waren Zahlentabellen und Wahrscheinlichkeitsrechnungen. Casanova hatte in Paris den arg zerrütteten Finanzen des Königs durch Inszenierung von Lottobureaus aufgeholfen und dabei ein Vermögen verdient. Sein System zu vervollkommnen und in geldbedürftigen Residenzen, etwa in Berlin oder Petersburg einzuführen, war einer von seinen hundert Zukunftsplänen. Rasch und sicher überflog sein Blick die Zahlenreihen, vom deutenden Finger unterstützt, und vor seinem inneren Auge balancierten Summen von Millionen und Millionen.

Bei Tische leiteten die beiden Töchter die Bedienung. Man aß vorzüglich, auch der Wein war gut, und unter den Mitgästen fand Casanova wenigstens einen, mit dem ein Gespräch sich lohnte. Es war ein mäßig gekleideter, noch junger Schöngeist und Halbgelehrter, der ziemlich gut italienisch sprach. Er behauptete, auf einer Studienreise durch Europa begriffen zu sein und zurzeit an einer Widerlegung des letzten Buches von Voltaire zu arbeiten.

„Sie werden mir Ihre Schrift senden, wenn sie gedruckt ist, nicht wahr? Ich werde die Ehre haben, mich mit einem Werk meiner Mußestunden zu revanchieren."

„Es ist mir eine Ehre. Darf ich den Titel erfahren?"

„Bitte. Es handelt sich um eine italienische Uebersetzung der Odyssee, an der ich schon längere Zeit arbeite."

Und er plauderte fließend und leichthin viel Geistreiches über Eigentümlichkeit, Metrik und Poetik seiner Muttersprache, über Reim und Rhythmus, über Homer und Ariosto, den göttlichen Ariosto, von dem er etwa zehn Verse deklamierte.

Doch fand er daneben auch noch Gelegenheit, den beiden hübschen Schwestern etwas Freundliches zu sagen. Und als man sich vom Tisch erhob, näherte er sich der Jüngeren, sagte ein paar respektvolle Artigkeiten und fragte sie, ob sie wohl die Kunst des Frisierens verstehe. Als sie bejahte, bat er sie, ihm künftig morgens diesen Dienst zu erweisen.

„O, ich kann es ebensogut," rief die ältere.

„Wirklich. Dann wechseln wir ab.“ Und zur Jüngeren: „Also morgen nach dem Frühstück, nicht wahr?“

Nachmittags schrieb er noch mehrere Briefe, namentlich an die Tänzerin Binetti in Stuttgart, die seiner Flucht assistiert hatte und die er nun bat, sich um seinen zurückgebliebenen Diener zu bekümmern. Dieser Diener hieß Leduc, galt für einen Spanier und war ein Taugenichts, aber von großer Treue, und Casanova hing mehr an ihm, als man bei seiner Leichtfertigkeit für möglich gehalten hätte.

Einen weiteren Brief schrieb er an seinen holländischen Bankier und einen an eine ehemalige Geliebte in London. Dann fing er an zu überlegen, was weiter zu unternehmen sei. Zunächst mußte er die drei Offiziere erwarten, sowie Nachrichten von seinem Diener. Beim Gedanken an die bevorstehenden Pistolenduelle wurde er ernst und beschloß, morgen sein Testament nochmals zu revidieren. Wenn alles gut abliefe, gedachte er auf Umwegen nach Wien zu gehen, wohin er manche Empfehlungen hatte.

Nach einem Spaziergang nahm er seine Abendmahlzeit ein, dann blieb er lesend in seinem Zimmer wach, da er um elf Uhr den Besuch der älteren Wirtstochter erwartete.

Ein warmer Föhn blies um das Haus und führte kurze Regenschauer mit. Casanova brachte die beiden folgenden Tage ähnlich zu wie den vergangenen, nur daß jetzt auch das zweite Mädchen ihm öfters Gesellschaft leistete. So hatte er neben Lektüre und Korrespondenz genug damit zu tun, der Liebe froh zu werden und beständig drohende Ueberraschungs- und Eifersuchtsszenen zwischen den beiden Blonden umsichtig zu verhüten. Er verfügte weise abwägend über die Stunden des Tages und der Nacht, vergaß auch sein Testament nicht und hielt seine schönen Pistolen mit allem Zubehör bereit.

Allein die drei geforderten Offiziere kamen nicht. Sie kamen nicht und schrieben nicht, am dritten Wartetag so wenig wie am zweiten. Der Abenteurer, bei dem der erste Zorn längst verkühlt war, hatte im Grunde nicht viel dagegen. Weniger ruhig war er über das Ausbleiben Leduc's, seines Dieners. Er beschloß noch einen Tag zu warten. Mittlerweile entschädigten ihn die verliebten Mädchen für seinen Unterricht in der ars amandi dadurch, daß sie ihm, dem endlos Gelehrigen, ein wenig deutsch beibrachten.

Am vierten Tage drohte Casanova's Geduld ein Ende zu nehmen. Da kam, noch ziemlich früh am Vormittag, Leduc auf keuchendem Pferde daher gesprengt, von den kotigen Vorfrühlingswegen über und über bespritzt. Froh und gerührt hieß ihn sein Herr willkommen und Leduc begann, noch ehe er über Brot, Schinken und Wein herfiel, eilig zu berichten.

„Vor allem, Herr Ritter,“ begann er, „bestellen Sie Pferde und lassen Sie uns noch heute die Schweizer Grenze erreichen. Zwar werden keine Offiziere kommen, um sich mit Ihnen zu schlagen, aber ich weiß für sicher, daß Sie hier in Bälde von Spionen, Häschern und bezahlten Mördern würden belästigt werden, wenn Sie dableiben. Der Herzog selber soll

empört über Sie sein und Ihnen seinen Schutz versagen. Also eilen Sie!"

Casanova überlegte nicht lange. In Aufregung geriet er nicht, das Unheil war ihm zu anderen Zeiten schon weit näher auf den Fersen gewesen. Doch gab er seinem Spanier recht und bestellte Pferde für Schaffhausen.

Zum Abschiednehmen blieb ihm wenig Zeit. Er bezahlte seine Zeche, gab der älteren Schwester einen Schildpattkamm zum Andenken und der Jüngeren das heilige Versprechen, in möglichster Bälde wiederzukommen, packte seine Reisekoffer und saß, kaum drei Stunden nach dem Eintritt seines Leduc, schon mit diesem im Postwagen. Tücher wurden geschwenkt und Abschiedsworte gerufen, dann schwenkte der wohlbespannte Eilwagen aus dem Hof auf die Straße und rollte schnell auf der nassen Landstraße davon.

2.

Angenehm war es nicht, so Hals über Kopf ohne Vorbereitungen in ein wildfremdes Land entfliehen zu müssen. Auch mußte Leduc dem Betrübten mitteilen, daß sein schöner, vor wenigen Monaten gekaufter Reisewagen in den Händen der Stuttgarter geblieben sei. Dennoch kam er gegen Schaffhausen hin wieder in gute Laune und da die Landesgrenze überschritten und der Rhein erreicht war, nahm er ohne Ungeduld die Nachricht entgegen, daß zurzeit in der Schweiz die Einrichtung der Extraposten noch nicht bestehe.

Es wurden also Mietpferde zur Weiterreise nach Zürich bestellt und bis diese bereit waren, konnte man in aller Ruhe eine gute Mahlzeit einnehmen.

Dabei versäumte der weltgewandte Reisende nicht, sich in aller Eile einigermaßen über Lebensart und Verhältnisse des fremden Landes zu unterrichten. Es gefiel ihm wohl, daß der Gastwirt hausväterlich an der Wirtstafel präsidierte und daß dessen Sohn, obwohl er den Rang eines Hauptmanns bei den Reichstruppen besaß, sich nicht schämte, aufwartend hinter seinem Stuhl zu stehen und ihm die Teller zu wechseln. Dem raschlebenden Weltbummler, der viel auf erste Eindrücke gab, wollte es scheinen, er sei in ein gutes Land gekommen, wo unverdorbene Menschen sich eines schlichten, doch behaglichen Lebens erfreuten. Auch fühlte er sich hier vor dem Zorn des Stuttgarter Tyrannen geborgen und witterte, nachdem er lange Zeit an Höfen verkehrt und in Fürstendiensten gestanden hatte, lüstern die Luft der Freiheit.

Rechtzeitig fuhr der bestellte Wagen vor, die beiden stiegen ein und weiter ging es, einem leuchtend gelben Abendglanz entgegen, nach Zürich.

Leduc sah seinen Herrn in der nachdenksamen Stimmung der Verdauungsstunde im Polster lehnen, wartete längere Zeit, ob er etwa ein Gespräch beliebe, und schlief dann ein. Casanova achtete nicht auf ihn.

Er war, teils durch den Abschied von den Fürstenbergerinnen, teils durch das gute Essen und die neuen Eindrücke in Schaffhausen, wohlig gerührt und im Ausruhen von den vielen Erregungen dieser letzten Wochen fühlte er mit leiser Ermattung, daß er doch nicht mehr jung sei. Zwar hatte er noch nicht das Gefühl, daß der Stern seines glänzenden Zigeuner-

lebens sich zu neigen beginne. Doch gab er sich Betrachtungen hin, die den Heimatlosen stets früher befallen als andere Menschen, Betrachtungen über das unaufhaltsame Näherrücken des Alters und des Todes. Er hatte sein Leben ohne Vorbehalt der unbeständigen Glücksgöttin anvertraut, und sie hatte ihn bevorzugt und verwöhnt, sie hatte ihm mehr gegönnt als tausend Nebenbuhlern. Aber er wußte genau, daß Fortuna nur die Jugend liebt, und die Jugend war flüchtig und unwiederbringlich, er fühlte sich ihrer nicht mehr sicher und wußte nicht, ob sie ihn nicht vielleicht schon verlassen habe.

Freilich, er war nicht mehr als fünfunddreißig Jahre alt. Aber er hatte vierfältig und zehnfältig gelebt. Er hatte nicht nur hundert Frauen geliebt, er war auch in Kerkern gelegen, hatte qualvolle Nächte durchwacht, Tage und Wochen im Reisewagen verlebt, die Angst des Gefährdeten und Verfolgten gekostet, dann wieder aufregende Geschäfte betrieben, erschöpfende Nächte mit heißen Augen an den Spieltischen aller Städte verbracht, Vermögen gewonnen und verloren und zurückgewonnen. Er hatte Freunde und Feinde, die gleich ihm als kühne Heimatlose und Glücksjäger über die Erde irrten, in Not und Krankheit, Kerker und Schande geraten sehen. Wohl hatte er in fünfzig Städten dreier Länder Freunde und Frauen, die an ihm hingen, aber würden sie sich seiner erinnern wollen, wenn er je einmal krank, alt und bettelnd zu ihnen käme?

„Schläfst du, Leduc?"

Der Diener fuhr auf.

„Was beliebt?"

„In einer Stunde sind wir in Zürich."

„Kann schon sein."

„Kennst du Zürich?"

„Nicht besser als meinen Vater, und den hab' ich nie gesehen. Es wird eine Stadt sein wie andere, jedoch vorwiegend blond, wie ich sagen hörte."

„Ich habe genug von den Blonden."

„Ei so. Seit Fürstenberg wohl? Die zwei haben Ihnen doch nicht weh getan?"

„Sie haben mich frisiert, Leduc."

„Frisiert?"

„Frisiert. Und mir deutsch beigebracht, sonst nichts."

„War das zu wenig?"

„Keine Witze jetzt! — Ich werde alt, du."

„Heute noch?"

„Sei vernünftig. Es wäre auch für dich allmählich Zeit, nicht?"

„Zum Altwerden, nein. Zum Vernünftigwerden — ja, wenn es mit Ehren sein kann."

„Du bist ein Schwein, Leduc."

„Mit Verlaub, das stimmt nicht. Verwandte fressen einander nicht auf, und mir geht nichts über frischen Schinken. Der in Fürstenberg war übrigens zu stark gesalzen."

Diese Art von Unterhaltung war nicht, was der Herr gewollt hatte.

Doch schalt er nicht, dazu war er zu müde und in zu milder Stimmung. Er schwieg nur und winkte lächelnd ab. Er fühlte sich schläfrig und konnte seine Gedanken nimmer beisammen halten. Und während er in einen ganz leichten, halben Schlummer sank, glitt seine Erinnerung in die Zeiten der ersten Jugend zurück. Er träumte in lichten, verklärten Farben und Gefühlen von einer Griechin, die er einst als blutjunger Fant im Schiffe vor Ancona getroffen hatte und von seinen ersten, phantastischen Erlebnissen in Konstantinopel und auf Korfu.

Darüber eilte der Wagen weiter und rollte, als der Schläfer emporfuhr, über Steinpflaster und gleich darauf über eine Brücke, unter welcher ein schwarzer Strom rauschte und rötliche Lichter spiegelte. Man war in Zürich vor dem Gasthause zum Schwert angekommen.

Casanova war im Augenblicke munter. Er reckte sich und stieg aus, von einem höflichen Wirt empfangen.

„Also Zürich," sagte er vor sich hin. Und obwohl er gestern noch die Absicht gehabt hatte, nach Wien zu reisen und nicht im mindesten wußte, was er ungefähr in Zürich treiben solle, blickte er fröhlich um sich, folgte dem Gastwirt ins Haus und suchte sich ein bequemes Zimmer mit Vorraum im ersten Stockwerk aus.

Nach dem Abendessen kehrte er bald zu seinen früheren Betrachtungen zurück. Je geborgener und wohler er sich fühlte, desto bedenklicher kamen ihm nachträglich die Bedrängnisse vor, denen er soeben entronnen war. Sollte er sich freiwillig wieder in solche Gefahren begeben? Sollte er, nachdem das stürmische Meer ihn ohne sein Verdienst an einen friedlichen Strand geworfen hatte, sich ohne Not noch einmal den Wellen überlassen?

Wenn er genau nachrechnete, betrug der Wert seines Besitzes an Geld, Kreditbriefen und fahrender Habe ungefähr hunderttausend Taler. Das genügte für einen Mann ohne Familie, sich für immer ein stilles und bequemes Leben zu sichern.

Mit diesen Gedanken legte er sich zu Bett und erlebte in einem langen, ungestörten Schlafe eine Reihe friedvoll glücklicher Träume. Er sah sich als Besitzer eines schönen Landsitzes, frei und heiter lebend, fern von Höfen, Gesellschaft und Intriguen, in immer neuen Bildern voll ländlicher Anmut und Frische.

Diese Träume waren so schön und so gesättigt von reinem Glücksgefühl, daß Casanova das Erwachen am Morgen fast schmerzlich ernüchternd empfand. Doch beschloß er sofort, diesem letzten Wink seiner guten Glücksgöttin zu folgen und seine Träume wahr zu machen. Sei es nun, daß er sich in der hiesigen Gegend ankaufe, sei es, daß er nach Italien, Frankreich oder Holland zurückkehren würde, jedenfalls wollte er von heute an auf Abenteuer, Glücksjagd und äußeren Lebensglanz verzichten und sich so bald wie möglich ein ruhiges, sorglos unabhängiges Leben schaffen.

Gleich nach dem Frühstück befahl er Leduc die Obhut über seine Zimmer und verließ allein und zu Fuß das Hotel. Ein lang nicht mehr gefühltes Bedürfnis zog den Vielgereisten seitab auf das Land zu Wiesen und Wald. Bald hatte er die Stadt hinter sich und wanderte ohne Eile den See entlang. Milde, zärtliche Frühlingsluft wogte lau und schwellend

über graugrünen Matten, auf denen erste gelbe Blümlein strahlend lachten und an deren Rande die Hecken voll rötlich warmer, strotzender Blattknospen standen. Am feuchtblauen Himmel schwammen weich geballte, lichte Wolken hin und in der Ferne stand über den mattgrauen und tannenblauen Vorbergen weiß und feierlich der zackige Halbkreis der Alpen.

Einzelne Ruderboote und Frachtkähne mit großem Dreiecksegel waren auf der nur schwach bewegten Seefläche unterwegs, und am Ufer führte ein guter, reinlicher Weg durch helle, meist aus Holz gebaute Dörfer. Fuhrleute und Bauern begegneten dem Spaziergänger, und manche grüßten ihn freundlich. Das alles ging ihm lieblich ein und bestärkte seine tugendhaften und klugen Vorsätze. Am Ende einer stillen Dorfstraße schenkte er einem weinenden Kinde eine kleine Silbermünze, und in einem Wirtshause, wo er nach beinahe dreistündigem Gehen Rast hielt und einen Imbiß nahm, ließ er den Wirt leutselig aus seiner Dose schnupfen.

Casanova hatte keine Ahnung, in welcher Gegend er sich nun befinde, und mit dem Namen eines wildfremden Dorfes wäre ihm auch nicht gedient gewesen. Er fühlte sich wohl in der leise durchsonnten Luft. Von den Strapazen der letzten Zeit hatte er sich genügend ausgeruht, auch war sein ewig verliebtes Herz zurzeit stille und hatte Feiertag, so wußte er im Augenblick nichts Schöneres, als dieses sorglose Lustwandeln durch ein fremdes, schönes Land. Da er immer wieder Gruppen von Landleuten begegnete, hatte es mit dem Verirren keine Gefahr.

Im Sicherheitsgefühl seiner neuesten Entschlüsse genoß er nun den Rückblick auf sein bewegtes Vagantenleben wie ein Schauspiel, das ihn rührte oder belustigte, ohne ihn doch in seiner jetzigen Gemütsruhe zu stören. Sein Leben war gewagt und oft liederlich gewesen, das gab er sich selber zu, aber nun er es so im ganzen überblickte, war es doch ohne Zweifel ein hübsch buntes, flottes und lohnendes Spiel gewesen, an dem man Freude haben konnte.

Indessen führte ihn, da er anfing ein wenig zu ermüden, der Weg in ein breites Tal zwischen hohen Bergen. Eine große, prächtige Kirche stand da, an die sich weitläufige Gebäude anschlossen. Erstaunt bemerkte er, daß das ein Kloster sein müsse, und freute sich, unvermutet in eine katholische Gegend gekommen zu sein.

Er trat entblößten Hauptes in die Kirche und nahm mit zunehmender Verwunderung Marmor, Gold und kostbare Stickereien wahr. Es wurde eben die letzte Messe gelesen, die er mit Andacht anhörte. Darauf begab er sich neugierig in die Sakristei, wo er eine Anzahl Benediktinermönche sah. Der Abt, erkenntlich durch das Kreuz vor der Brust, war dabei und erwiderte den Gruß des Fremden durch die höfliche Frage, ob er die Sehenswürdigkeiten der Kirche betrachten wolle.

Gerne nahm Casanova an und wurde vom Abte selbst in Begleitung zweier Brüder umhergeführt und sah alle Kostbarkeiten und Heiligtümer mit der diskreten Neugier des gebildeten Reisenden an, ließ sich die Geschichte und Legenden der Kirche erzählen und war nur dadurch ein wenig in Verlegenheit gebracht, daß er nicht wußte, wo er eigentlich sei und wie Ort und Kloster heiße.

„Wo sind Sie denn abgestiegen?" fragte schließlich der Abt.

„Nirgends, Hochwürden. Zu Fuß von Zürich her angekommen, traf ich sogleich in die Kirche."

Der Abt, über den frommen Eifer des Wallfahrers entzückt, lud ihn zu Tische, was jener dankbar annahm. Nun, da der Abt ihn für einen bußfahrenden Sünder hielt, der weite Wege gemacht, um hier Trost zu finden, konnte Casanova vollends nicht mehr fragen, wo er sich denn befinde. Uebrigens sprach er mit dem geistlichen Herrn, da es mit dem deutschen nicht so recht gehen wollte, lateinisch.

„Unsere Brüder haben Fastenzeit," fuhr der Abt fort, „da habe ich ein Privileg vom heiligen Vater Benedikt dem Vierzehnten, das mir gestattet, täglich mit drei Gästen auch Fleischspeisen zu essen. Wollen Sie gleich mir von dem Privilegium Gebrauch machen, oder ziehen Sie es vor zu fasten?"

„Es liegt mir fern, hochwürdiger Herr, von der Erlaubnis des Papstes wie auch von Ihrer gütigen Einladung keinen Gebrauch zu machen. Es möchte arrogant aussehen."

„Also speisen wir!"

Im Speisezimmer des Abtes hing wirklich jenes päpstliche Breve unter Glas gerahmt an der Wand. Es waren zwei Couverts aufgelegt, zu denen ein Bedienter in Livree sogleich ein drittes fügte.

„Wir speisen zu dreien, Sie, ich und mein Kanzler. Da kommt er ja eben."

„Sie haben einen Kanzler?"

„Ja. Als Abt von Maria-Einsiedeln bin ich Fürst des römischen Reiches und habe die Verpflichtungen eines solchen."

Endlich wußte also der Gast, wo er hingeraten sei, und freute sich, das weltberühmte Kloster unter so besonderen Umständen und ganz unverhofft kennen gelernt zu haben. Indessen nahm man Platz und begann zu tafeln.

„Sie sind Ausländer?" fragte der Abt.

„Venezianer, doch schon seit längerer Zeit auf Reisen."

Daß er verbannt sei, brauchte er ja einstweilen nicht zu erzählen.

„Und reisen Sie weiter durch die Schweiz? Dann bin ich gerne bereit, Ihnen einige Empfehlungen mitzugeben."

„Ich nehme das dankbar an. Ehe ich jedoch weiter reise, wäre es mein Wunsch, eine vertraute Unterredung mit Ihnen haben zu dürfen. Ich möchte Ihnen beichten und Ihren Rat über manches, was mein Gewissen beschwert, erbitten."

„Ich werde nachher zu Ihrer Verfügung stehen. Es hat Gott gefallen, Ihr Herz zu erwecken, so wird er auch Frieden für das Herz haben. Der Menschen Wege sind vielerlei, doch sind nur wenige so weit verirrt, daß ihnen nicht mehr zu helfen wäre. Wahre Reue ist das erste Erfordernis der Umkehr, wenn auch die echte, gottgefällige Zerknirschung noch nicht im Zustand der Sünde, sondern erst in dem der Gnade eintreten kann."

So redete er eine Weile weiter, während Casanova sich mit Speise und Wein bediente. Als er schwieg nahm jener wieder das Wort.

„Verzeihen Sie meine Neugierde, Hochwürdiger, aber wie machen Sie es möglich, um diese Jahreszeit so vortreffliches Wild zu haben?"

„Nicht wahr? Ich habe dafür ein Rezept. Wild und Geflügel, die Sie hier sehen, sind sämtlich sechs Monate alt."

„Ist es möglich?"

„Ich habe eine Einrichtung, mittels der ich die Sachen so lange vollkommen luftdicht abschließe."

„Darum beneide ich Sie."

„Bitte. Aber wollen Sie gar nichts vom Lachs nehmen?"

„Wenn Sie ihn mir eigens anbieten, gewiß."

„Ist er doch eine Fastenspeise!"

Der Gast lachte und nahm vom Lachs.

3.

Nach Tische empfahl sich der Kanzler, ein stiller Mann, und der Abt zeigte seinem Gaste das Kloster. Alles gefiel dem Venetianer sehr wohl. Er begriff, daß ruhebedürftige Menschen das Klosterleben erwählen und sich darin wohl fühlen konnten. Und schon begann er zu überlegen, ob dies nicht auch für ihn am Ende der beste Weg zum Frieden Leibes und der Seele sei.

Einzig die Bibliothek befriedigte ihn wenig.

„Ich sehe da," bemerkte er, „zwar Massen von Folianten, aber die neuesten davon scheinen mir mindestens hundert Jahr alt zu sein, und lauter Bibeln, Psalter, theologische Exegese, Dogmatik und Legendenbücher. Das alles sind ja ohne Zweifel vortreffliche Werke. —"

„Ich vermute es," lächelte der Prälat.

„Aber Ihre Mönche werden doch auch andere Bücher haben, über Geschichte, Physik, schöne Künste, Reisen und dergleichen."

„Wozu? Unsere Brüder sind fromme, einfache Leute. Sie tun ihre tägliche Pflicht und sind zufrieden."

„Das ist ein großes Wort. — Aber dort hängt ja, sehe ich eben, ein Bildnis des Kurfürsten von Köln."

„Der da im Bischofsornat, jawohl."

„Sein Gesicht ist nicht ganz gut getroffen. Ich habe ein besseres Bild von ihm. Sehen Sie!"

Er zog aus einer inneren Tasche eine schöne Dose, in deren Deckel ein Miniaturporträt eingefügt war. Es stellte den Kurfürsten als Großmeister des deutschen Ordens vor.

„Das ist hübsch. Woher haben Sie das?"

„Vom Kurfürsten selbst."

„Wahrhaftig?"

„Ich habe die Ehre, sein Freund zu sein."

Mit Wohlgefallen nahm er wahr, wie er zusehends in der Achtung des Abtes stieg, und steckte die Dose wieder ein.

„Ihre Mönche sind fromm und zufrieden, sagten Sie. Das möchte einem beinahe Lust nach diesem Leben erwecken."

„Es ist eben ein Leben im Dienst des Herrn."

„Gewiß, und fern von den Stürmen der Welt."

„So ist es."

Nachdenklich folgte er seinem Führer und bat ihn nach einer Weile, nun seine Beichte anzuhören, damit er Absolution erhalten und morgen die Kommunion nehmen könne.

Der Herr führte ihn zu einem kleinen Pavillon, wo sie eintraten. Der Abt setzte sich und Casanova wollte niederknieen, doch gab jener das nicht zu.

„Nehmen Sie einen Stuhl," sagte er freundlich, „und erzählen Sie mir von Ihren Sünden."

„Es wird lange dauern."

„Bitte, beginnen Sie nur. Ich werde aufmerksam sein."

Damit hatte der gute Mann nicht zu viel versprochen. Die Beichte des Chevaliers nahm, obwohl er möglichst gedrängt und rasch erzählte, volle drei Stunden in Anspruch. Der hohe Geistliche schüttelte anfangs ein paar Mal den Kopf oder seufzte, denn eine solche Kette von Sünden war ihm doch noch niemals vorgekommen und er hatte eine unglaubliche Mühe, die einzelnen Frevel so in der Geschwindigkeit einzuschätzen, zu addieren und im Gedächtnis zu behalten. Bald genug gab er das völlig auf und horchte nur mit Erstaunen dem fließenden Vortrag des Italieners, der in zwangloser, flotter, fast künstlerischen Weise sein ganzes Leben erzählte. Manchmal lächelte der Abt und manchmal lächelte auch der Beichtende, ohne jedoch innezuhalten. Seine Erzählung führte in fremde Länder und Städte, durch Krieg und Seereisen, durch Fürstenhöfe, Klöster, Spielhöllen, Gefängnis, durch Reichtum und Not, sie sprang vom Rührenden zum Tollen, vom Harmlosen zum Skandalösen, vorgetragen aber wurde sie nicht wie ein Roman und nicht wie eine Beichte, sondern unbefangen, ja manchmal heiter-geistreich und stets mit der selbstverständlichen Sicherheit dessen, der Erlebtes erzählt und weder zu sparen noch dick aufzutragen braucht.

Nie war der Abt und Reichsfürst besser unterhalten worden. Besondere Reue konnte er im Ton des Beichtenden nicht wahrnehmen, doch hatte er selbst bald vergessen, daß er als Beichtvater und nicht als Zuschauer eines aufregenden Theaterstücks hier sitze.

„Ich habe Sie nun lang genug belästigt," schloß Casanova endlich. „Manches mag ich vergessen haben, doch kommt es ja wohl auf ein wenig mehr oder minder nicht an. Sind Sie ermüdet, Hochwürden?"

„Durchaus nicht. Ich habe kein Wort verloren."

„Und darf ich die Absolution erwarten?"

Noch ganz benommen sprach der Abt die heiligen Worte aus, durch welche Casanovas Sünden vergeben waren und die ihn des Sakramentes würdig erklärten.

Jetzt wurde ihm ein Zimmer angewiesen, damit er die Zeit bis morgen in frommer Betrachtung ungestört verbringen könnte. Den Rest des Tages verwendete er dazu, sich den Gedanken ans Mönchwerden zu überlegen. So sehr er Stimmungsmensch und rasch im Ja- oder Neinsagen war,

hatte er doch zuviel Selbsterkenntnis und viel zu viel rechnende Klugheit, um sich nicht voreilig die Hände zu binden und des Verfügungsrechtes über sein Leben zu begeben.

Er malte sich also sein zukünftiges Mönchsdasein bis in alle Einzelheiten aus und entwarf einen Plan, um sich für jeden möglichen Fall einer Reue oder Enttäuschung offene Tür zu halten. Den Plan wandte und drehte er um und um, bis er ihm vollkommen erschien, und dann brachte er ihn sorgfältig zu Papier.

In diesem Schriftstück erklärte er sich bereit, als Novize in das Kloster Maria-Einsiedeln zu treten. Um jedoch Zeit zur Selbstprüfung und zum etwaigen Rücktritt zu behalten, erbat er ein zehnjähriges Noviziat. Damit man ihm diese ungewöhnlich lange Frist gewähre, hinterlegte er ein Kapital von zehntausend Franken, das nach seinem Tode oder Wiederaustritt aus dem Orden dem Kloster zufallen sollte. Ferner erbat er sich die Erlaubnis, Bücher jeder Art auf eigene Kosten zu erwerben und in seiner Zelle zu haben; auch diese Bücher sollten nach seinem Tode Eigentum des Klosters werden.

Nach einem Dankgebet für seine Bekehrung legte er sich nieder und schlief gut und fest als einer, dessen Gewissen rein wie Schnee und leicht wie eine Feder ist. Und am Morgen nahm er in der Kirche die Kommunion.

Der Abt hatte ihn zur Chokolade eingeladen. Bei dieser Gelegenheit übergab Casanova ihm sein Schriftstück mit der Bitte um eine günstige Antwort.

Jener las das Gesuch sogleich, beglückwünschte den Gast zu seinem Entschluß und versprach, ihm nach Tische Antwort zu geben.

„Finden Sie meine Bedingungen zu selbstsüchtig?"

„O nein, Herr Chevalier, ich denke, wir werden wohl einig werden. Mich persönlich würde das aufrichtig freuen. Doch muß ich Ihr Gesuch zuvor dem Konvent vorlegen."

„Das ist nicht mehr als billig. Darf ich Sie bitten, meine Eingabe freundlich zu befürworten?"

„Mit Vergnügen. Also auf Wiedersehn bei Tische!"

Der Weltflüchtige machte nochmals einen Gang durchs Kloster, sah sich die Brüder an, inspizierte einige Zellen und fand alles nach seinem Herzen. Freudig lustwandelte er durch Einsiedeln, sah Wallfahrer mit einer Fahne einziehen und Fremde in Züricher Mietwagen abreisen, hörte nochmals eine Messe und steckte einen Taler in die Almosenbüchse.

Während der Mittagstafel, die ihm diesmal ganz besonders durch vorzügliche Rheinweine Eindruck machte, fragte er, wie es mit seinen Angelegenheiten stehe.

„Seien Sie ohne Sorge," meinte der Abt, „obwohl ich Ihnen im Augenblick noch keine entscheidende Antwort habe. Der Konvent will noch Bedenkzeit."

„Glauben Sie, daß ich aufgenommen werde?"

„Ohne Zweifel."

„Und was soll ich inzwischen tun?"

„Was Sie wollen. Gehen Sie nach Zürich zurück und erwarten Sie

dort unsre Antwort, die ich Ihnen übrigens persönlich bringen werde. Heut über vierzehn Tage muß ich ohnehin in die Stadt, dann suche ich Sie auf und wahrscheinlich werden Sie dann sogleich mit mir hierher zurückkehren können. Paßt Ihnen das?"

„Vortrefflich. Also heut über vierzehn Tage. Ich wohne im Schwert. Man ißt dort recht gut; wollen Sie dann zu Mittag mein Gast sein?"

„Sehr gerne."

„Aber wie komme ich heute nach Zürich zurück? Sind irgendwo Wagen zu haben?"

„Sie fahren nach Tisch in meiner Reisekutsche."

„Das ist allzuviel Güte. —"

„Lassen Sie doch! Es ist schon Auftrag gegeben. Sehen Sie lieber zu, sich noch ordentlich zu stärken. Vielleicht noch ein Stückchen Kalbsbraten?"

Kaum war die Mahlzeit beendet, so fuhr des Abtes Wagen vor. Ehe der Gast einstieg, gab ihm jener noch zwei versiegelte Briefe an einflußreiche Züricher Herren mit. Herzlich nahm Casanova von dem gastfreien Herrn Abschied und mit dankbaren Gefühlen fuhr er in dem sehr bequemen Wagen durch das lachende Land und am See entlang nach Zürich zurück.

Als er vor seinem Gasthause vorfuhr, empfing ihn der Diener Leduc mit unverhohlenem Grinsen.

„Was lachst du?"

„Na, es freut mich nur, daß Sie in dieser fremden Stadt schon Gelegenheit gefunden haben, sich volle zwei Tage außer dem Hause zu amüsieren."

„Dummes Zeug. Geh jetzt und sage dem Wirt, daß ich vierzehn Tage hier bleibe und für diese Zeit einen Wagen und einen guten Lohndiener haben will."

Der Wirt kam selber und empfahl einen Diener, für dessen Redlichkeit er sich verbürgte. Auch besorgte er einen offenen Mietwagen, da andere nicht zu haben waren.

Am folgenden Tage gab Casanova seine Briefe an die Herren Orelli und Pestalozzi persönlich ab. Sie waren nicht zu Hause, machten ihm aber beide nach Mittag einen Besuch im Hotel und luden ihn für morgen und übermorgen zu Tische und für heute Abend ins Konzert ein. Er sagte zu und fand sich rechtzeitig ein.

Das Konzert, das einen Taler Eintrittsgeld kostete, gefiel ihm gar nicht. Namentlich mißfiel ihm die langweilige Einrichtung, daß Männer und Frauen abgesondert je in einem Teil des Saales saßen. Sein scharfes Auge entdeckte unter den Damen mehrere Schönheiten und er begriff nicht, warum die Sitte ihm verbiete, ihnen den Hof zu machen. Nach dem Konzert wurde er den Frauen und Töchtern der Herren vorgestellt und fand besonders in Fräulein Pestalozzi eine überaus hübsche und liebenswürdige Dame. Doch enthielt er sich jeder leichtfertigen Galanterie.

Obwohl ihm dies Benehmen nicht ganz leicht fiel, schmeichelte es doch seiner Eitelkeit. Er war seinen neuen Freunden in den Briefen des Abtes

als ein bekehrter Mann und angehender Büßer vorgestellt worden und er merkte, daß man ihn mit fast ehrerbietiger Achtung behandelte, obwohl er meist mit Protestanten verkehrte. Diese Achtung tat ihm wohl und ersetzte ihm teilweise das Vergnügen, das er seinem ernsten Auftreten opfern mußte.

Und dieses Auftreten gelang ihm so gut, daß er bald sogar auf der Straße mit einer gewissen Ehrerbietung gegrüßt wurde. Ein Geruch von Askese und Heiligkeit umwehte den merkwürdigen Mann, dessen Leumund so wechselnd war wie sein Leben.

Immerhin konnte er es sich nicht versagen, vor seinem Rücktritt aus dem Weltleben dem Herzog von Württemberg noch einen unverschämt gesalzenen Brief zu schreiben. Das wußte ja niemand. Und es wußte auch niemand, daß er manchmal im Schutz der Dunkelheit abends ein Haus aufsuchte, in dem weder Mönche wohnten noch Psalmen gesungen wurden.

4.

Die Vormittage widmete der fromme Herr Chevalier dem Studium der deutschen Sprache. Er hatte einen armen Teufel von der Straße aufgelesen, einen Genuesen namens Giustiniani. Der saß nun täglich in den Morgenstunden bei Casanova und brachte ihm deutsch bei, wofür er jedesmal sechs Franken Honorar bekam.

Dieser entgleiste Mann, dem sein reicher Schüler übrigens die Adresse jenes Hauses verdankte, unterhielt seinen Gönner hauptsächlich dadurch, daß er auf Mönchtum und Klosterleben in allen Tonarten schimpfte und lästerte. Er wußte nicht, daß sein Schüler im Begriffe stand, Benediktinerbruder zu werden, sonst wäre er zweifellos vorsichtiger gewesen. Casanova nahm ihm jedoch nichts übel. Der Genuese war vor Zeiten Kapuzinermönch gewesen und der Kutte wieder entschlüpft. Nun fand der merkwürdige Bekehrte ein Vergnügen darin, den armen Kerl seine klosterfeindlichen Ergüsse vortragen zu lassen.

„Es gibt aber doch auch gute Leute unter den Mönchen," wandte er etwa einmal ein.

„Sagen Sie das nicht! Keinen gibt es, keinen einzigen! Sie sind ohne Ausnahme Tagdiebe und faule Bäuche."

Sein Schüler hörte lachend zu und freute sich auf den Augenblick, in dem er das Lästermaul durch die Nachricht von seiner bevorstehenden Einkleidung verblüffen würde.

Immerhin begann ihm bei dieser stillen Lebensweise die Zeit etwas lang zu werden und er zählte die Tage bis zum vermutlichen Eintreffen des Abtes mit Ungeduld. Nachher, wenn er dann im Klosterfrieden säße und in Ruhe seinem Studium obläge, würden Langeweile und Unrast ihn schon verlassen. Er plante eine Homerübersetzung, ein Lustspiel und eine Geschichte Venedigs und hatte, um einstweilen doch etwas in diesen Sachen zu tun, bereits einen starken Posten gutes Schreibpapier gekauft.

So verging ihm die Zeit zwar langsam und unlustig, aber sie verging

doch, und am Morgen des 23. April stellte er aufatmend fest, daß dies sein letzter Wartetag sein sollte, denn andern Tages stand die Ankunft des Abtes bevor.

Er schloß sich ein und prüfte noch einmal seine weltlichen wie geistlichen Angelegenheiten, bereitete auch das Einpacken seiner Sachen vor und freute sich, endlich dicht vor dem Beginn eines neuen, friedlichen Lebens zu stehen. An seiner Aufnahme in Maria-Einsiedeln zweifelte er nicht, denn nötigenfalls war er entschlossen, das versprochene Kapital zu verdoppeln. Was lag in diesem Falle an zehntausend Franken?

Gegen sechs Uhr abends, da es im Zimmer leis zu dämmern begann, trat er ans Fenster und schaute hinaus. Er konnte von dort den Vorplatz des Hotels und die Limmatbrücke übersehen.

Eben fuhr ein Reisewagen an und hielt vor dem Gasthaus. Casanova schaute neugierig zu. Der Kellner sprang herzu und öffnete den Schlag. Heraus stieg eine in Mäntel gehüllte ältere Frau, dann noch eine, hierauf eine dritte, lauter matronenhaft ernste, ein wenig säuerliche Damen.

„Die hätten auch anderswo absteigen dürfen," dachte der am Fenster.

Aber diesmal kam das schlanke Ende nach. Es stieg eine vierte Dame aus, eine hohe schöne Figur in einem Kostüm, das damals viel getragen und Amazonenkleid genannt wurde. Auf dem schwarzen Haar trug sie eine kokette, blauseidene Mütze mit einer silbernen Quaste.

Casanova stellte sich auf die Zehen und schaute vorgebeugt hinab. Es gelang ihm, ihr Gesicht zu sehen, ein junges, schönes, brünettes Gesicht mit schwarzen Augen unter stolzen, dichten Brauen. Zufällig blickte sie am Hause hinauf und da sie den im Fenster Stehenden gewahr wurde und seinen Blick auf sich gerichtet fühlte, seinen Casanovablick, betrachtete sie ihn einen kleinen Augenblick mit Aufmerksamkeit — einen kleinen Augenblick.

Dann ging sie mit den andern ins Haus. Der Chevalier eilte in sein Vorzimmer, durch dessen Glastür er auf den Korridor schauen konnte. Richtig kamen die Viere, und als letzte die Schöne in Begleitung des Wirtes die Treppe herauf und an seiner Türe vorbei. Die Schwarze, als sie sich unversehens von demselben Manne fixiert sah, der sie soeben vom Fenster aus angestaunt hatte, stieß einen leisen Schrei aus, faßte sich aber sofort und eilte kichernd den anderen nach.

Casanova glühte. Seit Jahren glaubte er nichts Aehnliches gesehen zu haben.

„Amazone, meine Amazone!" sang er vor sich hin und warf seinen Kleiderkoffer ganz durcheinander, um in aller Eile große Toilette zu machen. Denn heute mußte er unten an der Tafel speisen, mit den Neuangekommenen! Bisher hatte er sich im Zimmer servieren lassen, um sein weltfeindliches Auftreten zu wahren. Nun zog er hastig eine Sammethose, neue weißseidene Strümpfe, eine goldgestickte Weste, den Galaleibrock und feine Spitzenmanschetten an. Dann klingelte er dem Kellner.

„Sie befehlen?"

„Ich speise heute an der Tafel, unten."

„Ich werde es bestellen."

„Sie haben neue Gäste?"

„Vier Damen."
„Woher?"
„Aus Solothurn."
„Spricht man in Solothurn französisch?"
„Nicht durchwegs. Aber diese Damen sprechen es."
„Gut. — Halt, noch was. Die Damen speisen doch unten?"
„Bedaure. Sie haben das Souper auf ihr Zimmer bestellt."
„Da sollen doch dreihundert junge Teufel — —! Wann servieren Sie dort?"
„In einer halben Stunde."
„Danke. Gehen Sie!"
„Aber werden Sie nun an der Tafel essen oder —?"
„Gottesdonner, nein! Gar nicht werde ich essen. Gehen Sie!"
Wütend stürmte er im Zimmer auf und ab. Es mußte heut abend etwas geschehen. Wer weiß, ob die Schwarze nicht morgen schon weiter fuhr. Und außerdem kam ja morgen der Abt. Er wollte ja Mönch werden. Zu dumm! Zu dumm!
Aber es wäre seltsam gewesen, wenn der Lebenskünstler nicht doch eine Hoffnung, einen Ausweg, ein Mittel, ein Mittelchen gefunden hätte. Seine Wut dauerte nur Minuten. Dann sann er nach. Und nach einer Weile schellte er den Kellner wieder herauf.
„Was beliebt?"
„Ich möchte dir einen Louisdor zu verdienen geben."
„Ich stehe zu Diensten, Herr Baron."
„Gut. So geben Sie mir Ihre grüne Schürze."
„Mit Vergnügen."
„Und lassen Sie mich die Damen bedienen."
„Gerne. Reden Sie bitte mit Leduc, da ich unten servieren muß, habe ich ihn schon gebeten, mir das Aufwarten da oben abzunehmen."
„Schicken Sie ihn sofort her. — Werden die Damen länger hierbleiben?"
„Sie fahren morgen früh nach Einsiedeln, sie sind katholisch. Uebrigens hat die Jüngste mich gefragt, wer Sie seien."
„Gefragt hat sie? Wer ich sei? Und was haben Sie ihr gesagt."
„Sie seien Italiener, mehr nicht."
„Gut. Seien Sie verschwiegen!"
Der Kellner ging und gleich darauf kam Leduc herein, aus vollem Halse lachend.
„Was lachst du, Schaf?"
„Ueber Sie als Kellner."
„Also weißt du schon. Und nun hat das Lachen ein Ende oder du siehst nie mehr einen Sou von mir. Hilf mir jetzt die Schürze umbinden. Nachher trägst du die Platten herauf und ich nehme sie dir unter der Tür der Damen ab. Vorwärts!"
Er brauchte nicht lange zu warten. Die Kellnerschürze über der Goldweste umgebunden, betrat er das Zimmer der Fremden.
„Ist's gefällig, meine Damen?"

Die Amazone hatte ihn erkannt und schien vor Verwunderung starr. Er servierte tadellos und hatte Gelegenheit, sie genau zu betrachten und immer schöner zu finden. Als er einen Kapaun künstlerisch tranchierte, sagte sie lächelnd: „Sie servieren gut. Dienen Sie schon lange hier?"

„Sie sind gütig, darnach zu fragen. Erst drei Wochen."

Als er ihr nun vorlegte, bemerkte sie seine zurückgeschlagenen, aber noch sichtbaren Manschetten. Sie stellte fest, daß es echte Spitzen seien, berührte seine Hand und befühlte die feinen Spitzen. Er war selig.

„Laß das doch!" rief eine der älteren Frauen tadelnd, und sie errötete. Sie errötete! Kaum konnte Casanova sich halten.

Nach der Mahlzeit blieb er, so lange er irgend einen Vorwand dazu fand, im Zimmer. Die drei Alten zogen sich ins Schlafkabinett zurück, die Schöne aber blieb da, setzte sich wieder und fing zu schreiben an.

Er war endlich mit dem Aufräumen fertig und mußte schlechterdings gehen. Doch zögerte er in der Türe.

„Auf was warten Sie noch?" fragte die Amazone.

„Gnädige Frau, Sie haben die Stiefel noch an und werden schwerlich mit ihnen zu Bett gehen wollen."

„Ach so, Sie wollen sie ausziehen? Machen Sie sich nicht so viel Mühe mit mir!"

„Das ist mein Beruf, gnädige Frau."

Er kniete vor ihr auf den Boden und zog ihr, während sie scheinbar weiter schrieb, die Schnürstiefel aus, langsam und sorglich.

„Es ist gut. Genug, genug! Danke."

„Ich danke vielmehr Ihnen."

„Morgen abend sehen wir uns ja wieder, Herr Kellner."

„Sie speisen wieder hier?"

„Gewiß. Wir werden vor Abend von Einsiedeln zurück sein."

„Danke, gnädige Frau."

„Also gute Nacht, Kellner."

„Gute Nacht, Madame. Soll ich die Stubentür schließen oder auflassen?"

„Ich schließe selbst."

„Das tat sie denn auch, als er draußen war, wo ihn Leduc mit ungeheurem Grinsen erwartete.

„Nun?" sagte sein Herr.

„Sie haben Ihre Rolle großartig gespielt. Die Dame wird Ihnen morgen einen Dukaten Trinkgeld geben. Wenn Sie mir aber den nicht überlassen, verrate ich die ganze Geschichte."

„Du kriegst ihn schon heute, Scheusal."

Am folgenden Morgen fand er sich rechtzeitig mit den geputzten Stiefeln wieder ein. Doch erreichte er nicht mehr, als daß die Amazone sich diese wieder von ihm anziehen ließ.

Er schwankte, ob er ihr nicht nach Einsiedeln nachfahren sollte. Doch kam gleich darauf ein Lohndiener mit der Nachricht, der Herr Abt sei in Zürich und werde sich die Ehre geben, um zwölf Uhr mit dem Herrn Chevalier allein auf seinem Zimmer zu speisen.

Herrgott, der Abt! An den hatte der gute Casanova nimmer gedacht. Nun, mochte er kommen. Er bestellte ein höchst luxuriöses Mahl, zu dem er selber in der Küche einige Anweisungen gab. Dann legte er sich, da er vom Frühaufstehen müde war, noch zwei Stunden aufs Bett und schlief.

Am Mittag kam der Abt. Es wurden Höflichkeiten gewechselt und Grüße ausgerichtet, dann setzten sich beide zu Tische. Der Prälat war über die prächtige Tafel entzückt und vergaß über den guten Platten für eine halbe Stunde ganz seine Aufträge. Endlich fielen sie ihm wieder ein.

„Verzeihen Sie," sagte er plötzlich, „daß ich Sie so ungebührlich lange in der Spannung ließ! Ich weiß gar nicht, wie ich das so lang vergessen konnte."

„O bitte."

„Nach allem, was ich in Zürich über Sie hörte — ich habe mich begreiflicherweise ein wenig erkundigt —, sind Sie wirklich durchaus würdig, unser Bruder zu werden. Ich heiße Sie willkommen, lieber Herr, herzlichst willkommen. Sie können nun über Ihre Tür schreiben: Inveni portum. Spes et fortuna valete!"

„Zu deutsch: Lebe wohl, Glücksgöttin; ich bin im Hafen! Der Vers stammt aus Euripides und ist wirklich sehr schön, wenn auch in meinem Falle nicht ganz passend."

„Nicht passend? Sie sind zu spitzfindig."

„Der Vers, Hochwürden, paßt nicht auf mich, weil ich nicht mit Ihnen nach Einsiedeln kommen werde. Ich habe gestern meinen Vorsatz geändert."

„Ist es möglich?"

„Es scheint so. Ich bitte Sie, mir das nicht übel zu nehmen und in aller Freundschaft noch dies Glas Champagner mit mir zu leeren."

„Auf Ihr Wohl denn! Möge Ihr Entschluß Sie niemals reuen! Das Weltleben hat auch seine Vorzüge."

„Die hat es, ja."

Der freundliche Abt empfahl sich nach einer Weile und fuhr in seiner Equipage davon. Casanova aber schrieb Briefe nach Paris und Anweisungen an seinen Bankier, verlangte auf den Abend die Hotelrechnung und bestellte für morgen einen Wagen nach Solothurn.

Wie der Wald geflunkert hat.

Von Auguste Supper in Stuttgart.

Es war einmal eine alte Bauernfrau, die hatte eine große Liebe und eine große Sorge.

Die große Liebe war ein Stück Tannenhochwald am Rande eines murmelnden Baches, und die große Sorge war ihr Sohn, der Michel. Früher war's umgekehrt gewesen. Da war der blondköpfige Bub der verwitweten Mutter große Liebe, und der junge Wald, den sie dereinst selbst gepflanzt, und der nicht recht gedeihen wollte, ihre große Sorge gewesen.

Aber aus dem Buben wurde im Lauf der Jahre ein jämmerlich fauler, nichtsnutziger Mensch, der seiner Mutter aufs Herz trat, bis es ganz wund und elend ward.

Der Wald dagegen kam nach und nach ins Wachsen. Aus den zarten Bäumchen wurden schlanke, kräftige Tannen, die stolz und stark in Sonnenglut und Wintersturm standen und ihre Wipfel im Bache spiegelten.

Da trug das Weib sein zertretenes Herz oft hinaus, setzte sich auf einen Stein am Bach und horchte, wie der Wald rauschte und das Wasser gurgelte und murmelte.

Und je öfter sie lauschte, je deutlicher verstand sie, was Wellen und Tannen meinten.

Die Wipfel hoch oben raunten: Faß' neuen Mut, der Wald macht's gut! Und der Bach, der über schlüpfriges Geröll und grüne Nixenhaare dahineilte, murmelte fort und fort: Gräm dich nicht drüber, es geht vorüber!

Diese Worte gefielen dem Weib so wohl, daß sie gar nicht mehr hören wollte, was Menschen sagten. Es mochte über sie kommen, was da wollte, so dachte sie: es geht vorüber! Und ihr fauler Sohn mochte es noch so schlimm treiben, so tröstete sie sich: der Wald macht's gut! Der Michel verlachte seine Mutter. „Was du dir nicht einbildest," sagte er, „Wald und Bach können doch nicht reden." „Mit mir schon," beharrte leise das Weib.

„Geflunkert," höhnte der Sohn.

Wie es bei Müssiggängern zu gehen pflegt: Der Michel sank von Stufe zu Stufe. Er fing zu trinken an und verschlemmte sein und seiner Mutter Gut bis auf den Streifen Wald am Bachesrand. Als alles vertan war, pilgerte er dort hinaus, zählte die Stämme und berechnete, wie viel für das Holz zu lösen sei, und wie lange er von dem Erlös sein faules Leben würde fristen können.

Viel kam nicht heraus. Da suchte Michel mit ingrimmigem Lächeln nach einem Baum, an dem er sich aufhängen wollte, wenn alles Geld vollends verbraucht wäre.

Er fand eine Tanne, der der Sturm den Wipfel ausgebrochen hatte und die deshalb zum Verkauf nicht viel nutz war. Diese beschloß er, für seinen Zweck stehen zu lassen.

Jetzt bot er seinen Wald zum Verkauf aus. Aber niemand wollte ihn. Die Bauern, denen Michels Mutter gelegentlich erzählt hatte, was die Tannen raunten, scheuten sich, einen sprechenden Wald zu kaufen.

Endlich bot ein Holzhändler einen guten Preis; aber er wollte die Stämme geschlagen haben.

Der Michel tat sich nach Holzhauern um; aber alle Männer, die er fragte, lehnten es ab, des faulen, abgewirtschafteten Burschen Taglöhner zu sein.

Die Not brannte den Faulpelz auf die Finger und zwang ihm schließlich Axt und Säge in die Hand. Die Mutter, die sich im Stillen schon gefreut hatte, daß ihr geliebter Wald werde stehen bleiben, beschwor ihn, die Tannen, die ihr so oft tröstend zugesprochen, in Ruhe zu lassen solange sie noch lebe. „Ach,“ jammerte sie, „wer soll denn dann alles noch einmal gut machen, wenn du den Wald zerstörst? Der Wald war doch meine letzte Hoffnung.“ „Die meine auch,“ höhnte der Michel, „alles andere ist vertan.“ So ging er ans Werk, und bald dröhnte der sonst so stille Wald von splitternden Schlägen.

Die Mutter des Faulenzers hatte sich ihm nachgeschlichen, saß mit verweintem Gesicht am Bach und starrte in das Wasser, das in der Sonne glitzerte. „Gräm' dich nicht darüber, es geht vorüber,“ murmelten die geschwätzigen Wellen; aber die bekümmerte Alte hörte es nicht; ihr hallten nur immer die Axtschläge in den Ohren. Scheu hob sie von Zeit zu Zeit den Blick und sah hinüber, ob der erste Stamm bald stürze, und da sah sie, wie von ihres Michels Gesicht der Schweiß der Arbeit rann. Das hatte sie noch nie gesehen, es war ihr ganz neu und seltsam. Auch wie der sonst immer faule und müßige Mensch die Arme hob zu den wuchtigen Schlägen, wie der ganze Körper sich bog und dehnte, wie die nackte Brust wogte und keuchte, das war neu und merkwürdig. Das Weib konnte bald gar nicht mehr wegsehen. Ihr Michel, wie er so dastand, erinnerte sie an den blondköpfigen Buben, den sie einmal so sehr lieb gehabt hatte vor vielen Jahren, und der an dem trunksüchtigen Faulenzer sonst nie zu tage getreten war.

Ueber all dem Schauen merkte das Weib kaum, daß eben die erste ihrer geliebten Tannen fiel. Ein Zittern lief durch den Wipfel, ein Krachen ertönte, der Michel tat rasch einen Sprung zur Seite und der stolze Baum lag am Boden.

„Das hast du gut gemacht, Michel,“ rief ganz selbstvergessen und freudig das Weib.

Der Michel schaute hinüber und brummte: „So, lobst du mich auch einmal?“ dann spuckte er in die Hände und ging hinter den nächsten Stamm.

Die Alte stand auf und kam näher. Sie war nicht gewohnt, bei der Arbeit der andern müßig zuzusehen. Stillschweigend fing sie an, die gefällte Tanne zu entasten und aus dem grünen Reisig Bündel zu machen. Der Michel sagte kein Wort. Daß die Mutter, die um den Wald so geweint hatte, ihn jetzt selbst zerstören und zerstückeln half, das verstand er nicht. Es war ihm nur, als müsse er sich schämen. Und weil ihm das ein

unangenehmes Gefühl war, schlug er noch kräftiger und rascher zu, so daß die Splitter nur so flogen.

Zwei Bäume lagen jetzt schon am Boden. Die Sonne brannte heiß in die kleine entstandene Lichtung, und der schwitzende Michel spürte großen Durst. Er suchte in seinem abgelegten Kittel nach der Flasche; aber die war leer und Geld fürs Wirtshaus nicht vorhanden. Da schlich er hinüber zum Bach, legte sich auf den Boden und hielt die Flasche in das ziehende Wasser. Kühlend und erquickend spülten ihm die Wellen um den jagenden Puls, länger als nötig blieb er so liegen und schaute in den Bach. Da war ihm plötzlich als höre er das, was seine Mutter immer zu hören behauptete: „Gräm' dich nicht drüber, es geht vorüber."

Der Michel wagte nicht zu lachen. Was man selbst hört, das muß man doch glauben. Er ließ den heißen Kopf ins kühle Moos am Ufer sinken und lauschte immerzu. Es war keine Täuschung: Fort und fort klang's: „Gräm dich nicht drüber, es geht vorüber."

Auf einmal sprang er auf, unwillig fast. Er grämte sich ja doch gar nicht, der Bach sollte doch sein dummes Gemurmel lassen! Hastig trank er die gefüllte Flasche leer. Ah! das tat gut, das war ein Labsal, dieses klare, kalte Wasser! Dann ging er wieder an die Arbeit. Aber immer mußte er sich dazwischen hinein besinnen, was wohl der Bach gemeint haben könnte mit dem „gräm dich nicht!"

Sollte er, der Michel sich vielleicht nicht über sein verlodderteſ Leben grämen? Ja, ja, ein verlodderteſ Leben, das war es seither gewesen, da gab's nichts zu leugnen. Der Michel schlug zu wie wütend. Er fühlte einen großen Zorn; nur wußte er nicht über wen und was.

Die Mutter kam mit ihrem Bündelmachen nicht sonderlich weit vor lauter Erstaunen. Wie ihr Michel arbeiten konnte! Und wie ihr Michel Wasser trinken konnte! Er, der nur immer Wein und Bier und Schnaps wollte!

„Michel," sagte sie, als sie ihn die Wasserflasche leeren sah, „das hast du gut gemacht."

„So," brummte er, „lobst du mich auch einmal."

Zur Vesperzeit zog die Alte ein großes Stück trockenes Schwarzbrot aus ihrer tiefen Rocktasche.

„Michel, iß," sagte sie, „Brot aus der Mutter Sack ist besser als Zwieback." Das war ein alter Reim schon von Väterzeiten her.

Der Michel hatte früher nie daran geglaubt; aber nun, da er gemerkt hatte, daß seine Mutter mit dem Sprüchlein der Wasserwellen bei der Wahrheit geblieben war, nun glaubte er auch das von dem Brot. Gierig langte er zu, und es schmeckte ihm, wie ihm lange nichts mehr geschmeckt hatte.

Das Weib saß und schaute ihm zu und wurde vom Zusehen satt und froh und stark zur weiteren Arbeit.

Noch manches Mal im Lauf des Tages lag der durstige Michel am Bächlein und füllte die Flasche und hörte, ob er wollte oder nicht, was die Wellen murmelten. Am Abend, als er müde und zerschlagen von der ungewohnten Arbeit mit der Mutter heimwärts wanderte, da kam ihm plötzlich der Gedanke, daß wenn der Bach nun doch richtig reden könne, wohl

auch das wahr sei, daß die Tannen sagten: „Faß' neuen Mut, der Wald macht's gut."

„Mutter," begann er zögernd, „ist denn das wahr, daß der Wald alles gut machen will?"

Das Weib vermochte gar nicht sogleich zu reden. Sie hatte sich heute so gefreut über ihren fleißigen und nüchternen Sohn und sie erschrak ganz, wenn sie dachte, der Michel könnte das angefangene Werk liegen lassen und in sein altes Lasterleben zurücksinken. Viel lieber wollte sie den Wald opfern.

„Ach, Michel," sagte sie da listig, „nur eine einzige Tanne hat das einmal zu mir gesagt, und diese können wir ja stehen lassen."

„Ja, aber wenn wir nur auch die richtige herausfinden," meinte der Sohn.

„O," beteuerte das Weib, „ich kenne sie ganz genau."

Am andern Morgen in aller Gottesfrühe schritten die Zwei wieder hinaus an die Arbeit.

Dem Michel, der sonst immer spät und mit schmerzendem und wüstem Kopf aufgestanden war, schien die Welt heute ganz verändert.

In der Ackerfurche rief die Wachtel, und im Heckenwerk am Waldsaum jubilierten die Vögel, und der Tau glitzerte am Weg. Die Zwei überschritten den eilenden Bach und im Hinüberschreiten horchte der Michel verstohlen, ob die Wellen heute auch wieder redeten. Er blieb eigens ein wenig hinter der Mutter zurück und war sehr froh, als er das gemurmelte Sprüchlein wieder hörte; er hätte es ungern vermißt. Als sie zur Stelle waren, warf der Michel den Kittel ab und griff zur Axt. Aber ehe er einen Hieb tat, bat er: „Mutter, jetzt zeige mir den Baum."

„Welchen Baum?" fragte das Weib, denn sie dachte im Augenblick nicht an ihre Rede von gestern.

„Den, der alles gut macht," sagte Michel.

Da ließ die Mutter die Augen rundum gehen und sah die Tanne mit dem ausgebrochenen Gipfel.

„Diese ist's," sagte sie rasch, denn sie dachte, zum Verkauf sei der Baum doch nicht viel nutz.

Der Michel erschrak. Das war ja der Baum, an dem er sich hatte später aufhängen wollen. Machte sich diese mißgestaltene Tanne da vielleicht über ihn lustig, wenn sie seiner Mutter zuraunte: „Faß' neuen Mut, der Wald machts gut?" Meinte der freche Baum etwa, wenn nur der Michel erst hänge, dann habe es die alte Frau besser? —

Eine große Wut kam über den Michel und in der Wut arbeitete er für zwei, trank Wasser und aß Brot aus der Mutter Rocktasche.

So trieben es Mutter und Sohn manchen Tag zusammen, und zuletzt war der Streifen am Bach entlang eine Blöße, auf der nur noch die eine Tanne ragte.

Das Weib, das ihren Wald so lieb gehabt hatte, schaute sich um, als müsse sie sich auf etwas besinnen. Ihr Blick fiel auf den Michel, der müd und schweißbedeckt auf seine Axt gelehnt dastand. Da dachte sie nicht mehr an den verschwundenen Wald, sie wollte nur ihrem Buben ein gutes Wort sagen: „Michel," rief sie, „Michel das hast du gut gemacht!"

Der Michel, der seinen heißen, verschwiegenen Groll auf die einzige

noch stehende Tanne nicht länger bezähmen konnte, schaute finster auf. „Nun, wenn ich's gut gemacht habe," rief er, „dann braucht es ja der Wald nicht mehr gut zu machen." Damit holte er weit aus mit seiner Axt, und weil die wipfellose Tanne ein kränkelnder Baum war, so fiel sie auf den ersten Streich.

Das Weib erschrak. Die vielen Stunden, in denen sie dem Wald gelauscht hatte, fielen ihr ein, und es war ihr schwer ums Herz, daß das alles nun bis auf die letzte Spur sollte vorüber sein.

„Michel," sagte sie traurig, „jetzt redet der Wald nicht mehr." Der Sohn gab dem gestürzten Baum, an dem er sich hatte hängen wollen, noch einen Extrahieb und sagte: „Ist auch gar nicht nötig, Mutter, es war ja doch nur geflunkert. Andere Leute können's auch gut machen, da braucht's die Großsprecherei nicht."

Damit schaute er höhnisch über alle die gestürzten Wipfel hin, die nicht mehr raunen und rauschen konnten.

„Komm heim," wandte er sich dann an das bekümmerte Weib, „morgen fangen wir an, einen jungen Wald zu pflanzen, einen der kein so Getue von sich macht."

Ob der junge wohl auch flunkern wird, wie der alte? Wahrscheinlich, denn Art läßt nicht von Art.

Oboe.

Von Erna Ludwig in München.

Still war der See. Es seufzte nur die Welle,
Wenn sie ans Ufer leise brandend schlug —
Die schwüle Luft durchzog mit Windesschnelle
Der Wassermöve scharfer, kühner Flug . . .
Und Sonnenglut und dumpfe Mittagsstille
Lag lastend auf den Wellen, auf dem Rohr . . .
Da drang von ferne weichen Tones Fülle
Melodisch-leise an mein lauschend Ohr.

Ich lag am Boden meines leichten Kahnes —
Oboenklänge schwebten durch die Luft —
Voll Anmut, wie das Neigen eines Schwanes,
Voll Wehmut, wie der erste Frühlingsduft . . .
Dann schwellend — voll in wunderbarem Säumen,
Ein süßer Glockenton, ein Sehnsuchtslaut —
Der Klang verscholl — und ich erschaut' in Träumen
Ein selig Land, auf das die Lenznacht taut.

Die Madonna im ewigen Schnee.

Von Georg Hirschfeld in Dachau.

8.

Für den nächsten Vormittag hatte Frank Siebenlist eine weit abgelegene Waldwiese mit Cilli als Stelldichein verabredet. Er ließ das Beschwerlichste über sich ergehen, um die wundersame Flamme ihrer Leidenschaft nicht ermatten zu lassen. Nie hatte er eine so rückhaltlose Hingabe erfahren, wie bei diesem reinen Mädchen, das von ihm zuerst berührt worden. Auch ihre stündliche Angst vor Entdeckung, die immer feinere Liste erfand, um ein Zusammentreffen mit dem Geliebten zu ermöglichen, fesselte ihn. Er sah, welchen Wert sein Leben für diese Frauenseele bekam, ein ernster, bisher nicht gekannter Stolz erfüllte ihn, und er gestand es sich gern, daß hier ein Erlebnis für ihn eingetreten, ein wirkliches Glück, das ihn läutern konnte. Ueber den Augenblick hinaus dachte er freilich nicht. Cilli drängte ihn auch nicht dazu, mit dem Onkel oder mit Josef zu sprechen. Sie fürchtete ein jähes Ende ihres ersten, seligen Traums. Doch täglich trat es ihr auch nahe, daß es einmal sein müsse, daß ihre Ehre gebieterisch fordere, den Brautkranz nicht zu verscherzen. Wenn solche Gedanken über sie kamen, ermattete plötzlich ihre Zärtlichkeit, angstvoll entzog sie sich Franks Umarmung und suchte sich nur noch, seine Hand in der ihren, als ernste Freundin des ernsten Mannes zu empfinden. Ihn aber erschreckte dieser Umschwung, der sich in den letzten Tagen immer häufiger gezeigt hatte. Wohl glaubte er seiner selbst sicher zu sein, ein ganzes Pack von guten Vorsätzen bei sich zu führen, aber die abweisend züchtige Art, die Cillis größten Reiz nahm, wollte er nicht aufkommen lassen. Er kannte sich selbst soweit. Was nicht mehr auf ihn wirkte, was sein verliebtes Auge nicht mehr traf ... Ein schönes, liebenswürdiges Wesen blieb sie trotzdem. Aber das Pfarrhaus, dieser ganze, christlich-moralische Dunstkreis um sie her ... Hätte er es doch nicht anfangen sollen? — Das nicht? — — Nein. Sie blieb ja sein süßes, hingegebenes Weib. Nur bei guter Laune mußte er sie erhalten. Mit Worten konnte er das nur — Geschenke nahm sie nicht. Und heute besonders, heute, nach der unverhofften Begegnung mit dem Pfarrer, bangte ihm vor einem starken Rückfall in Gewissensängste. Unwillkürlich schritt er deshalb nicht so rasch dem Stelldichein zu, wie sonst. Er blickte umher — er suchte mit verdrossenen Augen an den Fenstern der Dorfstraße, ob ihn denn garnichts Hübsches, Verlockendes daraus grüßen wollte. Nein, nein. Vorbei ... Torheit das alles. Cilli wartete auf ihn. Er mußte sich eilen.

Als er am Hotel zum grauen Bären vorbeigehen wollte, sah er plötzlich eine elegant gekleidete Dame daraus hervortreten, vom Portier ehrerbietig gegrüßt, und draußen unschlüssig stehen bleiben. Der Schleier ihres großen Strohhutes wehte im Winde, sie zog sich mit graziöser Bewegung die Handschuhe an und blickte nicht auf. Frank musterte mit einem Blick ihre äußere Kostbarkeit, die sich für ihn sofort mit einer inneren verband. Doch frappierte es ihn, daß sein geübter Blick sie in keine Kategorie einreihen konnte. Sie mochte Aristokratin, große Lebedame oder auch — kleine Lebedame sein. Ihre Haltung, ihr starkes, rötlich blond gefärbtes Haar erinnerte ihn lebhaft an eine Frau, die er lange gekannt. Noch hatte er nur ihr abgewandtes Profil gesehen — sie blickte immer noch eifrig auf ihre Handschuhe. Dann plötzlich — eine rasche Drehung — nun wußte er, wer sie war. Lolo, Lotte oder Lou Ernst — eine Berlinerin, die einst als Schauspielerin mit ihm durch Holland gezogen und später in England das Cilli so rätselhafte Mädchenpensionat gegründet hatte. Als dieses, wie alle Siebenlistschen Unternehmungen, aufflog, war sie immer mehr in eine galante Welt hineingeraten und vermöge ihrer Schönheit, auch ihres schlagfertigen Verstandes Herrin der Situation geblieben. Frank sah es auf den ersten Blick — es ging ihr gut. Ihr Schmuck, ihre Kleidung nach der letzten Pariser Mode... Sie war eine Abenteurernatur, wie er — überhaupt hatte ihr Wesen viel Aehnlichkeit mit dem seinen — das hatte ihn immer angezogen und abgestoßen zugleich. Besonders jetzt. Was sollte er mit ihr anfangen? Wenn er an Cilli dachte, entsetzte er sich vor der Möglichkeit, die alten Beziehungen zu dieser Kokotte aufnehmen zu müssen. Er kannte sie — es konnten die alten werden — sie ließ sich nicht abspeisen, sie hatte die ganze, feine, teuflische Macht, einen Mann, wie er es war, zu fesseln. Dieser Duft, der ihn wieder umfing — dieses seicht tiefe Lebenselement eines Weibes, wie nur er es fühlte, er es liebte! ... Es wehte ihn wieder an, und er wußte, daß es ihn nie ganz verlassen hatte. Aber Cilli. Cilli. Er wollte Kehrt machen. Rasch entschlossen. Ein für alle Mal nichts hören von den Boten seines früheren Lebens. Sie war sogar der Inbegriff davon. Mit ihr konnte er vieles aus seiner Seele reißen. Also — Kehrt gemacht. In diesem Augenblick erkannte sie ihn und schritt mit freudigem Lächeln auf ihn zu.

„Frank! Frank! Ich wußte schon, daß du hier bist! Grüß' dich Gott, mein Lieber! Ist das hübsch, daß ich dich gleich treffe! Ich bin gestern abend angekommen! Denk' dir, bei wem ich wohne! Bei deinem Alten, Frank! Ist das nicht reizend? Wenn der wüßte! — Aber du sagst ja kein Wort — bin ich solch' unangenehme Ueberraschung?"

„Keineswegs," stotterte er befangen. „Ich war nur garnicht darauf vorbereitet, daß Sie —"

„Sie?!"

„Es ist so lange her . . ."

„Mein Lieber, bei mir kann's länger dauern, bis ich vergesse, daß ich jemanden geduzt habe!"

„Also meinetwegen — du. Sei nicht gekränkt. Ich wüßte ja auch garnicht, wie ich dich nennen sollte. Fräulein Ernst? Bist du das noch?"

„O nein! Was denkst du! Ich bin jetzt die Baronin Barnkühler!"

„Hast du den schwindsüchtigen Menschen geheiratet?"

„Mein Mann ist tot. Schon lange. Das war übrigens ein Gentleman — auf den lass' ich nichts kommen. Nun hab' ich seinen Namen — das nützt mir kolossal. Auf Reisen besonders. Baronin Barnkühler — Du müßtest deinen Alten sehen, wie er vor mir dienert."

„Also, hochgeborene Frau Baronin — wie kamst du nach Domenico sulla Croce?"

„Deinetwegen — das ist doch klar. Ich will's dir gleich erzählen. Gib mir 'mal den Arm — wir wandern ein bißchen."

Er sah unwillkürlich nach der Richtung hin, wo Cilli seiner wartete. „Ich — —"

„Du kannst nicht? Hast keine Zeit? O, du hast Zeit, mein Junge! Wenn man sich drei Jahre nicht gesehen hat? Oder bin ich häßlich geworden? Kannst du nicht behaupten — was? Also komm'! Lass' sie warten — ich hab' länger warten müssen!"

„Wen meinst du?" stieß er entrüstet hervor. „Wer —!"

„Ich bin nicht neugierig." Sie hatte sich schon lachend in seinen Arm gehängt. „Aber daß du immer einem armen Wild auf der Spur bist, weiß man doch. Du gefährlicher Kerl. Also —" Sie promenierten schon — die Vertraulichkeit vor allen Leuten, die ihn entsetzte, genierte sie garnicht. „Ich las in der Zeitung den Rummel von der Madonna im ewigen Schnee."

„Rummel?!"

„Nun ja — du wirst mir doch nicht einreden wollen, daß Herr Siebenlist plötzlich unter die Frommen gegangen ist und als Buße für seine Sünden 'ne Madonna gestiftet hat. Nein, Frank. Es muß schon ein besseres Unternehmen für dich sein. Du bist berühmt geworden, der Fremdenverkehr hat sich dermaßen gesteigert, daß dein Vater drei neue Hotels baut — das lohnt schon. Obwohl ich nicht einsehe, was für dich dabei 'rauskommt."

„Das ist es auch nicht. Ich kann es dir nicht so sagen — du verstehst das nicht. Ich werde von der ganzen Arbeit hier nur das haben, daß ich mich auf gute Art an den Spießern räche. Ich bin jetzt ihr großer Mann, ihr Retter, ihr Glücksstifter — das wollte ich ihnen 'mal zeigen."

„Lag dir soviel daran? — Du hast dir doch nie was aus dem Urteil der Welt gemacht. Nein, nein — es muß noch was andres sein. Was dich hier festhält ... Die Madonna ist übrigens prachtvoll. Ein reizender Gedanke, die da auf den Berg zu setzen. Nur die verunglückten Kinder — das war schrecklich ..."

„Sei bitte davon still."

„Du bist nicht sehr liebenswürdig. Warum gehen wir denn da nicht zum Wald hinauf? In den Schatten? Es fällt mir garnicht ein, hier unten in der Gluthitze 'rumzulaufen."

Er hatte plötzlich in scharfer Biegung einen Seitenweg betreten, der sich in ein Kornfeld verlor. Lolo wollte die Hauptstraße weitergehen, die zur Waldwiese hinaufführte. Aergerlich blieb sie stehen.

„Da oben," stammelte er zornig — „mag ich jetzt nicht hinaufgehen. Da müßtest du schon ohne meine Begleitung —"

„Holla! Ach so! — Ich verstehe! — Mit mir magst du nicht gehen!

Soll ich 'mal raten, warum? Weil da oben 'ne Dame auf dich wartet, um derenwillen du in San Domenico bist! Um derenwillen du bei der Bande unterkriechst, die dich immer beschimpft hat!"

„Lolo! Mäßige dich! Wer gibt dir ein Recht, über dergleichen Dinge —!"

„Ich dächte du!? Ich darf mich doch wohl nach meiner Nachfolgerin erkundigen? Ich würde es noch viel energischer tun, wenn unser Kind nicht gestorben wär'. Jetzt bist du mir fremder geworden, aber ich interessier' mich noch für dich! Also sag's nur offen: Sie wartet!"

„Ja – sie wartet! Wenn du es durchaus wissen willst!"

„Wer ist es?"

„Das sag' ich dir nicht!"

„Ich werd's erfahren."

„Weh' dir, wenn du mir nachspürst, wenn du irgend etwas gegen mich unternimmst. Es ist ein anständiges Mädchen, das ich heiraten werde."

„Heiraten?! Du? Frank Siebenlist?! Ach, ne! Das arme, anständige Mädchen!"

„Ich fange ein neues Leben an!"

„Mensch, was haben sie aus dir gemacht. Er setzt eine Madonna auf den Berg, er macht sich beim Pöbel beliebt, er fängt ein neues Leben an —!"

„Meine Braut wird mir helfen."

„Aber wer hilft ihr? Die geht zu Grunde dabei! Du gehst zu Grunde! Das seh' ich!"

„Ich kann dich nicht länger anhören. Tu', was du willst. Auf Wiedersehen."

Er grüßte kurz und schritt zur Waldwiese hinauf. Da rief sie ihn bei Namen an, so laut und warnend, mit einer Stimme, die ihm mehr, als sie ahnte, den Schleier von seiner Vergangenheit riß. Wie fernes Sausen spürte er wieder das Element der Freiheit, dem er entflohen war, sein Lebenselement, wie das ihre. Aber er wandte sich nicht um. Er blieb nur stehen und hörte, was sie sprach ...

„Du stößt mich von dir? Ohne zu fragen, was inzwischen aus mir geworden ist? Was ich dir geben könnte, wenn du mit mir gehst? Ich teile mit dir! Wie damals, als wir Kameraden waren! Weißt du noch!? Aber ich lasse dich jetzt, ich hindre dich nicht — geh' doch, wohin du willst. Ich kann mir nicht denken, daß du irgendwo unterkriechst. Daß Frank, mein Frank ein Bauernspezi wird, ein Sonntagsgast beim Herrn Pfarrer vielleicht, und einen Orden ins Knopfloch kriegt, einen ganz bescheidenen, niedlichen Orden! Für Verdienste ums Heimatdorf! O, ich lach' nicht drüber! Ich möchte ja eher weinen, es gibt nichts Ernsteres für mich, als du! Wenn ich dich festhalten könnte, dich mitnehmen! Paris, Frank, Paris! Da findest du jetzt alles, was du dir wünschst! Die große Welt! Ich gehör' jetzt zur großen Welt! Die du so liebst! Was willst du hier? O, geh'! Du kommst schon wieder! Armer Kerl! Das sind Kletten — ich weiß — die sind so klein und sanft und tun so weh, wenn man sie abreißt! Aber es muß 'mal sein, glaub' mir - sonst wärst du nicht — du! Nun — geh' nur!"

Er drehte sich nicht mehr um und ging. Sie blieb in schamvoller Wut zurück und hielt ihn für ganz abgefallen. Er aber hörte noch immer

ihre Worte, während er weiterlief — jedes einzelne hatte ihn ins Herz getroffen und klang ihm nach, als sei es ewig für ihn gemacht geworden. Noch schwor er sich, daß dieses Weib nicht Recht behalten sollte, und wußte doch, daß sie schon recht hatte. Im tollsten Widerstreit der Empfindungen traf er Cilli, die sich im Walde niedergeworfen hatte, um die Sehnsucht nach dem säumigen Liebhaber zu bezähmen.

„Du kommst spät," flüsterte sie, ohne aufzustehen. Es kam keine rechte Freude mehr auf ihr blasses Gesicht, als sie ihn sah.

„Ich konnte nicht früher." Erschöpft setzte er sich neben sie. „Verzeih' mir. Ich traf noch meinen Vater ... Du bist wieder so traurig, Cilli. Cilli ..." Etwas seltsam Mahnendes lag in seinen letzten Worten. Wie eine Drohung. Als warnte er sie vor sich und ihr.

„Nicht traurig, Frank," erwiderte sie. „Ich bin nur ernst. Ich hatte jetzt Zeit, über vieles nachzudenken."

„O, denk' nicht soviel nach! Was wird dann aus dem Glück!"

„Das ist es eben. Darüber müssen wir nachdenken. Sonst bin ich verloren. Seit gestern — seitdem wir plötzlich dem Onkel und Josef gegenübergestanden sind — —"

„Schweig' davon!"

„Du empfindest den Vorwurf, wie ich. Es ist nicht länger möglich. Wir müssen der Pein ein Ende machen."

„Wie denn! Das ist Torheit, Cilli! Ich lass' mich nicht von diesen kleinen Seelen verblüffen —"

„Kleine Seelen?!"

„Nun, ich meine — ich verachte ihren hochmütigen moralisierenden Blick! Wir haben unser eigenes Gesetz in uns und —"

„Nein, Frank. Ich nicht."

„Du —!"

„Ich kann, von meinem Bruder verachtet, nicht leben. Ich bin wie zerrissen seit gestern — Scham und Reue, die ich nicht aufkommen lasse — nicht aufkommen lassen darf — denn ich liebe dich — ich liebe dich, Frank —!"

„Ja, ja ... Sie haben auch sicher noch keinen Verdacht, Geliebte —"

„Doch, doch. Seit gestern. Nur du kannst mir helfen. Du kannst jetzt alles zum Guten bringen. Willst du?"

„Was soll ich — —"

„Sprich mit meinem Onkel. Heute noch. Sage ihm alles. Wirb um mich bei meinem Bruder."

„Das —"

„Es fällt dir schwer! O, wenn du wüßtest, wie schwer mir ist! Die Angst — die Angst —"

„Was für Angst — —?"

„Sei still ... Du verstehst nicht ... ich will nicht zu Grunde gehen an dem schrecklichen Gedanken. Tust du, was ich dich bitte —?"

„Ich tu's — gewiß — es war ja immer mein Vorsatz — nur sei wieder froh —"

„O — du sollst sehen! Ich werde für dich lachen — singen — tanzen — —!"

„Cilli! Was ist dir!“

„Nichts ... Komm' heute abend in unsern Garten ... Du ißt mit uns — ich melde dich an. Dann lass' ich dich mit Onkel und Josef allein. Ueberwinde dich! Mir zuliebe! ...“

Er versprach es, und beide kehrten, wie immer, auf verschiedenen Wegen in das Dorf zurück. Cilli wurde dabei ahnungslos von einer Frau beobachtet, die seitwärts im Kornfeld kniete. Die Fremde erhob sich rasch, als sie vorbeikam, und folgte ihr heimlich bis zum Pfarrhause. Als das Mädchen dort hineingegangen, lächelte sie befriedigt und riß mit wildem Seufzer ihren Hut vom Kopf. — —

Abends saß Frank dem Pfarrer und dem Bildhauer im Garten gegenüber. Cilli bediente die Männer schweigend. Ihre Bläße, ihr in sich gekehrtes, verändertes Wesen war so auffällig, daß keiner ein Wort darüber verlor, und jeder das Geheimnis empfand, das über dieser Tafelrunde lastete. Welches war es? Was sollte sich aufklären? Hing es mit der Madonna zusammen? Oder mit Siebenlist, der sich so plötzlich heute, nach langer Pause als Gast eingefunden hatte? Der Pfarrer sah Rätsel vor sich, die schon in der Auflösung begriffen waren, doch ließ sich all' das beklemmend Halbwahre nicht in Worte fassen.

„Die Leute hier,“ begann endlich Josef, „sind doch das Wetterwendischste, was man sich denken kann. Wissen Sie schon, Frank, daß sich ein frommer Geheimbund gegen meine Madonna gebildet hat? Im Waldhof tagt er. Da gibt es schon Leute, die dazu aufhetzen, bei Nacht hinaufzugehen und das Teufelswerk zu zerstören.“

„Seitdem die Kinder verunglückt sind, ist die Stimmung umgeschlagen,“ sagte der Pfarrer. „Das ist zu verstehen. Jeder Vater fühlt sein Haus bedroht. Ich werde selbstverständlich am nächsten Sonntag gegen den Geheimbund predigen. Ich habe die Madonna geweiht — meine Autorität sollte den Leuten genügen, ein heiliges und schönes Kunstwerk nicht für Teufelskram zu halten.“

„Merkwürdig, daß ihnen der Teufel so zuwider ist,“ meinte Frank mit grimmigem Lächeln. „Ein anderer, Geld und Spekulation benamset, steht bei ihnen in hohem Ansehen. Nun, ich für mein Teil gelobe jedem, der es wagt, die Madonna anzutasten, eine Ladung Schrot in den Bauch.“

Josef lachte. Cilli aber erschrak. Sie sah den Onkel durch Franks Worte verletzt und fühlte sich mit ihm getadelt.

„Ich werde bald fortgehen,“ sagte jetzt der Bildhauer, indem er den Rauch seiner kurzen Pfeife in die Nachtluft blies. „Nach Wien, Onkel. Da finde ich doch mehr Boden für meine Ideen. Mehr Dankbarkeit. Wir haben auch lange genug deine Gastfreundschaft in Anspruch genommen.“

„Unser Zusammensein hat anfangs mehr versprochen, Kinder, als es später gehalten hat,“ meinte der Pfarrer, den weißen Kopf in die Hand gestützt.

„Mir hat es viel gegeben,“ flüsterte Cilli. Da sah der alte Mann sie plötzlich lange und mit sinnender Traurigkeit an.

Frank Siebenlist aber drehte sich unruhig auf seinem Stuhl umher. „Mir zuckt es auch gewaltig in den Flügeln. Ich möcht' auch wieder fort — fort aus diesem eingemauerten Kessel. Wenn ich nur wüßt', wohin ...“

Die großen, dunklen Augen der Geliebten waren jetzt auf ihn gerichtet — er fühlte es, ohne sie anzusehen, er hörte Cillis Forderung an seine Mannesehre, ohne daß sie einen Laut von sich gegeben hätte. Jetzt sollte er sprechen. Sie erhob sich, räumte die abgegessenen Teller zusammen und trug sie in das Haus — ihr Gang war müde, ihre Haltung erzwungen. Die Linien ihres schlanken Mädchenkörpers schienen leicht verändert. Josef sah seiner Schwester unwillkürlich nach und wandte dann den starren Blick zu Frank hinüber. Auch der Pfarrer wartete auf eine Aeußerung des Gastes. Es herrschte ein Schweigen, das in stillem Einverständnis niemand brechen mochte.

In Siebenlists Seele ging in diesen Augenblicken eine Umwälzung vor, die stärker war, als jeder Vorsatz, mit dem er gekommen war, stärker, als Cillis stumme Bitte. Er sah nur die Unmöglichkeit, zu diesem schlichten, alten Mann, dessen beschränkter Priesterblick auf ihm ruhte, zu sprechen, wie er sprechen mußte. Er fühlte nur den letzten, unbeugsamen Trotz, sich von dem Greis, der seine Welt nicht kannte, und von dem jungen Schwärmer, der sie nicht verstand, verurteilen zu lassen. Sie mußten ihn verurteilen — das war gewiß — wenn sie erst ahnten, was er ‚ihnen getan!' Später vielleicht, bei gehöriger Bußfertigkeit, würden sie milder gegen ihn werden. Aber auch wenn die ‚Sünde' verheimlicht blieb — er war kein willkommener Freier. Alles, was in diesen Herzen sich je gegen ihn geregt hatte, mußte jetzt zum Ausbruch kommen. O, diese lastende, furchtbare Enge. Unter hängenden Zweigen, am runden Familientisch, den Kirchuhrschlägen lauschend, saß er mit solchen Eintagsfliegen, und draußen irgendwo, in purpurn, wild bewegter Ferne rief ihn sein wahres Los. Ein Abenteurer, am Hafen klebend, der ihm ein rasches Obdach gegeben, war kein Abenteurer mehr. Und sie auch — sie, die ihn zu lieben wähnte, sie gehörte zu dem, was ihn lähmte. Würde sie ihm folgen, in ein neues Leben hinaus? K o n n t e sie ihm folgen? Das war das Entscheidende. Ein unreifer Mädchenwille galt da nichts — sein Weib mußte mit ihm durch alle Meere der Lust und des Leidens. Jetzt schwieg der Wald, wo sie sich ihm gegeben hatte — nichts von der heiligen Traumstunde am Feldrain lebte mehr in ihm. Nur Fesseln sah er noch, Demütigung und Lasten. Drohten sie ihm nicht schon aus den kalten, erwartungsvollen Augen dieser Männer? Pfaffe und Phantast — er mußte sie von sich schütteln. Durfte nicht hängen bleiben, wo kein Raum für ihn war. Sein Lebensgesetz rief weiter. Nach draußen, irgendwohin, in eine purpurn, wild bewegte Ferne ...

So kam es, daß er schwieg. Daß er sich plötzlich, wie von einer unsichtbaren Peitsche getrieben, erhob und blaß, mit starrem Lächeln sagte: „Ich fühle mich nicht wohl ... Der heiße Tag heute, und die Hitze, die sich abends immer unter den niederen Zweigen sammelt ... Entschuldigen Sie mich, Hochwürden. Pardon, lieber Josef. Grüßen Sie Ihr Fräulein Schwester."

Die Männer sahen ihn den Hut ziehen, fortgehen — sie wunderten sich und verharrten in düsterem Schweigen. —

Frank eilte dem Hotel seines Vaters zu. Im Balkonzimmer des ersten Stocks brannte Licht — er wußte, wer dort wohnte. Nach einem

letzten, kurzen Zögern trat er in das Haus ein und ging unbefangen an dem Portier vorüber. Der glaubte natürlich, daß Siebenlist junior sein eigenes Zimmer aufsuchte. Das lag im zweiten Stock. Frank aber schlich sich in den Korridor des ersten, stand an Lolos Tür und pochte leise. Sie stieß einen kurzen, freudigen Schrei aus, als er vor ihr stand. Rings um sie her lagen Koffer und Schachteln am Boden, die eine hübsche Zofe reisefertig machte. Auf Lolos Wink verließ sie das Zimmer, und die Rotblonde warf sich ihrem Besuch an den Hals.

„Ich reise," flüsterte sie. „Morgen früh! Kommst du mit?"

Er antwortete nicht. In seltsamer Qual, die Gewissensangst oder Mutlosigkeit bedeuten konnte, sah sie seinen starken Körper zittern.

„Alter Junge!" sagte sie zärtlich. „Du kommst! Natürlich! Nimm's doch nicht so schwer! Die findet einen andern! Hab' ich mich nicht furchtbar anständig benommen, daß ich dir garnicht nachgespürt habe? Einfach abreisen wollte, bei Morgengrauen, bevor der Herr Pfarrer auf die Kanzel steigt? Aber Recht hatte ich doch wohl — es ist hier nichts für dich! Ich bin das Richtige! Noch kannst du mich haben — alles — dich retten, Junge, mit einem Schlag! Willst du? Ach, sonst wärst du ja nicht gekommen!"

„Lass' mich — — ich weiß nicht — — aber ich komme mit! Ich komme! Ich muß mich erst finden! Warte! Morgen bin ich wieder, was ich war! —"

Da küßte sie ihn in seliger Glut. Er blieb noch bei ihr. Die Flucht wurde verabredet. — —

Als Cilli wieder in den Garten gekommen war und Frank nicht mehr sah, glaubte sie anfangs, daß er gesprochen habe und von den Männern abgewiesen worden sei. Entsetzt blieb sie stehen und starrte angstvoll bald auf den Onkel, bald auf den Bruder. Vielleicht hatten sie alles erfahren! ... Nein — das spiegelte sich nicht auf ihren Zügen. Das nicht. Aber sie wußten um Franks Bewerbung, um ihre Leidenschaft. Wie fremd sie an ihr vorbeiblickten. Da schlich sie sich ins Haus zurück und wartete an der Ateliertür auf Josef, daß er sie aufkläre. Bald hörte sie seinen Schritt, sein Husten die Treppe hinauf.

„Pepi," flüsterte sie. „Mein lieber Pepi! ..."

„Cilli ... Wie hast du mich erschreckt. Was ist denn?"

„Sag' mir alles!"

„Was — alles?"

„Verstell' dich doch nicht. Ich meine — was Frank Siebenlist — euch gesagt hat?"

Der Bruder musterte sie mit einem mißtrauischen, finsteren Blick. „Nichts hat er uns gesagt," erwiderte er langsam und öffnete die Tür seines Zimmers. „Wir wünschen auch nichts von ihm zu hören." Er ging hinein und ließ die halb Ohnmächtige zurück.

Nichts — — nichts gesagt? — Den Mut nicht gefunden? — Aber das bewies ja noch nichts ... Das durfte nichts beweisen. Nein. O, könnte sie jetzt zu ihm gehen und ihn fragen. Aber das wagte sie nicht — die mißtrauischen Männer würden sie beobachten. Nein, nein. Wenn der Morgen da war. Ganz früh, dann schlüpfte sie rasch zum Hotel hin. Nun

mußte sie noch durch eine endlos lange Nacht. Aber die ging auch vorüber. Im Frühlicht, von würziger Frische umweht, näherte sich Cilli dem Portier des ‚grauen Bären‘, der mit einer Gießkanne die Oleanderkübel vor dem Hause begoß. Er machte ein erstauntes Gesicht, als er die Pfarrersnichte schon so früh daherkommen sah. Noch mehr erstaunte ihn ihre Frage:

„Ist Herr Siebenlist schon unten?“

„Der Herr Siebenlist? Nein. Der ist ja abgereist, Fräulein.“

„Abgereist — —?“

„Mit der Frühpost.“

„Abgereist — —?“

„Mit einer Dame. Baronin Barnkühler. Wo laufen's denn hin, Fräulein?“

Kopfschüttelnd sah der Mann dem jungen Mädchen nach, das wie ein angeschossenes Wild davonlief — bald rasend schnell, bald qualvoll langsam.

9.

Die alte Magdalena sah Cilli zurückkommen. Am Fenster ihrer Bodenkammer nickte sie so düster überlegen, als wüßte sie schon das Schicksal des Mädchens. Die Kugeln ihres Rosenkranzes glitten durch die braunen, knochigen Finger, und ihr zahnloser Mund betete. Sie erkundigte sich immer, wer mit der Frühpost fuhr — dem nachzufragen, war eines der wenigen Interessen, die sie hatte. Frank Siebenlist mit einem Weibsbild — fort. Und Cilli bei Morgengrauen schon draußen, am Hotel, dort nachgefragt und heimgekehrt, wie eine Sterbende. Hängende Glieder, fahle Bläſſe, halb geschlossene Augen. So sahen alle aus. Sie war betrogen, verlassen — kein Zweifel. Hatte man die Alte nicht für ihre Warnung geschmäht? —

Cilli fühlte, daß Magdalena ihr Vertrauen suchte, und wie gehetzt wandte sie sich von ihr. Nur kein fremder, forschender Blick jetzt. Nur nicht anrühren lassen, was wie eine offene Wunde war, brennend, verzehrend. Noch begriff sie es nicht. Ein Mund, der lautere Wahrheit sprach und teuflisch log — ein Herz, das für ein stilles Glück geglüht und zugleich sich der Dirne hingeworfen — Hände, Hände, die so mild und liebevoll die ihrigen fassen konnten und Dolche führten, die sich plötzlich in ihr Inneres bohrten . . . Sie sah es — es war so — sie durfte es nicht bezweifeln — ihr Lebensretter hatte sie ins Boot genommen und, während sie ihm selig dankte, zu kahlen Felsen hingeführt — dort setzte er sie aus, gab sie dem grimmen Tode preis und zog, von ihrem Flehen ungerührt, in die wogende Ferne. Engel und Schurke! Wer begriff ihn! Wer konnte sich gegen ihn schützen! —

Sie sah sich um in ihrer grauenhaften Einsamkeit . . . Von vielen, menschlichen Wesen war sie umgeben, doch alle blieben ihr taub und stumm. Die Alte, die ‚es gleich gesagt hatte‘, entsetzlich in ihrer dämonischen Genugtuung. Der Priester in seiner klaren, makellosen Welt, deren Abendfriede nichts von ihren Kämpfen wußte. Der Bruder, den sie zum ersten Male haßte, als er ihr im Hause begegnete und sagte: „Hast du schon gehört, Cilli? Siebenlist hat sich heute morgen davongemacht. Mit einem Frauen-

zimmer." Er wußte nichts, er konnte nichts wissen, und ihre opferwillige Schwesterliebe bereute sofort das böse Gefühl, das über sie gekommen. Aber er blieb ihr fremd, es blieben ihr alle fremd, sie sah nur Richter um sich, keine Helfer. Allein mußte sie ihren dunklen Weg zu Ende gehen. Wohin? — —

Sie ging in den Wald, wo einst das große Glück zu ihr gekommen. Singend rauschte es auch heute wieder in den hohen Bäumen. Doch wußte sie nichts mehr von Glück und Hoffnung, kein Schlummer hüllte sie in seliges Vergessen ein. Entsetzliche Klarheit lauerte überall. Sie sah mit leerem Blick in die Felsenhalle des Todes. Es gab keinen Ausweg — dort, dort hinein, der Schmach entfliehen, den schnöden Verrat vergessen . . . Und es rauschte vor ihr ein kleiner, grüner See, den sie noch nie erblickt hatte. Plötzlich trat sie aus dem Waldesdunkel in das Dämmerlicht eines tannenumkränzten Gestades. Ihre Füße sanken ein wenig in den Morastboden ein, ihre Augen blickten sehnsüchtig zu den weißen Wasserrosen hinüber, die sich auf der Fläche wiegten, keusch erblüht, noch nie berührt und doch verführerisch nahe. In der Tiefe, aus der solche Rosen wuchsen, war die Heimat der verlorenen Menschenkinder. Mochte es noch so kalt und schwarz dort unten sein, es war doch ein besseres Asyl, als in sonniger Höhe. Dort sah man sie, dort deutete man mit Fingern und flüsterte und kicherte . . . Nein! Sie wollte die Meute nicht an sich herankommen lassen. Die Meute nicht. Den Stolz ihrer betrogenen Liebe im Herzen, richtete sie sich auf und zog mit schmerzlicher Mühe ihre schwachen Füße tiefer und tiefer in den gluckfenden Morast. Bald stand sie vor dem schwarzgrünen Wasserspiegel. Sie beugte sich vor — und sah ihr Bild. Da geschah ihr plötzlich etwas Wundersames. Aus ihren weit geöffneten Augensternen blickte sie nicht nur die eigene, todsuchende Seele an — ein zweites noch, ein zartes, keimendes, bittendes Seelchen, das hell in ihr Grauen hineinrief: Ich will leben! — Da richtete sie sich auf und wich zurück. Von einem Zittern befallen, das tiefstes Glück oder tiefste Qual bedeuten konnte. Sie wußte selbst nicht, was. Das wußte sie nur: sie hatte keine Macht mehr über ihr geschändetes Dasein. Es barg jetzt etwas in geheimnisvoller Tiefe, das stärker war, als sie, dessen Tötung auf sie selbst eine Anklage wälzen würde, härter als die Verdammnis des Treulosen. Sie mußte leben. Auch sie. Und langsam klomm sie wieder zum Ufer hinauf. Wo war ihr Richter?! — O, daß den Menschen doch die Kraft gegeben wäre, im ersten, heiligen Augenblick, da ein Geständnis sich zu ihnen hinwagt, das Wort zu finden, den Laut der Gnade, ohne Zögern, ohne Verkennen und Bedauern, ganz die Ueberlegenheit dessen zu fühlen, der ein Schicksal erfahren, das sie nur bedroht. Der erste Augenblick — er hatte schon Härte, beim Edelsten. Vorwurf, Richtspruch — das lag schon im ‚Gestehen'. Nein, sie traute den Menschen nicht zu, was Gott hatte. Gott aber war nur Sehnsucht. Warf sie sich vor ihrer eigenen Erhebung nieder, dann lag sie vor Gott. Sein Thron war nirgendwo. Sie mußte ihn sich selbst geben. Und das konnte sie nicht mehr. In eine Kirche gehen? — Sie war Josefs Schwester. Trotzig trug sie ihre Himmelszuversicht am Tempel der Pharisäer vorüber. Ihr Traum war rein gewesen, das Erwachen unrein. War es nicht immer so? Aber es trat kein heiliger Mann mehr in den engen, belauerten Kreis,

der ihre Verfolger fortwies und sagte: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.“ Und dann, mit ihr allein: „Wo sind sie, deine Verkläger?“ Eine Rettung aber, ein Wissendes mußte doch sein. Millionen ringende Herzen, bittende Hände brauchten es. Und sie, ein beschimpftes Weib. Das des Lebens Geheimnis in sich trug, die mißachtete Krone des Lebens ... Wo war ihr Retter? — — —

In tiefem Sinnen war sie fortgeschritten. Plötzlich lichtete sich der Wald vor ihr, und aufatmend stand sie auf einem sonnigen Wiesenplan. Weit öffnete sich das Tal. Dem Dorfe fern, stand sie bei einsamen Almhütten. Hirten und Herden waren fort. Von den ragenden Felsschroffen des Monte Bianco, der ihr gerade gegenüberlag, tönte nur von Zeit zu Zeit der scharfe Pfiff eines Murmeltiers. Langsam hob Cilli den Blick zum Gipfel auf. Dort war sie, dort saß sie, unversehrt von Sonnenglut und Windeswehen. Sie, die ihre Züge trug in der heiligsten Erhebung ihres Daseins. Als sie dem Künstlertraum des Bruders gedient, ihm, der ihr jetzt fern war, sein ehrgeiziges Ringen ermöglicht. War es wirklich nur Ehrgeiz? Dieses tiefe, brüderliche Streben? Hatte er nicht aus sich erlöst, was dumpf und unklar war, dem Gottesbild der Zukunft eine Stätte gegeben? Nun stand es dort, höher als sein Schöpfer, weil es des Schöpfers höchster Stunde entsprossen. Reiner als sein Urbild, weil es des Urbilds reinste Stimmung trug. Ja, mochte es noch so sehr die böse Gefolgschaft des Tals zu seinen Füßen sehen, des Abenteurers, der es gemeinen Zwecken dienstbar gemacht, des törichten Volkes, das es mit Aberglauben umsponnen — an sich, so hoch und unerreicht vom Sausen des Alltags, blieb es die Mutter der Menschheit doch. Was rein, mit dem Adlerfluge des Geistes sich aus enger Werkstatt hervorgeschwungen, konnte jeden Gipfel nehmen, ließ im Wandel der Jahrhunderte den letzten, schlechten Erdenrest. Sie hatte es einst aus sich geboren. Nun sah sie es wieder, als hoher Gedanke gleichsam sie selbst, die Gesunkene, zu sich hinanziehen. Keine Kirche gab ihr das, was ihr dieses Bild gab. Und was gab es ihr noch? Jetzt eben? — Jetzt? — In dieser Stunde? — —

Hielt es nicht allmächtig und stolz über Erdennot und Verleumdung den ewigen Sohn hin? Sagte nicht das hehre Bild, das ihre Mädchenzüge trug: Du Dulderin, deren Sehnsucht ich war, sei mir auch in Wahrheit willkommen? Trage mir hinauf, was in dir lebt — ich erkenne es an, den größten Sohn am Herzen. Was einst in uns beiden war, als mich der Künstler schuf, dein Bruder — es ist auch jetzt noch in uns, tiefer beseelt, als damals, erlebt und wirklich. Komm'! Zögre nicht und fürchte dich nicht vor mir. Ich drohe dir nicht, was die Kirche des Tals droht. Dort lauert eine Beichte, die befreien möchte und zerschmettert, die den Stachel der Not herausreißen will und umso tiefer hineinbohrt. Menschen, Menschen! Verlasse die Menschen! Glaube mir, was jenes alte Weib, das dein Oheim sterbend am Wege fand, bei mir gesucht, was jene Kinder suchten, als sie sich auf dem Wege zu mir im Schnee verirrten, es war die Rettung doch. Weil jene zu schwach waren, mich zu erreichen, lud jeder Schwache seinen Fluch auf mich. Ich sitze hier im großen Sonnenfeuer, meinen Sohn am Herzen, und warte. Kommt zu mir, wer mich sehen will!

Wer mich zu sehen wagt! Und mag er noch so beladen sein, er erreicht mich, ich werde ihn segnen. Ein Kriechen ins Kirchendunkel ist nichts — dort folgt dir das Flüstern der Schande. Hier oben, über aller Erdennot, wo die Stürme des Nordens sich mit den Stürmen des Südens vermählen und mich umkreisen, mein ewiges Mutterhaupt — hier ist Freiheit. Hier ist Gott und seine Herrlichkeit! Ahne ihn! Folge ihm! Der Weg ist weit! Wie wäre ich deinem Bruder gelungen, wenn ich so nahe wäre, wie die alte Welt den zitternden Fuß setzt? Ich rufe die Jugend! Schreckt nicht zurück! Wer zu mir kommt und mich erkennt, den werde ich segnen.

Cilli sank langsam in die Kniee. Ihre schmalen Hände hob sie, tief ineinander gepreßt, und flüsterte: „Maria! Ich komme! Ich kehre nicht ins Tal zurück! Dir nach, meiner Keuschheit nach, meinen Mädchenträumen, zu dir, die das werdende Kind in mir begreift, wie der Sommer den Frühling! Mag der Ruhelose, der es mir gegeben, in der Welt umhergehen und sein Grab suchen — ich suche das Leben für mein Kind! Wenn niemand zu dir kommt — ich komme! Gereinigt kehre ich, kampfbereit, zu den Menschen wieder.“ — —

Ein alter Hirt, der aus San Domenico seine Ziegen zur Almhütte hinauftrieb, sah an den ersten, unwegsamen Felsschroffen des Monte Bianco zwischen niederem Buschwerk, bald auftauchend, bald verschwindend, eine Frauengestalt. Mühsam klomm sie höher und höher empor. ‚Da ist kein Weg,‘ dachte der Alte und beschattete das Antlitz mit der schwieligen Hand, indem er erschrocken aufblickte. ‚Diese Edelweißsucher — ein tolles Volk! Sie setzen an den elenden Verdienst ihr Leben! Da bleib' ich doch lieber in Frieden bei meiner Herde ... Wo ist sie jetzt? Ich seh' sie nicht mehr. Ei, geh' du — wer hat dir's geschafft? Ich kann dir da doch nicht nachklettern.‘ Er wandte sich ab und trat in die Almhütte ein. Seine Tiere aber blieben draußen stehen, die behörnten Köpfe aufmerksam in die Richtung gewandt, in welche der Hirt so lange geblickt hatte — klagend, warnend fast, meckerten die einfältigen Kreaturen, eine andere in stummer Daseinsnot witternd. Die aber hörte nicht mehr auf den letzten Lebensruf. Zwischen Felsentrümmern, Wunden an Händen und Füßen, zerrissen schon das dünne Kleid, das Haar gelöst, in den Zügen ein irres, seliges Lächeln, klomm sie der Höhe zu. Noch sah sie die Madonna nicht — die kleinste Tanne über ihr verhüllte sie mit rauhen Nadeln. Gleichviel — wenn's nur hinaufging, dorthin, wo sie sein mußte. Die Klimmende, in ihrer atemlosen, schrecklichen Geschäftigkeit, spürte keine Wunde, kein Ermatten. Beflügelt fast, durchwärmt von der Flamme der Sehnsucht, glaubte sie hinaufgezogen zu werden. Ein Gießbach, den die Höhe über die Felsen schleuderte, überströmte sie plötzlich, löste ihre blutenden Hände von den Baumwurzeln ab, an denen sie sich festgeklammert — sie stürzte, rollte klaftertief in eine kiesgefüllte Grube. Dort besann sie sich wieder, strich lächelnd das nasse Haar aus der Stirn und erspähte einen neuen Pfad, die zurückgeworfene Strecke zu erobern. Unermüdlich. Viele Stunden lang. Inzwischen suchten schon der Pfarrer, Josef und die Männer von San Domenico nach ihr, die mittags nicht heimgekommen war. Von böser Ahnung ergriffen, suchten sie auf dem Wege, den die Menschen gingen, wenn sie sich zum Monte Bianco hinauf-

wagten. O, dieser stets betretene Weg! Der ihre war es nicht! Vergebens suchten die kurzsichtigen Männer — Cilli ging eigene Pfade. Unermüdlich, durch viele Stunden hin. Noch fühlte sie keinen Hunger, quälte sie kein Durst. Sie glaubte schon die Hälfte des Aufstiegs überwunden zu haben und hatte doch kaum ein Zehntel, im Zickzack irrend, zurückgelegt. Die Schuhe fielen ihr von den Füßen, zerrissene Lappen, nichts Festes mehr, ein Stein, der aus der Höhe rollte, traf ihre Stirn und weckte ihr nur ein Lächeln. Wie begütigend, die Augen von Blut umflort, nickte sie von Zeit zu Zeit hinauf. Sie wollte das Wagnis nicht unterschätzen — nein — noch war sie aber frisch und fürchtete sich nicht. Es konnte nicht mehr lange dauern — dann öffnete sich das Chaos. Sie, die ihre Seele suchte, erschien vor ihr auf freiem Gipfelthron.

Der Abend dämmerte herein. Es zogen schleichende Wolkenschlangen über die Höhe hin und hielten an, als sie ein verirrtes Menschenkind um fußbreiten Aufstieg ringen sahen, empor, zurückgeworfen, immer wieder. Sie starrten kalt lächelnd auf das wunderliche Erkühnen herab. War es Mitleid, was die fühllosen Nebelgeister packte, Menschenmitleid, da sie sich schweigend zunickten, ihr jetzt schon zu geben, was die Madonna gab! Sie, die noch viele Stunden weit von ihnen entfernt war? Tage weit von dem armen Kinde? — Sie faßten ihre luftigen Hände, umkreisten den Berg, den Aether verdunkelnd, und warteten ein wenig. Erst sollte die Sonne sich aus fernen Cyrrhuswölkchen lösen und ihr glühendes Abendgold auf das Weltall gießen, daß es noch einmal überwältigend die Sehnsucht der Verirrten packte. Eben hatte Cilli eine Felsenstufe erreicht. Nun waren endlich, endlich keine Bäume mehr über ihr. Wie stechende Dolche umfing sie ein kaltes Wehen, der Gipfel mußte nahe sein. Sie sank zusammen, plötzlich entkräftet, und beseligt doch blickte sie aufwärts. Was war das? Ewige Gnade, Entzücken der gemarterten Brust! Freiheit, Höhe, Schweigen um sie her! In Gold getaucht, dem Erdendunst entrückt, ein paradiesischer Plan! Die Sonne sank und krönte verglühend ihren Scheitel. Mochte es nun dunkel werden — was galt es ihr? Sie fühlte die Nähe der Gottheit. Scheu, dem himmlischen Glück mißtrauend, hob die Zusammengesunkene noch einmal den Blick und sah — zuoberst — weit und doch so nahe — zum Greifen nahe — die Madonna. Auf ewigem Schnee, vom Gipfelsturm umweht, zum ersten Male deutlich erkennbar, saß die erhabene Gestalt, ihr göttliches Kind im Arm, und streckte die rechte Hand aus. Wie feuriges Silber leuchtend, durchsichtig fast in der glühenden Umrahmung. Und Leben erfüllte sie, kein kalter Kunstgeist, herrlich heißes Leben! Zu ihr gewandt, ihr zulächelnd, ihr winkend! Komm'! Sie hörte es wieder! Und sie streckte anbetend ihre blutigen, zerrissenen Hände nach ihr aus. Sie konnte nicht mehr aufstehen — auch die Madonna konnte es nicht — das Weh der Welt, das Kind ihrer Schmerzen, hielt beide nieder. Aber sie erkannten sich, sie waren sich nahe, Urbild und Schöpfung, sie verloren sich nicht mehr. Das selige Lächeln blieb auf Cillis sterbenden Zügen, das eherne auf den Lippen der gewaltigen Frau. Doch plötzlich erstarben beide. Es verdunkelte sich ringsum, der Wolkenkreis, der Cilli noch das letzte Wunder gegönnt hatte, zog jetzt einen Vorhang über alles und brachte die Nacht. Erhörung. Erlösung. Sie blickte

noch empor, sie sah noch die Schleier über ihre Sehnsucht fallen. Immer dichter. Fern. Noch immer fern. Und kühlend umtanzten sie plötzlich Schneeflocken, die aus den Wolken niederrieselten. Erst dünn und zögernd, dann stärker, ein ungeheurer Mantel schließlich, der sie fest umschloß, ein warmes Niederbetten, einschläfernd, betäubend. Sie wehrte sich nicht dagegen. Sie schützte nur das Werdende in sich gegen die Unbill des Wetters, ließ mit sich selbst geschehen, was da wollte. Wie eine kleinere Madonna auf ihrem Felsensitz, mit nicht minderer Gefahr erreicht, als jener dort oben; des Lebens erstarrter Traum, nicht Josefs Künstlerwahn, so ragte sie bald in das Grau des Abends. Immer loser die Formen, im Schnee verweht, geahnt nur ein Menschenwesen, eine Mutter. Zufrieden lösten sich die Wolken wieder auf und verließen den Monte Bianco. Sie hatten gebracht, was himmlische Gnade war — die Madonna konnte nicht mehr bringen. Die lebte ja vom menschlichen Glauben — im Tal, wie in der Höhe. Der Glaube aber saß jetzt still zusammengekauert, nachdem er sein tiefstes Fest gefeiert, sich selbst genossen hatte, und schlief den Schlaf des Todes. Frei war der Gipfel wieder, im blauen Nachthimmel umblitzten tausend Sterne das Haupt der Göttin, deren Silbermantel mit neuem Schnee bedeckt war. Wahn! raunte es allenthalben. Die Sterne aber, ihres anderen, besseren Weltlaufs sicher, blickten mitleidig auf das erfrorene Menschenkind herab, in dessen Seele alles war, was ist, und alles sein wird, was war. Sie gönnten ihr den kurzen Schlummer.

* * *

Vergebens suchten die Männer von San Domenico den Weg ab. Kein stummes Beten half dem Pfarrer, kein Bitten und Lohnversprechen dem Bruder. Cilli blieb unauffindbar. Als der Abend hereindunkelte, mußte man erfolglos ins Tal zurückkehren. Ein Unglück war gewiß. Aber wie es erklären? Da machte sich, als Caminada mit zerrissener Seele allein an seinem Schreibtisch saß, die alte Magdalena an ihn heran und lenkte den Verdacht auf Siebenlist — so heftig und unbeirrbar, daß sie ihn überzeugte. Erregt erhob er sich und rang nach Luft — nur Mitleid fühlte er mit dem armen Opfer, dessen Verfehlung er freilich nicht begriff. Umso mehr begriff er die Schändlichkeit des Verführers. Er weckte Josef und beriet mit ihm. Der Neffe konnte seine Rachsucht kaum bezähmen. Was war zu tun? Ihm nachsetzen? Aber wer jagte es ihm ab, was er erbeutet hatte! Unwiederbringlich war es! — Mochte er so in die Hölle fahren ... Der Alte besänftigte den Jungen. Schließlich weinte dieser sein ganzes, stürmisches Weh um die verlorene Schwester aus. Zitternd und haltlos griffen Josefs Hände in die Luft. „Verflucht sei mein Werk," schrie er, „wenn es mir mein Liebstes wegnimmt! Verlockt wie eine Sirene, was seinen reinen Glauben hinaufträgt! Onkel! Onkel! Hätte ich es nie geschaffen! Ein böser Zauber geht von diesem Ding aus, der uns alle vernichtet! Ich will es nicht mehr sehen! Fort! Fort von hier! Ich will keinen Gott mehr sehen und keine Gottesbilder!"

Der Pfarrer suchte vergebens nach Trostworten. Er mußte diesen Sturm in sich selbst versiegen lassen. Endlich entschlief Josef in seinen

Armen, wie ein todmüder, gemarterter Knabe. Mit unreifen Zügen, hängenden Gliedern. Ein seltsames Lächeln, aus dem Grunde seines Leids heraus, kam auf die Lippen des alten Mannes, während er in das schlummernde Antlitz blickte. Dann schüttelte er leise den weißen Kopf. Ihm war, als sei das alles schon weit fort und längst vergangen. — —

Am nächsten Morgen meldete sich der Ziegenhirt im Pfarrhause und teilte seine Beobachtung vom gestrigen Nachmittag mit. Sie zeigte die Spur der Verlorenen. Schnell machte man sich auf den Weg, und als das erste Schneefeld erreicht war, fand man die erstarrte Leiche. Immer noch das weiße Antlitz selig lächelnd der großen Madonna zugewandt, schlief hier die Kleine. Aus ihrer hohen Märchenherrlichkeit wurde sie nun in irdische Tiefe getragen. Der Arzt, der den Körper sezierte, bestätigte Magdalenas Verdacht. Doch ehe noch das neu erweckte Rachegefühl in Josef zu einer Tat führen konnte, kam die Nachricht aus Graubünden, daß Frank Siebenlist verunglückt sei. Auf seiner fluchtähnlichen Reise, die er mit der Baronin Barnkühler unternommen, seien die Pferde der Extrapost in einen Gießbach gestürzt, er selber nach und unten zerschellt, während die Begleiterin unversehrt geblieben sei. Sie habe sich aber um den Sterbenden, der nur von ihr mit gräßlichen Augen Hilfe erbeten, kaum gekümmert, ihn einfach dem Arzt überlassen und gepeinigt das Weite gesucht. Ein trauriges Ende fand Frank Siebenlist. Einsam. Ungetröstet. Cilli aber hatte die Erlösung gesehen. —

Längst lag sie auf dem kleinen Friedhof an der Mauer der Dorfkirche. Längst war Josef den gebrochenen Eltern nach Innsbruck gefolgt. Der Winter ging dahin, der Frühling kam. Und eines Abends, als es wieder so still und glückumschwebt im Tal von San Domenico war, besuchte der Pfarrer den Posthalter, seinen alten Freund. Gebückt jetzt, ohne die launige Frische von ehedem, saß Franziskus Caminada auf der Bank am Hause, und wie er es so schmerzlich gern tat, sprach er auch heute mit Annibale Scopimo von seiner toten Nichte.

„Daß sie kein Vertrauen zu mir hatte. Fern im entscheidenden Augenblick — ganz fern. Sie mied einen Pfaffen auch in mir! Sie mied meine Kirche und suchte die Gottheit im ewigen Schnee.“

„Den Götzen, Hochwürden,“ sagte der Posthalter finster, mit verschränkten Armen. „Sein Zauber ist gebrochen. Niemand erweist mehr der Madonna oben eine Ehre. Wie etwas Seltsames, eine Sehenswürdigkeit für Neugierige, steht sie da, unheilig, verlassen. Man sollte hinaufgehen und sie schleifen. Dann hätten die erregten Gemüter endlich Ruhe. Dann kommen die alten Bilder in der Kirche wieder zu Ehren, die Bilder unserer Vorfahren, die man verleugnet hat.“

Nachdenklich erwiderte der Pfarrer: „Glauben Sie, Scopimo, daß die wirklich wieder zu Ehren kommen? Ganz? Wie einst? In dieser jungen Welt? Auf die kommt es an. Und auf den Verkehr der alten mit der jungen. Man sucht schon wieder nach dem Wort — das Wort ist auch besser, als das Bild, und ich mißtraue nur dem meinigen, weil Cilli seiner nicht bedurft hat.“

„Das brauchen Sie nicht, Hochwürden. Ihr Wort ist das Heiligtum

der Gemeinde. Seit dreißig Jahren. Wir kommen immer wieder darauf zurück. Uns fehlt nur das Beste, was unsere Vorfahren hatten — der einfältige, schlichte Glaube."

„Uns fehlt noch mehr, mein Freund," erwiderte der Pfarrer, indem er sich seufzend erhob. „Uns fehlt eine Jugend, die mehr nach Klarheit ringt, als nach Größe. Die in die Welt hinauseilt, um ihre Grenzen zu finden, nicht um sich im Planlosen zu verlieren. Kennen Sie die Geschichte von Phaëton, der den Sonnenwagen seines Vaters bestieg? Sie steht in den Metamorphosen des Ovid."

„Ich kenne sie nicht, Hochwürden — ich bin kein gelehrter Mann."

„Dann lese ich sie Ihnen aus einer Uebersetzung vor. Es ist eine schöne Geschichte und immer wieder wahr. Die Jugend, die sich keine Sonne erborgt, um Licht auf die Erde zu bringen — die fehlt uns, Scopimo."

Nach diesen Worten grüßte der Pfarrer und stieg mit alterskurzen Schritten in den Abendfrieden des Tals.

Gräber im Schnee.

Von Erna Ludwig in München.

In bläulichem Weiß ein Wintertag —
Im Sonnengold der Friedhof lag!
Eisfunkelndes Glänzen
Auf Steinen und Schnee,
Als auferstehe
Das stumme Weh!

Als hüll' es in seinen Heiligenschein
Die Welt mit all' ihren Seufzern ein . . .
Mit blitzenden Tränen
Betaut es sein Reich,
Und deckt es gelinde
Mit Fittichen weich.

Aus dem Schnee die dunkle Cypresse sich hebt —
An der Stätte des Todes das Einz'ge was lebt.
Auf die schlummernden Seelen
In ewiger Rast
Neigt sich in Liebe
Ein schneeschwerer Ast.

Die Verteidigung Roms.

Von Ricarda Huch in München.

Von dem verräterischen Ueberfall der Franzosen.

Aus dem Süden in die Stadt zurückgerufen, weil man des Angriffs der Franzosen gewärtig sein mußte, ritt Garibaldi allein, ungeduldig seinen Begleitern voraus, die neue Appische Straße herauf gegen Rom. Der Tag war trübe und farblos, Himmel, Wolken, Erde und Steine schienen in unendlicher Müdigkeit erloschen; wie Kinder, die schlafen möchten und ihr Bett nicht finden und weinen, wankte die Luft über den steilen Grabtürmen und den langsam rückenden Schafherden. Da, wo, von drei Pinien umgeben, ein Brunnen stand und von der alten Straße her die Zinnen des Denkmals der Cäcilia Metella über die flachen Hügel starrten, ließ Garibaldi sein Pferd rinken und betrachtete unterdessen durch seinen Feldstecher die graue Stadt. Auf dem Monte Mario, wo die Franzosen sich festgesetzt hatten, sah er etwas, was vorher nicht dort gewesen war, nämlich die französische Flagge, die sie aufgehißt hatten, und obwohl er wegen der trüben Luft nicht erkennen konnte, was es war, fiel ihm eine beunruhigende Ahnung aufs Herz, und er ritt schnell auf einen bewaffneten Posten zu, der nicht weit entfernt bei einem kleinen Wirtshause seinen Standort hatte. Von den Soldaten erfuhr er, daß während der Verhandlungen, die Mazzini mit dem französischen Gesandten führte, Oudinot den Monte Mario gerade oberhalb der Stadt besetzt habe, ohne daran verhindert zu sein, grüßte und ritt rasch weiter. Als er sich jedoch eine kleine Strecke entfernt hatte, hielt er sein Pferd an und blieb still mit dem Begriff des unvermeidlichen Schicksals, das ihm und Rom bereitet war, stehen. Da die Höhe, die die Stadt beherrschte, in der Hand des Feindes war, wußte er, daß nichts sie retten könne, und es war ihm zumute, als stände er nicht vor den Mauern der Republik, um sie zu verteidigen, sondern vor dem Grabe Roms und nähme für immer Abschied. Was nun kommen mußte, sah er klar, als wäre es schon geschehen: Kampf und Blutvergießen und Sterben der tapfersten Männer, Wehklage des Volkes, endlich das Unterliegen und die Rache des Siegers. Bisher hatte er nie anders gerechnet, als daß er, wie oft auch aufgehalten, sein Heer, das sich zu siegen gewöhnt hätte, gegen Oesterreich führen, Bologna und Mailand befreien würde; nun wußte er auf einmal, daß er würde fliehen müssen, ein Heimatloser, mit Weib und Kind ein Bettler auf dem Meere.

Noch niemals war es ihm bange gewesen vor irgendeiner Aufgabe, vielmehr je schwieriger und aussichtsloser die Lage war, desto entschlossener hatte er seine Kräfte zusammengefaßt, um die äußersten Möglichkeiten der

Rettung zu erkämpfen; aber den großen Untergang der Hoffnung seines Volkes aufzuführen, fühlte er kein Herz in sich. Das liebste wäre ihm gewesen, mit seinem Pferd in eine der leeren Grabhöhlen unter die Erde hinunterzusteigen, die hier und dort zu seinen Füßen das Gras überwuchs, und dort zu schlafen, bis es wieder Tag über Rom würde. Vor ihm war die Laterankirche mit den Steinfiguren der Märtyrer, deren titanische Leidenschaft in den aufgelösten Himmel starrte wie die großartige Gebärde überflüssiger Helden, die niemand braucht und niemand beachtet; er blickte daran vorüber auf die schwer im Feuchten schwimmende Stadt, die man ihm entreißen wollte. Er hätte sie gegen Frankreich und Oesterreich und Europa verteidigt und nichts gefürchtet; die Schwäche und Torheit derer, die seine Freunde sein sollten, überwand ihn. Bitterster Unwille zog seine Stirn zusammen; er hätte Mazzini die furchtbare Anklage ins Antlitz schreien mögen, daß er, der sich als Italiens liebendster Sohn, ja im Grunde als Italiens Schöpfer gebärde, Rom dem Feind in die Hände gespielt habe durch seinen hochmütigen und kindischen Wahn, einen kriegführenden Gegner durch hochherziges Vertrauen entwaffnen zu können. Das Herz schwoll ihm, er fühlte ein Brausen in allen Adern und wurde sich bewußt, daß er noch nicht alle seine Kräfte ausgeschöpft habe; das Gefühl war in ihm, daß, wenn er Roms Herr sein wollte, er es war und so, Roms Herr, es zu halten wissen würde. Da er das Traben von Pferden hinter sich hörte, drehte er sich um und erkannte mehrere seiner Offiziere, darunter Manara, Hofstetter, Nino Bixio und Mameli. Er teilte ihnen mit, was er soeben über das doppelzüngige Verfahren der Franzosen erfahren hatte, ohne sie aber merken zu lassen, für wie verhängnisvoll er es hielt, daß sie sich vor den Toren Roms eingenistet hatten; denn er wollte nicht, daß diese Jünglinge ohne Hoffnung in den bevorstehenden Kampf gingen. Selbst Manara, den die Mitteilung erschreckte, beruhigte sich wieder, als er in Garibaldis Gesicht sah; es blitzte von der Kraft seines verdichteten Willens. Schwer sei es, sagte er, eine Stadt zu halten, auf die der Feind gleichsam die Hand gelegt habe; aber es zieme sich nicht an einem Siege zu zweifeln, der notwendig sei. Sie müßten Rom befreien oder mit Italien untergehen, leben oder sterben; in solcher Lage dürfe man nicht fragen, was möglich sei, nur den eigenen Untergang für unmöglich halten.

Sie hatten sich inzwischen dem Tore von San Giovanni genähert, an dem eine Menge Volk zusammen geströmt war, um den Sieger von Velletri zu empfangen; sowie sein Atlasschimmel sichtbar wurde, strömten sie ihm jubelnd entgegen. Daß seine Miene ernst und gebietend war, vermehrte die Begeisterung; sie hätten sich unter die Hufe seines Pferdes geworfen, um mit einem Male alles hinzugeben, was er verlangen könnte, wenn seine strenge und geheimnisvolle Hoheit sie nicht gebändigt hätte. Der Nebel verzog sich jetzt, und es fing an zu regnen; es schien, als stürzten sich die Wolken auf ihn herunter, um dem Herrn der Elemente gewärtig zu sein, dessen Gang Erde und Himmel erschütterte. Anstatt durch das Wetter verscheucht zu werden, sammelten sich mehr und mehr Menschen; sie wogten noch lange durch die rauschenden Straßen, nachdem der General schon in dem kleinen Gasthof, den er bewohnte, verschwunden war.

In der Nacht vor dem Ablauf des Waffenstillstandes besetzte das verräterische Heer der Franzosen den Garten Doria vor dem Tore von San Pancrazio, um die ahnungslose Besatzung der Villen zu überfallen, von denen nur wenige entkamen und ihr Entsetzen in die schlafende Stadt trugen.

Garibaldi hatte Pietro Ripari geweckt, damit er ihm die Wunden von der Schlacht bei Velletri verbände, und dieser kramte zwischen seinem Werkzeug, ein wenig brummend, daß der General sich nicht ruhig halte und dadurch das Heilen der Wunde verzögere, als ein fernes Rollen im Westen der Stadt, wo der Kampf schon begonnen hatte, Garibaldi auffahren machte. In diesem Augenblicke stürzte Hauptmann Daverio zur Tür herein, das gute Gesicht in Flammen, und rief: „Die Fahne! Wo ist die Fahne?“ Und Garibaldi, schon in den Kleidern, entgegnete: „Eile du zu Sacchi und Manara!“, wendete sich dann zu Ripari, der erschrocken und böse sein Verbandszeug zusammenpackte, mit dem Auftrage: „Bringe die Fahne dem Masina, er führt heute die Legion an!“ und sprang die Treppe hinunter und aufs Pferd. Der wilde Takt des sprengenden Tieres, dessen Hufschlag auf die Steine laut durch die Enge der Straßen hallte, schreckte die Schläfer aus den Betten; viele öffneten hastig das Fenster und blickten schaudernd dem unheilvollen Reiter nach.

Die jungen Offiziere von der Legion belustigten sich in der Kirche des Klosters, wo sie im Quartier lagen. Einer von ihnen hatte sich eine priesterliche Stola umgehängt, sich an den Altar gestellt und gebärdete sich, als ob er das Abendmahl austeilte; eine ganze Schar hatte sich um den Altar gesammelt, die lachend zuhörte und Beifall klatschte. Mameli, den sein gelocktes blondes Haar und die empfindungsvolle Beweglichkeit der Züge dazu geeignet machten, kniete als Nonne vermummt in einem Beichtstuhl, aus dem Bixio, der den Beichtvater vorstellte, allerlei Unfug hervorpredigte. In dies Getöse donnerte die Orgel, die Gaetano Bonnet aus Ravenna gewaltig spielte, eigentlich aus Uebermut, um die Tollheit zu steigern, aber immer wieder von der Pracht des Instrumentes so hingerissen, daß er aus chaotischem Brausen reine Fugen oder Choräle hervorgehen ließ.

Wie die Trompete des Meergotts, der dem Getümmel unbändiger Wellen Ruhe gebietet, durchdrang Garibaldis Stimme das Lärmen: „Nach St. Peter. Der Feind ist vor Rom!“ Im Nu flogen die Umhänge und Kapuzen von den flinken Jünglingsgestalten, und die Kirche blieb leer und still, nur daß etwa noch ein Knistern durch den Brokat der Priestergewänder lief, die, achtlos weggeworfen, auf dem Boden rutschten.

Garibaldi ritt weiter allen voran, dem Peterplatze zu; aber unterwegs fing er an zu zweifeln, ob ein Ueberfall in die Flanke des Feindes noch Erfolg haben könne, und kaum dort angekommen, kehrte er wieder um und riß die Legion, der er begegnete, mit nach dem Tore San Pancrazio, um den verzweifelten Sturm in die Stirne des Siegers zu wagen. Auf der Höhe des Janiculus sah er, daß das Schlimmste, was er gefürchtet hatte, geschehen war: das „Haus der vier Winde“, das den Park beherrschte, und alle andern Villen vor dem Tore bis auf das Vascello waren vom Feinde besetzt; es galt also zugleich, dieses zu halten und jene zurückzuerobern; und beides auszuführen, hätte es einer weit größeren Truppenzahl bedurft,

als ihm zu Gebote stand. Masina, der fast gleichzeitig mit Garibaldi zur Stelle war, strahlte vor Zuversicht wie ein Gott aus den Wolken, der die Schlachten der Menschen mit seinem Wink entscheidet; indessen als er sich fragend gegen den General, der eben die Befehle ausgab, wendete, stutzte er über den strengen Ausdruck in dessen Gesichte. „Wir müssen die Corsini zurückerobern und das Vascello halten, sonst ist Rom verloren,“ sagte er ruhig und betraute Sacchi mit der Verteidigung, Masina mit dem ersten Angriff. Dieser versuchte mit ein paar scharfen Blicken sich die Lage klarzumachen, dann sammelte er seine Reiter und einen Teil der Legion, stellte sich an ihre Spitze und ritt galoppierend den etwas ansteigenden Weg zum Palaste hinan. Hinter den Büschen und Bäumen hervor, die den Weg bekränzten, pfiffen Kugeln, das Haus selbst schien in einen nach allen Seiten feuerspeienden vulkanischen Berg verwandelt zu sein: an den Fenstern und auf den Terrassen standen Soldaten, die fast ungestört zielten und schossen. Draußen diente eine steinerne Balustrade, die sich zu beiden Seiten der Villa hinzog, und auf welcher in Töpfen Zierpflanzen standen, Palmen, Hortensien und Tuberosen, vielen Schützen zu bequemem Versteck. Je näher die Angreifenden kamen, desto dichter sausten die Kugeln um sie; in die Tür des Hauses einzutreten, war nicht anders, als wollte man in die Mündung einer geladenen Kanone hineingehen. Vor der breiten Freitreppe angekommen, drehte Masina sich um, rief mit lauter Stimme: „Mir nach!“ und gab seinem Pferd die Sporen, worauf es stolz und prächtig wie ein Pfau die flachen Stufen hinaufstieg. Gegen die Jäger, die aus ihrem Versteck hervorkamen und sich ihm entgegenwarfen, verteidigte er sich eine Weile mit dem Säbel; aber währenddessen trafen ihn mehrere Kugeln so, daß er, augenblicklich tot, auf der Schwelle des Palastes vom Pferde stürzte. Die Legion drang in das Haus und brachte mit der Heftigkeit ihres Angriffs die Besatzung ins Wanken, doch da ihre Zahl zu gering war und Zuzug nicht kam, mußten sie sich wieder zurückziehen, um nicht aus Siegern zu Gefangenen zu werden; nicht einmal der Leichnam Masinas wurde dem Feinde entrissen.

Nachdem der Angriff zurückgeworfen war, ließ Garibaldi ihn durch die Bersaglieri erneuern, die eben anrückten, verspätet, weil ein Befehl Rosellis ihnen erst einen andern Platz angewiesen hatte; er verlief wie der erste. Auf das wiederholte Nachsuchen Garibaldis um mehr Truppen antwortete der Obergeneral, daß er keine entbehren könne, weil auch an der Milvischen Brücke gekämpft werde; so mußte Garibaldi sein Heer opfern. Er hielt am Tore und entsandte die Scharen, die verfügbar waren, gegen die uneinnehmbare Festung; keiner zögerte, keinem graute, sie waren nichts als die Atemzüge der mächtigen Seele, die mit dem verhängten Schicksal rang. Um Mittag schlug eine Flamme aus der Villa Valentini, die auch in den Händen der Franzosen war, wahrscheinlich durch kühne List der Römer entzündet, und Garibaldi wollte die Verwirruug, die infolgedessen unter dem Feinde entstand, zu einem nochmaligen Sturm gegen die Corsini benutzen. Da es sich zeigte, daß die Mehrzahl der Offiziere kampfunfähig waren, Daverio tot, Gaetano Bonnet, Dandolo tot, Marochetti, Mameli und Nino Bixio, Rozzat und viele andre verwundet, stellte Garibaldi selbst sich an

die Spitze des Haufens: sie warfen sich über die gefürchtete Straße mitten in das Haus des Todes, das der entsetzte Feind preisgab, und noch einmal wehte Italiens Fahne vom Turme der Vier Winde, aber sie waren zu wenige, um das erstrittene Gebäude verteidigen zu können, und verließen es, bevor die Uebermacht des Gegners sie ganz vernichtet hätte.

In vielen Kirchen lag das Volk auf den Knien und betete.

Der Mai ist aus, die Sonne tritt auf das Schlachtfeld, um das Heer des Frühlings zu töten. Mit kupfernen Sohlen zertritt sie die Anemonen, die Narzissen und Lilien auf den Wiesen, mit rotdampfendem Atem haucht sie den Flor der Akazie und die Blume der Orange von den Zweigen. Sie saugt mit metallenen Lippen den Saft aus den Adern der Erde, das Gras auf den Hügeln, über die sie schreitet, verdorrt, das Gelock der Bäume ergraut. Die Löwin reckt sich zur Jagd, sie schlägt die Zähne in die Brust der Männer, Wunden springen auf mit roten Kelchen, aus denen schwarzer Nektar fließt. Da entbrennt sie vom Blute des Frühlings und der Freiheit, es trieft aus ihrem donnernden Rachen, von ihrer lodernden Klaue, sie dürstet. Wer gebietet dem rasenden Sterne Halt?

Dein Herz, Garibaldi, ist fest und groß und warm wie die Sonne, du hast das Meer und den Sturm nicht gefürchtet, du streitest um Italien gegen den Himmel. Die Luft dröhnt vom Zorne der ringenden Löwin, die ihre Beute nicht lassen will; satt und müde neigt sich die Unbesiegbare in die Tiefe der Wüste, langsam verbleicht der gelbe Schein ihrer Mähne am Horizonte.

Am Tore Roms steht Garibaldi und wacht. Wenn der Tau der Nacht versiegt ist, wird sie wieder heranschleichen, die Raublüsterne, Tag für Tag, und ihre Feuerzähne in die Brust der Tapferen schlagen, bis das Heer des Frühlings zerrissen ist.

Unsre Sonne warest du, Garibaldi, gegen die Sonne: du stehst fest, während die Sterne rings um dich auf- und untergehen. Du gehst nicht unter, du gehst nicht unter, wir nur versinken; wenn wir uns wieder erheben, werden wir dein Herz von Roms Hügeln strahlen sehen: es liegt wie ein Löwe über dem Grabe Italiens und hält Wache.

Am Nachmittage setzte das Kämpfen aus, weil die Franzosen es aufgaben, das Vascello zu erobern, und Garibaldi keine Mannschaft mehr hatte, um die Corsini anzugreifen. In dem schmalen Schatten der Mauer des Vascello stand mit mehreren Freunden Emilio Dandolo, der noch nicht wußte, daß sein Bruder Enrico gefallen war; beim ersten Angriff verwundet, war er längere Zeit vom Kampfplatz fern gewesen, hatte, zurückgekehrt, ihn gesucht, nach ihm gefragt, ohne Antwort zu erhalten, und versuchte dann sich damit zu beschwichtigen, daß er vielleicht in Gefangenschaft geraten sei. Da nun die Waffenruhe benutzt wurde, Verwundete und Tote in die nächsten Spitäler zu schaffen, und der Leichnam des Enrico jeden Augenblick konnte vorübergetragen werden, gaben sich Manara, Hoffstetter und Ugo Bassi Zeichen, daß man den noch Hoffenden auf das gewisse Schicksal vorbereiten müsse, doch zögerte jeder noch, das Wort auszusprechen. An Hauptmann

David, der gerade zu ihnen trat, richtete Emilio wie an alle, die er antraf, die Frage, ob er Enrico nicht gesehen habe, worauf David, der Bescheid wußte, erst einen unbehaglichen Blick auf die andern warf und dann verneinend den Kopf schüttelte. Er bemerkte, daß Emilio verwundet war, und riet ihm, in die Stadt hinunterzugehen und sich zu Bette zu legen. „Ich versichere Euch,“ sagte er, „daß ich es täte, wenn ich nur die geringste Wunde hätte. Heute kommt keiner davon, am wenigsten einer, der durch Blutverlust entkräftet ist. Ich wundere mich, wenn ich einem von uns begegne, und wenn ich mich selbst antaste und mich noch sinnlich anwesend fühle. ‚Armer Tropf,‘ sage ich zu mir, ‚was suchst du hier? Warum steckst du deine fürwitzige Nase in so gefährliche Konflikte? Du hast lange Beine, aber die Kugeln haben Flügel und dazu den Teufel im Leibe, sie holen dich ein.‘“ Er sprach mit hohler Stimme und tiefstes Mißtrauen ausdrückendem Mienenspiel.

Emilio entgegnete schnell und aufgeregt, dies allgemeine Sterben sei so wenig notwendig, wie es nutzlos sei. Sie würden wie Glas gegen einen Felsen geworfen, an dem sie zerschmettern müßten; ob das Kriegskunst wäre? Nicht einmal Wilde würden in dieser Weise, ohne Plan und Berechnung, die nächste beste Mannschaft zusammenraffen und einem übermächtigen Feinde mitten ins Feuer jagen. An der unüberlegten, ehrgeizigen Tollkühnheit eines Mannes gingen sie alle zu grunde. Hofstetter gab sich Mühe, zu beweisen, daß Garibaldi durch die Umstände zu einem solchen, allerdings verhängnisvollen Verfahren gezwungen gewesen sei, doch Emilio unterbrach ihn ungeduldig und gereizt: er wisse wohl, daß sie ihren Götzen in allem verteidigten und es als eine Annehmlichkeit erachteten, sich für ihn abschlachten zu lassen. Ihm graue vor Garibaldi, er erscheine ihm heute wie jener Feldherr der Vorzeit, den seine Soldaten tot aufs Pferd gebunden hätten, damit die entseelte Hülle noch den Feind besiege; so führe er, ohne Empfindung, durch nichts zu rühren oder abzuschrecken, die warme Jugend in den Tod, der ihm selbst nichts antun könne. „Er weiß, daß wir den Tod weniger fürchten als Sklaverei nnd Schande,“ sagte Manara ernst und würde mehr hinzugefügt haben, wenn ihn nicht die nahe Enthüllung des großen persönlichen Schmerzes beschäftigt hätte. Eben jetzt sah Hofstetter, daß eine Bahre näherkam, neben welcher der junge Morosini herging, woraus er schloß, der darauf läge, müsse Enrico Dandolo sein, drehte sich kurz um und entfernte sich, so schnell er konnte; denn er fürchtete sich vor ergreifenden Auftritten. Emilio sah ihm erschrocken nach, weil er glaubte, er hätte ihn durch seine Reden gekränkt, und zugleich bemächtigte sich seiner schon die Ahnung des Unglücks; er sah die Träger, die einen mit dem dunkelgrünen Mantel der Bersaglieri bedeckten Toten trugen, und Manara, der ihm unter Tränen die beiden Hände entgegenstreckte. Morosini, der neben der Bahre ging und die herabhängende Hand des Toten hielt, schluchzte laut und leidenschaftlich und sah niemand, Emilio ging ihm nach, von Manara und Ugo Bassi begleitet. „Ihr solltet Euch nicht so viel daraus machen,“ sagte Hauptmann David düster zu Dandolo, „da wir alle des Todes sind. Einer geht voran, die andern kommen nach, das ist der ganze Unterschied. Wir speisen am andern Ufer zu Nacht, und jene bestellen einstweilen den Schlaftrunk.“ Indem er mehrmals die Achseln

zuckte und mit einer nachsichtigen Handbewegung das Leben in den Wind zu schlagen schien, trennte er sich von den Leidtragenden.

Nach einer Stunde kam Emilio Dandolo nach San Pancrazio zurück, wo ihm mehrere junge Mailänder, Signoroni, Mancini und Rosagutti, entgegenkamen und ihm teilnehmend die Hand drückten. Die Sonne stand jetzt dicht über dem Janiculus, und die Hitze fing an, nachzulassen; aber den aufs äußerste ermatteten Soldaten kam sie unerträglicher vor als am Tage. Die Offiziere wollten ihre Kameraden aufsuchen, als sie Garibaldi auf sich zukommen sahen, aufrecht im Sattel, das Gesicht grau wie Eisen, der, wie er sie erkannte, rief: „Habt ihr noch ein paar tapfere Leute, mit denen ihr einen Streich wagen könnt? Wir müssen die Corsini wieder haben!" Die Freunde starrten den unbegreiflichen Mann an, für den der Tag endlos und das menschliche Vermögen unerschöpflich zu sein schien, und schwiegen betreten, da sie sich nicht zu sagen trauten, daß sie die Hoffnung für unsinnig hielten, wenige Entkräftete könnten jetzt erreichen, was den frischen Truppen am Morgen nicht gelungen war; auch war ihnen seine Ruhe unheimlich, wie wenn Raserei darin läge. Emilio Dandolo indessen, der stark fieberte, fühlte seiner Stimmung genuggetan und rief übermäßig laut und betont: „Mein General, ich räche meinen Bruder! Folge mir, wer noch Blut zu vergießen hat!" Es fanden sich außer den Offizieren etwa zwanzig Mann, die noch einmal versuchten, durch jähen Anprall den wohlbefestigten Feind zu erschüttern, und von denen weniger als die Hälfte zurückkam; die Offiziere waren sämtlich verwundet, Dandolo hatte infolge des zweiten nicht unerheblichen Blutverlustes und der vorangegangenen Erregung das Bewußtsein verloren.

Die Sonne war untergegangen, der Himmel brannte noch hinter dem Parke, es sah aus, als hingen karminrote Blutstropfen an den Zweigen der schwarzen Eichen. Die Soldaten waren auf ihren Posten und in ihren Quartieren, nur Garibaldi ritt noch hin und wieder und blickte starr nach dem weißen Hause; er schien zu überlegen, ob er nun allein den letzten Sturm versuchen solle. Als endlich Sacchi sich ihm näherte und ihn bat, sich Ruhe zu gönnen, sah er ihn an, wie wenn er aus Träumen zu sich käme, nnd wollte sprechen; statt dessen drang ein brüllender Laut heiser aus seiner Kehle. Sacchi wendete sich ab, weil ihm der Anblick der ohnmächtigen Klage in Garibaldis unzugänglichen Gebieteraugen das Herz zusammenschnürte, und murmelte etwas derart, das Menschenmögliche sei getan, niemand könne Rom wider Roms Willen retten. „Sie haben mich um den Sieg gebracht!" sagte Garibaldi; es klang nicht wie von menschlicher Stimme gesprochen, sondern, wie ein entferntes Rollen einer Sturmflut, die kommen und das Ufer mit allem Leben darauf verschlingen wird. Dann verstummte er und folgte Sacchi in das Vascello, wo er von Manara und Medici ehrerbietig empfangen wurde. Während er etwas Wein und Brot zu sich nahm, das man vor ihn hinstellte, unterhielten sich die Offiziere über den Verlauf des Tages und die erlittenen Verluste, nur Masinas Namen erwähnten sie nicht, da sie wußten, wie teuer er dem General gewesen war. Allmählich besann sich Garibaldi auf seine Umgebung; er warf wieder und wieder zufriedene Blicke auf Sacchi, Manara und Medici, indem er sich

überzeugte, daß sie heil und frisch waren. Es sei die Ehre des Tages, sagte er plötzlich mit fester Stimme, daß das Vascello gehalten sei, er danke den Offizieren und Truppen, die dieses mit unvergleichlicher Ausdauer verteidigt hätten. Als es Nacht wurde, begaben sich Manara und Medici in die Stadt, um ihre verwundeten Freunde aufzusuchen, Sacchi blieb im Vascello, Garibaldi ging wieder ins Freie, um sich über das Vorhaben des Feindes Sicherheit zu verschaffen.

Die Sommernacht überströmte Rom und sog sich wie Balsam in die verbrannte Erde. Die Wege, wo die Schlacht gewütet hatte, glichen einem offenen Grabe; denn viele Verwundete und Tote waren von ihren Verwandten oder Freunden fortgetragen worden, um andre hatte sich niemand bekümmern oder dicht unter den Kugeln des Feindes sie nicht holen können. Die innerhalb der Corsini gefallen waren, wurden ohne Zeichen vom Feinde begraben. Jetzt ging Ugo Bassi allein über das Schlachtfeld, und wo er einen toten Mann liegen sah, kniete er neben ihm nieder, schloß ihm die Augen, legte ihn gerade hin und betete bei ihm. Es war so hell, daß er eines jeden Züge deutlich unterscheiden konnte: einer hatte dichte schwarze Brauen, die wie in äußerster Anstrengung zusammengezogen waren, seine Hand griff noch, er schien auf ein Zeichen zu warten, um aufzuspringen und weiterzukämpfen; ein anderer, fast noch ein Knabe, lag in einem Beete, auf dem rote Pelargonien blühten, und hatte das Gesicht in die lockere Erde gedrückt, wie Kinder, die mit ihrem Kissen im Arme einschlafen; ein andrer hatte geballte Fäuste und starrte gräßlich gegen den schimmernden Himmel. Einer schien sehr alt zu sein, hatte ein Gesicht voll Runzeln und Falten, die immer erneuter Kummer langer Jahre eingegraben haben mochte, und so welke Hände, daß man nicht begriff, wie sie noch eine Waffe hatten regieren können; doch mußte er wild gekämpft haben, denn er hatte viele frische Wunden, und neben ihm lag ein junger Franzose, den er sterbend getötet zu haben schien. Mitten auf einer Wiese stand ein uralter marmorner Altar, auf dessen Wänden kleine rundgliederige Kinder dargestellt waren, die Traubengewinde trugen, zwischen denen tragische Masken standen; dort lagen drei Tote, die sich wohl hinter dem ungenügenden Schutze bis zum äußersten gegen eine Uebermacht verteidigt hatten. Einem von diesen hatte eine Kugel die obere Hälfte des Gesichtes so zerrissen, daß an Stelle der Augen nur eine schwarze, starrende Wunde zu sehen war; offenbar hatte er einen zweiten tödlichen Schuß in die Brust empfangen, als er mit der Hand nach den Augen gefahren war. Der Mund dieses Mannes, den kein Bart verdeckte, war voll und herrlich geschwungen, doch ein wenig wie zum Weinen verzogen, und die ebenmäßigen Zähne waren krampfhaft aufeinander gepreßt; auch seine Beine waren vor Schmerz gekrümmt.

Viele lagen mit nach vorn ausgestreckten Armen auf dem Gesicht, als wären sie im eiligen Laufe gestrauchelt und gestürzt, und Ugo Bassi zitterte, indem er sie umwendete, in der Hoffnung, sie möchten leben; aber diese, Bersaglieri, die beim Rückzuge nach dem zweiten Sturme auf die Corsini am frühen Morgen gefallen waren, waren schon lange kalt. Der Priester

glättete ihnen gelinde die Haare, die oft mit Blut verklebt waren, und zuweilen richtete er sie auf, wenn er sie zurechtlegte, und hielt sie an seine Brust gelehnt, als ob sie wieder anfangen könnten zu atmen, oder damit sie noch einen Augenblick an einem liebevollen Herzen gelegen hätten.

Garibaldi, der von der höchsten Bastion aus nach den Gärten hinüberblickte, erkannte die jünglingshafte Gestalt Ugo Bassis und folgte ihm mit den Augen; er sah, wie er sich niederbeugte, sich wieder aufrichtete, lange stillstand und den Kopf in die Hände zu bücken schien, und diese lautlos zwischen den stillen Baumstämmen gleitende Bewegung machte ihm den Eindruck rinnender Tränen. Er dachte nicht daran aufzustehen, ein Lager aufzusuchen und zu schlafen; er schien im Anblick des Hauses, das seinem Willen geisterhafte Unantastbarkeit entgegensetzte, zu versteinern. Er dachte an die Eingangshalle, an die Figur des Achilles, der den toten Patroklos beklagt, und an ein Bruchstück, das sich seinem Gedächtnis zufällig eingeprägt hatte, einen schönen, großen zermalmenden Fuß in Sandalen, über den der Saum eines faltigen Frauengewandes fiel; er stand jetzt vielleicht in einer Lache Blut. Unter diesen feiernden Gestalten dachte er sich Masina liegen, mit gebrochenen Augen in den Hohn der Sieger starrend.

Garibaldi versuchte sich vorzustellen, daß dieser einzige Tag nicht gewesen und noch gestern wäre, ein mächtiger Herzschlag und ein starker Strom Blut noch im Schwunge der Erde mitklopfte, der jetzt fehlte; da war er so reich gewesen, wie er jetzt arm war. Er saß auf den Mauern Roms einsam wie auf einer wilden Klippe im Raum ohne Anfang und Ende, er konnte sich nicht vorstellen, daß er je wieder ein Pferd besteigen, je wieder eine Schlacht kommandieren würde. Es hätte anders werden können, wenn er die aufgeblähte Tugend der Republik vom Throne gestoßen und gesagt hätte: „Rom ist mein, bis es frei ist." Warum er es nicht getan hatte, wußte er nicht, denn die Ueberlegung, daß er damit sich einzelnen als Italien gegen ganz Italien gestellt hätte, war nicht gewesen, was ihn wirklich hinderte, sondern die fehlende Notwendigkeit in seiner Seele; deshalb zürnte er nicht sich, sondern denen, die seine Macht gebunden hatten. Sie hatten ihn einsam und arm gemacht, indem sie ihn zwangen, sein Heer aufzuopfern; es war von ihm weggeströmt wie das Blut von seinem Herzen. Lange saß er still und ließ die Toten einen nach dem andern vorüberreiten und sich in die mitternächtige Heide verlieren, die Italien in Völkerschlachten hätten befreien sollen; er starrte den Schatten seiner Traurigkeit mit kalten Augen nach.

Wie er an Masina dachte, kam ihm Lust zu weinen; aber den Groll vergaß er allmählich darüber. Weit hinten am Saume der Ebene stand eine Reihe von Pinien, deren regelmäßiges durchsichtiges Geäst so zueinander stand, daß es sich in gleichen Bogen zu berühren schien und man die stillen Bäume für Trümmer einer alten Wasserleitung hätte halten können. Sein Blick blieb auf dieser schönen Linie am Horizonte ruhen, die ihn wie ein sympathischer Ton zu reinen Gedanken stimmte und ihm wohltat. Ein süßes Bewußtsein durchdrang ihn, als ob er denen, die vor Jahren und denen, die vor Stunden gestorben wären, an Leben und Tod ganz gleich wäre, und als wäre es ein kindisches Mißverstehen gewesen, daß er um sie trauerte. Die Müdigkeit, die in ihm war, ging langsam in Schlaf über, doch fühlte

er noch das leise Strömen der Bäume, die Luft und das Mondlicht liebkosend in seinem Körper; als seine Gedanken schon Träume wurden, fiel ihm ein, daß zwischen ihm und den Sternen Weltraum wäre, der nach Tausenden und Millionen gemessen würde, und viele von ihnen vielleicht in dem Augenblick schon erloschen wären, wo sie zu ihm hin wirkten, wie gegenwärtiges Leben, und daß für Blicke von entfernteren Systemen, die unsern Sinnen unzugänglich wären, seine Sterne sich mit ihren Strahlen zu berühren scheinen könnten, wie für seine Augen die Zweige der Pinien die Zweige ihrer Nachbarn in leichten Bogen zu berühren schienen. Dies verstand er als das Bild einer alles ausgleichenden Wirklichkeit. Er fühlte sich in den Mantel der Gottheit, dessen tiefste Schluchten leuchteten, mit allem Verlorenen und allen Erfüllungen aufgenommen.

Nach einem kurzen tiefen Schlaf erwachend, sah er den Mohren Aghiar neben sich an die Mauer gelehnt, der ihn bewachte. Sie suchten zusammen das Strohlager auf, das jener in einem kleinen Hause dem Vascello gegenüber, bereitet hatte, wo er noch einige Stunden, bis der Himmel hell wurde, schlief.

Bald nach Sonnenaufgang ließ Garibaldi den Oberst Manara zu sich auf den Turm der Villa Savorelli rufen, die er zum Hauptquartier bestimmt hatte, weil sie dem Tore am nächsten lag, und wies ihm die Stellungen des Feindes, indem er sagte: „Ich glaubte, sie würden Rom heute erstürmen, indessen arbeiten sie an den Werken zu einer Belagerung.“ Manara sah durch den Feldstecher, den der General ihm reichte und rief erstaunt: „Bei Gott, sie gebärden sich, als ob sie vor Tyrus lägen, da wir doch kaum mehr als die Mauer haben, über die Remus, seinem Bruder zum Hohne hinübersprang.“ — „So huldigt Frankreich dem neuen Italien,“ sagte Garibaldi, fügte aber hinzu, daß man die Ordnung, Zucht und Tüchtigkeit der Franzosen bewundern müsse, ohne sie leider nachahmen zu können. „An Seiltänzern und Akrobaten leiden wir keinen Mangel, aber stehen und gehen können wenige.“

Um die neunte Morgenstunde war die Hitze schon drückend; das Licht lief dick wie Honig über die Mauern der Häuser und Gärten. Von Trastevere her kamen Volkshaufen den Janiculus herauf, die Garibaldi ihres Anhangs versichern wollten, wenn er die Diktatur ergriffe; denn es hatte sich verbreitet, daß die Regierung ihm aus Mißtrauen wegen seiner allzu volksgünstigen Gesinnung die Mittel zu siegen versagt habe, und daß er die Sache Roms nur mit Glück führen könnte, wenn er uneingeschränkt waltete. Garibaldi hatte die Leute kommen sehen, setzte sich aber, als ginge es ihn nichts an, an einen Tisch und fing an zu schreiben und hob den Kopf fast geärgert, als Angelo Brunetti, der die Bewegung leitete, zum ihm eintrat. Auf der braunen Stirn und dem bloßen Halse des Römers standen Schweißtropfen, er sah aus, als ob er stundenlang in der Sonne Holz gehackt oder Korn gemäht hätte, doch frisch und unternehmend. Die Stimmung, sagte er, wäre so gut wie wünschbar, was zur Regierung hielte, wäre unschlüssig und bedenklich, man erwarte nur seine Befehle. Garibaldi zog unmutig die Brauen zusammen: „Es ist zu spät,“ sagte er, „beruhigt die Leute und macht sie auseinander gehen.“ Brunetti stand betroffen und wußte nicht, wie er die

Worte des Generals deuten sollte; wenn das Volk jetzt zurückgewiesen und enttäuscht würde, meinte er, könnte er es so leicht nicht wieder zur Aktion bringen. „Es ist für heute und immer zu spät," sagte Garibaldi; „ich hätte es getan, um zu siegen, nicht um des Titels und der Macht willen. Rom braucht keinen Diktator, um sich ein Weilchen belagern und endlich erstürmen zu lassen." Da er den Eindruck sah, den seine Worte auf Brunetti machten, stand er auf, legte ihm liebevoll die Hand auf die Schulter und sagte: „Verschweige, was ich dir gesagt habe, Brunetti, und vergiß es; die Hoffnung standhafter Herzen ist das Blut, das Italiens Leben fristet." — „Wir werden hoffen," sagte Brunetti, nach einer Pause mit fester Stimme, doch Tränen im Auge. Nachdem er sich vollends gefaßt hatte, fügte er hinzu, da es nun so sei, freue er sich, daß es nicht zum Zwist oder Bruch mit der Regierung gekommen sei; das Volk zu beruhigen, vermöge er aber nicht allein, sie wären nun einmal auf etwas Gewaltsames vorbereitet und würden sich nicht hineinfinden, ohne Sang und Klang wieder an ihr alltägliches Geschäft zu gehen. Garibaldi trat an das Fenster, musterte die Menge, die ihn lärmend begrüßte, und sprach in kurzen Worten ein Lob der Republik und der Einigkeit aus, dann dankte er den Leuten, daß sie gekommen wären, um ihm ihre Kraft zur Verfügung zu stellen, er bedürfe ihrer in der Tat, seine ohnehin überanstrengten Soldaten genügten nicht, um brauchbare Verteidigungswerke herzustellen. Solche mühselige und gefährliche Arbeit erfordere ebenso viel Mut, wie in eine Schlacht zu gehen; sie hätten sich heute um das Vaterland verdient gemacht.

Anstatt des üblichen Beifalls folgte dieser Rede längeres Schweigen; plötzlich sagte einer mit hörbarem Seufzer: „Da haben wir die Diktatur!", worauf ein Gelächter entstand und die meisten sich gutwillig eine Arbeit bei den Verschanzungen anweisen ließen.

Nachdem auf diese Weise die Bewegung unschädlich abgelenkt war, traf ein Brief Mazzinis ein, der Garibaldi ermahnte, den Aufruhr, von dem Gerüchte auf das Kapitol gedrungen waren, nicht zu ermutigen. Garibaldi betrachtete die zierlich unbeugsamen Buchstaben des Genuesen ingrimmig, ballte das Blatt in seiner Hand zusammen und sagte zu Manara, mit dem er allein war: „Er schreibt, ich dürfe ein trübes Gesindel, das jeder Regierung, die Ordnung und Gerechtigkeit handhabe, aufsässig sei und jedem diene, der es von der Last täglicher Pflicht erlöse, nicht würdigen, sich Verteidiger und Retter des Vaterlandes zu nennen. — Ich bin kein Schulmeister, der fragt: bist du ehrlich? bist du aufmerksam? bist du fleißig? ich frage: habt ihr Mut und Waffen? und würde Rom mit Hunden verteidigen, wenn sich Menschen nicht fänden." Manara sagte ernsthaft: „Gestattet, mein General, daß wir und kein anderer diese Hunde seien."

Garibaldi lachte nicht, sondern sah Manara scharf aus zusammengekniffenen Augen an: „Ihr denkt auch wie Mazzini," sagte er forschend, „und doch müßt Ihr gesehen haben, wie Unverstand und Engherzigkeit jener Weisen uns um den Sieg brachten. Unser Traum und Ziel, das Herz unseres Lebens, war ein freies Vaterland; nun fürchten sie mehr, Mazzini zu widersprechen, als Rom und Italien zu verlieren." Manara sagte: „Da Ihr mich fragt, mein General, gestehe ich, daß ich furchtsam

bin, seit ich Mailand, das wir durch einmütiges Opfer erobert hatten, durch unsre Zwietracht verloren gehen sah." Er schwieg bescheiden, und Garibaldi dankte ihm zwar für seine freimütige Erklärung, forderte ihn aber nicht auf, sich weiter auszulassen. Er stieg wieder auf seinen Turm, lehnte sich an die Balustrade und blickte hinübergebeugt in das dicke Blättergrün, aus dem die weißen Mauern der Villa auftauchten; er fühlte sich aller Menschen müde und überflüssig. Er konnte nicht verstehen, daß dieselben, die durch Jahre unter Gefahr ihres Lebens nach Italien getrachtet hatten, ihn, der es machen konnte und wollte, nicht ließen, und zum ersten Male drückte ihn seine Arbeit, die den Preis nicht erreichen würde.

Am heißen Himmel standen dicke weiße Wolken wie geballter Staub um goldene Wagen, in denen vergötterte Helden, der rühmlichen Hantierung froh, sich mit strahlenden Waffen bekämpften. Garibaldi schloß die Augen, von der Mittagsonne umdunstet, und stellte sich vor, daß der Turm der Villa, auf der er stand, ein Felsen im Meere wäre, den das selige Element von den Menschen und ihren Angelegenheiten trennte. Da würde er mit tiefer Lust die Sterne erscheinen und die Einöde des kalten Raumes leuchtend umzirken sehen, wie ein Triumphbogen würde der einsame Heldenlauf und Untergang der Sonne über seinen Tagen stehen. Die wilden Ziegen würden das Gras aus seiner Hand nehmen, die nistenden Meervögel würden sich an seinen Schritt gewöhnen, seine Frau und seine Kinder würden auf den blanken Steinen liegen und die Wellen wie junge Hunde und Hasen über sich wegspringen lassen. Er glaubte die warme Stimme der lieben Frau und das unbändige Aufjauchzen der Kleinen zu hören; ein inniges Wohlbehagen erfüllte ihn ganz. So stand er lange ohne einen Gedanken an die Wirklichkeit, bis die Besatzungen des Valentini und Corsini das Feuer begannen und das schnelle Krachen der Schüsse ihn zurückrief.

Nach dem Essen, das Garibaldi im Lager nahm, während viele Offiziere in die Stadt gingen, kam Mazzini und wurde vom General in einem Zimmer empfangen, wo dieser im Begriff war, dem Sekretär Fumagalli einen Plan zur Verteidigung des Vascello zu diktieren. Gleichzeitig trat ein zigeunerhaft gekleidetes hübsches Mädchen ein, die den Kaffee brachte, schwärmende Blicke auf Garibaldi warf und sich nur zögernd entfernte. Die Herren waren noch beim Kaffeetrinken, als Hauptmann David sich melden ließ mit einem Rapport des Obersten Sacchi, der noch das Vascello kommandierte, ein Anfall der Franzosen sei glücklich abgeschlagen mit geringem Verluste der Seinigen; als sehr lästig mache sich bemerkbar, daß der Weg zwischen dem Vascello und dem Tore, der stark von den feindlichen Kugeln bestrichen werde, keine Deckung habe. Dafür wäre bereits gesorgt, sagte Garibaldi, ein Ingenieur wäre beauftragt, zum Schutze des Verkehrs einen bedeckten Weg herzustellen; übrigens äußerte er seine Zufriedenheit und fügte hinzu: „Ich erwartete etwas Schlimmes, als ich Euch sah, Hauptmann, denn Ihr macht ein Gesicht, als überbrächtet Ihr eine Unglücksnachricht." — „Es ist noch das von gestern," antwortete David erklärend und verzog es langsam und sorgfältig, bis er einen Ausdruck wehmütiger Heiterkeit hervorgebracht hatte. Garibaldi und Mazzini lachten, der letztere herzlich bis zu Tränen. „Es ist wundervoll, inne zu werden," sagte er, als er sich

wieder gesammelt hatte, „daß das Irdische, auch die ernsteste Trübsal, die wie schwere Berge vor uns liegt, ein Stoff ist, den die Strahlen des menschlichen Geistes vollständig durchdringen können, so daß sie plötzlich verschwindet und die Aussicht in das Freie wieder da ist.“ Dann ersuchte Garibaldi den Hauptmann, Sacchi mitzuteilen, daß er in der Frühe des folgenden Tages durch Medici würde abgelöst werden, um selbst den Befehl der Legion und der Studenten, welche den rechten Flügel ausmachten, zu übernehmen, ferner sich über den Zustand einer Wasserleitung zu erkundigen und ihm zu berichten, welche unterhalb des Vascello führen und wennmöglich als Mine benutzt werden sollte, womit sich David entfernte.

Auf Mazzinis Wunsch führte Garibaldi ihn auf den Turm, um ihm einen Überblick über den Schauplatz der Kämpfe zu geben: sie sahen zu Füßen die Rosenpracht des Gartens Savorelli, die wie Wein in einer allzu vollen Schale über die Mauern schwankte, weiterhin die Burg Vascello, gegenüber den Marmorschimmer der Corsini und dahinter die dunkeln Kronen edler Bäume. Eine Schar von Soldaten war in emsiger und augenscheinlich sorgloser Tätigkeit am Bau einiger Barrikaden zwischen dem Vascello und ein paar kleiner, noch von den Römern besetzter Nebengebäude, obwohl sie den Kugeln, die fortwährend flogen, ausgesetzt war. Die Nähe des feindlichen Heeres, die er nun mit Augen sah, erschreckte Mazzini: „Ist keine Hoffnung?“ fragte er flehend. — „Hoffnung muß sein,“ erwiderte Garibaldi, „mehr ist nicht zu sagen.“ Sie sahen wieder schweigend hinunter, wo eilige Bewegung war: Soldaten trugen Körbe mit Schießvorräten in die Häuser, und von Lastwagen, die am Tore hielten, wurden Fässer mit Wasser abgeladen und hierhin und dorthin geschafft. Plötzlich richtete sich Mazzini gerade auf und sagte mit vollem Blick auf Garibaldi: „Du weißt, weshalb ich gekommen bin. Ich bitte dich: verzichte auf eine Macht, die du erzwingen müßtest. Daß du es könntest, daran zweifle ich nicht, aber glaube mir, es würde das Ende der Republik und der Freiheit sein. Rom würde sich selbst zerfleischen und die Feinde könnten unter Hohn die Selbstmörderin begraben; das würde dein Werk sein.“ Garibaldi entgegnete: „Oder das deine, da du mir vorenthältst, was ich brauche, um zu siegen. Denkt ihr, ich sei ein Bonaparte? Was fürchtet ihr von mir? Will ich Herrschaft, um die Republik zu zerstören? Ich will sie schützen!“ — „Das meinst du,“ rief Mazzini, indem er die Augen mit flammender Beschwörung auf Garibaldi richtete: „Die Soldaten, die dich kennen, beten dich an, aber die vielen, die du nicht kennst, mißtrauen dir. Und die dich lieben, wie ich, wissen, daß du wie ein Sturm bist, der hoch dahinbläst, den Menschen unerreichbar und unzugänglich, ein Element, das mit übermenschlicher Arbeit dient, um sich auf einmal zu entfesseln und zu zerstören, was es bauen half. Ja, so bist du, und glaubtest du es selbst nicht, und glaubte es keiner.“ Ferner, sagte er, Garibaldi werde kaum wissen, was für Leute seine Diktatur forderten oder begünstigten: aufgeregte Schreier, romantische Bummler und Komödianten, denen das neue Regiment zu methodisch wäre, vor allem Sklaven, die es wieder nach der Peitsche gelüste; er sprach ihm von Zambianchi, von dessen verbrecherischen Taten er, Garibaldi, gewiß nichts ahne, der sich aber mit seinem Namen decke, um sich

hundertfach verdienter Strafe zu entziehen. Er sprach leise, aber leidenschaftlich, während Garibaldi unerschüttert blieb. „Das Kind zerreißt den Leib seiner Mutter, wenn es ans Licht kommt," sagte er abweisend. „Wir sind nicht wie Gott, daß wir Italien machen könnten, indem wir sagen: es werde Licht. Uns kostet es Blut, edles und unedles." Dem entgegnete Mazzini mit Hoheit: „Wir haben auf unsre Fahne geschrieben ‚Gott und das Volk', und Gott ist Geist, nicht Fleisch und Blut. Woher schöpfen wir das Recht, Tausende zu opfern, alten Besitz und Anspruch zu stürzen, wenn wir nicht besser sind als unsre Gegner waren und gerechtere und glücklichere Reiche gründen?" Ueber Garibaldis schönes Gesicht flog dunkles Feuer: „Zu meinem Hasse brauch ich kein Recht," rief er zornig. „Erwürgen möcht' ich alle mit meinen Händen, die unser Land verachtet und erniedrigt haben, wer mir dazu nützt, ist mir gut, wer mich daran hindert, ist mir schlecht." Hernach setzte er gelassener hinzu: „Wenn der Dorn aus dem Fleisch ist, wird der Körper von selbst gesund und schön werden." In diesem Augenblick entstand auf dem freien Platze vor dem Tore lebhaftes Zusammenlaufen, das augenscheinlich einem Unglücksfalle galt, und es zeigte sich, daß Hauptmann David, als er vom Vascello zum Hauptquartier zurückkehren wollte, von einer Kugel in den Unterleib getroffen und sterbend zusammengebrochen war. Garibaldi ließ den Feldstecher, durch den er hinuntergesehen hatte, mit einer unwilligen Bewegung sinken und sagte: „Der Gang hätte fast fertig sein können, und noch ist nicht damit angefangen. Dem armen David kommt es nicht mehr zugute." Er eilte hinunter an das Tor, um Anordnungen zu treffen, und Mazzini ging ihm nach in den Garten, wo er ihn auf einer halbrunden, von Lorbeergebüsch umrahmten Steinbank erwartete. Als er zurück war, sagte Mazzini: „Wir können uns nicht ganz verstehen, das weiß ich wohl. Laß mich dich dies einzige Mal daran erinnern, was ich dir war, als ich dir zuerst, in Marseille war es, von Italien und unsern großen Schicksalsplänen sprach. Damals nahmest du Rat und Weisungen von mir an. Jetzt bist du ein Mann und ein Held geworden, dennoch folge mir heute noch einmal, um jenes Andenken zu ehren, wenn du es nicht aus Ueberzeugung tun kannst." — „Italien liebe ich doch mehr als dich," sagte Garibaldi mit grollender Stimme. Sie saßen sich schweigend gegenüber, während der Wind, der sich in kleinen Stößen regte, die harten Lorbeerblätter rascheln machte. Der Himmel war über und über grau geworden, die Sonne verschwunden, und in Augenblicken, wo die Luft stillstand, schien es, als ob das einförmige Gewölbe sich langsam tiefer herabsenkte.

Mazzini bedeckte die Augen mit der Hand und sagte schmerzlich: „Sollen wir, von denen Italien Hilfe erwartet, die unsre Feinde schadenfroh belauern, Gegner werden und uns bekämpfen?" Indessen sah Garibaldi mit mächtigem Blick geradeaus und mochte die Klage überhört haben, denn er gab keine Antwort. Nach einer Weile wendete er sich Mazzini zu und sagte ruhig: „Die Bewegung dieses Morgens ist schon beigelegt und wird sich, soviel an mir liegt, nicht erneuern. Ich will Rom nicht gegen Roms Willen erretten. Die Republik hat nichts von mir zu befürchten und wir brauchen keine Worte mehr über diese Sache zu wechseln."

Mazzini reichte ihm in großer Bewegung die Hand, in die Garibaldi kalt und ohne Druck die seine legte; damit trennten sie sich.

Garibaldi ließ Manara rufen und sagte zu ihm: „Wir müssen uns auf eine lange Belagerung einrichten. An Euch habe ich die Bitte, daß Ihr als Haupt meines Stabes, der durch die Verluste des gestrigen Tages aufgelöst ist, in meiner Nähe bleibt. Euer Regiment ist durch Euch mit so gutem Geiste erfüllt, daß auch ein anderer und geringerer als Ihr seid, es führen kann." Manara errötete heftig, erschrocken über die Aussicht, als junger Mann älteren Offizieren im Stabe vorangestellt zu werden, und unfähig, sich in eine Trennung von seinem Regiment hineinzudenken. „Ihr bringt mir ein Opfer, Manara," fuhr Garibaldi fort, „aber ich hätte es nicht gefordert, wenn ich nicht glaubte, daß es der Sache, der wir dienen, zugute käme. Wenn Selbstsucht dabei ist, kommt sie aus dem Herzen, und mit dem Herzen müßt Ihr sie entschuldigen. Wollt Ihr jedoch nicht, soll alles bleiben wie es ist, und dies Gespräch vergessen sein." Manara war ergriffen: „Ich will nichts, als mich der Ehre würdig machen, die Ihr mir antut," sagte er. Jetzt fiel der erste Blitz in einem langen zackigen Sprunge, nnd ein schwerer Donner folgte, aber es regnete nicht. Garibaldi stieg zu Pferde, um Vorkehrungsmaßregeln zu treffen und die Soldaten zur Aufmerksamkeit zu ermuntern, denn er hielt für möglich, daß die Franzosen doch die einbrechende Dunkelheit und das Unwetter zu einem Sturm auf die Stadt benutzen würden.

Gottfried Semper und Wagner in ihrem persönlichen Verhältnis.

Von Manfred Semper in Hamburg.

Im November-Hefte 1905 dieser Zeitschrift hat Herr Heinrich Steinbach unter dem Titel „Neue Urkunden zur Geschichte des Münchner Wagner-Theaters" neben anderem einen Briefwechsel zwischen Friedrich Pecht und Gottfried Semper mitgeteilt.

Diese zu dem einen Teile aus dem Pecht'schen, zu dem andern aus dem Semper'schen Nachlasse entnommenen Briefe stammen aus der Zeit, da Semper mit der Ausführung des großartig gedachten monumentalen Festtheaters in München beauftragt worden war. Sie gewähren einen Einblick in den eigenartigen Verlauf dieser Angelegenheit, deren Abschluß in so kläglichem Mißverhältnisse stand mit dem unvergleichlich großartig einsetzenden und so glänzend scheinenden Anfange. Eine ausführliche, auf Grund des vorliegenden Materials verfaßte Darstellung dieser Vorgänge war zur Zeit des Erscheinens der Steinbach'schen Arbeit bereits in Vorbereitung und dürfte demnächst erscheinen.

Aus den Briefen Pechts spricht das lebhafte und selbstlose Interesse, welches ihn als Münchner und vor allem als Künstler für das Zustandekommen der großartigen Bauidee an und für sich erfüllte, in gleich hohem Maße aber auch das persönliche, welches er für den, zu ihrer Durchführung auserwählten und berufenen, von ihm hochgeschätzten Kunstgenossen hegte. Für diesen mußte es ein nicht genug anzuschlagender Vorteil und eine große Beruhigung sein, an der Stätte seines zukünftigen Wirkens eine ihm freundschaftlich zugetane und zuverlässige, in allen lokalen und persönlichen Fragen ausgezeichnet orientierte Persönlichkeit wie Pecht zu wissen.

Schon während der Periode der ersten Entwicklung der Angelegenheit machten manche, derselben in den Weg tretenden Gegenströmungen sich fühlbar, ohne doch unüberwindlich zu erscheinen. Nicht lange aber währte es, bis die Sonne der Hoffnung für Semper mehr und mehr erbleichen und hinter drohenden Wolken sich verstecken mußte.

In diesen Zeiten der Unsicherheit und der Beunruhigung gewährte es Semper einen großen Trost, seinem Freunde gegenüber Besorgnissen, die sich an ihn herandrängten, Ausdruck geben, dessen Mitteilungen empfangen, seine auf scharfe Beobachtungen begründete und klare Beurteilung der Sachlage und seine wohlgemeinten Ratschläge hören zu können. Um so wertvoller und wichtiger war dies für ihn, als ihm, dem entfernt Wohnenden, ganz in seine Arbeit Vertieften viele der wichtigsten Vorgänge unbekannt blieben oder doch nur entstellt und deshalb doppelt beunruhigend zu seinen Ohren kamen.

Mit dieser, ihm und der Sache erwiesenen, von Semper stets dankbarst anerkannten, tatsächlichen und moralischen Beihilfe im Zusammenhang mit dem wiederholten literarischen Eingreifen hatte Pecht eine Tätigkeit auf sich genommen, welche für sich allein schon genügend ist, um den von ihm in seinen Memoiren gebrauchten Ausdruck vollauf berechtigt erscheinen zu lassen, „er habe sehr lebhaft an der Wagner'schen Angelegenheit teilnehmen müssen".

Ohne Pecht dadurch zu nahe zu treten und ohne seinen Worten Zwang anzutun, kann man sich deshalb füglich darauf beschränken, sie auf die hier angedeutete, der Sache und Semper gebotene Mithilfe zu beziehen, ohne daß es geboten erschiene, sie in dem von Heinrich Steinbach vertretenen Sinne auszulegen, daß nämlich Pecht es gewesen sei, welcher Wagner auf Semper aufmerksam gemacht, ihn als den geeignetsten Mann für die bevorstehende Arbeit empfohlen habe. Unbedingt darf man annehmen, daß Pecht sich gelegentlich mit Wagner über diese Frage unterhalten und dabei seiner Ueberzeugung gemäß dessen Absicht, seinen Freund Semper zu rufen, kräftigst unterstützt habe. So dürfte das von ihm gebrauchte Wort „empfahl" in ungezwungener und sinngemäßer Weise zu erklären sein und es liegt kein Anlaß dazu vor, es in dem buchstäblichen Sinne aufzufassen, als habe Pecht Veranlassung gesehen, Semper bei Wagner ins Gedächtnis zu rufen, ihn ihm zu empfehlen. Im Interesse Wagners selbst möchte man solche Deutung ablehnen, denn wenn man sie als den Tatsachen entsprechend anerkennen müßte, so würde dies auf seine Anhänglichkeit und Verläßlichkeit kein günstiges Licht werfen.

Ein Blick auf die Vorgeschichte der beiden in Frage kommenden Persönlichkeiten wird dies dartun.

Seit einer langen Reihe von Jahren schon hatten Wagner und Semper in den denkbar herzlichsten Beziehungen zu einander gestanden, die tiefer und fester begründet waren als auf einer einfachen, wenn auch ungetrübten Weiterspinnung einer zufälligen Bekanntschaft, eines mehr oder weniger äußerlichen gegenseitigen gesellschaftlichen Wohlgefallens.

Sie wurzelten in jahrelangem gemeinsamen oder doch sich enge berührenden

künstlerischen Zusammenwirken und in der daraus erwachsenen Hochachtung, welche jeder Teil für den anderen empfand, infolge der Erkenntnis und Würdigung seiner geistigen und künstlerischen Bedeutung und Congenialität.

Ungefähr zu gleicher Zeit — zu Anfang der dreißiger Jahre des vergangenen Jahrhunderts — nach Dresden berufen, hatten beide vielfach Gelegenheit, sowohl in ihrer Tätigkeit, wie auch in den geselligen Kreisen Dresdens gemeinsame Berührungspunkte zu finden.

Schon damals entwickelten sich die freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden und ganz besonders mochten diese an Herzlichkeit und an Festigkeit gewonnen haben, seitdem Semper bei Gelegenheit der Erbauung des im Jahre 1869 niedergebrannten Hoftheaters vielfach Anlaß hatte mit den an diesem Institute beschäftigten Beamten und Künstlern — so auch mit Wagner — in nähere, teils amtliche, teils persönliche und kollegialische Beziehungen zu treten. Bei einigen derselben hatten sich diese zu so herzlichen entwickelt, daß sie sogar durch die, eine plötzliche Trennung herbeiführende Katastrophe nicht erschüttert wurden, welche mit dem am 3. Mai 1849 in Dresden ausbrechenden, zu einem achttägigen, erbitterten Straßenkampfe führenden Aufstande eintrat. Ihre Beteiligung an demselben trieb bekanntlich Wagner und Semper in das Exil. Wagner wandte sich nach Zürich und fand dort bei Freunden und Verehrern die herzlichste Aufnahme, Semper gelang es, in London sich eine Stellung zu schaffen, welche es ihm bereits im Jahre 1851 ermöglichte, seine Familie dahin nachkommen zu lassen.

Zahlreiche aus diesen Jahren stammende, in Sempers Nachlaß erhaltene Briefe von Richard Wagner tun dar, wie sie beide, an den in Dresden geknüpften Beziehungen festhaltend, in ununterbrochenem Rapporte geblieben sind. Von diesen Briefen ist es besonders einer, aus welchem der herzliche Ton, in welchem sie miteinander verkehrten, auf das Schönste hervorleuchtet. Gleichsam wie eine Vorahnung kommt in ihm auch der „Ring des Nibelungen", dasjenige Werk schon zur Sprache, welches manche Jahre später zum ersten Anlasse werden sollte einer Erneuerung der Gemeinsamkeit des Strebens nach einem hohen künstlerischen Ziele. Dieser Brief ist aus diesen Gründen von so großem allgemeinem Interesse, daß seine Mitteilung hier gerechtfertigt erscheint und zwar nach seinem ganzen Wortlaute, denn gerade die ganz persönlichen Noten legen Zeugnis ab für die Größe der zwischen den beiden Männern damals bestehenden Herzlichkeit.

Zürich, 24./2. 1853.

Bester Freund!

Sie ersehen, welche Mühe ich mir gab, Ihre Adresse auszukundschaften! Leid thut es mir, daß Sie meinen letzten Brief nicht erhielten: ich theilte Ihnen darin manches mit, was zu wiederholen mir jetzt unmöglich ist. Möge nun die heutige Sendung richtig an Sie gelangen: fast muß ich auch dafür in Sorge sein.

Ich schicke Ihnen meine vollendete Nibelungendichtung, für die Sie ja Interesse bewahrt haben.[1]) Ueber das formelle derselben theile ich Ihnen nichts mit und muß mich damit begnügen, Sie durch den Stoff und dessen dichterische Bildung selbst fesseln zu können. Ist Ihnen denn mein Buch: „Oper und Drama" nicht zu Gesicht gekommen? Auch nicht mein letztes: „Drei Operndichtungen mit einem Vorwort an meine Freunde"?

Dieses Vorwort ist eine sehr ausführliche Mittheilung, die ich doch

---

[1]) Ein sehr schöner, leider verschwundener Band: — Als Manuskript gedruckt „für meine Freunde".

gern auch an Sie gemacht hätte. Das erste Buch ist bei J. J. Weber, das zweite bei Breitkopf & Härtel erschienen. Fällt es Ihnen zu schwer, beides sich zu verschaffen, so theilen Sie mir dieses doch baldigst mit; ich will dann Sorge tragen, daß die Sachen Ihnen zugeschickt werden. Ueberzeugt bin ich, daß es Sie besonders interessieren wird — wie mir Ihre Broschüren (die ich hier leicht bekam) ungemein wichtig waren, wiewohl mir die Anschauung des Bildungsganges der menschlichen Geschlechter, wie sie aus ihnen resultiert, etwas hinderlich und peinlich für meine allerdings etwas radicalere vorkam; doch mögen Sie wohl Recht haben, und die Dinge mögen sich von London aus anders ansehen, als aus meinen einsamen Schweizer Bergen.

Es ist aber natürlich, daß unsereins um sich wohl fühlen zu können, viel überspringt, was Ihnen zu beachten noch nötig erscheint. Doch hat mir — und Herwegh (über den sie durch den fahrenden General Haugk sehr trivial berichtet waren) — unendlich viel Neues aus diesen Ihren Schriften sich aufgethan, für das wir Ihnen großen Dank wissen.

Daß Sie wieder in der Professorenwolle sitzen, hat mich sehr erfreut — aufrichtig, ich war um Sie ganz schon verzweifelt! Mit „jungen Schweizern“ kann ich Ihnen für jetzt nicht dienen: keiner hat sich nach der ersten Meldung wieder blicken lassen; doch will ich gewiß an Werbung denken. —

Mir geht's zur Noth gut: daß das im Grunde erbärmlich ist, versteht nicht jeder! Nächstens werde ich 40 Jahr: Die letzte Periode meines Lebens war ein krampfhafter Kampf der begehrenden Jugend mit dem resigniren sollenden Alter, nie war meine Jugendwuth so groß und bewußt heftig, als jetzt; denn jetzt erst sah ich, was für ein elendes Leben ich hinter mir habe — jetzt — wo ich der Jugend für immer entsagen muß! — Hier lebe ich sehr einsam: meine ganze Existenz beruht auf dem Postverkehr mit Deutschland, wo man jetzt meine Opern giebt und mich ungeheuer berühmt macht! Daß sie meine Opern schlecht geben, weiß ich: daß sie trotzdem Glück machen, verwundert mich; alles das läßt mich aber kalt, und wenn ich ein Interesse dabei nehme, so heißt es: Geld zu bekommen, um mich etwas freier bewegen zu können. Erschwinge ich's, so gehe ich nächsten Winter (zum amusement) nach Paris, und besuche Sie in London.

Mit meiner Gesundheit geht's sehr schlecht: jetzt steh' ich unter beständiger Aufsicht eines Arztes.

Meiner Frau gefällt es hier und es geht ihr ganz gut! Wie behagt es der Ihrigen in London? Fühlen Sie sich jetzt wieder etwas à l'aise?

O, hätten Sie erfahren, was die Dresdener Reaction alles losgelassen hat, um die Aufführung des „Tannhäuser“ dort zu hindern! Und jetzt, da Lüttichau dem zum Trotz daran gehen wollte, meinen Lohengrin einstudiren zu lassen, verbiete ich ihm diese Aufführung: was sagen Sie zu diesem Unsinn? —

Adieu für heute! Lesen Sie in Jesu Christi Namen den „Ring der Nibelungen,“ sagen Sie mir, wie er Ihnen gefällt, und seien Sie und Ihre liebe Frau von mir und der meinigen herzlich gegrüßt!

Ganz der Ihrige Richard Wagner.

Wenige Jahre später war von Seiten der schweizerischen Bundesregierung die Gründung einer eidgenössischen polytechnischen Schule beschlossen und als deren zukünftiger Sitz Zürich bestimmt worden. Für die Stelle eines Professors der Architektur und Vorstandes der Bauschule hatte man Semper ins Auge gefaßt und Wagner hatte es übernommen, die erste vertrauliche Anfrage an Semper zu richten. Dies geschah in dem nachstehenden Briefe vom 14. August 1854, der auch wegen des auf seine Operndichtung bezugnehmenden Schlußsatzes von größter Bedeutung ist.

Zürich, 14/8. 1854.

Lieber Freund!

Soeben frägt man bei mir an, ob Sie an der neu zu errichtenden eidgenössischen Schule die Stelle als Professor der Baukunst annehmen würden? Ich konnte, da Sie in London gut versorgt wären, wenig Hoffnung machen, versprach aber, Ihnen die Anfrage mitzutheilen, wozu mich noch die Versicherung meines Freundes, Regierungsrath Sulzer bestimmte, der mir sagte, daß die Ihnen angetragene Stelle besondere Vortheile böte und außer 4000 Frcs. Gehalt fielen nicht unbedeutende Collegiengelder, vor Allem aber würden Sie dadurch zur obersten Autorität in Bausachen für die ganze Schweiz, was Ihnen Aufträge und Einkünfte von nicht geringer Bedeutung einbringen würde.

Hätte es nun mit Ihrer Londoner Stellung irgend einen geheimen Haken, der Ihnen dieselbe verleide, so zögen Sie am Ende das Schweizer Anerbieten doch in Betracht.

Ich melde Ihnen daher alles — zwar mit wenig Hoffnung — aber mit dem sehr eigensüchtigen Wunsche, daß es Ihnen in London nicht gefiele: Denn Sie hier zu haben, sollte mich ungeheuer freuen.

Ich lebe sehr — arbeitsam: mit der Musik zum Rheingold bin ich fertig. Die Walküre ist angefangen. Ohne Ihre Hülfe kann ich dereinst an keine Aufführung denken.

Schreiben Sie doch ja, damit man auch etwas von Ihnen erfährt.

Ihr

Richard Wagner.

Die mit Semper eingeleitete Unterhandlung führte dahin, daß dieser, wie bekannt, die ihm angebotene Stellung in Zürich annahm und infolge dessen im Jahre 1855 von London dahin übersiedelte.

Nachdem das Schicksal es also gefügt hatte, daß die beiden Freunde wieder an einem und demselben Orte zusammengetroffen waren, so ist es selbstverständlich, daß sie in einen regen Verkehr mit einander traten, sei es in ihrer eigenen Häuslichkeit, sei es bei ihren gemeinsamen Freunden oder in den zu jener Zeit teilweise noch recht originellen Kneipen Zürichs.

Wenn in diesen beiden Briefen Semper von Wagner noch mit Sie angeredet wurde, so begegnen wir in einem kurzen Billett, einer vom 5. Juni 1857 datierten Einladung zum erstenmale dem „du".

Obgleich nur ein ganz äußerliches, allzu oft ganz nichtssagendes Zeichen, so läßt dasselbe doch in diesem Falle mit Bestimmtheit darauf schließen, daß die Beziehungen beider in dieser Zeit häufigeren Verkehrs sich nicht gelockert, sondern enger und herzlicher gestaltet hatten.

Es ist einleuchtend, daß während beide an demselben Orte wohnten, eine

eigentliche Korrespondenz zwischen ihnen nicht stattfand oder doch nur auf gelegentliche Mitteilungen, Einladungen und dergleichen sich beschränkte, die nicht gleich Briefen aufbewahrt zu werden pflegen, so daß also die Erhaltung der soeben erwähnten nur einem glücklichen Zufall zu verdanken sein dürfte.

Es fehlt somit an einem Nachweis dafür, wann das „du" tatsächlich zum erstenmale gebraucht worden sei, wann und bei welcher bestimmten Gelegenheit die Verbrüderung stattgefunden habe. Wir dürfen uns aber ausmalen, daß es der jugendfrische, humorvolle, beiden befreundete Dr. Wille gewesen sei, der bei irgend einem fröhlichen Zusammensein es nicht mehr mit anhören konnte, daß die beiden famosen Kerle, die so viel mit einander durchgemacht hatten und so viel von einander hielten, die er beide so gern hatte, sich noch länger fremd und feierlich mit „Sie" traktierten. So könnte wohl seiner liebenswürdigen Anregung das vertrauliche „du" zwischen den beiden zu verdanken sein. Es ist dies freilich nur eine Kombination, die einzige, die der Verfasser sich erlaubt hat in Erinnerung an die schönen Jahre, wo es ihm, wenn auch fast noch ein Knabe, einigemale vergönnt gewesen war, aus einem bescheidenen Eckchen heraus, bei den Unterhaltungen der drei zugegen zu sein. Der joviale, ihm schon von Heinrich Heine's Schilderung her berühmte Dr. Wille, war es, der seine Aufmerksamkeit besonders gefesselt und seine jugendliche Zuneigung im Sturm erobert hatte.

Gegen die Natur wäre es gewesen, wenn der Verkehr zwischen Wagner und Semper bei der großen Lebhaftigkeit ihrer Temperamente und dem festen Gepräge ihrer künstlerischen und philosophischen Anschauungen immer in Frieden und Süßigkeit verflossen wäre. Oft genug mögen die beiden wohl verschiedene Ansichten verfochten und dabei scharf aneinander geraten sein, aber nicht ohne daß bei der nächsten Gelegenheit der eine der beiden Kampfhähne nicht zu rechter Gemütlichkeit kommen konnte, so lange als der Platz des andern noch leer war.

Später eintretende Verhältnisse ließen die große Verschiedenheit in der äußeren Lebenshaltung der beiden für Semper empfindlicher, drückender werden. Namentlich seit der schweren, jahrelang dauernden Erkrankung seiner Frau lebte Semper in größter Einfachheit und Zurückgezogenheit, seinen geselligen Verkehr auf das äußerste beschränkend und — wer sich der Einsamkeit ergibt, ach der ist bald allein! Trotz alledem ist es aber nie zu einem Risse, zu einer tiefer gehenden Entfremdung zwischen beiden gekommen.

Ungefähr 10 Jahre, nachdem Wagner die Dichtungen seiner Nibelungen vollendet und Semper von Zürich aus zum Geschenk gemacht hatte, veränderte seine Lebenslage sich plötzlich und in fast märchenhafter Weise durch das Eingreifen des jungen, mit Verehrung und Begeisterung ihm zugetanen Königs Ludwig II. Wie durch einen Zauberschlag sah Wagner an dessen Seite aller äußeren beengenden und hemmenden Lebenssorgen sich enthoben, vor sich die Erfüllung seiner kühnsten und stolzesten Wünsche unter den anscheinend unvergleichlichsten und idealsten Umständen. Dem vor einem Jahrzehnte bereits ausgesprochenen Gefühle folgend, daß eine Gestaltung seiner Werke in der ihm vorschwebenden Vollendung für ihn nicht denkbar sei ohne Sempers Mithilfe, wandte er sich an diesen, sobald als die Verwirklichung seiner großartigen, diese Werke betreffenden Pläne nicht mehr in unerreichbarer Ferne vor ihm stand, sondern in greifbare Nähe gerückt zu sein schien.

Deutlich ist dies in dem nachstehend mitgeteilten Briefe vom 13. Dezember 1864 zu erkennen, in welchem er Semper die erste Benachrichtigung von diesem Stande der Angelegenheit gibt zugleich mit der Aufforderung zur Mitwirkung.

Der Brief lautet folgendermaßen:

München, 21 Briennerstraße
13. Dezember 1864.

Lieber Semper!

Der König von Bayern wünscht, daß Du in seinem Auftrage in München ein großes Theater im edelsten Style, zu dem besonderen Zwecke, den ich sofort andeuten will, bauen sollst.

Mein junger Beschützer hegt tief den Glauben an die Wahrhaftigkeit meines Ideals in Betreff eines dramatischen Kunstwerkes, welches sich vom modernen Schauspiele wie von der Oper wesentlich und wichtig unterscheidet. Um verständliche Aufführungen in diesem Style zu erzielen, will er mit mir vollständig von dem Versuche, dieselbe in unser gewöhnliches Theaterrepertoir einzureihen, absehen und beabsichtigt, das Ausnahmsweise solcher Aufführungen schon damit genau zu bezeichnen, daß sie nicht in dem täglich besuchten Operntheater sondern in einem eigens für sie errichteten, nur zu diesem Zwecke bestimmten, besonderen Theater in Zukunft stattfinden sollten.

Zunächst ist dem König die Anregung hierzu aus meinem Vorwort zu dem dramatischen Gedicht „der Ring des Nibelungen" entstanden. Nachdem er mich beauftragt, dieses Werk zur Aufführung im Sommer des Jahres 1867 zu vollenden, glaubte er sich auch verbunden, für die Herstellung des von mir gewünschten Theaters zu sorgen. Neuerdings ist er für diese Idee so enthusiastisch eingenommen worden, daß er mir vorschlug nicht erst ein provisorisches Theater in Holz, sondern sofort das würdig in Stein und edlem Material auszuführende in Auftrag zu geben.

Ich habe ihm hiergegen eingewendet, daß ich nicht die Verantwortung für das Gelingen eines solchen Baues, namentlich in Betreff der problematischen inneren Einrichtung übernehmen könnte, daß ich eine solche Aufgabe nur einem wirklichen Baugenie mit Ruhe zugetheilt wissen würde und als solches einzig Dich lieber Semper bezeichnen könnte. Dies genügte um den König sofort zu dem Auftrag an mich zu bestimmen, Dich zu befragen, ob Du es übernehmen wolltest, ein solches Theater zu bauen.

Hiermit ist mein Auftrag zu Ende. Ich füge für den Fall, daß Du dem Wunsch des Königs von Bayern willfahren willst, die Bemerkung bei, daß es mir vorsichtiger und außerdem zweckmäßiger erscheint für das erste, aber sofort die Konstruktion eines provisorischen Theaters in Holz und etwa Backstein in Angriff zu nehmen. Vor allem wäre mir es lieb, ein solches Theater schon sehr bald in Gebrauch zu erhalten, um in ihm einige prinzipiell besondere Aufführungen meiner bisherigen dramatischen Arbeiten vornehmen zu können. Dann würde es doch auch selbst Dir vielleicht wünschenswert sein, gewisse Probleme zuerst versuchsweise zu lösen, endlich gewännest Du Zeit für die Ausführung des definitiven in edelstem Material auszuführenden Gebäudes, welches dann, dem Sinne seines Gründers gemäß als ein bedeutungs- und lebensvolles Monument der deutschen Nation hinterlassen werden soll.

Nach diesen Mittheilungen habe ich gewiß nicht nöthig, Dich auf die Schönheit und unvergleichliche Ernsthaftigkeit des Verhältnisses und der Person hinzuweisen, zu welchen Du jetzt herangezogen werden sollst.

Nur erlaube mir auf etwas zu deuten, was Dir kürzlich befremdlich erschienen sein mag. Daß die Weigerung des jungen Königs, Dir wie mir den vom Kapitel vorgeschlagenen Maximilians-Orden zu verleihen, nicht auf Geringschätzung Deiner Person bezogen werden kann, ist Dir wohl schon daraus klar geworden, daß die Weigerung auch mich, seinen ausgesprochenen Freund, betraf. Die Erklärung dieses sonderbaren Vorganges muß ich mir für eine spätere Zeit vorbehalten. Für jetzt lasse Dir versichert sein, daß nichts der Innigkeit, Tiefe, Energie und Idealität gleichen kann, mit welcher dieser junge wunderbar begabte König sich dem Edelsten und Erhabensten weiht.

Laß mich bald hören und sei auf das herzlichste gegrüßt von

Deinem treu ergebenen R. W.

Alle diese Vorgänge dürften in ihrem Zusammenhange in der Tat keinen Platz mehr für die Annahme lassen, daß es einer Anregung Pechts bei Wagner bedurft hätte, um diesem Semper wieder in Erinnerung zu bringen oder daß solche Empfehlung für dessen Berufung ausschlaggebend hätte sein können.

In Sempers Papieren befindet sich ein, aus irgend welchem Grunde von ihm beiseite gelegter Anfang des ersten Briefes, den er in dieser Sache an Wagner richtete, der Antwort auf dessen glückverheißende Mitteilung. Auf diesem Blatte befindet sich eine ganz flüchtig hingeworfene Skizze eines Theaters; sie beweist, wie schon, während er mit dem Schreiben dieser Zeilen beschäftigt war, die vor ihm stehende Aufgabe seine Gedanken erfüllte. Dieser Briefanfang lautet:

Hottingen bei Zürich den 16. Dezember 1864.

Lieber Wagner!

Wenn ich zwei Tage vorübergehen ließ, ehe ich zu der Beantwortung Deines bereits seit vorgestern in meinen Händen befindlichen Schreibens schritt, so möge mich dafür die Gemüthserregung, in die ich mich durch dasselbe versetzt fühle, entschuldigen. In Wahrheit ist seitdem mein ganzes Sinnen und Sein durch dessen Inhalt erfüllt und ganz und gar in Anspruch genommen.

Was kann einem strebsamen Künstler erwünschter sein als die Gelegenheit, den hochherzigen Plänen eines für das Wahre und Schöne begeisterten jungen Monarchen seine Dienste zu widmen, zu deren Ausführung nach schwachen Kräften zu wirken. Was gleicht der Auszeichnung und Ehre, die ihm dadurch zu Theil wird, daß die Aufforderung zu so gewichtigem Werke an ihn ergeht aus einer Residenz, die der Ausgangs- und Mittelpunkt . . .

Wagners Wünsche waren, wie aus seinem Briefe hervorgeht, ursprünglich nur auf die Ausführung eines provisorischen Theaterbaues gerichtet gewesen, um in demselben durch Sempers Meisterhand und Erfahrung die angestrebten, bis dahin ihm nur noch unklar vorschwebenden Neuerungen verkörpert zu sehen und sie nach allen Richtungen hin praktisch erproben zu können. Des Königs Begeisterung und Ungestüm vermochte aber nicht mit solchem unscheinbaren Anfange, wenn auch nur zeitweise, sich zufrieden zu geben, sein Wunsch war, daß zu gleicher Zeit mit diesem Provisorium ein monumentales Theater im edelsten Stile für die ausschließliche Aufführung der Werke seines Freundes und mit allen von diesem angestrebten Neuerungen erbaut werden solle.

Am 27. Dezember 1864 traf Semper in München ein. Nachdem er sich vorher mit Wagner über die wichtigsten Fragen hatte verständigen können, wurde er am 29. Dezember von dem König in Audienz empfangen, um demselben Vortrag zu halten. Bei dieser Gelegenheit geschah es, daß er aus dessen Munde den bestimmt ausgesprochenen Auftrag entgegennahm, dem in Aussicht stehenden großen Werke seine künstlerischen Kräfte zu widmen und dasselbe mit aller Beschleunigung seiner Vollendung entgegenzuführen.

Er blieb in München bis zum 3. Januar 1865 und während dieser Tage in steter Verbindung mit Wagner. Im Laufe ihrer Besprechungen fand auch die wichtige Frage eingehende Erwägung, welcher von den verfügbaren Plätzen sich am meisten für den Bau des Festtheaters eignen werde. Auf Grund ihrer Studien und Untersuchungen gelangten sie dabei zu dem vorläufigen Beschlusse, daß der Platz auf dem Gasteigberge, seitwärts von dem Maximilianeum, der für ein so hervorragendes Gebäude gebotene sei, seiner die Stadt dominierenden Lage sowie des Umstandes wegen, daß der Baugrund zum großen Teile bereits königlicher sei und daß deshalb keine allzugroßen Kosten und Umständlichkeiten zu befürchten schienen. Diese Wahl wurde zunächst von ihnen festgehalten und erfuhr, wie aus Wagners späteren Briefen hervorgeht, auch die Billigung Seiner Majestät des Königs.

Nach Zürich zurückgekehrt, wandte Semper sich sofort mit Eifer seiner großen Arbeit, zuerst dem Studium der von Wagner ihm gestellten Probleme zu. Anfänglich mußten sich diese Vorarbeiten in dem Rahmen theoretischer Untersuchungen bewegen, denn es ist einleuchtend, daß er sich, bevor er an eine eigentliche Bearbeitung der Bauentwürfe herantreten konnte, darüber Klarheit verschaffen mußte, wie die geplanten Neuerungen durchzuführen seien, und wie weit sie den angestrebten Erfolg bieten würden, welche Rückwirkungen auf die Gesamtanlage eines Theaters von ihnen ausgehen und welche Anregungen und Motive für dessen künstlerische Ausgestaltung aus ihnen gezogen werden könnten.

Während Semper mit diesen Studien beschäftigt war, empfing er von Wagner die beiden nachfolgenden Briefe vom 12. Januar und vom 15. Februar.

Lieber Semper!

Verzeih, daß ich erst so spät dazu komme, Dir zu schreiben und vor allem auch für Deinen lieben Besuch in so harter Jahreszeit Dir zu danken. Da ich neuerdings wieder in Folge einer längeren mündlichen Unterhaltung vom Könige die bestimmtesten Erklärungen und den Auftrag, Dir davon Meldung zu geben, erhalten, glaubte ich Dir mit einer gewissen Ausführlichkeit schreiben zu müssen, für welche ich einige Tage keine Muße fand. Um nicht länger zu zögern, will ich mich nun heute kurz fassen, um Dich vor allen Dingen zu bitten, die versprochene Skizze nur ja recht schnell zu schicken. Glaube mir, wenn ich Dich versichere, daß die Umstände, unter welchen ein so bedeutender Auftrag für Dich zu Stande kommt, so einfach und unverwickelt sind, daß an der Reinheit und Richtigkeit des Vorhabens nicht gezweifelt werden kann. Laß Dir, ich bitte Dich, nicht die mindeste Grille aufkommen, arbeite, wenn ich bitten darf, rasch, und gehe mit voller Entschiedenheit zu Werke. Es ist zwar dem König vom Verwalter seines Budgets ein gewisser Einwand in Betreff des Kostenpunktes gemacht worden, so daß das früher projektierte provisorische Theater aus geringem Material wieder in Erwägung kam. — Ich habe nun aber sowohl dem Könige, als seinem Cabinet erklärt, daß Du Dich hierauf nicht einlassen könntest, weil Du

zu fürchten habest, zur Ausführung des definitiven Gebäudes dann nicht mehr zu kommen. Alles, was sonst dagegen spricht, habe ich jedenfalls nicht ermangelt, in das rechte Licht zu setzen und jetzt ist nur die Sorge da, der Bau könne zu lange dauern, da der König wünscht, er möge im Spätsommer 1867 schon benutzbar sein. Diese Befürchtung wäre zu widerlegen und jedenfalls — bei einer so wichtigen Sache — würde sich der Zeitpunkt noch fügen müssen. Soviel aber steht nun fest: Das Theater soll als Zierde Münchens sofort in Angriff genommen werden und Du sollst es bauen, auch die ganze Ausführung erhalten. Das Geld wird sich finden — das merke ich schon und — Niemand wird Dir hineinreden, sei dessen versichert. Glaube mir, daß Du hier eben auf ganz einfache Verhältnisse stößest: der König ist König und kennt noch keine Art von Beeinflussung durch Personen oder Umstände, er hält sich mit bewundernswürdiger jugendlicher Energie alles vom Halse, was auf ihn hineinreden könnte oder möchte, schenkt mir ein unbedingtes Vertrauen und — will!

Nun aber sei so gut und laß allerbaldigst etwas von Dir sehen. Ich glaube, es wäre das Beste, wenn Du sofort die vollständigen Pläne in Arbeit nähmest, denn — Du hast es mit einer glühenden Ungeduld zu tun.

Der Platz rechts vom Maximilianeum an der Uferhöhe ist frei und dem König genehm, sobald Du alles ausgearbeitet hast, würde sofort der Kostenüberschlag und der Kontrakt gemacht werden und im Frühjahr könntest Du anfangen lassen, zu bauen. Ich bitte, Dich nun recht präzis über diesen Vorschlag an mich zu äußern, schreib mir ganz wie Du alles willst, was geschehen soll, kurz so, daß der Brief als Grundlage des sofort auszuführenden Geschäftes dienen kann. Ich selbst bin vom Könige gedrängt, daß ich nur, indem ich Dich inständig dränge, seinem Wunsche gerecht werden kann.

Betrachte diesen Brief als offiziell und antworte ihm so.

Von Herzen wünsche ich, daß Du wohl und guter Laune Deine Rückreise zu Stande gebracht haben mögest, ich hoffe in allerkürzester Zeit in voller Thätigkeit Dich wieder bei uns zu sehen.

Von Herzen grüßt Dich Dein ergebener Freund

12. Januar 1865. R. W.

München, 15. Februar 1865.

Bester Freund!

Der König schreibt mir soeben Folgendes:

„Was Sempers Plan hinsichtlich eines provisorischen Theaters im Glaspalaste betrifft, so bin ich vollkommen damit einverstanden, nur brenne ich auch vor Verlangen, Sempers Plan über unser von Ihnen wie von mir gleich ersehntes Festtheater endlich zu schauen.“

Ich bitte Dich nun, sofort hierher die nöthigen Aufträge zu den von Dir gebrauchten Vermessungen usw. zu geben. Pecht hat sich angeboten, Deine Aufträge zu übernehmen und Baurath Neureuther ist bereit die von Dir gewünschten Auskünfte zu geben.

Ich bitte Dich ferner, auf nichts zu hören und zu achten, was Dir von sonst her zukommt. Meine Erfahrungen gehen dahin, diesen hochbegabten jungen Monarchen als tief, hochherzig und fest zu erkennen. In einem Punkte ist er sehr empfindlich, für zu jung und nicht für voll gehalten zu werden. Es würde ihn sehr verstimmen, wenn ich seinen mir gegebenen Aufträgen andere, geschäftlich offizielle zur Seite gegeben verlangte. Da Dir außerdem Staatsrath Pfistermeister die Aufträge zu den befohlenen Plänen wirklich zu ertheilen beauftragt war, und diese Aufträge sich bei Deinem Hiersein persönlich erledigt haben, so bitte ich Dich freundschaftlichst, Dich als vollständig autorisiert zu betrachten und demgemäß vollen Gebrauch vom Königlichen Auftrag zu machen.

Du siehst aus den oben mitgetheilten Zeilen, wonach der Wunsch des Königs steht; ich habe in letzter Zeit tiefe Blicke in diese seltene Natur gethan. Vertraue und — arbeite für uns! — Es wird Dir große Freude machen: Du hast es mit einem königlichen über alle gemeinen Rücksichtnahmen erhabenen Herrn zu thun.

Gieb also die nöthigen Aufträge von Dir aus: den Plan zum großen Festtheater skizziere sobald wie möglich; Alles was Du vorschlägst, soll ausgeführt werden.

Der König ist zu stolz, anders als durch die That auf Verleumdungen und Widersprüche zu antworten. Ist es Dir dienlich, so könntest Du aber — vielleicht durch L., — eine Korrespondenz aus Zürich für die Allgemeine Zeitung veranlassen, in welcher der erneuten Nachfrage des Königs von Bayern nach den bei Dir bestellten Plänen zu dem Festtheater usw. erwähnt würde.

Ich war und bin noch an einer bösen Grippe und ihrem Anhängsel leidend und an das Zimmer gebannt. Hierdurch sowie durch andere Störungen sind die Dir wie mir unliebsamen Verzögerungen entstanden. Laß das mich nicht entgelten! Alles ist in Ordnung, gut und schöner als man es der Welt nur sagen kann. Glaub mir und mach es auch mir leicht, d. h. schick uns bald etwas, der König war mir völlig bös, daß wir so zögerten.

Leb wohl und laß bald von Dir hören!

Von Herzen Dein ergebener

R. W.

Die überschwenglichen, schier schwärmerischen Verkündigungen und Zusicherungen Wagners wurden etwas abgeschwächt durch die neben ihnen in dem letzteren der beiden Briefe gegebenen, wenn auch vorsichtigen Andeutungen über gewisse persönliche Eigenarten des Königs, ganz besonders durch den ausdrücklichen Hinweis auf die Gefahr, welche mit einer Anregung einer geschäftlichen Regelung der durch den königlichen Auftrag für Semper geschaffenen Verhältnisse verbunden sein würde. Für diesen ergab sich daraus die Erkenntnis, daß die für ihn so außerordentlich wichtige, eine Lebensfrage bildende Angelegenheit durchaus nur von den Stimmungen des Königs und von den auf ihn wirkenden Strömungen und Beeinflussungen abhängig war, daß die ganze Sache also einzig und allein von solchen ganz persönlichen und höchst subtilen Faktoren abhing, mit anderen Worten — in der Luft stand. Ein an den König direkt gerichtetes Ersuchen um eine geschäftliche Feststellung wäre als Antwort auf einen in der

gnädigsten Form mündlich erteilten allerhöchsten Auftrag, wenn überhaupt denkbar, allerdings im höchsten Grade taktlos und ungeschickt gewesen, konnte also von Sempers Seite nicht in Frage kommen. Wohl aber hätte solche Regelung von der andern Seite, d. h. durch die Beamten des Königs, die dazu berufen und mit dessen Willensmeinung bekannt waren, unaufgefordert herbeigeführt werden müssen. Es hat sich aber gezeigt, wie die Stellen, welche die zu einer ordnungsmäßigen Klarstellung der Verhältnisse berufenen waren, es verstanden haben, sich dieser Aufgabe mit allen erdenklichen Mitteln und Ausflüchten bis zuletzt zu entziehen.

Wagners ungeduldiges Mahnen und Treiben angesichts zweier verschiedener, gleichzeitig zu bewältigender Aufgaben von so großer Bedeutung konnte auf den ebenso gewissenhaften wie unermüdlichen, seiner künstlerischen Verantwortlichkeit sich voll bewußten und keines äußeren Antreibens bedürfenden Arbeiter nicht anders als beunruhigend und störend wirken. Gefördert werden konnte die Sache dadurch um so weniger, als Semper noch nicht einmal die für eine Lösung der ihm gestellten Aufgaben unentbehrlichsten Unterlagen erhalten hatte, weder die Pläne des sogenannten Glaspalastes, welcher für das provisorische Theater, noch die Terrainaufnahmen des Gasteigberges, welcher für das Festtheater in Aussicht genommen war. Ohne solche Unterlagen war er nicht in der Lage, seine Entwürfe über das erste Stadium bringen, ihnen eine abschließende, den gegebenen Verhältnissen Rechnung tragende Form geben zu können, andererseits war es aber ganz ausgeschlossen, daß er sich diese Unterlagen aus eigener Machtvollkommenheit hätte verschaffen können. Er war darauf angewiesen, sie von München aus, d. h. durch Veranlassung des Königs, des Bestellers der Entwürfe, zu erhalten.

Trotzdem wurde er erst durch Wagner in dessen Brief vom 15. Februar auf die guten Dienste von Pecht und Baurat Neureuther, also doch auf private Gefälligkeit verwiesen an Stelle einer amtlichen Erledigung.

Aus dem diesen Gegenstand behandelnden Briefwechsel mit Pecht[1]) ergibt sich aber, wie auch die Genannten zunächst noch keineswegs in der Lage waren, ohne weiteres das Gewünschte und Notwendige herbeischaffen zu können.

Lieber Freund!

Soeben war Staatsrath Pfistermeister, vom König gesendet, wieder bei mir. Man wünscht, Du möchtest diese Ostern noch einmal nach München kommen, um Dich selbst genau nach dem Dir geeignet dünkenden Bauplatz für das beabsichtigte Festtheater umzusehen und Alles für Deine Arbeiten Nöthige an Ort und Stelle nach Deinem Wunsche einzurichten. Ich habe ihm nun gesagt, er möge selbst den Auftrag des Königs übernehmen und an Dich schreiben, dies hat er denn übernommen und nun wollen wir einmal sehen, was daraus wird.

Die Sache ist so wie Du Dir wohl leicht selbst denken kannst. Der König will und das Cabinet mit der Königin Mutter und verschiedenem anderen Personal dahinter, versuchen ihr Möglichstes ihn davon abzubringen. Noch vor wenigen Tagen glaubte mir Pfistermeister mittheilen zu müssen, der König sei neuerdings entschlossen das Probetheater im Crystallpalast und zwar sogleich ausführen zu lassen, dagegen mit dem definitiven Prachtbau noch zu warten bis mehr Geld da sei. Pecht hatte sich in Betreff der Neureuther'schen Intervention für die Hilfsarbeiten

[1]) Mitgeteilt in: „Neue Urkunden zur Geschichte des vormals in München geplanten Richard Wagner Festspielhauses“ von H. Steinbach, Süddeutsche Monatshefte November 1905.

langweilig gemacht, indem er eine Königliche Autorisation für diese Aufgabe forderte: hiergegen hatte das Cabinet wieder intriguirt. Gestern schreibt mir nun der König wieder und verlangt sehnsüchtig nach Deinen Plänen. Ich sehe, er ist fest — fester und bedeutender als seine Leute noch glauben möchten. Ich erfahre das in vielen anderen Dingen und gestehe Dir, daß ich den jungen Mann für sehr bedeutend und von ganz vorzüglichen Anlagen des Geistes und Charakters halte. Heute, wie gesagt, kam nun Pf. wieder und ich sehe, sie kriegen den König nicht herum. Jedoch übernahm ich nun keine Vermittelung mehr und, wie bereits gemeldet, bestand ich auf fernerem direkten Verkehr zwischen Dir und dem Cabinet.

Du wirst demnach in diesen Tagen die Einladung des Königs, bald wieder hierherzukommen, erhalten, natürlich kann ich mir nicht nehmen, diesem die herzliche Bitte beizufügen, Du möchtest dieser Einladung folgen. Der Gegenstand, um den es sich handelt, ist immerhin ungemein interessant und lohnend. Ich bin gegenwärtig mit der Abfassung eines sehr umfassenden Berichtes über die betreffenden Kunstpläne, in welche auch das Theater eingeschlossen ist, beschäftigt: auch dieser projektierte Theaterbau muß nun allmählich seine wahre Bedeutung erhalten und aus der Rubrik einer bloßen jugendlichen Kunstliebhaberlaune heraustreten. Ich zweifle nicht, daß Alles zu Stande kommen wird und Du bald Freude an der Sache erleben wirst. Komme also bald —

Mit herzlichen Grüßen bin ich Dein stets ergebener

München, 21. März 1865. R. W.

Man kann sich ausmalen, welchen Eindruck Semper empfangen hatte, als Pecht in seinem Berichte über eine Unterredung mit Wagner vom 16. März ihm kurz und bündig die Eröffnung machte, daß er seinen Verpflichtungen bezüglich eines Planes für das Festtheater enthoben sei. Wagner selbst schien einige Tage nach der von Pecht gemeldeten Unterredung in der Sache nicht mehr so schwarz zu sehen, doch konnte auch er nicht umhin, seinen Bedenken über die Einflüsse der Familie und Umgebung des Königs Luft zu machen. Im ganzen ist es unverkennbar, daß auch seine Zuversicht schon merklich nachgelassen hatte, und es ist ein bedeutsames Zeichen, daß er es ablehnte, die Verhandlungen mit Semper selbst weiter zu führen, für die Zukunft auf einen direkten Verkehr des Kabinetts mit diesem bestehend. Das für die nächsten Tage in Aussicht gestellte Schreiben des Kabinetts erfolgte nicht, statt dessen erhielt Semper etwa 3 Wochen später ein Schreiben des Kabinettsekretärs, welches nicht die angekündigte Einladung, nach München zu kommen, enthielt, wohl aber in anderer Beziehung zu vielen und wunderlichen Betrachtungen Anlaß gibt. In diesem Schriftstücke, dem ersten amtlichen, welches Semper in der Angelegenheit zuging, ist nämlich zweierlei bemerkenswert. Erstens, daß der Sekretär des Königs alles bis dahin in der Sache Geschehene ignorierte und als nicht existent behandelte nach dem Satze: „quid non est in actis non est in mundo.“ Es wirkt komisch, wenn Semper, seit Anfang Januar mit der Ausführung eines von S. Maj. dem Könige ihm persönlich erteilten Auftrages beschäftigt und wiederholt dringend um Beschleunigung dieser Arbeiten gebeten, drei Monate später von dem Sekretär des Königs mit harmlosester Miene von den allerhöchsten Absichten und Wünschen in Kenntnis gesetzt und dabei gefragt wird, ob er sich den — in Wirklichkeit schon der Vollendung entgegen gehenden — Arbeiten widmen wolle.

Die andere, nicht weniger seltsame Erscheinung ist die Mitteilung, daß schon vor drei Wochen — also genau zu der von Wagner angekündigten Zeit — ein Schreiben mit der gleichen Anfrage an Semper ergangen, jedoch wie sich schließlich herausgestellt, infolge unrichtiger Adressierung nicht in dessen Hände gelangt sei! Anscheinend aber ist es ebensowenig an das Königliche Kabinett zurückgegangen, ungeachtet dessen, daß dieses ebensosehr durch den Aufdruck auf dem Kuvert, wie durch das amtliche Siegel als ein Absender zu erkennen war, dessen Briefschaften seitens der Post sich doch gewiß ganz besonderer Aufmerksamkeit zu erfreuen pflegen.

Wenn auch Semper in seinem noch unerschütterten Vertrauen auf die Worte des Königs und die Versicherungen seines Freundes Wagner sich nicht ernstlich durch diese Seltsamkeiten beirren ließ, so mußte in ihm doch die Ueberzeugung allmählich Raum gewinnen, daß die Verhältnisse, in die er sich hineingezogen sah, recht weit entfernt seien von der idealen Klarheit und Schönheit, welche Wagner in seinen verschiedenen Schreiben, namentlich in demjenigen vom 12. Januar, für sie in Anspruch genommen hatte. In Sempers hinterlassenen Papieren befindet sich keine Abschrift der an Staatsrat v. Pfistermeister umgehend, d. h. am 11. April gerichteten Antwort, wohl aber des letzteren zweites, auf diese Bezug nehmendes Schreiben vom 27. April. Dasselbe bringt abermals einen neuen Wunsch zum Ausdruck. Während nämlich in dem ersteren Schreiben vom 8. April die Pläne, welche von Semper für das Festtheater erwartet wurden, nach Art und Anzahl ziemlich genau bezeichnet ausdrücklich als Haupt- und Detailpläne charakterisiert sind, in ihrer Gesamtheit also dem längst in Arbeit befindlichen Projekte entsprechen, wird jetzt — 4 Monate nach Beginn dieser Arbeit — gewünscht, daß er sich auf eine Art von Skizze beschränken möge!

Am 10. Mai erfolgte die Zusendung der ersten Pläne für das provisorische Theater an Richard Wagner mit dem in Nachstehendem wiedergegebenen eingehenden Begleitschreiben Sempers.[1])

Hottingen b. Zürich, d. 10. Mai 1865.

Lieber Freund Wagner!

Schon seit mehreren Wochen bewahre ich einige auf Deine Pläne bezüglichen Vorarbeiten bei mir in der Mappe, ohne bis jetzt den rechten Muth gefaßt zu haben, damit herauszutreten, da ich ihre Unzulänglichkeit gar wohl erkenne und zugleich daran denke, wie Dich jetzt Dein Tristan beschäftigen muß.

Deine Vorbeurteilung dieser Skizzen ist durchaus nothwendig ehe dieselben Sr. Majestät dem König vorgelegt werden, auch wünschte ich, daß Du vorher mit Herrn Staatsrath von Pfistermeister über Werth und Ausführbarkeit derselben eingehende Rücksprache nähmest, denn ich fürchte sehr, daß in Beziehung auf letztere, nämlich auf Ausführbarkeit der Pläne, sich gegen dieselbe ernste Bedenken erheben werden, indem es vielen scheinen wird, als werde durch einen Einbau, wie ich ihn projektirte, für längere Zeit dem Publikum der Genuß des großartigen Gesammteindruckes des inneren Palastes entzogen und letzterer seiner Bestimmung entfremdet.

Vielleicht aber lassen sich Mittel finden, diesen Bedenken gleich Anfangs zu begegnen. So z. B. würde ich vorschlagen, daß man für

[1]) Vergl.: Glasenapp S. 84.

die Zeiten von Festfeiern, in denen auf der eingebauten Bühne Vorstellungen gehalten würden, die Entreebillets für den Eintritt in den ganzen Palast am Eingange desselben zu lösen hätte und daß dieser Palast nach wie vor einen ungetrennten einheitlichen Festplatz bilde, worauf dem Publikum in verschiedenartigster Weise Gelegenheit zu höherem Kunst- und Naturgenuß sich biete: als höchste Steigerung das musikalische Drama.

Zu diesem Zwecke wäre dann der Gesammtraum dreitheilig zu gliedern, in der hohen Mittelhalle die Skena mit dem Theatron, rechts und links davon zwei große Festhallen die eine links oder rechts als Versammlungs- und Conversationssaal, als großartiges Foyer für das Gewoge der Menge vor der Vorstellung und in den Zwischenakten, die andere, entgegengesetzt als Banquetsaal. Dort ließen sich unter exotischem Grün umgeben von Werken der bildenden Künste nach der Vorstellung die herrlichsten Soupers veranstalten.

Zur Erklärung meiner Pläne dann noch kürzlich folgendes:

Es sind deren zwei, der erste aus 5 Blättern bestehend, davon jedes mit der Ueberschrift „Projekt A“ versehen ist, wurde mit besonderer Berücksichtigung der Gesammtwirkung des Palastes, deren möglichste Erhaltung mir am Herzen liegt, verfaßt. Nach ihm wird die Einheitlichkeit des Gesammtbaues am wenigsten gestört. Der Einbau soll gerade nur den hohen inneren Raum des Mittelpavillons einnehmen, dessen Höhe für die Erfordernisse der Bühne und des versenkten Orchesters nothwendig ist. Das eigentliche Theatron, d. h. der Zuschauerraum müßte wegen des Orchesters und der Böden unter der Bühne bedeutend überhöht werden. Es ist durch zwei beliebig zu dekorierende große Freitreppen von den beiden Seitenhallen aus zugänglich. Zudem sind die schon vorhandenen Treppen (vier an der Zahl) für die Kommunikation mit dem höheren Boden des Auditoriums und der Bühne sehr bequem gelegen.

Die Einrichtung des Zuschauerraumes ist so einfach, daß sie kaum einer Erklärung bedarf. Er enthält ungefähr 1000 Sitzplätze von bequemer amphitheatralischer Anordnung. Nach antikem (römischem) Gebrauche würde der Hof und die bevorzugteren Zuschauer auf beweglichen Stühlen in der sog. Orchestra, d. h. hier in dem Halbkreise, der das Centrum des Theaters zunächst umgiebt, Platz nehmen. Jedoch habe ich für S. Maj. und die königl. Familie noch eine besondere Loge bestimmt, die wie eine Aedicula mit ihrem Giebel das Gebälke der oberen sich im Bogen um den Saal herumziehenden Säulenhallen hoch überragt. Hinter dieser Loge befinden sich noch Räume zum Aufenthalte für den Hof während der Zwischenakte.

Das Proscenium ist in seiner Einrichtung ein Ergebnis der beiden Vorbedingungen einer Scenenbeleuchtung von Oben und eines versenkten (unsichtbaren) Orchesters. Hieraus erklärt sich die Tiefe des Prosceniums, welche im übrigen auch insofern wohlthuend sein wird, als durch sie die in den gewöhnlichen Theatern zumeist vermißte, so nothwendige Trennung der realen von der Bühnenwelt vermittelt wird. Die Beleuchtung wird

nach den jedesmaligen Erfordernissen der Scenerie beliebig regulirt, indem man das Licht allseitig oder nur von einer Seite oder von der Mitte aus wirken läßt, es konzentrirt oder zerstreut, vermehrt oder dämpft, je nach Umständen. Dabei bemerke ich, daß neben dieser Beleuchtung auch die gewöhnliche von unten, die sogenannte Rampe, beibehalten werden muß. Die Beleuchtungsmittel können nie zu weit gehen, auch steht es ja frei, sie unbenutzt zu lassen, wo sie schaden könnten. Das Licht von der oberen (hohen) Bühnenrampe fällt im Winkel von 45 Grad auf den vorderen Rand der Bühne, zu welchem Zwecke die Vorbühne mehr als die gewöhnliche Tiefe erhalten mußte. Diese größere Tiefe wird aber auch sonst erforderlich, nämlich für den Musikboden. Ich mußte diesen von dem Auditorium etwas ferne halten und versenken, um ihn unsichtbar zu machen. Eine Schwierigkeit stellt sich bei dieser versenkten Lage des Orchesters in der Frage heraus, wie der Kapellmeister zu placieren sei, der einerseits mit der Bühne verkehren, andererseits von seinem Orchester nicht zu weit entfernt sein darf.

Die Ueberhöhung des Zuschauerraumes gestattet die Benutzung der unteren Räume zu Kommunikationen und anderen Zwecken.

Ich bemerke noch zu diesem Projekte, daß ich dabei an plastischen Schmuck des Prosceniums und der das Auditorium umgebenden Säulenhallen gedacht habe, daß die Ausstattung aber auch einfacher durch Dekorationsmalerei bewerkstelligt werden kann, nach der Art wie ich sie im 2. Projekt angedeutet habe.

Dieses letztere unterscheidet sich von dem bereits besprochenen dadurch, daß die Bühne einen von dem Auditorium gänzlich getrennten selbstständigen Bau bildet, nach der Art der alt-griechischen Theater, während das andere mehr nach römischer Weise beide Hauptbestandteile in Eins verbindet. Dabei ist nach diesem zweiten Projekte das Auditorium in einem Halbkreise gebildet und bedeutend umfangreicher, indem es mit seinem äußersten Halbkreise beiderseits über den Bereich des hohen Mittelschiffes hinausgeht. So gewinnt man ungefähr Raum für 1500 Sitzplätze mit Einschluß der oberen Galleriepläße. Die störenden Seitenaussichten an der Bühne vorbei in das Eisengerüst des Glaspalastes werden verhindert durch zwei Theatervorhänge mit gemalter Architektur und Landschaft etwa so wie in der Farbenskizze von mir angedeutet worden ist.

Wie bei dem ersten Plane führen außer den vorhandenen noch zwei besonders zu konstruirende Treppen an den beiden Endflügeln der halbkreisförmigen Pfeilerhalle des Auditoriums auf letztere und zu den oberen Sitzreihen. Die Einrichtung der Vorbühne und des Musikbodens sind fast die gleichen wie diejenigen im ersten Projekt, nur daß die Vorbühne als leichter Bretterbau für nur gemalte Dekoration berechnet ist. Die eigentliche Bühne ist hier beschränkter, wegen des erweiterten Zuschauerraumes. Die Details der Konstruktionen habe ich noch weggelassen, da es sich zuerst noch um den räumlichen Gedanken handelt, der sich, wie ich glaube, in beiden Projekten genügend klar ausspricht. Die Detailausführung würde dann keine Schwierigkeiten bieten, wenn erst über die Idee entschieden ist.

Die Skizzen für das monumentale Theater, das ich mir auf dem erhöhten Ufer der Isar, unweit des Maximilianeum und rechts davon errichtet denke, habe ich vorbereitet. Doch wünsche ich, bevor ich sie fixire, gerne zu wissen was Deine Meinung ist in Betreff der Andeutungen die in den anbei verabfolgten Projekten enthalten sind.

Ich schließe diesen langen Brief mit den herzlichsten Grüßen und Empfehlungen an Staatsrath Pfistermeister, Bülow's und alle theueren Bekannte in München.

Gerne würde ich zu der ersten Vorstellung Deines Tristan hinüberkommen, wäre ich nicht an Ort und Stelle gefesselt.

Dein Freund Gottfried Semper.

Nachdem die so sehnlich erwarteten Pläne des provisorischen Theaters mitsamt dem vorstehenden Schreiben am 10. Mai nach München unter Wagners Adresse abgegangen waren, durfte Semper erwarten, daß sie ohne Verzug dem König vorgelegt werden würden. Aber Woche auf Woche vergingen, ohne daß er von der einen oder von der anderen Seite, sei es von dem Sekretariat des Königs, sei es von Wagner irgend eine Aeußerung, eine für die Weiterführung seiner Arbeit so notwendige Erledigung der mancherlei an diese erste Fassung der Aufgabe sich knüpfenden Fragen erhalten hätte. Diese Schweigsamkeit war für Semper nicht allein hinderlich in seinen Arbeiten, zusammengehalten mit der bis dahin gezeigten ungeduldigen Hast mußte sie ihn in hohem Grade befremden und beunruhigen. Es ist daher höchst wahrscheinlich, daß sein in den Papieren leider nicht mehr vorhandenes Schreiben vom 2. Juli, auf welches Herr v. Pfistermeister in dem seinigen vom 14. Juli Bezug nimmt, diesen Empfindungen Ausdruck verliehen und dadurch den Anlaß dazu gegeben habe, daß nun endlich — 2 volle Monate nach Eintreffen der Pläne in München — eine Rückäußerung erfolgte, die aber weder als ausgiebig, noch als besonders lichtvoll bezeichnet werden kann. Mit einer ganz beiläufigen und nebensächlichen Erwähnung des Empfanges der ganz durchgearbeiteten und für eine ganz bestimmte, im vornherein bestimmt gewesene Stelle — den Kristallpalast — verfaßten Pläne die Mitteilung, nicht ausgeführte Pläne, sondern nur eine Ansichtskizze sei erwünscht und Semper möge einen provisorischen Bauplatz aussuchen! Wagner äußerte sich mit keinem Worte.

Anfang September war Semper wie er sich angemeldet hatte in München. Während seines Aufenthalts in München gelang es ihm, nicht allein über die hauptsächlichsten prinzipiellen Erfordernisse der neuen Anlage sich mit Wagner zu verständigen, sondern auch bezüglich der ungeachtet ihrer Dringlichkeit noch immer nicht erfolgten Terrainaufnahmen die Sachen endlich in Fluß zu bringen, sodaß Baurat Neureuther ihm diese Unterlagen am 1. Oktober zustellen konnte.

Am 20. September, dem Tage seiner Abreise, hatte Semper von Wagner noch einen kurzen herzlichen Abschiedsgruß erhalten, mit welchem dieser ihm die folgenden Worte aus einem am Tage vorher erhaltenen Briefe des Königs mitteilt:

„An Bülows und Semper meine herzlichsten Grüße, ich bitte Sie, sagen Sie Letzterem, wie sehr ich mich auf das plastische Modell des Theaters freue."

Wagner selbst schließt mit den Worten:

„Lebe wohl und behalte schönen Muth für Dein schönes Werk."

Die Ungeduld des Königs, der Semper nun ernstlich an der Arbeit wußte, kannte von nun an keine Grenzen, Semper wurde mit Briefen des königlichen Kabinetts förmlich überschüttet, in denen das Modell die hervorragendste Stelle einnimmt.

Am 6. November gelangte an Semper das nachstehende huldvolle Handschreiben des Königs.

„Hochverehrter Herr.

Unser Freund Richard Wagner übersandte mir in Ihrem Namen Ihr Werk über den Stil.[1]) Es ist mir ein wahres Bedürfnis Ihnen hierfür meinen wärmsten Dank persönlich auszudrücken mit der Versicherung, daß Sie mir, hochgeehrter Herr damit eine wahrhaft große Freude bereitet haben. Ich habe dieses Werk sowohl von Sachverständigen, als auch von Kunstfreunden prüfen und bewundern hören und freue mich sehr darauf es zu lesen.

Ich brenne vor Begierde nach dem plastischen Modelle des von Ihnen zu schaffenden Festbaues, Wagner sprach mir jüngst ausführlich über die von Ihnen in Betreff des Baues gehegten Pläne. — Wie genial gedacht und entworfen! — Sie sind der Einzige auf Erden, dies weiß ich bestimmt, dies seh ich klar, welcher ein so bedeutungsvolles Werk zu erschaffen weiß. So vereinigen sich nun der größte der Architekten und der größte der Dichter und Tonkünstler ihres Jahrhunderts um ein Werk zu vollführen, welches dauern soll bis in die spätesten Zeiten, zum Segen, zum Ruhm der Menschheit! So rufe ich Ihnen nun Heil zu aus ganzer Seele, Gedeihen Ihrem Werke.

Mit den Versicherungen der vollkommensten Hochachtung bleibe ich stets, verehrter Herr

Ihr sehr geneigter

Ludwig."

Hohenschwangau am 6. Nov. 1865.

Während Semper in froher, durch diese Aeußerungen gehobener Zuversichtlichkeit mit Begeisterung an seiner herrlichen Aufgabe arbeitete, bereiteten sich in München die Ereignisse vor, die sich allmählich so zuspitzten, daß S. Maj. der König sich veranlaßt sah, dem Drängen seiner Umgebung und der Mißstimmung der Bevölkerung Rechnung tragend, mit schwerem Herzen den Entschluß zu fassen, seinen Freund zunächst offiziell durch seinen Sekretär und am nächsten Tage, den 7. Dezember 1867, auch brieflich aufzuforden, München und Bayern — zunächst nur für einige Monate — zu verlassen. Am 10. Dezember reiste Wagner von München ab nach der Schweiz, dort fand er an dem Luzerner See durch die Huld seines königlichen Beschützers in dem reizenden Landsitze Triebschen die ungestörteste, durch keine äußeren Sorgen getrübte Muße. Die Ereignisse selbst sind bekannt und die Frage, welche innere Veranlassung sie herbeigeführt, welche persönliche Verschuldungen oder Ungeschicklichkeiten, welche Parteiinteressen dabei mitgewirkt haben, hat schon von den berufensten Seiten Erörterung gefunden.

Seit seiner im Anfang Dezember 1865 vollzogenen Uebersiedelung von München nach Luzern hatte Wagner Semper noch kein Lebenszeichen von sich gegeben, nicht einmal seine Adresse hatte er ihm mitgeteilt und obgleich er während dieser Zeit verschiedene Male in Zürich gewesen war, hatte er es nicht für nötig befunden Semper aufzusuchen oder ihn zu sich zu rufen, ungeachtet der auf dem Spiele stehenden großen gemeinschaftlichen Interessen. Die Beunruhigung die Semper gegenüber alledem empfinden mußte, kommt deutlich in den nachstehenden an Frau Mathilde Wesendonck gerichteten Zeilen zum Ausdruck.

„Hottingen, 28. Mai 1866.

Verehrte Frau Wesendonck!

Sie werden gütigst entschuldigen, wenn ich Sie mit der Bitte behellige, mir die genaue Adresse Richard Wagner's, der wie ich höre in der Umgegend

[1]) Vergl.: Glasenapp S. 124.

Luzern's ein Landhaus bewohnt anzugeben, wenn anders Sie darüber Genaueres wissen als ich.

Wagner ist nun mehrmals hier und in der Nähe gewesen ohne mich aufzusuchen, obschon er weiß, daß ich Angelegentliches mit ihm zu besprechen habe. Ich selbst wagte es nicht ihn hier aufzusuchen, indem ich sein Inkognito respektirte. Auch jetzt würde ich erst nur schriftlich bei ihm anfragen, ob er meine nunmehr fertigen Pläne eines Festtheaters nebst dahin führender Brücke und Straßenanlage zu sehen wünsche und ob überhaupt er von der ganzen Sache noch etwas wissen wolle. Ich weiß in dieser Beziehung nicht woran ich bin, da auch von München aus nichts mehr über die Sache verlautet.

Sie können denken, daß mir, dem Nächstbetheiligten der über ein ganzes Jahr der Sache geopfert hat, daran gelegen sein muß, sie nicht so einfach in Vergessenheit aufgehen zu lassen. — — —"

Es ist nicht mehr festzustellen, ob Semper noch Gelegenheit hatte, Wagner seine Pläne für das monumentale Theater vorzulegen, am 13. Juni meldete er nach München, daß sie zur Absendung bereit seien und bat um weitere Instruktion bezüglich derselben. Darauf hin wurde er am 19. Juni angewiesen die Pläne an das Sekretariat des Königs einzusenden. In demselben Schreiben wurde er auch um möglichste Beschleunigung der Fertigstellung des Modelles ersucht, eine Mahnung, die sich von da an noch öfters wiederholte und den alleinigen Inhalt der weiteren Kabinettsschreiben bis zum Ende des Jahres bildete. Ende Dezember war das Modell endlich fertig und Semper fragte bei Wagner an, ob dieser es noch vor der Absendung in Zürich besichtigen wolle, dieser schreibt ihm darauf aus Triebschen am 28. Dezember:

„Lieber Freund!

Willst Du mir die Freude machen, das Modell noch zurückzuhalten, so muß ich Dich bitten den Termin sogleich bis Neujahr hinauszuschieben etc. etc."

Das Modell wurde zuerst einige Tage lang in einem Saale des eidgenössischen Polytechnikum in Zürich ausgestellt und erregte da allgemeine Bewunderung. Nachdem es in München eingetroffen war, empfing Semper am 8. Januar die folgende telegraphische Einladung dahin zu kommen.[1])

„Seine Majestät der König, sehr erfreut über die Vollendung des Modelles würden großen Wert darauf legen, wenn Sie hierher kommen wollten, um dasselbe aufzustellen und Seiner Majestät vorzuführen. Ich bitte um telegraphische Nachricht, ob Sie diesem Wunsche genügen können.

Lutz."

Am folgenden Tage, am 9. Januar, reiste Semper nach München. Die Tage seines Münchener Aufenthaltes hatten sicher für Semper manche freudige Anregungen, manche gehobene Stunden gebracht, sie waren aber auch die letzten Lichtblicke in dieser Sache, die von nun an allen früheren Verheißungen zum Trotze einem ruhmlosen, armseligen Ende entgegenschlich. Der Wille des jungen Königs zerschellte an dem zähen Widerstande, an der Unaufrichtigkeit desjenigen seiner Beamten, welchen er mit der Durchführung seines Willens, der Einlösung seines königlichen Wortes Semper gegenüber beauftragt hatte.

Um diese Zeit war auch die erste, das persönliche Verhältnis zwischen Semper und Wagner trübende, wenn auch äußerlich bald wieder gehobene Spannung eingetreten. Den äußeren Anlaß dazu gab ein an Wagner gerichtetes Schreiben des ehemaligen Kapellmeisters Röckel, welcher gleich den beiden eben

[1]) Vergl.: Glasenapp S. 323.

genannten an den Mai-Ereignissen 1849 in Dresden beteiligt gewesen war. Dieses Schreiben wurde am 30. Januar 1867 durch Frau v. Bülow im Auftrage Wagners an Semper eingeschickt mit den folgenden begleitenden Worten:

„Hochverehrter und lieber Meister!

Beiliegenden Brief ersucht mich Wagner Ihnen zu übermitteln, da es ihm jetzt geradeswegs unmöglich ist Zeit zu finden Ihnen direkt über das von Röckel behandelte Thema zu schreiben und da er doch annimmt, daß dieses Sie interessirt. — —

Die Mittheilungen, welche Wagner über Ihren Aufenthalt in München erhalten hat sind sehr kärglich gewesen, einzig hat er vom König erfahren, daß dieser vom Modell entzückt ist, gerne hätte er von Ihnen gehört wie Sie mit Ihrer Reise und dem jetzigen Stand der Dinge zufrieden sind. Sie werden aus Röckel's Brief ersehen, daß die unerfreulichsten Redereien ihm über seine großen Pläne stets zuströmen, es wäre ihm wohl lieb gewesen, wenn er von Ihnen einiges Ermunterndes, Hoffnungserweckendes gehört hätte — nach den Mittheilungen des Herrn von Düfflipp ist nun wohl anzunehmen, daß der Bau im Frühjahr begonnen wird. —"

Es lag nahe und war im Grunde genommen nur ein Gebot der Höflichkeit, daß Semper in seiner Antwort auf das lange und geistvolle auch persönliche Fragen berührende Begleitschreiben sich an dessen Schreiberin direkt wandte und ebenso selbstverständlich war es, daß er in dieser Antwort vornehmlich auf den Brief Röckels eintrat, der den Anlaß zu diesem Gedankenaustausch gegeben hatte.

Aus Sempers vom 31. Januar datierten Ausführungen geht zunächst hervor, daß das leider nicht vorliegende Schreiben Röckels denjenigen engbegrenzten Anschauungen und den darin wurzelnden gegen das Projekt auf der Isarhöhe erhobenen Einwendungen Ausdruck gab, welche in den Münchener Bürgerkreisen gang und gäbe, den Beteiligten aber schon seit lange bekannt waren.

Der Umstand, daß Röckels, wohl kaum auf seinen Brief an Wagner beschränkt gebliebene, deshalb wie zu befürchten war, schnell verbreitete Polemik von einem der nächsten Freunde Wagners ausging, konnte nur zu leicht den Anlaß dazu geben, daß sie in dem Sinne gedeutet würde, Wagner selbst habe sich zu dieser Anschauung bekehrt. In diesem Umstande konnte Semper wohl mit Recht die Gefahr einer durch die unberufene Einmischung Röckels herbeigeführten Schwächung ihrer Position erblicken.

Dem gegenüber gab er noch einmal seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß eine durch die St. Anna Vorstadt nach dem Festspielhause führende Straße vermöge der durch sie bewirkten Erschließung des labyrinthischen Gewirres dieser Vorstadt wohl eine natürliche und gesunde Entwickelung Münchens, keinenfalls aber eine Benachteiligung und Verödung anderer Teile der Residenzstadt zur Folge haben werde.[1])

Mit aller Entschiedenheit trat Semper deshalb für die Beibehaltung des Projektes ein — der Erfolg der später an fast derselben Stelle angelegten Prinz-Regentenstraße ist der beste Beweis für die Richtigkeit seines Blickes.

Den Röckelschen Brief hatte Wagner an Semper schicken aber kein Wort seiner eigenen Auffassung über die darin vertretenen Theorien hinzufügen lassen. So vermochte Semper auch nicht zu übersehen ob und wie weit Wagner sich diese etwa bereits selbst zu eigen gemacht habe oder doch durch sie in seinen bisherigen Ueberzeugungen schwankend geworden sei.

---

[1]) Vergleiche hiermit auch Sempers Brief an Pecht vom 2. Febuuar 1867, mitgeteilt in Süddeutsche Monatshefte November 1905.

Für ihn lag es deshalb nahe, in erster Linie den Röckelschen Bedenken entgegenzutreten, durfte er doch auch mit Fug und Recht annehmen, daß Wagner ihm dessen Brief kaum zu einem anderen Zwecke habe zusenden lassen, an Röckel direkt sich zu wenden, dazu fehlte ihm jede Veranlassung. Um so überraschender mußte ihm seine Abkanzelung erscheinen die ihm von Seiten Wagners zu teil wurde. Aus ihrem eigentümlichen, verworrenen, sich überhaspelnden Stile spricht eine so hochgradige, durch die Tatsachen an sich gar nicht gerechtfertigte Gereiztheit, daß die Annahme sich aufdrängt, Wagner sei durch die Röckelschen Auseinandersetzungen doch mehr oder weniger beeinflußt gewesen, so daß er in dieser Stimmung die entschiedene und unwiderlegbar begründete Ablehnung Sempers einem Widerspruch gleich unangenehm empfunden habe.

Nach alledem dürfen wir Semper Glauben schenken, wenn wir auf diesem Briefe seine Randbemerkung lesen:

„Seit dem Empfange dieses Briefes war es mir klar, daß es so kommen würde, wie es gekommen ist."

In ihm waren Empfindungen an die Oberfläche getreten, die mit den bis dahin gezeigten nicht in Einklang zu bringen sind, er ist das erste Symptom für den Eintritt einer verhängnisvollen Wendung der Angelegenheit, die auch in der Tat hier an ihrem toten Punkte angelangt war.

Nachdem durch den Empfang auch des so heiß ersehnten Modelles für das Festspielhaus des Königs brennende Ungeduld Befriedigung gefunden hatte, schien sein anfänglich so hoch über jeden Zweifel erhabenes Interesse für den Bau selbst schnell abzunehmen und wieder in Wechselwirkung damit auch dasjenige Wagners, namentlich seitdem dieser München verlassen hatte und an dieses nicht mehr persönlich gebunden sein Augenmerk nach anderen, zur Verwirklichung seiner Pläne geeigneten Plätzen richten konnte. So trat er in keinem Punkte mehr helfend und fördernd ein, ließ keinen Versuch mehr erkennen seinen allmächtigen Einfluß zu Gunsten des großen gemeinschaftlichen Zieles ins Werk zu setzen.

Die Angelegenheit sank deshalb von der einst durch des Königs persönliches Eingreifen bezeichneten idealen Höhe schnell in die Hände des von Anfang an ihr feindselig gegenüberstehenden Kabinetts hinab und blieb mithin ganz den mit ihrer weiteren Führung beauftragten Hofstellen überlassen. Es war nur natürlich, daß diese aus mancherlei Opportunitätsgründen bald dazu gelangten, ihre Aufgabe fortan mehr in der Hinhaltung und Verschleppung der Sache, als in einer eifrigen und loyalen Förderung derselben zu erkennen.

Nachdem wieder einmal Monate vergangen waren, ohne daß von München oder Luzern irgend eine Aeußerung an Semper gelangt wäre, welche ihn aus seiner Unsicherheit befreit hätte, war für ihn die Sachlage unerträglich, eine Klärung zur absoluten Notwendigkeit geworden.

Auf seinen Wunsch reiste ich deshalb im Laufe des Monat November 1867 nach Zürich, um mich dort mit dem bisherigen Verlaufe der Sache ganz vertraut zu machen, alles erforderliche Material entgegenzunehmen und so ausgerüstet nach München zu fahren und dort die Verhandlungen mit Herrn von Düfflipp aufzunehmen.

Dieselben begannen in den letzten Tagen des November 1867. Sie nahmen, verglichen mit dem bisherigen Gange der Dinge einen überraschend glatten und angenehmen Verlauf und schlossen mit einem für Semper ebenso ehrenvollen wie vorteilhaften preliminarischen Abkommen. Ihm wurde zugesichert, daß er in eine hervorragende Stellung — als Oberbaurat und Intendant aller von der königlichen Civilliste ressortierenden Bauten — nach München berufen werden solle unerwartet der, an sich fest beschlossenen Ausführung des Festspielhauses, dessen

Inangriffnahme unmittelbar nach Beseitigung gewisser, zur Zeit ihr noch im Wege stehender finanzieller und politischer Schwierigkeiten bestimmt erfolgen werde. Sempers Gehalts- und Kompetenz-Verhältnisse, sowie auch der Modus der Honorierung für Ausführung des Festtheaters und andere im Auftrage der Civilliste auszuführender Bauten wurden in allen Einzelheiten genau vorbehältlich der Genehmigung des Königs und der Annahme von Seiten Sempers festgestellt.

Dieses vorläufige Abkommen — dessen Hauptpunkte keineswegs etwa von Semper gestellte Bedingungen, sondern vielmehr von Herrn v. Düfflipp spontan mir entgegengebrachte Propositionen darstellten, sollte in Kraft treten, sobald S. Maj. der König seine endgültige Genehmigung dazu erteilt haben würde. Um diese ohne Zeitverlust zu erlangen, begab sich Herr v. Düfflipp am 20. November an das Hoflager in Hohenschwangau, die nächste Konferenz auf Dienstag den 3. Dezember festsetzend.

In dieser auf dem Büreau des Herrn v. Düfflipp stattfindenden Konferenz eröffnete derselbe mir amtlich, daß S. Maj. unser Abkommen in allen Punkten genehmigt und ihm — Herrn v. Düfflipp — den bestimmten und feststehenden Auftrag erteilt habe, alles weitere sofort einzuleiten. Nachdem in dieser und in der am nächsten Tage stattfindenden Schlußkonferenz alle Einzelheiten nochmals durchberaten und geklärt waren, versicherte mir Herr v. Düfflipp, er werde nun allerhöchstem Auftrage gemäß sofort unsere Abmachungen in offizielle Form bringen und in den allernächsten Tagen meinem Vater einsenden, damit dieser seinerseits seine Annahme in bindender Weise ausspreche, womit dann die Angelegenheit auf das glücklichste zu Ende gebracht sein werde. Er verabschiedete mich, indem er mir mit allerlei schmeichelhaften Wendungen Glück wünschte zu der nach allen Seiten hin befriedigenden Durchführung meiner Mission etc. etc. So süß die Worte klangen, hielt ich es, trotz meiner Jugend doch für zweckmäßig, nicht allzufest auf sie zu bauen, sondern für alle Fälle dem Rechtsanwalt Herrn v. Schauß, bei welchem mein Vater mich bevollmächtigt hatte, vor meiner Abreise einen ausführlichen auf Grund meiner Aufzeichnungen verfaßten Bericht über den Verlauf und die Ergebnisse der Konferenz mit Herrn von Düfflipp zu hinterlassen.

Mein Vater hatte sich bereit erklärt, die von mir ihm eingehend berichteten Anerbietungen Punkt für Punkt anzunehmen, auch Wagner schrieb an ihn darüber, wie über eine absolut feststehende Sache, deren Verwirklichung nur noch von meines Vaters Zustimmung abhänge.

Lieber Freund!

Nur zwei energisch und gut gemeinte Worte.

Nimm an den Verklausulirungen wegen der Ausführung des Baues keinen Grund, die Berufung nach München von Dir zu weisen.

Was uns betrifft ist dort Alles jung und die Aelteren zaghaft, d. h. ängstlich in den Zusagen. Es kann für den Augenblick nicht anders sein, weil wir der Geistvollen eben zu wenig sind: deshalb verstärke Du uns, so werden wir mehr und sind endlich genug. Ich kann nun nicht anders mehr, als mich durchaus auf den König verlassen: er wird immer fester und endlich setzt man doch alles durch! Also schlag' ein! Nimm an!

Bis etwa 22. bleibe ich hier, ganz allein.

Es wäre schön, wenn Du mich besuchtest. Meld es mir.

Von Herzen der Deinige

R. W.

So durfte endlich in der Tat alles klar und über jeden Zweifel erhaben erscheinen. Die Zusicherungen des Herrn Staatsrats v. Düfflipp waren bündig und unzweideutig. Wagner selbst mußte, wie aus dem vorstehenden Schreiben

sich ergibt, von München direkte Nachrichten über den Verlauf der dort gepflogenen Verhandlungen und davon erhalten haben, daß alles nur von Sempers Annahme der ihm gemachten Anerbieten abhänge. Um so unbegreiflicher schien es, als wieder Woche auf Woche verstrichen, ohne die versprochenen abschließenden Ausfertigungen zu bringen.

Um jeden auch nur scheinbaren Grund zu Empfindlichkeiten zu vermeiden, verzichtete Semper darauf eine direkte Anfrage und Mahnung an das königliche Kabinett zu richten und zog es vor, sich zunächst noch an die, wie er wußte in jeder Hinsicht wohl informierte Frau v. Bülow mit dem Ersuchen zu wenden, ihm wenn möglich Aufklärung über diese auffallende Erscheinung zu geben, die beunruhigend wurde und begründete Zweifel an die Aufrichtigkeit der handelnden Persönlichkeiten wecken mußte. Am 31. Dezember 1867 antwortete Frau v. Bülow, daß sie Herrn v. Düfflipp habe zu sich kommen lassen, und daß dieser ihr versichert habe, er vermöchte nicht zu begreifen, daß sein am 8. Dezember verfaßtes, mit eigenen Händen in den Postkasten geworfenes Schreiben nicht an Semper gelangt sein sollte. Dies sei das erste Kabinettsschreiben, welches auf der Post verloren gegangen sei! — Herr v. Düfflipp hatte offenbar noch keinen Anlaß gesehen, die Vorakten zu studieren, dort würde er gefunden haben, daß dasselbe Wunder sich in demselben engen Kreise schon einmal vollzogen hatte. — Wie dem auch sei, es bleibe natürlich bei den vom Könige genehmigten und befohlenen Abkommen und ihm läge nun ob, ein Duplikat des verloren gegangenen Schriftstückes auszufertigen, und dies sofort an Semper abzuschicken, was in den ersten Tagen des Januar geschehen würde.

Mit diesen armseligen, auf dem, zum zweiten Male auftretenden Märchen von dem verloren gegangenen Kabinettsschreiben aufgebauten Ausreden und Versprechungen mußte Semper sich wieder trösten lassen und abermals verging der halbe Monat Januar, ohne daß sich auch von diesen Versprechungen irgend etwas erfüllte, wenngleich sie jetzt sogar auch Frau v. Bülow gegenüber wiederholt worden waren. Für Semper hatte sich die Sachlage seit kurzem sehr wesentlich verändert. Von Wien aus waren Verhandlungen mit ihm eingeleitet worden, die in ihrer Folge zu seiner Berufung dahin führten. Also nicht allein die Erkenntnis, daß man in München ein unwürdiges Spiel mit ihm treibe, sondern auch die Notwendigkeit nach anderer Seite hin einen Entschluß fassen zu müssen, drängten ihn dazu eine Entscheidung herbeizuführen, sich volle Klarheit zu verschaffen. Ein sehr begreiflicher Widerwille hielt ihn davon zurück sich noch weiter mit Herrn v. Düfflipp persönlich einzulassen, ehe er aber dazu schritt seinen Anwalt zu bestimmtem Vorgehen zu veranlassen, entschloß er sich, noch einmal an Frau v. Bülow sich zu wenden.

Auf dieses uns nicht vorliegende Schreiben antwortet letztere am 19. Jan. 1868 in einem sehr eingehenden Briefe. Sie schreibt, daß sie seinen Unmut nur zu sehr nachfühlen könne, den Inhalt seines Schreibens habe sie sofort Allerhöchsten Ortes mitgeteilt und infolgedessen sei v. Düfflipp zu ihr gesandt worden. Dieser habe dabei beharrt am 8. Dezember das verloren gegangene Kabinettsschreiben abgeschickt zu haben. Daß er ein Duplikat desselben nicht, wie versprochen, anfangs Januar habe abgehen lassen, erklärte er — ungefähr am 19. Januar — mit einer sehr langen Geschichte.

Auf der Neujahrscour sei alles auf ihn damit eingestürmt, daß es seine patriotische Pflicht sei den König von der Berufung Sempers abzuhalten, er dürfe ihn nicht willenlos (?) einer Partei zu Liebe mit dem gesamten Volke sich verfeinden lassen. Pflichtgemäß habe er dem Könige hierüber referiert und auf Grund seines Vortrages den Befehl erhalten, das Berufungsschreiben nicht abgehen, sondern — die Sache bis auf Weiteres auf sich beruhen zu lassen.

Frau v. Bülow teilte noch mit, daß der König die weiteren Beratungen in der Sache ihr und Herrn v. Düfflipp übergeben und daß sie auf Grund dessen zunächst in Letzteren gedrungen habe, endlich ungesäumtest an Semper zu schreiben und ihm die Sachlage auseinanderzusetzen. Es ist anzunehmen, daß ohne diese energische Intervention Herr v. Düfflipp sich noch lange nicht bewogen gesehen haben dürfte, den einfachsten Pflichten geschäftlicher und persönlicher Höflichkeit nachzukommen oder auch nur sein mehrfach gegebenes Wort einzulösen.

Man vergegenwärtige sich die Sachlage.

In den ersten Tagen des Dezember 1867 genehmigt Seine Majestät der König die von seinem Kabinettsrat mit dem Vertreter Sempers festgestellten Einzelheiten betreffs dessen Berufung etc. und beauftragt ersteren, sofort die bindenden Schritte hierfür zu tun.

Dies geschieht angeblich in einem Schreiben, welches am 8. Dezember zur Post gegeben, auf dem Wege von München nach Zürich, trotz seiner äußeren Kenntlichkeit als von dem königl. Kabinett herrührend, spurlos verloren geht, d. h. ebenso wie bereits ein früheres, weder an den Adressaten noch auch — trotz seines amtlichen Siegels 2c. — zurück an den Absender gelangt.

Das Duplikat wird zugesichert, kann aber nicht erfolgen aus dem Grunde, weil S. M. der König infolge eines ihm hinterbrachten, am 1. Januar laut gewordenen, übrigens ihm schon längst bekannten Hofklatsches Allerhöchst Seine letzten Bestimmungen kurzer Hand wieder umstoßend, dem mit der Ausführung derselben beauftragt gewesenen Kabinettsrat entsprechende Gegenbefehle erteilt, alle Verpflichtungen gegenüber Semper mit einem Machtworte ad calendas graecas verschiebend.

Jenem Beamten aber erschien es hiernach nicht einmal mehr erforderlich, diesen von der dadurch herbeigeführten entscheidenden Wandlung in der Sachlage zu unterrichten.

Dem Drängen der seltsamer Weise zur weiteren Führung der Angelegenheit ihm coordinierten Frau v. Bülow nachgebend, entschloß sich Herr v. Düfflipp endlich dazu — am 25. Januar 1868 — an Semper zu schreiben.

Außer einer schülerhaften Detailmalerei aller der die Absendung des angeblich verlorenen Kabinettsschreibens begleitenden Nebenumstände — des Feiertages wegen hatte der Bureaudiener das Bureau schon um 6 Uhr abends verlassen dürfen, infolge dessen hatte Herr v. Düfflipp das bewußte Schreiben selbst zur Post gebracht und dort zwischen 8 und 9 Uhr abends eigenhändig in den Postkasten geworfen, — außer einer fast wortgetreuen Wiederholung der schon an Frau v. Bülow gemachten und von dieser an Semper berichteten Erzählung von den Vorgängen bei und nach dem Neujahrsempfange, außer der sehr weitschweifigen Schilderung der finanziellen Schwierigkeiten und Bedenken enthielt dieses wirklich traurige Aktenstück nichts als eine Menge süßlicher, schmeichlerischer Phrasen, Entschuldigungen, Ergebenheitsbeteuerungen und Vertröstungen auf eine zweifellose, wenn auch in aschgraue Ferne gerückte Verwirklichung der Hoffnungen und Verheißungen. Jedes feste, männliche Wort, sei es eine, die Situation klärende Absage, sei es ein Vorschlag oder ein Anerbieten, welche anzunehmen, abzulehnen, oder wenigstens zu diskutieren gewesen wären, waren auch jetzt wieder mit Aalesglätte vermieden.

Dem Gefühl, welches Semper beim Lesen dieses überlangen nichtssagenden Schreibens erfüllte, gab er in einem an mich gerichteten Briefe vom 28. Februar den folgenden, nur zu sehr berechtigten und psychologisch verständlichen Ausdruck:

> „Niederträchtig ist die Lüge von dem in den Briefkasten gesteckten und verlorenen Kabinettsschreiben, der ganze Handel ist niederträchtig! Ich bin auch degoutiert und hege keine Hoffnung mehr — selbst nicht auf Bezahlung!“

Seit jener kurzen Notiz vom 7. Dezember hatte Semper von Wagner selbst nichts mehr gehört, obgleich diesem bekannt war, daß Semper bereit sei, die angetragene Stellung anzunehmen und obgleich ihm sicherlich auch von der ganzen weiteren Behandlung der Sache Kenntnis geworden war, hatte er doch an Frau v. Bülow, anscheinend Ende Dezember, geschrieben: „Semper wird annehmen, man muß nur dafür sorgen, daß er etwas anzunehmen habe — er hat noch gar kein offizielles Schreiben erhalten.“ So fühlte Semper im Augenblicke der wichtigsten Entscheidung auch von dem sich verlassen, der ihn vor dieselbe gestellt, der alle die großen Erwartungen und Hoffnungen in ihm geweckt hatte, er sah diese und mit ihnen die Früchte jahrelanger angestrengter und hingebender Arbeit in Dunst und Nebel zerfließen, absichtliche Rücksichtslosigkeiten an die Stelle der einst verheißenen idealen persönlichen Beziehungen treten. Unbegreifliche und geradezu sträfliche Vertrauensseligkeit wäre es gewesen, wenn Semper angesichts alles dessen noch länger auf eine loyale Behandlung der Angelegenheit hätte hoffen wollen. Zunächst konnte ein weiterer unmittelbarer schriftlicher Verkehr mit dem betreffenden Hofbeamten für ihn nicht mehr in Frage kommen. Er würdigte dessen Schreiben deshalb auch keiner Antwort, sondern übergab die weitere Wahrung seiner Interessen seinem Sachwalter, Herrn v. Schauß, jedoch nicht ohne diesem dabei ausdrücklich ans Herz zu legen durch sein Vorgehen Wagners Stellung in keiner Weise zu gefährden oder ihn zu beunruhigen, bei allen seinen Schritten vielmehr stets auf die zwischen ihnen bestehenden freundschaftlichen Beziehungen Bedacht zu nehmen.

Die Ueberreichung der Rechnung war aber in korrektester Form an die königliche Kabinettskasse, also an die dafür zuständige Stelle erfolgt auf Grund eines schon früher zu den Akten gegebenen und anerkannten Berechnungsmodus. Nur in gewaltsamster Weise kann in diesen Schritt etwas „den König Bedrohendes und deshalb tief Verletzendes“ gelegt werden, es sei denn, daß die Tatsache eines Honoraranspruches an sich schon als verletzend erkannt werden müsse. Diese hätte füglich auch dadurch erspart werden können, daß die selbstverständliche Honorierung Sempers von der anderen Seite angeregt und bewirkt worden wäre. Die Zeit, da die Aussichten auf Sempers Berufung und auf die Ausführung des Baues den Eingeweihten geschwunden oder doch in nebelhafte Ferne gerückt waren, wäre hierzu die durchaus geeignete gewesen. Aber nichts der Art war geschehen und wie lange hätte Semper auf ein „Gnadengeschenk“ wohl noch warten können, wenn er sich nicht gemeldet hätte?

Nach Eingang der Liquidation begann von Seiten der Kabinettskasse ein endloses, kleinliches, vielfach für Semper absichtlich verletzendes Feilschen und Hinziehen.

Endlich, am 20. Januar 1869, also volle 10 Monate nach Ueberreichung der Rechnung erfolgte deren Auszahlung und damit war für Semper diese schmerzliche Episode abgeschlossen.

Nicht ganz, denn einige Monate später am 24. April erhielt er von Wagner noch einen Brief, von so seltsamem Inhalte, daß die auf ihm befindliche Aufschrift von Sempers Hand gerechtfertigt erscheinen muß:

„Diesen Brief, aus dem ich nicht klug werden konnte, ließ ich unbeantwortet.“

In demselben ist sehr viel von feindselig gesinnten Menschen, von Intriguen und Machenschaften die Rede. Auch der von Semper, dem durch die feindliche Partei Verratenen, bestellten advokatischen Bedrohung des Königs geschieht hier zum ersten Male Erwähnung, ohne welche Bedrohung, — nach der Versicherung des so bewährten und glaubwürdigen Herrn v. Düfflipp — der Regulierung der Semperschen Ansprüche nichts im Wege gestanden haben würde.

Der Brief schließt mit den orakelhaften Worten:

„Mit einem Blicke mußte ich Alles übersehen und das bittere Gefühl Deines Mißtrauens in mich verschwamm als ohnmächtig bei der Erkenntnis des vollständigen Gelingens einer, nach genauem Ermessen des Charakters der im Spiel begriffenen Personen, mit großer Sicherheit angelegten Intrigue.

Der König hat von mir den Hergang der Intrigue genau und unumwunden vernommen. Einigermaßen beschämte es mich von ihm zu hören, daß er doch unmöglich einem Manne vertrauen könne, der mich bei dieser Gelegenheit mit solchem Mißtrauen behandelt habe. Ich schwieg und erkannte wohl, daß man endlich auch diese Wendung im Urtheil des Königs benutzt hatte, um ihn gegen Dich einzunehmen."

Die verwickelten und ermüdenden Schilderungen der Machenschaften und Intriguen waren wohl schon für Semper unverständlich und auch — ohne Interesse und können hier beiseite gelassen werden. Gleichviel von woher und mit welchem Endziel diese Intriguen auch gesponnen sein mochten, für Semper hatten sie alle denselben Effekt gehabt, nämlich den, ihn in die wenig beneidenswerte Lage zwischen Hammer und Amboß zu drängen, mit einem Worte, sein Los und sein Lohn waren es gewesen, der Spielball und das Opfer dieser Intriguen zu sein.

Sempers Beruf oder Ehrgeiz war es nie gewesen, persönlicher Vertrauter des Königs zu werden. Von diesem war er zu großen künstlerischen Aufgaben berufen worden, weil von ihm erwartet wurde, daß er dieselben besser als andere lösen werde. Diesen Arbeiten hat er sich mit allem Eifer und glänzendem Erfolge hingegeben, das in seine künstlerische Befähigung gesetzte Vertrauen — und nur von einem solchen konnte füglich die Rede sein — rechtfertigend, wie er es auch fernerhin bei der Verwirklichung der Pläne gerechtfertigt haben würde. —

Dies alles war aber ganz unabhängig von seinen persönlichen Beziehungen zu Wagner, die er überdies, es sei hier ausdrücklich wiederholt, seinerseits nie angetastet hatte.

Wenn der beklagenswerte Verlauf der Ereignisse auch vorübergehend eine gewisse Spannung zwischen Semper und Wagner zur Folge haben mußte, so war diese, wie wir sehen werden, nicht tiefgehend genug, um als eine dauernde Entfremdung zwischen beide treten zu können.

Wir dürfen glauben, daß einer liebenswürdigen Vermittelung Lenbachs die erste Annäherung in irgend einer Form bei irgend welcher Gelegenheit zu danken und daß für Wagner sowohl wie für Semper, nachdem das Eis gebrochen, es ein Bedürfnis gewesen sei, alles, was sich zwischen sie gedrängt hatte, zu begraben und zu vergessen.

Das Bayreuther Festspielhaus entstand, wenngleich unter Zugrundelegung seiner für das große Festtheater in München gemachten Studien und Pläne, so doch ohne daß Semper, sei es direkt und persönlich oder indirekt dazu mitgewirkt habe oder befragt worden sei, aber auch ohne daß er dies als eine Kränkung, als einen Mangel an Rücksichtnahme empfunden und sich jemals in diesem Sinne ausgesprochen hätte. Die in München gemachten bitteren Erfahrungen hatten den alternden Mann jedoch tief erschüttert und lasteten schwer auf ihm, so mag er froh gewesen sein, nicht noch einmal in denselben Zauberkreis gezogen zu werden, denselben Gefahren noch einmal sich ausgesetzt sehen zu müssen, hatte er doch in Wien glänzende Aufgaben und auch Schwierigkeiten aller Art schon mehr als genügend gefunden.

Dank der Vornehmheit seiner Gesinnungsweise blieb er ferne davon dem Bayreuther Unternehmen gegenüber sich grollend zu verhalten. Seine Anteilnahme an demselben war und blieb die wärmste, auf das lebhafteste interessierte

ihn begreiflicherweise auch die Frage, welche Resultate die bei dem Festspielhause zum ersten Male durchgeführten technischen Neuerungen bieten würden. Deshalb scheute der damals bereits 72jährige nicht davor zurück, im Winter 1875 die weite Reise von Wien nach Bayreuth zu unternehmen zu einer am 11. November dort stattfindenden Generalprobe. Im August des nächsten Jahres machte er dieselbe Reise nochmals infolge einer, auf Veranlassung von Richard Wagner durch den Verwaltungsrat der Bühnenfestspiele an ihn ergangenen Einladung: „Der ersten Aufführung des Dramen-Cyclus: „Der Ring des Nibelungen" am 13., 14., 15. und 16. August als Ehrenpatron beizuwohnen."

Während seines Aufenthaltes in Bayreuth hatte er mit Frau Cosima Wagner Verabredungen getroffen wegen einer von Wagner gewünschten Erinnerungsmedaille, zu deren Beschaffung er seiner liebenswürdigen Wirtin zur Hand zu gehen versprach.

Diese Angelegenheit gab den Anlaß zu den nachfolgenden Briefen, die für sich sprechen und ohne Kommentar auf das schönste und unanfechtbarste dartun, wie vollkommen die Freunde sich wiedergefunden hatten und wie ferne es Semper lag, den in München gemachten Erfahrungen zu gestatten, sich dauernd zwischen ihn und seine alten Freunde zu drängen.

Kann man nach diesen Tatsachen, angesichts des Tones der nachstehenden Briefe ernstlich glauben, daß kurz vorher eine von Lenbach unternommene Vermittelung sich wirklich in der von Wyl berichteten grotesken Weise abgespielt haben könne?

Bayreuth, 8. September 1876.

Lieber alter Freund!

Meine Frau sagte mir, Du habest es ihr schon gütigst zugesagt, für den Münzgraveur Scharff in Wien eine Zeichnung für eine kleine Medaille zu entwerfen, welche ich an die bei meinen Bühnenfestspielen Mitwirkenden als Erinnerungszeichen zu vertheilen wünschte. Willst Du wirklich so gut sein? Ich meinte einfach:

Der Nibelungenring durchkreuzt vom Speer Wotans und Siegfrieds Schwert. Auf dem Revers dann einige Worte, etwa:

Seinen Festspielgenossen
dankt
Richard Wagner
1876.

oder auch anders.

Sei nur so gut, uns ein Wort darüber mitzutheilen, ob Du Dich wirklich der Mühe unterziehen willst?

Wie hat es mich gefreut gerade Dich hier vor meinem Werke wieder begrüßen zu können. Mögest Du einige Freude daran gehabt haben!

Von Herzen grüßen wir Dich!

Dein alter Freund

Richard Wagner.

16. Februar 1877.

Hochverehrter und theurer Meister!

Mit einer Bitte fasse ich heute die Grüße die ich Ihnen entsende ein: ich möchte meinem Manne zu seinem Geburtstage, 22. Mai, die Ueberraschung der Medaille, genau nach Ihrer Zeichnung, machen. Darf

ich Sie bitten mir dabei behülflich sein zu wollen? und dem Medailleur, welchen ich ganz nach Belieben auszusuchen bitte — Scharff oder ein anderer Alles (und zwar ohne sich vorher zu befragen) angeben zu wollen. Ich denke das gesammte Personal müßte eine solche Medaille erhalten, die hervorragenden Mitglieder in Silber, die anderen in Bronze, eine möchte ich in Gold schlagen lassen. Aber auch bezüglich des Metalles bitte ich absolut frei zu schalten. Denn die wirkliche Freude und Ehre dieser Sache ist, daß Sie theuerster und verehrtester Meister, so gütig sind, in Hand sie nehmen zu wollen. Wenn Sie es thun, so bitte ich sich gar nicht mit Briefschreibereien zu beschweren, sondern nur mich zur Zeit wissen lassen, ob ich darauf rechnen kann.

Ich habe fast keinen Schritt in Italien gethan ohne an Sie zu denken und wenn man dies einen Trost nennen kann, so war es ein Trost sich zu sagen, daß von je eigentlich die Menschen nicht gewußt haben, was sie mit großen Künstlern anfangen sollten und sie nur zu hemmen verstanden.

Ich entsende Ihnen die herzlichsten Grüße der Verehrung und Ergebenheit. C. Wagner.

Bad Ems, 13. Juni 1877.
Villa Diana.

Mein theurer alter Freund!

So komme ich denn endlich dazu, Dir meinen Dank für Deine vortreffliche Mitarbeit an der Ausführung der Erinnerungs-Medaille auszudrücken. Es war ein guter Gedanke meiner Frau, mit dem Geschenke derselben an meinem Geburtstage mich zu überraschen, denn, machtlos meinerseits damit Geschenke zu machen, mußte wirklich eine solche Veranlassung und die damit verbundene Absicht zur Entschuldigung für einen Luxus dienen, den ich mir meinen Bühnenfestspiel-Genossen gegenüber für jetzt nicht wohl gestatten durfte. Als Cosima mir die Medaille zuerst vor Augen führte, gerieth ich in einen völlig traumhaften Zustand, das mystische Symbol mir deutend, welches Du mit so ergreifender Einfachheit und Präcision dem Revers vorzuzeichnen gewußt hast. Wäre nur das Portrait besser ausgefallen! So ist doch auch deine künstlerische Thätigkeit in mein Hauptwerk und dessen Ausführung recht sehr erkenntlich mit verwoben worden. Der elfenbeinerne Runenstab (der Villa Wesendonck) eröffnete den Zauber: das Theater ist, wenn auch grob und kunstlos, nach Deinen Entwürfen ausgeführt, und nun entlasse ich meine Aufführungs-Genossen mit dem von dir so schön ausgestatteten Dankeszeichen. So kehre denn vor allem der Dank zu Dir zurück.

— —

Habe nochmals Dank und bleibe stets der verehrensvollen Freundschaft versichert, mit welcher wir Dich grüßen.

Dein stets ergebener
Richard Wagner.

Seelenfragen und Kapitalismus.

Von Friedrich Naumann.

Assisi 27. März 1906.

Rings um Perugia und Assisi lag gestern früh dichter, voller Schnee, so daß die Landschaft des heiligen Franziskus aussah, als sei sie nach dem rauhen Norden getragen worden. Auf den Dächern war Schnee, auf dem Platz vor der Kirche nichts als Schnee, und die Italiener wunderten sich, daß der Tag der Verkündigung der Maria so weiß enden konnte. Am Tage begann die helle Decke zu zerfließen, aber auf allen Bergen blieben weiße Hauben, so wie sie auf den Kuppen des Riesengebirges im Frühjahr zu liegen pflegen. Das war die Temperatur, in der ich begann, mich auf diesem merkwürdigen geschichtlichen Boden zurecht zu finden, und es war leicht, ganz unmittelbar zu fühlen, daß Franziskus ein anderer gewesen sein würde, wenn solches nordische Wetter hier die Regel wäre, denn die fröhliche, gottselige Sorglosigkeit seines regellosen Glaubens braucht Sonne. Ob man als Protestant oder Katholik auf diese Berge tritt, so sind sie geweiht durch die Erinnerung an eine der merkwürdigsten Seelen, die in der Geschichte der Menschheit vorkommen, an den Mann, der das Evangelium von Galiläa am kindlichsten und mächtigsten in Europa nacherlebt hat. Er hat nicht den Paulus durchlebt und nicht den Johannes, aber war einer von denen, die die Bergpredigt gehört haben, vielleicht der beste Hörer dieser unvergänglichen Predigt. Seine Geschichte zu erzählen, ist nicht nötig und Andere haben das viel besser getan, als ich es könnte, aber wenn irgendwo, dann ergreift den modernen Menschen hier etwas von der Gewalt der zarten Unterströmungen des Mittelalters und man gönnt sich die Stille, um über den inneren Wert unseres und jenes anderen Daseins zu sinnen, das Franziskus suchte und lebte.

Franziskus von Assisi ist nicht nur eine Einzelperson, er ist der stärkste und bunteste Ausdruck für eine Seelenstimmung, die durch die Maler von Assisi und Perugia am unvermischtesten auf unsere ferne Gegenwart gekommen ist. Alle die kleinen Geschichtchen seines Lebens sprechen zu uns nicht so lebendig als die Bilder von Giotto und Perugino. Vor diesen Bildern versteht man, daß die tollen Merkwürdigkeiten nur Protuberanzen (explosive Einzeläußerungen) eines im Grunde gleichmäßig glühenden Seelenkörpers waren. Hier sind Gesichter, die nichts als wortlose Hingabe sind, Hände, die nicht von Arbeit reden, sondern von durchsichtiger, weicher Anempfindung an die Natur und an die Freuden der Seligkeiten mitten im Leid. Das sind Gestalten, die den Malern nicht so unauslöschlich gut gelungen sein würden, wenn es sie nicht wenigstens teilweise damals in der

Wirklichkeit gegeben hätte. Aus heutigen Italienern oder Deutschen sieht kein Künstler diese Gestalten heraus. Der Maler ist, ohne es zu wollen, zum Historiker geworden und erzählt uns eine Seelengeschichte wie ein Märchen: es gab einmal Seelen, die so sein wollten wie diese Männer und Frauen an den halbdunklen Wänden der Kirche von Assisi.

Und vor diesen Bildern stehen nun die Engländerinnen unserer Tage. Sie sind es zwar nicht allein, die hierher wallfahrten. An festlichen Tagen wogt es hier von italienischem Landvolk, das seinen großen Heiligen ehrt wie es andere Heiligtümer auch begrüßt und umdrängt. Zwischen dem italienischen Kirchenvolke und den Engländern trifft man deutsche Wanderer und allerlei anderes Volk, aber die eigentlichen Verehrer des alten, historischen, künstlerischen Assisi sind doch die Engländer und ihre Frauen. Wie wunderlich ist diese Wallfahrt der Töchter des weltbeherrschenden Kapitalismus zum Grabe des heiligen Franziskus! Man sagt vielleicht, daß sie hierhergehen, wie sie nach allen Weltgegenden gehen, wo etwas zu sehen ist, wie sie nach den Pyramiden und nach Olympia reisen, aber man wird mit dieser Antwort den Kern der Sache doch nicht erfassen. Es ist etwas ganz besonderes, was hier gesucht wird, eine Art heiligen Oeles für die verfeinertste kapitalistische Kultur. Mit puritanischem Pflichtgefühl vertiefen sie sich in die Einzelheiten dieser fernen Periode. Man kann beobachten, wie teilnahmslos dieselben Engländer und Engländerinnen den antiken und den späteren historischen Monumenten gegenüberstehen, die vor der Kultur von Assisi sich, wenn man so sagen darf, in Blick und Handbewegung gerade dieser weichen, ergreifenden Mystik hineinphantasieren. In ihren Händen ist eine ganze Literatur über die Empfindungswelt des ausgehenden Mittelalters. Was ist es, das sie hierher zieht und hierher immer wieder zurückkehren läßt? Mit einem Wort: der Kapitalismus auf seiner Höhe verlangt nach einem sanften und süßen Gegengift, und zwar ist dieses Verlangen am stärksten bei denen, die im kapitalistischen System leben ohne aktiv in ihm tätig zu sein, bei den Töchtern des erderobernden Geschäftes. Man hat ein Stück innere Geschichte des Kapitalismus vor sich, wenn man die Engländerin in Assisi betrachtet.

Es ist in den letzten Jahren in unserer volkswirtschaftlichen Literatur darüber debattiert worden, ob Professor Sombart recht hat, den Anfang des Kapitalismus um das Jahr 1200 nach Italien zu verlegen. Ohne Zweifel gab es schon im alten Rom und im früheren Venedig und auch an anderen Orten Erscheinungen, auf die Sombarts Beschreibung des neuen kapitalistischen Geistes paßt, aber zu denken gibt es doch, daß Franziskus das Evangelium der eigentumslosen Brüderlichkeit in derselben Zeit verkündigt, in der nach Sombart der Kapitalismus anfängt, Zeitgeist zu werden. Der heilige Franziskus ist ein Gegenstück des sich verbreiternden Mammonsgeistes und alle jene seelischen Zartheiten der Maler von Perugia sind, selbst wenn sie an die Wände des Wechslerhauses (Cambio) gemalt werden, eine Gegenbewegung gegen die nüchterne Welt, die sich aus dem Traum glaubender und roher Jahrhunderte zu erheben anfängt. Nur durch den Gegensatz ist die besondere Glut von Assisi zu erklären. Die alte Welt wird sich ihrer feinsten Geheimnisse in dem Augenblicke bewußt, wo diese Geheimnisse ent-

schleiert und zur Historie gemacht werden sollen. In diesem Augenblicke taucht in ihr, und zwar aus der Umgebung der Geldmenschen, ein Mann auf, der mit einem Male versteht, daß Jesus ein Gegner des griechisch-römischen Mammonismus gewesen ist. In dem Augenblick, wo die neue Welt versucht, sich mit dem Reichtum zu verloben, verheiratet er sich mit der Armut. Während die neue Welt das Ideal des neuen Genusses vor sich aufsteigen sieht, verbindet er sich mit der Keuschheit, und während alles Menschenwerk anfängt, zur berechenbaren Ware zu werden, flüchtet er in die Tiefe der unformulierbaren, geldlosen, nicht mathematisch greifbaren Bruderempfindungen. Es ist, als hätte die alte Zeit einen Schrei ausgestoßen, daß man sie nicht töten solle, und als sei dieser krampfhafte, angstvolle Schrei eine Einzelperson geworden. Im heiligen Franziskus hört man gleichzeitig den Diogenes seufzen und den Plato, den Jeremias und den Augustinus, alle großen Verteidiger des Menschentums gegen die egoistische Zivilisation. Es ist aber nicht mehr der denkende Philosoph, der da schreit, sondern die gequälte Einzelseele des Ungelehrten wird durch ein ganz seltsames Zusammentreffen von Umständen zum Organ, zum letzten runden und wilden Ton der alten Zeit. Und wie sehr Jesus in der Mitte dieser alten Welt gestanden hat, erkennt man, wenn man das letzte geschichtlich starke Echo seiner Predigt in Assisi vernimmt: ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon!

Die seelische Bewegung des heiligen Franziskus hat eine moralische und eine ästhetische Seite, aber beide Seiten sind doch nur Erscheinungsformen einer und derselben Innerlichkeit. Die ganze Kunst dieser Bewegung lebt von der künstlerischen Enthüllung der moralischen Zustände dieser Proteſtströmung. Wenn deshalb heute die Besucher von Assisi scheinbar nur Kunst suchen, so suchen sie doch eben eine Kunst, die nicht in der klassisch schönen Linie ihr Ziel findet, sondern in der Wiedergabe der letzten vorkapitalistischen Seelen, die noch keinen Pakt mit der Modernität gemacht haben. Um dieser Seelen willen geht die Tochter des Mannes, der Indien und Transvaal ausbeutet, nach Perugia und Assisi. Die vorkapitalistische Seele ist hier in Uebertreibung dargestellt und gerade diese Uebertreibung wird gesucht, denn die bloße Naivität der vorkapitalistischen Periode reicht nicht mehr aus, um den in unserem wirklichen Leben verschwundenen Geist lebendig nachzuempfinden. Was bei Jesus noch ohne allzu scharfe Abgrenzung vom Gesamtleben seiner Tage sich äußerte, wird hier zur seelischen Sektenhaftigkeit. Es ist das im Protest konzentrierte Evangelium von Galiläa, das hier schon im Wiedererwachen etwas Erzwungenes haben mußte. Das wird nun tropfenweise in das Wasser der Modernität hineingegossen, eine Art heiliger Essenz, die in Assisi für diejenigen präpariert wurde, die des kapitalistischen Rechnens mit Menschen und Dingen müde geworden sind.

Immer, wenn seither inmitten der christlichen Konfessionen das Bedürfnis nach Abgrenzung gegenüber der kapitalistischen Entwicklung hervortrat, wurde der heilige Franziskus zu Hilfe gerufen und er kam und sagte seine Predigt von der Entäußerung und Keuschheit und seligen Armut, vom Glück einer Welt, in der der Kampf ums Dasein durch die Macht des Gemütes ertötet wird. Und immer war diese Predigt wie Balsam auf

die Wunden einer Zeit, die vom Profit regiert wird, aber immer auch verklang sie wie Orgelton in den Gewölben der Kirche von Assisi, denn immer war das Leben stärker als die Verkündigung seines Gegenteils. Die neue Welt ist nicht auf franziskanischer Grundlage aufgebaut worden und alle ihre Fortschritte entstanden durch den Geist, der hier verneint wird. Ich sehe die Bettler von Assisi und gebe ihnen den gewünschten Soldo, denn wenn irgendwo in der ganzen Welt, haben sie hier das Recht, ihn zu fordern, aber diese Bettler von Assisi verklagen den großen Heiligen, um dessen Reliquien sie sich bettelnd herumdrehen. Franziskus hätte zu ihnen gesprochen: Komm Bruder Bettelmann! Der Bettelmann ist der unkapitalistischste Mensch, den es geben kann. Er hat nichts, ist nichts, sorgt nur für den heutigen Tag. Wenn man ihn idealisiert, so hat man den Gegenmenschen zum Ideal des erwerbenden Bürgers und Arbeiters. Dieser Gegenmensch aber ist zur aussterbenden Gattung geworden. Er ist der verkümmerte Rest einer Welt, die weniger Sorgen hatte und weniger Lebensmöglichkeiten. Ihm gibt auch die Engländerin ein Stück Kupfer, aber sie denkt nicht daran, ihm ihren zweiten Mantel zu geben oder ihren Tisch mit ihm zu teilen. Sie weiß ganz genau, wie weit sie franziskanisch sein kann, ohne die Grundlagen des unfranziskanischen Systems zu stören, in dem sie lebt. Und anders machen es auch die frömmsten katholischen Pilger nicht. Auch sie genießen den franziskanischen Geist als Medizin, aber nicht als Lebensmittel. Als Medizin aber ist er für uns alle heilsam, denn mögen wir die Fortschritte der kapitalistischen Entwicklung in materieller und geistiger Hinsicht noch so hoch schätzen, so bleibt doch in ihr eine große leere Stelle: die Menschenliebe sucht nach einem Platz im System der rationell betriebenen Wirtschaft. Die neue Welt muß in irgendwelchen Formen den Geist der Hingabe, des Entsagens und der Brüderlichkeit, den Geist der Wertschätzung der Seele des Armen, in sich aufnehmen. Mit der bloßen materialistischen Verkündigung des Profits und Klassenkampfes sind wir zu arm an seelischer Größe, aus der die großen Werke des Menschentums geboren werden. Das fühlt man oben und unten, man hat eine Sehnsucht sei es nach Rousseau, der der weltliche Franziskus ist, sei es nach Franziskus, sei es nach dem Manne der Bergpredigt, nach dem Propheten der Innerlichkeit und Güte, die nicht aus berechenbaren Motiven herauskommt. Diese Sehnsucht ist es, die uns dieses alte Bergnest Assisi als eine Art Orakelstätte ansehen läßt, einen Ort, wo alte, tiefe Weisheit in wunderlicher Dunkelheit zu Tage trat. Deshalb laufen die Leute hier durch die alten Mauern. Sie suchen etwas, wollen es von den Wänden ablesen, wollen es greifen, etwas, was wirklich gewonnen wird, wenn wir nicht rückwärts blicken, sondern vorwärts, dabei aber mit der Methode der Technik und des Kapitals gleichzeitig die Gefühle der Gegenbewegung dieser Methode in uns pflegen.

Rundschau.

Briefe aus Rußland.

2.

Seit meinem ersten Brief aus Rußland hat sich die Lage bei uns noch mehr verschärft. Wir leben im Zeichen der wildesten Reaktion, die allerdings nicht lange andauern kann (dazu haben unsere „Staatsmänner“ weder genügendes Talent, noch genug Geld und Kredit), die aber die Stimmung der russischen Gesellschaft immer gereizter werden läßt und uns einer furchtbaren Katastrophe zutreibt.

Nur wer diese anderthalb — zwei Monate in Rußland zugebracht und einen wirklichen Einblick in die Verhältnisse gewonnen hat, kann sich eine Vorstellung davon machen, was unser jetziges „konstitutionelles“ Ministerium Witte-Durnowo unter konstitutionellen Garantien versteht. Daß die Versammlungsfreiheit in frechster Weise mit Füßen getreten wird, daß die Presse geknebelt ist, daß den an sich loyalsten Parteien die größten polizeilichen Schwierigkeiten bereitet werden, dies und manches andere würde uns, so wie die Sachen einmal liegen, wenig Wunder nehmen. Es ist ein anderes, was selbst denen, die noch vor kurzem das despotische Regime des Ministers von Plehwe geduldig ertrugen, das Blut in den Adern stocken macht, sie mit Haß und Verachtung gegen die Regierung erfüllt und die Reihe der Gefühlsradikalen mit jedem Tage vergrößert. Ich weiß nicht, ob Sie im Auslande wissen, was in Moskau, in Golutwino, Perowo, in Livland, in Transkaukasien u. s. w. vorgeht, ob Sie wissen, wie die „aufrührerischen Elemente“ nicht etwa im Kampf — das wäre bedauerlich, aber immerhin verständlich — sondern nach beendetem Kampf oder selbst ohne jeden äußeren Anlaß ohne Beachtung irgend welcher gesetzlicher Form, ohne richterliches Urteil, ja ohne jede Untersuchung auf Grund polizeilicher Listen — russischer polizeilicher Listen! — einfach niedergeschossen oder mit dem Bajonett niedergestochen werden?

Wenn Sie diese Tatsachen, die jetzt wochenlang die Spalten unserer liberalen Zeitungen füllen (ich mache besonders auf die vorzüglich informierte Petersburger „Russj“ aufmerksam) ohne daß die Regierung es gewagt hätte sie zu widerrufen, wenn Sie diese Tatsachen nicht kennen und ihren Eindruck auf die Gesellschaft nicht nachzufühlen vermögen, dann haben Sie keine Vorstellung davon, was bei uns vorgeht, keine Vorstellung von der Unsumme von Haß, Ekel und Rachgier, die mit jedem Tage wächst und die zweifellos noch in furchtbarer Weise zum Ausbruch kommen wird. Wenn so gemäßigte Männer, wie der frühere Professor der militär-juridischen Akademie in St. Petersburg, Generalmajor Kusmin-Karawajew diese zahllosen „Hinrichtungen“ [1]) öffentlich in der Presse als einfache gemeine Morde qualifiziert und auf Grund des geltenden Rechts ihre vollständige Gesetzwidrigkeit nachweist und wenn die Regierung nicht schamvoll sondern schamlos dazu schweigt und von einer beginnenden „Beruhigung“ der Gesellschaft zu schreiben wagt, dann ist es klar, was es mit dem liberalen Regime des Ministeriums Witte auf sich hat und inwieweit man von diesem Ministerium und seinen Hintermännern eine wirkliche Beruhiguug des

---

[1]) Nach undementiert gebliebenen Zeitungsnachrichten sind in Livland allein gegen 400 Personen auf diese Weise „hingerichtet“ worden, von den zahllosen Fällen von Anwendung der (ungesetzlichen) Prügelstrafe ganz zu schweigen.

Landes und eine Sanierung unserer wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse erwarten kann.

In der Tat, nur wer unsere Zustände gar nicht kennt, kann der jetzigen Regierung Glauben schenken, wenn sie die Verantwortung für ihr brutales Schreckensregiment von sich auf die „revolutionären Elemente" abzulenken sucht.

Daß es bei uns genug revolutionäre Elemente gibt, daß durch die ganze russische Gesellschaft von neuem ein sehr fühlbarer Ruck nach links geht, daran ist die Regierung in allererster Linie selbst schuld. Sie teilt diese Schuld freilich mit ihren Vorgängern, die die Katastrophe heraufbeschworen haben; sie hat aber auch ihrerseits nicht nur nichts getan, um eine ruhigere Entwicklung anzubahnen, sondern mit allen Kräften dazu beigetragen um die Lage zu verschärfen und eine gedeihliche Entwicklung unserer Verhältnisse auf lange hinaus unmöglich zu machen. —

Die freiheitlichen Regungen innerhalb der russischen Gesellschaft datieren nicht seit gestern. [1]) Ihr erstes Auftreten gehört dem Anfang des vorigen Jahrhunderts an; zu ihren ersten allerdings sehr platonischen Vertretern gehört der Kaiser Alexander I. und einige seiner nächsten Vertrauten aus den Kreisen des Hofadels. Die mehr oder minder aufrichtigen liberalen Tendenzen Alexanders I. blieben bekanntlich ohne jeden irgend bemerkbaren Einfluß auf die Lage und innere Entwicklung des Reiches und schlugen in den letzten Jahren seiner Regierung in eine ausgesprochen reaktionäre Richtung um. Die beinahe vollständig bildungslose Masse des Volkes vom leibeigenen Bauern bis zum Großkaufmann und Landedelmann hinauf blieb sowohl von den anfänglichen liberalen wie von den späteren reaktionären Einflüssen so gut wie unberührt; politisches Verständnis und politisches Interesse fehlten damals beinahe gänzlich. Nur innerhalb eines verhältnismäßig geringen Teiles des Adels hatten die Ideen des XVIII. Jahrhunderts Boden gefaßt und fanden einerseits in der revolutionären Poesie von Rylejeff und in den Gedichten des jungen Puschkin, andererseits in verschiedenen geheimen Gesellschaften ihren Ausdruck. Die letzteren — das russische Seitenstück zum westeuropäischen Carbonarismus — entwickelten eine recht rührige Tätigkeit besonders unter den ausnahmslos adligen Offizieren und führten zu dem bekannten Militäraufstand vom 14/26. Dezember 1825, der die hoffnungslose innere Schwäche der ganzen Bewegung — das Fehlen jedes Zusammenhangs mit der Volksmasse — enthüllte, trotzdem aber die Aera brutaler Gewaltpolitik Nikolaus I. einleitete. In dem bewußten Gegensatz zu der liberalen Bewegung wurde damals offiziell das Regierungsprogramm proklamiert, das bis jetzt für unsere reaktionären Kreise charakteristisch geblieben ist. „Orthodoxie, Absolutismus und Volkstümlichkeit" — letztere im Sinne eines groben Nationalismus — wurden die Losungsworte der nächsten dreißig Jahre, einer der finstersten Epochen russischer Geschichte, die mit dem Krimkriege ihr Ende fand. Trotz des traditionellen Heldenmuts der russischen Soldaten, trotz des heroischen Widerstandes von Sebastopol, bedeutete der Krieg nicht nur im Aeußeren, sondern auch im Inneren den vollen Zusammenbruch des herrschenden Systems, das alle Volkskräfte in grechster Weise ausgebeutet hatte und nun nicht einmal imstande war den Krieg zweckentsprechend zu organisieren und zu leiten.

[1]) Einen Einblick in die Geschichte unserer politischen Bewegung gibt das vorzügliche Werk von P. Milyoukov, Russia and ita crisis, Chicago und London 1905. Der Verfasser, einer der hervorragendsten Historiker Rußlands, steht seit den neunziger Jahren in den ersten Reihen der Bewegung, ist mehrfach das Objekt erbitterter Verfolgung von seiten der Regierung gewesen und ist augenblicklich einer der Hauptleiter der konstitutionell-demokratischen Partei, von der weiterhin noch die Rede sein wird. — Neben dem genannten Werk verdient noch immer genannt zu werden A. Thun, Geschichte der revolutionären Bewegung in Rußland.

Die moralische Niederlage des Absolutismus gab den liberalen Elementen, die trotz aller Verfolgungen, trotz des geradezu unglaublichen Zensurregime, trotz der strengsten polizeilichen Beaufsichtigung der Schulen und im besonderen der Universitäten nicht nur weiter bestanden, sondern allmählich eine weit größere Verbreitung als 1825 gefunden hatten, die Möglichkeit zur Kritik des bestehenden Systems und vor allem zum Angriff auf seinen Grundpfeiler, die Leibeigenschaft, überzugehen. Die Regierung selbst hatte einsehen müssen, daß schwerwiegende Reformen unumgänglich notwendig seien, und mußte sich um die große bevorstehende Arbeit auszuführen nolens volens gerade an die Opposition wenden, die allein über Kenntnisse und aufrichtigen Patriotismus verfügte. Schlag auf Schlag folgen die Bauernbefreiung (1861), die Reform der Universitäten (1863), die Reform des Gerichtswesens (1864) und die Einführung einer Selbstverwaltung zuerst der Landschaften (Semstwo; 1864), dann der Städte (1870). Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht (1874) und einige andere verhältnismäßig weniger wesentliche Maßregeln schließen die „Aera der Reformen" ab. Die Regierungsform blieb von ihnen unberührt und der Absolutismus des Zaren galt auch fernerhin trotz einer Reihe von Protesten und revolutionären Bewegungen als unantastbar, trotzdem gerade der Absolutismus, der praktisch ja nur die unbeschränkte Herrschaft des Hofadels und Großbeamtentums bedeutet, die wohltätige Wirkung der wirklich bedeutenden Reformen der sechziger Jahre wesentlich abschwächte und sowohl die Freiheit von Wissenschaft und Gericht als eine gesunde Entwicklung der Selbstverwaltung unmöglich machte.

Die revolutionäre Bewegung fand trotzdem wenig Anklang im Volk, und auch die liberale Opposition der gebildeten Kreise war schon infolge der geringen Zahl der zu den letzteren gehörenden Personen innerlich zu schwach, um der Regierung größere Schwierigkeiten bereiten zu können. Objektiv betrachtet lag gerade in diesen Verhältnissen die Aufforderung an die Regierung sich auf eine Versammlung von Volksvertretern zu stützen, die zweifellos viele Jahre hindurch ihr nicht nur nicht unbequem, sondern im Gegenteil außerordentlich nützlich gewesen wäre. Ein russisches Parlament hätte der Regierung vor vierzig Jahren jedenfalls weit mehr genützt als geschadet, um von seiner Bedeutung für eine gedeihliche Entwicklung des ganzen Volkslebens zu schweigen.

Statt die Unausrottbarkeit und tiefe innere Berechtigung der konstitutionellen Idee anzuerkennen, griff die Regierung Alexander II. unter dem Eindruck des polnischen Aufstandes von 1863 und des oberflächlichen Radikalismus der Bewegung zu allen den alten Waffen polizeilicher Ueberwachung und reaktionären Terrorismus, die schon zu Nikolaus I. Zeit sich im wesentlichen als ohnmächtig erwiesen hatten und erzielte damit nur eins — die Entwicklung des roten Schreckens im Gegensatz und als Antwort auf den weißen. Mit der zweiten Hälfte der sechziger Jahre beginnt die erste Periode politischer Mordversuche und Morde, die der modernen russischen Geschichte ein so grausiges Gepräge geben. Nach dem wenig glücklichen Ausgang des russisch-türkischen Krieges (1877—1878) nimmt der Kampf zwischen den beiden Schreckensregierungen einen besonders scharfen Charakter an und endet mit der Ermordung des Kaisers am 1/13. März 1881.

Denselben 1. März 1881 hatte Alexander II. bekanntlich ein Manifest unterschrieben, das vielleicht als Einleitung zu einer konstitutionellen Entwicklung dienen sollte, im Augenblick aber jedenfalls den zarischen Absolutismus durchaus nicht aufhob, sondern nur eine recht unglücklich zusammengesetzte beratende Versammlung von Städte- und Landschaftsvertretern schuf, deren Kompetenz höchst unbedeutend und unbestimmt sein sollte. Die Ermordung des Kaisers zog die Aufhebung dieses jedenfalls prinzipiell hochbedeutsamen Aktes durch seinen Nach-

folger, Alexander III, nach sich und es begann eine neue Periode der Reaktion, die diesmal auch innerhalb weiter Gesellschaftskreise Anklang fand, und an Brutalität der Zeit Nikolaus I. wenig nachgab. Die Selbstverwaltung der Universitäten wurde 1884, die der Städte und Semstwos 1891 entweder ganz aufgehoben oder doch sehr stark beschnitten, die Bauern der Gewalt des Semski Natschalnik, der zugleich administrative und richterliche Kompetenz besaß, unterworfen, die Unabhängigkeit der Gerichte faktisch gebrochen, der wirtschaftlich heruntergekommene Adel auf jede Weise auf Kosten der Steuerzahler unterstützt und neben der orthodoxen Kirche als Hauptstütze des Thrones behandelt, die nicht russische und nichtorthodoxe Bevölkerung einem strengen Russifizierungsprozeß unterworfen, jede freie Regung in Presse und Gesellschaft als Hochverrat behandelt und die schamloseste polizeiliche Willkür gewissermaßen zum Grundgesetz des Staatslebens erhoben. Der Absolutismus, der jeden Zusammenhang mit den Bedürfnissen des Volkes und mit den ideellen Bestrebungen der Intelligenz verloren hatte, begann sich geradezu als Selbstzweck zu behandeln und fand seinen theoretischen Vertreter in dem typischen Sophisten unserer Tage, dem Oberprocureur des heiligen Synod, Pobedonoszeff.

Eine Sammlung von Aufsätzen, die dieser Großinquisitor Rußlands unter dem Titel „Moskowski Sbornik" bald nach dem Tode Alexanders III. veröffentlichte, enthält alle grundlegenden Ideen — oder was sich dafür ausgeben läßt — unserer Reaktion. Im einzelnen auf dieselben einzugehen lohnt nicht. Nur der Grundzug des ganzen Buches verdient hervorgehoben zu werden. Es ist dies die vollständigste Menschenverachtung, die sich denken läßt. „Viel Unglück haben die Philosophen der Schule J. J. Rousseaus der Menschheit bereitet", heißt es hier.[1] „Diese Philosophie hat die Gemüter ergriffen und dennoch ist sie auf der grundfalschen Auffassung von der Vollkommenheit der menschlichen Natur, von der absoluten Fähigkeit eines jeden jene Grundlagen des öffentlichen Lebens, welche diese Philosophie lehrte, zu verstehen und zu verwirklichen, aufgebaut. Auf derselben falschen Basis beruht auch die jetzt herrschende Lehre von den Vorzügen der Demokratie und der demokratischen Formen. Diese Vorzüge setzen die unbedingte Fähigkeit der Masse voraus, die feinen Linien der politischen Lehre zu verstehen, die im Bewußtsein ihrer Propheten klar und deutlich geschieden vorliegen. Eine derartige klare und bewußte Auffassung ist nur wenigen Geistern, die die Aristokratie des Geistes bilden, zugänglich; die Masse dagegen bestand und besteht, wie immer und überall, aus Pöbel — ‚vulgus' und ihre Vorstellungen sind unvermeidlich ‚vulgär'."

Diese charakteristische Menschenverachtung, von der selbstverständlich nur diejenigen ausgeschlossen werden, die mit dem Propheten der Unduldsamkeit, der politischen und religiösen Verfolgung, einverstanden sind, — alle anderen sind entweder „feile Skribenten" oder „katilinarische Existenzen" oder einfach „Pöbel" — bildet einen der wesentlichsten Züge unseres Regierungssystems und entspringt weniger irgend welchen Theorien. als der Tatsache des kulturellen Tiefstandes unseres Volkslebens. Die Idee der Persönlichkeit und ihrer unantastbaren Rechte, diese zentrale Idee eines jeden hochentwickelten Volkstums, diese Grundidee aller führenden Geister Europas seit den Zeiten des Humanismus und der Reformation, die seit 1789 das gesamte Volksleben des Westens ergreift, beginnt der Masse der russischen Gesellschaft erst in den letzten Jahren aufzugehen und gerade der erbitterte Kampf mit dem Absolutismus hat ihre Entwicklung und Verbreitung ganz außerordentlich gefördert. Und gerade sie ist es, auf die Pobedonoszeff mit dem ganzen Hochmut der Halbkultur als auf „die große Lüge unserer Zeit"

[1] Op. cit., 5. Aufl. 1901, p. 50.

herabsieht. Selbst ein Zeitgenosse der Periode der Leibeigenschaft (P. ist etwa 1825 geboren) fühlt er gar nicht wie er gewissermaßen als Chorege dieser infamen Zeit der Verleugnung jeder Menschenwürde und sklavisch-dumpfen Dahinvegetierens der Volksmasse auftritt: er spottet seiner selbst und weiß nicht wie. Er glaubt über die europäische Kultur hinwegzusehen und ist nicht einmal zu ihrem Verständnis hinangelangt.

Trotz oder dank der augenfälligen Oberflächlichkeit und Gehaltlosigkeit dieser „Philosophie“ hat sie in den herrschenden Kreisen bis auf den heutigen Tag ihre ganze Macht bewahrt und Graf Witte huldigt ihr im Grunde ganz ebenso wie der verstorbene Plehwe. Niemand verachtet das russische Volk so sehr, wie es gerade diese Kreise tun, die sich so gerne als die berufenen Vertreter seiner Interessen, als die Verteidiger der „volkstümlichen“ Institutionen aufspielen. Es ist kein Zufall, sondern die natürliche Konsequenz dieser Erscheinung, daß der Zarismus seine einzigen werktätigen Anhänger in der sogenannten „schwarzen Bande“, dem kulturell am niedrigsten stehenden Teil des Volkes, einerseits, in den Vertretern der Pobedonoszeffschen Ideen andererseits findet. Für jeden Denkenden liegt schon hierin die sichere Gewähr seiner endlichen vollständigen Niederlage. Entweder Zarismus oder Kultur — das ist die Frage, die das russische Volk zu entscheiden hat. Das Volk, das Puschkin und Tolstoi hervorgebracht hat, kann diese Frage nur in einem Sinne beantworten.

Um aber die eigentliche Bedeutung der angeführten Theorie zu verstehen, muß man ihr Gegenstück, die Grundstimmung der oppositionellen und revolutionären Kreise kennen. Auch diese sind nämlich dem Einfluß der schwachen Entwicklung der Idee der Persönlichkeit nicht entgangen. Abgesehen von einzelnen wenig einflußreichen Strömungen, die erst in den letzten Jahren eine gesteigerte Bedeutung erhalten — symptomatisch von Bedeutung ist in dieser Beziehung das Erscheinen und der Erfolg einer Sammlung von philosophischen Abhandlungen, die unter dem Titel „Probleme des Idealismus“ 1902 erschienen — findet die Grundstimmung der gesamten oppositionellen und revolutionären Literatur in der vorwiegenden Betonung des Volkswohls, nicht der Menschenrechte ihren Ausdruck. In scharfem Gegensatz zu der individualistischen Richtung der französischen Gesellschaft im XVIII. Jahrhundert zeichnet sich die russische gebildete Gesellschaft durch eine ausgesprochene Neigung zu kollektivistischen Auffassungen aus. Es würde zu weit führen dies im einzelnen nachzuweisen, doch ist es nicht zu bezweifeln, daß sich hierin abgesehen von dem sehr bedeutenden Einfluß der sozialistischen Ideen die verhältnismäßig geringe Wertung der Persönlichkeit ausspricht, von der oben die Rede war und die somit bis zu einem gewissen Grade sowohl der Reaktion als den vorgeschrittensten Teilen der russischen Gesellschaft gemeinsam ist oder wenigstens bis zur letzten Zeit gemeinsam war.

Das einflußreichste aller jener politischen und philosophischen Systeme, unter deren Banner die russische Gesellschaft seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ihren Kampf gegen den Absolutismus geführt hat, war und ist im wesentlichen bis jetzt die unter dem Namen „Narodnitschewtwo“ bekannte Theorie, zu deren hervorragendsten Vertretern der talentvolle Soziologe und Publizist N. K. Michailowski gehörte. [1]) Wie in seinen Werken, so auch in der Auffassung seiner zahlreichen Anhänger bildet die „Gewissensfrage“ der Verpflichtungen des Einzelnen gegenüber dem Volk den Angelpunkt, um den sich alles dreht. Die „Ehrenfrage“ der persönlichen Rechte steht im Vergleich zu

[1]) Seine gesammelten Werke erschienen (in zweiter Auflage) in sechs starken Bänden (nebst mehreren memoirenartigen Ergänzungsbänden) noch zu seinen Lebzeiten seit 1896. Er starb im Januar 1904.

dieser „Gewissensfrage" im Hintergrund. Der Kultus des Volkswohls — unter dem Volk wird die Summe der arbeitenden Klassen verstanden — erscheint als das Glaubenssymbol der russischen Opposition und Revolution. Als Endziel der Entwicklung wird die Begründung eines solchen Gesellschaftszustandes angesehen, der jedem Einzelnen die volle und harmonische Entwickelung aller seiner Gaben und Fähigkeiten gewährleistet[1]). Die Hauptfehler und die Hauptschmach des bestehenden Zustandes wird in der Ausbeutung der Volksmasse durch die „herrschende Klasse" gesehen, welche das Volk im Zustande chronischer Not und dumpfen Vegetierens erhält. Es ist die Pflicht eines jeden, alles daran zu setzen um diesem Zustande ein Ende zu machen und durch steten Kampf mit dem Bestehenden die Schuld zu begleichen, die er dem Volke gegenüber, das ihn ernährt und ihm die Möglichkeit einer menschenwürdigen Existenz gibt, trägt.

Die vielfachen Berührungspunkte dieses Systems mit den sozialistischen Ideen namentlich der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bedürfen keiner Auseinandersetzung. Weniger nah ist die Verwandtschaft mit der modernen Sozialdemokratie, was denn auch in den neunziger Jahren zu harten Zusammenstößen zwischen den „Narodniki" und den Marxisten geführt hat. Eine gewisse Ausgleichung hat erst in den letzten Jahren stattgefunden, wozu auch die Krisis in der marxistischen Theorie, der Kampf zwischen den Orthodoxen und den Haeretikern des Marxismus wesentlich beigetragen hat. Die Mehrzahl der russischen Sozialdemokraten gehört übrigens zu den Orthodoxen.

Von der russischen sozialistischen Bewegung werde ich noch Gelegenheit haben zu sprechen. Hier genügt es zu bemerken, daß die enorme Majorität der russischen oppositionellen Gesellschaftskreise dank dem Einfluß des selbst schon sozialistischen oben skizzierten Kultus des Volkswohls der sozialistischen Idee gewonnen ist, noch bevor die individualistische Entwicklungsperiode die nötigen äußeren Vorbedingungen zu ihrer vollen Entfaltung gewonnen hat. Die weitere Entwicklung beider Richtungen — es dürfte kaum zu bezweifeln sein, daß die nächsten Jahrzehnte einen stark ausgesprochenen individualistischen Charakter tragen werden — wird somit theoretisch und praktisch ein hohes Interesse bieten und zweifellos manche Besonderheiten zeitigen, die in den entsprechenden Perioden des westeuropäischen Lebens fehlen oder wenigstens erheblich schwächer vertreten sind.

Das vorwiegende Interesse der russischen gebildeten Kreise oder der sogen. „Intelligenz" für die soziale Frage fand seinen schärfsten Ausdruck in der Gleichgültigkeit breiter Kreise gegenüber den rein politischen Fragen, die sich unter anderem auch im Programm mancher revolutionärer Organisationen der siebziger Jahre aussprach und selbst augenblicklich in dem theoretischen Anarchismus und praktischen Quietismus des Grafen Leo Tolstoi ihr eigentümliches Nachspiel erlebt. Im Bewußtsein der vorwiegenden Kreise lag dieser Gleichgültigkeit sowohl das oben erwähnte Fehlen eines scharf ausgesprochenen Individualismus zu Grunde, als auch die Gewißheit, daß die gesamte Masse des Volkes, wie immer unter derartigen Verhältnissen, ausschließlich für ökonomische Fragen ein Interesse hatte und absolut kein Verständnis dafür besaß, welche Bedeutung der politischen Organisation des Staates für die Entwicklung des Volkslebens innewohnt.

Erst im Laufe der letzten 20—25 Jahre haben sich die Verhältnisse in dieser Beziehung sehr erheblich verändert. Einerseits erwies sich die für die „Narodniki" charakteristische Hoffnung, es dürfte gelingen die sozialen Interessen des Volkes innerhalb des absolutistischen Staates ebenso glücklich oder vielleicht noch glücklicher zu befriedigen als dies im Jahre 1861 mit der Aufhebung der

---

[1]) S. Michailowski, Was ist Fortschritt? Werke Bd. 1, 1 u. ff. Der Aufsatz erschien zuerst 1869 und machte sofort Aufsehen.

Leibeigenschaft gelungen war, je länger je mehr als illusorisch und im Zusammenhang damit stieg das Verständnis für die politische Frage in hohem Grade. Andererseits bildete sich in Gestalt der verhältnismäßig rasch anwachsenden Fabrikbevölkerung eine Volksklasse, die einen günstigen Boden für die Propaganda der Befreiungsideen abgab.

Im Laufe des auf die Ermordung Alexanders II. folgenden Jahrzehnts waren übrigens die allgemeinen Bedingungen einer raschen Entwicklung dieser Propaganda wenig günstig. Einerseits war die Gruppe der bewußten Vertreter der konstitutionellen Idee noch verhältnismäßig wenig zahlreich — den weitaus größten Einfluß besaß in diesen Jahren Leo Tolstoi mit seiner theoretischen Anarchismus und praktischen Quietismus verquickenden Lehre, — andererseits hatte die Ermordung Alexander II. innerhalb der Masse der Gesellschaft die schon vorher starken reaktionären Tendenzen außerordentlich verstärkt. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß es der Regierung verhältnismäßig leicht gelang die revolutionären Elemente für eine Reihe von Jahren praktisch lahm zu legen und jede oppositionelle Regung so gut wie vollständig zu unterdrücken.

Einen Wendepunkt in der Stimmung der russischen Gesellschaft brachte erst das furchtbare Hungerjahr von 1891. Die Möglichkeit eines solchen nationalen Unglücks enthielt an sich die schärfste und für weite Kreise nur zu verständliche Verurteilung des ganzen Regierungssystems. Die vollständige Unfähigkeit der Regierung, dem Volke das einmal hereingebrochene Unglück möglichst zu erleichtern, die vielfachen offenkundigen Veruntreuungen der zu diesem Zweck angewiesenen Geldmittel von seiten der Beamten und die ebenso verbrecherischen wie albernen polizeilichen Schwierigkeiten, mit denen die entsprechende Tätigkeit der verschiedensten Privatleute zu kämpfen hatte, alles dieses war gewissermaßen geradezu darauf angelegt, die Unzufriedenheit der Gesellschaft bis zur Erbitterung zu steigern. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß so das mächtige Anschwellen der jetzigen politischen Bewegung in Rußland mit dem Jahre 1891 beginnt und seitdem fast ohne Unterbrechung bis jetzt andauert.

Der unerwartet frühe Tod Alexanders III. und die Thronbesteigung des jetzt regierenden Kaisers, von dem viele, wie das bei Thronwechseln einmal zu geschehen pflegt, eine prinzipielle Aenderung des Regierungssystems erhoffen zu dürfen glaubten, beschleunigte die Entwicklung nicht unwesentlich. Einerseits erhoben die Vertreter der Twerschen Landschaftsversammlung ihre Stimme, um zum ersten Mal seit vielen Jahren offen auf die Notwendigkeit einer Volksvertretung hinzuweisen. Die dadurch hervorgerufene Rede des Kaisers vom 17/29. Januar 1895 beim Empfang einer Reihe von Deputationen, unter denen sich auch die Vertreter der Twerschen Landschaftsversammlung befanden, enthielt allerdings eine äußerst schroffe Zurückweisung dieser „sinnlosen Träumereien“, die Gesellschaft aber stand in dieser Episode durchaus auf seiten der „Träumer“ und drückte ihnen in den verschiedensten Formen ihre Sympathie aus. Andererseits trug gerade die schroff abweisende Haltung der Regierung dazu bei die Stimmung der Gesellschaft wesentlich zu verschärfen und die etwa noch vorhandenen Hoffnungen auf ein Entgegenkommen von seiten der Regierung immer mehr zu untergraben. Jeder, der eine Verfassung für das Wohl des Staates für unentbehrlich ansah, wurde, mochte seine Stimmung noch so loyal sein, in eine immer schärfere Opposition hineingedrängt. Je zweifelloser es wurde, daß die neue Regierung nur eine direkte Fortsetzung der vorhergehenden sei und sein wolle, desto weniger ließ es sich bezweifeln, daß es zu einem offenen Kampf zwischen Gesellschaft und Regierung kommen müsse, mit anderen Worten, daß eine Revolution unvermeidlich sei Der Zweifel und Streit innerhalb der Gesellschaft begann erst, wenn die Frage aufgeworfen wurde, wann diese Revolution etwa

zu erwarten sei und mit welchen Mitteln der Kampf gegen die Regierung zu führen und zu organisieren sei?

Es ist an sich sehr verständlich, daß eine allseitig befriedigende Antwort auf die erste Frage nicht möglich war und doch hing von dieser Antwort auch die Entscheidung der anderen Frage, ob eine oppositionelle, ob eine revolutionäre Taktik als angemessen zu betrachten sei, ab. Beide Fragen wurden somit im wesentlichen nicht nach Vernunftgründen, sondern entsprechend den Charaktereigentümlichkeiten und dem Temperament der einzelnen Personen und Gesellschaftstypen entschieden. Während die Einen eine mehr oder minder langwierige Entwicklung annahmen und das Eintreten der Revolution in 20 — 25 — 30 Jahren erwarteten, sich dem entsprechend mit Geduld wappneten und ihr Hauptaugenmerk auf passive Opposition und möglichste Hebung der geistigen und im besonderen der politischen Entwicklung breiterer Massen richteten, waren die Anderen der ungeduldigen Ueberzeugung, die Revolution müsse bald eintreten und durch eine rein revolutionäre Propaganda möglichst beschleunigt werden. Trotz vielfacher persönlicher und sachlicher Zusammenstöße zwischen diesen beiden Richtungen fühlten sie sich aber immer als Bundesgenossen gegenüber der Regierung, die die Einen wie die Anderen als Staatsverbrecher ansah und dementsprechend behandelte. Das wesentlichste Resultat dieser Verhältnisse bestand nur darin, daß nicht nur die radikalrevolutionären, sondern auch die liberal-oppositionellen Elemente immer deutlicher einsehen mußten, ein Paktieren mit dieser Regierung sei vollständig ausgeschlossen und es sei eine sehr weitgehende Aenderung des gesamten Staatslebens notwendig, um überhaupt nur etwas zu erreichen. In dieser Ueberzeugung liegt die Begründung der radikalen Forderungen, die gerade diese altoppositionellen Elemente, die augenblicklich den Kern der konstitutionell-demokratischen Partei bilden, sich aufzustellen genötigt sahen.

Denselben Verhältnissen entspringt andererseits die außerordentliche Entwicklung der radikalen revolutionären Propaganda. Wenn wir im besonderen sehen, wie die russische Sozialdemokratie ihrer ganzen theoretischen Auffassung des Volkslebens zuwider allmählich eine rein blanquistische Taktik angenommen hat, so liegt die Erklärung dafür nach dem Grundsatz flectere si nequeo superos, Acheronta movebo in den Bedürfnissen rein revolutionärer Taktik und Propaganda. Um die Volksmassen zum Losbrechen zu bringen hat es eben noch stets der stärksten, auf das Gefühl, nicht auf die Vernunft wirkenden, Mittel bedurft.

Bei dem Fehlen jeder Preß- und Versammlungsfreiheit äußerte sich die aufs schärfste gereizte Stimmung der Gesellschaft zunächst wieder in der für das moderne Rußland so charakteristischen Form der Studentenunruhen, die bei uns entsprechend der Erbitterung der Gesellschaft eine weit schroffere und für die Volksbildung gefährlichere Form annahmen, als dies jemals in Deutschland vor 1848 der Fall war. Von der höchsten symptomatischen Bedeutung waren in diesem Sinne die Unruhen des Jahres 1899, die zu dem ersten allgemeinen Studentenstreik führten und die zeitweilige Schließung sämtlicher Hochschulen Rußlands nach sich zogen. Trotz der schärfsten polizeilichen Maßregeln der Regierung, die in dieser Beziehung zu dem alten Rezept Kaiser Franz II. zurückgriff und 1901 die ihrer Ansicht nach schuldigen Studenten zur Strafe in die Armee einreihte, ist seit dem Jahre 1899 das normale Leben unserer Hochschulen so gut wie gebrochen. Mit jedem Jahre steigt die revolutionäre Stimmung der Studentenschaft, die ja ihrerseits eben nur ein Bild von der steigenden revolutionären Stimmung der Gesellschaft abgibt, und das Interesse für wissenschaftliche Arbeit weicht immer mehr dem politischen Interesse. Es dürfte kaum notwendig sein, auf die höchst bedauerlichen und für die Volksbildung gefährlichen Folgen dieser Erscheinung hinzuweisen, umsomehr, da sie von der Studentenschaft selbst durchaus

anerkannt werden. Wir haben es eben hier mit einer sozialpolitischen Krankheitsform zu tun, die nur allmählich und nur dann wegfallen wird, wenn das gesamte russische Volk eine wirkliche Preß- und Versammlungsfreiheit und nicht, wie jetzt, bloß einen Schein derselben besitzen wird.

Für den engen Zusammenhang der allgemeinen gesellschaftlichen Bewegung mit den Studentenunruhen ist es höchst bezeichnend, wie die breitesten Kreise der Gesellschaft die Ermordung des Ministers der Volksaufklärung Bogolepoff, auf den formell die Verantwortung für die Einreihung einer Reihe von Studenten (gegen 200 in Kijew, 26, wenn ich mich nicht irre, in St. Petersburg) in die Armee fiel, aufnahmen. Die Gesellschaft fühlte gewissermaßen ihre moralische Verantwortung für die Studentenunruhen und da sie sich gleichzeitig vollständig außer Stande fühlte in irgend einer Form für die Verurteilten einzutreten und der Regierung ihren Protest und ihre Verachtung ins Gesicht zu schleudern, so war ihre Stimmung die niedergedrückteste, solange die Nemesis auf sich warten ließ. Wer diese Zeit nicht selbst durchlebt und durchgefühlt hat, der kann sich keine Vorstellung davon machen, wie es möglich ist, daß eine an sich so entsetzliche Tatsache wie ein politischer Mord von den zartfühlendsten und feingebildetsten Männern und Frauen als ein die dumpfstickige Atmosphäre reinigender Blitzschlag begrüßt werden konnte. Und dennoch ist es so.... Der Name des Mörders, Karpowitsch, war auf allen Zungen und der Mord selbst erregte wohl auch Grausen, vor allem aber begeisterte Zustimmung.

Eine Regierung, die dieses Namens würdig gewesen wäre, hätte aus dieser furchtbaren Erscheinung schließen müssen, daß zwischen ihrer Politik und der Gesellschaft sich ein Abgrund auftue, daß ein Beharren auf dem eingeschlagenen Wege zu einer Katastrophe führen müsse und daß somit ein Einlenken notwendig sei. Statt dessen wurde einerseits die Idee einer Reform des Schulwesens proklamiert und andererseits alles beim Alten gelassen. Aus der Reform ist selbstverständlich nichts geworden, da jede grundlegende Reform innerhalb des bestehenden absolutistischen Régime tatsächlich unmöglich ist.

Die allgemeine reaktionär-absolutistische Regierungspolitik dauerte somit fort und auch die Ermordung des Ministers des Innern Ssipjagin (2/5. April 1902) führte nur zu einer Verschärfung desselben Systems unter seinem Nachfolger von Plehwe, der mit einem bemerkenswerten Talent für polizeiliche Verfolgung aller „Unverläßlichen", wie der offizielle Ausdruck lautet, ein ebenso bemerkenswertes Fehlen jedes staatsmännischen Blickes verband.

Die Studentenunruhen einerseits, die allgemeine Befriedigung anläßlich der beiden oben erwähnten Morde andererseits, hatten aber unterdessen bewiesen, wie beträchtlich die oppositionelle Stimmung sich verbreitert hatte. Nicht minder bezeichnend war auch der außerordentliche Erfolg, den P. v. Struve mit seinem außerhalb Rußland erscheinenden Journal „Befreiung" (Oswoboshdenie) errang. Die Tatsache allein, daß dies Journal gewissermaßen zum Sammelpunkt der gesamten gemäßigten, nicht sozialdemokratischen Opposition wurde, war von der höchsten Bedeutung und bot in gewissem Sinne die Möglichkeit eine Heerschau der liberalen Elemente Rußlands zu halten. Diesen Kreisen entwuchs daher etwas später der „Befreiungsbund", der wesentlich zur Organisierung der oppositionellen Elemente beigetragen hat und einer der Begründer der oben erwähnten konstitutionell-demokratischen Partei geworden ist.[1])

[1]) Sehr schätzenswertes, namentlich für den Nichtrussen hochinteressantes Material sowohl über diesen Bund und seine Bedeutung, als auch über die russische demokratische Bewegung im allgemeinen hat mit Hilfe russischer Freunde Prof. Dr. Max Weber in dem Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik (Bd. XXII Heft 1 Beilage: Zur Beurteilung der gegenwärtigen politischen Entwicklung Rußlands) gesammelt.

Trotz all dieser Erscheinungen waren die Aussichten auf einen baldigen Sturz des Absolutismus nicht sehr glänzend, da die Volksmassen im allgemeinen in ihrer passiven Stimmung beharrten und die gebildeten Kreise zu einem eigentlichen Kampf mit der Regierung und ihrem Millionenheer offenbar zu schwach waren. Da sie fast Alles in sich vereinigten, was Talent, Kenntnis und Charakter besaß, und da die Regierung auch unter ihren Beamten überall nur unwilligen Gehorsam oder bezahlte Werkzeuge fand, so war die Opposition wohl im Stande alle Maßregeln der Regierung faktisch lahm zu legen und die Regierung sah mit jedem Tage ihre moralische Autorität schwinden. Solange aber das Volk schwieg und das Militär gehorchte, konnte die Regierung ihr Dasein weiterfristen und nur ein äußerer Anlaß, etwa ein Krieg, konnte ihre Existenz gefährden. Wenn ein solcher äußerer Anlaß nicht eintrat, blieb nur die sichere Aussicht auf eine Finanzkrisis, die im Zusammenhang mit der wachsenden Störung des Wirtschaftslebens, mit den vielfachen Hungerjahren der letzten Jahre, mit der schwierigen Lage der Industrie, in absehbarer Zeit unvermeidlich einbrechen mußte.

Es ist das Verdienst des Ministers von Plehwe diese Entwickelung außerordentlich beschleunigt zu haben. Wie es jetzt aus den Enthüllungen des bekannten Reaktionärs Fürsten Meschtschersky zweifellos feststeht, ist er einer der Hauptführer der Partei gewesen, die zum Kriege mit Japan trieb, um wie einst Napoleon III. auf diese Weise das Interesse von den inneren Fragen auf die Aeußeren zu lenken und die Autorität der Regierung durch einen raschen siegreichen Feldzug zu heben. Daß der Krieg so verlaufen würde, wie er in Wirklichkeit verlief, das hat er sich natürlich nicht träumen lassen....

Und er war nicht der Einzige, der sich über die militärische Macht Rußlands einer schweren Täuschung hingab. Außerhalb wie innerhalb Rußlands hatten nur sehr wenige das richtige Gefühl dafür, daß es in einem Staat, wo alle Initiative gebrochen, alles Gefühl persönlicher Verantwortung für das Ganze geradezu verfolgt wird, daß es in einem solchen durch und durch faulen Staat, soweit der Einfluß der Regierungspolitik reicht, nicht ausnahmsweise gesunde Teile geben kann. Die enorme Majorität des russischen Volkes ist erst durch den Krieg selbst zu dieser Ueberzeugung gebracht worden und erst im Lauf des Krieges sind ihr die Augen geöffnet worden für die ganze Nichtsnutzigkeit des bestehenden Systems.

„Der Umsturz aller gewohnten Verhältnisse, den das russische Volk jetzt durchlebt, ist so schnell und gewaltsam hereingebrochen, daß selbst viele von denen, die längst von seiner Notwendigkeit und seinem heilsamen Einfluß auf das russische Leben überzeugt waren, nicht umhin können anzuerkennen, daß sie eine derartige beschleunigte Entwicklung der russischen Befreiungsbewegung nicht erwartet haben," — so schrieb Verfasser dieser Zeilen im Frühjahr 1905 in einer russischen Zeitschrift.[1])

„Noch vor etwa sechs Jahren hätte nur ein unverbesserlicher Optimist die Ueberzeugung aussprechen können, daß in einigen Jahren der Charakter unseres politischen Lebens sich von Grund aus verändern werde, daß die Regierung selbst diese Tatsache wenigstens im Prinzip anerkennen würde und daß eine Umbildung unseres Staatslebens im Sinne strenger Gesetzlichkeit und breiter Anteilnahme der Volksvertreter an der Staatsregierung nur eine Frage der kürzesten Zeit sein werde.

„Seitdem haben sich alle Verhältnisse derartig verändert, daß eine Rückkehr zu den alten Zuständen unmöglich geworden ist...."

Alle Hoffnungen, die die Reaktion auf den Krieg gegründet hatte, er-

[1]) Prawo, Heft 15 (1905).

wiesen sich von vornherein als trügerisch. Trotz aller Bemühungen der Regierung war von einem mächtigen Aufflammen eines national-patriotischen Gefühls, das Viele erwartet hatten, von Anfang an keine Rede. Die enorme Majorität der Bevölkerung sah und verurteilte in dem ausgebrochenen Kriege einen reinen Kabinettskrieg, bestritt jeden Zusammenhang desselben mit den eigentlichen vitalen Interessen des Volkes und wünschte nur Eines, daß der Krieg möglichst rasch und mit möglichst geringen Verlusten abgeschlossen werden möge. Kriegerischen „Patriotismus" bewiesen nur sehr geringe, chauvinistische und reaktionäre Gesellschaftskreise, zu deren Vertretung gerade eine der verachtetsten russischen Zeitungen, das „Nowoje Wremja". am besten geeignet war.

Der eigentliche innerpolitische Zweck des Krieges war somit von vornherein verfehlt. Statt eine äußerliche „Beruhigung" der wachsenden Opposition zu erreichen, bot der Krieg vielmehr noch lange vor der Niederlage von Laojan und Schahe, noch lange vor der Einnahme von Port-Arthur den reichlichsten Anlaß, die Opposition zu verstärken und zwar innerhalb solcher Kreise zu verstärken, die bis dahin der oppositionellen und revolutionären Propaganda wenig oder gar nicht zugänglich gewesen waren und die sich jetzt mit wahrem Entsetzen davon überzeugten, in welch niederträchtig leichtsinniger Art die Regierung die Volkskräfte vergeudet hatte und zu vergeuden fortfuhr. Der Gedanke, es handle sich nicht um die Unzulänglichkeit der leitenden Personen, sondern um die Gemeinschädlichkeit des ganzen Systems, gewann unter diesen Umständen mit jedem Tag immer mehr Anhänger.

Die Regierung ihrerseits wollte nichts destoweniger von keinem Einlenken wissen und blieb in dem früheren Geleise polizeilicher Knebelung der Presse und willkürlicher Unterdrückung jeder Opposition. Das Resultat ließ nicht auf sich warten — am 15./28. Juli wurde v. Plehwe ermordet und die Nachricht von seiner Ermordung rief selbst in den gemäßigtsten Kreisen geradezu einen Freudentaumel hervor.

Diesmal sah sogar die Regierung die Notwendigkeit eines Einlenkens ein; die Niederlagen im Kriege, die schlechten Aussichten auf einen weiteren Erfolg (Ende Juli v. J. wurde die aus Port Arthur ausgelaufene Flotte so gut wie vernichtet), die wachsende Erregung der Gesellschaft sprachen denn doch eine zu deutliche Sprache und zu Plehwes Nachfolger wurde Fürst Sswiatopolk-Mirski ernannt, der es als seine Hauptaufgabe betrachtete, der Gesellschaft wiederum „Vertrauen" zur Regierung einzuflößen, und dementsprechend bereit war, die Zügel ein wenig nachzulassen.

Unter den gegebenen Verhältnissen hätte dieser Systemwechsel indessen nur dann einen Erfolg haben können, wenn die Regierung bereit gewesen wäre, ganze Arbeit zu machen, d. h. wenn sie eine, sei es auch recht bescheidene, Verfassung oktroiert hätte, die die nötigen Garantien eines normalen Staatslebens enthalten hätte. Die Majorität der russischen Gesellschaft hätte darin, aber auch nur darin, den Beweis erblickt, daß die weitere Entwicklung des Staatslebens in Zukunft der Günstlingswirtschaft und Regierungswillkür entzogen werde, und hätte eine Art „Märzministerium" mit Freuden begrüßt und in seiner Person der Regierung das mit Recht entzogene Vertrauen wiedergegeben. Die durch die Regierungspolitik selbst großgezogenen eigentlich revolutionären Elemente ihrerseits wären damals noch zu schwach gewesen, um einer neuen, aufrichtig liberalen Regierung irgend bedeutende Hindernisse in den Weg zu legen und hätten sich größtenteils mit Vergnügen in die neuen Verhältnisse gefügt.

Um aber zu solch einem Entschluß zu kommen, hätte es an hoher und höchster Stelle wirklicher Staatsmänner bedurft. Die faktisch regierende Hofoligarchie bewies, daß es ihr an solchen vollständig fehlt und daß sie sich ausschließlich durch ihre eigenen Interessen leiten läßt. In dem richtigen Bewußtsein,

daß ihre eigene Bedeutung und Macht ausschließlich auf dem von ihr ausgebeuteten Prinzip der Autokratie beruhe, hat diese „kleine, aber mächtige Partei“ bis auf den heutigen Tag alles getan, um einen friedlichen Uebergang zu den neuen konstitutionellen Verhältnissen unmöglich zu machen, ohne doch gleichzeitig die Fähigkeit zu besitzen, den aus allen Fugen geratenen Staat ohne eine Volksvertretung so zu lenken, daß die Masse der Gesellschaft ihr Recht auf Herrschaft anzuerkennen Grund hätte. Wenn irgendwer, so ist es diese Camarilla, die das enorme Anwachsen der revolutionären Stimmungen und Parteien verschuldet hat. Es unterliegt keinem Zweifel: solange die Hofoligarchie faktisch die Möglichkeit behält, alle die allerhöchsten Versprechungen und feierlichen Manifeste illusorisch zu machen und sie in ihr direktes Gegenteil zu verkehren, wird jede Reform der russischen Verhältnisse eine Scheinreform sein.

Das lebhafte Bewußtsein von der vollständigen Inhaltlosigkeit aller noch so friedlicher Zusagen und Versprechungen, soweit sie nicht unmittelbare praktische Konsequenzen nach sich ziehen, ist daher für die russische Gesellschaft unserer Tage gerade so charakteristisch, wie das Bestreben auf Grund von unbestimmten Zusagen sofort das weitgehendste „Vertrauen“ zu verlangen für die herrschende Oligarchie und Bureaukratie. Ob Sswiatopolk-Mirski, ob Bulygin, ob Witte, sie alle sind gerne bereit, langzielige Wechsel auszustellen, deren Einlösung jedes Mal mehr als zweifelhaft bleibt.

Nur wer von unseren Verhältnissen keine Ahnung hat, oder haben will, kann glauben, daß eine gesunde Weiterentwicklung Rußlands ohne einen scharfen und vollständigen Bruch mit dem bestehenden System absolutistisch-polizeilicher Willkürregierung möglich sei. Außerhalb Rußlands heißt es oft, die russische Gesellschaft müsse sich zunächst mit dem Scheinparlament begnügen, das wir seit Ende des vorigen Jahres besitzen, und müsse dasselbe in friedlicher Arbeit ausnützen, um Rußland durch den Druck der Volksmeinung allmählich zu einem wirklichen Verfassungsstaat mit wirklicher Volksvertretung zu machen. Der russischen Gesellschaft wird politische Unreife, demagogische Ungenügsamkeit und kindische Ungeduld vorgeworfen, weil sie die gegebenen Verhältnisse nicht richtig einzuschätzen weiß und von einem Frieden mit dieser Regierung nichts wissen will. Den wirklich konstitutionellen Parteien (wir haben, wie überall, auch solche, die unter dem Schein des Konstitutionalismus den Absolutismus erhalten wollen) wird vorgeworfen, daß sie zu „revolutionär“ sind und in ihrer Opposition zu weit gehen ...

Ich möchte die weisen Propheten, die aufrichtig so denken und schreiben, — von den bezahlten Reptilien rede ich nicht — auffordern, einmal nach Rußland zu kommen und persönlich mit anzusehen und mitzuleben, was die russische Gesellschaft seit Jahrzehnten durchlebt, und sich zu überzeugen, was die Herren Witte und Durnowo aus dem Manifest vom 17./30. Oktr. gemacht haben. Es ist sehr leicht, aber auch sehr unschön unter dem Schutz einer Verfassung und ohne die blasseste Ahnung davon, was richtige Polizeiwillkür eigentlich bedeutet, anderen Leuten wohlklingende, aber nichtssagende Ratschläge zu geben, Leuten, die täglich von Justizmorden und brutalsten Prügelstrafen (die übrigens seit 1904 gesetzlich aufgehoben sind!) nicht nur lesen, sondern persönlich mehr oder minder bedroht sind, die alle Tage sehen, wie die Regierung das Land dem wirtschaftlichen und moralischen Ruin einer Türkei zuführt. Es gehört wirklich viel moralische Roheit dazu, um davon zu reden, die russische Gesellschaft sei doch gar zu ungeduldig, wenn sie keine Justizmorde, keine Prügelstrafe, keine Verschickung nach Sibirien, ohne Recht und Gericht (auch das hat wieder angefangen!) mehr wolle ...

Möge es sich unsere Regierung und nicht minder ganz Europa gesagt sein lassen: so lange die bestehenden Verhältnisse währen, so lange wir nicht eine wirkliche Verfassung haben, so lange das Ministerium Witte nicht durch ein un-

zweifelhaft liberales Ministerium ersetzt ist, **kann von einer Beruhigung der Gesellschaft unter keinen Umständen die Rede sein.** Die Bewegung kann zeitweilig durch den brutalsten Druck, der die Zeiten der „Hyäne von Brescia" noch bei weitem übertrumpft (hat Haynau etwa Judenhetzen und Bürgerkrieg provoziert?), niedergehalten werden. Gebrochen werden kann sie nicht, und je schärfer der Druck ist, desto rücksichtsloser wird der Gegenschlag sein. Der Abgrund zwischen Regierung und Gesellschaft, der bereits im vorigen Jahre weit genug war, ist durch die Regierung des Grafen Witte hoffnungslos erweitert worden. Nicht Beruhigung steht uns bevor, sondern Kampf bis aufs Messer. Und nicht das Volk ist es, das diesen Kampf heraufbeschwört, sondern die Regierung, nicht die gemäßigten Parteien sind daran schuld, sondern wiederum die Regierung, die eine normale Tätigkeit dieser Parteien unmöglich macht.

* * *

Als ich diese Zeilen schrieb, war das letzte Manifest vom 20. Februar a. St. noch nicht erschienen und hatte die Regierung ihre Absicht, die Volksvertretung zu falsifizieren, noch nicht direkt kundgegeben. Jetzt hat sich die Lage noch mehr geklärt und noch mehr verschärft. Ich kann mit Gewißheit behaupten, daß die breitesten Kreise der Gesellschaft jede Hoffnung auf eine weitere friedliche Entwicklung verloren haben und sich an den Gedanken gewöhnen, das so lange ersehnte erste russische Parlament werde für die Anbahnung einer derartigen Entwicklung vollständig wertlos sein.[1])

---

[1]) Der vorliegende Brief ist zu lang geworden, als daß ich hier das Beweismaterial für meine Behauptungen zu geben vermöchte. Einige charakteristische Daten werde ich im nächsten Brief im Zusammenhang mit einer Behandlung unserer wichtigsten Parteien geben. Um aber ein Bild davon zu geben, in welcher Weise die Regierung Wahlmache treibt, setze ich die Uebersetzung einer geheimen Instruktion des Ministers des Innern an die sogenannten Semski Natschalniks, in deren Händen sich die gesamte Verwaltung der Bauernangelegenheiten befindet, hierher. Die Instruktion ist in der „Retsch", dem Hauptorgan der konstitutionell-demokratischen Partei abgedruckt worden und die Regierung hat trotz aller Herausforderungen der Presse es nicht gewagt, die Authentizität des Dokumentes abzuleugnen.

Die Instruktion lautet folgendermaßen:

1) Ohne sich direkt aktiv in die bevorstehenden Wahlen für die Reichsduma einzumischen, sind die Landeshauptleute nichtsdestoweniger verpflichtet, dafür zu sorgen, daß während der Wahlen keine Gewalttätigkeiten von seiten der verschiedenen regierungsfeindlichen Parteien, wie der Sozialdemokraten, Sozialrevolutionäre, der konstitutionellen Demokraten (!) u. a., stattfinden.

2) Die Landeshauptleute sind verpflichtet, mit den Bauern unoffizielle Unterredungen zu führen, um ihnen zu erklären, daß die Teilnahme an den Wahlen nicht irgend ein Recht oder eine Freiheit, sondern die Pflicht jedes treuen Untertanen ist. Indem die L. die Bevölkerung über die Programme der verschiedenen Parteien aufklären, sind sie verpflichtet, den Bauern die vollständige Unbegründetheit der Programme zu erklären, die eine Veränderung der Grundlagen der bestehenden Staatsform verfolgen.

3) Während der eigentlichen Wahlen sind die L. verpflichtet, durch Vermittlung von Vertrauenspersonen diejenigen Redner zu beobachten, die, um in die Reichsduma zu gelangen, die Bauern etwa durch unausführbare Hoffnungen auf kostenfreie Ueberlassung von in Privatbesitz befindlichen Landstücken an die Bauern zu verführen suchen. Solche Redner müssen, wenn sie etwa in die Wahlversammlungen eindringen sollten, aus denselben im Interesse eines richtigen Verlaufs der Wahlen als unruhige Elemente entfernt werden. Die Entfernung derartiger Personen aus den Versammlungslokalen der Wahlmänner hat in keinem Fall durch offizielle Vertreter der Staatsgewalt, sondern stets durch Vertrauenspersonen zu erfolgen.

4) Der Entfernung aus den Versammlungslokalen der Wahlmänner unterliegen sowohl Personen, die sich nicht in nüchternem Zustande befinden, als auch Schreier.

Die Ereignisse überstürzen sich und meine Absicht, Ihnen in Briefform eine Uebersicht unserer politischen Entwicklung seit der Zeit von Plehwes Ermordung zu geben, verliert ihr aktuelles Interesse in hohem Grade. Es handelt sich nicht mehr um das, was war, sondern um das, was sein wird. Und wir, die wir im Strudel des russischen Lebens drin stehn, wir werden von den Ereignissen des Tages derartig in Anspruch genommen, daß es auch dem Historiker schwer fällt, Uebersichten des Gewesenen zu geben, wenn der Politiker am Kommenden zu arbeiten hat.

Eins ist sicher: die Regierung setzt alles daran, um eine gehorsame Majorität in der Duma zu erhalten. Ob ihr dies gelingen wird, ob die Duma sich als eine Ja-sagen-Duma herausstellen wird, ob sie alle die Niederträchtigkeiten der letzten Zeit mit dem Mantel unterwürfiger Gemeinheit zudecken wird, das ist allerdings noch nicht endgültig entschieden. Daß aber, wenn sie es tut, Europa sich sehr irren würde, wenn sie diese Duma für vollwertig ansehen und als Ausdruck der russischen Volksmeinung betrachten würde, das ist sicher. Wenn die Herren Witte u. Comp. es darauf angelegt haben, die Duma, noch bevor sie sich versammelt hat, zu diskreditieren, so ist ihnen dies vorzüglich gelungen. Ob sie aber sich nicht damit verrechnet haben, das ist eine andere Frage. Die Herren wollen doch wohl durch die Duma ihren Kredit — Kredit im gewöhnlichen Sinn des Wortes — heben und Europa dazu bringen, der russischen Regierung aus der Patsche, in die sie geraten ist, hinauszuhelfen? Glauben diese „Staatsmänner" wirklich, daß eine Duma, die im eigenen Lande keinen Kredit hat, geeignet sein wird, ihnen außerhalb Rußlands Kredit zu verschaffen?

Was unsere Regierung aber auszeichnet, ist immer absolute Verständnislosigkeit für Menschenwürde, öffentliche Meinung und Volksinteressen, ausgesprochenster Egoismus und bodenloser Leichtsinn gewesen. Wenn dieses Regierungssystem fortbestehen könnte, wäre Rußland verurteilt, das Schicksal der Türkei zu teilen. Aber gerade darum muß und wird dieses System untergehen und wer auf eine russische Türkei spekuliert, wird sich sehr verrechnen, wer eine derartige Entwicklung mutwillig-egoistisch unterstützt, wird Sturm ernten, wo er Wind säet. Noch einmal: für Rußland gibt es keinen anderen Ausweg, entweder als machtloses Sultanat ein Spielball der Mächte — oder vollständiger Bruch mit dem System der Autokratie und machtvolles Aufleben aller Volkskräfte.

St. Petersburg, den 3./16. März 1906.

Prof. Dr. Erwin Grimm.

---

5) Die L. sind verpflichtet, am Tage vor den Wahlen dafür zu sorgen, daß Personen, die als unverläßlich bekannt sind, nicht in die Versammlungslokale der Wahlmänner zugelassen werden.

6) In den Versammlungslokalen der Wahlmänner sind Listen derjenigen Personen auszuhängen, welche auf Grund ihrer Unverläßlichkeit nicht als Kandidaten auftreten können; sollten die Wahlmänner selbst den Wunsch hegen, derartige Personen zu wählen, so sind sie darauf aufmerksam zu machen, daß derartige Wahlen, als nicht rechtmäßig verlaufen, als nichterfolgt anzusehen und zu bestreiten sind.

7) Sollten die Agitatoren die Absicht aussprechen, die Wahlversammlungen in Bauernkomitees für Teilung des in Privatbesitz befindlichen Landes zu verwandeln, so haben die L. solche Versammlungen für ungesetzlich zu erklären und sich sofort an das Militär zu wenden um die Personen, die an derartigen Komitees teilgenommen haben, zu verhaften.

8) Alles dieses ist auf das strengste auszuführen, ohne aber von seiten der Bevölkerung Murren zu erregen.

August Forel's „Hygiene der Nerven und des Geistes".

Keines der zugleich theoretischen und praktischen Wissensgebiete verlangt zu seiner Bearbeitung weitgehendere Vorstudien und Vorkenntnisse auf anderen Gebieten, als die Nerven- und Geistes-Hygiene. Nur auf Grund einer weitverzweigten naturwissenschaftlich durchdachten Lebens- und Welt-Anschauung ist die öffentliche und persönliche Verhütung der Erkrankung des Nervensystems durchführbar und zu erreichen.

Diesen Erfordernissen entspricht Professor Dr. August Forel in seinem unter dem Titel „Hygiene der Nerven und des Geistes im gesunden und kranken Zustande" zuerst im Jahre 1903 veröffentlichten und gegenwärtig bereits in zweiter Auflage erschienenen Buche. Er bietet in diesem Werke, welches den neunten Band der im Verlage von Ernst Heinrich Moritz zu Stuttgart erscheinenden, für die weitesten Kreise der Gebildeten bestimmten „Bibliothek der Gesundheitspflege" darstellt, ein geschlossenes wissenschaftliches System und errichtet in demselben die Geistes- und Nerven-Hygiene in scharfsinniger und methodischer Weise auf der Lehre vom Normalzustand der Nerven und des Gehirnes, sowie auf derjenigen von den krankhaften Nerven- und Gehirn-Vorgängen. Mit klarer, kraftvoller Sprache und unter Zuhilfenahme einer Anzahl lehrreicher Abbildungen zeigt Forel auf den nahezu dreihundert Seiten seines Buches nicht nur den Geistes- und Nerven-Gesunden, sondern auch den von Mutterleib her mit schwächlichem und widerstandslosem Nervensystem Behafteten die Mittel und Wege, um sich selbst, sowie Mitmenschen und Nachkommen vor Schädigungen des Gehirn- und Nerven-Lebens zu bewahren. In den zwölf getrennten, inhaltlich zusammenhängenden Kapiteln seines Buches gibt Forel einerseits eine gedrängte, inhaltreiche Uebersicht über die Psychologie, die Hirn- und Nerven-Anatomie, das Verhältnis der Seele zum Gehirn, sowie über die Nervenphysiologie und die Keim- und Stammgeschichte des Nervensystems, andererseits einen Ueberblick über die allgemeinen psycho- und neuropathologischen Begriffe, sowie über die Geistes- und Nerven-Krankheiten selbst und deren Ursachen, und liefert endlich in den vier Kapiteln, welche der allgemeinen Nervenhygiene, derjenigen der Zeugung oder Vererbung, ferner der Nervenhygiene des Kindesalters und jener der Erwachsenen gewidmet sind, nicht nur die zur Beurteilung der hygienischen Aufgaben nötigen Kenntnisse, sondern auch die Regeln und Grundsätze, nach denen diese Aufgaben zu lösen und zu bewältigen sind. In einem Anhange seines Buches stellt er schließlich die zur Belehrung des größeren Publikums erforderlichen Postulate der öffentlichen oder sozialen Nervenhygiene auf.

Es sind drei Hauptgesichtspunkte und -Grundsätze, welche Forel seinen nervenhygienischen Forderungen zugrunde legt.

Der erste dieser Grundsätze, welcher die Beziehungen der öffentlichen oder sozialen Hygiene zu der individuellen betrifft, und welchen Forel schlechthin als leitenden Grundsatz für die Hygiene des Seelenlebens und des Nervensystems aufstellt, lautet mit dessen eigenen Worten: „Die öffentliche oder besser gesagt die soziale Hygiene soll überall der individuellen gegenüber maßgebend sein, sobald ein Konflikt entsteht; und es gibt deren viele." Forel erweitert diesen Satz alsbald dahin, daß die Hygiene der Nation derjenigen der Familie voranstehen müsse, und erklärt ausdrücklich, daß, wenn man die Hygiene von diesem höheren sozialen Standpunkte aus auffasse — und es sei Pflicht, dies zu tun — kein Widerspruch zwischen Hygiene und Ethik bestehen könne und dürfe. In inniger Beziehung zu dem genannten ersten und zwar allgemeinen Grundsatz stehen die beiden anderen hygienischen Hauptforderungen, welche Forel formuliert und welche vorwiegend auf die Wahrung des

individuellen Geistes- und Nervenwohles gerichtet sind. Im Einklang mit den beiden Hauptnutzanwendungen, welche der Verfasser seinem Buche gibt und die einerseits den gesunden, andererseits den kranken Geistes- und Nervenzustand betreffen, berücksichtigt der erste dieser beiden Grundsätze die Erhaltung der Gesundheit der Geistes- und Nervengesunden, während der zweite direkt als eine gebieterische Forderung für die „Hygiene der Psychopathie" von ihm bezeichnet wird. „Mache dich nicht künstlich krank und töte nicht künstlich deine Nervenkräfte!" ferner: „Rückkehr zu einer einfacheren, der urmenschlichen möglichst ähnlichen Lebensweise!" ist die wörtliche Fassung, welche Forel jenen beiden Forderungen gibt.

Die drei genannten hygienischen Leitsätze bilden in ihrem Zusammenhalt ein wohldurchdachtes geschlossenes System.

Zu ihrer Begründung und Erläuterung benutzt Forel in seinem Buche nicht nur die Ergebnisse der Ethik, der Entwickelungs- und der Deszendenzlehre, der Pädagogik, der Medizin und Naturwissenschaften, der Soziologie und Psychologie, er begründet dieselben weiterhin mit der von ihm persönlich vertretenen monistischen Lebens- und Weltanschauung.

Der versöhnliche Standpunkt, welchen Forel gegenüber anderen Lebensanschauungen einnimmt, tritt an verschiedenen Stellen seines Buches deutlich zutage. „Der Nervenhygieniker", so sagt er wörtlich, „darf verlangen, daß mit Bezug auf die Förderung irdischer menschlicher Ideale die Kräfte der Offenbarungsgläubigen sich mit denjenigen der Agnostiker, Freireligiösen oder Monisten vereinigen, um bessere Zustände unserer Gesellschaft zu erzielen." Noch weiter geht er, wenn er im Anschluß an die Formulierung des ersten seiner drei oben genannten hygienischen Leitsätze erklärt: „Die Begriffe der sozialen Hygiene und der Ethik fallen sogar in einer idealen, zu erstrebenden Harmonie zusammen, mögen in den konkreten Fällen auch noch so viele Schwierigkeiten und Konflikte entstehen, die die Mängel unserer Sitten, Gesetze und Kenntnisse nach sich ziehen."

Die Forderung Forels, daß die soziale Hygiene gegenüber der individuellen maßgebend sein solle, findet insbesondere bei der speziellen Formulierung, welche er dem zweiten der von ihm aufgestellten oben erwähnten Lehrsätze gibt, weitgehende Berücksichtigung. Diese spezielle Fassung geht dahin, daß er wörtlich äußert: „Danach betrachten wir als erste und fundamentale Bedingung für die Erhaltung der Gesundheit des Nervensystems die konsequent durchgeführte lebenslängliche Enthaltung von allen Genußgiften, in erster Linie von allen narkotischen Giften und in allererster Linie von sämtlichen alkoholischen Getränken." „In dieser Forderung," so sagt Forel weiter, „dürfen wir keine Schwäche, keine Halbheit dulden. Sie gehört zur sozialen Hygiene und zur hygienischen Pflicht eines jeden Menschen gegen sich selbst, gegen seine Familie, gegen den Staat und gegen die Gesellschaft."

Auf die wissenschaftliche Begründung und praktische Durchführung dieser gegen jedweden Genuß von Alkoholicis und für absolute Alkoholabstinenz eintretenden Forderung verwendet Forel einen großen Teil seines Buches und ein ungewöhnliches Maß von Scharfsinn und Erfahrungen.

Als Hauptergebnis der in Bezug auf die gesundheitsschädliche Wirkung des Alkohols angestellten Forschungen bezeichnet er die Tatsache, daß im Gegensatz zu jenen chemischen Körpern, welche bei der einen Tierart giftig, bei einer anderen nicht so wirken, und welche daher die Annahme einer allmählichen Anpassung des tierischen Körpers an diese Gifte zulassen, der Alkohol zu jenen Substanzen gehöre, welche durchweg bei allen lebenden Organismen als spezifisches Protoplasmagift wirke. Die weitere Tatsache, daß diese Protoplasmavergiftung, zufolge Forels Ausführungen, sich auch im Bereich der weiblichen und männ-

lichen Geschlechtsdrüsen äußert, insofern sowohl die akute als die chronische Alkoholvergiftung die Keimzellen der Geschlechtsdrüsen zur Entartung bringt, liefert ihm die Veranlassung, die Lehre von der sogenannten Blastophthorie oder Keimverderbnis mit bezug auf den Alkohol einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Er kommt hierbei zu dem Ergebnis, daß die Alkoholvergiftung, indem sie einerseits in einem gesunden Menschenschlage den Grund zur erblichen Entartung lege, andererseits in der Deszendenz dieses Schlages durch erneute Vergiftung eine weitere Verderbnis der Keimanlagen nach sich ziehe, zur fortschreitenden Degeneration und zwar nicht nur im Bereiche des Gehirns und übrigen Nervensystems, sondern auch innerhalb aller anderen Körperorgane führt. Diese progressive Entartung speziell des Nervensystems in aufeinanderfolgenden Generationen kommt nach Forel u. A. dadurch zustande, daß zwischen den vererbten, beziehungsweise durch die Lebensweise der Ahnen bei deren Nachkommen ins Leben gerufenen Geistes- und Nervenstörungen und zwischen dem Alkoholismus eine verhängnisvolle Wechselwirkung bestehe, insofern jene Störungen einerseits durch den Alkoholmißbrauch erzeugt würden, andererseits wieder von sich aus zur Trunksucht disponieren und direkt Veranlassung zu deren Betätigung geben. Auf Grund des von zahlreichen Forschern über die durch Alkoholmißbrauch erfolgte Schädigung des individuellen Nervenlebens und des allgemeinen sozialen Lebens gelieferten Materiales behauptet Forel, daß etwa die Hälfte bis Dreiviertel der Idioten und Epileptiker von alkoholischen Eltern oder wenigstens Vätern abstammen, daß ungefähr 20 bis 35 Prozente der von den schweizerischen Irrenanstalten aufgenommenen männlichen Kranken direkt alkoholische Geistesgestörte seien, daß über die Hälfte der Verbrechen unter der Einwirkung der Alkoholvergiftung ausgeübt werden, daß ferner durch die letzte schweizerische Volkszählung, welche das Vorhandensein von 9000 Idioten in der Schweiz ergeben habe, festgestellt sei, daß einerseits für diese Idioten zwei Zeugungsmaxima und zwar zur Zeit der Weinlese und der Fastnacht beständen, sowie daß andererseits insbesondere in den Weinkantonen die Weinlesezeit ein gewaltiges Idiotenmaximum liefere. Im Hinblick sowohl auf diese Folgen des Alkoholmißbrauchs wie auf das Resultat der Antialkoholreform, welche in Norwegen und Schweden seit etwa fünfzig Jahren im Gange sei und welche in den genannten beiden Ländern „nicht nur einen Stillstand in der Zahl der Geistesstörungen und eine Verminderung der Verbrechen, sondern auch eine bedeutende Steigerung der Zahl der diensttauglichen jungen Männer" herbeigeführt habe, muß man Forel die Berechtigung für seine Behauptung zugestehen, daß „die weitaus wichtigste Rolle in der Vergiftung der Kulturwelt" der Alkohol spiele und daß „die systematische Alkoholisierung der Menschheit" die „schlechte Zuchtwahl" der letzteren „zur höchsten Potenz" treibe.

Auch der dritten seiner oben erwähnten nervenhygienischen Hauptforderungen, in welcher er, im Interesse der bereits mit krankhaftem Nervensystem Belasteten, Rückkehr zu einer einfachen Lebensweise verlangt, gibt Forel eine eingehende wissenschaftliche Begründung und weittragende praktische Nutzanwendung.

Vor allem sind es die sogenannten „Landerziehungsheime", welche derselbe im Hinblick auf die Verallgemeinerung und Verbreitung naturgemäßer Lebensweise aufs Wärmste begrüßt und von denen er sich u. A. eine gesunde Reform der gesamten Schulerziehung verspricht. Dem allgemeinen Programme und den Einrichtungen dieser „Landerziehungsheime", welche, wie der Verfasser angibt, nach dem Vorbilde der von Dr. Reddie zu Abbotsholme in England gegründeten Musterschule von einem deutschen Lehrer, Dr. Lietz, vor einigen Jahren in Deutschland und zwar zuerst in Ilsenburg am Harz und danach zu Haubinda in Thüringen zur Einführung gelangten, widmet er eine eindringliche, lehrreiche Besprechung. Die Hauptbedeutung, welche den genannten beiden Lietzschen und zwar für Knaben

bestimmten Anstalten, ebenso wie dem nach Lietzschem Vorbild zu Glarisegg am Bodensee gegründeten schweizerischem Knaben-Erziehungsheim und dem am Stolpersee bei Berlin für Mädchen ins Leben gerufenen Landerziehungsheim zukommt, besteht nach Forel in der Herbeiführung einer harmonischen, alle geistigen und körperlichen Fähigkeiten und Kräfte entwickelnden und ausbildenden Erziehung. Das, zum Teil höchst eigenartige, auf Erzielung körperlicher und geistiger Harmonie ausgehende Erziehungssystem genannter Landheime ist insofern für die Erreichung der von Forel in seiner dritten nervenhygienischen Hauptforderung verlangten einfachen Lebensweise der „Psychopathen" von hervorragender Bedeutung, als es geeignet ist, insbesondere der Entwicklung jener psychopathischen Geistes- und Nervenstörung, welche unter dem Namen Hysterie bekannt ist, und welche für das Wohl der Betroffenen wie deren Umgebung erfahrungsgemäß häufig verhängnisvoll wird, wirksam entgegenzuarbeiten.

Während Forel in der, zufolge obiger Darstellung, von ihm verlangten Enthaltung von jedwedem Alkoholgenuß ein negatives hygienisches Kampfmittel sieht, ist für ihn die Erziehung zur Harmonie und weiterhin die Erziehung zu idealer Lebensbetätigung ein positives Förderungsmittel der Geistes- und Nervenhygiene. In geistreichen und gehaltvollen Untersuchungen weist Forel, der durch seine Erfahrungen als langjähriger früherer Direktor der kantonalen Irrenheilanstalt Burghölzli bei Zürich und als Professor der Psychiatrie daselbst sich reiche psychiatrische Erfahrungen sammelte, in seinem Buche darauf hin, daß die wissenschaftliche Grundlage des obigen Erziehungsprinzipes u. A. in der Erkenntnis und richtigen Beurteilung jener eigenartigen psychischen Dissoziationsprozesse zu suchen sei, welche erfahrungsgemäß nicht nur der Hysterie, sondern auch dem physiologischen Schlafe, dem Traumzustand und einer Reihe anderer psychischer und nervöser Vorgänge zu Grunde liegen.

Auch auf das sexuelle Gebiet, welchem im Forelschen Buche neben den Bestrebungen für Antialkoholismus und rationelle Erziehung eine Reihe von Abschnitten gewidmet ist, dehnt der Verfasser seine auf einfache natürliche Lebensweise gerichtete Grundforderung aus. Wiederholt weist derselbe in eindringlichster Weise auf die mannigfachen Schäden hin, welche die moderne Kulturentwicklung der Betätigung des sexuellen Lebens in dessen verschiedensten Phasen zufügt.

In einer für den Geist des Buches bezeichnenden Weise schließt Forel, nachdem er seiner auf Rückkehr zur einfachen Lebensweise gerichteten Forderung Ausdruck und Erklärung gegeben hat, das zwölfte und letzte Kapitel seines Werkes mit den mahnenden Worten: „Die allgemeine Hygiene erfordert einen gesunden Geist in einem gesunden Körper. Die Hygiene des Geistes und des Nervensystems fordert aber etwas mehr. Sie findet vielfach unser Hirn vor die Alternative gestellt ‚Kultur mit Entartung' oder ‚Gesundheit mit Unkultur'. Ihr fällt daher bei der nicht aufzuhaltenden, aufwärtsstrebenden Sehnsucht des besseren Menschen nach Idealen der Erkenntnis und des Gemütes, die Aufgabe zu, die Kulturentwicklung und die Gesundheit des Gehirnes mit einander in Einklang zu bringen."

München, März 1906. Dr. Paul Tesdorpf.

Und Pippa tanzt!

Ein Glashüttenmärchen in vier Akten von Gerhart Hauptmann. (S. Fischer, Berlin 1906.)

Eine Dichtung von Robert Browning ist überschrieben Pippa passes. Pippa ist Seidenarbeiterin, ohne Vater, ohne Mutter. Es ist Neujahr, einer der seltenen freien Tage der Seidenspinnerinnen. Die arme Pippa besitzt nichts als ihre

Lieder, und ihre Träume vom Glück anderer. Sie beschließt, auszugehen am frühen Morgen, und vorüberzugehen an den Häusern derer, die in ihren Träumen sind. So geht sie vorüber am Hause Ottimas, und singt ein frommes Lied. Da kommt bittere Reue über Ottimas Geliebten, daß er den alten Luca, Ottimas Gatten, ermordet habe. Es wird Mittag. Pippa geht vorüber am Hause Jules und singt eine alte Ballade. Da ergreift tiefes Mitleid Jules und er verstößt die seiner unwürdige Braut nicht. Es wird Nachmittag. Pippa geht vorüber am Hause des Verschwörers Luigi und singt ein Lied von einem alten Könige. Da reißt Luigi sich los von Mutter und Vaterland, und bricht auf, sein Werk zu tun. Es ist Abend. Pippa geht vorüber am Hause des Domherrn und singt ein Lied von ihrer Verlassenheit. Da läßt der Monsignore, vom Pfeil des Gewissens getroffen, den schurkischen Verwalter verhaften, der Pippa um Erbe und Namen betrogen hat. Pippa aber, all der Wirkung unbewußt, geht hinein in ihre Kammer.

Diese Dichtung ist tief, klar und voll Kraft. Sie hat die wuchtige Symbolik des reifen, notwendigen, wohlgeratenen Werkes.

Das Schauspiel Hauptmanns ist oberflächlich, verworren und schwächlich. Es hat die wirre Symbolik des unausgetragenen, erklügelten, mißratenen Werkes.

* * *

Im Gastzimmer der Schenke im Rotwassergrund im schlesischen Gebirge. Tiefe Winternacht. Unter den qualmenden Oelfunzeln eine merkwürdige Gesellschaft: Waldarbeiter, Glasmaler beim Glücksspiel mit einem italienischen Glastechniker. Der Glashüttendirektor ist in der Spelunke eingekehrt. Der halbverrückte Glasbläser Huhn ist auch gekommen, der immer noch nicht fassen kann, daß die alte Glashütte vom Direktor außer Betrieb gesetzt ist. Der Direktor brennt darauf, Pippa tanzen zu sehen. Der Gauner von Italiener holt sie aus dem Schlafe: alle Tage verdient er hundert Lire nicht so leicht! Michel Hellriegel tritt herein, der kränkliche Handwerksbursche. Ganz ins Blaue hinein will er wandern, von unbezwinglicher Sehnsucht getrieben, mitten im Winter! Bei solchem Wetter will das Närrchen übers Gebirge! Tanze, Pippa, tanze! Sie tanzt mit dem Scheusal von Huhn, wundervoll leicht, zart, zierlich, dann wilder, drastischer, wie in rasendem Taumel. Halt! Jetzt hat man den welschen Hallunken erwischt, den Falschspieler: furchtbare Aufregung, alles dringt drohend auf den Italiener. Er flieht, wird erreicht, von den Wütenden erschlagen. Rasch stürzt sich Huhn auf das Kind und entführt es. —

In Huhns verfallener Hütte: Huhn keucht herein, Pippa auf seinen Bärenarmen tragend. Sie starrt ihn entsetzt an: ist denn das alles nicht ein fürchterlicher Traum? Da klopft, halberfroren, Hellriegel ans Fenster. Huhn stürzt in stierer Wut hinaus, ihn zu verjagen, aber er irrt ins Leere, und während er irrend sucht, finden sich in Liebe drinnen in der Hütte Hellriegel und Pippa. —

In einer freundlichen Baude auf dem Kamm des Gebirges. Behaglicher, etwas wunderlicher Hausrat; Bauernschränke, Kachelofen, eine Schwarzwälderuhr, ein Lesepult, zwischen Schusterkugeln eine Lampe, Steinmesser aus der Steinzeit, das Modell einer venezianischen Gondel, ein Fernrohr, orientalische Teppiche. „Mittlerweile kommt fast lautlos ein alter, ehrwürdiger Mann durch die Tür rechts herein. Er ist hoch, breitschulterig, und sein mächtiges Haupt umgibt langwallendes, weißes Haar. Sein bartloses, strenges Gesicht ist gleichsam mit Runen überdeckt. Buschige Wimpern überschatten die großen, hervortretenden Augen. Der Mann scheint neunzig und mehr Jahre alt zu sein, aber so, als wenn Alter potenzierte Kraft, Schönheit und Jugend wäre. Seine Kleidung ist ein Kittel aus grober Leinwand mit weiten Aermeln und bis unter die Knie reichend. Er trägt runde, rotwollene Schnürschuhe, und einen Ledergurt um die Lenden. In

diesem Gurt ruht, als er eintritt, seine große, edelgeformte rechte Hand. Es ist Wann." Wann ist mehr als ein Mensch: „wie einer von jenen sagenhaften Goldsucherkerlen, die das sauerkrautfressende, schweinsborsten-rüdige Rüpelgesindel in unseren Bergen Walen nennt."

Bis hieher war es möglich, den Verlauf des Stückes zu erzählen, ohne kritische Zwischenbemerkungen zu machen. Vom Beginn des dritten Aktes an nicht mehr. Denn mit ihm verliert sich das Werk in einem sonderbaren und blutleeren Mystizismus. Greifen wir nochmal auf den Anfang zurück: Keine Milieuschilderung, sondern mehr; Hauptmann hat gelernt, den Forderungen der Bühne nachzugeben. Alles was im ersten Akte gesprochen wird, hat die deutliche Absicht: erstens auf das Erscheinen Pippas zu spannen, zweitens die Falschspielerei Tagliazonis in der Richtung auszunützen, daß der dramatisch unbrauchbare Patron kalt gemacht wird. Pippas Vater geht Hauptmann im Wege um; das ist richtig empfunden. Ein phantastisches Symbol für Unnennbares wie Pippa, verträgt es nicht, daß durch einen auf der Bühne leibhaftig herumlaufenden Erzeuger jeden Moment die Wirklichkeit in ihrer derbsten Form sich vor die Phantasiegestalt dränge. Einen Venetianer aber brauchte Hauptmann als Vater Pippas, um alles mögliche Venezianische hineingeheimnissen zu können. Es sind lauter Ideenassoziationen: Glasbläser, Muraneser Glasindustrie, Venedig, Venedigermännchen (Wann), beinahe etwas Schlimmeres als Ideenassoziationen: nämlich Gedankenflucht. „Venedig und schlesisches Gebirg: wie reimt sich das zusamm?" Browning bewies einen feineren und richtigeren poetischen Instinkt, indem er seine Pippa als Doppelwaise einführte. Bei Hauptmann kann man, auch nachdem der biedere Tagliazoni abgemurkst ist, doch nie vergessen, daß er Pippas Vater ist. Wie kommt aber dieser nur allzuirdische Vater zu einer Tochter, die kein Geschöpf aus Fleisch und Blut, sondern aus Geheimniskrämerei und Konstruktion ist?

Ein erster ziemlich starker Schuß von Phantastik kommt mit dem Auftreten Hellriegels in das dramatische Gewebe. Nebenbei: bei dem Namen Hellriegel ist Hauptmann von seiner sonst nur allzulehrhaft bemerklichen Kenntnis deutscher Mythologie verlassen worden. Die Wurzel hel in Hellriegel weist auf eine Totengottheit, die später ins Dämonische umgedeutet wurde. Dieser Hellriegel gehört, seiner Vitalität nach, in dieselbe Spezies wie der pietistische Bräutigam der Rose Bernd: hektisch, temperamentlos, aus Mangel an gesundem Blut, mit einem Knacks behaftet; eine gute, einfache, in ihrer Art sogar feine Seele in einem schmächtigen, schwächlichen Körper. Dies ist seine Abstammung in der Genealogie der Hauptmannschen Gestalten. Literarisch kommt dieser Handwerksbursche ganz anderswo her. Man vergleiche einmal: „Das ist ja eine ziemlich harmonische Mordspelunke! — He, Wirtschaft! — da spielt wohl ein Mehlwurm Harmonika? — he, Wirtschaft! (Er niest.) Das scheint musikalischer Nieswurz zu sein... Wenn nachts eine Ratte nagt, so denkt man, es ist eine Sägmühle und wenn ein bißchen Zugluft durch eine Türspalte dringt und zwei trockene Buchenblättchen reibt, so meint man gleich, ein schönes Mädchen lispeln zu hören oder nach seinem Retter seufzen! — Michel Hellriegel, du bist sehr klug! Du hörst sogar im Winter das Gras wachsen! aber ich sag dir, halte deine sieben Sachen zusammen im Kopf! deine Mutter hat recht! laß dein phantastisches Gemüte nicht überlaufen, wie einen Milchtopf! glaube nicht fest und steif an alles, was nicht wahr ist, und laufe nicht einem fliegenden Spinngewebe hundert Meilen und weiter nach! — Guten Abend! — mein Name ist Michael Lebrecht Hellriegel!" In diesem gewalttätig-humorvollen Jargon spricht Hellriegel den ganzen Abend. Jetzt das Vorbild und Urbild des „ergebenst zerfrorenen Handwerksburschen": „Nachdem ich eine Strecke gewandert, traf ich zusammen mit einem reisenden Handwerks-

burschen . . . Ein Schneidergesell, ein niedlicher, feiner, junger Mensch, so dünn, daß die Sterne durchschimmern konnten, wie durch Ossians Nebelgeister, und im ganzen eine volkstümlich barocke Mischung von Laune und Wehmut . . . Bald darauf ging er in Mutwillen über und erzählte mir: „Wir haben einen Preußen in der Herberge zu Kassel, der eben solche Lieder selbst macht; er kann keinen seligen Stich nähen; hat er einen Groschen in der Tasche, so hat er für zwei Groschen Durst, und wenn er im Thran ist, hält er den Himmel für ein blaues Kamisol, und weint wie eine Dachtraufe, und singt ein Lied mit der doppelten Poesie . . ." Er machte noch einige große Anstalten zum Gehen und bramarbasierte: „Jetzt will ich den Weg zwischen die Beine nehmen!" Doch bald klagte er, daß er sich Blasen unter die Füße gegangen, und die Welt viel zu weitläufig sei, und endlich bei einem Baumstamme ließ er sich sachte niedersinken, bewegte sein zartes Häuptlein wie ein betrübtes Lämmerschwänzchen, und wehmütig lächelnd rief er: „Da bin ich armes Schindluderchen schon wieder marode."" Dies scheint mir in ganz eklatanter Weise das literarische Vorbild für Hauptmann gewesen zu sein. Die Stelle ist aus Heines Harzreise. Nur besteht ein großer Unterschied. Bei Heine nämlich fügt sich diese Episode ausgezeichnet in die wehmütig-übermütige, lyrisch-satirische Feuilletonstimmung des anmutigen Werkes. Bei Hauptmann hingegen wirkt dieser den ganzen Verlauf des Stückes hindurch festgehaltene „Humor" des Handwerksburschen erzwungen und als Verlegenheits-Charakteristik.

Das Hauptproblem ist jedoch: Was bedeutet Pippa? Denn soviel ist jetzt schon klar, daß, ähnlich wie bei Browning, auch die Hauptmannsche Pippa im Leben jeder der Hauptpersonen „Etwas" b e d e u t e t. Am glattesten liegt der Fall beim Direktor: für ihn ist sie die sinnliche Anmut, die er mit einer gewissen Roheit zu besitzen begehrt. Schwieriger ist es zu sagen, was Pippa dem alten Zottelbären Huhn sei. Ist sie sein absoluter Gegensatz, und zieht ihn ebendarum magisch an? Ist sie die Schönheit die noch in die Seele des Plumpsten, Dumpfesten hineinleuchtet? Huhn raubt sich Pippa. Aber er will sie nicht körperlich besitzen. Ihm genügt es, wenn sie nur bei ihm bleibt. Pippa aber wird angezogen von Hellriegel, der jung ist wie sie, zart-kränklich, schwärmerisch. Was bedeutet Hellriegel? Ist er jene S e h n s u c h t, die nach einem berühmten Aktschlusse der „Weber", jeder in sich trägt? Ist er der typische deutsche gestaltlose Idealist, der in dem italischen Geschöpfe sein Komplement ahnt und begehrt? Der Direktor k a n n ihn nicht verstehen, weil er eine brutal sinnliche Natur ist. Huhn haßt ihn, weil er in ihm jene Geistigkeit wittert, die Pippa anzieht.

Man sieht, ich gebe mir redlich Mühe, hinter die Geheimnisse dieses Dramas zu kommen. Aber am Ende geht es mit diesen Geheimnissen wie mit manchen venezianischen Fassaden, die nur als dekorative Opernarchitektur auf irgend einen prosaischen Mauerklotz aufgeklebt sind? Ist dies mystische Stück schließlich nur eine komplizierte Banalität? Mit dem Auftreten Wanns wird die Sache gänzlich verworren. Ich habe oben die sonderbare Beschreibung angeführt, die Hauptmann von ihm gibt. Wann durchschaut des Direktors Begehren, und läßt es ihn merken. Wann zitiert Lionardo: Se tu sarei solo tu sarei tutto tuo. Ach du lieber Himmel: das hat Hermann Bahr schon zitiert vor zehn Jahren. Wann sagt, so oft er ein Marienkäferchen sehe, höre er „die Sphären donnern", denn das Tierchen ahne ihn nicht, und doch sei er da. (Kreuzung von Michael Kramerscher und Maurice Maeterlinckscher Philosophie.) Wann zaubert, unter allerlei Hokuspokus, Pippa her: „Ihr Männer helft! Dreißig Schritt von hier stirbt der Michel im Schnee!" Wann und der Direktor stürzen mit Pippa hinaus. Inzwischen schleicht sich Huhn ein, und versteckt sich hinter dem Ofen. Wann: „Man weiß wenigstens, wenn man in d i e s e n

schwarzen Hadesbränden nach Atem schnappt (er meint nämlich das Schneetreiben!), daß man ein Kämpfer und noch weit entfernt von den Paradiesen des Lichtes ist." Welcher Jargon! Pippa, vom Direktor befragt, erinnert sich an gar nichts ihrer bisherigen Existenz mehr, nicht einmal mehr an ihren Vater. Wann: „Merken Sie was, Direktor? Was für ein alter, mächtiger Zauberer hier im Spiele ist?" Mätzchen: der Dramatiker, der an der Stelle, wo der wunde Punkt ist, nämlich das Verlassen alles festen Bodens, aus der Not eine Tugend macht und sich mit dem Zeigestab vor seine phantastische Moritat hinstellt! Der Direktor verschwindet (Hauptmann kann ihn nämlich nicht mehr brauchen, marsch, fort damit!), Hellriegel schlägt die Augen auf. Es folgt ein Dialog zwischen Wann und Hellriegel, der an gespreizter Inhaltlosigkeit schwer zu übertreffen ist: Michel redet sich immer mehr in die Vorstellung einer großen Reise hinein, Wann geht ironisch auf sein Gerede ein. Dann nimmt er plötzlich das venetianische Gondelmodell vom Tisch: „Dies kleine Fahrzeug hier hat die Märchenstadt zwischen zwei Himmeln geschaffen, nämlich jene, darin auch du, gutes Kind, ans Herz der Erde geboren bist. Denn du bist aus dem Märchen und willst wieder hinein." (Unausstehlich, dieser alte Allegoriowitsch Deutobold Mystifizinsky!) Wieder drei Seiten lang gespreizter Dialog. Dann gibt Wann dem Hellriegel das Gondelmodell in die Hand, führt Pippas Fingerchen um den Rand eines venetianischen Glases, und läßt sie ein Verschen nachsprechen, — da: „aus dem Glase, dessen Rand Pippa reibt, dringt ein leiser Ton, der stärker und stärker wird, bis sich ihm Töne zu Harmonieen angliedern, die schwellend zu einem kurzen, aber mächtigen musikalischen Sturm anwachsen, der jäh zurückbebt und verstummt. Michel Hellriegel verfällt offenen Auges in einen hypnotischen Schlaf!"

„O ich habe mehr gesehn,
Als eines Menschen Seele je erfassen kann,
Und über hyazintene Meere geht mein Flug . . .
Nun hab ich lautlos mich herabgesenkt,
Und zwischen Gärten rauscht mein Nachen still dahin . . .
In blauen Fluren spiegeln Marmorblumen sich,
Und weiße Säulen zittern im smaragdnen Grund . . .
Auf Stufen setz ich meinen Fuß, auf Teppiche,
Und eine Halle aus Korallen nimmt mich auf!
An eine goldne Pforte poch ich dreimal nun!"

Michel kann nicht hinein ins Haus: er ächzt, wie unter Albdruck — da weckt ihn Wann. In wirren Reden erzählt Michel, Huhn habe ihn nicht in den Märchenzauberpalast gelassen, in seinen Märchenpalast, wie er ihn von je geträumt. Michel geht schlafen, auch Pippa schlummert ein, Wann hält einen Monolog:

„In meine Winterhülle brach der Zauber ein.
Der Weisheit Eiswall räuberisch durchbrach er mir,
Der Goldgelockte. Obdach hab ich ihm gewährt
Aus väterlicher Seele, alter Tücke voll.
Wer ist der Fant, daß er dies Kind besitzen will?
Das göttliche, das meine Schiffe segeln macht?
Sie knacken, knistern, schaukeln leise hin und her,
Die alten Rümpfe, antiquarisch aufgehängt! —
Warum denn setz ich diesen Michel in mein Schiff,
Anstatt mit ganzer Flottenmacht aussegelnd mir,
Und im Triumph, verlass'ne Himmel wiederum
Zu unterwerfen, und als Galeone sie voran.
O, Eis auf meinem Scheitel, Eis in meinem Blut!
Du taust hinweg vor einem jähen Hauch des Glücks."

Wann geleitet Pippa in ihre Kammer. Als er zurückkommt, steht der aus seinem Versteck gekrochene Huhn vor ihm. Wann ist ein so erhabener Geist, daß er, ehe er Huhn niederringt, noch geschwind Zeit findet, zwei sechsfüßige Jamben zu machen, von denen der eine sogar noch einen Reservefuß hat:

„Du schwarzes Bündel Mordsucht! Nachtgeborner Klumpen Gier,
Keuchst du nun doch noch etwas, das wie Worte klingt!“

Huhn liegt röchelnd auf der Ofenbank. Wann zu Michel: „Mach dich gefaßt, Gottes Lob auf eine markerstarrende Weise heulen zu hören, da anders dem Einbruch der Meute nicht zu steuern ist! ... Hier rast der giftige Zahn und der weißglühende Wind, so lange er rast! Hier keltern typhonische Mächte den gellenden Qualschrei rasender Gotteserkenntnis.“ Ambros sagt einmal, es gebe, wie einen einfachen und doppelten Kontrapunkt, auch einen einfachen und doppelten Gallimathias. Ich überlasse dem Leser, ob er Wann noch den einfachen zubilligt: der doppelte ist nämlich der, bei dem sich nicht nur der Leser nichts denken kann, sondern auch der Verfasser nichts gedacht hat.

In bedeutungsvollen Rätselworten spricht Wann von Einem, den er sehnlich erwarte: es ist der Tod, der Huhn erlösen soll. Ehe er selbst geht, ihn zu suchen, warnt er Pippa: „Aber tanze du nicht etwa mit ihm!“ Avis au lecteur: Obacht, dahinter steckt etwas!

Huhn, mit Pippa und Hellriegel alleingelassen, fängt an zu sprechen. Er vergleicht Pippa mit einem Gebilde der Glasbläserkunst, mit einem Fünkchen. Pippa möchte gern tanzen, und doch graut ihr vor dem Tanze; sie bittet Michel, er solle sie halten. Aber Michel spielt auf seiner Okarina, Pippa tanzt, der alte Huhn tobt den Takt dazu, unterirdisch grollt Donner, klingeln Triangeln, Becken, Pauken, da tritt Wann ein. Huhn stirbt: „Ich mache Gläser — und schlage sie entzwei: Komm mit mir ins Dunkel, du kleines Fünkchen.“ Er zerdrückt das Trinkglas in seiner Hand, Pippa fällt tot hin. Michel aber redet von Frühlingsabgründen, von goldenen Kuppeln, Wasserpalästen, Meeren, die er sieht: er ist blind geworden. Wann: „Ich vermähle euch! ich vermähle dich mit dem Schatten! der mit Schatten Vermählte vermählt dich mit ihm!“ Michel soll hinausziehen, seinen Palast zu suchen.

Hellriegel: Ich singe das Lied von den blinden Leuten, die die große, goldene Treppe nicht sehen!

Wann: Um so höher steigst du die Scala d'Oro, die Scala de' Giganti hinan!

Bädekers Oberitalien, Seite 254. „Es ist ganz hell geworden. Wann gibt dem blinden und hilflosen Michel einen Stock in die Hand, setzt ihm den Hut auf und führt den Tastenden, aber leise und glücklich Kichernden nach der Ausgangstür. Nun setzt Michel die Okarina an den Mund und spielt eine herzbrechend traurige Weise ... Wann ... nimmt die kleine Gondel vom Tisch, betrachtet sie und spricht mit schmerzlicher Entsagung im Ton: „Fahre hin, fahre hin, kleines Gondelschiffchen!“

Ende.

— —

Dies ist, Freund Leser, Gerhart Hauptmanns jüngstes Stück.
Ich habe dirs, so gut es mir gelang, erzählt.
Doch lockt es dich, des Rätselwerkes Deutung klar
Zu wissen, frage mich nicht, frage Alfred Kerr!
Genauer noch, als Hauptmann selbst, kennt er den Sinn.
Mir scheint es dieses Schwächlich-Feinen schwächstes Werk,
Und hinterm Lampenschirm mühselig ausgedacht,
Sinnlos verworren, hilflos und doch arrogant:
Ich sehe einen Künstler, der aus seinem Kreis
Ehrgeizgetrieben austritt, nach dem fernsten Kranz

Den dünnen Arm ausstreckend, mit gespreizten Zehn
Sich reckt, und nimmer, was er brünstig giert, erreicht.
Nimm aller Himmel veilchenfarbne Wunderpracht,
Nimm all des Meeres blauaufglühnden selgen Glanz,
Urväterhausrat, Schiffsmodell und Gondelspiel,
Zweideutig Schillern mit Glasbläsereisymbol,
Nimm ahnungsvolle Phrasen, dumpf wie trüber Hall
Aus unterirdschen Tiefen, feierlichen Schwulst, —
Misch' dieses alles, Leser, wie du magst und kannst,
Betrachte dies Gewirr: du kennst es: „Pippa tanzt“.

München. Josef Hofmiller.

U. Carolina Woerner.

Zwei Bände mäßigen Umfangs liegen vor mir, bei Bruno Cassirer in Berlin vor wenigen Wochen erschienen. Ihre Verfasserin, U. Carolina Woerner, war bisher der literarischen Welt fast nur durch eine feinsinnige ästhetische Untersuchung über Gerhart Hauptmann (zweite, vermehrte Auflage Berlin 1901) bekannt geworden. Jetzt bietet sie eine doppelte dichterische Gabe, ein fünfaktiges Drama „Vorfrühling“ und eine Sammlung lyrischer Verse.

Das Drama knüpft an die hessische Erhebung an, die Freiherr v. Dörnberg im Frühling 1809 versuchte, den mißglückten Vorboten des großen Volksaufstandes, der fünf Jahre später Napoleon stürzte, verflicht aber mit den politischen Ereignissen auf das innigste das persönliche Geschick eines deutschen Patrioten und derer, die ihm am nächsten stehn, ihre seelischen Kämpfe, ihr Lieben, Hoffen und Leiden. Die formale Meisterschaft des dramatischen Aufbaus, der Szenenführung, der Entwicklung und Steigerung der Handlung innerhalb der einzelnen Akte wie im Ganzen wäre in jedem Falle bewundernswert; nichts verrät hier den Anfänger, der entweder unsicher tastet oder mit plumpen Effekten arbeitet. Geradezu verblüffend aber wirkt diese technische Vollendung, wenn man aus den Gedichten ersieht, daß die Verfasserin, seit früher Jugend durch Krankheit gefesselt, wohl niemals einer Aufführung im Theater beigewohnt hat. Ebenso verdient die einfache, lebendige, sorgfältig der Wirklichkeit nachgebildete, darum bald mundartlich gefärbte, bald mit landschaftlichen Eigentümlichkeiten durchwirkte, auch mit persönlich charakteristischen Unarten verbrämte Sprache fast durchweg unbedingtes Lob. Edelste vaterländische Begeisterung durchflammt das Trauerspiel; auch die übrigen Leidenschaften, die es darstellt, sind solcher Art, daß sie jedes gesund empfindende Herz ohne weiteres rühren können. Wenn diese Wirkung zwar in vielen, aber nicht in allen Szenen des Dramas erzielt wird, so ist daran wohl zumeist die spröde Zurückhaltung der Dichterin bei der Charakterzeichnung einiger Hauptpersonen schuld, die unmittelbarer vor unsern Augen in Leben und Handlung gesetzt sein, sich eindringlicher, vielleicht auch breiter gegen einander aussprechen und uns dadurch tiefere Blicke in ihr Inneres ermöglichen sollten. Wo die Verfasserin jene falsche Beschränkung sich nicht auferlegt, in der Szene, die dem berühmten Johannes v. Müller gewidmet ist, da offenbart sie durchaus die lebensvoll gestaltende Kraft, die uns unwiderstehlich zum Glauben an die Gebilde ihrer Kunst zwingt. So ist die Episodenfigur Müllers den Trägern der Haupthandlung an dramatischer Wahrheit und innerem Leben weit überlegen; sie vor allem zeigt die reifende Kunst der Dichterin und läßt uns von ihren künftigen Versuchen im Drama Großes erwarten.

Voll ausgereifte Kunst ist dagegen schon jetzt ihre Lyrik. Die einzelnen Gedichte sind mit weiser Sparsamkeit ausgewählt, alles in allem noch keine hundert Nummern; aber jedes ist aus echt dichterischer Anschauung und Empfindung geboren, jedes künstlerisch streng und doch ohne starren Zwang oder ängstliche

Pedanterie durchgebildet, alle zusammen in ihrer wohlüberdachten, geschmackvollen Anordnung ein Werk von eigenartigem Charakter, Reiz und Wert.

Es ist ernst betrachtende Lyrik, reich an episch schildernden Elementen in all den Bildern aus Natur und Leben, die vor uns entrollt werden. Aber, wie gern auch die Dichterin einen malerischen Zug um den andern anbringt und in gedrungener Sprache inhaltsschwere, stets die sinnliche Anschauung anregende Adjektiva und Partizipia häuft, nie beschreibt sie ruhig, überall schafft sie Handlung und Leben. Die Gegend baut sich sichtlich selber vor unsern Augen auf, See und Felswände bis zum Schneegipfel empor oder Wiese und Wald mit Gesträuchen und wogenden Bäumen; der Sonnenstrahl huscht von Stamm zu Stamm und zeigt nicht nur die Natur in unruhigem Lichte, sondern versetzt sie selbst in wirkliche Bewegung, und Springquell und Windeshauch helfen ihm dabei. So geht die Schilderung, die sich liebevoll in die kleinen und großen Erscheinungen der Natur, in den zarten Frieden der Blumenwelt wie in das wilde Rasen des Wintersturms versenkt, unmittelbar in wundersame Belebung, ja Beseelung und Vermenschlichung der Natur über. In zahlreichen Gedichten („Das Erwachen", „Die junge Pappel", „Abendphantasien", „Sturm" u. s. w.) ist diese Umbildung der Natur ins Menschliche unvergleichlich schön gelungen, am schönsten vielleicht in den melodischen Versen von der „wolkenumsponnenen", „schleierumrieselten" Luna, die sehnend durch die Nacht zum Teiche eilt und, den Schleier abwerfend, die zitternden Wellen linde streichelt. Aber auch den Stimmungen und Empfindungen ihres Herzens verleiht die Dichterin menschliches Wesen oder bekleidet sie wenigstens glücklich mit körperlicher Gestalt. So sieht sie schlummermüde den blassen Knaben mit der Mohnblüte sie umschweben oder bestellt den Verstand zum ernsten Hirten für die scheue Herde ihrer Lustgefühle. Und wie sie hier Geistiges körperhaft umzubilden weiß, so versagt ihr die gestaltende Kraft natürlich auch nicht, wenn sie äußere Szenen aus dem Leben oder aus der Welt der Dichtung und Sage mit knappen, festen Strichen zu zeichnen versucht.

Schwesterlich der Natur vertraut, mit phantasievollem Sinne sie betrachtend und ausdeutend, genießt sie dankbar, was die Allbelebende ihr an Freude und Trost spenden mag; satt schauen will sie sich, da sie, durch Krankheit gebunden, zur Entsagung, zum Leiden verurteilt, sich nicht satt leben kann. Daß alles, was sie an Glück genießt, und sei es noch so klein, auf Augenblicke nur dem Schmerz abgerungen ist, spricht sie mehr als einmal innig ergreifend aus, bald mild ergeben in ihr hartes Geschick, bald stolz ihm obsiegend: dem Schmerze dauernd vermählt, hebt sie sich mit ihm über die Erde, über die Gemeinschaft der Menschen empor; aus dem Dornkranz, der ihr Haupt drückt, sprossen ihr Blüten und Blätter, aus ihrem Leiden lebensvolle Früchte. In sich selbst trägt sie die Kraft auszudauern, und den Schein der Liebe, der die lange, sternlose Bahn ihr sanft erleuchtet. Wie sie aber von dieser innern Glut denen mitteilt, die ihr das Dunkel des Lebens zu erhellen trachten, läßt sie wieder und wieder, ohne es je ganz auszusprechen, in leisen Andeutungen ahnen, nirgends dichterisch schöner als in den Versen „Silbern die Stunde".

Ernst, gedanklich schwer ist diese Lyrik; leichter Humor findet in ihr nur ganz selten ein dürftiges Plätzchen. Aber echte Lyrik ist es von Anfang bis zu Ende, erlebte Poesie und wahrhafte Poesie. Töne des Herzens vernehmen wir, nicht etwa nur Worte aus geistreicher Ueberlegung entsprungen, Töne in vollrauschenden Weisen, die dem künstlerisch gebildeten Ohr sich einschmeicheln und mächtig in die Tiefen des Gemüts hinabdringen. Keiner, der einen offenen Sinn für Poesie hat, wird sich ihrem Zauber entziehen können.

München, 27. Februar 1906. Franz Muncker.

Neue Erscheinungen der kunstgeschichtlichen Literatur.

Das Leben der niederländischen und deutschen Maler von Carel van Mander, herausgegeben und übersetzt von Hanns Floerke. (München bei Georg Müller 1906.) Das treuherzige und gewissenhafte Malerbuch Carel van Manders, das im Anfang des 17. Jahrhunderts erschienen ist, bedeutet für unsere nordische Kunstgeschichte etwas ähnliches wie Vasaris Lebensläufe berühmter Künstler für die italienische. Das Buch ist aber so sehr leicht nicht zu lesen. Die rhetorischen Gewohnheiten der Niederländer von Manders Zeit haben einen kuriosen Stil mit merkwürdig verschlungenen Gedankengängen hervorgebracht, in die wir heute uns nicht mehr gern und jedenfalls nicht mehr leicht versenken können. Auch ist das Buch, besonders in der Originalausgabe, nicht in jedermanns Hand. So ist es ein sehr schätzenswertes Verdienst, daß Hanns Floerke eine Parallelausgabe von ihm besorgt hat, wo dem Text die sehr geläufige Uebersetzung gegenüber gedruckt ist. Wenn man etwas wünschen möchte, so ist es das, daß die Uebersetzung sich philologisch strenger an den Text schließe, denn sie ist eben doch nicht so exakt, daß man nach ihr zitieren dürfte. Bis jetzt ist nur der erste Band erschienen. Vielleicht kann im zweiten Band auf diesen einzigen und nicht unbescheidenen Wunsch Rücksicht genommen werden. Ein Vorzug des Buches sei aber schon hier kurz erwähnt. Carel van Mander hat sich manchesmal geirrt, und auch sonst sind seine Angaben für den heutigen Leser nicht immer ohne weiteres hinzunehmen. Er bedarf der wissenschaftlichen Interpretation. Diese gibt Floerke in am Schlusse folgenden Anmerkungen unter sorgfältiger Benützung der neueren Literatur. So ist diese Parallelausgabe ein Ganzes, das alle Anerkennung verdient.

Karl Wörmann, Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. 2. Band. (Leipzig 1905. Verlag des Bibliographischen Instituts.) Vor kurzem ist der zweite Band von Wörmanns Allgemeiner Kunstgeschichte erschienen. Er behandelt die christliche Kunst von ihren Anfängen bis zum Ende des 15. Jahrhunderts. Das Werk ist ein staunenswertes Denkmal deutschen Gelehrtenfleißes. Der Verfasser verfolgt an der Hand der sehr umsichtig behandelten Literatur die Entwickelung der Kunst auf allen Gebieten und zwar in sehr eingehender Weise. Das ist eine riesenhafte Aufgabe, die bis jetzt noch niemand mit ähnlicher Gründlichkeit zu lösen unternommen hat. Es wäre nun ein Irrtum, zu glauben, daß Wörmann sich einfach an die jetzt herrschenden Meinungen hält und daß er also mehr referiere und zusammenstelle als selbständig arbeite. Das ist nicht der Fall. Wörmann übernimmt aus der so weit verzweigten Literatur die Angaben nicht, ohne sie erst überprüft zu haben. Die ganze kunstgeschichtliche Welt ist voll Bewunderung für die ungewöhnliche Leistung des Dresdener Galleriedirektors, die allerdings nur denkbar ist bei einem Mann, der so viel gereist ist wie Wörmann und dem so reiche Mittel zu Gebote stehen. Einwandfrei ist freilich das Werk nicht. Obwohl der Verfasser sich alle Mühe gegeben hat, die Entwicklung der Kunst durch die einzelnen Jahrhunderte in freiem Fluß der Schilderung darzustellen, so ist das Buch als Ganzes doch schwer lesbar. Die Aufgabe war zu schwierig und ist zur Zeit wohl auch noch nicht zu lösen. Als Nachschlagewerk dagegen behauptet Wörmanns Kunstgeschichte wohl ebenso für Dezennien hinaus die erste Stelle wie die von Woltmann und Wörmann herausgegebene Allgemeine Geschichte der Malerei.

München Karl Voll.

Von der wissenschaftlichen Kritik.

Man erinnert sich noch des Sturms im Wasserglase, den Sudermann vor etlichen Jahren gegen die Berliner Theaterkritik erregt hat. Solche Ausbrüche von Schaffenden, die aus mehr oder weniger berechtigter Gereiztheit entspringen, pflegen hin und wieder zu erfolgen, und man braucht sie nicht gerade tragisch zu nehmen. Aber auch die rein sachlichen Debatten über die Kritik, die mit persönlicher Nervosität nichts zu tun haben, nehmen kein Ende. Neuerdings hat sich sogar eine Zeitschrift aufgetan, die ausschließlich der Kritik über die Kritik gewidmet sein will. Es ist also noch lange nichts mit der „Kunst zu schweigen". Die Erörterungen beziehen sich so gut wie ganz auf die Kunstkritik. Man ziehe daraus aber nicht etwa den Schluß, daß bei der wissenschaftlichen Kritik alles in bester Ordnung sei! Das wäre ein Irrtum, gegen den sich wohl einmal zu Felde zu ziehen verlohnt.

Ueber poetische und belletristische Erscheinungen vermag ja schließlich jeder Gebildete etwas halbwegs Vernünftiges zu sagen, und es kommt vor, daß ein fein empfindender Laie, der mit einer von allem Handwerksmäßigen freien Naivetät an ein Kunstwerk herantritt, diesem ein weit besserer Interpret wird als ein Berufskritiker, der sich seine bestimmten Schablonen ein für allemal zurechtgelegt hat. Ganz anders im Bereiche der wissenschaftlichen Literatur, deren sachgemäße Beurteilung unter allen Umständen ein gewisses Maß von Fachkenntnissen erfordert. Genau genommen, dürfte hierin der Rezensent eines gelehrten Buches hinter dem Verfasser nicht zurückbleiben; er müßte eigentlich dieselbe Arbeit, die dieser getan hat, nachprüfend nochmals leisten, die gesamte einschlägige Literatur vergleichen, um einen richtigen kritischen Maßstab zu bekommen. Wie will beispielsweise jemand die Brauchbarkeit einer kritischen Dichterausgabe würdigen, ohne sich selbst auf die Textkritik tief einzulassen? Mit Stichproben, die sich oft als recht trügerisch erweisen, ist es allein nicht getan. Man hat es denn auch in der Tat schon erlebt, daß die Unzulänglichkeit eines von der Kritik in allen Tonarten gepriesenen wissenschaftlichen Werkes, das seinem Autor einen Namen machte, an den Tag kam, sobald — es mochten Jahre dazwischen liegen und jener längst tot sein — ein zweiter Gelehrter über dasselbe Material herfiel und es nochmals gründlich bearbeitete.

Die ideale Forderung, daß der Rezensent den Stoff genau so wie der Verfasser beherrschen soll, läßt sich natürlich praktisch in ihrem ganzen Umfange nicht wohl durchführen. Sie birgt auch die Gefahr in sich, daß dann die Kritik den wissenschaftlichen Konkurrenten preisgegeben ist, von denen sich manche ein Vergnügen daraus machen, an den nicht von ihnen herrührenden Veröffentlichungen herumzunörgeln. Häßliche Polemiken und Fehden sind schon auf diese Weise entstanden.

Es kommt natürlich auch auf den Grad der Wissenschaftlichkeit an. Je mehr ein Werk in das Gebiet der Fachgelehrsamkeit schlägt, desto strenger muß an der Forderung festgehalten werden, daß auch die Referenten Spezialisten sind. Uebrigens regelt sich dieses Verlangen teilweise von selbst. Wer eine Monographie über eine altägyptische Dynastie besprechen wollte, ohne etwas vom Aegyptiologen an sich zu haben, müßte schon ein sonderbarer Schwärmer sein. Handelt es sich dagegen um Schiller, so glaubt sich jeder nächstbeste Schriftsteller, zumal wenn er das nötige Quantum Jubiläumsbegeisterung mitbringt, berechtigt, dreinzureden. Wo die Grenzen der Populärwissenschaft beginnen, nimmt aber auch das größere Kulturinteresse seinen Anfang. Die strenge Fachwissenschaft ist eine Augurenangelegenheit eines verschwindend kleinen Prozentsatzes der Nation. Die Populärwissenschaft dagegen, von der ein großer Teil des Volkes, und nicht der schlechteste, seine geistige Nahrung bezieht, muß einen Gegenstand der besonderen öffentlichen Fürsorge bilden. Es ist da von außerordentlicher Wichtigkeit, an was für Führer

die Menge, die der Beratung nun einmal bedarf, gerät. Gebildete Männer, die in den betreffenden Gebieten einigermaßen heimisch sind, werden, wofern sie sich nur die Mühe nehmen, die Bücher gründlich zu lesen, zum mindesten ein zutreffendes Gesamtbild zu geben vermögen. Bei dem großen Bedarf an Rezensenten sehen sich die Redaktionen auf solche angewiesen. Aber von einer richtigen Auswahl hängt sehr viel ab. Es ist wohl kaum nötig, vor unsern großen Zeitungen, die in der Tat sich um die Populärwissenschaft beträchtliche Verdienste erworben haben und täglich erwerben, eine Verbeugung zu machen und ausdrücklich zu erklären, daß sie im allgemeinen für populärwissenschaftliche Kritik alles tun, was sich billigerweise erwarten läßt. Indessen gibt es doch auch Redaktionen, die in der Verteilung der Referate merkwürdig ungeschickt oder oberflächlich verfahren. Anererbten alten Inventarstücken, die ihr bischen Brot behalten sollen und dafür Mädchen für alles zu machen haben, wird ein Schock Bücher hingeworfen, und sie mögen dann zusehen, wie sie zustande kommen. Die Kritiken über die Schillerjubiläumsliteratur, die überhaupt zu diesen Betrachtungen den Anstoß gegeben haben, gestatteten einen höchst lehrreichen Blick in die Tiefen vieler literarischer Handwerksstätten. Ein solches Unvermögen, zwischen der bloßen wertlosen Büchermacherei, die aus Anlaß dieses Jahrhundertfestes üppige Blüten getrieben hat, und Erscheinungen von dauernder Bedeutung zu unterscheiden, wie es in zahlreichen Blättern, und nicht nur in kleinen, zum Vorschein kam, läßt doch darauf schließen, daß etwas faul sein muß im Staate Dänemark. Die Tausenden, die sich zu Schillers Ehren nach dem Rate der gerade von ihnen gelesenen Zeitungen gerne die eine oder andere Festschrift erwerben wollten, standen den in Bausch und Bogen allen Werken und Machwerken fast gleichmäßig gespendeten Lobpreisungen verwirrt und hilflos gegenüber.

In der Regel fährt das Publikum freilich immer noch weit besser, wenn solche Besprechungen in die Hände auch minderwertiger Mitarbeiter gelegt, als wenn sie in den Redaktionsstuben selbst zusammengebraut werden. Nicht als ob nicht viele deutsche Zeitungsredakteure vorzüglich befähigt wären, populärwissenschaftliche Werke richtig zu bewerten. Nur haben sie meist im Drange ihrer vielfältigen aktuellen Geschäfte nicht die Zeit dazu, sich mit derartigen Dingen, die für sie doch nicht viel mehr als Lappalien sind, eingehend zu beschäftigen oder auch nur die Bücher zu lesen. Man kann sich der Gründe mancherlei denken, warum Redaktionen sich mit Rezensionen selbst abmühen, statt sie Mitarbeitern anzuvertrauen. Es ist so bequemer und billiger zugleich. Man spart das Honorar und braucht nicht nach geeigneten Referenten Umschau zu halten, die ohnehin nicht immer ohne weiteres zur Verfügung stehen. Vielleicht will sich auch die Redaktion das Buch, das nach allgemeinem Rechtsbrauch sonst dem Kritiker zufiele, reservieren. Gleichviel. Die Folge wird immer dieselbe sein: oberflächliche und nichtssagende Anzeigen auf Grund von Vorreden (diese Eselsbrücken für gewissenlose Kritiker!) und Waschzetteln, während das Buch selbst im besten Falle nur angeblättert worden ist. Das ist so recht im Sinne der Verleger, da dabei von absprechender Kritik kaum die Rede sein kann. Sie haben solche „waschzettelfromme" Zeitungen besonders ins Herz geschlossen. Es kann indessen unmöglich die Aufgabe dieser sein, die Geschäfte der Buchhändler zu besorgen, vielmehr sollen sie dem Publikum, das in sie sein Vertrauen setzt, in erster Linie redlich dienen. Der Eingeweihte lächelt ja, wenn er solche mit dem Redaktionszeichen versehene Anzeigen bemerkt, die wenigstens meist durch schamhafte Kürze und mitunter durch noch schamhafteren Kleindruck bestechen und häufig in einem verborgenen Winkel des Blattes sich verstecken, und geht darüber zur Tagesordnung über. Aber es gehört nun eben einmal nur eine verhältnismäßig kleine Anzahl zu den Eingeweihten. Die Menge sieht es überhaupt nicht an, wer eine Rezension ge-

schrieben hat. Die Person des Rezensenten, mag er nun mit seinem Namen zeichnen oder nicht, ist für sie, soweit er nicht etwa zu ihren persönlichen Bekannten gehört, nicht von erheblicher Wichtigkeit. Man läßt sich an der Tatsache genügen, daß etwas gedruckt ist und in der Zeitung gestanden hat. In dieser Vertrauensseligkeit vieler naiven Leser liegt für die Zeitungen eine um so ernstere Mahnung zur Vorsicht. Man sieht auch gar nicht ein, warum die Redaktionen mittelgroßer oder gar kleinerer Blätter den Ehrgeiz haben, eigene Kritiken zu bringen. Wenn schon einmal kritisiert sein muß, dann sollen sie sich auch in diesem Stück an Korrespondenzen halten, aus denen ja ohnehin so viele Weisheit bezogen wird. Weder Zeitungen noch Autoren fahren übrigens bei diesem System schlecht. Spezialkorrespondenzen für Buchkritik dürften allerdings noch nicht existieren; aber vielleicht lohnt sich die Mühe, einen Versuch damit zu machen. Nur hinge der Erfolg selbstverständlich von den richtigen Kräften für Leitung und Mitarbeiterschaft ab.

Stuttgart. Rudolf Krauß.

Der deutsche Gargantua[1]) und der deutsche Rabelais.

Lachen gilt Rabelais als das Mittel gegen Lebensleid und Weltschmerz. „Lachen ist dein Menschenvorrecht" stellt er in seiner captatio benevolentiae dem Leser vor — der Uebersetzer hat „Menschenvorrecht" in „Menschengut" geändert und damit wieder ein schlagendes Beispiel geliefert für die Art Opfer die dem Reim nicht gebracht werden dürfen.

Rabelais, der unabhängigste Geist der vielleicht je gelebt hat, vermochte, nachdem er sich zum Ueberfluß mit dem gesamten Wissen seiner Zeit abgegeben hatte, die Wichtigkeit die Bildung und Einbildung dem „flimmernden Stäubchen im Sonnenschein" (Kußmaul) zu verleihen pflegen, nicht ernst zu nehmen. — Zuvörderst vergleicht die behagliche Pracht des animalischen Menschen mit euch, ihr Wichtigtuer; und dann seht, was für eine phantastische, unsinnige Dichtung aus all eurem Menschlichen-Allzumenschlichen, aus euren Sorgen, eurer Bemühung, eurer Würde, mein Hirn macht: rufen die fünf Bücher des Pantagruel, deren erstes der Gargantua ist, in die Jahrhunderte hinein. Denn mit wie sicherer Hand hat Rabelais nur die wesentlichen, allgemeinen und unvergänglichen Menschlichkeiten seiner Darstellung gewürdigt; und wie trostlos zeitgemäß und vergänglich erscheint daneben wiedereinmal fast unser ganzes gegenwärtiges Schrifttum! — So erschrieb sich Rabelais gute Laune und Freiheit innerhalb seiner Zeit. Und im übrigen mag der Pantagruelismus — „une certaine gaieté d'esprit confite en mespris des choses fortuites"; man schlage besser die Wörterbücher nach! — von ihm erfunden worden sein weniger zur Unterhaltung seiner Kranken, als vielmehr dazu, von Zeit zu Zeit, als ein warmer herrenhafter Föhn aus dem Lande jenseits von Gut und Böse, insbesondere über die Hochgebirgler herzugehen! —

Der deutsche Gargantua zeigt ein bißchen ein anderes Gesicht. Die Uebersetzer sagen in ihrem Nachwort: „schließlich ist es doch ein ander Ding, dem Humanisten- und Scholastikerzöpflein etwas an die Haare zu gehen, als eine Kastration in maiorem philisterii gloriam vorzunehmen. Und davor haben wir

[1]) Des François Rabelais, weiland Arznei-Doktors und Pfarrers zu Meudon, Gargantua; verdeutscht von Engelbert Hegaur und Dr. Owlglaß. Verlegt bei Albert Langen, München 1905. (Jetzt: Zweites Tausend. Die Redaktion war bereits seit November im Besitze dieses Aufsatzes. Inzwischen hat der Verlag Georg Müller in München eine durch Wilhelm Weigand besorgte Neuausgabe der Regisschen Uebersetzung auf Subskription angekündigt.)

uns gewissenhaft gehütet". Das wird niemand zu bestreiten einfallen der das Buch gelesen hat. Es wimmelt von Wörtern die bei Goethe — und bei Dichtern der neuesten Zeit auch noch gelegentlich — durch .... Punkte ersetzt zu werden pflegen. Wir hätten diesen deutschen Gargantua wohl nicht bekommen, hätte ihm nicht ein resoluter Mediziner die Seele besorgt; vielleicht aber hätte auch kein resoluter Mediziner einem Gargantua solch eine Seele besorgt, wäre da nicht siebzig Jahre früher ein Doktor der Rechte in der Beherztheit inbezug auf Rabelais vorangegangen — wovon nachher noch die Rede sein wird. Dieser Hegaur-Owlglaß'sche Gargantua nimmt sich ganz aus wie das Buch eines von zeitgemäßen Absonderlichkeiten und von der Moralisterei in einem allerdings unwahrscheinlichen Maße befreiten Deutschen zwischen Luther und Grimmelshausen; und die Franzosen hätten ihre schwere Mühe, wollten sie sich aus diesem deutsch-humanistischen wieder einen gallischen Gargantua er-übersetzen. Die Uebertragung ist von gelegentlicher Willkür nicht frei und verfährt durchweg eigenmächtig im Ausdruck, ein paarmal wo das Original dem Uebersetzer nicht genug Gelegenheit gab seine Kraftausdrücke anzubringen, auch wohl zu besserer Abrundung, hat er deren von sich aus hinzugefügt. Die einmal angenommene Haltung und Vortragsweise aber wird mit bewundernswerter Meisterschaft von der ersten bis zur letzten Seite durchgeführt, und es entsteht so ein Buch von einheitlichem und ausgeprägtem Gusse — worauf es schließlich allein ankommt.

Dem Ur-Rabelais nun merkt man doch an, daß der Dichter Rabelais nicht die ganze Persönlichkeit Rabelais ist. Sondern wenn Rabelais zu seiner Erholung und in vergnügten Stunden Gargantua und Pantagruel vornimmt, setzt er alsbald eine Mephistopheles-Miene auf und verspielt sich nun allerdings keinen Augenblick in der Rolle. Im übrigen aber ist Rabelais auch Arzt, Pfarrer u. s. w., und es wird ausdrücklich berichtet, daß er auch diese Rollen zur vollkommenen Zufriedenheit seiner Anbefohlenen durchführte. Dieser deutsche Rabelais hingegen hat gewiß nicht en buvant et mangeant geschrieben, sondern er scheint mit Aufwendung eines zielbewußten Ernstes und beträchtlicher Seßhaftigkeit um den Ausdruck zu ringen, und „seinem Werke zu leben", wie ein gotischer Holzschnitzer. Jedes Wort dieses mustergültig geschriebenen Buches — man wundert sich nun umsomehr darüber daß Dr. Owlglaß im „Sauren Apfel" mehrfach zu außergewöhnlich schlechten Reimen das Gewissen gehabt hat — scheint sorgfältig hin- und hergewandt zu sein vordem es sein Exequatur erhalten hat. Wo im Original eine gleichgültige Wendung steht, wendet die Uebertragung das Ding vielfach ganz bestimmt, sodaß dieser deutsche Gargantua tatsächlich ein wesentlich tiefer ausgearbeitetes Relief zeigt als der französische. Für die anscheinende Sorglosigkeit des Stils im Französischen tauscht Rabelais deutsch eine jede Undeutlichkeit ausschließende Wucht des Ausdrucks ein. Ebenso lacht der Franzose ein übermütiges aber doch halb verhaltenes Lachen. Von dem Deutschen kann man einigemal nicht anders sagen als: er gröhlt aus seinem feisten (Deutsch-Renaissance-) Gesicht.

Das Herrenkleid ist also diesem livre seigneurial — übersetzt in: „erhabenes" Buch — bei der Uebertragung teilweise ausgezogen worden. Man traut diesem deutschen Rabelais nicht ganz das überlegene Spiel mit Königen und Päpsten zu das den Franzosen ausgezeichnet hat, „dessen Schicksal war von den Kleinen gehaßt und verfolgt, von den Großen aber geschätzt und beschützt zu werden". Ebenso findet man angesichts dieses deutschen Gargantua den Ausspruch Balzac's, der Rabelais den größten Geist der modernen Menschheit nennt, „den Mann der Pythagoras, Hippokrates, Aristophanes und Dante zusammenfaßte", einigermaßen unerhört. Dafür haben uns Hegaur-Owlglaß ein im höchsten Maße in seiner Art vollendetes Buch beschert, nicht ohne die stilgerechte, zuweilen sinnverwirrende und selbstgefällige Barock-Ueppigkeit des Ausdrucks, eben einen Gargantua wie

er ausgefallen wäre wenn einem Deutschen seinerzeit eingefallen wäre ihn zu schreiben. —

Kurzum: wir hätten da den deutschen Gargantua vor uns, ein unverlierbares Buch unserer Literatur, mit Schlegels Shakespeare-Uebersetzungen auf eine Stufe zu stellen — wenn wir nicht bereits einen vollständigen, den Gargantua also einbegreifenden, deutschen Rabelais hätten, der diesem Hegaur-Owlglaß'schen Gargantua den Rang schwer streitig macht.

Der Titel dieses Werkes ist: Meister Franz Rabelais, der Arzney Doktoren, Gargantua und Pantagruel, aus dem Französischen verdeutscht, mit Einleitung und Anmerkungen — von mehr als dem doppelten Umfang des Textes — u. s. w. herausgegeben von Gottlob Regis, B. R. R. Bacc. Leipzig, 1832 [1]).

Zumteil gilt was oben über Hegaur-Owlglaß im Vergleich zum Original-Rabelais gesagt ist, auch von Regis. Es scheint überhaupt keine andere Sprache im Geiste so grundverschieden von der deutschen zu sein wie eben die französische. Vergleicht man im einzelnen, so findet man daß in der Freiheit der Uebertragung Hegaur-Owlglaß und Regis sich abzulösen scheinen. Hier und da findet sich bei Regis ein veralteter Ausdruck oder ein ungeläufig gewordenes Fremdwort. Auch ist Hegaur-Owlglaß dem Regis in der deutschen Grammatik und in der Richtigkeit der Verbalzeiten über, und die Fassung im einzelnen, die Wahl der Schimpfwörter und anzüglichen Ausdrücke, auch die Namengebung ist vielfach bei Hegaur-Owlglaß treffender. Aber schon wenn man sich kapitelweis für Hegaur-Owlglaß oder Regis zu entscheiden hätte, würde man schwanken. Wenn aber Regis ausreicht, leidet Hegaur-Owlglaß vielleicht an einem Zuviel an aufgewandter Kunst. Gerade vielleicht dadurch daß Regis nicht so sehr auf den restlosen Ausdruck erpicht ist, vermag er bei der Uebertragung etwas mehr von der Grundeigenschaft des livre seigneurial festzuhalten. Und eben weil er etwas weniger historisch-stilrecht ist, steht er unserm heutigen Geschmack fast näher als sein siebzig Jahr späterer Nachfolger. In den Verspartien aber — etwa vom letzten Gedicht abgesehen — ist Regis weitaus der Ueberlegene. Während Hegaur-Owlglaß bei den Versen plötzlich in einen dickblütigen Grimm zu geraten scheint, nimmt Regis mephistophelischen Tanzschritt an. Auch die Anwandlungen einer lyrischen Melancholie, die man im Tonfall vieler Verse — auch gelegentlich an Prosastellen — bei Rabelais durchzuhören glaubt, rettet Regis herüber. Und indem er zugleich bemerkenswert treu übersetzt, wird er in der Nachahmung des seltsamen Effekts der gehäuft wiederkehrenden gleichen Vokale zu einem geradezu genialen Neuschöpfer, der mit diesen Wirkungen in unserer ganzen Literatur vielleicht einzig dasteht.

Man lese laut — was stets die Probe auf Verse zu sein hat; da kein Mensch (mehr) wirklich „hört" indem er liest, obgleich dies alle behaupten!

Geizkrägen alle, bleibt mir vor der Türe,
Lotfälscher, Bettelsäcke, Weinverfärber,
Knickrige Burschen ihr und Zinsvampyre,
Arschkriecher, Speichellecker, Gnadenwerber!

[1]) Es wäre eine zeitgemäße und selten dankbare Aufgabe, von diesem erstaunlichen Buch aus dem Todesjahr Goethes einen Neudruck zu veranstalten; womöglich einen wohlfeilen. Eigentlich gehören gerade derartige Neudrucke in die billigen allgemein bekannten und erreichbaren Sammelbibliotheken der Reclam, Hendel, Meyer 2c. und zwar stets in unbedingt unveränderter Gestalt; dazu dürfte unser Volk, soweit es liest, reif sein; — leider hat Reclam inbezug auf Verstümmelungen unserer älteren deutschen Literatur bereits ein schweres Sündenkonto und scheint auf diesem Wege weiterzuschreiten. — Auch sollten wir uns allmählich gewöhnen den Vor-Lessingischen Schriftstellern allen, in besonderen Fällen aber, wie z. B. bei Regis, auch Späteren die ihnen eigentümliche Rechtschreibung zu belassen — wie das die Franzosen mit den ihren tun.

Ihr rauft und rafft, ihr windet euch und hetzt
Mit scheelem Maul nach immer neuem Schatze,
Bis euch der Tod sein Ultimo versetzt
In eure griesgramschiefe Lästerfratze.
Ihr Bittermäuler hebt euch weg von hier!
Für Essigköpfe gibt's da kein Quartier!
(Hegaur-Owlglaß)

lautet bei Rabelais:	bei Regis:
Cy n'entrez pas, vous, Usuriers chichars,	Hie kommt nicht her Filz, Lollhart, Wucher-Pack
Briffaulx, leschars qui tousjours amassez,	Mit Heller-Plack, ihr die ihr scharrt und schabt,
Grippe-minaulx, avalleurs de frimars,	Krell-Kater, Knauser, satt vom Nebelschmack,
Courbez, camars, qui en vos coquemars	Krumm-Nack, Platt-Nasen, die an tausend Plack
De mille marcs jà n'auriez assez;	In Topf und Sack nicht zur Genüge habt,
Poinct esguassez n'estes, quand cabassez	Euch nimmer labt wenn man euch drin begrabt
Et entassez, poiltrous à chiche face;	Und voll begabt; dem Teufel in die Tatzen
La male mort en ce pas vous deface.	Ihr Memmen fahrt mit euren Hungerfratzen.
Face non humaine	Fratzen von Solchen
De tels gens, qu'on maine	Nicht Menschen, Molchen
Raire ailleurs, ceans	Weiset von hier
Ne seroit seans;	Fort zum Barbier.
Vuidez ce dommaine,	Denn wir erdolchen
Face non humaine.	Fratzen von Solchen.

Schließlich ist pro Regis noch zu sagen, daß er uns den ganzen Rabelais gibt, und daß sich bei ihm Gargantua als das einfügt was er im Original ist: die unterste, rohst behauene Stufe des Denkmals das Rabelais dem sieghaften Verstand gesetzt hat.

Heidelberg. Wilhelm Zaiß.

Karlsruher Theater.

Die Condottieri. Schauspiel in vier Akten von Rudolf Herzog. Uraufführung am 9. Januar 1906. Buchausgabe bei Cotta, Stuttgart 1905.

Im Mittelpunkt dieses neuen Renaissancedramas steht der Condottiere Bartolomeo Colleoni (1400—1475), dessen ehernes Reiterstandbild, von Verrochios Hand geschaffen, auf den Platz vor der Kirche San Giovanni e Paolo zu Venedig herabblickt. Er hat, wie die geschichtliche Ueberlieferung berichtet, der Stadt Venedig ein Vermögen von hunderttausend Goldgulden vermacht und sich als Gegenleistung dafür das Reiterdenkmal ausbedungen. Der moderne Dichter stellt ihm in Giovanni Nemo einen Sohn zur Seite, der die Frucht eines Liebessieges des liebesgewaltigen Condottiere über die königliche Johanna von Neapel ist. Der ruhmbegierige Sproß des alten Söldnerführers tritt in die Fußstapfen seines Vaters; auch darin, daß er dessen bisherige Geliebte, die Dogaressa Beatrice, in stürmischer Leidenschaft umwirbt. An Stelle des Vaters erficht er in der Fehde Venedigs mit Ferrara einen entscheidenden Sieg über die Feinde, während jener im Palaste zurückbleibt und die heimliche Zusammenkunft mit Madonna Isabella, die den berühmten Heerführer zum Uebertritt in Ferraras Dienste bewegen will, zu einem letzten, längst ersehnten Liebesabenteuer mit der schönen und berüchtigten Ferrareserin nützt. Aber es zeigt sich, daß der Arzt im Rechte war, als er dem Colleone riet, „Bachus und Venus jüngeren Kräften" zu lassen. Der zweite Akt trifft den Condottiere als einen körperlich gebrochenen Mann, dessen Tod nur noch die Frage weniger Stunden ist. Dem Verlorenen schleudert die Dogaressa, die

aus den Armen des ungeliebten Gatten einst in die des Condottiere flüchtete, weil sie in ihm den Erwecker Italiens zu erträumen glaubte, und die sich in ihren Hoffnungen nun getrogen sieht, in triumphierender Freude entgegen, daß er ein toter Mann in jedem Sinne sei, daß Venedig heute die Verwerfung seines Lieblingswunsches, der Errichtung des Denkmals, beschließen werde. Der Sohn aber, von der geliebten Frau dazu angespornt, ein Vollstrecker dessen zu werden, was der Vater nur verhieß, weiß die Situation zu eigenen Gunsten zu nutzen. Denn der Vater, der mit der Ferraresin eine Liebesnacht feierte, während der Sohn die Feinde schlug, ist damit ein gefügiges Werkzeug in dessen Händen geworden. So zwingt Giovanni den Totkranken, sich in Eisen gekleidet und auf den Sessel gebunden vor den Zehnerrat der Republik tragen zu lassen, damit er dort das Denkmal für sich, für den Sohn aber die Nachfolge im Oberbefehl verlange. Indem der Colleone in feierlicher Ratssitzung seine Forderung gegen den Widerstand seiner Gegner verteidigt, bricht er mitten in leidenschaftlicher Rede im Todeskampf zusammen. Giovanni aber weiß den Tod des Vaters, dessen Antlitz das rasch herabgelassene Visier verdeckt, vor dem Rat zu verheimlichen und verkündet in geschickt gespielter Komödie als dessen letzte Forderung für seine weiteren Dienste die Bewilligung des Denkmals und die Nachfolge des Sohnes als Condottiere der Republik. Im letzten Akt vollendet er seinen Sieg durch ein Bündnis, das er mit seinem bisherigen heftigsten Gegner, Beatricens Bruder Cesare, schließt, und überwindet als letzten Triumph den Widerstand, den die Dogaressa seinem Liebeswerben bis dahin entgegensetzte.

Dies die Grundzüge der Handlung, die noch von einigen andern, mehr oder minder episodenhaften Zügen durchquert wird. Man wird sich nicht ganz leicht darüber klar werden, was den Verfasser zur dramatischen Behandlung dieses Vorwurfs hinzog. Die Vorgänge des Stücks entbehren aller wirklichen Tragik. Das Hauptmotiv, das Feilschen des Condottiere um sein Denkmal, hat einen unendlich kleinlichen Beigeschmack. Die Tatsache der historischen Ueberlieferung hat ganz und gar nichts zu tun mit der Frage der dramatischen Verwendbarkeit dieses Motivs. Die leidenschaftlichen Bemühungen des Colleone um die Bewilligung seines Reiterstandbilds sind mit wirklicher Größe unvereinbar. Er erscheint im Grunde nicht anders als ein sehr törichter und eitler alter Herr, und seine Gegenversicherungen vor dem Rate, daß es „nicht Eitelkeit, noch Ehrgeiz" sei, was ihn bewegt, vermögen den Zuschauer so wenig wie seine phrasenhaften sophistischen Darlegungen über die „staatsmännischen" Gründe seines Wunsches vom Gegenteil zu überzeugen. Sein Gebahren vor dem Rat erscheint in umso schwächlicherem Lichte, als es nicht einmal der Ausfluß seines eigenen Willens ist, sondern er unter dem Zwange und als das willenlose Werkzeug seines Sohnes handelt. Auch darin, daß sich der Colleone durch sein letztes Liebesabenteuer mit der „ferraresischen Buhlerin" in die Hände des Sohnes gegeben hat, desselben Sohnes, den er bisher geknechtet und verleumdet hat, vermag ich keine tragische Verwicklung der Dinge zu erblicken; noch weniger in den peinlichen physischen Folgen, die jenes Liebesabenteuer für das Leben des alten Herren mit sich bringt. Ueberhaupt wird es dem Zuschauer sehr schwer gemacht, an die Größe dieses Condottiere zu glauben — diese Größe müßte denn gerade in der verschwenderischen Reichhaltigkeit seiner Siege auf erotischem Gebiete zu suchen sein. Ebensowenig wie die Gestalt des Alten vermag die seines Sohnes Giovanni, eines wahren Ausbundes rohster Brutalität, ohne das Aequivalent einer überragenden und dämonisch wirkenden Größe, als der tragische Mittelpunkt eines Kunstwerks zu fesseln. Gegenüber diesem Gemütsmenschen, der den sterbenden Vater wie eine aufgeputzte Puppe vor den Zehnerrat schleppen läßt und die entscheidende Unterredung mit dem Colleone mit den freundlichen Worten beginnt

„Herr, der Arzt hat Euch nur noch wenige Stunden gegeben", darf Franz Moor beinahe mildernder Umstände gewärtig sein. Im übrigen ist die Zeichnung dieses Charakters nicht einmal einheitlich. Die von schwülster Sinnlichkeit durchtränkte und an cynischen Deutlichkeiten reiche Liebesscene, worin Giovanni um die Gunst der Dogaressa wirbt, steht mit dem an sich schon wenig glaubhaften Bekenntnis dieses selbstischen Renaissance-Uebermenschen, daß er ein „Unkundiger in der Liebe" sei, in äußerst seltsamem Kontrast. Die Schlußszene des Stücks, worin die Dogaressa, von Giovanni vor die noch an den Sessel gebundene Leiche des Colleone geführt, den einstigen Geliebten, dem sie auch im Tode den Sieg nicht gönnt, in wildem Haß auf die Knie vor sich zwingen möchte und wo Giovanni gewissermaßen im Angesicht der Leiche die Buhlerin des Vaters mit Inbrunst in seine Arme reißt, sucht an Brutalität ihresgleichen in der dramatischen Literatur. Die beiden einzigen Frauengestalten des Stückes, in denen der Verfasser wohl den einzig möglichen Typus des Renaissanceweibes zu erblicken glaubt, sind sich zum Verwechseln ähnlich. Denn die Versicherungen der Dogaressa, daß es mehr patriotische als rein menschliche Motive gewesen sind, die sie in die Arme des Colleone getrieben haben, erscheinen angesichts der verblüffenden Geschwindigkeit, womit sie aus den Armen des toten Vaters in die des Sohnes übergeht, in etwas zweifelhaftem Licht. Gegenüber den durchweg abstoßend wirkenden Hauptgestalten des Stückes, gewinnt die einfache, treuherzige und einheitlich gezeichnete Figur des alten Haudegens Gabriele, soweit diese Nebengestalt im Ganzen zu interessieren vermag, leicht die Sympathien des Publikums.

Der Dichter war ohne Zweifel des Glaubens, in den beiden Condottieris kraftvolle Uebermenschen von ungeheurem ungezügeltem Wollen und einer gewissen dämonischen Größe zu schaffen. Er ist einer bedauerlichen Täuschung anheimgefallen: für das unbefangene Auge ist an Stelle von Größe nur Brutalität, an Stelle hinreißender Leidenschaft eine lüsterne Sinnlichkeit geblieben. Noch mehr hat sich die Kritik getäuscht, wenn sie in dem Herzogschen Stück ein treues Bild der italienischen Renaissance zu erkennen glaubte. Würde dies Drama wirklich ein typisches Bild jener Tage geben, so wäre die unwiderstehliche Anziehungskraft, die die Renaissance auf Kunst und Wissenschaft zu allen Zeiten geübt hat, eines der unbegreiflichsten Rätsel der Weltgeschichte.

Gegenüber solchen Bedenken kommen die Schwächen der durch und durch undramatischen Komposition erst in zweiter Linie in Betracht. Das Werk ist ein episches Nach- und Nebeneinander und entbehrt jedes dramatischen Aufbaus, jeder dramatischen Gliederung. Die Motive durchqueren und kreuzen sich fortwährend in störender Weise und hemmen sich gegenseitig in ihrer Wirkung; ein buntes Durcheinander von Vorgängen, das nicht geeignet ist, das Wesentliche in scharfer Plastik hervortreten zu lassen, droht den Zuschauer zu verwirren und läßt ihn noch an vorgerückter Stelle im Zweifel darüber, worauf der Dichter eigentlich hinaus will. Die schwierige Kunst, die Szenen zu führen und den Akt zu einem einheitlichen Ganzen aufzubauen, ist dem Autor mehr oder minder fremd. So verlaufen verschiedene an sich nicht übel angelegte Szenen im Sand, wichtige Motive bleiben im Unklaren.

Daß das Stück in manchen hübschen Einzelheiten, in einigen glücklichen und theaterwirksamen Szenen, in seiner teilweise kernigen und charakteristischen Sprache, die neben Plattheiten und Trivialitäten manches Reizvolle bietet, die Hand des Dichters verrät, soll nicht geleugnet werden. Leider vermag der Reiz der Einzelheit nirgends weniger als auf dem Gebiete des Dramas die großen Mängel des Ganzen zu verdecken und darüber hinwegzutäuschen, daß das Schauspiel Herzogs eine künstlerische Niete und eine bedauerliche Verirrung des begabten Schriftstellers bedeutet.

Rudolf Herzog hat sich nach einigen wenig geglückten dramatischen Jugendversuchen mit ausgesprochenem Erfolg der Novelle und dem Zeitroman zugewendet und sich auf diesem Gebiete einen angesehenen Namen erworben. Er hat, nach dem vorliegenden Schauspiel zu schließen, nicht gut daran getan, zu dem heißumworbenen Theater zurückzukehren.

Wenn der Eindruck des Stückes bei der Karlsruher Aufführung, wenigstens in den ersten Akten, nicht ganz so schlimm war, als nach der Lektüre zu befürchten stand, so hatte sich der Autor dafür in erster Linie bei der hervorragenden Darstellung des Colleone durch Fritz Herz zu bedanken. Es war ein glücklicher Griff der künstlerischen Leitung (Dr. Bassermann), diese Rolle, entgegen der Schablone der Facheinteilung, einem Schauspieler anzuvertrauen, der Talent und Kredit genug besaß, auch den Liebhaber in Colleone glaubhaft zu machen. Einer der heikelsten Punkte des an heikeln Punkten überreichen Stücks: das Widerwärtige, das jeder Liebeswerbung eines an der Schwelle des Grabes stehenden Graukopfs um ein blühendes junges Weib unvermeidlich anhaftet, wurde durch die Darstellung der Rolle durch Herz, so gut es überhaupt möglich ist, überwunden. Auch sonst verstand die Charakterisierungskraft dieses hochbegabten Schauspielers, der nur in der großen Rede vor dem Rat in den Fehler eines geschraubten Pathos verfiel, der Gestalt ein Interesse und eine Bedeutung zu geben, die der Gestalt der Dichtung als solcher fehlt und die dem Gesamteindruck zugute kam. Die übrige Darstellung hielt sich auf einer anständigen Durchschnittshöhe, an die nur die Vertreterinnen der beiden Frauenrollen nicht immer heranreichten. — Das Stück wurde lebhaft beklatscht, der anwesende Verfasser, ein Bruder des Chefredakteurs der Badischen Presse, durch mehrfachen Hervorruf und die bei solchen Gelegenheiten übliche Lorbeerspende ausgezeichnet. —

Karlsruhe. Eugen Kilian.

Aus dem Tagebuch eines Lehrers.

Der Haß gegen das Gymnasium, wie er bald da bald dort, bald in dieser Form bald in jener aufblitzt, dieser Haß ist mir Gegenstand des Kummers. Ich möchte dahinter kommen, was seine Triebfeder ist, das letzte Motiv, der eigentliche Grund. Als Eugen Richter dieser Tage starb, brachten viele Zeitungen kurze Auszüge aus seinen Jugenderinnerungen. Von jeher habe ich eine Vorliebe für Autobiographien und Memoiren. Sie scheinen mir beinah der interessanteste Teil der Literatur. So schämte ich mich ordentlich, daß mir Eugen Richters Vita vollkommen entgangen war. Ich ließ mir das Ding sofort kommen, — richtig geht es schon im ersten Kapitel scharf gegen das Gymnasium los: „Warum gab es auch so viele unregelmäßige Verba im Lateinischen! Ich konnte weder deren Notwendigkeit im allgemeinen noch ihren besonderen Nutzen für mich persönlich erkennen. Auch im folgenden Jahr vermochte ich mich nur sehr langsam und allmählich mit diesen Plagegeistern der Jugend zu befreunden .... Es ist mir bis zuletzt mit den alten Sprachen recht sauer geworden .... Ich war so wenig von einem erhebenden Bewußtsein über diese „klassische Bildung“ durchdrungen, daß es der ganzen Energie meines Vaters bedurfte, um mich zu verhindern, sogleich nach dem Examen sämtliche alte Klassiker für ein Billiges beim Antiquar zu verkaufen. Mag sein, daß es teilweise an der Methode lag, welche beispielsweise die Lektüre des Homer hauptsächlich dazu benutzte, um die griechische Partikellehre und sonstige Grammatikalien in allen ihren Feinheiten einzuschärfen.

Aber meine Ansichten über den Wert der Schulbildung in den alten Sprachen sind auch jetzt, sechsunddreißig Jahre nach dem Abiturientenexamen, gleich ketzerische geblieben ... Was ich heute wohl darum geben würde, wenn ich damals sechs Stunden Englisch, statt Griechisch, hätte treiben dürfen — und von den zehn Lateinstunden die Hälfte zu einer den Anforderungen der Gegenwart entsprechenden Grundbildung in den Naturwissenschaften verwandt worden wäre! ... Hätte ich sonst freie Zeit, alle meine Agitationskraft würde ich darauf verwenden, um wenigstens die heutige Gymnasialjugend befreien zu helfen von einem überkommenen falschen Bildungsgang."

Ein überkommener falscher Bildungsgang! An der Stelle legte ich das Buch weg, und steckte es in die Reihe, ausgerechnet neben die „Gedanken und Erinnerungen." Mochte Eugen sich nur mit seinem alten großen Widerpart posthum abstreiten: mir sollt er die Laune nicht verderben ... Aber ich hatte ihn zu gering geschätzt: sein Wort saß wie ein Hieb und schmerzte und ließ mich nicht in Ruhe. Es fiel mir schwer aufs Herz, daß auch in unserer „schönen" Literatur das Gymnasium immer deutlicher die Rolle des Prügeljungen spielt. In Romanen, wie Matthieu Schwanns „Heinrich Emanuel", oder im „Freund Hein" von Emil Strauß, oder in Hesses „Unterm Rad" — immer kommt die Schule bös weg. Von Bierbaums Cenacle der Maulesel will ich nicht reden — denn es ist von A bis Z nichts als ein ingrimmiger Ausbruch des Hasses gegen das humanistische Gymnasium. Aber ein Buch wie das „Schülertagebuch" von Walther Unus hat mich doch erschreckt. Kollege N., unser Mathematiker, fand es neulich am Boden liegen, als er, der heiligen Vorschrift gemäß, als Letzter aus dem Lehrzimmer ging. Kein Zweifel, die Untersekundaner hatten es absichtlich für ihn hingelegt, er sollte es lesen. N. ist ein Pedant, aber kein bösartiger; er meint es gut. Aber die Ministerialvorschriften sind ihm ebensoviele Dogmen und an die Zirkulare des Direktors glaubt er wie an seinen Pythagoreischen Lehrsatz. Nun bracht er mir das Buch am andern Tage. Er hatte es übernacht durchgelesen, und zitterte vor Empörung. Ich las es auch, und war gleich verdutzt, als ich Hermann Seemanns Nachfolger als Verleger sah. Je mehr ich mich hineinlas, desto stärker nahm mich das Buch gefangen. Die Tagebuchform ist gut durchgeführt, nur ab und zu blickt dem fingierten Gymnasiasten der erwachsene Autor über die Schulter: er malt den Jungen etwas zu intelligent. Aber die Klagen stimmen leider nur zu sehr. Es ist der alte Jammer: Cicero scheint dem Jungen als unausstehlicher Schwätzer, die Anabasis „einfach zum Rauslaufen öde." Er schimpft über die „Aufsichtsbonzen" während der Respirationspause, was ich ihm nachfühle: können wir denn die jungen Leute nicht eine Viertelstunde lang ohne Aufsicht lassen: die reine Zuchthausauffassung von Erziehung! Er höhnt über den Blödsinn, daß die Jungen, gesunde, frische Kerle, die sich doch austoben möchten, in dem greulichen Schulhof so zimperlich auf und ab gehen sollen wie Institutsmädel. Er klagt über die stumpfsinnigen Freiübungen beim Turnen, und über die pädagogische Hilflosigkeit, daß, wer gerade nicht bei der Gerätübung beteiligt ist, sich die Beine in den Bauch stehen muß. „Zellengefängnis mit Unteroffiziersaufsicht": es ist etwas daran. Der Ton, in dem wir zu angehenden jungen Männern sprechen, ist wirklich oft fast rüpelhaft: Maxima debetur puero reverentia — die verdammte Phrase! Lernt erst einmal mit einem Gymnasiasten sprechen, nicht im Inquisitionston, nicht im Polizeiton,

nicht im Kasernenton! Von Schimpfworten und Zornausbrüchen gar nicht zu reden: wer nicht einmal seinen Jähzorn meistert, gehört in ein Bureau, aber nicht in eine Schulstube! ... Aber ich bin ja angesteckt von dem tagebuchschreibenden Jungen, ich schimpfe! Ach, das Schimpfen! Wer es wohl erfunden hat? Warum hat der Mann kein Denkmal? Ein schönes Denkmal, mit zwei Inschriften. Voran: „Dem unbekannten Wohltäter". Revers: „Subordination ist das fortgesetzte und von Erfolg gekrönte Bemühen, dümmer zu erscheinen als der Vorgesetzte ..." Auch du schimpfst, mein Walther Unus, auf „die fürchterliche Minna von Barnhelm": ich fühle dirs nach, mein Junge, obgleich du unrecht hast. Aber es ist ein Unrecht gegen euch, wenn man euch immer wieder mit Minna und Emilia Galotti belästigt, euch Junge, Frische. Ich fühle dirs nach, daß dir Cicero „elend" dünkt, daß du Cäsarn hassest wegen seines Benehmens gegen Vercingetorix, fühle dir die Langeweile nach, die du aus der Aeneis herausliest, und die Oedigkeit, die du empfindest wenn immer ganze Semester ein einziger Autor zerfieselt wird. Der Geschichtsunterricht? Namen und Zahlen. Der Religionsunterricht? Memoriersalat mit Salböl. „Staatsdogmen, Religionsdogmen, Schuldogmen lauter heilige Dinge, auf die man ebensowenig treten darf, wie auf die umzäunten Rasenplätze": nicht übel, Walther Unus! Ich kenne einen, der selbst so Aehnliches geschrieben hat, als er so alt war wie du; inzwischen hat er sich „entwickelt" und nur insgeheim gesteht er sich, daß er im Grunde der alte Radikale geblieben ist. Deine Ketzereien über Horaz — in deinem Alter hab ich sie auch gefühlt: „Warum nicht lieber gleich Opitz?" Ach ja! ... Am meisten fühl ich dir nach, daß dir ernstlich übel wird, wenn die schönen, großen Phrasen der Erwachsenen klappern: „Der Ernst des Lebens", „In deinem Alter hat man überhaupt noch kein Urteil; dazu sind eben Eltern und Erfahrenere da". „Es fehlt Ihnen am sittlichen Bewußtsein", „Das sittliche Verantwortungsgefühl", „Das sittliche Wollen" ...

Ich werde beantragen, daß das Buch für die Handbibliothek angeschafft wird: es gibt die Empfindungen vieler jungen Leute mit solcher Richtigkeit wieder, daß jeder Lehrer von Zeit zu Zeit darin lesen sollte, so lange, bis er sich betroffen fühlt. —

Der gute N.! Neulich fragt er die Probekandidaten: „Merken Sie nichts an meinem Unterrichte?" Die unschuldsvollen Lämmer fangen in aller Herzenseinfalt an, zu blöken und an seinem faden Unterricht herumzukritisieren. Er immer drauf: „Nein, das ist es nicht, was ich meine." Die Kandidaten werden immer kühner, — daß sie ihn nicht einen alten Pedanten nennen, sonst alles. „Nein, das ist es nicht, was ich meine." Er hat schon einen ganz roten Kopf. Die Kandidaten werden immer verlegener. Endlich schnappt er: „Ja merken Sie denn gar nicht, daß ich meinen Unterricht genau nach der Herbart-Zillerschen Methode erteile?" Just das hatten sie freilich nicht gemerkt.

Aber er hat sich gerächt, bitter gerächt. Fragt er neulich so recht naiv den Direktor, ob er für die Probelektionen auch schriftliche Vorbereitung verlangen dürfe. Natürlich, meint der Alte. Alles was die Kandidaten belastet, findet er nämlich natürlich. Was tut mein lieber N.? Er läßt auch zu allen bisherigen Probelektionen die schriftliche Vorbereitung nachliefern. Der alte Sch. stellt ihn zur Rede: das sei denn doch zu viel. „Ach was, wir haben in unserer Jugend auch arbeiten müssen."

Da haben wir den infam dummen Grundsatz: „Wir haben in unserer Jugend auch arbeiten müssen.“ Das heißt mit anderen Worten: Warum sollt ihr es besser haben als wir? Uns ist die Jugend versalzen und versaut worden, wartet nur ihr Bande, wir wollen sie euch gerade so versalzen und versauen. Nichts, gar nichts soll euch geschenkt werden: jede Dummheit, die an uns begangen worden ist, soll auch an euch begangen werden. Ihr sollt Staub fressen wie wir. Ihr sollt büffeln, weil wir auch haben büffeln müssen. Ihr sollt angeschrieen werden, weil auch wir angeschrieen worden sind.

Asceticism is disappearing out of education as out of life. Savageness begets savageness, and gentleness begets gentleness. The independent English boy is the father of the independent English man: you cannot have the last without the first. Happiness is the most powerful of tonics. Play is better than gymnastics. Success in the world depends more on energy than on information. Over-education is vicious in every way. Mir zum Troste habe ich sie hergeschrieben, diese zerstreuten Aphorismen aus Spencers Education. 1878 ist das Buch erschienen. Also können wir in zwei Jahren das dreißigjährige Jubiläum feiern, daß gegen den Geist dieses Buches gesündigt wird. „Wir haben in unserer Jugend auch arbeiten müssen“ ...

Zu der am Schluß des Märzheftes veröffentlichten, natürlich von unsrer Redaktion gemachten Zusammenstellung erhielten wir, als das Aprilheft schon im Druck war, folgende, am 30. März in Bayreuth abgegangene

„Erklärung.

Sehr geehrte Redaktion! In Bezug auf die von Ihnen gebrachte Glossierung meines in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ vom 22. Nov. v. J. gebrachten Aufsatzes „Siegfried Wagner und das deutsche Publikum“ durch einen anonymen Mitarbeiter halte ich mich aus Achtung vor Ihren Lesern zur Abgabe folgender Erklärung für verpflichtet:

1) Ich protestiere gegen den übel angebrachten Hohn der einleitenden Worte, wie auch gegen die Anmaßung, mit welcher der anonyme Herr Verfasser seine abweichenden Ansichten den meinigen als „Tatsachen“ gegenüberstellt und mich der Verbreitung irriger Angaben („falsa“!) bezichtigt.

2) Ich bewundre seine Orientiertheit in völlig privaten Angelegenheiten, die er in seinem Elaborat der öffentlichen Mißdeutung preisgibt, obgleich dieselben doch nur auf dem bekannten Wege von Mund zu Munde zu ihm gedrungen sein können (den sonst allgemein gebräuchlichen Ausdruck für die Herkunft solcher Kenntnisse vermeide ich hier absichtlich).

3) Auf eine Widerlegung seiner irrigen Behauptungen kann ich mich erst von dem Augenblick an einlassen, wo er, den Rat des von ihm zitierten Schopenhauer befolgend, die ihn jetzt noch schützende Hülle seiner Anonymität fallen läßt.

Sollte es sich dabei von ungefähr herausstellen, daß er etwa selbst jener auf S. 350/51 von ihm angeführte „Kritiker“ ist, dem i. J. 1901 in Bayreuth ein Stipendium abgeschlagen wurde, so dürfte aber wohl kein Leser es mir verdenken, wenn ich dem enthüllten Anonymus erst recht nicht erwidere. C. Fr. Glasenapp.“

Verantwortlich für den sozialpolitischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den übrigen Inhalt: Paul Nikolaus Cossmann in München.

Iwan Kalugin.

Von Paul Heyse in München.

Ich war erst wenige Jahre in München, als eines Tages ein junger Mann bei mir eintrat, den ich, auch ohne den Namen auf seiner Karte gelesen zu haben, als einen Russen erkannt haben würde.

Eine schmächtige Figur von mittlerer Größe in einem abgetragenen schwarzen Anzug, doch vom elegantesten Schnitt, tadellose Wäsche, in der Hand ein schwarzes Studentenmützchen. Das Gesicht von schlicht herabfallenden dunklen Haaren eingefaßt, vorstehende Backenknochen, niedere Stirn, unter der zwei kleine, lebhafte Augen blitzten, eine stumpfe Nase mit breiten Flügeln, der ausgesprochene Typus des Baschkiren oder Kalmücken. Die häßlichen Züge aber gewannen einen anziehenden Ausdruck, sobald der Fremde zu sprechen anfing. Der ziemlich große weichgeschwellte Mund ließ dann zwei Reihen prachtvoller Zähne sehen, so weiß, wie das Gebiß eines jungen Neufundländers; ein eigentümlich feines, geistreiches Lächeln belebte das knochige, glattrasierte Gesicht, während über den Augen, selbst wenn er lachte, beständig ein Hauch von Trübsinn schwebte.

Sein Alter schätzte ich nicht über einundzwanzig. Ich erfuhr später, daß er schon vier Jahre älter war.

Mit einer weichen, etwas singenden Stimme stellte er sich mir vor und bat wegen der Störung um Entschuldigung. Er sei bereits seit einigen Monaten in München, habe aber erst kürzlich etwas von meinen Sachen kennen gelernt und den Wunsch gefaßt, einige meiner Novellen aus den beiden ersten Bänden ins Russische zu übersetzen. Er stehe mit Petersburger Zeitungen in Verbindung und hoffe, sie dort anzubringen.

Das Honorar freilich — er zuckte ein wenig mit den Schultern — wenn ich an die Ueberlassung des Uebersetzungsrechts zu hohe Bedingungen knüpfte — die Zeitungen bezahlten solche Arbeiten selten nach ihrem Wert, doch denke er, obwohl mein Name in Rußland noch ziemlich unbekannt sei — wenn ich daher damit einverstanden wäre, daß er das Honorar mit mir teile —

Ich versicherte ihn, daß ich ihm den materiellen Gewinn aus seiner Arbeit, so lange sie nur im Feuilleton erscheine, ungeschmälert überlassen würde. Sollte eine spätere Buchausgabe unverhofften Erfolg haben, würden wir uns über meinen Autorenanteil unschwer verständigen. Der Vorteil, in Rußland durch ihn eingeführt zu werden, sei mir wertvoller als eine Handvoll Rubel.

Er hörte das mit sichtbarer Befriedigung. Um mir eine Bürgschaft zu geben, daß ich ihm die Sorge für meinen künftigen Ruhm in seiner Heimat getrost anvertrauen dürfe, erzählte er mir nun, daß er selbst ein angehender Dichter sei, bis jetzt nur ein Lyriker. Aber die Wirkung, die Turgenjeffs Tagebuch eines Jägers auf ihn gemacht, sei so stark gewesen, daß er nicht ruhen werde, bis auch er sich in Schilderungen aus dem russischen Leben versucht hätte.

Ich hatte die gleiche Verehrung für den großen russischen Novellisten und vor kurzem im Literaturblatt des deutschen Kunstblatts über ihn geschrieben, was dem jungen Kollegen bekannt geworden war.

Leider sei er nicht in derselben Lage, wie Turgenjeff, als Gutsbesitzer seine Volksstudien zu machen. Er sei der Sohn eines kleinen Beamten im Gouvernement Twer — den Namen seiner Geburtsstadt habe ich vergessen —, und sein Vater habe es nur mit Mühe erschwungen, ihn auf die Universität nach St. Petersburg zu schicken. Dort habe er sich kümmerlich mit Stundengeben durchgebracht, bis er einen reichen jungen Mann aus einem gräflichen Hause zum Freunde gewonnen. Nicht nur die gleiche Liebe zur Literatur, auch der glühende Haß gegen die freiheit- und kulturmörderische absolute Regierung habe sie immer inniger verbunden. Die Gedichte, die er damals verfaßt, hätten vorzugsweise politischen, ja revolutionären Inhalt gehabt. Zum Liebessänger, sagte er mit einem eigentümlich melancholischen Lächeln, hat mich, wie Sie wohl sehen, Stiefmütterchen Natur nicht gerade günstig ausgestattet, und mich in bitterer Resignation oder hoffnungslosen Anklagen gegen spröde Schönen zu ergehen, verbot mir mein Stolz. Mein Freund aber begeisterte sich dermaßen für meine patriotische Lyrik, daß er in mich drang, seine generöse Hilfe anzunehmen, um im Ausland ein paar Jahre meiner freieren Ausbildung zu leben, mein Talent reifen zu lassen und auf diese Weise, wenn ich meine Verse wie Brandraketen in das Dornengestrüpp würfe, womit die Tyrannei die fruchtbare Entwicklung Rußlands erstickte, an der endlichen Befreiung mitzuwirken.

So habe er vor vier Jahren Petersburg verlassen und gleichsam als Pfand, daß er diese Hoffnungen nicht täuschen werde, seine poetischen Hefte dem großmütigen Freunde in Verwahrung gegeben. Daß er die Unterstützung eines andern angenommen, habe ihn nie gedrückt. Dieser andere sei ja sein brüderlicher Freund gewesen, und er habe es stets als eine falsche Scham betrachtet, daß ein Mensch von einem andern, den er achte und liebe, jeden anderen Dienst unbedenklich sich leisten lasse, bis auf das seelenloseste, unpersönlichste Geschenk des Geldes.

Zunächst sei er nach Berlin gegangen, dann südwärts, habe sich mehrere Jahre lang in Würzburg aufgehalten, zuletzt in Paris. Doch obwohl er seine Zeit nicht verloren habe und auf seine Art fleißig gewesen sei, in seiner Dichtung sei ein Stillstand eingetreten. Teils weil er fern von dem Anblick der trostlosen heimischen Zustände nicht mehr so heftig zu Protesten gegen die Machthaber und lyrischen Schmerzensschreien aufgeregt worden sei, mehr aber noch, weil ihm andere Aufgaben ans Herz gewachsen seien.

Zunächst das Studium der Grundlagen, politischen und wirtschaftlichen, auf denen jedes geordnete Staatswesen sich aufbauen müsse. Daneben sei

eine Liebhaberei zu den Naturwissenschaften in ihm herangewachsen, die schon in seiner Knabenzeit in ihm gekeimt habe. Ueberhaupt, sagte er, ich erkannte, daß jeder Mensch durch seine Naturanlage und äußeren Verhältnisse vor die Wahl gestellt sei, wofür er sich entscheiden wolle, vielmehr wofür er sich, wenn er kein Tor sei, zu entscheiden hätte: ob er die Welt genießen, oder die Welt erkennen wolle.

Ein armer Teufel wie ich, dazu so häßlich, daß ein wohlgeschaffenes Weib sich bei seinem Anblick bekreuzigt, muß sich eingestehen, daß es Wahnsinn wäre, sich durch sinnliche Freuden über die Leere oder Mühsal des Lebens hinwegtäuschen zu wollen. Wenn unsereins nicht auf jeden Lebensgenuß verzichten will, muß er ihn vom Geist erwarten, sich bemühen, in die Geheimnisse des Natur- und Menschenlebens einzudringen, um durch die Befriedigung des Rätsellösens sich für versagtes anderes Amüsement zu entschädigen. Ich bin von Natur mit einer starken Sinnlichkeit begabt. Aber Sie mögen mir glauben, ich hab' es in dieser notgedrungenen Lebenskunst schon ziemlich weit gebracht, und in meinen besten Stunden gelingt es auch meiner immer wieder auftauchenden Dichtereitelkeit, mir damit zu schmeicheln, daß die Gunst der Muse einen armen Sterblichen mehr beselige als die Umarmungen aller Houris des Paradieses.

Er lächelte wieder sein schwermütiges, selbstironisches Lächeln. Dann wurde er plötzlich wieder sehr ernst.

Selbst diesen mageren Pflichtteil hat mir das Schicksal nicht gönnen wollen.

Vor einem Vierteljahr erfuhr ich, daß mein Freund, dem ich es bisher verdankt hatte, nicht tagelöhnern zu müssen, sich in eine Verbindung zu hochverräterischen Zwecken eingelassen und so schwer kompromittiert habe, daß es allen Bemühungen seiner hocharistokratischen Familie nicht gelungen sei, die Strafe der Verschickung von ihm abzuwenden. Auch meine Gedichte, die man in seinem Besitze fand, hatten in den Augen der Polizei seine Schuld verschärft, und ich wäre der gleichen Verdammnis zum Opfer gefallen, wenn ich erreichbar gewesen wäre.

Ich las dies in einer Zeitung. Seitdem, da ich meine Adresse keinem anderen Bekannten, selbst nicht meinen Eltern gegeben hatte, ist keine weitere Nachricht über das Unglück zu mir gelangt. Die vierteljährliche Apanage ist natürlich gleichfalls ausgeblieben.

So bin denn wieder vis-à-vis du rien. Vorläufig zwar reicht das, was ich habe, noch eine Weile aus, wenn ich mich der striktesten Oekonomie befleißige. Was werden soll, wenn der letzte Groschen ausgegeben ist, wissen die Götter. Nur daß ich mich für keine Arbeit zu gut halte, steht fest, und wenn ich mehr so angenehme Beschäftigung finde, wie die Uebersetzung Ihrer Novellen, will ich nicht klagen. Sie haben ein Sprichwort: Gott verläßt einen Deutschen nicht. Vielleicht läßt Gott sich bewegen, diese seine Gnade auch auf uns arme Russen auszudehnen, die es ja wahrlich an Gottvertrauen nicht fehlen lassen.

* *
*

Er zog seine Uhr heraus und stand dann hastig auf.

Verzeihen Sie, sagte er, ich habe Sie schon zu lange belästigt und muß mich jetzt rasch empfehlen, wenn ich nicht zu der Vorlesung des Herrn Professor von Siebold zu spät kommen soll. Er liest über Parthenogenesis, was mich im höchsten Grade interessiert. Und welch lieber alter Herr ist der große Gelehrte! Also haben Sie Dank für Ihre freundliche Aufnahme.

Nein, versetzte er, als ich ihn nach seiner Wohnung fragte, Sie dürfen sich nicht zu mir bemühen. Das möblierte Zimmer, das ich nur wegen seiner Billigkeit gemietet habe, ist so elend, daß ich mich vor jedem anständigen Besucher schämen müßte. Ich lasse mich schon wieder bei Ihnen sehen, wenn Sie erlauben.

Damit ging er, nachdem er mir noch versprochen hatte, sich einmal Abends zum Tee bei uns einzufinden, damit ich ihn meiner Frau vorstellen könne.

Eine Woche lang ließ er auf sich warten. Als er dann kam, war er in sehr heiterer Stimmung.

Er habe einen intimen Freund zufällig wieder angetroffen, einen jungen Arzt, dessen Bekanntschaft er in Würzburg gemacht, als er im Anatomiesaal hospitierte; ein ernster, strebsamer Mensch, dem er viel wissenschaftliche Anregung und Belehrung verdanke. Seit seiner Abreise nach Paris habe er seine Spur verloren und nicht einmal erfahren, daß der Freund sich inzwischen in München niedergelassen und geheiratet habe. In dessen Hause hoffe er nun eine Art Heimat zu finden, wessen er sehr bedürftig sei.

Das gleiche könne ich ihm von dem meinen versprechen, wenn ihm in unserem jungen Hausstand wohl werde, sagt ich und führte ihn zu meiner Frau, die ich schon auf seine Bekanntschaft neugierig gemacht. Sie hatte bei seinem ersten Anblick etwas zu überwinden, was sich aber rasch verlor, da er sich mit einer feinen, ritterlichen Manier gegen sie betrug und von ihrer Vaterstadt Berlin allerlei Gutes sagte. Als dann das Mädchen unsern Jungen hereintrug zum Gutenachtsagen und das Kind sich vor dem seltsamen Fremden durchaus nicht scheute, vielmehr sich von ihm im Zimmer herumtragen ließ, wobei sein neuer „Onkel" ihm allerlei russische Liedchen vorpfiff, hatte der Gast vollends das Herz der jungen Mutter gewonnen, und wir saßen in heiterem Gespräch bis weit in die Nacht hinein beisammen.

An unserm frugalen Abendessen teilzunehmen, lehnte er ab. Er habe schon gegessen, eh er zu uns gekommen. Nur ein paar Tassen Tee und einen Zwieback nahm er dankend an. Da er es auch später immer so hielt und nicht zu bewegen war, eine Einladung zu Tisch anzunehmen, hatte ich ihn im Verdacht, daß er zu stolz sei, um sich in fremden Häusern füttern zu lassen, wo er sich als ein Almosenempfänger vorgekommen wäre.

Diese Vermutung wurde mir bestätigt, als ich ihn eines Abends im Sieboldschen Hause traf.

Auch hier ließ er beim Abendessen alle Speisen an sich vorübergehen, trank nur ein Glas Wein und aß etwas von den Früchten. Als die Hausfrau ihn freundlich nötigte, beschönigte er seine Enthaltsamkeit mit einer alten Gewohnheit, zu der ihn die Rücksicht auf seine Gesundheit gebracht habe.

Er nahm auch sonst an der Gesellschaft nur als ein Zuschauer teil,

sprach nur, wenn er angeredet wurde, immer mit seinem feinen, schwermütigen Lächeln, doch ließ er sich mit dem Hausherrn in ein längeres Gespräch ein über den Stand der Physiologie in Rußland und versank dann wieder in sein aufhorchendes Schweigen.

Die Damen erklärten ihn trotzdem für einen sehr interessanten Menschen, und seine Häßlichkeit schien ihm bei dem schönen Geschlecht nicht zu schaden. Eine junge, etwas mutwillige besonders hatte es darauf abgesehen, dem stummen Sonderling die Zunge zu lösen. Er werde gewiß an Heimweh leiden, sagte sie mit der Miene aufrichtiger Teilnahme.

Er merkte die Absicht und antwortete ernsthaft: O gewiß, gnädige Frau, so sehr wie eine aus der Hölle entsprungene arme Seele nach der Gesellschaft der anderen armen Teufel zurückverlangt.

Kann die Heimat einem jemals eine Hölle sein?

Oder sagen wir, um nicht zu übertreiben, das Fegefeuer. Wenn Sie Rußland kennten, würden Sie es nicht bezweifeln.

Das ist sehr schmeichelhaft für unser München, versetzte die junge Frau schlagfertig. Aus dem Fegefeuer kommt man doch gleich in das Paradies.

Doch erst nach dem Tode. Solange man sich noch lebendig unter der Sonne herumtreibt, trifft der Vergleich nicht ganz zu. München ist eine schöne Stadt. Doch zu einem paradiesischen Aufenthalt fehlt ihm noch manches. Wer zum Beispiel genötigt ist, in den hiesigen kleinen Restaurants und Bierhäusern seine Nahrung zu suchen, findet die landesübliche Kost, die berühmten Nationalgerichte der Knödel, Nudeln, Schmarren und wasserblonden Braten, alles andere als paradiesisch. Und da unser Magen der nächste Nachbar des Herzens ist, regt sich jeden Mittag auch in diesem in der Tat so etwas wie Heimweh nach den Piroggen, der Kohlsuppe, den kleinen Pilzen und saftigen Gurken, die im Fegefeuer aufgetischt werden.

Alles lachte.

Ich bezweifle nicht, fuhr er rasch fort, daß in den guten Familien vortrefflich gekocht wird. Aber auch sonst, die landschaftlichen Reize in der nächsten Umgebung Münchens halten den Vergleich mit meinen heimischen Gegenden nicht aus, und bis zu Ihrem berühmten Starnberger See bin ich noch nicht gekommen.

Und nun begann er, die Wälder, Wiesen und Flußtäler, in denen er aufgewachsen war, zu schildern, so farbig und leuchtend, die herrlichen Frühlings- und Herbststimmungen, die erhabene Stille der weiten Fluren im Winter mit so bezeichnenden Ausdrücken ohne abgebrauchten poetischen Schmuck, doch umso eindrucksvoller, wie nur ein Landschaftsmaler, der in Turgenjeffs Schule gesessen hatte, daß alle hingerissen an seinen Lippen hingen und, als er endlich schwieg, niemand die feierliche Stille zu unterbrechen wagte.

Erst jene kluge junge Frau fand endlich wieder ein Wort, das in die Stimmung keinen Mißklang brachte.

Ich habe einmal ein russisches Volkslied gehört, „die Troika fuhr in leisem Trabe“; die Melodie klingt, als ob sie nur aus der Seele eines Volkes entsprungen sein könne, das in solchen Gegenden lebt, unter solchen

großen Natureindrücken, ein wenig melancholisch, aber süß und einschmeichelnd, wie ein Schlummerlied.

Sie haben recht, gnädige Frau, versetzte er. So klingt eben alles, was bei uns gesungen wird, als wolle sich die arme Menschheit in Schlaf singen, um ihre Leiden zu vergessen. Denn das schwere Schicksal, unter dem unser Volk lebt, hängt beständig wie eine dunkle Wetterwolke über allen Gemütern; aber auch unter einem Gewitterhimmel hört man leise Vogelstimmen in den Gebüschen, die einem nur um so wundersamer das Herz bewegen.

Man drang in ihn, eine Probe von diesem Volksgesang zu geben, wenigstens die Troika zu singen. Gegen meine Erwartung stand er auf und ging an das Klavier, das noch offen stand, da vor dem Abendessen die Hausfrau Mendelssohnsche Lieder gesungen hatte. Er ließ sich auf dem Klavierstuhl nieder und begann leise zu präludieren. Dann sang er, sich nur mit wenigen Akkorden begleitend, das Lied vom Dreispann, vom „roten Sarafan“ und dann noch ein oder zwei andere Lieder, auf Russisch natürlich, dessen weicher, fremder Klang uns alle in eine geheimnisvolle Ferne entrückte. Seine Stimme war ungeübt und etwas belegt, sein Klavierspiel sehr notdürftig, aber der Ausdruck, mit dem er sang, war um so ergreifender.

Als er aufstand, war wieder eine tiefe Stille, die Augen der liebenswürdigen Hausfrau und einiger anderen waren feucht geworden, die junge Dame, die ihn herausgefordert hatte, ging zu ihm hin und streckte ihm beide Hände entgegen, die er ergriff und herzlich drückte. Dann verneigte er sich gegen die Gesellschaft, die im Kreise um den Flügel saß, und verließ das Zimmer.

* *
*

Im Sieboldschen Hause begegneten wir ihm nicht wieder. Obwohl er noch öfter dorthin eingeladen wurde, lehnte er doch immer unter den verschiedensten Entschuldigungen ab, die mir nur Vorwände schienen. Der wahre Gruud war wohl kein anderer, als daß er es vermied, sich den Menschen wieder zu zeigen, vor denen er sich hatte hinreißen lassen sein scheues, verwundetes Inneres zu enthüllen.

Desto treuer hielt er sich zu meinem Hause. Immer in der gleichen Weise fand er sich wenigstens einen Tag der Woche bei uns ein, und unser Kind und das Hündchen, das wir hatten, begrüßten keinen Besucher mit so lauten Freudentönen, wie ihn.

Er hatte eine der Novellen beendet und teilte mir mit großer Freude mit, daß sie von einer großen Petersburger Zeitung angenommen worden, aber freilich nur karg honoriert worden sei. Von der zweiten, die er sofort in Angriff genommen, versprach er sich schon besseres. Es komme zunächst nur darauf an, daß das Eis gebrochen sei.

Das neue Jahr war herangekommen, ohne daß sich in dem Verhältnis zu unserem jungen russischen Freunde etwas geändert hätte. Eine volle Vertraulichkeit zwar wollte sich, wenigstens von seiner Seite, nicht einstellen, so viel Beweise unseres guten Willens wir ihm gaben. Der Rassenunterschied schien eine unsichtbare Scheidewand zwischen uns aufzurichten, über

die hinüber wir uns wohl die Hände reichen konnten, die aber den letzten Schritt zueinander verwehrte.

Im Lauf des Januar bemerkten wir an dem seltsamen Menschen einen wachsenden Trübsinn, wagten aber nicht, nach dem Grunde zu fragen. Auch kam er selten, erst alle vierzehn Tage; auf einmal blieb er ganz weg.

Ich bereute nun, daß ich nicht doch darauf bestanden hatte, seine Wohnung zu erfahren. Er konnte krank sein und es verschmähen, uns davon zu benachrichtigen. Auf der Universität war er nicht zu erfragen, da er nicht inskribiert worden war, sondern nur als Hospitant ein paar Vorlesungen besuchte. Auch unserem alten Siebold war er aus den Augen gekommen.

Schon wollte ich die Hilfe der Polizei anrufen, als der Vermißte eines Nachmittags bei mir eintrat. Ganz in seiner gewöhnlichen Art, als wenn nichts zu erklären wäre, nur etwas bleicher und matter, und es fiel mir auf, daß er es vermied, mir gerade ins Gesicht zu sehen.

Ohne mich mit einer Frage, warum er so lange ferngeblieben, zu Worte kommen zu lassen, bat er um Entschuldigung, daß er mich zu ungewohnter Stunde überfalle, er sei aber bei seiner Uebersetzerarbeit auf ein paar Stellen gestoßen, deren Sinn ihm nicht ganz klar sei, und müsse mich um eine authentische Interpretation bitten.

Als ich sie ihm gegeben, steckte er das Buch rasch wieder in die Tasche seines alten Sommerpaletots und machte Miene, sich sofort zu empfehlen.

Nein, sagt' ich, so entkommen Sie mir nicht. Sie haben uns durch Ihr langes Wegbleiben Sorge gemacht, und Ihr Aussehen verrät uns, daß Sie allerdings diese Wochen sich nicht wohl befunden haben. Sind wir Ihnen nach unserm langen freundschaftlichen Verkehr nicht so nahe gekommen, daß Sie uns einen Anteil an Ihrem Wohl und Weh gönnten?

Eine tiefe Röte übergoß plötzlich sein blasses Gesicht. Er stammelte etwas von hitziger Arbeit, in die er sich besinnungslos vertieft habe — wenn er geahnt hätte, daß er vermißt werde, würde er, da er für die Güte, mit der wir ihn aufgenommen, uns den wärmsten Dank schulde —

Wenn das wahr ist, lieber Freund, unterbrach ich ihn, so beweisen Sie es jetzt und behandeln mich als einen wahren Freund, indem Sie mir offen sagen, was auf Ihrem Gemüte lastet. Da Sie nicht krank zu sein scheinen — (er schüttelte den Kopf) sind es vielleicht traurige Nachrichten aus der Heimat, die Sie bedrücken — (wieder eine Gebärde des Verneinens). Oder ist Ihnen das Geld ausgegangen? Haben Sie Schulden machen müssen? Wenn das der Fall ist, kann ich Sie nur an das erinnern, was Sie mir über Ihre Grundsätze in diesem Punkt gesagt haben, die ich vollkommen richtig finde, daß es eine falsche Scham sei, alles andere von einem Freunde anzunehmen, nur nicht das Seelenloseste, Unpersönlichste, eine Summe Geldes.

Er schüttelte mit einem Seufzer den Kopf. Das ist es nicht, sagte er. Ich reiche noch drei bis vier Wochen, dank meinem Honorar. Ist das aufgebraucht, werde ich mich nach einer Stelle umsehen, und wär' es nur als Ausstopfergehilfe in einem zoologischen Kabinett. Geben Sie sich keine Mühe mit mir, verehrter Freund, ich danke Ihnen herzlich für Ihre Teil-

nahme, aber — mir ist nicht zu helfen. Ueberlassen Sie mich meinem Schicksal!

Nein, sagt' ich, da er eine Bewegung nach der Türe hin machte, damit beruhige ich mich nicht. Auf die Gefahr hin, daß Sie sich meine Zudringlichkeit als eine unberufene Neugier verbitten, da ich es doch wahrhaft herzlich mit Ihnen meine, lass' ich Sie nicht eher über meine Schwelle, als bis Sie mir gebeichtet haben. Am Ende — gestehen Sie — Sie sind ein Dichter und haben ein junges Herz — sollte das alte Wort: cherchez la femme —

Er senkte das Kinn tief auf die Brust und wandte sich ab. Sie haben's erraten, murmelte er. Ein Weib — und was für ein Weib —

Nun, sagt' ich, lieber Freund, da dürfen Sie nicht verzweifeln. Sie haben sich in eine törichte Vorstellung verrannt, als ob Ihre Liebe stets hoffnungslos sein müsse. Hab' ich doch an jenem Abend, wo Sie Ihre Lieder sangen, gesehen, welche Macht Sie über Weiberherzen haben, wenn Sie nur wollen. Warum sollten Sie in *diesem* Falle nicht hoffen dürfen —

Hoffen? fiel er mir ins Wort. O, so viel ich will, *mehr* als ich will und wollen darf. Aber daß ich es *nicht* darf, daß ich mich selbst verachten müßte, wenn ich mich verleiten ließe, die Hand nach der verbotenen Frucht auszustrecken, die so lose am Zweig hängt, daß ich sie nur mit einem Finger zu berühren brauchte und sie fiele mir in den Schoß —

Ich bin nun doch verpflichtet, Ihnen diesen rätselhaften Widerspruch zu erklären, fuhr er fort, als ich ihn ratlos anstarrte. Erlauben Sie, daß ich mich setze und mir eine Zigarrette anzünde. Ich bin etwas erschöpft, und die Geschichte, wenn ich nur an sie denke, saugt mir alles Mark aus den Gliedern.

Es handelt sich natürlich um eine verheiratete Frau, und zwar, was schlimmer ist, um die Frau meines besten hiesigen Freundes, neben Ihnen. Ich habe Ihnen von dem jungen Arzt erzählt, mit dem ich mich in Würzburg liierte, auch daß ich ihn hier wiederfand, im Beginn einer schönen Praxis. Nun, vor drei Jahren hat er geheiratet, eine junge Frau, in die er sich sterblich verliebte, eine üppige Blondine im Rubensschen Stil. Ihre Mutter war auch eine Holländerin, starb früh, und der Vater, ein biederer Münchener Bürger, war froh, das Mädchen, dessen Erziehung ihm Not genug gemacht hatte, beizeiten an den Mann zu bringen.

Mir mißfiel sie anfangs, auch ihre Schönheit, obwohl sie mich als einen Freund ihres Mannes artig empfing und aufforderte, mich als Hausfreund zu betrachten. Ihr Betragen war anfangs nicht kokett im gewöhnlichen Sinne, aber gerade, daß sie nur die stille Macht ihrer Reize spielen ließ, höchstens einen verschleierten Blick aus den kleinen schwarzen Augen auf den Mann sandte, den sie zu fangen dachte, ließ sie mir um so verdächtiger und gefährlicher erscheinen.

Für mich freilich fürchtete ich anfangs nichts. Sie wissen, ich habe mir mit dem weiblichen Geschlecht nicht viel zu schaffen gemacht, aber vielleicht gerade, weil ich meist nur als Beobachter, ohne andere Absichten, ihnen gegenüber stand, haben meine Augen sich geschärft, die Guten von den Schlimmen, die Engel von den Teufelinnen zu unterscheiden.

Traf ich auf eine von der ersteren Sorte und verbrannte mich trotz aller Vorsicht und Philosophie an den reinen Himmelsstrahlen, die aus den Augen eines edlen Weibes leuchten, so begab ich mich eilig auf die Flucht. Vielleicht, sagt' ich mir, ist dieses Geschöpf von solcher Engelsgüte, daß es sich — aus Mitleid — über deine Vogelscheuchenphysiognomie hinwegsetzt, oder gar mich als repoussoir für ihre reizende Erscheinung gern an ihrer Seite haben möchte. Eine von den gemeinen, bloß sinnlichen aber, die es mir nur von der Tierseite angetan hatten, soll mir nicht mehr kommen. Ein einzigmal, in meiner ersten Studentenzeit, habe ich mich weggeworfen, ganz ohne Illusion, nur aus naturwissenschaftlicher Neugier. Experimentum fiat in corpore vili, hatt' ich gedacht. Es war mir übel bekommen, der Ekel ging mir lange nach. Seitdem fühl' ich ihn immer wieder in mir aufsteigen, wenn mir ein Wesen dieser Art begegnet, das nur meine Sinne aufregt, ohne jede Beteiligung meiner edleren Organe.

Und so eine ist die Frau meines Freundes.

Daß sie auch ihn nicht glücklich macht, nachdem der erste Rausch verflogen war, erkannte ich bald, obwohl er selbst sich jeder Andeutung darüber enthielt. Ich hatte aber an glücklichen Ehepaaren erlebt, wie ein Mann, der seine Frau achtet und ehrt, sie anblickt. Mein Freund sah standhaft an der seinigen vorbei.

So wäre denn auch für mich keine Gefahr gewesen, wenn das arge Weib sich's nicht in den Kopf gesetzt hätte, meine Abneigung, die ich wohl nicht sorgfältig genug verbarg, zu besiegen und mich unter ihr Joch zu zwingen.

Wie sie das anstellte, kann ich Ihnen nicht im einzelnen schildern. Oh, sie ist schlau wie der Satan! Sie hatt' es bald weg, daß ich so eine Art Tugendphilister sei, dem mit den gewöhnlichen Weiberkünsten nicht beizukommen wäre. Einmal, im Gespräch über russische Zustände, hatte ich erwähnt, in einem deutschen Reisewerk, ich glaube von Viktor Hehn, hätte ich gelesen, kein Russe habe ein moralisches Rückgrat, sondern erliege jedem sinnlichen Eindruck. Ich war töricht genug, zu prahlen, es gebe doch auch Ausnahmen von dieser im allgemeinen unbestreitbaren Regel. Da hatte sie mich mit einem so eigentümlich tückischen Blick angeblitzt, daß mich ein leichter Schauer überlief und ich das unbedachte Wort gern zurückgenommen hätte.

(Viele Jahre später bestätigte mir Turgenjeff jenes Wort, ohne Ausnahmen zu statuieren. Ich fragte ihn, wie er's übers Herz gebracht habe, einige seiner liebenswürdigsten Figuren dem Verhängnis ihrer Sinne rettungslos zum Opfer fallen zu lassen, den Ssanin in den „Frühlingsfluten“ und den Alexei Petrowitsch in der Novelle „Ein Briefwechsel“. Er zuckte die Achseln. Es wäre nicht echt, nicht russisch gewesen, sagte er, wenn ich's anders gemacht und dem Pflichtgefühl in ihnen zum Siege verholfen hätte.)

Seit dem Tage, fuhr er mit einem ingrimmigen Tone fort, wobei seine Zähne knirschten, hat sie auf die raffinierteste Art den albernen Idealisten, als der ich ihr erschienen sein mußte, von der Tugendseite zu fassen gesucht, in der Ueberzeugung, so willig der Geist sei, eine Ausnahme von der Regel darzustellen, so schwach werde natürlich das Fleisch sein. Keine Spur von aggressiver Koketterie, sie selbst ein Musterbild aller Ehrbarkeit und Pflichttreue, nur bemüht, als „mütterliche Freundin“ sich meiner anzunehmen.

Als ich mich einmal bückte, ihre rosige Hand mit den allerliebsten Grübchen zu küssen, zog sie sie rasch zurück. Nur, wenn ich Abends kam, empfing sie mich mit unverhohlener Wärme und Freude, da ihr Mann von seinem Beruf oft bis in die Nacht in Anspruch genommen, sie notgedrungen, wie sie sagte, vernachlässigen müsse. Dann saß sie mir gegenüber und bereitete den Tee und sah mir dazwischen mit ihren langen, geheimnisvollen Blicken in die Augen, fragte mich aus nach meinen Tageserlebnissen, meiner Stimmung, meinen Wünschen, dabei ging von ihrer Person ein geheimnisvoller Zauber aus, der mich wie eine unsichtbare Fessel umfing, daß ich zuweilen nur durch eine unbeholfene rasche Flucht unter einem lächerlichen Vorwande mich retten konnte.

Wie mag sie schadenfroh und des endlichen Sieges gewiß hinter mir drein gelacht haben!

* *
*

Er stand hastig auf und schüttelte sich, wie um Arme, die ihn umklammerten, loszuwerden.

Was werden Sie von mir denken! rief er. Ein solcher Schwächling! Sieht sein Verderben mit Augen und kann sich nicht entschließen, ein Ende zu machen. Aber ich werde es, ich versprech' es Ihnen. Ich will fort, so schwer es mir auch aus andern Gründen wird. Dies München, so viel ich dran auszusetzen hatte, — ich habe mich jetzt hier so eingelebt — Wissenschaft, Kunst, ein paar freundliche Menschen gefunden — sogar die Natur scheint mir nicht mehr so dürftig wie zuerst, wenn sie auch rauh ist. Und jetzt fortmüssen, bloß weil ein schlechtes Weib, eine Schlange, ihre Ringe um mich zu schlingen droht — es ist schmachvoll. Nur noch ein paar Tage — bis ich hier alles erledigt, vom alten Siebold die Empfehlungen für Paris, die er mir versprach, erhalten habe — denn anderswo in größerer Nähe darf ich mich nicht niederlassen, der Dämon wär' imstande, mich von dort zurückzubannen unter sein Joch — und ich will zeigen, daß ich zu den Ausnahmen von Viktor Hehns Regel gehöre und so viel Rückgrat habe, wie ein Russe und Poet dazu nur irgend aufbringen kann!

Er drückte mir, der ich auf all das nichts Triftiges zu erwidern wußte, wiederholt lebhaft die Hand und wandte sich unter der Tür noch einmal um.

Sagen Sie, bitte, nichts von alledem Ihrer lieben Frau. So klug sie ist und so wenig prüde — auch die Gescheiteste ihres Geschlechts begreift nicht, wie man in einem Atem lieben und hassen kann, Hunger empfinden nach einer Speise, vor der einem ekelt. Ihnen hab' ich mich in meiner ganzen Jammerwürdigkeit zeigen können, Ihnen ist ja schon von Metiers wegen nichts Menschliches fremd. Aber eine Frau muß mich für ein Ungeheuer halten, nicht einmal ihres Mitleids, sondern nur der Verachtung wert. Und ich möchte doch noch einmal mündlich Abschied von ihr nehmen, ihr für alle Güte, die sie dem Fremden erwiesen hat, danken.

Damit verließ er mich, sehr bewegt durch die seltsame Beichte. Als meine Frau bald darauf in mein Zimmer trat, in der Meinung, ihn noch bei mir zu finden, durfte ich ihr nur sagen, wir würden unsern Hausfreund

sehr bald verlieren, eine unglückliche Leidenschaft zu einer verheirateten Frau mache es ihm zur Pflicht, schleunigst abzureisen.

Wir werden ihn sehr vermissen, sagte sie, und noch jemand. — Sie spielte auf eine junge gute Freundin an, die Kalugin ein paarmal bei uns getroffen und die sich deutlich hatte merken lassen, daß sie an seiner Unterhaltung großen Gefallen und seine Häßlichkeit nur interessant und sogar anziehend fand.

Den ganzen Tag ging mir die traurige Geschichte nicht aus dem Kopf; am nächsten sollte ich eine Illustration dazu erhalten.

Ich mußte am Vormittag in die Stadt und schlug den Weg an den Propyläen vorbei, die noch im Bau waren, über den Königsplatz ein. Es war ein klarer, sonniger Wintertag, der Schnee glänzte in der weiten Runde und auf den Dächern und Treppen der beiden edlen Tempelgebäude, die einander gegenüber liegen. Da sah ich von der Stadt her ein auffallendes Paar langsam herankommen und auf die Glyptothek zugehen, eine Frau in einem hellfarbenen Kleide und samtener, mit Astrachan verbrämter Jacke, ein Mützchen von demselben Stoff mit dem gleichen Pelz besetzt auf der weißen Stirn, die von rötlich blondem Haar umflogen war. Das volle Gesicht war nicht regelmäßig schön, aber die ruhigen schwarzen Augen und granatroten Lippen, die halbgeöffnet waren und blitzende kleine Zähne sehen ließen, waren so reizend, daß die etwas stumpfe kleine Nase mit den zitternden Nüstern den Eindruck der ganzen Erscheinung nur noch erhöhte. Dabei war es auf den ersten Blick auffallend, daß ein Zug von Kälte und Härte das üppige Gesicht entstellte, und das Lächeln, das es zuweilen überflog, einen fast cynischen Ausdruck hatte. Unwillkürlich sah ich nach den kleinen weißen Ohren unter dem Pelzmützchen, ob sie nicht in die spitze Form eines Faunenohrs ausliefen.

Wen ich vor mir hätte, wäre mir sofort klar gewesen, auch wenn der, der sie mir geschildert, nicht an ihrer Seite gegangen wäre.

Der Gegensatz seiner schmächtigen Figur in dem abgetragenen Sommer-Paletot, die Studentenmütze auf dem Kalmückenkopf, war so auffallend, daß niemand dem Paar begegnete, ohne stehen zu bleiben und ihm nachzusehen. Die Frau schien das nicht zu beachten oder als den gewohnten Tribut für ihre Schönheit hinzunehmen. Auch ihr Begleiter war offenbar blind dagegen. Er sprach, den Blick in den Schnee gesenkt, leise und unablässig, während die Frau stumm blieb und ihre dunklen Augen gleichgültig umherschweifen ließ. Als ich dicht an ihnen vorbeiging, sah Kalugin auf. Eine tiefe Röte stieg ihm ins Gesicht, er zog die Mütze und flüsterte seiner Dame ein Wort zu, offenbar meinen Namen. Sie fixierte mich mit einem durchdringenden Blick, sah dann aber wieder weg, und das Paar verschwand bald unter der Säulenhalle der Glyptothek.

Armer Freund! seufzte ich, ihnen nachblickend, es sieht nicht danach aus, als ob du in diesem Kampf so bald Sieger bleiben würdest.

Als ich meiner Frau von der Begegung erzählte und ihr die Feindin unseres Freundes beschrieb, entsann sie sich, sie hin und wieder im Theater und Konzerten getroffen zu haben. Sie nannte mir auch den Namen, an den sich einiger Klatsch heftete. Wenn es die ist, sagte sie, so bedaure ich unsern Freund. Er wäre nicht ihr erstes Opfer.

Doch hatten wir ein zu festes Vertrauen auf seinen Charakter, als daß wir ihn verloren gegeben hätten. Und so erwarteten wir täglich seinen versprochenen Abschiedsbesuch.

Statt dessen kam nach einer Woche der folgende Brief:

„Verehrter Herr und Freund!

Es ist nun entschieden. Morgen mit dem Frühesten schüttle ich den Schnee Münchens von meinen Schuhen und flüchte ins Dunkle. Wenn es einen Mut der Feigheit gibt, so kann ich stolz darauf sein, ihn jetzt zu beweisen.

Ich sollte schon fort sein, aber der Empfehlungsbrief meines edlen alten Gönners von Siebold hat mich noch zwei Tage aufgehalten. Nun aber bin ich mit allem fertig, nur nicht mit der schnöden Wunde, die noch eine Weile bluten wird, und mit meinem Dank gegen Sie und Ihre liebe Frau. Verzeihen Sie, daß ich ihn nicht mündlich abstatte. Ich mag mich aber nicht in meiner ganzen Armseligkeit als bankerotter Mensch vor solchen sehen lassen, die ich wahrhaft verehre. Sagen Sie das der gütigen Frau Heyse. Sie wird mich verstehen und mir ihr Wohlwollen bewahren — bis wir uns, vielleicht! unter glücklicherem Sterne einmal wiedersehen.

Am Tage nach unserm Rencontre vor der Glyptothek — das mir insofern lieb war, als Sie nun en connaissance de cause über meinen Fall urteilen können — habe ich mir ein Herz gefaßt und dem Freunde angekündigt, daß ich abreisen würde. Da er mich zu genau kennt und jeden aus der Luft gegriffenen Vorwand durchschaut haben würde, blieb mir nichts übrig, als geradezu zu gestehen, ich müsse fort, weil ich in seine Frau verliebt sei.

Wenn es nur das ist, versetzte er, so brauchst du nicht die Flucht zu ergreifen. Ich stehe nicht im Wege.

Und als ich ihn verblüfft anstarrte: Ja, sagte er, ich habe nichts dagegen, sie dir abzutreten, ich bin dir sogar dankbar, wenn du sie mir abnimmst. Denn früher oder später muß es doch zur Scheidung kommen, und je früher, je besser. Ich bin nur noch um einen gesetzlich gültigen Grund verlegen, doch einem solchen auch schon auf der Spur.

Und nun schüttete er mir sein ganzes Herz aus, wie er sich von diesem unheilvollen Geschöpf habe bestricken lassen, das seine Sinne zu entflammen gewußt, sein Herz aber kalt gelassen habe — ganz wie es mir geschehen. Er habe gehofft, wenn er sie liebevoll behandle und ihr jeden Wunsch gewähre, das Eis in ihrer Brust aufzuschmelzen und der Nixe mit der Zeit eine Seele zu schaffen. Es sei alles umsonst gewesen. Dabei sei sie von einer ganz eigenen Art von koketter Teufelei besessen. Die gewöhnlichen Weiberjäger, die auch sie umschwärmten, behandle sie mit Hohn und ausgesuchter Kälte, und nicht einmal ihre Eitelkeit werde durch ihre dreisten oder schlauen Huldigungen geschmeichelt. Aber die scheuen, unversuchten, jugendlich reinen Menschen, die ihren Weg kreuzten, die sich zu unterwerfen und über ihren Tugendstolz zu triumphieren, reize ihren tückischen Ehrgeiz. So sei es ihm selbst ergangen und nun mir. Er habe es von Anfang an gemerkt und hätte mich warnen sollen, wenn mein Umgang ihm nicht so

wert gewesen wäre. Jetzt, da er vor die Wahl gestellt sei, sie oder mich zu behalten, schwanke er keinen Augenblick. Ich solle mich nur noch eine Weile gedulden, bis die Luft in seinem Hause wieder rein geworden. Und da sie ihm gottlob kein Kind geschenkt, werde es ihm nicht schwer werden, sich von ihr zu befreien.

Ich sagte ihm, das mache die Gefahr für mich nur dringender. Sie scheine in der Tat es auf mich abgesehen zu haben und wäre auch, wenn ich schwach gewesen wäre, durch den Gedanken an ihre eheliche Treue, die sie gelobt, nicht zurückgehalten worden, was mir eine Stütze war in allen Versuchungen. Fiele die weg, so stünd' es bedenklicher damit. Auch das sei ein perverser Zug in diesem unseligen Geschöpf, daß meine Häßlichkeit sie gerade zu reizen scheine. Sie erinnere mich an die schöne Königin im Orlando Furioso, die ihrem mit allen Reizen und Tugenden geschmückten Gemahl den häßlichen Zwerg vorgezogen habe. Aber sie solle ihren Zweck nicht erreichen. Meine Abreise sei beschlossen.

Das blieb sie auch, und ich konnte meinem Freunde zum Abschied nur wünschen, daß er die drückende Fessel bald abstreifen und dann einen Ersatz finden möchte, der ihn ein reines häusliches Glück genießen ließe.

Und nun bin ich zu Ende. Leben Sie wohl, wertester Freund! Wenn ich noch einmal eine Stätte finde, die mir Ruhe und einige innere Befriedigung gibt, nicht eine Insel im Meere des ungewissen Lebens, die sich mir, wie dem Seemann Sindbad, aus einem trügerischen grünen Eiland in einen wüsten Kraken verwandelt, werde ich wieder von mir hören lassen. Bis dahin denken Sie mit Nachsicht an Ihren

treuergebenen

Iwan K.

Sollte es zu einer Buchausgabe der Novellen kommen, werde ich meiner Verpflichtung in Betreff des Honorars eingedenk sein."

* *
*

Wir waren glücklich, daß es nun endlich so weit gekommen war, denn schon hatten wir, da Tag um Tag verstrich, ohne daß er zu dem versprochenen Abschiedsbesuch bei uns eintrat, an der Festigkeit seines Entschlusses gezweifelt.

Doch die Freude, ihn gerettet zu wissen, sollte nicht lange dauern.

Wenige Stunden nach Empfang seines Briefes brachte mir das Mädchen die Meldung, der russische Herr sei draußen und frage, ob ich auf fünf Minuten für ihn zu sprechen sei.

Ich erschrak, da ich ihn schon seit dem Morgen unterwegs nach Paris glaubte. Auch da er wußte, daß ich ungern mich um diese Zeit in der Arbeit stören ließ, mußte ihn eine sehr dringende Veranlassung zu mir geführt haben.

Sein Gesicht, seine ganze Erscheinung, als er ins Zimmer trat, ließen mich auf den ersten Blick erkennen, daß es in der Tat so war.

Aus dem hageren Gesicht, in dem kein Tropfen Bluts mehr war, blickten die Augen, die unstät in ihren Höhlen hin und her liefen, wie zwei

im Erlöschen begriffene Fünkchen. Eine bittere Grimasse war regungslos an den zusammengekrampften Lippen wie festgefroren, das dichte Haar hing ungekämmt um die Schläfen, sein Paletot war schief zugeknöpft.

Als die Tür hinter ihm geschlossen war, sah er sich scheu im Zimmer um. Ohne erst einen Gruß zu sagen, brachte er halblaut hervor: Sind wir sicher, nicht belauscht oder gestört zu werden?

Ich versicherte ihn, meine Frau sei soeben in die Stadt gegangen, und er wisse ja, daß am Vormittag niemand zu mir gelassen werde.

Er hörte es nur halb. Sein Blick richtete sich auf seinen eigenen Brief, der noch offen auf dem Tische lag. Ja, ja! sagte er, der Mensch denkt und Satan lenkt. Mit guten Vorsätzen ist der Weg zur Hölle gepflastert. Ich — wenn Sie wirklich einem Menschen wie ich noch die Güte erweisen wollen, ihn anzuhören —

Ich gab ihm die besten Worte und bat ihn vor allen Dingen, sich zu setzen, da er in den Knieen zitterte. Er ließ sich dann in das Sofa sinken, schloß aber die Augen und blieb eine Weile stumm.

Ich glaubte wahrhaftig, er werde nach und nach einschlummern, und wandte mich auf den Zehen wieder zu meinem Schreibtisch.

Da öffnete er die Augen und sagte: Ich habe Ihnen nicht wieder schreiben wollen. Seine Schande schriftlich zu Protokoll zu geben, widerstrebt einem denn doch. Aber wissen sollten Sie's, schon weil Sie allein mir helfen können.

Und nun, mit offenbarer Mühe und in abgerissenen Sätzen, erzählte er mir, wie alles gekommen.

Ich hatte gestern Abend meinen Abschiedsbrief an Sie selbst in den Kasten geworfen, so gegen acht Uhr. Es war sehr böses Wetter, Schnee und Regen durcheinander, die Straße voll Schneeschlamm, so daß ich froh war, wieder ins warme Zimmer zu kommen. Es war leer, meine Sachen hatte ich gepackt, nur der kleine Samowar, der mich überall begleitet als ein Stück Heimat, und das andere Teegerät stand noch auf dem Tisch. Ich wollte erst noch Tee trinken, eh' ich zum letztenmal schlafen ging in dieser Stadt, aus der mein Schicksal mich hinauspeitschte, so gern ich geblieben wäre. Nicht einmal ein Buch hatte ich herausbehalten, wozu auch? Ich hätte doch nicht verstanden, was ich las, und wollte auch früh zu schlafen versuchen, um den Zug morgen vor Tau und Tage nicht zu versäumen.

Eine stumpfe Gleichgültigkeit hatte sich meiner bemächtigt, der ganze tragische Unsinn meines Daseins stand vor meiner Seele, das alte, ewige Warum? und Wozu? dieser irdischen Komödie, auf das es nur für Narren und Heuchler eine Antwort gibt. Vogue la galère! sagt' ich immer wieder vor mich hin und pfiff nur leise zur Begleitung des siedenden Wassers im Samowar die Melodie der Troika.

Da wurde plötzlich die Klingel zu meiner Wohnung gezogen, schüchtern, wie wenn ein Bettler anläutet. Ich fuhr vom Stuhle auf und horchte atemlos hinaus. Sofort war mir klar, wer draußen stand. Oeffne nicht! raunte mir mein Schutzgeist zu. Du mußt öffnen! befahl eine andere Stimme. Kannst du so feige sein? Was soll dir geschehn? Und wenn es ein Gespenst wäre —

Da klingelte es wieder, und ich nahm mich zusammen, schlich durch das kleine Entree und fragte durch die Tür, wer draußen sei?

Ich bin's. — Nun, ich hatte ja nicht zu fragen gebraucht. Ich schob den Riegel zurück, und sie trat ein.

Verzeihen Sie, flüsterte sie, noch im Dunkeln, ich mußte kommen, aber fürchten Sie nichts, ich gehe gleich wieder.

Als sie dann in das helle Zimmer trat, sah ich, daß sie keinen Schirm hatte und über und über von schmelzenden Schneetropfen überrieselt war. Ohne ein Wort zu sprechen, nahm ich ihr den dunklen Kapuzenmantel von den Schultern und schüttelte ihn aus, daß die Nässe herumsprühte. Sie trug darunter eine leichte Jacke, auf dem Kopf ihr Pelzmützchen. Mein Gott, wie reizend ihr das stand zu dem durch die Kälte glühenden Gesicht. Und dazu die Miene eines verlegenen Schulkindes, das sich fürchtet, gescholten zu werden.

Ich fühlte, ich durfte sie nicht ansehen, deutete also mit abgewandtem Gesicht auf das armselige Ledersofa und sagte: Belieben Sie, Platz zu nehmen. Ich — bin beschäftigt. Darf ich fragen, was Sie zu mir führt?

Sie blieb unbeweglich stehn und atmete tief, als wenn sie von einem Feinde verfolgt in vollem Lauf sich zu mir geflüchtet hätte.

Endlich sagte sie, tonlos, wie wenn sie etwas ganz Gleichgültiges erzählte:

Er hat mich aus dem Hause gejagt.

Ich fuhr zusammen und wandte mich unwillkürlich wieder nach ihr um. Sie tat mir nun doch leid, so sehr ich sie haßte, aber ihr Gesicht zeigte keine Spur einer Erregung, ich erkannte, daß mein Mitleid an sie verschwendet wäre. Doch es fiel mir auch nicht ein, daß er ja gar nicht das Recht hatte, seine Frau nicht einmal eine Nacht mehr im Hause dulden zu wollen. Wenn sie trotzdem sich in Nacht und Nebel hinausjagen ließ, hatte sie eine Absicht dabei. Sie rechnete darauf, daß ich sie bei mir aufnehmen würde, wenn sie als Schutz- und Obdachlose an meine Tür klopfte. Doch ihren Zweck sollte sie nicht erreichen. Ich blieb auf meiner Hut.

Wie ist es dazu gekommen? fragt' ich nun auch, wie wenn sich's um etwas alltägliches handelte.

Er hat die Niederträchtigkeit begangen, meinen Schreibtisch zu öffnen, an dem ich einmal aus Versehen den Schlüssel hatte stecken lassen. Da hat er Briefe gefunden aus meiner Mädchenzeit. Ein junger Mensch schrieb sie an mich, der in mich verliebt war, ein Künstler. Meine Eltern wollten nicht, daß ich ihn heiratete, aber da er mich dauerte, wies ich seine Briefe nicht ab und beging sogar die Dummheit, sie aufzubewahren. Aus denen wollte Franz nun den Beweis gewonnen haben, daß ich ihn betrogen hätte, da ich vor unserer Ehe schon die Geliebte eines andern gewesen sei. Mit einer so verworfenen Person könne er keine Nacht mehr unter demselben Dache zubringen. Ich müsse Knall und Fall aus dem Hause, an Geld werde er mir's nicht fehlen lassen, alles weitere werde er durch seinen Rechtsanwalt mir mitteilen.

Erst jetzt setzte sie sich auf den Stuhl an meinem Bette, als übermanne sie die Erinnerung an die heftige Szene, die sie eben erlebt. Sie

fuhr dann aber mit ziemlicher Fassung fort, mir noch anderes zu sagen, wessen ihr Mann sie bezichtigt hatte. Daß sie es darauf abgesehen habe, mich zu verführen, sei eine schändliche Verleumdung. Meine Einsamkeit in der Verbannung aus der Heimat habe sie allerdings gerührt, und sie wäre glücklich gewesen, wenn ihre schwesterliche Teilnahme meine trübe Stimmung ein wenig hätte erheitern können. Wenn sie geahnt hätte, was ihr Mann ihr erst jetzt verraten, daß sie damit ein wärmeres Gefühl in mir anfachen würde, wäre es ihre Pflicht gewesen, Franz zu bitten, daß er auf den Umgang mit mir verzichten möchte. Aber glauben Sie mir, mein Freund, auch ich war nicht glücklich. Ihre Gesellschaft, Ihre Freundschaft taten mir wohl, denn ich achtete Sie unendlich, nicht nur wegen ihres Geistes und hohen Strebens, mehr noch wegen der Charakterstärke, mit der Sie Ihr schweres Los ertrugen. Und daß Sie auch für mich etwas empfanden, machte mich stolz und glücklich, denn die Liebe meines Mannes — sie seufzte tief — die hat sich nur kurz gehalten und ist wie ein Flackerfeuer erloschen. Ich klage ihn nicht darum an. Er kann nichts auf die Dauer lieben, als seine Wissenschaft und seinen Beruf.

Ich hörte das alles mit an, ohne nur eine Silbe zu erwidern. Der traurig ergebene Klang ihrer Stimme rührte mich gar nicht, ich wußte, daß nicht ein wahres Wort aus ihrem Munde kam, und es empörte mich, daß sie mich für so einfältig hielt, an diese Komödie zu glauben.

Doch mußte ich sie sprechen lassen, statt sie einfach zu bitten, mich nicht länger zu belästigen. Ich war wieder dem Reiz verfallen, der von ihrer Person ausging, und hatte nur so viel Besinnung, mir zuzurufen: Halt fest und laß dich nicht sinken!

So machte denn auch ihre Erzählung, wie es mit jenem Künstler und ihr sich zugetragen, nicht den mindesten Eindruck auf mich. Sie lege Wert darauf, daß ich die Wahrheit wisse, wenn ihr Mann sie anklagen würde; auf die Achtung keines andern Menschen lege sie Wert und sei darauf gefaßt, daß die bösen Zungen in der ganzen Stadt sie verschreien würden. Dann gab sie mir ein recht hübsches Märchen zum besten, wie der verliebte Tor einen Selbstmordversuch gemacht und auf die Nachricht, daß er zwar gerettet, aber entschlossen sei, den Versuch zu wiederholen, sie zu ihm geeilt sei am späten Abend — ihre alte Magd aber habe sie begleitet — nur um ihm den Schwur abzunehmen, leben zu wollen und sie zu vergessen.

Es klang recht hübsch, aber wie gesagt, ich wußte, daß sie den kleinen Roman nur erfunden hatte, um meine Sympathie zu gewinnen, und so brach ich noch immer nicht mein Schweigen.

Da schien sie das Spiel verloren zu geben und stand auf.

Es ist spät, ich muß eilen, wenn ich für die Nacht noch ein Unterkommen finden will.

Wohin wollen Sie? fragt' ich.

Sie nannte ein Hotel in der inneren Stadt, wo man sie kenne, da sie dort öfters Fremde besucht habe. Dort werde man ihr Glauben schenken, wenn sie vorgebe, ihr Mann sei vereist, und sie habe vergessen, den Hausschlüssel mitzunehmen, oder sonst ein Märchen.

Erlauben Sie, daß ich Ihnen eine Droschke hole, sagt' ich, oder Sie

mit dem Schirm begleite. Sie erkälten sich bei dem schauerlichen Wetter, wenn Sie so fortgehen, wie Sie gekommen sind.

Nein, sagte sie und schüttelte mit einer gutgespielten wehmütigen Gebärde den Kopf, mir geschieht nichts, ich soll alles, was es an Bösem und Traurigem gibt, an meinem Herzen erfahren, mein Leib bleibt verschont. Aber wenn Sie mir etwas Freundliches antun wollen, geben Sie mir eine Tasse Tee. Ich sehe, Sie haben ihn eben fertig. Seit Mittag habe ich nichts zu mir genommen, ich erfuhr meine Verbannung, da wir uns eben zum Nachtessen setzen wollten.

Ich konnte ihr das natürlich nicht abschlagen. Ich goß den Tee in die Tasse und tat so viel Zucker dazu, wie sie zu nehmen gewohnt war. Dann reichte ich ihr die Tasse, die sie stehend ausschlürfte. Ich danke Ihnen, hauchte sie, mit einem ihrer Blicke, deren Macht sie kannte, doch seltsam demütig und wieder wie ein um Verzeihung bittendes Schulkind. Sie hatte den Handschuh von ihrer rechten Hand abgestreift. Als ich sie dann, immer noch stumm, zur Türe begleitete, sagte sie: Wie oft haben Sie an meinem Tische sich von mir den Tee einschenken lassen! Die gute Zeit soll nun nicht wiederkommen. Aber ich werde diese Zeit nie vergessen, auch nicht, daß ein so edler Mann mir seine Zuneigung schenken konnte. Leben Sie wohl, Iwan!

Sie streckte mir ihre warme Hand entgegen, und da ich sie ergriff und zitternd drückte, neigte sie sich plötzlich zu ihr herab, als ob sie sie küssen wollte. Im nächsten Augenblick hatte ich sie stürmisch umfaßt, und indem ich ihre lebhaft atmende Brust an meiner fühlte, verging mir die Besinnung, und das ganze mühsame Gebäude meines Stolzes, meiner Selbstachtung stürzte unaufhaltsam zusammen.

* * *

Er blieb noch eine Weile, den Kopf in die Hände gestützt, sitzen, dann stand er schwerfällig auf.

Sie brauchen nichts zu sprechen, werter Freund. Ich weiß, daß Sie sich bemühen, etwas zu finden, was mir möglichst schonend sagt, daß Sie von einem Menschen ohne moralisches Rückgrat von Anfang an nichts anderes erwartet hätten. Aber glauben Sie mir —

Lieber Freund, fiel ich ihm ins Wort, Sie irren sehr, wenn Sie mich einer pharisäischen Ueberhebung nur im geringsten fähig halten. Ich habe ja neulich diese Frau mit Ihnen gesehen. Ich gebe Ihnen die Versicherung, ich bin überzeugt, daß auch ein noch so biederer Germane mit dem schönsten Rückgrat von der Welt dieser Versuchung erlegen wäre, er brauchte nicht einmal Poet zu sein, dem die Natur ein so leicht entzündbares Blut in die Adern geflößt hätte. Jetzt aber — was soll jetzt geschehen? Ueber mich bitt' ich unumschränkt zu verfügen.

Ich muß natürlich fliehen, sagte er dumpf. Und daß ich es kann, dazu sollen Sie mir helfen. Als sie heut früh, da eben der Tag graute, von mir ging und ich sie fragte, wohin sie sich flüchten wolle, nannte sie den Namen einer Freundin, die verwitwet sei und ein paar Zimmer vermiete. Die werde sie bei sich aufnehmen. Ich sah, daß sie gestern Abend

gelogen hatte, als sie erklärte, sie habe keine andere Zuflucht als ein Zimmer im Hotel. Doch sagt' ich nichts. Ich konnte es nicht erwarten, bis sie sich von mir gelöst hatte, für immer. Ihr letztes Wort aber schon in der Haustür war: Heut Abend um dieselbe Stunde!

Wenn Sie es gut mit mir meinen, retten Sie mich davor, daß ich diese Stunde nicht trotz alledem abwarte. Begleiten Sie mich nach dem Bahnhof, sehen Sie zu, daß ich das Billet nach Paris löse und wirklich in den Zug einsteige. Wenn ich das alles allein tun soll, bin ich nicht sicher, daß ich nicht noch nach dem ersten Pfiff wieder aus dem Coupé springe und meinem Verhängnis in die weißen Arme renne.

Meinen Koffer hab' ich meiner Hausfrau übergeben, nebst der Adresse in Paris, wohin sie ihn nachschicken soll. Ein Täschchen mit dem Notwendigsten brachte ich hieher mit. Kommen Sie, Bester! Lassen Sie uns keine Zeit verlieren. In einer halben Stunde geht der Kurierzug. Es handelt sich um mein Seelenheil, daß ich ihn nicht versäume.

* * *

Ich tat dem Unglücklichen natürlich diesen letzten Dienst. Wir sprachen kein Wort mehr, bis wir den Bahnhof erreichten. Dort sah er sich ängstlich um, als wenn der Dämon ihm auf den Fersen wäre und noch im letzten Augenblick ihn zurückreißen möchte. Erst als der Zug sich in Bewegung setzte, sah ich sein Gesicht mit der Miene eines Erlösten aus dem Fenster blicken und mir nachgrüßen wie ein Mensch, der einem andern seine Lebensrettung zu danken hat.

Ich habe nie wieder von Iwan Kalugin gehört, auch von keinem meiner russischen Bekannten erfahren, daß ein Dichter dieses Namens in Rußland aufgetaucht sei. Der Frau, vor der er geflohen, begegnete ich bald darauf auf der Straße, neben einem stattlichen jungen Mann, der in seiner ganzen Erscheinung den Künstler erkennen ließ. Ihr Gesicht war so heiter, als wenn nie etwas von Schmerz oder Schuld an ihr Herz gerührt hätte. Kurze Zeit nachher erfuhr meine Frau, daß sie sich von einem adligen Gutsbesitzer auf sein Gut habe entführen lassen. Dann ist auch sie verschollen geblieben.

Die Verteidigung Roms.

Von Ricarda Huch in München.

Die Belagerung.

Es diente eine Frau in der Legion, Constanza Mencaro, ein Mädchen von siebzehn Jahren, bekannt unter dem Namen Spronella, auf deutsch Rittersporn, den sie trug, weil sie eine trotzige Art und etwas Unnahbares hatte und deswegen schon als Kind mit der gerüsteten Blume verglichen worden war. Sie hatte bräunliche Hautfarbe und schwarzbraunes Haar, das bis an ihre Knie reichte, wenn sie es hängen ließ; sie trug es aber an den Schläfen heruntergekämmt und auf dem Scheitel zu einem breiten Flechtennest übereinander gekrönt. Ferner hatte sie feine schwarze Brauen über schmalen, langbewimperten Augen, eine feine schlanke Nase und einen sehr roten Mund, der nicht leicht lächelte und sehr wenig sprach; ihre Gestalt war mittelgroß und hatte noch die Magerkeit der Jugend. Sie trug eine scharlachrote Jacke und ein ebensolches Barett auf dem Kopfe. Die Kameraden waren anfangs verliebt in sie, da sie aber keinem die geringste Annäherung noch irgend Scherz mit ihr zu treiben gestattete, sagten sie sich, sie sei noch ein Kind, und ließen sie wohlwollend in Ruhe. Nur Lorenzo Brunetti, der zum erstenmal liebte, konnte sie nicht vergessen; aber da er sofort bemerkte, daß seine Leidenschaft sie erschreckte, und es ihm, abgesehen davon, auch unziemlich erschien, einem eigennützigen Verlangen nachzugeben, solange um Italiens Tod oder Leben gestritten wurde, mied er gewaltsam ihre Nähe und folgte ihr nur von ferne mit anbetenden Augen.

Das aufgeputzte Mädchen, das die Marketenderin spielte und die bunte Lina genannt wurde, brachte Wein zur Erfrischung, wobei Blicke und Flüsterworte getauscht wurden. Trotz der Hitze, der harten Arbeit und der gefährlichen Lage herrschte fröhliche Stimmung. Es gab mehrere Spaßmacher, um die herum immer Gelächter war: namentlich ein Gastwirtssohn aus Padova, mit Namen Margutti, ein junger Mann mit melancholischen Augen und aufgeworfener Nase, den seine schwerfälligen Bewegungen und sein bequemes Wesen um vieles älter erscheinen ließen, als er war. Er konnte stundenlang schweigen und dann wieder ohne Ende schwatzen, wenn er einmal angefangen hatte. Es machte ihm Vergnügen, zu sagen, daß die Oesterreicher durchaus nicht so schlimm seien, wie man das Volk glauben machen wolle, daß sie im Gegenteil die Italiener an Freigebigkeit, Bildung und allgemeiner Lebenskunst weit überträfen. Besonders lobte er die österreichische Küche und erklärte aus ihr die Oberherrschaft dieser Nation über Italien als unausbleiblich und im göttlichen Erziehungsplane liegend, da

die Italiener nicht eher aus Schmarotzern und Spitzbuben zu Menschen werden würden, bis Polenta, Knoblauch und Salami der schmackhaften und gesitteten Mehlspeise gewichen seien. Der entrüstete Widerspruch, den er stets erregte, pflegte seine Einfälle zu steigern und im Flusse zu halten.

Ein ebenso beliebter Gesellschafter war ferner Spavone, ein Tunichtgut, der nicht aus Begeisterung für die Freiheit Italiens, sondern um drohender Gefängnisstrafe und zürnenden Eltern zu entgehen, Sold von Garibaldi genommen hatte. Er war immer reichlich mit Leckerbissen versehen, die ihm, wie er verbreitete, von verliebten Frauen zugesteckt würden und von denen er seinen Kameraden großmütig mitteilte; dazu war er ein Witzbold und Erzähler drolliger Geschichten, aber sein hauptsächliches Talent war, Leichenreden zu halten, und er widmete eine solche zu ausnehmender Belustigung der Zuhörer jedem irgendwie namhaften oder bekannten Gefallenen.

Auch Rozzat, der eben, obwohl noch nicht geheilt, aus dem Spital zurückgekehrt war, war guter Dinge. Als eine französische Bombe in die aufgeworfenen Erdschanzen schlug, so daß Staub und Steine aufflogen, aber kein Schaden angerichtet wurde, sprang er plötzlich mit einem starken Anlauf von einer Erhöhung aus auf die Mauer und schwenkte lachend den Hut, um den Feind zu verhöhnen. Die meisten klatschten zu dem kühnen Sprunge Beifall, andere warnten ihn, sich der Gefahr auszusetzen. Trotzdem wiederholte er das Kunststück, durch Lob und Warnung mehr gereizt als zurückgehalten, wurde aber sogleich von ein paar Schüssen begrüßt, da seine Herausforderung drüben bemerkt worden war. Nun sprang er von der Mauer hinunter, nahm einem neben ihm stehenden Soldaten die geladene Flinte fort und trat an eine Lücke in der Mauer, um den Nachbarn ihre Unhöflichkeit wiederzugeben. Von denen, die ihn von der gefährdeten Stelle wegzerren wollten, machte er sich ungeduldig los, pflanzte sich breit in den Zwischenraum und war im Begriff loszudrücken, als er, von einer feindlichen Kugel ins Auge getroffen, lautlos zu Boden stürzte. Er war ohne Bewußtsein, und es schien fast wünschenswert, daß er nicht wieder zu sich käme; diejenigen, die den traurigen Fall mit angesehen hatten, standen erschrocken und starrten dem guten Kameraden nach, der wie ein Toter davongetragen wurde.

Die Träger mit der schnell zusammengerichteten Bahre waren noch in Sicht, als Spavone hervortrat und sagte, seiner Meinung nach werde Leutnant Rozzat nicht wieder aufkommen, er wolle ihm jetzt gleich eine Leichenrede halten, demnächst würden wieder andere fallen, und sie hätten vielleicht keine Zeit, nochmals auf ihn zurückzukommen. „So bist du denn, Bartolommeo Rozzat,“ begann er, „hinübergeturnt vom Schwungbrett des Todes in das berühmte Jenseits. Deine Tugenden, ehrlicher Schweizer, haben dich dem Himmel empfohlen, eine Stelle als Hausknecht wird dein Streben belohnen. Du warest bescheiden, keusch, flink, anspruchslos, fleißig, redlich und gehorsam, fröhne nun unter den Engeln unbeschränkt diesen Trieben. ‚Bartolommeo‘, wird es heißen, ‚putze mir die goldenen Sohlen; Bartolommeo, stäube mir die Flügel aus; Bartolommeo, es pochen ein paar an die Pforte, wirf sie hinaus oder laß sie herein; Bartolommeo,

trage der heiligen Klara das Lämpchen voran, sie will ihren Seelenbräutigam, den heiligen Franziskus, besuchen; Bartolommeo, rüste dem König Salomo das Bad und stimme seine Harfe, er will vor Sulamith singen; da kannst du dich nach Herzenslust tummeln.'" Es bildete sich eine Zuhörerschaft um den Redner, die jede Anspielung und jede Frechheit mit Gelächter begrüßte und unermüdlich Fortsetzung des Unsinns verlangte.

Das Feuer war jetzt auf beiden Seiten eingestellt, es wurde gekocht und gegessen, und die Lust nahm zu. Einer hatte eine Mandoline und spielte bekannte Lieder, die andere im Chore dazu sangen. Die bunte Lina, die anfangs langsam und zimperlich, bald aber ohne Maß von dem Weine trank, den sie kredenzte, schmiegte sich in gefühlvollem Rausch an die Männer, die nicht ohne Spott auf ihr schmachtendes Wesen eingingen. Spronella und Morosini, die gerade nebeneinander standen, sahen sich entrüstet und erschrocken an, wendeten den Ausgelassenen den Rücken und zogen sich in die Vorhalle einer kleinen alten Kirche zurück, wo ein altrömischer Sarkophag stand, auf den sie sich setzten. An der Wand lehnte ein ungeheures marmornes Männerhaupt, so zertrümmert, daß man nur die starren Augen und die herrische Nase erkennen konnte, während der Mund wie durch einen Steinwurf auseinander gerissen war, daneben lag unter Rümpfen und Gliedmaßen verschiedener Bildwerke ein runder Kinderarm mit einem schattigen Grübchen im Ellbogen. Das Mädchen und der Jüngling verzehrten ihr Brot, und zwischendurch erzählte sie ihm, daß ihre Eltern eine Bude am Petersplatze hätten, wo sie Rosenkränze, Heiligenbilder und kirchliches Gerät verkauften, daß sie fast nichts gelernt hätte als Beten, daß sie mehrere Male im Tage zur Kirche hätte gehen müssen, daß sie lange die schwarze Figur des Petrus für den lieben Gott gehalten hätte und daß sie gewohnt gewesen wäre, jeden Mann im Priesterkleide als einen Heiligen anzusehen. Ferner, daß ihre Eltern sie angewiesen hätten, die Republikaner zu hassen, und allabendlich mit ihr zu Gott gefleht hätten, er möge die Stadt vor Garibaldi schützen und diesem womöglich das Ende eines tollen Hundes oder eines Ketzers bereiten. Als dann Garibaldi nach Rom gekommen wäre und seine Truppen auf dem Petersplatze hätte paradieren lassen, hätten ihre Eltern den Kramladen geschlossen und die Fenster vermacht; aber sie hätte aus Neugierde, um den Antichrist zu sehen, durch eine Ritze gelugt. Vom ersten Augenblick an, wo sie seiner ansichtig geworden sei, wäre das frühere Leben von ihr abgefallen; verzaubert hätte sie gestanden und geschaut, bis der Platz leer gewesen und die Sonne untergegangen sei. Seit dem Tage hätte sie mit ihren Eltern nicht mehr reden und die alte Weise nicht mehr finden können, und als der große Krieg begonnen hätte, sei sie von zu Hause fortgelaufen zu den Mauern und habe gebeten, mitkämpfen oder irgendwie helfen zu dürfen; Garibaldi, vor den sie geführt worden sei, habe entschieden, sie scheine ein tapferes Mädchen zu sein, man solle sie gewähren lassen. Sie fragte Morosini, ob es große Sünde sei, seine Eltern zu verlassen und so gegen ihren Willen zu leben, wie sie es täte, und er antwortete, nachdem er eine Weile nachgedacht hatte, er glaube allerdings, es sei Sünde, aber er begriffe, daß sie so gehandelt hätte. Dann erzählte er, auch er habe einen

Freund, der es ihm verarge, daß er sich ganz Garibaldi gelobt habe, und vielleicht würde seine Mutter traurig sein, wenn sie wüßte, daß Garibaldis Namen ihm heilig geworden sei wie früher der Gottes; er könne aber nicht anders und sei entschlossen, bei Garibaldi zu bleiben, möge es enden wie es wolle. Sie beratschlagten miteinander, welches der Ausgang des Krieges sein könnte und wohin sie ziehen würden, wenn die Franzosen besiegt wären, und sie hörte staunend zu, als er ihr von Mailand und Venedig und dem einen großen Italien erzählte, das zu machen viele edle Männer ihr Blut vergossen hätten. Ihnen gegenüber, auf grünlichgrauem Grunde, schwebte als ein zartes Bildchen die Kuppel Sankt Peters, unter deren Macht Spronellas Kinderseele traumlos tief geschlafen hatte, und hoch darüber stand im Bogen rotes Gewölk wie eine leichte Rosengirlande aus überirdischen Rosen; die beiden Kinder überlief ein Schauer, wie die geheimnisvolle Erscheinung an ihnen vorüberging.

Ungesehen von beiden lag Lorenzo Brunetti im hohen Grase, die Hände geballt und Gras und Erde zwischen den Zähnen zermalmend, als müsse er eine hungrige Bestie, die in ihm sei, mit vorgespiegeltem Futter hinhalten; er war nicht eifersüchtig, da er die arglose Reinheit der Freundschaft von Morosini und Spronella wohl erkannte, vielmehr schämte er sich seiner wilden Sinne und rang mit ihnen, bis er sich wenigstens äußerliche Ruhe erkämpft hatte.

Bei den Schanzen tauchte jetzt der braune Leib des Mohren Aghiar auf, und die Zechenden, die ihn kommen sahen, tranken ihm zu, winkten ihm und boten ihm Wein an. Er leerte ein Glas, lächelte stolz über die Scherzreden, die man ihm machte, ging mit langen Schritten auf die bunte Lina zu, die vor Angst und Lust zitterte, packte sie um den Leib, lud sie auf seine Schulter und ging, ohne sich um ihr Geschrei und das Toben und Lachen der Soldaten zu kümmern, gemessenen Ganges mit ihr davon gegen den Tiber hinunter.

In der Frühe des 13. Juni ließ ein französischer Parlamentär sich auf das Kapitol führen, um die Regierung zur Uebergabe Roms aufzufordern, widrigenfalls nunmehr das Bombardement der Stadt beginnen würde. Die Versammlung beschloß einstimmig ferneren Widerstand, was vom Volke, als das Vorgefallene zur öffentlichen Kunde gelangt war, mit Jubel aufgenommen wurde. Geläut aller Glocken trug es bis unter die Mauern, daß in Rom eine hohe Feier begangen würde, und als die Ursache bekannt geworden war, verbreitete sich auch unter den Soldaten gehobene Freudigkeit. Kurze Zeit nach Mittag demaskierten die Franzosen ihre Batterien, und die ersten Bomben flogen hinüber, wobei sich sofort zeigte, daß die Geschütze hauptsächlich auf die Savorelli, als das Hauptquartier Garibaldis, gerichtet waren.

Manara hatte Garibaldi gebeten, einem Marionettenspiele beizuwohnen, das einer seiner Bekannten, um den Tag festlich zu begehen, veranstalten wollte. Das Puppentheater war die beliebteste Unterhaltung der Soldaten, die Manara jeder andern vorzog, besonders wenn der Unternehmer volkstümlichen Witz besaß und sich auf den altherkömmlichen burlesken Ton

dieser Komödie verstand. Da sämtliche Offiziere, die zu der betreffenden Stunde dienstfrei waren, geladen werden sollten, und auch Besucher aus der Stadt gegen Abend in das Lager zu kommen pflegten, wurde der große Speisesaal der Villa Savorelli zum Ort der Aufführung bestimmt, dessen Wände in der oberen Hälfte mit Fresken des Salvator Rosa bemalt waren. Es waren abenteuerliche Szenen im kalabrischen Gebirge darauf dargestellt: zwei Männer mit spitzem Hut und kurzem, flatterndem Mantel in wütendem Zweikampf, auf dessen Ausgang eine geputzte Frau mit zerrauftem Haar und Angstgebärde zu warten scheint; ein Einsiedler, der auf einem ausgebreiteten scharlachroten Mantel kniet und dessen wild zerfurchte Gesichtszüge von Freveln, die er einst begangen haben mag, erzählen; Gaukler, die an einer aus einem Felsen dringenden Quelle rasten, von denen einige beschäftigt sind, über einem Feuerchen einen Igel zu braten, andre sich mit fratzenhaften Kunststücken die Zeit vertreiben, noch andre mit kreischendem Munde und übertriebenen Bewegungen sich zanken; Räuber, die Frauen entführen und unter sich lachen, während jene in Verzweiflung schreiend die Arme ausstrecken; alle diese aufgeregten Gestalten eingebettet in eine undurchdringliche Wildnis wundervoller, schön gewölbter Bäume, die mit mehr bräunlichen als grünen Tönen gemalt waren. Die dunkle Farbe des Hintergrundes stimmte den Saal im ganzen ernst, aber die feurigen Flecke der Mäntel und Kleider lachten phantastisch daraus hervor.

Mit Hilfe einiger Kameraden richtete der Veranstalter des Spiels aus Brettern und Vorhängen, wie sie in der Villa zu finden waren, einen Theaterkasten auf; die Puppen hatte er zum Teil selbst aus Holz geschnitzt, teils fertig gekauft und durch Bemalung oder mit dem Messer verändert, wie sie seinen Zwecken dienten. Bevor das Spiel begann, betrachtete Manara die Figuren, ungeduldig und schon im voraus entzückt, und lockte durch sein helles Gelächter auch andere herbei, die Puppen in Augenschein zu nehmen. Man erkannte sofort den Papst, den König von Neapel, zu dem, da es in den Witzblättern üblich war, ihn als Hanswurst darzustellen, ein vorhandener Bajazzo hatte benutzt werden können, und den Kardinal Antonelli, der zum Kardinalsmantel den Hut und die Flinte des neapolitanischen Räubers trug; sehr bewundert wurde auch der General Oudinot, der, wie er zum Schimpf Kardinal genannt wurde, mit der Kardinalsmütze versehen und außerdem an den rund vorstehenden Augen und der grellroten Gesichtsfarbe kenntlich war.

Das Spiel begann mit einem Selbstgespräch des Papstes, das folgendermaßen begann:

„O fade Einerleiheit täglicher Makkaroni
Mit Käse, die der Bourbone unermüdlich verschlingt und verdaut auch;
Mir macht es übel.
Säß' ich in Rom vor einem Teller gedünsteter Trüffeln,
Die mir, so fürcht' ich, nun die Republikaner fressen,
Die Hundesöhne, die Schweinepriester, die Galgenfrüchte;
Daß in der Gurgel sie ihnen schwöllen und sie erstickten!"

Es erschienen hierauf nacheinander Spanien, als magerer Ritter Don Quichote dargestellt, der König von Neapel und Ludwig Bonaparte mit

Schnauz- und Spitzbart und untergeschlagenen Armen nach dem Muster des ersten Napoleon. Spanien sagte:

„Heiliger Vater, eine unbesiegbare Heerschaar
Von vierzig Mann schon führ ich zu Schiff
Mit Unterjochung des Meeres an das Gestade,
Die heidnische Brut deiner Feinde in Stücke zu metzeln.
Seit dreißig Tagen schon knirschen die adligen Helden
Mit ihren Zähnen vor ungeduldiger Kampfluft,
Aber sie finden, so eifrig sie suchen, den Feind nicht.
Steht Rede, wo verkriecht ihr euch, Bande von Feiglingen?"

Dann sprach Bonaparte:

„Mir kleinem Neffen des großen Oheims gewähre
Die Ehre, Heiliger Vater, die römische Wölfin abzustechen.
Gewährst du es aber nicht, so tu ich es dennoch.
Denn ich, vom Blute des Cäsar, will mich auch cäsarisch aufspielen
Und in Frankreich und Italien die Republiken abschaffen,
Vielleicht zum Weltreich dann meinen Thron erweitern.
Dich, Haupt der Christen, setz ich heil auf deinen römischen Stuhl wieder,
Damit du mich dankbar salbst mit Oel, echtem, altranzigem,
Aus deinen bewährten Fabriken."

Darauf der König von Neapel, heulend:

„Erlaube, Väterchen, daß ich mich vor dir auf dem Bauche wälze,
Denn nicht sitzen kann ich, wie man gemeinhin pflegt zu sitzen,
Allzu kräftig zerbleut von Garibaldi.
Auch du, Väterchen, wiewohl heilig, könntest nimmermehr,
So zerwalkt, auf dem Sammet deines Stuhles sitzen.
Meines eigenen Landes Rebellen hänge, kartätsche, füsilier ich,
Wie dir bekannt ist, spielend, so wie man Kegel wirft mit Kugeln.
Garibaldi, den Teufel, kann nur der Teufel holen.
Holt er ihn nicht, so gehe du, Väterchen, gefälligst
Etwas zur See und tummle dich dort, hierzulande
Schütz ich dich länger nicht, allzuviel Schmerz schon leidend durch Prügel."

Aufs höchste geängstigt, rief der Papst nun Antonelli, machte ihm Vorwürfe, daß er sich seiner Sache nicht genügend annehme, klagte ihm, daß er den Teufel benötige, um Garibaldi loszuwerden, sich aber nicht traue ihn zu rufen und ihm den Auftrag dazu zu geben. Antonelli entgegnete:

„Rede nicht wie die Weiber, Mastai, die mich in solcher Weise verfolgen,
Immer mehr Dienstleistung verlangend, wiewohl ich mich redlich bemühe.
Was den Teufel betrifft, so lächern mich deine Bedenken!
Seine Exzellenz hatte von jeher zu meiner Familie lebhafte Beziehungen
Und holte erst kürzlich meinen Oheim, den Räuberhauptmann, frisch vom Galgen.
Hört er mich rufen, wird er, wie ein Geier, der Aas riecht, sofort erscheinen
Und Garibaldi den Hals umdrehen gegen ein mäßiges Handgeld."

Auf einige Beschwörungen, wie sie in den Texten der Hanswurstkomödien seit alters üblich waren, machte der Teufel fauchend und prustend seine Erscheinung, weigerte sich aber, Garibaldi zu holen, wenn der Papst ihm nicht dafür seine Seele verschriebe, was dieser aus Furcht vor dem

Höllenfeuer durchaus nicht wollte. Sein ängstliches Winseln unterbrechend bot Antonelli mit scheinbar großartigem Opfermut seine eigene Seele an, der aber ließ sich nicht hinters Licht führen, sondern erklärte, an einem gewissen brenzligen Geruch zu spüren, daß sie ihm bereits gehöre. In der Verlegenheit bot ihm der Papst nacheinander die Seelen sämtlicher Kardinäle an, da aber der Teufel auf seiner Forderung beharrte, flüsterte Antonelli ihm zu, er verbürge sich dafür, daß die Seele Pius IX. ihm nicht entgehen solle, und suchte laut seine Empfindlichkeit zu reizen, indem er die Vermutung äußerte, er fürchte sich vor Garibaldi. Während die übrigen Personen in reinem Italienisch sich gewählt, ja bombastisch ausdrückten, ließ der Herzog den Teufel im Mailänder Dialekt mit reichlicher Anwendung volksmäßig derber Redensarten sprechen, worüber Manara so herzlich lachte, daß die fröhliche Aufmerksamkeit der Zuhörer zeitweise von den Marionetten auf ihn abgelenkt wurde. Es wurde nun angenommen, daß der Teufel nach Rom komme, sich vor Garibaldis Quartier stelle und ihn herausrufe, worauf, nachdem er lange geschimpft und gehöhnt hatte, Garibaldi selbst auftrat, eine roh und eilig gemachte, doch völlig charakteristische Figur mit gewaltig ausgebreiteter gelber Mähne und schwarzem Federhut. Beim Anblick dieser Puppe brachen die Anwesenden in jubelndes Lachen aus, riefen Evviva und klatschten Beifall, als ob es Garibaldi selbst wäre, der seinerseits sichtlich belustigt war und sich freute. Den Abschluß des Stückes bildete, daß Garibaldi den Ruhestörer hart anließ, dann, als er den Teufel erkannte, ihm kurzweg den Rücken drehte und sagte, die kleineren Gegner pflege er seinem Sklaven zu überlassen. Gleich darauf kam der Mohr Aghiar, dessen Erscheinung den Teufel in höchsten Schrecken setzte, da er, mit Anspielung darauf, daß die Neapolitaner in der Schlacht bei Velletri, als sie den Mohren sahen, schrien, es sei der Teufel, und davonliefen, sich doppelt zu sehen glaubte. Der Mohr schlug ihn mit einer Keule tüchtig auf Kopf und Rücken, wie es im Kasperltheater der Brauch ist, bis er unter Geheul in die Hölle fuhr.

Im Verlaufe der Aufführung waren Mazzini, Pisacane, Gustavo Modena und auch Damen aus der Stadt gekommen und sahen in guter Laune zu. Manara ruhte nicht, bis einzelne Szenen, die ihm besonders gefallen hatten, wiederholt wurden. Dann folgte, auf allgemeines Bitten, ein anderes Stück, die dramatische Geschichte eines Patrioten aus Ravenna, der vor einer Reihe von Jahren dem drohenden Tode dadurch entronnen war, daß er sich irrsinnig stellte. Das Komische lag darin, daß ihm die Art der Befreiung zugleich eine Genugtuung verschaffte; er fing nämlich während des Verhörs an, seinem Inquisitor, einem berüchtigten Kardinal, ins Gesicht zu sagen, was man und besonders, was er über ihn dachte, geriet darüber, während er anfangs nur gespielt hatte, mehr und mehr in Feuer und schrie seinen Haß und seinen Glauben unaufhaltsam heraus, was nun wirklich als lichter Wahnsinn ausgelegt wurde. Während aber, in der Vorstellung, der Angeklagte den Kardinal mit einigen auserlesenen Injurien überraschte, schlug eine Bombe in den Flügel der Villa, wo der Saal lag, ohne einen beträchtlichen Schaden zu verursachen außer dem Schrecken der Erschütterung. Der Marionettenspieler hielt den wankenden

Puppenkasten fest und fuhr in seinen Deklamationen fort, ohne sich um den Lärm und die Unruhe, die in seinem Publikum entstand, zu bekümmern, wegen welcher Kaltblütigkeit ihn Garibaldi nach dem Schlusse der Aufführung belobte. Er lächelte und sagte: „Ich habe das Krachen für den Donner des Beifalls gehalten.“

Lucrezia Brunetti hatte einen Traum: sie stand auf der Zinne ihres Hauses vor der Porta del Popolo und überblickte von dort aus ganz Rom, wie wenn sie sich auf dem höchsten Hügel befände. Es war dunkel, und sie glaubte, es wäre Nacht, da sah sie auf einmal, daß die Dunkelheit von einer schwarzen Fahne herrührte, die vom Turme des Kapitols herabhing; sie breitete sich wie ein niedriger schwarzer Himmel über Rom aus. Dieser Anblick erfüllte sie mit Angst, und sie spähte umher nach Menschen, die ihr sagen könnten, was geschehen sei und was die Fahne zu bedeuten habe; aber weit und breit waren Häuser und Gassen leer, und nun wußte sie es auch wieder wie etwas, das man bei Nacht im Schlafe vergessen hat, daß alle tot waren und Rom ein Grab. Plötzlich hörte sie das dumpfe Traben eines Pferdes und erblickte weit hinten in Trastevere — denn so weit konnte sie im Traume sehen — einen Reiter, der den Janiculus hinaufritt: es war Garibaldi. Die Mütze tief in die Stirn gezogen, ritt er langsam an der Kirche San Pietro in Montorio vorbei aus dem Tore von San Pancrazio in die Campagna hinaus, allein.

Angelo Brunetti, dem seine Frau ihren Traum erzählte, pflegte sie auszulachen, wenn sie ihren Träumen Beachtung schenkte, aber im Herzen glaubte er daß etwas daran sei, und wurde durch sie heiter oder trübe gestimmt. Es litt ihn an keinem Orte und bei keiner Arbeit; am Nachmittag entschloß er sich nach Garibaldis Hauptquartier zu gehen und seinen Sohn Luigi zu besuchen, den er auf Bitten Manaras, weil er einem seiner Söhne gliche, dort gelassen hatte, wo er allerlei kleine Dienstleistungen verrichtete. Nachdem er eine Weile mit dem Jungen geplaudert hatte, begab er sich zu Garibaldi, der auf dem Turme seiner Villa war; eine Wand desselben war fast ganz eingeschossen, doch erklärte der General den Schaden für nicht so erheblich, daß er deswegen auf seinen Lieblingsplatz verzichten sollte. Garibaldi war in heiterer Laune und empfing Brunetti mit der Mitteilung, er habe einen Brief von seiner Frau, der Brasilianerin Anita, erhalten, wonach er sie in den nächsten Tagen in Rom erwarten könne. Er habe ihr geraten, in Nizza bei seiner Mutter zu bleiben, da sie aber aus den Zeitungen erfahren habe, wie gefährlich seine Lage sei, wolle sie sich nicht mehr zurückhalten lassen. Er sprach zärtlich von seinen beiden kleinen Söhnen und wie er sich darauf freue, seine Frau von ihnen erzählen zu hören. Unten in Nizza würde sie doch sicherer sein, meinte Brunetti; doch Garibaldi entgegnete, er schlage seine Frau nicht niedriger als sich selbst an, indem er sie zur Sicherheit verdamme, wo er für sich die Gefahr wähle. Stören würde sie nicht im Lager, denn sie sei tapfer und umsichtig wie irgendein Mann, dränge sich nie vor, greife aber zu, wo es gelegen sei. Uebrigens, sagte er, denke er noch nicht daran, an Italiens Geschicken zu verzweifeln.

Brunettis Gesicht heiterte sich auf, und er faßte sich ein Herz, den Traum seiner Frau zu erzählen; wie wenn er es selbst geträumt hätte, schilderte er das ausgestorbene Rom und den einsamen Reiter, der die Totenstadt verließ. Garibaldi hörte aufmerksam zu und sagte am Schlusse fröhlich: „Eure Lucrezia hat jenes wundervolle Ahnungsvermögen, das nach den Aussagen der Alten, im Herzen mancher Frauen leben soll, und ihr müßt ihr in meinem Namen danken. Vielleicht werden wir wirklich bald ausziehen und Rom als ein leeres Grab zurücklassen, das Hyänen und Räuber vergeblich durchwühlen werden; daß sie mich allein sah, ist, weil Träume in Bildern reden: ich war ein Bild für mein Heer oder für die Republik, oder laß mich sagen, für alle, die Italien mehr als sich selbst lieben."

Brunetti sah den General erstaunt an ohne zu verstehen. „Heute melden die Zeitungen aus Frankreich," erklärte dieser halblaut, „die Niederlage der republikanischen Partei, und daß der Präsident den Vertrag der römischen Republik mit Lesseps für ungültig erklärte, dagegen alle Handlungen des Oudinot bestätigt hat; nun kann von außen keine Wendung zu unsern Gunsten mehr kommen. Ich habe lange gesonnen und eins gefunden das uns retten kann: ehe die französischen Kanonen unsere Tapferen alle zusammengeschossen haben, müssen wir ihre Reihen durchbrechen und die Versammlung und Roms Heiligtümer in das freie Gebirge tragen. Dort können wir den großen Kampf wieder aufnehmen, und die Pfaffen mögen Roms leere Hülle in Ketten legen!" Sie besprachen die Möglichkeit der Ausführung eines solchen Unternehmens. Brunetti beteuerte, daß er alle Wege und Pfade um Rom wie die Gänge seines Hauses kenne und sich getraue, das Heer glücklich bis ins Gebirge zu führen. „Also, das war der Sinn des Traumes!" rief er mehrmals aus, nun völlig erheitert. „Wenn nur," meinte er, „die Triumvirn es nicht anständiger finden, den Eroberer auf ihren Sesseln auf dem Kapitole sitzend zu erwarten."

In der Nacht vom 21. auf den 22. Juni erstürmten die Franzosen die Villa Barberini und die erste und zweite Bastion neben dem Tore von San Pancrazio, worauf die erste Verteidigungslinie verlassen werden mußte.

Am Abend des 21. fiel zum ersten Male Regen; es entlud sich kein großes Gewitter, wie sich nach so lang andauernder Hitze hätte erwarten lassen, sondern es regnete sacht aus feuchtschwarzem Himmel, hörte wieder auf und begann wieder, ohne daß es stärker oder schwächer wurde. Die Dunkelheit war so groß, daß man ohne Licht keinen Weg sehen konnte, durch den dünnen Regen hörte man überall kleine Geräusche, als liefe oder ducke sich etwas, flüstre oder atme. Um die Zeit der letzten Runde schickte Garibaldi Manara und Hofstetter nach den beiden Bastionen, welche ihrer Lage nach die wichtigsten und die waren, um welche die Entscheidung gekämpft werden mußte, damit sie der Besatzung äußerste Aufmerksamkeit einschärften. Sie fanden die Soldaten in guter Stimmung, die erste Abteilung des Regimentes, die zunächst hinter der Bastion lag, erklärte sich freiwillig bereit, wach und kampfbereit zu bleiben, so daß dieser Teil der Linie hinreichend gedeckt zu sein schien. Manara und Hofstetter kehrten

müde und schweigsam in den Palazzo Corsini zurück, wohin Garibaldi eben an diesem Tage, da die Savorelli unbewohnbar geworden war, sein Quartier verlegt hatte. Sie hatten nur einige Stunden geschlafen, als ein Adjutant die Unglücksnachricht von der Erstürmung der Bastionen brachte: plötzlich, ohne vernehmbare Annäherung, sei der Feind auf der Bresche erschienen, habe die vordersten Posten, die ahnungslos ihr „Wer da?“ gerufen, gefangen genommen und die Besatzung durch den bloßen Schrecken ihrer geisterartig unerklärlichen Anwesenheit verjagt. Die Besonnenheit einzelner habe gegen die Panik, die unter den Soldaten entstanden sei, nicht aufkommen können, unaufhaltsam wären sie die Anhöhe hinunter nach Trastevere bis zum Kloster Cosimato und Calliste geeilt, das für den Fall eines notwendigen Rückzuges zum Sammelpunkt bestimmt worden war. Man meinte, die Franzosen seien durch eine Mine auf die Bastion geführt worden und beschuldigte einen Ausländer, der im Heere gedient habe und, wie es hieß, plötzlich verschwunden sei, dieses Verrates; aber es konnte niemals nachgewiesen werden.

Garibaldi schickte sofort den Oberst Sacchi mit einem Teil der italienischen Legion nach den verlorenen Bastionen, damit er die Lage untersuche; dann ließ er alle Regimenter kampfbereit machen, besetzte die zweite Linie, an der schon seit mehreren Tagen gearbeitet worden war, und beschleunigte ihre noch nicht vollendete Befestigung. Sein Quartier verlegte er aus dem Palazzo Corsini, der ihm zu weit von der Mauer entfernt war, in die Villa Spada, von wo aus er einen besseren Ueberblick über die ganze Linie hatte. Als die Mannschaft fertig war, drängte Manara zum Versuche, mit gesamter Macht die Bastionen zurückzuerobern; allein Garibaldi erklärte mit solcher Bestimmtheit, er wolle jetzt nicht angreifen, daß er seine Ungeduld unterdrückte und sich beschied. Die Sonne war noch nicht aufgegangen; Garibaldi saß auf einer Bank in dem Rondell, wo an schönen Abenden die Musik zu spielen pflegte, aus halb aufgelösten grauen Nebelwolken und von den Rosen, die an langen Zweigen aus den Bäumen herabhingen, tropfte der warme Regen auf ihn herunter. Er bedachte die sinnlose Flucht der Soldaten, wo so viel auf dem Spiel gestanden hatte, derselben, die tollkühn dem sichtbaren Tod entgegenstürzten, wenn er oder sonst ein Anführer, der Schwung und Kraft hatte, an ihrer Spitze stand, und sagte sich, daß sie nichts als unlebendiger Stoff wären, der von Augenblick zu Augenblick durch einen üppigen Willen beseelt werden müsse. Zorn und Trauer und Verachtung füllten sein Herz; er hatte gesehen, wie emsig die Franzosen schon auf den neu eroberten Plätzen arbeiteten, immer erschienen sie rege, tätig, gefaßt, obschon sie um eine gleichgültige, manchem vielleicht widerwärtige Sache ihr Leben wagen mußten. Doch versuchte er die Seinigen damit zu entschuldigen, daß sie sich in der übeln Lage des Verteidigers befanden, der immer munter, ohne zu handeln, sein sollte; während dieser langen Tage, wo jedermann fortwährend und überall wehrlos heimtückisch überfallendem Tode ausgesetzt war, wo man mit allen Sinnen auf heranschleichende Gefahr paßte, waren ihre reizbaren Nerven erschlafft; auch waren es nur die Uebriggebliebenen nach einem furchtbaren Kampfe, Ersatz war wenig gekommen. Immerhin

glaubte er noch mit diesem Reste, wenn sie sich draußen in herzhaften Unternehmungen stählten, etwas ausrichten zu können, aber bald, bald müßten sie aus dem Ring heraus, der sich immer enger um sie zusammenzog, bevor alle erdrückt wären.

Es war noch nicht Tag, als die Nachricht vom Verlust der Bastionen sich in der Stadt verbreitete und die Glocke vom Kapitol das Sturmgeläute begann. Die Deputierten versammelten sich, Cernuschi und Caldesi eilten durch die Straßen, riefen das Volk auf die Barrikaden und verkündeten, daß im Palazzo Farnese Waffen an alle ausgeteilt würden, die Rom in seiner höchsten Not beispringen wollten; denn man hielt es für selbstverständlich, daß ein Ausfall zur Zurückgewinnung der entrissenen Linie ohne Verzug gemacht werden würde. Eine Schar von Männern und Frauen, Knaben und Mädchen zogen nach den Mauern, einige mit Waffen, andre nur mit irgendeinem Werkzeug in der Hand, das sie hastig ergriffen hatten, und erfüllten die engen Gassen am Janiculus in aufgeregter Erwartung, was sich zeigen würde. Garibaldi, dem die Ankunft des Volkes gemeldet wurde, stand auf, um sie anzureden und nach Hause zu schicken, als sich der Garten mit Menschen füllte: Avezzana, Mazzini, Pisacane und verschiedene Offiziere seines Stabes kamen auf ihn zu, Brunetti blieb zu Pferde im Hintergrunde. Garibaldi runzelte die Stirn beim Anblick der Ungeduldigen, deren Ansinnen er vorauswußte; er grüßte kurz mit abweisender Miene. „Was bedentet es, General,“ rief Avezzana, „daß Ihr nicht angreift? Das Volk ist bewaffnet, Roselli stellt Euch zur Verfügung, was er von seinen Regimentern entbehren kann, worauf wartet Ihr? Jede Minute, die verstreicht, ist Gewinn des Feindes.“ Garibaldi antwortete: „Ich habe mich entschlossen, nicht anzugreifen. Sacchi, der gleich nach dem Verluste einen Versuch machte, wurde zurückgeworfen, inzwischen haben sie die Krönung der Bresche vollendet und sich befestigt. Würden wir uns aus solcher Stellung vertreiben lassen? Ich habe die Hälfte meiner guten Leute verloren, als ich am 3. Juni das Haus Doria wiedererobern wollte; die andre Hälfte will ich mir retten.“ — „Ist es denn eine Frage, ob es gelingt, den Feind von den Mauern zu jagen?“ rief Mazzini. „Es muß gelingen! Wir müssen obsiegen, so gut wie wir atmen müssen; denn atmen wir nicht, so leben wir nicht mehr!“ Garibaldis Blick ruhte inzwischen auf der Menge, die außerhalb des Gartens wogte, zitternd und murmelnd, ein Wald vor dem Sturme, Männer in der Bluse oder im Hemde, mit bloßem Halse, Frauen mit fanatischen Augen in mageren, von Hunger und Ueberanstrengung entstellten Gesichtern, Mädchen, fast noch Kinder, deren kleine Hände ein Messer umklammerten und krampfhaft an die zarte Brust drückten; endlich wendete er sich wieder zu den Herren und sagte fest in Blick und Stimme: „Ich habe es erwogen und mich entschlossen, nicht anzugreifen. Seit zwanzig Tagen halten wir eine unbefestigte Stadt mit unausgebildeten Soldaten gegen das beste Heer Europas, dem das Meer unaufhörlich Hilfe bringt an Menschen, Waffen, Pulver und Nahrung: es ist genug für die Ehre. Jetzt wollen wir daran denken, uns für Italien zu erhalten.“

Während die andern schweigend über diese Worte nachdachten, rief

Mazzini außer sich: „Gott, welche Rechnung mit Blut und Vaterland und Ehre! Würdest du auch, wenn einer das Schwert gegen deine Mutter zöge, erwägen, ob es sich lohne, das Leben an die Alte zu wagen, deren Tage doch gezählt sind? Steh nicht da wie ein Heidengott aus Stein! Es ist Rom, das fällt! Siehst du das Volk nicht, das willens ist und das Recht hat, für seine Heiligtümer zu kämpfen und zu sterben!“

Garibaldi warf einen Blick auf die Menge und sagte: „Ich sollte die Lämmer da draußen zur Schlachtbank führen!?“ Auf diese Worte hin wendete Angelo Brunetti sein Pferd und begab sich auf die Straße, um den Leuten zu erklären, daß es zu keinem Kampfe käme, und sie zur Rückkehr nach Hause zu bewegen. Mazzini, der es sah, trat Garibaldi näher und rief: „Verflucht das Volk, das nicht für sein Vaterland sterben kann! Wer von uns mag Rom überleben!“ Tränen stürzten aus seinen Augen, er rang die Hände. Dicht vor Garibaldi stehend, sagte er mit gedämpfter Stimme beschwörend: „Wäre es möglich, daß du Rache an mir nehmen wolltest? Ich habe, bei Gott, der uns sieht, nie für mich und meinen Namen, nur für Italien gekämpft; tue du es auch!“ — „Ich tue es,“ sagte Garibaldi und blickte dem ganz Erschütterten ohne Mitleid in die nassen Augen.

Avezzana und Pisacane verrieten ihre Entrüstung in Ausrufen und Mienen, verschiedene von des Generals eignen Offizieren blickten traurig und nicht ohne Vorwurf auf ihn. Die Freunde Mazzinis suchten ihn, der verzweifelt nicht von der Stelle wollte, zum Weggehen zu bewegen; ob er nicht wisse, sagte Pisacane bitter, daß Garibaldi nicht umzustimmen sei, wenn er etwas wolle oder nicht wolle? Die Priester pflegten in der Kirche zu beten, daß es regne, wenn Dürre sei, oder daß der Blitz nicht einschlage, wenn ein Wetter sei, und Blitz und Regen führen hoch oben ihren Weg: so sei Garibaldi vernünftiger Berechnung oder Beeinflussung nicht zugänglich; sie zogen ihn endlich mit sich fort.

Während der Platz und die Straße sich leerte, behielt Garibaldi Manara zurück und sprach mit ihm, als sie miteinander allein waren, von seiner Absicht, den Krieg von Rom weg in die Berge zu tragen. „Warten wir,“ sagte er, „bis die Franzosen die Stadt erstürmen, so ist nicht nur das Ende der Republik da, sondern der Revolution, wenn auch ein rühmliches. Sind wir hierhergekommen, um eine Theatertragödie aufzuführen? Wir wollen Italien machen. Kommt Ihr mit mir, Manara, mit den Eurigen, so getraue ich mir, auf andern Hügeln ein neues Rom zu gründen.“ Es war das erstemal, daß Garibaldi seinen geheimen Gedanken gegen Manara äußerte, der, so scharf und dringend wie die Anforderungen eines jeden Tages waren, noch nie darüber nachgedacht hatte, was jenseits des Falles von Rom kommen sollte. Was Garibaldi plante, erschien ihm ungeheuer: wenn es gelänge, aus der Stadt auszufallen und durch den Feind hindurch sich ins Gebirge zu schlagen, sah er nichts andres mehr als eine Horde ohne Titel, abgelöst von Recht und rechtlichen Gemeinschaften, eine Rebellion Todgeweihter um einen rasenden Helden geschart. Es war ihm, als sähe er die traurigen Augen seiner Frau und seiner Kinder und ihre ausgestreckten Arme wie etwas Ertrinkendes, das noch einmal auftaucht,

tiefer und tiefer hinabsinkt, untergeht und auf immer verschwindet; er erblaßte und fand keine Antwort. Garibaldi sah ihn bekümmert an, und die Lust wandelte ihn an, ihn nach Hause zu schicken, so wie er Goffredo Mameli manchmal in der Schlacht zu schützen versucht hatte; aber er gab dem Gefühl nicht nach, sondern sagte: „Manara, Ihr habt keinen Glauben an den guten Ausgang der Sache, weil Ihr keinen Glauben an Italien habt. Von Euch kann ich am wenigsten erwarten, daß Ihr zu mir haltet, doch brauche ich Euch. Wißt Ihr aber etwas, das Ihr lieber und mit leichterem Gewinn tätet, so sagt es mir." Manara, der sich inzwischen gesammelt hatte, schüttelte den Kopf und sagte: „Ich glaube an Euch, das ist genug. Solange Ihr das Schwert führt, stecke ich meines nicht in die Scheide. Versuchen wir Mazzini und die Versammlung zu überreden, meiner seid Ihr gewiß."

Giacomo Medici gab ein Fest im Vascello. Es stand nur noch das Erdgeschoß des massiven Palastes, und in diesem war ein großer Saal fast unbeschädigt, wo die Gäste sich aufhalten konnten. In den Ecken des Raumes standen auf schlanken Säulen schön geschwungene Gefäße aus Alabaster, die die Soldaten mit Lilien und Rosen angefüllt hatten, von denen der Garten voll war; auf den Tischen waren Pflaumen, Pfirsiche und Feigen aufgeschüttet. Die Gäste ließ sich von Medici durch das zerstörte Gebäude führen, soweit es möglich war; von den oberen Stockwerken stand noch Gemäuer als eine beständige Gefahr für die Besatzung, von der schon mehrere Leute durch zusammenstürzendes Mauerwerk getötet worden waren. Trotzdem waren die Soldaten guten Mutes und benutzten das letzte Tageslicht, um nach Corsini hinüberzuschießen; an einem der geschützteren Fenster saß einer und spielte auf der Mandoline, andere betrachteten das Abendrot. Ueber den Trümmern der Corsini und ihren schwarzen Eichen stand rosenfarbig ein stilles, weiches Feuer, dessen Widerschein auf langsam wandernden Wolken über den hohen Himmel zog; wie Gesang aus der Ferne erst laut, dann leiser und leiser tönt und verhallt, erbleichte die wehende Glut allmählich und erlosch endlich ohne Spur unter der einsamen Wölbung. Im Saale beschäftigten sich Manara, Morosini nnd Mangiagalli damit, Weinflaschen zu entkorken und die Gläser, die noch heil waren, vom Staube zu reinigen, wobei Manara Mangiagalli tadelte, daß er zu behende sei und sich den ehemaligen Diener anmerken lasse, Mangiagalli hingegen brummte, er könne dies ohnehin nicht vergessen, wenn Manara ihn beständig auszanke. Da Garibaldi hatte bitten lassen, man möge mit dem Essen nicht auf ihn warten, wurde begonnen, als alle übrigen versammelt waren, Soldaten trugen auf Mailänder Art zubereitete Gerichte auf, die mit begeistertem Zuruf empfangen wurden. Es wurde von Garibaldis Absicht gesprochen, den Krieg im Süden fortzusetzen, der sich Mazzini und die Versammlung widersetzte, und erwogen, ob es dazu kommen und welches der Erfolg sein könnte. Manara war schweigsam, weil er vorher mit Emilio Dandolo eine Auseinandersetzung gehabt hatte; dieser nämlich mißbilligte den Plan als tollköpfig und revolutionär, eines Abenteurers nicht eines Generals würdig, und beschwor Manara, die Bersaglieri nicht hinein

zu verwickeln, weil sie auf diese Weise jeden Zusammenhang mit Mailand und Piemont verlieren, vaterland- und rechtlose Vagabunden werden würden. Manara hatte entgegnet, er würde niemand zwingen, aber auch niemand zurückhalten, der ihm würde folgen wollen, er selbst würde, welches auch das Ende sein möchte, mit Garibaldi gehen; die Vorstellungen Dandolos hatten seinen Vorsatz nicht erschüttert; aber das Herz war ihm schwer darüber geworden. Dandolo vermied ihn anzusehen, auch mit den andern zu sprechen und betrachtete scheinbar aufmerksam den Marmorfries an den Wänden des Saales; er stellte den Tod des Adonis dar, um den Frauen klagen, eine Prozession gleich gekleideter, gleich großer, gleich schöner Gestalten, von denen die ersten die Arme gerade in die Höhe reckten und das verzweifelte Haupt mit gelösten Haaren so zurückwarfen, daß der runde Hals mit der starken Kehle einem im Sturm gebogenen jungen Weidenstamme glich; diesen folgten viele andere mit sanftem Gange und gesenktem Haupte, die Flöte blasend, und zogen sich so um den ganzen Saal hin, wodurch der Eindruck unersättlicher Trauer hervorgebracht wurde.

Medici sagte, er bezweifle, ob ein Wagnis, wie Garibaldi es im Sinne habe, glücken könne, allein er habe sich zur Regel gemacht, seiner Fahne zu folgen, selbst wenn er im Urteil abweiche, und werde davon ohne zwingende Gründe nicht abgehen. Dies sei nach einem gewissen Ereignis geschehen, das er folgendermaßen erzählte: „Als auf die Nachricht von der Amnestie des Papstes Garibaldi die Heimkehr beschlossen hatte und wir auf dem Meere durch begegnende Schiffe von dem wunderbaren Aufschwung Italiens unterrichtet waren, entwarf er einen Plan, wie wir uns nach der Ankunft verhalten sollten, wonach mir die Aufgabe zufiel, zuerst nach England zu reisen und mich mit Mazzini ins Vernehmen zu setzen, dann nach Toskana zu eilen, wo Garibaldi landen und mich erwarten würde. Ich führte alles Punkt für Punkt aus und war zur festgesetzten Zeit an dem bestimmten Orte, wo ich aber weder Garibaldi noch eine Nachricht von ihm fand. Erst durch Zeitungen erfuhr ich, daß er in Nizza gelandet war und daran dachte, sich mit dem König von Sardinien zu verbinden, als ob nie eine andersgeartete Verabredung bestanden hätte. Unfähig, etwas auszurichten, und sehr aufgebracht gegen Garibaldi kam ich nach Genua, wo ich sogleich Anzani aufsuchte, einen teuern Freund, der während der Ueberfahrt erkrankt war und dessen Auflösung erwartet wurde. Anzani war ein Mann, wie ich wenige gefunden habe, gut, sicher und bescheiden. Er war ein Sterbender, als ich ihn wiedersah, doch nahm er alle seine Kräfte zusammen, um mir zu erklären, warum Garibaldi willens sei, in Karl Alberts Dienste zu treten, dessen Gegner er bisher gewesen war. Da ich mit meiner Entrüstung nicht zurückhielt, vielmehr geradezu aussprach, ich würde mir die nichtachtende Behandlung, die er mir zugefügt, nicht gefallen lassen, sondern mich von ihm trennen, faßte er mich mit beiden Armen, zog mich zu sich hernieder und flüsterte, denn er konnte nicht mehr sprechen: ‚Mir weissagte das Herz, er sei der Retter, den wir suchten, darum bin ich in guten und bösen Tagen nicht von ihm gewichen. Trage ihm nichts nach: er hat ein Gesetz in sich, das wie ein Sturm ist, in dem unsere Lichter erlöschen. Versprich mir, ihm allewege zu folgen, wer mit ihm geht, wird Italien finden.‘ — Ich schwur

ihm das, was er wollte, und verließ ihn auf der Stelle, ohne zu warten, bis er verschieden sei, um zu Garibaldi zu gehen und mich ihm zur Verfügung zu stellen."

Medici hatte seine Erzählung eben beendet, als man die Soldaten draußen Evviva rufen hörte und Garibaldi eintrat. Er hätte, sagte er nach kurzem, heiterem Gruße, die Fahne auf dem Vascello nicht mehr gesehen, sie wäre wohl infolge eines Schusses, der die Mauer gelockert hätte, umgesunken, wer Lust hätte, sie mit ihm wieder aufzurichten. Man konnte auf Leitern zu der höchsten Mauerzacke gelangen, die noch stand und an welcher die Fahne befestigt war, die sich jetzt gesenkt hatte. Drüben wurde sofort bemerkt, daß an der Stelle gearbeitet wurde, und ein paar Schüsse strichen an Mangiagalli und Medici vorüber, in deren Händen die Fahne schwankte. Nach einer atemlosen Minute stand der dunkle Stamm siegreich auf der Mauer, die Offiziere riefen: „Es lebe Italien!" und die Soldaten, die sich unten aus den Fenstern bogen, um hinaufzusehen, wiederholten es. Auf einem marmornen Stück Fußboden des oberen Stockwerks, das jetzt einer freien Terrasse glich, blieben die Männer stehen, um in den verwüsteten Park, der den Palast umgab, hinunterzusehen. Zwischen Beeten und Gebüschen, die verkohlt und zertreten waren, schimmerten Hortensien und Verbenen und ragte edles Grün in biegsamen Säulen und Bogen; aus dem Schutt einer Mauer, die, herabstürzend, ein Rosendickicht zerdrückt hatte, quoll ungestüm die leuchtende Blütenmasse hervor. Sommerblumengerüche wehten süß und mächtig über dem Dunst der blutbetauten Erde. „Wie bald," sagte Medici, „werden auch diese Mauern gestürzt sein, und wenn einmal der Schutt weggeräumt ist, wird niemand wissen, wo sie gestanden haben." Garibaldi legte ihm die Hand auf die Schulter und entgegnete: „Dahin soll es nicht kommen, Giacomo. Die Trümmer sollen stehen bleiben als ein Denkmal der Toten, die hier gefallen sind, und deines Ruhmes."

Durch diesen Zwischenfall war der Eintritt der Anita überhört worden, die eben angekommen war und, da sie ihren Mann in der Villa Spada nicht gefunden hatte, sich sogleich in das Vascello hatte führen lassen. Noch keiner von den anwesenden Freunden Garibaldis außer Medici, der aufsprang und ihr entgegeneilte, um sie zu begrüßen, hatte sie gesehen, und sie betrachteten sie, so gut es anging, mit verstohlener Neugierde. Sie trug den schwarzen Filzhut mit der schwarzen Straußenfeder der italienischen Legion, einen weißen Mantel, wie Garibaldi, über ihrem Reitkleide, ihre Gestalt war eher klein als groß, in dem braunen Gesicht fielen die dunkeln, fragenden Augen und der leidenschaftliche Mund auf. Infolge ihrer Schwangerschaft erschien sie weniger zierlich und geschmeidig als sonst, aber sie bewegte sich mit der sinnlichen Anmut und dem unbewußten Stolze ihres Volkes. Sie erwiderte Medicis Gruß würdig und wendete sich dann wieder zu Garibaldi, der sie umarmte und in einen bequemen Sessel mehr trug als führte. Von allem, was man ihr anbot, denn sie gab zu, den Tag über fast nichts zu sich genommen zu haben, nahm sie nur einen Schluck Wein und ein Stück Brot und fing an zu essen. Währenddessen wanderte ihr Blick langsam über die Herren, die ihr vorgestellt wurden, über die erhabenen Bilder an den Wänden, die breiten Fenster, die Vasen voll Blumen, bis ihr die Augen zufielen und sie plötzlich, das angebissene Stück Brot in

der Hand, einschlief; Garibaldi rückte seinen Stuhl dicht an ihren und setzte sich so hin, daß sein Arm ihren Kopf stützte.

Die Offiziere ließen verwunderte Blicke über die Frau gleiten, die sie sich groß, mit starken Knochen, als unnahbare Amazone vorgestellt hatten und die ihnen so, wie sie bewußtlos an ihres Mannes Arm gesunken dasaß, einen kindlich hilfebedürftigen Eindruck machte. Während ein jeder seinen Gedanken nachhing, glaubte Medici eine Bewegung unter den Soldaten im Nebenraume zu hören, sprang auf und eilte hinaus, kam aber bald lachend mit der Erklärung zurück, sie hätten ein Geräusch im Garten vernommen, das sie stutzig gemacht hätte, es sei wohl aber nur ein jagender Igel durch die Büsche gekrochen, denn rings sei nichts mehr zu hören und zu sehen. Unterdessen waren die andern mit Ausnahme von Garibaldi, der sitzen blieb, um den Schlaf seiner Frau nicht zu stören, aufgestanden und an die Fenster getreten; die Nacht war still und sehr dunkel, ab und zu blitzten in weiten Bogen die Geschosse von einem Lager ins andere. Plötzlich machte eine einschlagende Bombe das Gebäude so heftig erzittern, daß die Herren erschreckt vom Fenster in den Saal zurücksprangen, infolge der Erschütterung war eine von den Säulen mit der alabasternen Schale umgefallen, die Schale zerbrochen und die Fülle der Blumen über den spiegelnden Boden verbreitet. Das Krachen weckte Anita, sie besann sich, und als sie Garibaldi neben sich sah, legte sie in unbefangener Freude beide Arme um seinen Hals und sagte: „Gelobt sei Gott, ich habe dich wieder.“ Dann wurde aufgebrochen, und Orrigoni, der Anitas Begleiter von Genua her gewesen war, führte sie in das Gasthaus, das Garibaldi bewohnte, wenn er in der Stadt war.

Zurück zu Mozart?

Ein Wort zur Verständigung. Von Paul Marsop in München.

> Ein verhängnisvoller Irrtum wäre es, wollte man glauben, dem Wesen Mozarts mit der Rückkehr zu seiner Ausdrucksweise, zu seinen Formen sich nähern zu können. Oscar Merz.

Ein schriller Mißton fiel in die Mozartfeier, die wir unlängst gehobenen Herzens begingen. Just solch ein häßliches Krächzen, wie es im vergangenen Jahre den Frieden des Schillertages störte. Damals wie jetzt wurden viel Festpredigten zu Papier gebracht und deklamiert. Stürmischer Beifall ertönte allerorten — was weltmännisch geschulte Redner veranlaßte, mit verbindlicher Handbewegung auf die im Hintergrunde der Säle aufgestellten Schiller- und Mozartbüsten hinzudeuten. Mancher sah freilich den Zweck dieser Veranstaltungen und Jubiläumsaufsätze nicht ein: konnte auch der klügste Mann von feinstem Gehör und Anempfindungsvermögen uns über Wesen und Bedeutung jener Heroen besser belehren als selbst

nur erträglich gut vorbereitete Aufführungen des „Wallenstein" und des „Don Giovanni"? Doch es ist von den Vorvätern überkommener Brauch, daß wir uns periodisch unter den Kanzeln versammeln. Aus mancherlei Beweggründen und Rücksichten nehmen auch die an den offiziellen Andachten teil, denen es nicht recht eingeht, warum sie dem Göttlichen durch Vermittelung eines Dolmetschers und rund alle hundert oder fünfzig Jahre einmal ihre besondere Ehrfurcht zu bezeugen hätten. In bedingtem Grade fanden ja nun auch die Leute von unabhängigem Geiste an den meisten Abschnitten besagter Predigten ein Gefallen; sie mußten anerkennen, daß es immerhin eine nicht gewöhnliche Fertigkeit erheische, um als bewährter Schnellmaler in fünfundfünfzig Minuten ein leidlich ähnliches Mozart- oder Schillerportrait zu vollenden. Als es jedoch zur Nutzanwendung kam, da gewahrten sie mit Befremden, daß aus den Gewändern nicht weniger glaubensstarker Herren plötzlich der Pferdefuß hervorstach.

„Dieweil Ihr, meine Lieben und Teuren, jetzt also erkannt habt, welch ruhmwürdige Meister uns der Himmel in jenen Großen bescherte, so wendet Euch denn zurück zu ihrer Art und wirket fortan, wie sie es taten. Haltet Euch an ihre Formen und an ihre Kunstmittel! Dichtet sechsaktige Jambentragödien im pathetischen Posa-Stil! Schreibt Opern, die Ihr mir fein säuberlich in Rezitative, Arien, Duette und Finales zerlegt. Jedesmal zuerst das Thema in acht oder sechzehn Takten, bei streng symmetrischem Auf- und Absteigen der Melodie. Dann ein behutsam eingeleiteter Gegensatz mit bescheiden abgedämpften Akzenten. Hierauf eine, wenn irgend angänglich, notengetreue Wiederholung des Themas, damit ein jeder sich's recht schön einpräge. Schließlich die Kadenz, in der ein braver Virtuose es sich gütlich tun darf. Denn die Kunst soll uns nicht nur das Harmonische, das ewig unveräußerlich Schöne bringen, sie soll auch ergötzen. Das Leben ist ernst genug. Das Tragische, das Dämonische bei Mozart, wie es die Zukünftler nennen — vermaledeit seien sie! —, davon braucht man kein Wesens zu machen. Vor allem aber schwört auf Mozarts Orchester! Wenn er Ungemeines, Unerhörtes aussprechen konnte, ohne mehr als zwei Oboen und zwei Trompeten ins Feld zu führen: wozu habt Ihr das Massenaufgebot eines Richard Wagner oder gar eines Richard Strauß nötig? Nichts als inhaltloser Klingklang und roher Lärm! Eine Besetzung, wie sie Strauß in der Partitur seiner „Salome" vorschreibt, bedeutet das Ende der Musik. Fluch auf sein Haupt! Kehrt zurück zu Mozart — oder Ihr büßt es mit dem Verlust Eurer Seligkeit!"

Was wohl der fortschrittsfreudige Wolfgang Amadeus zu solchem Galimathias gesagt hätte? Er war ein schlagfertiger Humorist — vermutlich würde er als Gegenstück zu seiner Bauern- eine Kritikaster-Symphonie komponiert haben.

Die Kunstpfaffen sind so manchen Herren im Talar darin verwandt, daß sie jederzeit aus Formen und Formeln Dogmen schmieden möchten.

Neben einer Fülle erfreulicher hat der Deutsche auch einige recht schlimme Eigenschaften. Zu letzteren gehört die anscheinend unausrottbare Neigung zur sogenannten ästhetischen Wertabmessung, zur zensurierenden

und schachtelnden Kunstkritik. Diese Kritik lebt in und von einem argen Wahn. Sie abstrahiert Regeln aus Kunstwerken, die ein Mann von einzigartigem Genie oder Talent — kein Genie oder Talent gleich einem andern —, die also ein Unicum in einer bestimmten Kulturepoche, von einer bestimmten Umwelt beeinflußt, in der Ausmodellierung eines bestimmten Stoffes geschaffen hat. Und sie wendet diese Regeln auf Bilder, Dichtungen, Partituren an, die ein grundverschiedenes produktives Temperament, in einer mit der Lösung andersartiger sozialer Probleme beschäftigten Zeit, in einer jeden Vergleich ausschließenden Entwicklungsperiode der Architektur oder Musik, in der Durchdringung und Stilisierung völlig heterogener Stoffe vollendete. Heiliger Schiller! Dreimal heiliger Kant! Wo bleibt da die angeblich von uns in Erbpacht genommene Logik?

Bekanntlich wurde Mozart seinerzeit von unterschiedentlichen Kritikern derb abgekanzelt: die Instrumentation des „Don Giovanni“ wäre überladen, wäre doch gar zu geräuschvoll. Dem großen Fortschrittler, der, wie jeder Genius, seiner Mitwelt beträchtlich voraneilte, hinkte dann das folgende Geschlecht allmählich nach: die Orchestrierung des Wunderwerkes erhielt das Prädikat „mustergiltig“. Welche Ehre für Mozart! Später hagelte es Schmähungen gegen Wagner, was maßen er über das Mozart-Orchester erheblich hinausging. Weil im „Don Giovanni“ eine koloristische Perle an die andere gereiht war, sollten „Tannhäuser“ und „Tristan“ genau nach der Mozartischen Vorlage ausgepinselt werden. Fragte indessen einer, der nicht zur Zunft gehörte: „Was kann ein „Tristan“ mit einem „Don Giovanni“ gemein haben?“, dann wurde ihm geantwortet: „Das verstehst Du nicht. Mozart ist die inkarnierte Schönheit — und Schönheit entsteht nur bei sparsamem Gebrauch der Mittel“. Als ob es vor Mozart keine Schönheit gegeben hätte! Als ob der Abstand zwischen dem Orchester von Glucks „Alceste“ und dem des „Don Giovanni“ nicht schier größer wäre als zwischen dem des „Don Giovanni“ und dem des „Tannhäuser“! Nun stellt sich Richard Strauß ein und schreibt die „Salome“ — ohne vorher die Kritik um Erlaubnis zu fragen, ob er es tun dürfe. Das ist schon bedenklich. Doch er übertrumpft gar die Wagnerische Instrumentation um ein Erhebliches. Unverzeihlich! Die „Salome“ lebt und webt in einer ganz anderen Sphäre als der „Tristan“. Und Richard Strauß ist ein Vertreter des zwanzigsten Jahrhunderts — meinethalben auch des einundzwanzigsten — und hat doch wohl das Recht auf ein eigen künstlerisches Temperament. Hilft nichts: er „muß“ die „Salome“ orchestrieren, wie Wagner den „Tristan“ instrumentierte — die Kritik weiß nämlich ganz genau, was der Künstler muß. Womöglich, wie Mozart den „Don Giovanni“ instrumentierte. Denn das war ja eine Meisterleistung. Zurück zu Mozart!

Jedes Kunstwerk ist Abwandlung der Natur. Ohne Ausnahme. In der homerischen Zeit, im Mittelalter, im Schaffensgebiet der Moderne. Der nur scheinbar leidenschaftslose Schilderer, dem man die Verlegenheitsbezeichnung „objektiv“ anhängt, der Ultrarealist, der Pathetiker, der Symboliker, der Impressionist: sie alle können allein wiedergeben, zusammendrängen, umformen, steigern, stilisieren, was sie mit ihren besonderen Aufnahms-

organen aus der Natur gezogen haben — wobei man allerdings unter Natur nicht ausschließlich nach hergebrachter Weise die „Landschaft", sondern das All, den Makrokosmos zu verstehen hat. Solches Schöpfen aus der Natur geschieht teils bewußt, teils unbewußt. Oft in der Art, daß das Gehirn, bei verschwindend geringem Willensantrieb, gleichsam als aufs höchste vervollkommneter, selbsttätig und unaufhörlich arbeitender photographischer Apparat tausende und abertausende von der Umwelt dargebotene Bilder festhält. Der solchergestalt angesammelte Bilderschatz ist die Vorratskammer der Phantasie. Mag nun auch die von einem starken und erfolgreichen Genie ausgehende suggestive Gewalt, oder eine Modeströmung, oder die Rücksicht auf den Sondergeschmack mächtiger, beziehentlich kaufkräftiger Auftraggeber den Schaffenden eh und je stärker beeinflussen: im Wesentlichen ist er nur nachzubilden fähig, was er gesehen und gehört, womit er sein Inneres erfüllt hat. Sei es, daß er Wesen aus mythischen Nebelreichen, sei es, daß er Renaissancemenschen, sei es, daß er Männer und Frauen, die die Sprache unserer Tage reden, in Versen wie in kunstmäßig behandelter Prosa, oder mit dem Pinsel, oder als Plastiker darstellt. Insgleichen als Tonsetzer. Denn auch dieser kann in der Betätigung seiner Begabung einzig das wiederspiegeln, was er mit seinem ganz besonderen, lediglich dieses einemal durch Blut, Klima, Entwicklungsbedingungen und eigene Daseinsumstände so und nicht anders hervorgebrachten seelischen Ich als Handelnder oder mit wachen Augen Träumender erfahren hat. Nur setzen sich, wenn es in ihm zu singen und zu klingen beginnt und er sich zum Schaffen rüstet, seine von der Außenwelt her empfangenen Eindrücke in Tongestalten, Tonreihen, Tonkomplexe um, sodaß er dann in Tönen skizziert, baut, charakterisiert, belichtet und ausschmückt. Das Lebenswerk Beethovens zeigt nichts anderes, als wie Beethoven, ein hochbegnadeter Sohn der Schillerischen Befreiungs- und der Goethischen Formungsepoche, als kolossale Subjektivität die Natur und mit ihr die Menschheit anschaut. Mag ein Komponist sich lediglich in Instrumentalstimmen äußern, mag er als Gesangslyriker einen Dichter in die Sphäre seiner Persönlichkeit ziehen, mag er für die Szene gestalten: er kündet, was ihm, einzig ihm, die Natur mitteilte. Ja, ein je innerlicherer Musiker er ist, um so mehr fließt für seine Augen die in andeutenden Notenzeichen kümmerlich festgehaltene und aufbewahrte Geistes- und Phantasiearbeit eines Bach, Mozart, Wagner wieder mit der Natur zusammen — wie, aus der Entfernung gesehen, auch wahrhaft majestätische Architekturen wieder in die große Einheit von Berg und Tal zurücksinken. Und sofern er nicht zu den hilflos armseligen Gewohnheitsschreibern gehört, ergreift er keineswegs die Techniken, das Formgerüst, die orchestralen Behelfe und Erfindungen eines ihm vorangegangenen Tonsetzers, um sie heute nachzuahmen und morgen zu übertrumpfen. Vielmehr organisiert sich das, was durch die Berührung mit der Natur in ihm auflebt und aufwächst, nach einem eigenen, zugleich mit dem Embryo des Kunstwerkes entstehenden Gesetz derart zu einem Formgebilde, wie ein fast ohne menschliches Zutun ausreifendes Naturprodukt. Die Wissenschaft vom Harmoniewesen, vom Kontrapunkt, die gesamte Kompositionslehre verglüht in den Brennpunkten des künstlerischen Schaffens und verflößt sich auch in der langsamer

sich vollziehenden Füllarbeit des Hervorbringens unmerklich wieder mit der Natur. Und die Natur wiederholt sich niemals.

Die großen, schöpferischen, auf dramatische Wahrheit abzielenden Gedanken sind urewig. Und urewig ist ein wurzelechtes lyrisches Empfinden. Doch nichts Wandelbareres unter der Sonne als die Formen, in denen sich jene Gedanken und dieses Empfinden aussprechen. Schiller sagt: „es ist der Geist, der sich den Körper baut". Je individueller eine künstlerische Persönlichkeit geartet erscheint, je subjektiver ist der Griff und Blick, mit dem sie von einem symphonischen oder szenischen Problem Besitz nimmt. In solchem ersten Griff aber ist bereits das Plastisch-Eigenkräftige, in solchem Blick das Farbig-Besondere der herauszugestaltenden Form vorweg bestimmt, zusammengefaßt. Wie dem Landschaftsmaler von poetischem Fühlen sich ein Motiv in bildmäßiger Abgrenzung des Horizontes, in Nah- und Fernwirkung von Vorder-, Mittel- und Hintergrund, bei inspirierend lebenweckender Beleuchtung plötzlich zwingend aufdrängt. Die Form wird zugleich mit dem, was wir mehr oder weniger ungenau die Idee des Kunstwerkes nennen, von der Phantasie des Künstlers empfangen und geboren. Der Vater ist die Natur.

Der kleine Moritz stellt sich allerdings das Werden eines jeden Kunstwerkes in der Weise vor, daß der Maler oder Musiker zuerst eine Art Ruppiner Bilderbogen in schwarz und weiß fertig stellt, sodann einen mit zahlreichen Näpfen versehenen Tuschkasten ergreift und die einzelnen Figuren und Gruppen nach Bedürfnis oder Laune grün, gelb und purpurn überstreicht. Gewiß: die Takt für Takt in Bezug auf Architektur und Durchsichtigkeit des Satzes, logische Führung der Einzelstimmen, volle Harmonie der Gesamtpalette druckfertig zu stellende Orchestrierung wird zuletzt ausgearbeitet. Doch das Wesentliche des Kolorits, das, was eben nur der Autor A aus dem bestimmten Stoff und Stein B an mattrötlichem oder violettem Funkengestiebe herausschlägt, das geht dem Künstler in dem Augenblick auf, in dem ihn ein Abglanz des Genius der Schöpfung überstrahlt. Nun gar, wenn es sich um tragende, stark hervorstechende Motive handelt. Ist es denkbar, daß Weber die in der Freischütz-Ouverture gleich nach dem Eintritt des Es-dur erklingende, ab- und aufsteigende melodische Phrase nicht als Klarinettenmotiv, daß Wagner die Rheingoldfanfare nicht sofort in der Auflichtung von der Horn- zur Trompetenfarbe empfunden habe, daß das Thema des Notturnos im „Sommernachtstraum" nicht als „Hornthema an sich" über die Bewußtseinsschwelle Mendelssohns getreten sei? Ob Mozart, ob Berlioz — ob Ouverture zur „Zauberflöte" oder zum „Carneval romain": muß nicht hier wie dort dem Tondichter jeder sich irgendwie heraushebende Einsatz, jede bezeichnende Figur als eine an ein bestimmtes Instrument gebundene Idee aufgegangen sein? Die Einbildungskraft des Komponisten saugt sich an einen Vorwurf fest. Er lauscht in sich hinein. Sagt er ihm Wunderliches, Köstliches, Erschütterndes? Was er bei diesem Hinhorchen, bei diesem Belauschen des eigenen, in der Schaffensstimmung erregten Herzschlages vernimmt, das ist seine Auffassung, seine ideale Wiedergabe, seine Neugestaltung des Gegenstandes. Und in dieser Anspannung der feinsten Seelennerven hört er farbig.

In jeder Kunst treten uns einige wenige Erscheinungen entgegen, in deren vornehmsten Werken lineare und koloristische Darstellungsmittel sich zur höchsten artistischen Einheit verschmelzen. Ich nenne Tizian („Assunta"), Shakespeare („Romeo und Julie"), und Mozart (die drei ersten Akte von „Figaros Hochzeit"). Von der Mehrzahl künstlerischer Begabungen ist dagegen zu sagen, daß ihr Genie oder ihr Talent entweder ein ausgesprochen zeichnerisches Rückgrat habe oder vornehmlich auf farbige Eindrücke gestimmt sei und vorwiegend in farbigen Ausstrahlungen sich kundgebe. Schwerlich dürfte jemand behaupten, daß die Bedeutung der Deckenfresken der Sixtinischen Kapelle nicht auch durch vortrefflich gewählte Tonwerte erhöht werde, daß Beethovens Instrumentalsätzen eine schöne sinnliche Wärme ganz abgehe. Dennoch wäre wohl kaum abzustreiten, daß das konstruktive Element im gestaltenden Vermögen beider Unsterblicher fast übermächtig heraustritt. Umgekehrt ist bei einem Giorgione, einem Böcklin, bei Grillparzer, bei Weber die Farbe die eigentliche Lebensflamme des Genius. Die einen wie die anderen Meister geben uns völlig ausgerundete Phantasiebilder, die nicht gegeneinander abgeschätzt werden können, weil sich ein und die selbe Vergleichsskala auf die beiden Gruppen angehörenden Werke nicht anwenden läßt. Nun rückt aber die Aesthetik, die kritische Klassifizierungswut, die Schachtelmeierei auf den Plan und dekretiert, verführt durch die glänzenden Advokaten- und Fechterstücke des Lessingschen „Laokoon" und die virtuos gehandhabte Systemtechnik der Philosophen: das Erste, das Größte ist die Linie, und dem Hochmeister der Linie gebührt der Vorrang. Weshalb in aller Welt? Den Beweis bleibt man schuldig, weil man ihn nicht erbringen kann. Warum — sagt das gesunde Kunstempfinden — warum sollen die Venetianer der Frührenaissance nicht in gleichem Ansehen stehen wie die Florentiner dieser Periode? Weshalb muß eine Szene aus Glucks „Iphigenie in Aulis" mir mehr gelten als eine aus Webers „Euryanthe", was maßen in der ersteren bei bescheidener Koloristik der Kontur überall plastisch scharf heraus bringt, in der letzteren bei Tönen von wundersamer Leuchtkraft die Umrisse hier und da zu verschwimmen scheinen? Ganz abgesehen davon, daß Gluck wie Weber doch nur die Gaben auszubilden fähig waren, die sie mit auf die Welt brachten.

Das Unglück ist, daß wir den Klassizismus zwar aus den Maler- und Bildhauerateliers, in denen der K ü n s t l e r kommandiert, wohl auch aus den Poetenstuben bereits herausjagen konnten, daß er aber in seiner letzten Verschanzung, der Aesthetik, sich noch behauptet und verzweifelte Gegenwehr leistet. Winckelmann fußt auf der Kunst der Griechen, Lessing fußt auf Winckelmann, die Aesthetik des vergangenen Jahrhunderts fußt auf Lessing. Weil die Phantasie der Hellenen eine ungleich mehr plastische als malerische war, weil sie die Gluten und Glutfarben des südlichen Lichtes in einer synthetisierenden Kunst bändigen und einschränken mußten, weil sie als idealisierende Architekten und souverän geistvolle Beherrscher des Linienflusses unvergleichlich waren, deshalb soll auch bei den gänzlich andersgearteten Deutschen, die sich aus Frost und Dunkel heraus am liebsten ein Märchenreich von unzähligen Sonnen und Farbenwundern erträumen, der Linienkodex in den allerhöchsten Ehren stehen! Welch Widersinn! Ohne Flausen

und Floskeln: wenn wir anders zu gesunden Zuständen und Urteilen gelangen wollen, so müssen wir — beileibe nicht die alte Kunst! — aber die alte Aesthetik totschlagen. Ob wir eine neue brauchen, ist mir zweifelhaft. Wem das Kunstwerk nichts oder nicht das Richtige sagt, dem vermag der Kritiker, der Eselsbrücken-Monteur, gewiß nicht zur artistischen Seligkeit zu verhelfen. Aesthetik ist dünne Krankensuppe für ein Volk, das noch keine eigene Kunst besitzt, oder dessen Kunst schläft oder sich bereits erschöpft hat. Aristoteles: der Totengräber der griechischen Tragödie. Je mehr ich Ruskin schätzen lernte, um so mißtrauischer wurde ich gegen die neuere englische Kunst. Als Henri Taine mit seiner Blendlaterne in alle Schlupflöcher und Gassenwinkel der französischen Kunst hineinleuchtete, befand sie sich bereits in der Decadenz. Hoffentlich bekommen die Deutschen so bald keinen guten Kunstkritiker!

Wir haben uns das Wort von „Rembrandt als Erzieher" bereits an den Hauspantoffeln abgelaufen, wir verbeugen uns tief und ehrfurchtsvoll vor den van Eyk: aber „wir" wollten uns bisher noch nicht klar machen, daß man auch in der Musik mit Farben und Farbenabschattierungen, mit Licht- und Schattenwirkungen ebenso treffend, ebenso sicher zu charakterisieren vermag als mit sprechender, einschneidender Linienführung. Was die Posaunen in den beiden ihnen zugewiesenen Sätzchen der Kirchhofsszene des „Don Giovanni" sagen, ist nicht arg originell; das Bedeutungsvolle, das Innerste der Situation Ausschöpfende wird durch das Wie gegeben, will sagen durch die Klangfarbe, die gerade mit jenen Instrumenten in der gewählten Tonlage erzielt wird. Wenn der Othello Verdis sich in das Schlafgemach der Desdemona schleicht, um sie zu ermorden, trieft die dunkle, die Vorstellung des Unheilvollen, Schicksalsschwangeren erweckende Farbe förmlich von den Saiten der Kontrabässe. Teilte man jedoch die von diesen auszuführenden Gänge den Violinen zu, so würden sie sich wie inhaltleere Etudenfiguren ausnehmen. Ueber den ersten Aufzug des „Fliegenden Holländers" hin sind vereinzelte Farbentupfer zu Dutzenden verstreut, von denen jeder „sitzt", nicht weil er zum Gedankenreichtum der Partitur etwas Nennenswertes hinzubrächte, sondern weil mit einem kleinen Lauf oder einer einzelnen wie improvisatorisch hingestreueten Bläsernote gerade an der betreffenden Stelle ein Licht wirksam aufgehöht, ein Schatten in überraschender Hervorhebung eines szenisch wichtigen Momentes augenfällig vertieft wird. Ein Musterbeispiel: die gesamte Wolfsschluchtmusik im „Freischütz". Sie tritt uns bei jeder Aufführung der Oper wieder als Meisterstück entgegen — vorausgesetzt, daß sie nicht in einem der riesigen Häuser zu Gehör gebracht wird, für die sie nicht berechnet ist, und daß sich hier der Maschinenmeister mit Firlefanz und Spektakel nicht vorlaut geberdet. Das motivische Material, das in diesen Szenen zu dem schon aus der Ouverture bekannten neu hinzutritt, ist als solches keineswegs gehaltvoll. Entstünden die betreffenden Partiturseiten in unseren Tagen, so würden Dilettanten und unsicher urteilende Kritiker von spärlicher Erfindung reden. Und doch muß diese Musik ein genialer Wurf genannt werden. Weil sie vollfarbig ist, weil diese simplen verminderten Septimenakkorde, diese rhythmisch wenig fesselnden Bildungen vermöge ihrer ganz aus der Natur aufgefangenen

Eigenkraft alles für die Handlung in Betracht Kommende zu vollster Deutlichkeit malen: den Seelenzustand des Max und des Kaspar; den Einklang des Psychologischen, des Landschaftscharakters und des Tobens der Elemente; das Spukhaft-Dämonische Samiels und der wilden Jagd.

Ueber der melodischen Volksoper hat man die Fortschrittsoper „Freischütz" vergessen. Man dürfte allerwärts wieder viel Rühmens von ihr machen, wenn man beim nächsten Weber-Jubiläum, der Sitte zufolge, die Gluck, Mozart, Beethoven und Wagner zukommenden Ehren auf den Scheitel dessen häufen wird, der die Wolfsschluchtmusik schrieb. Seinem Ingenium, seinem persönlichen Erfassen der Natur, den Geistesströmungen seiner Zeit gemäß beschritt Weber andere Wege, als sie Mozart wandelte. Logischerweise sollten die Herren, die jetzt die Losung „Zurück zu Mozart!" ausgeben, auch die Werke Webers auf den Index setzen: denn die von ihnen verketzerten modernen, mit ihrem Schaffen der Bühne zugewandten Tonsetzer stehen sämtlich auf den Schultern Webers und haben Eroberungen, wie er sie auf dem Gebiet der Darstellungsmittel zuerst machte, nur weiter fortgeführt. Vielleicht fordern die Gestrengen letzten Endes auch noch, daß die Sätze, in denen sich Mozart der romantischen Periode und ihrer Kunst bereits nähert, wie die oben angeführte Kirchhofsszene des „Don Giovanni", gestrichen, und daß die Partituren des alten Benda, der es sich schon im Jahr 1774 herausnahm, den Dialog eines Melodrams nicht durch ohrgefällige italienisierende Melodien zu versüßlichen, sondern durch Verwendung kurzgefaßter, prägnanter Leitmotive zu stützen und zu kräftigen, auf offenem Markt durch Henkershand verbrannt werden.

Die Linie der modernen Instrumentation führt von Weber zu Berlioz, von Berlioz zu Wagner, von Wagner zu Richard Strauß und Hans Pfitzner. Erstaunlich wuchs die Fähigkeit, durch die Farbe zu charakterisieren. Unbewußt folgten die Musiker den Malern: man gewöhnte sich wieder daran, die Natur farbig zu sehen. Man lernte, die durch tausend Strahlenbrechungen entstehenden Halb- und Viertelstöne zu erfassen und wiederzugeben; man sah und schilderte, wie das Licht um ruhig stehende oder in der Bewegung begriffene Gestalten vibrierte; man ging auch, mit nunmehr geschärftem Beobachtungssinn, seelischen Prozessen feinspüriger nach, breitete das Gewebe der einzelnen, sich schließlich zu einem Willensakte zusammenballenden Regungen auseinander und fand in weiterer Ausbildung des Orchesters die Möglichkeit, psychologisch richtiger, genauer zu gestalten und abzuschattieren. Die neue Tonkunst stellt sich zwischen den analysierenden Roman und zwischen die von den Aesthetikern oberflächlicherweise auf das Knallwort Naturalismus festgenagelte Malerei.

Nicht viel später als die besten, die ganze epische Technik revolutionierenden Bücher Balzacs war schon die große Erzählung Wotans im zweiten Aufzuge der „Walküre" entstanden: der Grundpfeiler modern-psychologischer Darstellungskunst im musikalischen Drama. Es ist begreiflich, daß man diese nicht äußerlich wirkungsvollste, aber innerlich vornehmste, weil unglaublich vertiefte Szene, die Herzkammer des gesamten Nibelungen-Organismus, bisher mit der Phrase „lang und langweilig" ab-

fand, daß man sie erst jetzt allgemein zu würdigen beginnt, jetzt, da einige Tonstücke der Begabtesten unter den Jüngeren im Einzelnen noch zartere psychologische Auslösungen, noch häkligere, mehr strichweise vorschreitende Motivierungen zeigen, als sie Wagner gab — und da hinwiederum das große Publikum, das dem schaffenden Propheten stets in bemessenem Abstande etlicher Jahrzehnte nachrückt, heute nahezu beim Vollverständnis Wagners angelangt ist. Um jene Erzählung Wotans vollkommen zu würdigen, muß man nicht nur Spiel und Widerspiel der Motive, sondern auch Ausnutzung und Wechsel der Orchesterfarben sorgsam verfolgen. Was hier unter anderem mit Verwertung der Tuben und der tiefsten Holzbläser erreicht ist, das kommt den Faktoren des Beethovenischen Orchesters gegenüber in weitaus höherem Grade als qualitatives denn als quantitatives Mehr in Betracht. Man vergleiche mit dem Wagnerischen Monolog — denn er ist ein solcher, obschon Brünnhilde zuhört — den der Leonore im „Fidelio". Vermöge der Erweiterung des psychologischen Gesichtsfeldes wurden mit der dramatischen Struktur dieses Walküren-Aufzuges zugleich die neuen musikalischen Darstellungsmittel geboren. Eine künstlerische Not zwang sie aus der Phantasie heraus — nicht instrumentale Großmannssucht und zügellose Luxusneigungen, wie uns die Hanslick, Speidel und Gumprecht glauben machen wollten.

Noch ein Weiteres läßt sich just an diesem Beispiel besonders gut studieren. Daß nämlich Farbe als hochwichtiges Charakterisierungsmittel der Musik nicht nur in der Ausgestaltung des modernen Orchesters, sondern auch mit dem Ausreifen des neuen Harmoniewesens gewonnen wird.[1])

Man könnte die Meister, die vom Beginn des 18. Jahrhunderts an die Geschichte der Tonkunst lenkten, in vorwiegend diatonisch und vorwiegend chromatisch gestimmte Schöpferseelen einteilen. Schon Bach und Händel lassen eine derartige Verschiedenheit erkennen. Es handelt sich hier ganz einfach um einen Gegensatz der Temperamente, die man sich ja nicht durch irgendwelche fortschrittliche oder konservative Schulung anerzieht, sondern mit auf die Welt bringt. So wenig ein zureichender Grund dafür besteht, einen Sanguiniker höher einzuschätzen als einen Melancholiker, so wenig darf man behaupten, daß eine Tonsprache, die Fortschreitungen in Ganztönen und die landläufigsten Intervalle bevorzugt, „gesünder" sei, als eine mit starkem chromatischen Einschlag. Immerhin stehen ja die eines „nervösen, die Sinnlichkeit aufpeitschenden Wühlens im Chroma" bezichtigten Chopin, Spohr, Liszt, Wagner, Bruckner, Strauß unter den Fittigen Johann Sebastian Bachs. Wie in der klassizistischen Epoche die diatonisierenden, so sind heute die chromatisierenden Temperamente fast zur Regel geworden. Es gibt nicht nur ein geographisch abgegrenztes, es gibt auch ein Zeit-Klima und mit dem Wechsel der Zeiten vorschreitende klimatische Veränderungen, denen gemäß auch das vornehmste Bodenprodukt, der Mensch, in seiner leiblichen und geistigen Beschaffenheit Veränderungen erfährt. Die Vermehrung der chromatisierenden Temperamente auf dem Gebiet der Musik hält im Wesentlichen gleichen Schritt mit der Zunahme verwandter Begabungen auf den

[1]) Ueber die Umbildung des Walhall-Motivs in jener Szene vergl. Wagner „Ueber die Anwendung der Musik auf das Drama." Ges. Schr., Band X.

Feldern der Dichtung, Malerei und Plastik. Strauß, Pfitzner, Schillings, Reger sind gerade so legitime künstlerische Vertreter des Geistes unserer Kulturperiode als die Klinger, Rodin, Slevogt, Uhde, Hauptmann — unbeschadet der verschiedenen Höhengrade der schöpferischen Potenz im Einzelnen. Und diese Periode ist, wenngleich nicht besser, so auch ganz gewiß nicht schlechter als irgend eine der ihr voraufgegangenen.

Folgerecht haben sich nun die Fortschritte in der modernen Chromatik und die in der modernen Orchesterbehandlung miteinander verkettet, verschmolzen. Wenn jetzt in der Teilung von Streichergruppen immer neue Nuancen entdeckt werden, höhere und tiefere Blechblasinstrumente bei vielfach verbesserter Ventiltechnik eine umfangreiche Skala mit allen Halbtönen bequem beherrschen, wenn das Korps der Holzbläser gegenwärtig wieder bereichert wird, die chromatische Harfe auftaucht und mannigfache Schlaginstrumente sich Geltung erobern, so dient dies alles ebensosehr der nunmehr in jeder Kunst als notwendig empfundenen Differenzierung des Ausdrucks, wie die beträchtlich größere Freiheit, mit der wir den Gepflogenheiten früherer Epochen gegenüber in unseren Tagen harmonisieren und kontrapunktieren. Wir lassen den Berliozischen „Traité de l'instrumentation", wir lassen Wagner allgemach hinter uns. Nicht, weil insbesondere der Letztere uns mit seinen Werken nicht noch gewaltig packte, nicht als ob Beide mit ihrer Lehre uns nicht noch die Hülle und Fülle zu verarbeiten gäben. Sondern weil unsere Zeit mit jedem Tage eine andere wird, als die eines Berlioz und die eines Wagner war. Wer dem Rad der Entwicklung in die Speichen fallen will, der wird unbarmherzig zur Seite geschleudert, ganz gleich, ob er sich mit der Partitur des „Don Giovanni" oder mit der der „Walküre" bewehrt hat, ob er über viele Länder und Menschen herrscht oder im Redaktionszimmer thront.

Erlaubt ist, was klingt. Nur daß ein Geschlecht, das sich von Jugend auf mit neuartigen Dissonanzen, rhythmischen Kombinationen, instrumentalen Mischungen vertraut macht, den Begriff des Erträglich- oder Angenehmklingenden weiter fassen wird als das ihm voraufgehende, das sein Ohr jahrzehntelang auf Einfacheres oder schlechthin auf Gewohntes eingestellt hatte. Das Gesetz der Anpassung gilt gerade so gut für Theater- und Konzertbesucher, wie für die, welche in den Kampf ums Dasein unter veränderten wirtschaftlichen Bedingungen eintreten oder sich in der Stadt und auf dem Lande mit mancherlei wechselnden Kulturgegebenheiten abfinden müssen. Wenn sogar ein Tenorverstand ausgedehnte, mit Intonationsschwierigkeiten hinlänglich bedachte Rollen in den kompliziertesten modernen Tondramen bewältigt, warum sollten da die wirklich musikalischen Kunstfreunde zurückbleiben? Ein Teil Snobismus mag ja mit dabei sein, wenn heute bereits in Laienkreisen eifrig darüber verhandelt wird, wie dieser oder jener Kapellmeister im Gegensatz zu bekannten Berufsgenossen einen Beethovenischen Symphoniesatz darstelle. Doch spricht dergleichen immerhin dafür, daß gegenwärtig auch Nicht-Zünftige ein Stück von kunstvoll gefügter Architektur leichter überschauen als vordem. Wie früher selbst weniger Befähigte das Schema der Sonatenform dem jugendlichen, einer Wachstafel vergleichbaren Gedächtnis oft spielend einprägten, so macht sich die jetzt heran-

wachsende Generation, sofern sie ein leidliches Gehör hat, das Leitmotivsystem der „Götterdämmerung“, die Disposition des „Zarathustra“, die feinnervige Logik der Deklamation Hugo Wolfs ohne sonderliche Lernbeschwerden zu eigen.

Dazu hilft auch nicht wenig die auf klar gegliederten Aufriß jedweder musikalischen Architektur und eindringlich lebendigen Vortrag abzielende Bülow-Schule, durch die alle namhaften Dirigenten der Gegenwart gegangen sind. Daß fernerhin die Verdeckung des Orchesters es dem Fachmann wie dem Laien außerordentlich erleichtert, der Wiedergabe vielstimmiger, vollsaftig instrumentierter Tondichtungen mit Genuß und schritthaltendem Verständnis zu folgen, darüber kann nach den im Bayreuther Festspielhause, im Münchner Prinzregenten-Theater und in der Heidelberger Stadthalle gesammelten Erfahrungen kein Zweifel mehr obwalten. Womit zusammenfällt, daß bei dieser Einrichtung auch die auf Charakteristik durch die Farbe gerichteten Absichten des Komponisten ungleich besser erfüllt werden, da für ein Zusammenfassen des Klanges, für ein letztes sich-Abgleichen und Ineinanderschweben der Einzeltöne in modernen chromatisch-instrumentalen Farbenharmonien und Farbentonleitern der die Spieler verbergende Deckel oder Schirm ähnlich wirkt wie die Lasuren bei einem Gemälde.[1])

Am raschesten kommen wir jedoch den führenden Geistern, den Schaffenden nach, am besten wappnen wir uns demgemäß gegen die Gefahr des Rückständig-Werdens, der geistigen Arterienverkalkung durch ein unausgesetztes, liebevolles Versenken in die Natur. Sie — und zwar die Natur jeder Zone — orchestriert im Ueber- und Durcheinanderschichten der Linien und Massen, der Farbenstimmungen, der Lichtimprovisationen millionenmal üppiger als ein im Klangrausch schwelgender Instrumentator. Doch verschwenderisch, wie sie ist, regiert sie zweckvoll; sie zeigt, sie bietet uns nichts, das wir nicht in Ausmünzung praktischer oder idealer Werte verwenden sollten. Wie der Produzierende, so kann auch der ihm Nachempfindende den Weg zum Kunstwerk nur durch die Natur finden. Je williger, fleißiger wir uns in die Natur einfühlen, um so intensiver, um so moderner werden wir in der Kunst sehen und hören. Zu Mozartischen Formen und Darstellungsmitteln sich zurückwenden, das hieße zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts die Natur wieder auf die Art anschauen, wie man es in der Epoche Rousseau's tat. Was doch widersinnig wäre.

Stellen wir uns einen breiten, mächtigen Fluß vor, in dessen Stromrichtung jeweilig Wolkenketten ziehen. Leicht mag da die das eine Ufer bespülende Hälfte des Gewässers trüb, finster erscheinen, während über die andere Sonnenglanz gebreitet ist. Mit einem Blick umfassen wir das Helle, Glitzernde und das Rätselvolle, Düstere. Wir gewahren, wie Beides am vorwärtsdringenden, sprudelnden Leben gleichen Anteil hat, wie hier tausend Funken aufsprühen, dort tiefes Blau in stumpfes Grau und Grau in Schwarz übergeht, wie Wellen und Wellchen vom Winde aufgetrieben werden und verfließen, wie das bewegliche Element im Vorbeiziehen mit

---

[1]) Von den Problemen, die durch die Versenkung und Verdeckung des Orchesters und alle einschlägigen Einrichtungen gelöst werden, kann ich hier nur eines und dieses auch nur andeutungsweise streifen. Vergl. meine Studie: „Zur Bühnen- und Konzertreform. Fünfte Folge.“ „Die Musik.“ 2. Januar- und 2. Februarheft 1906.

still ruhenden Ebenen und festgegründeten Bergen unendliche Zwiesprach hält und ewig streitet. Solchen Eindruck möcht' ich dem vergleichen, den wir vom modernen musikalischen Drama und der heutigen symphonischen Dichtung empfangen. Diese sind nicht im entferntesten so polyphon, so überreich an ausgesprochenen und an gebrochenen Tönen wie jenes Landschaftsbild. Gleich jedem anderen Kunstwerk verhalten auch sie sich zur Natur annähernd wie ein Klavierauszug zur Partitur. Obwohl ihnen auch Willkür nicht fremd ist, spiegeln sie doch in Vielem das Urbild treuer wieder, als es die klassische Oper und Symphonie vermochten. Auch in ihnen laufen kontrastierende Linien nebeneinander, die doch dem gleichen Ziel zustreben. Eine Fülle des Webens, Drängens und Sprießens, Spiel und Kampf, starke Reflexe des sieghaften nebelzerstreuenden Tagesgestirns und die jagenden Riesenschatten nächtlicher Gewalten, überschäumende Lebensfreude und dumpf unfrohes Vorwärtshasten, ein Auflehnen gegen unverrückbare Daseinsgesetze, ein ermattendes Abgleiten und abermals ein Zusammenraffen der Kräfte zu erneutem Weitereilen in der Lebensbahn, bis zum Auflösen im Meere des Vergehens und Wiedererzeugens: das spricht sich in unserer neuen Tonkunst aus. Sie ist im Grunde ihres Wesens nicht so gar verschieden von der früherer Zeiten. Aber sie schöpft mit weiter ausgebogenen Händen und nachhaltigerer Energie aus den Quellen, die alle Kunst speisen. Langsam, doch merklich erhält sie einen stärkeren Zug ins Pantheistische. Und wir, die Genießenden, beherrschen ein weiteres Sehfeld, als die, welche uns vorangingen, und wir beherrschen es bis in versteckte Bodenfalten. Noch mehr, noch weit mehr werden unsere Nachfahren sehen. Denn das Musikdrama und die symphonische Dichtung stehen erst am Anfang ihrer Entwicklung. Hundert Jahre sind nichts im Ewigkeitslauf großer Kunstgedanken.

Sicherlich: wem viel Macht zufällt, den reizt es wohl einmal, sie zu mißbrauchen. Nicht Jedem ist es gegeben, aus dem Vollen mit Geschmack zu wirtschaften — wie sich denn überhaupt wohl die Regeln alter und neuer Grammatiken, aber nie Geschmack und Stil erlernen lassen. Ein reiches Gewand kann gleicherweise mit Geschmack gefertigt sein wie ein schlichtes; sollen reiche, schöne Gewänder von einer löblichen ästhetischen Polizei verboten werden, weil es Protzen gibt, die schreiende, bunte Töne bevorzugen, oder Linkische, die einen prächtig ausladenden Faltenwurf durch ungeschickte Bewegungen verderben?

Ist Bach bescheiden, wenn er Chormassen, Themen, kunstvolle Praktiken bis zur Sonnenhöhe auftürmt? Warum „darf“ man Singstimmen ad libitum übereinanderschichten, mit Instrumentalstimmen aber nicht über das Mozart- oder allenfalls über das Beethoven-Orchester hinausgehen? Weil Bach Klassiker und anderthalb Jahrhunderte tot ist? Will mir jemand einreden, daß er eine geringere geistige Anspannung nötig habe, wenn er mit einem durch sieben Himmel brausenden Bachischen Doppelchor mitfliegen oder einem Glanzwerk der Palestrinazeit von Takt zu Takt als erkennend Mitschauender lauschen will, als wenn er den „Zarathustra“ oder den zweiten Akt der „Rose vom Liebesgarten“ aufmerksam in sich aufnimmt?

Mancherlei Lehren gibt die Kunstgeschichte. So, daß in verschiedenen

Epochen außerordentliche Leistungen, die niemand missen möchte, gerade auch aus einer gewissen Technik des Ueberflusses geboren werden: siehe die griechische Spätplastik, siehe Rubens, siehe die hervorragenden Baumeister des Barock. Man sei unbesorgt: etwas, das nicht sowohl die Puristen unter den Zeitgenossen, als vielmehr der wahrhaftige Rechtsspruch der Geschichte hinterher als „Zuviel" bezeichnet, korrigiert sich jedesmal von selbst. Nicht kritische Straf- und Bußpredigten, sondern die künstlerischen Bedürfnisse einer mit jugendlicher Frische neu anhebenden Geistesperiode drängten die ins Maßlose gesteigerte Kontrapunktik der alten Niederländer zurück. Gemeinschädlicher als die Versuche Talentloser, die auf's Geratewohl in die heutigestags batterienweise aufgestellten Farbentontöpfe hineintappen, sind die Auslassungen phantasiearmer und unlogischer Kritiker. Es ist grober Unfug, mit Phrasen um sich zu werfen wie: „Herr Quickendudel sucht durch blendende Instrumentation über seine Erfindungsarmut hinwegzutäuschen." Ach nein: eine Absicht, das Publikum zu betrügen, ist hier ganz und gar nicht vorhanden. Der arme Kerl ist fest davon überzeugt, seine Motive seien eigenartig, und just, weil sie ihm eigenartig, wertvoll dünken, sucht er aus ihnen zu machen, was er irgend vermag. Für Selbsttäuschungen muß man ja auch büßen. Aber Selbsttäuschung und Dolus sind doch nicht identisch. Sudermann, der die äußere Technik der Szene vortrefflich meistert, Fulda und Hofmannsthal, die die Technik des Verses und die klingende Bildersprache virtuos beherrschen, halten sich in gutem Glauben für Dramatiker und schreiben Schauspiele. Wir mögen diese ablehnen; aber wir sind keineswegs berechtigt, anzunehmen, daß die genannten Autoren sich einer relativen Dürftigkeit ihrer Ideen bewußt wären und es mit Berechnung darauf anlegten, uns in der Ausnutzung ihrer rühmenswerten, zum Teil brillanten Fertigkeiten einen nicht vorhandenen poetischen Kern vorzutäuschen. Bleibt die Frage offen, ob Herr Quickendudel seinerseits denn wirklich „blendend instrumentiere." Ich fürchte, nein. Wieder stoßen wir auf eine seichte Redensart: „Gut instrumentieren kann heutzutage jeder." Falsch. Der Modernen, die wirklich gut instrumentieren, sind verhältnismäßig wenige. Gut instrumentieren heißt so schreiben, daß ein tüchtiger Dirigent beim Studium und beim Vortrag nichts mit Anwendung dynamischer Retuschen hinzuzufügen und nichts wegzunehmen braucht. Also durchsichtig und in sachgemäß abgewogenem Verhältnis aller Einzelstimmen und Gruppen. Was, bei entsprechender Höhe der Begabung, mit fünfundzwanzig Systemen ebenso zu richten ist als mit acht.

Wer hervorragend schön und zwar im Sinne der Charakteristik durch die Farbe orchestriert, der hat mit gleichem Recht den Ruhmeskranz des Erfinders zu beanspruchen, wie der, der edle, anmutige Melodien oder kernige Motive von subjektivem Profil bildet. Mag die blitzblanke Originalität der Thematik auch nicht der stärkste Teil der geistigen Potenz eines Richard Strauß sein: die Nachwelt wird ihn darum doch als genialen Erfinder preisen. Auch mit dem Tadelwort der Kurzatmigkeit des Melos und des tragenden musikalischen Gedankens überhaupt empfiehlt es sich vorsichtig zu sein. Bach und Beethoven haben auf der Grundlage von Motiven, die nicht nur kurzatmig und unscheinbar, sondern geradezu nichtssagend sind, die

allerherrlichsten Sätze gebaut. Das epigrammatisch knappe, in drei, vier Tönen sich zum Symbol verdichtende Motiv ist einpräglich und für jede Art von Darstellungsprozessen brauchbar. Es läßt sich ebensogut für schneidige kontrapunktische Dialektik zum leichten, widerstandsfähigen, federnden Stahl zurechthämmern wie für Ausnutzung im vornehmlich koloristisch ausgearbeiteten Stil verreiben. Viel will es schon heißen, wenn ein Thema, mit dem etwas anzufangen ist, an sich eine honette Figur macht. Gebilde wie die Ur- und Prinzipalmotive im „Ring des Nibelungen" oder wie die Terzette der Knaben in der „Zauberflöte" treten, gleich den Riesendiamanten, nur ausnahmsweise ans Licht. Schier unermeßliche Entwicklungszeiten sind vonnöten, damit sich etwas Derartiges kristallisiere. Wer den Jüngeren mit dem wohlwollenden Lächeln des Gönners nahe legt, sie sollten sich getreulich nach dem Mozartischen Vorbilde modeln, der unterschätzt die „Zauberflöte" denn doch in recht bedenklichem Maße.

Wie vielen Musikern war es denn gegeben, Großmeister der bedeutenden Linie und der sprechenden Farbe zugleich zu sein? Einem Mozart, einem Schubert — einem Wagner — — hier stock' ich schon. Es ziemt uns, Beethoven als einen der hehrsten Olympier zu verehren, die je eine kurze Spanne in Menschengestalt auf der Erde wandelten. Aber ganz ehrlich, ohne falsche Pietät gesprochen: wie vieles in Beethovens Schöpfungen gibt es doch, das wir lediglich mit dem „inneren Ohr" erfassen können! Zählen ferner die Ouverturen Webers, des aufrichtigsten unter den Romantikern, deshalb nicht zu unseren kostbarsten Schätzen, weil ihre „Durchführungsteile" in summarisch-koloristischer Behandlung eben nur angedeutet sind? Wollen wir Schumann zu dem werfen, was endgültig vorbei und abgetan ist, weil er öfters gegen seine wundersamsten Gedanken instrumentierte? Dürfen wir Bruckner den Lorbeer verweigern, weil bei ihm nicht selten die Farbe über den Kontur hinausquillt? Mit einem Wort: wären wir nicht klägliche Leimsieder, wenn wir auf unsere Fahne: „aut Mozart, aut nihil" schrieben?

Wer der Natur gegenüber Takt hat, der wird ebensowenig eine italienische Landschaft mit einer deutschen vergleichen als einem Künstler auf Kosten eines anderen Weihrauch spenden und mit erhobener Stimme rufen: „Nur in Dir ruht das Heil! Zurück zu Dir!" Doch die Kritik, die nichts ist als Kritik, bleibt zur Pedanterie verurteilt — und der Pedant hat niemals Takt. Statt das fruchtbare deutsche Land, wo man jedes Jahr Geistesernten in die Scheuern trägt, glücklich zu preisen, statt ein frisches Wagen, das allein neue Kulturhöhen erklimmen läßt, mit der besten Kraft zu unterstützen, wird er ungeduldig, wenn nicht jede Entwicklungsphase, kaum daß sie begonnen, über Nacht zu Kulminationspunkten führt und überragende Genies zeitigt, und schüchtert sich und andere mit der kleinlichen Reaktionspolitik ängstlicher, haltloser Gemüter ein.

Mozart war Dramatiker: echte Dramatiker aber können am allerwenigsten als Schutzpatrone der Reaktion angesprochen und angefleht werden. Ihr ganzes Wesen ist Vorwärtsdringen, Entwicklung — wie das des Dramas selbst. Geistiger Gewinn wird nur in der Linie der Entwicklung erzielt. Mozart ist dem heutigen Geschlecht ein köstlicher Besitz, der ihm ohne Anstrengung zufiel. Eines solchen sich zu erfreuen und ihn zu rühmen, hat jedoch allein der das Recht, der aus eigener Kraft ein Ansehnliches dazu erwirbt.

Die Zentralisierungsbestrebungen im deutschen Bibliothekswesen und die bayrischen Bibliotheken.

Von Erich Petzet in München.

Als Paul Schwenke im Jahre 1890 sein Adreßbuch der deutschen Bibliotheken herausgab, erschien darin die Münchener Hof- und Staatsbibliothek ihrem Bestande nach unzweifelhaft als die erste Bibliothek Deutschlands. Mit 900000 gedruckten Bänden ließ sie die Berliner Königliche Bibliothek um volle 100000 hinter sich, und diesem Bücherschatze, der noch dazu über 13000 Inkunabeln einschloß, trat eine Sammlung von über 40000 Handschriften zur Seite, die alle anderen Institute Deutschlands weitaus (Berlin um 16000) übertraf. Indessen Berlin verfügte schon damals über einen jährlichen Vermehrungsetat von 150000 Mark; dazu kamen reiche, außerordentliche Zuwendungen, die bedeutende Gelegenheitserwerbungen ermöglichten, und so finden wir im Jahrbuch der deutschen Bibliotheken für 1905 die Berliner Kgl. Bibliothek mit rund 1228000 Bänden und 33600 Handschriften verzeichnet, während München bei nicht wesentlich verändertem Bestande der Inkunabeln und Handschriften die Zahl seiner Druckwerke nur auf rund 1 Million erhöht hat. Ueberdies werden in dem neuen preußischen Etat für das nächste Rechnungsjahr noch 350000 Mark „zur Ausfüllung von Lücken" in den Beständen der Kgl. Bibliothek gefordert, so daß der neue Generaldirektor Harnack in einem Jahr eine halbe Million wird aufwenden können — eine Summe, die in der Geschichte der deutschen Bibliotheken beispiellos dasteht. Es ist also kein Zweifel möglich: der Vorrang der Münchner Bibliothek an Größe vor der Berliner ist endgültig verloren, und nur ein Tor wird es für möglich halten, den Vorsprung der Reichshauptstadt je wieder einholen zu können.

Auch in anderer Hinsicht schickt sich Berlin an, an die Spitze der deutschen Bibliotheken zu treten. Als im Jahre 1843 der Prachtbau Gärtners in München vollendet war, bedeutete er einen wesentlichen Fortschritt in der Technik des Bibliotheksbaues, obwohl in mehreren schwerwiegenden Punkten die praktischen Wünsche der Bibliothekare hinter den ästhetischen Forderungen des königlichen Bauherrn zurücktreten mußten. Durch die Großartigkeit seiner Anlage, namentlich seine wahrhaft opulente Geräumigkeit hat er sich bis heute nicht nur als Baudenkmal eines hochherzigen Königs, sondern auch als spezifischer Bibliotheksbau in Ehren behauptet, den noch Treitschke „nicht ohne Beschämung" wegen der Berliner

Unzulänglichkeiten gerühmt hat. Jetzt aber ersteht in Berlin ein Neubau, der alle Erfahrungen der verflossenen Jahrzehnte sich nutzbar machen kann, dessen Bauplatz allein einen Wert von 11¼ Millionen besitzt, und dessen Baukosten auf 8—9 Millionen veranschlagt sind. Es ist klar, daß diesem neuen Bibliotheksgebäude gegenüber München seinen bisherigen Vorrang unzweifelhaft einbüßen muß.

Mit diesen gewaltigen Aufwendungen zur Ausrüstung einer Weltbibliothek ersten Ranges gehen aber noch andere Bestrebungen Hand in Hand, die der Berliner Bibliothek ihre Vormachtstellung erst ganz erobern und festigen sollen. Es ist gelungen, für die geplante zentrale „Deutsche Musiksammlung“ statt eines selbständigen Sitzes in Leipzig die Angliederung an die K. Bibliothek in Berlin durchzusetzen. Damit ist ein Zweig, der sonst leicht zum selbständigen Baum hätte erwachsen können, dem alten, jetzt so keimkräftigen Stamm in Berlin aufgepfropft und diesem eine neue Eigentümlichkeit gesichert worden. Was aber nicht nach Berlin übertragen werden kann, das soll dort wenigstens eine Verwaltungszentrale finden — nicht bloß die preußischen, sondern auch die außerpreußischen deutschen Bibliotheken. In dem Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken in Berlin ist eine Zentralstelle für bibliothekarische Anfragen geschaffen, die bei weiterem Ausbau unzweifelhaft eine hervorragende Stelle in der Organisation des deutschen Bibliothekswesens einzunehmen berufen ist; es vermittelt jetzt auf Anfrage den Nachweis, ob sich ein gesuchtes Buch in einer der angeschlossenen Bibliotheken befindet, könnte aber in Zukunft wohl auch zu weiteren bibliographischen Feststellungen ausgerüstet und verpflichtet werden.[1]) Für die genaue Verzeichnung der Inkunabeldrucke an allen deutschen Bibliotheken hat der preußische Staat die Initiative ergriffen und bedeutende Mittel (zunächst 92000 Mark) ausgeworfen. Die deutsche Kommission bei der Berliner Akademie der Wissenschaften hat ein großzügiges Programm der Inventarisierung aller deutschen Handschriften an allen deutschen und außerdeutschen Bibliotheken aufgestellt und die Schaffung eines deutschen Handschriften-Archivs in Berlin umsichtig in Angriff genommen. Alle diese Unternehmungen sind bereits eingeleitet und man darf wohl sagen, gesichert. Ihnen schließt sich als größter Plan, der jetzt mit zielbewußter Energie vertreten und zur Verwirklichung empfohlen wird, die Idee eines Gesamtkatalogs der deutschen Bibliotheken an, die aus der ursprünglichen Absicht eines Gesamtkatalogs der preußischen wissenschaftlichen Bibliotheken erwachsen ist. Man sieht, das sind nicht mehr preußische Unternehmungen, denen der Süddeutsche mit Neid oder Bewunderung, platonischem Beifall oder untätiger Skepsis zusehen darf, sondern folgenschwere Pläne, die auch an ihn Anforderungen stellen müssen, Anforderungen an Arbeit, Zeit und Geld. Wie stehen die bayrischen Bibliotheken, voran die Münchner Hof- und Staatsbibliothek, dem gegenüber?

[1]) Ueber die bisherigen Leistungen des Auskunftsbureaus erstattet Trommsdorff im neuen Märzheft der Zeitschrift für Bücherfreunde einen lehrreichen Bericht. Danach wurden in den ersten neun Monaten 2270 Bücher durch Vermittlung des Auskunftsbureaus gesucht, von denen 1330 (also 59 Prozent) nachgewiesen werden konnten. Die Nützlichkeit der neuen Einrichtung tritt also schon in diesen Anfangszahlen deutlich zu Tage.

Bei den weitgehenden Konsequenzen, zu denen der Anschluß der bayrischen Bibliotheken an die Berliner Organisationen führen müßte, ist es Pflicht, auf das sorgfältigste abzuwägen, ob diese ohne ihren Beirat eingeleiteten Unternehmungen auch ihren eigenen Verhältnissen, ihren eigentümlichen Aufgaben und Mitteln entsprechen, und ob der dafür erforderliche Aufwand im rechten Verhältnis zu dem für sie zu erwartenden Nutzen steht. Es muß also zunächst Klarheit über die Leistungsfähigkeit und die vordringlichen Aufgaben der bayrischen Bibliotheken geschaffen werden, ehe man sich einer Zentralisierung anschließen kann, die vorläufig im Süden noch nicht als dringendes Bedürfnis empfunden worden ist.

Der Hauptruhm und das größte Gewicht der Hof- und Staatsbibliothek beruht auf den Schätzen, die teils aus den alten kurfürstlichen Bibliotheken von München und Mannheim, teils aus den säkularisierten Klöstern stammen. Der Reichtum, der hierin beschlossen liegt, führt die glänzende Geschichte eines alten Kulturlandes vor Augen, die ein Gegenstück in Norddeutschland nicht finden kann. Es ist daher eine der ersten und schönsten Aufgaben der Bibliothek, gerade diese Eigenart zu pflegen und diese einzigartigen Bestände der Forschung immer mehr zugänglich zu machen. So konnte sie nicht, wie es die preußischen Bibliotheken getan haben, einen so wichtigen internationalen Kongreß wie den vorjährigen in Lüttich, wo die gerade nach dem Turiner Bibliotheksbrande doppelt dringlichen Fragen der photographischen Reproduktion kostbarer Handschriften eingehend beraten wurden, ignorieren, sondern muß mit allen derartigen Bestrebungen in lebendiger Fühlung bleiben. So hat sie aber auch vor allem mit der Katalogisierung ihrer Handschriften nicht gewartet, wie es leider bei manchen Bibliotheken Sitte ist und auch in Gräsels „Bibliothekslehre" (1902) mit übel angebrachter Bescheidenheit empfohlen wird, bis sie ihr von außerhalb der Bibliothek stehenden Gelehrten abgenommen wurde; sie hat vielmehr diese Arbeit für ihre eigene Aufgabe erachtet und mit geringfügigen Ausnahmen durch die eigenen Beamten durchgeführt. Schon im Jahr 1881 lag ein gedruckter Katalog der Hauptmasse der Münchener Handschriften in 20 Bänden vor, bearbeitet von Hardt, Schmeller, Hoheneicher, Thomas, Halm, Aumer, Laubmann, Wilh. Meyer, Jul. Jos. Maier und Keinz, als weitaus die meisten deutschen Bibliotheken eines solchen Werkes noch entbehrten. Jetzt aber, wo dieser Katalog seit Jahren im Buchhandel vergriffen ist, kann die Verpflichtung der Verwaltung zu einer die Forschungsergebnisse der letzten Dezennien berücksichtigenden neuen Auflage nur selbstverständlich erscheinen. Drei Bände davon (von Steinschneider, Laubmann und Riezler) liegen bereits vor. Mit der Fortführung dieser Arbeit aber berührt sich naturgemäß die Handschriften-Inventarisierung der Berliner Akademie. So eingehende Beschreibungen freilich, wie diese fordert, können in dem Münchener Katalog mit Rücksicht auf die Kosten nicht zum Drucke gebracht werden; aber die neue Auflage muß doch an Genauigkeit der Angaben, besonders bei den deutschen Handschriften, über die frühere Knappheit wesentlich hinausgehen, und so ergibt sich unter allen Umständen die Notwendigkeit, jede Handschrift aufs neue zu untersuchen und bis ins einzelne zu beschreiben. Dadurch ist die Bibliothek in der Lage, ohne allzustarke Mehrbelastung der deutschen Kom-

mission bei ihrem großartigen Unternehmen die nachhaltigste Unterstützung durch Lieferung zuverlässiger Beschreibungen ihres Bestandes zu gewähren. Dies ist aber auch um so mehr ihre wissenschaftliche Pflicht, als sie nicht bloß die wichtigste Handschriftensammlung in Deutschland besitzt, sondern auch seit Docen und Schmeller auf eine rühmliche Tradition in der Förderung der aufstrebenden Germanistik zurückblicken kann. Zudem entspricht die Berliner deutsche Kommission einem in Bayern selbst unbefriedigten Bedürfnisse, da leider an der Münchner Akademie für die Germanistik im Gegensatz zu Geschichte, klassischer Philologie und Naturwissenschaften Stiftungen und Geldmittel in betrübender Weise fehlen und deshalb hier an die Schaffung so zusammenfassender großer Organisationen, wie sie in Berlin aus der Initiative des Kaisers hervorgegangen sind, doch nicht gedacht werden kann.

Aehnlich liegen auch die Verhältnisse hinsichtlich der Inkunabeln. Auch hier ist ein gedrucktes, freilich unzureichendes und nicht katalogmäßiges Verzeichnis des Münchener Bestandes vorhanden; auch hier ist ein Neudruck, vor allem aber eine vollständige Neubearbeitung dieser Uebersicht ein ebenso dringendes Bedürfnis der Bibliothek wie der Wissenschaft. Hains für jeden Inkunabelforscher unentbehrliches Repertorium bibliographicum nämlich legt der darin gegebenen Liste aller dem Verfasser bekannt gewordenen Wiegendrucke die Münchener Sammlung zu Grunde und macht diejenigen Werke, welche er hier vorgefunden hat, durch einen Stern kenntlich. Damit ist natürlich ein großer Vorteil geboten; da dies Verzeichnis aber weder vollständig, noch genügend genau ist, so überhebt es die Bibliothek nicht der Verpflichtung, auch einen wirklichen Katalog ihrer alten Drucke zu schaffen, der dem jetzigen Stande der Wissenschaft entspräche. Dazu ist eine neue Durcharbeitung des ganzen Bestandes erforderlich, die bisher vor dem wachsenden Andrang der Tagesgeschäfte zwar stets wieder zurückgestellt, aber bei der immer reicheren Ausgestaltung der Hilfsmittel der Inkunabelkunde im letzten Jahrzehnt nur dringlicher wurde. Diese Aufgabe nun kann gar nicht gründlicher und zuverlässiger erledigt werden als im Zusammenhange mit dem Berliner Zentralunternehmen, das die Neubearbeitung des Hainschen Repertoriums planvoll zu einer Inventarisierung aller in Deutschland nachweisbaren Inkunabeln erweitert und für die Zukunft noch den Anschluß der außerdeutschen Wiegendrucke ins Auge faßt — ein Unternehmen, das von Preußen allein nie durchgeführt werden könnte. Welche Rolle Bayern dabei zufällt, ergibt sich aus einigen Schätzungen, die bei der Vorbesprechung des Programms aufgestellt wurden: die elf preußischen staatlichen Bibliotheken zusammen dürften etwa 10 000, die Münchener Hof- und Staatsbibliothek allein über 13 000 Inkunabeln besitzen, während die Gesamtsumme der aufzunehmenden Bücher rund 30 000 beträgt. Dementsprechend erhielt aber auch die vom preußischen Kultusministerium ins Leben gerufene Schöpfung alsbald den Charakter eines gemeinschaftlichen deutschen Unternehmens. Wiewohl der Generaldirektion der Berliner K. Bibliothek unterstellt, setzt sich die Inkunabelkommission aus je einem Sachverständigen aus Berlin, Dresden, Leipzig, Darmstadt und München zusammen, und in den Händen dieses letzteren liegt die Inventarisierung der gesamten bayrischen Inkunabelbestände. Freilich ist es da auch eine unver-

meidliche Konsequenz, daß in Zukunft die beteiligten Bundesstaaten werden zu den Kosten beitragen müssen, wenigstens wenn es an das letzte Ziel, den Druck des großen neu zu schaffenden Repertoriums, geht. Doch können diese, auf eine Reihe von Jahren verteilt, keine unerschwingliche Höhe erreichen, und dafür wird dann auf einem Gebiete, das gerade für die bayrischen Bibliotheken von hoher Wichtigkeit ist, ganze Arbeit gemacht und durch gemeinschaftliches Zusammenwirken eine Grundlage für die Geschichte des Buchdrucks geschaffen, die herzustellen keinem anderen Lande wie Deutschland, dem Vaterlande des Erfinders, Ehrenpflicht sein muß.

Wesentlich anders jedoch stellen sich die Verhältnisse gegenüber dem Plane eines Gesamtkataloges dar, der die Bücherbestände aller deutschen Bibliotheken verzeichnen und ihre bisherigen Kataloge ersetzen soll. Daß der alphabetische Katalog der Druckabteilung der Münchener Hof- und Staatsbibliothek einer Erneuerung bedürfe, wird wohl auch der gehässigste Nörgler nicht zu behaupten wagen. Und wenn auch kein allgemeiner Realkatalog vorhanden ist, so ist doch durch eine Reihe einzelner sachlicher Hilfskataloge dem vordringlichen Bedürfnis im ganzen gut gedient. Auch hat sich das sachliche System der Aufstellung bis auf einige veraltete Einzelheiten als so zweckmäßig bewährt, daß ein Bedürfnis einer Neuordnung von Grund aus noch niemals fühlbar geworden ist. Da regt sich denn doch schon bei oberflächlicher Prüfung der Verdacht, daß die Größe des Geld- und Kraftaufwandes, der sich aus dem Gesamtkatalog ergeben müßte, im umgekehrten Verhältnis zu der Dringlichkeit der dadurch erforderlichen Arbeit stehen könnte. Bei anderen Bibliotheken mögen die Umstände anders gelagert sein; die bayrischen Bibliotheken aber müssen von ihren eigenen Verhältnissen ausgehen, wie es ja auch die preußischen von Anbeginn an getan haben.

Als das preußische Kultusministerium i. J. 1894 die Idee des Gesamtkatalogs aus dem Reiche der Träume in die Wirklichkeit hinüberzuführen sich vorsetzte, handelte es sich zunächst um ein rein preußisches Unternehmen, und mit gutem Grunde faßte Milkau, der in erster Linie mit den Vorarbeiten dazu beauftragt, in seinem Buche „Zentralkataloge und Zetteldrucke“ (1898) eine vollständige Uebersicht über alle früheren Versuche der Art und die Schwierigkeiten der Aufgabe gegeben hat, die Ergebnisse seiner Erhebungen und Erwägungen in die Worte zusammen: „Die sicherste Gewähr für das Gelingen des Plans liegt in seiner Beschränkung. Die elf zunächst beteiligten Bibliotheken haben zwar nicht durchaus gleichartige Einrichtungen; alle aber empfangen ihre Weisungen von einer Stelle, und alle werden in gleichem Geiste verwaltet. So ist ein Gemeinschaftsgefühl vorhanden, wie es für ein derartiges Zusammenwirken notwendig scheint. Ein Schritt über diesen Kreis hinaus und die Schwierigkeiten wachsen. Schon eine Ausdehnung des Plans auf die wichtigeren wissenschaftlichen Spezialbibliotheken Preußens würde sich voraussichtlich als ein Hemmnis erweisen, seine Erweiterung auf alle großen Bibliotheken Deutschlands aber auf nahezu unüberwindliche Hindernisse stoßen.“ Schon in dieser Beschränkung aber erwiesen sich alle Vorausberechnungen der Arbeit und der Kosten als trügerisch, und nach Verlauf weniger Jahre (1903) waren die hauptbeteiligten Leiter des Gesamtkatalogs dabei angelangt, auf den Plan des Drucks

vorläufig überhaupt zu verzichten und sich mit der Verwirklichung des sog. Treitschke'schen Gedankens, einer Auskunftsstelle für die preußischen Bibliotheken auf Grund eines handschriftlichen Zentralkatalogs, zu begnügen. Da gab Erman Ende 1904 dem ganzen Unternehmen einen neuen Anstoß und eine neue Bedeutung; aber auch er erklärte, so kühn und durchgreifend nach anderer Richtung seine Umgestaltung des ursprünglichen Planes ist, daß er in einem Versuche, einen sofortigen Anschluß aller in Betracht kommenden Bibliotheken jetzt herbeizuführen, einen Aufenthalt der Arbeit „ins Unabsehbare" erblicken würde. Er behält bei seinen Vorschlägen nur die Möglichkeit eines späteren Anschlusses der nicht preußischen Bibliotheken im Auge, und Schwenke, der Anfang 1905 mit Gegenvorschlägen hervortrat, beobachtet noch das gleiche Verfahren. Das ist ebenso sachlich richtig wie taktisch einwandfrei. Allein schon im Sommer 1905 verließ man die bisherige vorsichtige Mäßigung. Auf dem Bibliothekartage in Posen meinte Paalzow (Berlin) nicht gerade sehr diplomatisch, wenn nur die preußische Regierung sich schlüssig gemacht habe, welcher Weg einzuschlagen sei, „dann werden die anderen Bundesregierungen nicht umhin können, sich dem großen Unternehmen anzuschließen". Und trotz der warnenden Abmahnung des Gießener Bibliotheksvorstandes Haupt wurde von der Versammlung, in der begreiflicherweise Süddeutschland nur schwach, Bayern gar nicht vertreten war, in einer Resolution an die preußische Unterrichtsverwaltung der Anschluß der nichtpreußischen deutschen Bibliotheken an den Gesamtkatalog als „unerläßlich" bezeichnet. Als rein theoretische ideale Forderung, „wenn das Unternehmen nicht unbefriedigendes Stückwerk bleiben, vielmehr den vollen denkbaren Nutzen bringen soll," ist das freilich unbestreitbar richtig. Will man sie aber ins Praktische übersetzen, d. h. wirklich die alten, in Jahrzehnte langer mühevoller selbständiger Arbeit geschaffenen Kataloge durch neue nach der Instruktion der Berliner Zentralstelle bearbeitete und gedruckte ersetzen, da wird man denn doch auch den nichtpreußischen Bibliotheken erst die damit gewonnenen Vorteile überzeugend dartun müssen.

Als die Hauptziele des Gesamtkatalogs nun bezeichnet Erman neben der Erreichung des Nachweises von bestimmten gesuchten Büchern die Grundlage für eine allgemeine deutsche Bibliographie und die Zentralisierung aller Katalogarbeit der angeschlossenen Bibliotheken. Ueber die Wichtigkeit des ersten Punktes jedoch urteilt er selber wenig günstig. Wenn man bedenkt, wie viele Tausende von gänzlich wert- und belanglosen Besitzvermerken in dem Gesamtkatalog verzeichnet werden müßten, um nur dies einfache Ziel zu erreichen, muß man doch die jetzige Organisation des Auskunftsbureaus als eine viel zweckmäßigere und einfachere Lösung des Problems anerkennen. Jetzt werden mit einem verhältnismäßig geringen Zeitaufwande, während dessen sich der Anfragende gedulden muß, nur solche Besitzfeststellungen vorgenommen, die einem bestimmten Zwecke dienen, und die der Einzelne nur in mühseligen und kostspieligen Umfragen erreichen könnte. Sollte aber der Gesamtkatalog die Antwort auf diese Fragen sofort erteilen, so müßte er auch bei den verbreitetsten und den gleichgültigsten Werken, z. B. bei allen populären Ausgaben von Schiller oder Goethe, Brockhaus oder Meyer die Unzahl der sie besitzenden Bibliotheken gewissen-

haft verzeichnen, und gar der Druck all dieser unerwünschten, unfruchtbaren Arbeit würde nur das ganze Hilfsmittel verteuern und unhandlicher machen. Erman hat ganz recht, es gibt wichtigere und dringlichere Arbeiten, auf welche die beträchtlichen Kosten nützlicher verwendet werden können.

Aber auch bezüglich der allgemeinen deutschen Bibliographie erscheint es sehr fraglich, ob das angestrebte Ziel auf diesem Wege am raschesten und sichersten zu erreichen wäre. Hier zeigt sich freilich die Unentbehrlichkeit der preußischen nichtstaatlichen und der außerpreußischen Bibliotheken am allerdeutlichsten. Denn wenn diese schon bei einem so urpreußischen Dichter wie Arndt die Zahl der verzeichneten Drucke von 140 auf 202 zu erhöhen imstande waren — diese eigentlich wenig geeignete Probe wurde auf Veranlassung des preußischen Gesamtkatalogs angestellt —, so ist doch bei anderen, für Preußen weniger günstigen Verfassern noch eine wesentlich größere Ergänzungsbedürftigkeit der preußischen Bestände zu erwarten. Aber auch hiebei muß, wenn man rein das bibliographische Bedürfnis ins Auge faßt, in Hunderttausenden von Fällen Unnötiges verzeichnet werden, was im Pariser oder Londoner Katalog bereits ausreichend zu finden ist. Soll dies nun alles neu aufgenommen werden, um nachträglich den Bestand deutscher Herkunft bibliographisch herauszuschälen? Freilich kommen bei einem deutschen Gesamtkataloge noch unendlich viele Titel neu hinzu. Allein vor der Riesenmenge dieses Materials regt sich selbst bei den überzeugten Vertretern der Idee ein starkes Unbehagen, und so liegen bereits allerhand Vorschläge vor, durch Ausscheidung einzelner Gruppen die erdrückende Aufgabe zu erleichtern. Man will also nach Londoner Muster auf die Orientalia und die Musikalien verzichten, aber auch auf die Jugend- und Schulschriften, die Erbauungsliteratur, Gelegenheitsschriften, Dissertationen, Vereinsschriften und dergl. mehr. Wo aber ist hier die Grenze? Wird man nicht gerade derlei Dinge, wenn sie einmal gebraucht werden, in dem Gesamtkatalog suchen? Wer getraut sich, mit Sicherheit vorauszusagen, was davon wirklich immer als wertlos gelten, was doch einmal hervorgesucht werden wird? Wenn überhaupt ein Gesamtkatalog als Grundlage für eine deutsche Gesamtbibliographie geschaffen werden soll, dann muß man schon konsequent sein und wirklich alles einbeziehen, was nicht, wie Orientalia und Musikalien, im wesentlichen klar abgetrennt werden kann. Dann aber ist dieses Riesenwerk doch nur ein weitläufiger Umweg zu dem Ziele einer deutschen Bibliographie, die eine Unzahl von Titeln des Gesamtkatalogs wieder ausstoßen müßte und im Grunde eigentlich nur für die Zeit von 1500—1750, vom Ende der Inkunabeldrucke bis zum Beginn von Kaysers Bücherlexikon, ein stärkeres Bedürfnis ist. Vor allem aber sollte man doch, worauf schon Alfred Schulze aufmerksam gemacht hat, die Begriffe von Bibliographie und Katalog in ihrem Unterschiede festhalten. Auch bei den modernsten systematischen Katalogen wird man immer wieder zu den wissenschaftlichen Fach-Bibliographien greifen müssen, wenn man die Literatur einer Materie wirklich übersehen will, schon der in Zeitschriften erschienenen Arbeiten wegen, die auch der genaueste Generalkatalog nicht wird aufnehmen können, die aber in der heutigen Wissenschaft eine so wichtige Rolle spielen. Somit darf der bibliographische Wert eines Gesamtkatalogs nicht überschätzt werden;

die wissenschaftlichen Bedürfnisse kann er nach dieser Seite nicht voll befriedigen und bleibt im Grunde eben doch nur ein technisches Hilfsmittel, das für gelehrte Zwecke weitgehender Ergänzungen bedarf.

Bei dem dritten Gesichtspunkte nun, der Zentralisierung der Katalogisierungsarbeit in Berlin, trennen sich die Wege Schwenkes und Ermans grundsätzlich. Schwenke will zunächst nur einen einheitlichen alphabetischen Katalog für alle Bibliotheken schaffen, wie auch Milkau ihn als unumgängliche Vorarbeit eines neuen Realkatalogs bezeichnet. Die Individualität der Bibliotheken, die sich in ihrer sachlichen Einteilung und Aufstellung und in ihren selbstgeschaffenen Realkatalogen ausspricht, soll also unberührt bleiben. Erman dagegen stellt die Forderung eines einheitlichen Realkatalogs, der gleichzeitig eine einheitliche Ordnungsnorm für die ganze Aufstellung der Bücherbestände bilden soll, voran und geht so konsequent bis zum letzten Grade völliger Uniformierung vorwärts. Damit soll nach seiner Meinung den einzelnen Bibliotheken ein für alle Mal die schwierigste und zeitraubendste Arbeit abgenommen werden; an ihre Stelle träte nur ein einfach mechanisches Einordnen der zuströmenden Zettelmassen. Läge das aber wirklich im Interesse der außerpreußischen Bibliotheken? Preußen behielte ja dabei, wenigstens in Berlin, einen Stamm tüchtiger Bibliothekare, die der kritischen Arbeit der sachlichen Bewertung der Bücher gewachsen und darin geübt sein müßten; die angeschlossenen Bundesstaaten aber müßten unzweifelhaft eine Verminderung der Leistungsfähigkeit ihrer Bibliothekare auch in anderer Hinsicht mit in Kauf nehmen, da diesen so mit einer ihrer bedeutsamsten wissenschaftlichen Aufgaben ein wesentliches Mittel andauernder Schulung ganz entzogen würde. Jede sachliche, wie jede willkürliche Entscheidung — ohne Willkür können manche Fälle beim Realkatalog gar nicht entschieden werden —, ja selbst jeder Fehler, der in Berlin gemacht würde, müßte unweigerlich auf alle Bibliotheken übernommen werden; die eigene Kritik, die innere wie die äußere Selbständigkeit der Bibliotheken ginge unrettbar verloren. Dazu winkt der Vorteil der Arbeitsersparnis erst in sehr weiter Ferne, wenn der ganze Millionenbestand von Büchern einmal umgeordnet wäre. Und wäre dann die neue Ordnung um so viel besser als die bisherige? Darüber besteht doch bei keinem Fachmann ein Zweifel, daß eine unveraltbare Systematisierung der Wissenschaften unmöglich ist, so lange wir nicht die Fortschritte kommender Jahrhunderte voraussehen können. Das Berliner System der sachlichen Einteilung kann also ebensowenig allgemeine Gültigkeit für sich in Anspruch nehmen wie irgend ein anderes, und so wäre die Riesenarbeit der Umsignierung und Umstellung der Bücher nur einem Phantom geopfert, wenn, wie in München, die Grundlinien des bisher gültigen Schematismus sich bewährt haben und auch für die Zukunft auszureichen versprechen, da sie eine engherzige Detaillierung der Vorschriften vermeiden. Der Gedanke, unter Aufgabe der eigenen Individualität eine systematische Umordnung und Neukatalogisierung vorzunehmen, ist also für München wie für Halle, um Gerhards treffenden starken Ausdruck zu gebrauchen, eine „ungeheuerliche Zumutung", deren Unzweckmäßigkeit und Undurchführbarkeit überdies bei Spezialsammlungen nicht erst näher erläutert zu werden braucht.

Viel weniger tief schneidet Schwenkes Vorschlag der Selbständigkeit unserer Bibliotheken ins Fleisch. Er legt den Nachdruck auf die zukünftige Vermehrung, nicht den bisher gesammelten Bücherschatz und eröffnet eine durchaus verlockende Aussicht, indem er für den gesamten Zuwachs säuberlich gedruckte Katalogzettel und damit die Ersparung vieler Schreibarbeit verheißt, ohne der Art der Bearbeitung dieses Materials vorzugreifen. Und durch ein kleines Format der Zettel stellt er auch eine Reduzierung des äußeren Umfangs für den Münchener Katalog in Aussicht, dessen Quartblätter zwar sehr schön und bei Serienwerken übersichtlich und praktisch sind, aber allmählich durch ihre Ansprüche an Raum Schwierigkeiten zu verursachen beginnen. Trotzdem besitzt der Plan auch in Schwenkes Formulierung nach beiden Seiten keineswegs zwingende Notwendigkeit. Die Aufgabe, für eine Million Bände die alten Katalogzettel durch die neuen gedruckten zu ersetzen, erfordert eben auf Jahrzehnte eine so gewaltige Arbeitsleistung, daß dagegen jene praktisch moderne Arbeitsersparnis ganz verschwindet. Denn die Masse der immer noch notwendig bleibenden handschriftlichen Zusätze ist wahrhaftig nicht zu unterschätzen, nicht so sehr der Signaturen und Fortsetzungseinträge wegen, als mit Rücksicht auf die Sammelbände und die erwünschten Notizen bei den alten Beständen, die über den Rahmen einer modernen Katalogisierungsinstruktion hinausgehen. Mag es auch dem modernen Reformer als eine Belastung erscheinen, wir dürfen den ungeheuren Wert geschichtlichen Kulturgehaltes, der in unsern alten Bibliotheken steckt, nicht unterschätzen und ihn nicht in Gefahr bringen, unter einem äußerlichen technischen Verwaltungsideal Schaden zu leiden. Die weitreichende Bedeutung bibliotheksgeschichtlicher Forschungen für die Geschichte der Wissenschaften überhaupt ist längst anerkannt, und schon vor Delisles und Traubes Arbeiten hat man an der Münchner Staatsbibliothek den wissenschaftlichen Weitblick bewährt, hiefür alle erreichbaren Anhaltspunkte sorgfältig zu bewahren, indem z. B. Schmeller unter Verzicht auf die vorher gewählte, scheinbar nützlichere sachliche Einteilung die lateinischen Handschriften nach ihrer Herkunft zusammenstellte. Es kann kein Zweifel sein, daß die Zukunft bibliotheksgeschichtliche Untersuchungen auch für die Drucksachen und auch für spätere Jahrhunderte immer mehr anstellen wird, und dafür bieten die jetzigen Kataloge der Staatsbibliothek in vielen Einträgen über die bloße Titelverzeichnung hinaus manchen wertvollen Anhalt, der bei mechanischer Uniformierung verloren gehen müßte. Eine genaue Vergleichung der neuen gedruckten mit den alten geschriebenen Zetteln wäre also unvermeidlich, und damit ein Zeitaufwand, der alle Erleichterungen bei der Katalogisierung des Zuwachses mehr als aufwiegen müßte.

Auch die Raumschwierigkeiten werden durch die gedruckten Zettel nicht beseitigt, wenn man, wie billig, alle dadurch ermöglichten Vorteile anstreben will. Dieser neue Gesamtzettelkatalog wird nämlich so riesenhaft, daß kaum eine deutsche Bibliothek ihn aufstellen könnte; Kuhnert (Königsberg) berechnet ihn auf rund 4000 Kapseln mit einem jährlichen Zuwachs von etwa 52. Auf Aufstellung des Gesamtzettelkatalogs muß man also doch verzichten, und Schwenke wie Erman empfiehlt daher, daß jede Bi-

bliothek nur für ihren eigenen Bestand die Zettel, diese aber in je 3 Exemplaren beziehen soll. Damit verbleibt natürlich der Vorteil des Gesamtkatalogs einzig der Zentrale in Berlin; die einzelnen Bibliotheken erhalten nur 3 Exemplare ihres bisher geschriebenen Katalogs nunmehr gedruckt. Eines dieser Exemplare soll nun dem Publikum zur Verfügung gestellt werden. Dafür ist aber bei dem Umfang des Münchener Bedarfs wieder kein Platz vorhanden. Angenommen aber, er könnte beschafft werden, so ergibt sich für die Bibliotheksverwaltung die Aufgabe, die Signierungsarbeit am alphabetischen Kataloge zweimal zu leisten, wenn er dem Publikum wirklich nützen soll. Dazu aber steht der Vorteil doch wohl nicht im rechten Verhältnis; denn das große Publikum will in erster Linie immer von den Novitäten Kenntnis erhalten, für welche die Katalogzettel selbst bei der straffsten Organisation gedruckt sicher nicht rasch genug einlaufen und vor allem eingeordnet werden könnten. Je größer die Bibliothek, um so empfindlicher muß diese Schwierigkeit zu Tage treten. Ueberall aber sieht man, daß für den größten Teil des Publikums Zettelkataloge überhaupt ungeeignet und Bandkataloge das Zweckentsprechende sind; auch beim Gesamtkataloge, und bei diesem ganz besonders, wird man gut tun, sich diese Erfahrung vor Augen zu halten. Zu einem systematischen Realkatalog soll das dritte Zettelexemplar verarbeitet werden. Dazu aber wird nur zu oft ein Exemplar nicht ausreichend sein und derselbe Titel muß noch in weiteren Exemplaren nachbestellt oder durch Schreiben vervielfältigt werden; denn soll der Realkatalog wirklich seinem Zwecke entsprechen, so muß man doch jedes Buch an jeder einschlägigen Stelle, also z. B. G. F. Preuß „Wilhelm III. von England und das Haus Wittelsbach im Zeitalter der spanischen Erbfolgefrage“ an drei verschiedenen Plätzen finden können. Jedenfalls aber ergibt sich, wenn wir zu der vereinfachten Bearbeitung des Zuwachses die Umarbeitung oder Neubearbeitung des alten Bestandes hinzunehmen, auch hier eine beträchtliche Mehrarbeit gegenüber der jetzigen Arbeitsmethode mit geschriebenen Zetteln, und so bleibt das Ergebnis aller dieser Erwägungen: zu einem Genuß der voraussichtlichen Vorteile des gedruckten Gesamtkatalogs kommt eine Bibliothek von der Größe der Münchener Hof- und Staatsbibliothek erst nach ungeheuren Opfern an Arbeit und Geld nach Jahrzehnten.

Schwenke stellt in seinen Voranschlägen die Kosten als nicht gar so gewaltig dar. Er meint, es werde möglich sein, einen Zettel für 3 Pfennige abzugeben, wobei natürlich die Arbeit außer Ansatz bleibt und nur Papier und Druck berechnet wird; für eine Bibliothek von einer Million Bänden würde sich also bei Bezug von je 3 Zetteln der gesamte Aufwand auf 90 000 Mk. belaufen, die sich noch dazu auf 10—15 Jahre verteilen würden. Nach diesen Berechnungen würde sich die Sache für Bayern folgendermaßen gestalten: die Münchener Hof- und Staatsbibliothek würde 1 000 000, die Bamberger K. Bibliothek 350 000, die Universitätsbibliotheken in München 500 000, in Würzburg 370 000, in Erlangen 230 000, alle zusammen also 2 450 000 Titelzettel je dreimal brauchen. Damit ist jedoch eine annähernd richtige Zahl noch nicht gewonnen. Es kommt nämlich, was Schwenke außer Ansatz gelassen hat,

der ganze Zuwachs der 15 Arbeitsjahre hinzu, d. i. an den fünf bayrischen Bibliotheken nach der Statistik der letzten Jahre mindestens 15 mal 50000 Bände, zusammen also 750000. Das gibt zusammen mit der obigen Ziffer 3200000 Bände. Nun haben wir bisher die Zahl der Titelzettel der Bändezahl gleich gesetzt. Dabei sind aber die nötigen Rückweise nicht genügend berücksichtigt. Der Katalog des Britischen Museums enthält auf 1600000 Bände volle 3½ Millionen Titel. Nun ist es ja sicher, daß die hier befolgte Praxis der — teilweise auch sachlichen — Rückweise bei dem deutschen Unternehmen nicht befolgt werden würde, und so kann von einer Verdoppelung der Zahl der Titel gegenüber der Bändezahl nicht die Rede sein. Wenn wir aber vielleicht ein Viertel der Bändezahl noch als unvermeidlichen Zuschlag für die Rückweise ansetzen, so dürfte das gewiß nicht als willkürlich hoch gegriffen bezeichnet werden. Wir erhielten damit nochmals 800000 nötige Titel, im ganzen also 4 Millionen — die Zahl, die Schwenke für Preußen herausgerechnet hat. Also 4 Millionen Titelzettel zu 3 Pfennigen würden für Bayern dreimal notwendig sein, das ergibt zusammen einen Aufwand von 360000 Mk. oder auf das Jahr berechnet bei 15jähriger Arbeitsdauer 15 mal 24000 Mk. Diese Summen sind denn doch bedenklich hoch; wenigstens hat man im bayrischen Landtag schon bei wesentlich geringfügigeren Forderungen recht unerfreuliche Debatten und Ablehnungen erlebt. Das Schlimmste aber ist, sie sind keineswegs überzeugend zuverlässig.

Milkau, der in seinem schon erwähnten Buche die eingehendsten und vorsichtigsten Untersuchungen angestellt hat, sagt unumwunden, daß derlei Schätzungen „nur sehr ins Blaue hinein“ gemacht werden können, und die Erfahrung hat ihm darin nur zu sehr recht gegeben. Der preußische Gesamtkatalog sollte nach der ursprünglichen Annahme und den Bewilligungen des preußischen Landtags für 300000 Mark in einem Zeitraum von 10 Jahren gedruckt werden; in Wirklichkeit wird diese ganze Summe nur für die Herstellung des Druckmanuskriptes verbraucht, dazu eine Arbeitszeit von über 20 Jahren benötigt, und für den Druck müssen dann erst neue Geldmittel bewilligt werden. In Frankreich ist der Versuch eines Gesamtkatalogs vor 100 Jahren vollständig gescheitert: selbst dies große Land des Zentralisierens hat dann auf diesem Gebiete auf Zentralisierung vollständig verzichtet und sich auf den Druck des Katalogs der Nationalbibliothek beschränkt, obwohl niemand klarer als Delisle die Vorteile eines Zusammenschlusses der Bibliotheken erkannt und dargelegt hat. Ebenso hat man sich in London, um nicht das Erreichbare zu gefährden, mit dem Druck des Katalogs der Zentralbibliothek des Landes begnügt. Dabei ist wohl zu beachten, daß die Pariser Nationalbibliothek wie das Britische Museum Präsenzbibliotheken sind, die nicht ausleihen und dadurch einen ungestörten Fortgang der Arbeit ermöglichen. Die Herstellung des Katalogs des Britischen Museums hat, ungerechnet die Beamtengehälter, bei 3½ Millionen Titeln nicht weniger als 1400000 Mark gekostet, obwohl es sich hier lediglich um die Umwandlung eines handschriftlichen Katalogs in einen gedruckten handelte; über das Pariser Unternehmen, das noch lange nicht abgeschlossen ist, fehlen mir genaue Zahlen. Im Hinblick auf die Londoner Ziffern aber erscheint es

doch sehr geraten, die Kosten des ungleich komplizierteren deutschen Unternehmens nicht allzu niedrig anzuschlagen. Schwenke meint nun, man könne aus dem Satz der Zetteldrucke noch eine Bandausgabe des Gesamtkatalogs herstellen und diese wenigstens würde sich durch den Verkauf selbst bezahlt machen. Allein wie viele Bibliotheken — von Privatleuten gar nicht zu reden — sind denn in der Lage, einige tausend Mark für ein bibliographisches Nachschlagewerk auszugeben! Selbst wenn sich der fertige Satz die nötige Zeit aufheben lassen sollte — im Britischen Museum hat man das Aufheben der Platten wegen der Unmöglichkeit, dafür Raum zu beschaffen, aufgegeben — selbst in diesem günstigen Falle kann der Gesamtkatalog nicht billig abgegeben werden. Vom Pariser Katalog kostet der Band 10,50 Mark; er reicht jetzt bis zum Buchstaben Bz und umfaßt bereits 23 Bände, muß also bis zum Abschlusse die Abonnenten auf weit über 2000 Mark zu stehen kommen. Der Katalog des Britischen Museums aber kostet bis jetzt, einschließlich der Ergänzungen 4366 Mark — ist es da ein Wunder, daß er alles in allem kaum 40 (!) zahlende Abnehmer gefunden hat? Gewiß wäre die Buchausgabe bei einem deutschen Gesamtkatalog neben der Zettelausgabe eine Notwendigkeit, ja die einzige Möglichkeit, auch anderen Bibliotheken außer der Zentralstelle in Berlin einen wirklichen Gesamtkatalog zu verschaffen. Daß aber daraus neue Kosten erwachsen müssen, ist ganz unzweifelhaft sicher.

Schließlich ist noch die Zeitdauer der Arbeit ein wichtiger Punkt, über den sich Schwenke nicht näher ausgesprochen hat. Er nimmt an, daß Preußen mit seinen jetzt 4 Millionen Bänden etwa 1,2 Millionen verschiedene Werke besitze, die durch die Ergänzungen der außerpreußischen und der preußischen nichtstaatlichen Bibliotheken auf rund 2,5 Millionen gebracht würden; für ihren Titeldruck setzt er ohne nähere Begründung eine Arbeitszeit von 10 bis 15 Jahren „oder mehr“ an. Sonach müßten — bei 15 Jahren — jährlich über 166000 Titel gedruckt und an den sämtlichen angeschlossenen Bibliotheken erledigt, d. h. nachverglichen und eingeordnet werden, immer ungerechnet den laufenden Zuwachs. Nun wissen wir aber wieder vom Britischen Museum, daß dort trotz der einfachen Arbeitsverhältnisse einer Präsenzbibliothek auch bei der größten Anspannung nie mehr als 150000 Titel im Jahre zum Drucke gelangt sind — da kann man doch bei den ganz anderen Anforderungen des deutschen Unternehmens keine annähernd so große Zahl erwarten, wenn zuverlässig und gewissenhaft gearbeitet werden soll. Die Schwierigkeiten und Verzögerungen, die aus dem Anschluß der außerpreußischen Bibliotheken, Zweifeln bei den Titelaufnahmen, dem Hin- und Hersenden einzelner Bücher, dem Ausleihen und Reklamieren gerade benötigter Werke u. a. m. erwachsen müssen, kann der größte Optimismus nicht gering einschätzen. Und was lehrt die Erfahrung bei den bisherigen Arbeiten des preußischen Gesamtkatalogs? Die tägliche Sendung der Königlichen Bibliothek in Berlin an die Universitätsbibliotheken beträgt nach Ficks Angaben in den Preußischen Jahrbüchern (Novemberheft 1904) im Durchschnitt nur 150 Zettel, wodurch aber bereits an den angeschlossenen Bibliotheken eine ganze Arbeitskraft ziemlich vollständig erfordert wird. Das ergibt im Jahre also etwa 45000 Zettel, oder für 2,5 Millionen Titel ein Erfordernis von über 50 Jahren. Wenn also die Arbeit in einer

einigermaßen übersehbaren Zeit, sagen wir 25 Jahren, bewältigt werden soll, so müssen bereits an den mittleren Bibliotheken zwei Arbeitskräfte allein für diesen Zweck bereit gestellt werden; und bei einer Bändezahl wie der Münchener, die so zahlreiche Ergänzungen in sichere Aussicht stellt, dürften 3—4 Beamte dadurch in Anspruch genommen werden, wenn nicht unliebsame Stockungen eintreten sollen. Damit ergäbe sich für Bayern mit seinen fünf staatlichen Bibliotheken die Nötigung, 25 Jahre lang 10 bis 12 Beamte allein für den Gesamtkatalog zu besolden, das heißt also 25mal wenigstens 30000 Mark für das Personal aufzuwenden. Denn so wie das Britische Museum, die Arbeit des Katalog-Druckes einfach nebenbei zu erledigen, wird keine bayrische, vielleicht auch keine deutsche Bibliothek imstande sein. Und somit kommen wir zu dem allerdunkelsten Punkte bei dem ganzen Plane: woher die Arbeitskräfte verfügbar machen, ohne die laufenden täglichen Aufgaben zu schädigen? Haben nicht überhaupt die bayrischen Bibliotheken eine nur allzu große Anzahl ungestillter Wünsche und dringender Bedürfnisse, die erst befriedigt werden müssen, ehe man sich die gewaltigen Anforderungen des Gesamtkatalogs aufladen kann?

Gerade in neuester Zeit hat die Münchener Hof- und Staatsbibliothek eine Belastungsprobe ihrer Arbeitsfähigkeit auszuhalten gehabt, die, obwohl in bestimmten Grenzen gehalten, doch die Notwendigkeit ausgiebiger Personalvermehrung in helles Licht gesetzt hat. Die Einführung von Ausbildungskursen für die Praktikanten hat auf Monate dem Dienste Arbeitskräfte entzogen, die zur glatten Erledigung der laufenden Arbeit recht nötig gewesen wären, und so mußte zeitweise — übrigens auch aus lokalen Gründen — für die Nachmittage der Katalogsaal geschlossen werden, eine vorübergehende Notmaßregel, die sofort Beunruhigung und Angriffe auf die Verwaltung hervorrief. Aber auch abgesehen von derlei im Grunde geringfügigen und vorübergehenden Einschränkungen — viel ernster ist die Tatsache, daß die tägliche Arbeit von den Beamten nicht mehr ohne starke Heranziehung meist unbezahlter Praktikanten bewältigt werden kann. Im bayrischen Landtag ist unlängst der Mißstand festgestellt worden, daß im Gymnasialwesen Assistenten in ausgedehntem Maße in Stellen verwendet werden, die von definitiven Ordinarien besetzt sein sollten. Im Bibliotheksdienste sind die Verhältnisse nicht besser. An der Staatsbibliothek sind zur Zeit 18 pragmatische Beamte, 5 Assistenten und 9 (!) Praktikanten tätig, von denen nur ein kleiner Teil Aussicht auf Anstellung im Laufe dieses Jahres besitzt. Man halte daneben die Beamtenzahlen der Berliner K. Bibliothek: auf 45 definitiv angestellte Beamte kommen hier 6 Hilfsbibliothekare (unseren Assistenten entsprechend), 1 Assistent (geprüfter Praktikant) und 1 Volontär, und im neuen Etat sind bereits 3 weitere Bibliothekarstellen gefordert, weil man sich auf das Wirtschaften mit unbezahlten Kräften überhaupt nicht erst einläßt.[1]) Auch werden an der Berliner K. Bibliothek

[1]) Auch in Göttingen, dem Sitz der preußischen Professur für Bibliothekshilfswissenschaften, verzeichnet das Jahrbuch der deutschen Bibliotheken für 1906 nur 6 Volontäre; von diesen ist noch dazu einer beurlaubt, wie denn überhaupt Beurlaubungen zu wissenschaftlichen Zwecken an den preußischen Bibliotheken nach den Angaben des Jahrbuchs in weitgehendem Maße üblich sind.

die wissenschaftlichen Beamten ausgiebig durch Unterbeamte erleichtert, deren 11 mit zum Teil recht ansehnlichen Gehältern angestellt sind; die Münchener Staatsbibliothek hat bisher nur einen einzigen Funktionär. Dagegen ist als ein sparsames Auskunftsmittel an bayrischen Bibliotheken eine allmähliche Vermehrung der Dienststunden der Beamten angewendet worden, welche jetzt die in Preußen durch Ministerialerlaß festgesetzte Norm von 34 Wochenstunden längst übertrifft. So bringt das rapide Anwachsen der Arbeitslast die Gefahr mit sich, daß über den Erfordernissen des Tages die wesentlichsten Grundbedingungen der wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit der Bibliotheken in den Hintergrund gedrängt werden, die man in Preußen sorgfältig sichert. Der Bibliothekar, der seine Aufgabe nicht bloß mechanisch erfüllen will, muß durch eigene Teilnahme mit dem wissenschaftlichen Leben in Fühlung bleiben, und das kann er nur bei einem angemessenen Teil wissenschaftlicher Muße durch eigene Arbeit, wozu ihm sein Beruf ja so viele Anregung bietet. Das wird freilich im Publikum, auch im gelehrten, manchmal verkannt, ja man kann gelegentlich einen recht rücksichtslosen Raubbau von dieser Seite empfehlen hören. Man empfindet es unbehaglich, daß der Bibliothekar, je sicherer er selbst als wissenschaftlicher Fachmann dasteht, um so selbständiger seine Entscheidung treffen und unberufene Einmischungen und unberechtigte Ansprüche abweisen kann, und man vergißt darüber, daß er dafür auch um so verständnisvoller berechtigten Anforderungen entgegenkommen wird, da eben nach den Worten Franz Bolls (in der Beilage zur Allg. Ztg. 1904, Nr. 128) „die Bedürfnisse der wissenschaftlichen Arbeit dem verständlicher bleiben, der sie teilt", als der „unerfreulichen Spezies des verdrießlichen und anmaßenden Bureaukraten." Der Schaden, der aus einer durchgreifenden Mechanisierung und Amerikanisierung unseres Bibliothekswesens entstehen müßte, ist freilich nicht in Zahlen zu berechnen, ganz besonders groß aber sicher für die Gelehrten und die Wissenschaft. K. Th. von Heigel hat vor wenigen Jahren in der Beilage zur Allg. Ztg. 1902, Nr. 3 über die Bedeutung der selbständigen wissenschaftlichen Tätigkeit der Archivbeamten goldene Worte gesprochen, die durchaus auch auf den Bibliothekar zutreffen: wie bei den Archiven ist und bleibt die wichtigste Seite des Bibliotheksdienstes die Förderung der wissenschaftlichen Forschung, und mit Recht sagt Heigel: „Man möge nur untersuchen, ob in einem Institut, dessen Beamte nicht zugleich Gelehrte sind, der innere und äußere Dienst gründlicher und schneller erledigt wird als in einem andern, in dem eine gesunde wissenschaftliche Tätigkeit lebendig ist!" Konsequent geht er daher weiter bis zu der Forderung wissenschaftlicher Bearbeitung und literarischer Verwertung der Archivschätze durch das eigene Personal. Dieser Forderung wenigstens so weit gerecht zu werden, wie es Aretins „Beiträge zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der Hof- und Staatsbibliothek" und die Handschriften-Kataloge von Amts wegen und zahlreiche selbständige Publikationen aus den Beständen der Bibliothek von Bibliothekaren, von Docen und Schmeller bis in die neueste Zeit, getan haben, das ist kein überflüssiger Luxus, sondern liegt wesentlich in den höchsten Anforderungen des bibliothekarischen Berufes begründet. Die Hof- und Staatsbibliothek hat hierin

eine gute alte Tradition, die nicht aus falschen Sparsamkeitsrücksichten über Bord geworfen werden darf. Sie braucht aber nicht bloß um ihres Ansehens willen, sondern auch aus rein praktischen Gründen für die unendlich verschiedenartigen Zweige ihrer Bestände Fachmänner, die auch auf spezielle Fragen sachgemäß einzugehen verstehen. Denn entsprechend ihrem literarischen Reichtum wird sie immer mit einem Gelehrtenpublikum zu rechnen haben, dessen Bedürfnisse wahrhaft zu befriedigen eine höhere Aufgabe ist als die Steigerung der Benutzungsziffern und das Heranziehen populärer Kostgänger. Nur wenn Fachmänner für die verschiedenen Gebiete vorhanden sind, kann auch daran gedacht werden, bei der Bücheranschaffung Spartenreferate einzuführen, wie es das riesige Anwachsen der literarischen Produktion und die Verschiedenartigkeit der Bedürfnisse des Publikums nahe legt. In jeder Hinsicht also ist es im Interesse der Bibliothek gelegen, daß ihren Beamten genügende Bewegungsfreiheit zur Betätigung und Kräftigung ihrer selbständigen wissenschaftlichen Persönlichkeit erhalten bleibt, der Nachwuchs aber in diesem Sinne zu einer wissenschaftlichen Auffassung seines Berufes herangebildet wird.

Die Neuordnung der Vorbildung der bayrischen Bibliotheksaspiranten vom vorigen Jahre trägt diesem Gesichtspunkte in dankenswerter Weise Rechnung, indem die Zulassungsbedingungen sehr hohe Anforderungen stellen, höhere sogar als in irgend einem anderen staatlichen Dienstzweige (3, bez. 4 Examina), leider freilich ohne entsprechend verlockende Anstellungsaussichten zu eröffnen. Daneben aber birgt sie durch das Vielerei, was in verhältnismäßig kurzer Zeit von dem Praktikanten verlangt wird, die Gefahr in sich, daß er nicht mehr dazu kommt sich in ein Gebiet mit wissenschaftlichem Geiste zu versenken, sondern sich verlocken läßt, sich mit einem enzyklopädischen Halbwissen zu begnügen und die Kenntnis der verschiedenen praktischen Manipulationen für ausreichend zu halten. Es liegt daher eine große Verantwortung bei den Vollzugsorganen, denen die Ausbildung der Praktikanten anvertraut und durch die Ausführungsbestimmungen ein ziemlich freier Spielraum gelassen ist. Sie werden auf Grund der neuen Einrichtungen ein segensreiches Ergebnis für das bayrische Bibliothekswesen nur erreichen, wenn sie neben der unerläßlichen bureaukratischen Schulung und Ausbildung die von Krumbacher im Hinblick auf den Pariser Bibliothekar Omont so stark betonte Wahrheit nicht aus dem Auge verlieren, „wie unendlich dem nur bureaukratisch geschulten Beamten der wissenschaftlich denkende und arbeitende überlegen ist — eine Wahrheit, die zuweilen selbst in wissenschaftlich hochstehenden Ländern vergessen wird.“

Je entschiedener man nun aber für den Bibliothekar eine genügend freie wissenschaftliche Stellung in Anspruch nimmt, um so bestimmter wird man auch daneben den Weg weiter verfolgen können, auf dem bisher in Bayern nur die ersten Schritte getan sind, der sich aber noch viel weiter benutzen läßt, die Verwendung von Unterbeamten nämlich, die eine Masse von Arbeiten des täglichen Bedarfs mit vollständig ausreichender Genauigkeit und Gewandtheit erledigen können. Die Steigerung des Tagesbedarfs betrifft ja weitaus überwiegend Dinge technischer Art, viel weniger eigentlich wissenschaftliche Anfragen, und der Staat arbeitet entschieden zu teuer, wenn

er allerhand Schreibarbeiten und dergl. m. an den Bibliotheken von akademisch gebildeten Beamten ausführen läßt, während ganz ähnliche, nicht minder verantwortliche Geschäfte bei Gerichten und anderen Behörden vollständig befriedigend von Subalternen geführt werden. Wenn die Zahl der Funktionäre entsprechend erhöht wird, kann für die Beamten eine große Erleichterung geschaffen werden, und das Publikum wird dabei nicht schlechter fahren, wenn nur die nötige Kontrolle gehandhabt wird und in Zweifelsfällen immer ein Bibliothekar erreichbar bleibt. Ohne Personalvermehrung aber können die Klagen über die Langsamkeit, womit die Neuanschaffungen zur Benutzung gelangen, und womit überhaupt die bestellten Bücher erhältlich seien, nicht verstummen, und gerade der beliebte Hinweis auf amerikanische Einrichtungen bestätigt dies. Die Hof- und Staatsbibliothek hat jetzt alles in allem 50 Beamte und Diener zur Verfügung, also 5 Angestellte auf je 100 000 Bände, „während die Astor Library (New-York) und das Britische Museum auf die gleiche Anzahl Bände 10 Bedienstete aufweisen und Boston diese Zahl noch um das Dreifache übertrifft." Das ist ein schreiendes Mißverhältnis, das um so empfindlicher wird, je mehr die Benützung der Bibliothek zunimmt, und je mehr daher auch der Wunsch, die Bibliothek länger am Tage geöffnet zu halten, berechtigt und dringlich wird. Für diese Zwecke das nötige Personal zu beschaffen, ist eine Sorge, die der Arbeit am Zentralkatalog entschieden vorgehen muß.

Auch andere Forderungen drängen sich von selbst auf, sowie man die Bedürfnisse des Publikums näher ins Auge faßt. So wichtig auch die Rücksicht auf die Förderung der gelehrten Forschung sein muß, so wenig darf doch die Zentralbibliothek des Landes ihr allein gewidmet sein. Sie ist keine vergrößerte Universitätsbibliothek, an der gelehrte Bedürfnisse allein maßgebend sind, sondern jeder ernsten Berufsarbeit gegenüber ist sie verpflichtet, das nötige literarische Material zu bieten. In erster Linie gehört dazu eine moderne Handbibliothek im Lesesaal. Diese kann aber unmöglich in befriedigender Weise aus den Beständen der Bibliothek zusammengestellt werden, wenn die dazu nötigen Werke nur in einem Exemplar vorhanden sind. Zu einem zweiten Exemplar aber reicht in den meisten Fällen der Anschaffungsetat nicht aus. Die Frage der Handbibliothek kann also nur gelöst werden durch die Bewilligung einer einmaligen außerordentlichen Anschaffungssumme von etwa 10000—12000 Mk. und eines dauernden besonderen Jahresetats von mindestens 1000 Mk. zur Ergänzung und Anschaffung der neuesten Auflagen. Erst dann wird man auch dem Publikum einen gedruckten Katalog in die Hand geben können, der über die bereitstehenden Hilfsbücher orientiert.

Zu diesen Bewilligungen muß aber auch eine bedeutende Erhöhung des gesamten Vermehrungsbudgets treten, wenn die Bibliothek ihren bisherigen Rang behaupten soll. Es ist ein schlechter Trost, daß der finanzielle Notstand bei anderen Bibliotheken vielleicht noch größer ist, wie A. Roquette in seiner Studie über „die Finanzlage der deutschen Bibliotheken" (1902) gezeigt hat. Tatsache ist, daß die Münchener Staatsbibliothek jetzt einen jährlichen Anschaffungsetat von ungefähr 100000 Mk. nötig hätte,

wenn sie nur ihre Stellung vom Jahre 1870 wieder einnehmen soll. Damals besaß sie eine Kaufkraft von 85% des deutschen Verlags, im Jahre 1900 nur von 66,5%, und wenn ihr Vermehrungsetat unterdessen auch von 70000 auf 85000 Mk. erhöht worden ist, so ist doch auch die Jahresproduktion des Buchhandels unterdessen weiter gestiegen, sodaß immer noch ein Rückschritt gegenüber 1870 bleibt. Mit der Berliner K. Bibliothek rivalisieren zu wollen, die eine Kaufkraft von 140% und einen weit bedeutenderen Pflichtverlag besitzt, kann vernünftigerweise nicht angestrebt werden, und besonders die Anschaffung außerdeutscher Werke wird dort in viel größerem Maßstabe betrieben werden können als in München. Allein die steigende Internationalisierung der Wissenschaft erfordert auch hier eine steigende Berücksichtigung der ausländischen Literatur, und so muß wohl oder übel die Kaufkraft der Münchner Staatsbibliothek auch über den Prozentsatz von 1870 hinaus verstärkt werden. Denn die zweite Stelle unter den deutschen Bibliotheken würdig zu behaupten, ist wohl Pflicht des bayrischen Staates, und so sind dauernde und zeitweilig immer wachsende Neubewilligungen unumgänglich.

Freilich werden auch die größten Anschaffungssummen die Bibliothek nicht in die Lage versetzen, allen Wünschen des Publikums zu entsprechen, und Klagen, daß gewisse Bücher immer ausgeliehen und nie erreichbar sind, werden stets wieder laut werden, solange eben die Bibliotheken ihren Besitz auch außerhalb ihrer Arbeitsräume benützen lassen. Als Allheilmittel wird daher auch neuerdings wieder empfohlen, nach Londoner und Pariser Muster das Ausleihen ganz abzuschaffen und die Zentralbibliothek in eine Präsenzbibliothek umzuwandeln. „Dieser wunderbare Gedanke," sagte Treitschke vor 22 Jahren (in den Preuß. Jahrbüchern 1884, Maiheft), „spukt bereits in verschiedenen Zeitschriften und findet gläubige Hörer; denn so weit sind wir bereits mit unserer unersättlichen Tadelsucht gekommen, es braucht Einer nur recht frech auf bewährte deutsche Einrichtungen zu schmähen, so fehlt es ihm nicht an Beifall ... Der Vorschlag erledigt sich durch die einfache Frage: sind die öffentlichen Büchersammlungen um der Bibliothekare willen da oder um der Leser willen? Gewiß wird der Dienst sehr erleichtert und die Abnutzung des Büchervorrats verlangsamt, wo nur ein Lesezimmer besteht; noch größer ist der Vorteil, daß jeder Besucher jedes vorhandene Buch unfehlbar vorfindet und es entweder sogleich erhalten oder sich mit einem andern Leser darüber verständigen kann. Aber was wollen diese Vorteile bedeuten gegenüber dem unvergleichlich größeren Nutzen, den die nach Hause verliehenen Bücher stiften? Der öffentliche Lesesaal genügt zum Nachschlagen, zum Sammeln von Notizen oder auch zum raschen Durchgehen eines Buches, dessen Inhalt man sich nur in Bausch und Bogen anzueignen denkt; wer sich in ein Werk vertiefen, wer es kritisch verwerten will, wird seinen Zweck nur in der Stille des Hauses vollständig erreichen." Diese Ausführungen sind noch heute vollständig zutreffend; dazu kommt, daß die Hof- und Staatsbibliothek als Landesbibliothek doch die Verpflichtung hat, auch die Provinz an ihren Schätzen teilnehmen zu lassen, wie das in einem lebhaften Versendungsverkehr nach auswärts Ausdruck findet. Diese Bücherversendung beschränkt sich aber mit Recht nicht

auf Bayern, da ja die Staatsbibliothek auch ihrerseits von außerbayrischen Bibliotheken Bücher entleiht und vermittelt. Nur durch solchen liberalen Leihverkehr aller deutschen Bibliotheken unter einander gewinnt die Berliner Auskunftsstelle erst ihren vollen Wert, auch für Bayern. Die einheimischen wie die auswärtigen Benützer müßten also in dem Einstellen des Ausleihens eine schwere Beeinträchtigung ihrer berechtigten Interessen erblicken, die durch die größere Bequemlichkeit und Sicherheit der Verwaltung in keiner Weise aufgewogen würde.

An dem Grundsatz des Ausleihens darf also nicht gerüttelt werden. Wie aber soll man da bei täglich 500—700 Bestellungen die Ausleihbedingungen gestalten, um dem einzelnen nach Möglichkeit zu seinen Wünschen zu verhelfen? In Berlin, wo sich naturgemäß die Verhältnisse noch unleidlicher entwickeln mußten, hat man sich zu äußerst strengen Bestimmungen entschlossen, die fast von der Benutzung abschrecken könnten: dreiwöchige Ausleihefristen und beträchtliche, mit jedem Tag der Fristüberschreitung wachsende, auch ohne Mahnung der Bibliothek fällige Strafgebühren sorgen für rasche Zirkulation der Bücher. Ob aber damit immer ernster Arbeit genügend gedient ist, möchten wir fast bezweifeln; es gibt jedenfalls wertvolle Aufgaben, die unter solchen Arbeitsbedingungen einfach nicht gelöst werden können und deshalb doch eine, nun möglichst erschwerte, Ausnahmebehandlung erfordern. Im Interesse gerade des ernst arbeitenden Publikums liegt es also, wenn die bayrische Zentralbibliothek hierin nicht dem preußischen Vorbilde folgt, sondern ihre traditionelle Liberalität möglichst festhält. Es ist von unendlich größerer Wichtigkeit, daß ein Gelehrter bei seinen Forschungen nach Möglichkeit gefördert wird, daß ein Arzt, ein Rechtsanwalt oder wer es sei bei einer wichtigen beruflichen Aufgabe das entliehene Büchermaterial bis zum Abschluß seiner Arbeit ohne Störung ausnützen kann, als daß Herr X. oder Y. zur Befriedigung eines an sich ja ganz ehrenwerten Belehrungs- und Unterhaltungsbedürfnisses, das der Allgemeinheit aber recht gleichgültig sein kann, zur gewünschten Zeit sein Buch erhält, oder gar daß nur der Buchstabe des Reglements genau befolgt wird. So lange sich die Geschäfte noch irgend ohne derartige Hilfsmittel erledigen lassen, wäre es daher ein Mißgriff, wenn man um der Masse der unnützen Kostgänger willen den ernsten Arbeitern die Benützung der Bibliothek erschweren und verkürzen wollte.

Trotzdem aber wird bei dem riesigen Anwachsen der Bestellungen strenger als früherhin darauf zu achten sein, daß die Bücher nicht länger als notwendig außer Hause bleiben. Auch wenn man nicht gleich zu Strafmaßregeln greift, ist eine straffere Handhabung der Reklamationen allmählich unumgänglich geworden. Hier könnte das Publikum durch einiges Verständnis für sein eigenes Interesse und Entgegenkommen gegenüber der Verwaltung sehr wirksam zur Aufrechterhaltung möglichst liberaler Uebungen beitragen. Leider aber wünschen die meisten Benützer nur, daß ihnen zu liebe anderen Bücher abgenommen werden, daß sie selbst aber von Mahnungen verschont bleiben, und gar daß auch zu Revisionszwecken Bücher eingefordert werden können, finden manche Entleiher ganz unverständlich. Und doch muß die Verwaltung Revisionen vornehmen, wenn sie sich pflicht-

gemäß über ihre Abgänge klar werden will, die ersetzt werden müssen. Jede Revision ergibt solche Verluste durch lässige Entleiher, und es ist darum ohnehin zu bedauern, daß alljährlich nur einzelne Teile der Bibliothek revidiert werden können, da der ganze Bücherbestand natürlich auf einmal eine zu große Arbeitsmasse verursachen würde.

Bei den Reklamationen reagieren nun manche Entleiher gar nicht oder erst bei der zweiten oder dritten Mahnung und ziehen dadurch natürlich der Bibliotheksverwaltung den Vorwurf der Nachlässigkeit bei den Bestellern zu, die auf diese Weise nicht zu dem gewünschten Buche gelangen. Oder sie begehren erst Aufschluß, wer denn das Buch bestellt habe und dergl. mehr. Auf solche Auskünfte kann sich aber doch die Bibliothek grundsätzlich nicht einlassen; ganz abgesehen von dem unnützen Zeitverlust handelt es sich dabei manchmal um ganz bestimmte Interessen. Bei einem wissenschaftlichen, künstlerischen, gewerblichen Preisausschreiben z. B. können so die Bewerber festgestellt und die Anonymität der eingereichten Arbeiten illusorisch gemacht werden, und derlei Fälle gibt es auf allen Gebieten. Die Berechtigung der Verwaltung zur Reklamation nach Ablauf der normalen vierwöchigen Leihfrist sollte eben entsprechend dem unterschriebenen Leihschein ohne weiteres anerkannt und Mahnungen demgemäß immer ohne Verzögerungen befolgt werden. Gewöhnt sich das Publikum daran nicht, so müssen eben doch Strafgebühren und zwangsweise Beitreibung der Bücher Platz greifen, für die bis jetzt genügende Handhaben fehlen.

Jede solche Neuerung zu schärferer Kontrolle aber wird immer mit Mißvergnügen und Klagen aufgenommen, wie z. B. die Verpflichtung, sich beim Eintritt in den Lesesaal in eine Liste einzuzeichnen, als eine unerhörte Belästigung verschrieen wurde. In solchen Dingen werden dann freilich nur kleine Bibliotheken als Muster angeführt, weil man wohl weiß, daß in den großen, in Berlin wie in Paris oder London, eine viel strengere Kontrolle geübt wird, indem dort niemand ohne Benützerkarte auch nur den Zutritt zu den Lesesälen erhält. Diese Beschränkung der berechtigten Bibliotheksbenutzer ist ungemein lehrreich. Indem sie die Vertreter der gelehrten und praktischen Berufsarbeit vor dem Vordrängen unberufener Kundschaft schützt, weist sie nachdrücklich darauf hin, daß die großen Zentralbibliotheken eben nicht als Wärmestuben überfüllt und ihrer Bestimmung ernster Arbeit entfremdet werden dürfen. Wir können die Zentralbibliotheken auch nicht von der Verpflichtung entlasten, neben der Anschaffung und Ausnutzung auch die Aufbewahrung unserer literarischen Produktion für die Zukunft zu übernehmen. Da gibt die Tatsache zu denken, daß in den freien öffentlichen Bibliotheken Englands und Amerikas die Lebensdauer neuer Bücher im Durchschnitt nur 5 Jahre (!) beträgt. Eine solche Abnutzung kann eine Leihbibliothek, die nur ihr Kapital verzinsen und wieder einbringen soll, oder eine Volksbibliothek, die für diesen Zweck gestiftet ist, verantworten und gut heißen; wissenschaftliche Bibliotheken müssen den Verbrauch ihrer Bestände verhüten und sich auf einen zweckmäßigen Gebrauch beschränken.

Diese Erwägungen führen am deutlichsten vor Augen, wie wenig große wissenschaftliche Bibliotheken geeignet sind, auch die Aufgaben von Volks-

lesehallen zu übernehmen. Niemand kann zweien Herren dienen. Die Popularisierung der Wissenschaft ist nicht Aufgabe der Universitäten, aber auch nicht der wissenschaftlichen Bibliotheken. Sie erfordert ihre eigenen, selbstständigen Organe: Volkshochschulkurse und Volksbibliotheken. Je mehr die Volkshochschulbewegung in München Pflege gefunden hat, um so beschämender und unerfreulicher ist die Rückständigkeit des Volksbibliothekswesens in Bayern. Es scheint durchaus noch nicht zum allgemeinen Bewußtsein gekommen zu sein, welch fruchtbares Feld sozialer Fürsorge hier noch brach liegt, und keine Gemeindeverwaltung, kein reicher Mäcen ist bisher in Bayern dieser Frage in großem Stile nahe getreten. Dabei brauchte man gar nicht bis nach Amerika zu blicken, um vorbildliche Einrichtungen kennen zu lernen; manche städtischen Volksbibliotheken, manche Büchereien großer Firmen wie etwa Krupp in Essen stellen in nächster Nähe nachahmenswerte Muster auf. Durch derartige Anstalten würde dem Bildungsdrange des großen Publikums viel zweckmäßiger und besser Genüge getan als es je die Staatsbibliothek tun kann; gleichzeitig aber würde diese von einer Benützerschar entlastet, die ohne recht auf ihre Rechnung zu kommen, doch viel Rücksicht und kostbare Zeit erfordert.

Aber noch eine weitere Entlastung muß angestrebt werden, und diese ist nur möglich durch reicheren Ausbau der kleineren Bibliotheken des ganzen Landes, die jetzt in vielen Fällen einer sachgemäßen Verwaltung und geeigneter Räume vollständig entbehren. Nicht bloß die Volks- und Stadtbibliotheken, auch nicht bloß die Seminare der Universität, deren Geldmittel ja allmählich verstärkt werden, und die Gymnasien, auch die übrigen gelehrten Institute und Sammlungen und nicht zuletzt die Behörden von den Gerichten und Bezirksämtern bis zu den Ministerien selbst müssen in viel reichlicherem Maße als bisher mit Büchern ihres Sonderbedarfs ausgestattet werden, wenn die Zentralbibliothek nicht immer wieder der Anklage unzureichender Anschaffungen oder allzu liberalen Ausleihens unterliegen soll. Treitschkes Ausführungen über die jungen Juristen und ihren alljährlichen Wettlauf um die beliebten „Examentröster" treffen noch heute zu und finden ihre Analogie bei Medizin und Militär und allen Gebieten, wo es Prüfungen zu bestehen gibt. Bei solcher Konkurrenz der Interessenten hilft keine Aenderung der Anschaffungs- oder Ausleihegepflogenheiten der Staatsbibliothek, weil sie eben ihr fremde Aufgaben nicht übernehmen kann; hier helfen nur reichere Mittel und sachgemäßer Ausbau der Spezialbibliotheken aller Richtungen, die jetzt nur allzu häufig gar nicht erst befragt werden, und wenn an sie Anforderungen gestellt werden, versagen.

Wird durch solche Maßregeln, die natürlich einigen nachhaltigen Aufwand von Staat, Gemeinden und Privaten voraussetzen, der Kreis der Benützer der Hof- und Staatsbibliothek in zweckmäßiger Weise und ohne Schädigung berechtigter Interessen verengert, so dürfte sich die weitere Forderung, jetzt schon wieder eine neue Vergrößerung des Lesesaals vorzubereiten, als übertrieben und vorläufig überflüssig herausstellen. Es ist denn doch zu beachten, wie sehr der im Lesesaal zusammenströmende Wissensdurst vom Wetter abhängig ist, und wie manche Wintergäste beim Beginn des Karnevals oder der wärmeren Jahreszeit ausbleiben.

Wenn man diese Erscheinung, die man ja wie ein Naturgesetz betrachten mag, richtig wertet, wird man kaum bestreiten können, daß der jetzige Lesesaal bis auf weiteres als Arbeitsraum wie in den Lichtverhältnissen wirklich ausreichen dürfte. Er bietet 203 Sitzplätze, während in Berlin 150, im Britischen Museum 364, in der Pariser Nationalbibliothek 344 nebst 70 Stehplätzen vorhanden sind. Setzt man die Einwohnerzahl dieser Millionenstädte dazu ins Verhältnis, so ergibt sich ein ganz gewaltiger Vorsprung Münchens, auch wenn man außer Acht läßt, daß London und Paris nicht ausleihen und demgemäß allen ihren Benützern Raum bieten müssen. Vordringlich ist also die Frage des Umbaues in München nicht, und man darf hoffen, daß sie noch so lange unentschieden bleiben kann, bis einmal das im Erdgeschoß untergebrachte Reichsarchiv ein eigenes Gebäude erhält, wodurch wohl die richtigste Lösung aller Raumfragen der Bibliothek ermöglicht werden wird. Für weitere Verwaltungsräume freilich, für eine bequeme Dunkelkammer und dergl. m. wird schon früher gesorgt werden müssen, und so werden einige Bauausgaben für die Staatsbibliothek auch in den nächsten Jahren nicht ausbleiben können.

Es würde sich aber auch sehr empfehlen, eine bestimmte, nicht allzu sparsam bemessene Summe alljährlich für die Zwecke der Konservierung der Bücherschätze auszusetzen. Die kostbarsten Teile der Bibliothek, die Handschriften und Inkunabeln, befinden sich zwar in feuersicher abgeschlossenen Sälen, aber wie die übrigen Bücherbestände in offenen Gestellen, die hier die üblen Folgen des unvermeidlich gewaltigen Staubs ganz besonders stark empfinden lassen. Für sie wenigstens wäre sorgfältiger Verschluß durch Glastüren sehr zu wünschen, auch wenn das einige tausend Mark kosten würde, und wenn gleichzeitig dem verderblichen Wirken der Bohrwürmer durchgreifend entgegengetreten werden soll, so müßten auch besonders präparierte, am besten mit Leder bezogene Bücherbretter für die Handschriften und Inkunabeln eingeführt werden, wie sie z. B. in der Bibliothek des Britischen Museums angewendet sind. Die alljährliche Reinigung der Bibliothek aber würde sich durch moderne Vacuum-Reiniger mit weit größerer Gründlichkeit und weit mehr Schonung der Bücher durchführen lassen als bei der bisherigen Klopfmethode, so daß die Anschaffung eines solchen Apparats sich reichlich bezahlt machen müßte. All dies aber erfordert reichlichere Geldmittel, als sie bisher für die Bibliothek zur Verfügung stehen.

Auch von den drei Universitätsbibliotheken kann wohl keine mit Räumen, Personalstand und Anschaffungsetat so vollkommen zufrieden sein, daß nicht auch für sie eine mehr oder minder beträchtliche Steigerung des Aufwandes in den nächsten Jahren eintreten müßte. In Erlangen vor allem wird allmählich die Frage eines vollständigen Bibliotheks-Neubaues brennend, und auch in Bamberg drängen nicht nur festliche Gelegenheitswünsche zur 900jährigen Jubelfeier des Bistums, sondern längst empfundene sachliche Bedürfnisse auf eine Aenderung des bestehenden Zustandes hin. Man sieht, an bibliothekarischen Wünschen ist in Bayern kein Mangel, und daß der Gesamtaufwand für die Bibliotheken beträchtlich erhöht werden muß, wenn sie ihre Aufgaben erfüllen sollen, ist kein Zweifel. Wie hoch aber darf man dabei billigerweise die Leistungsfähigkeit des bayrischen

Staates einschätzen? Preußen hat nach den Berechnungen Roquettes i. J. 1900 auf den Kopf der Bevölkerung 1,16 Pfennig für Büchervermehrung aufgewendet, Bayern 2,13 jährlich; das ist, auch wenn man die rühmlichen Leistungen von Baden und Hessen (4,2 und 4,35 Pfennig auf den Kopf) in Betracht zieht, kein beschämendes Verhältnis. Nur darf es sich nicht verschlechtern, und hinter den neuesten gewaltigen Anstrengungen Preußens darf man nach Maßgabe der vorhandenen Kräfte und Interessen nicht zurückbleiben. Ob aber neben all diesen Aufwendungen, die durch die vordringlichen Bedürfnisse des Publikums und des wissenschaftlichen Ansehens unserer Bibliotheken unumgänglich notwendig sind, noch Finanz- und Arbeitskräfte für ein Unternehmen wie den deutschen Gesamtkatalog übrig bleiben, das, unklar in seinen Dimensionen, im günstigsten Falle nach Jahrzehnten erst praktischen Nutzen verspricht, diese Frage wird wohl kaum bejaht werden können. Begnügen wir uns also mit dem Maße von Zentralisation, das ein so unbedingter Unitarier wie Treitschke für „unter deutschen Verhältnissen erreichbar und heilsam“ erachtete! „Die Zerstreuung unserer öffentlichen Bücherschätze“, sagt er, „über so viele kleine Bildungscentren bleibt ein unschätzbares Glück, trotz allen Unbequemlichkeiten, die sie mit sich führt; sie entspricht dem Charakter unserer Kultur.“ Diesem Charakter entspricht aber nicht eine einheitliche Reglementierung nach den Verhältnissen der Reichshauptstadt, die sich so vielfach von den Daseinsbedingungen der kleineren, aber manchmal älteren und gerade in ihrer Eigenart bedeutsamen Pflegestätten von Wissenschaft und Kunst im Reiche unterscheiden. Die Auskunftsstelle der deutschen Bibliotheken in Berlin kann auch ohne den Riesenapparat eines deutschen Gesamtkatalogs eine Zentralstelle der nationalen Gelehrsamkeit werden „ohne romanischen Zwang, ohne Benachteiligung der Provinzen und Einzelstaaten, nach unserer freien deutschen Weise“, und dabei mitzuwirken werden auch die bayrischen Bibliotheken immer mit Freuden bereit sein.

März 1906.

Gewerkschaftsbewegung und Sozialdemokratie in Deutschland.

Von Max Prager in München.

1.

Gewerkschaftsbewegung und politische Arbeiterbewegung, oder, wie man in Deutschland zu sagen berechtigt ist, Gewerkschaftsbewegung und Sozialdemokratie wurzeln in den gleichen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zusammenhängen und entspringen psychologisch aus dem gleichen Motiv: aus dem Verlangen des Proletariats, d. h. der durch die

kapitalistische Produktionsweise geschaffenen Klasse rechtlich freier, tatsächlich abhängiger Lohnarbeiter auf Lebenszeit nach Gleichberechtigung.

Der Sozialismus sieht das geeignete Mittel zu diesem Zweck in der Ueberführung des von ihm als das Grundübel angesehenen Privateigentums an den Produktionsmitteln in gesellschaftliches Eigentum, also in der Beseitigung des freien Lohnverhältnisses; die Gewerkschaften hingegen sind mit der für die Arbeiter möglichst günstigen Anpassung an die kapitalistische Wirtschaftsordnung, also mit der schrittweisen Verbesserung des Lohnverhältnisses zufrieden. Oder, wie man es auch ausdrücken kann: der Sozialismus erstrebt die Freiheit des Arbeiters vom Lohnverhältnis; die Gewerkschaftspolitik die Freiheit des Arbeiters im Lohnverhältnis.

Beide Bewegungen zeugen also von tiefer Unzufriedenheit der Lohnarbeiterschaft mit ihrer tatsächlichen Lage. Beide sind sie, soweit andere Bevölkerungsklassen dem Streben der Lohnarbeiter nach politischer und gesellschaftlicher Gleichberechtigung Widerstand entgegensetzen, Ausdruck vorhandener Klassengegensätze und Ursache von Klassenkämpfen. Beiden Bewegungen ist es ferner gemeinsam, daß sie in den Anfangsstadien ihrer Entwicklung revolutionär sind, in ihrem weiteren Fortgang aber ihre Taktik mehr und mehr den geschichtlich gegebenen Verhältnissen anpassen.

Die Gewerkschaftsbewegung findet anfänglich überall einen Rechtszustand vor, bei welchem die den Arbeiter gegen ein Uebermaß der Ausbeutung schützenden Bestimmungen der autoritativen und patriarchalischen Ordnung des Lohnverhältnisses aufgehoben, gleichzeitig aber die Bemühungen der Arbeiter um Wiedererlangung der altgewohnten Arbeitsbedingungen auf dem Wege der Vertragsschließung zu gesamter Hand durch einseitige oder doch einseitig gehandhabte Koalitionsverbote aufs Aeußerste behindert sind. In diesem Stadium der Entwicklung ist auch der organisierte Arbeiter ein Revolutionär. Unter Beobachtung von Gebräuchen, wie sie echten Verschwörungen zu allen Zeiten eigentümlich gewesen sind, führt die Gewerkschaft, bezw. die noch halbzünftlerische Gesellenorganisation ein verbotenes, den Behörden meist verborgenes Dasein [1]). Ungehorsam und Verrat werden mit schimpflichen Strafen, ja selbst mit dem Tode geahndet. Fabrikgebäude werden in Brand gesetzt und auf den „eisernen Mann", die Maschine, entlädt sich zuweilen die ganze hilflose Wut der Verelendeten. Aber nur in ihren Mitteln ist diese primitive Gewerkschaftsbewegung revolutionär. Ihren Zwecken nach ist sie reaktionär, denn sie erstrebt die

[1]) Ein Beispiel findet sich in dem Bericht des preußischen Bundestagsgesandten Otto von Bismarck an den Ministerpräsidenten Manteuffel vom 15. Juli 1853. In diesem Bericht heißt es u. A.: „Am Schlusse dieses Berichts geht mir das Reskript vom 14. ds. Mts. zu, durch welches ich umsomehr in meiner Auffassung bestärkt werde, als ich aus demselben entnehme, wie sehr die k. Regierung selbst Wert darauf legt, daß in den benachbarten Staaten eine gründliche Abhilfe des Unwesens der Vereine einträte. Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir, noch eine Tatsache hinzuzufügen, die ich in den Ausschußverhandlungen erfahren habe. Die Gesellen des Hutmachergewerbes nämlich stehen in der Rheingegend und, wie ich höre, in ganz Deutschland in einer so fest organisierten Verbindung, daß sie ein eigenes Gericht unter sich gebildet haben, welches in Offenbach seinen Sitz hat. Dieses Gericht untersucht und bestraft Abweichungen von den Vereinsbeschlüssen, welch letztere sich namentlich auch auf die Höhe des Lohnsatzes beziehen, unter dem kein Hutmacher-

Wiederherstellung eines überlebten, kulturwidrig gewordenen Zustands. Mit der Einführung der Koalitionsfreiheit verschwindet dann dieser reaktionäre Geist allmählich aus der Arbeiterbewegung und zwar endgültig. Selbst die fortdauernde Beeinträchtigung des Koalitionsrechts durch Polizeichikane und Klassenjustiz vermag ihn später nicht wieder zu beleben. Nirgends ist heute die Gewaltanwendung noch ein Mittel oder die Wiederherstellung der zünftlerischen Gewerbeverfassung ein Ziel der Gewerkschaftsbewegung.

Nur in dem Widerstreben gegen die Einführung arbeitsparender Maschinerie oder Arbeitsmethoden und in Versuchen, Berufsfremde oder Ausländer vom Zugang zum Gewerbe auszuschließen, lebt hier und dort eine zeitlang wenigstens noch etwas von dem alten Zunftgeist weiter. Allein auch diese Reste schwinden in demselben Maße, als die Arbeiterbewegung vom Zauber eines sozialistischen Zukunftsideals ergriffen wird und die Voraussetzungen seiner Verwirklichung realistisch zu betrachten lernt. Von da an gibt sie auch den Widerstand gegen die Erzielung der größtmöglichen Produktivität der Arbeit als etwas durchaus Reaktionäres auf, das dem Aufsteigen der Klasse in Gegenwart und Zukunft hinderlich ist. Es ist moderner, zukunftsfroher Geist, der — wenigstens in Deutschland — heute die Gewerkschaftsbewegung beherrscht. Sowohl in ihren Zwecksetzungen, als auch in ihren taktischen Mitteln halten sich die deutschen Gewerkschaften streng an die bestehenden Gesetze. Sie ruhen fest und sicher auf der Grundlage des geltenden Rechtes. Ihre Funktion besteht in nichts anderem, als in der Verwirklichung der vom Gesetzgeber selbst gewollten Freiheit des Arbeitsvertrags, die ohne die Organisation der Arbeiter eine bloß papierene Freiheit ist und an stelle von Vertrags- absolute Herrschaftsverhältnisse setzt. Und diese legale Funktion wird erfüllt mit Mitteln, die vom Gesetz ausdrücklich zugelassen sind und die in einer auf dem Prinzip der freien Konkurrenz beruhenden Volkswirtschaft, auch durch die Sitte als erlaubt anerkannt werden. Denn wo jeder Käufer und Verkäufer seinen größtmöglichen Vorteil auf dem Markte suchen darf, ja suchen soll, da muß dies natürlich auch für diejenigen gelten, die nichts als ihre eigene Haut zu Markte tragen. Und wenn das kapitalkräftigste Unternehmertum sich behufs besserer Ausbeutung des Marktes vom Konkurrenzprinzip abkehrt und sich in Trusts und Kartellen organisiert, da muß es den besitzlosen Volksgenossen erst recht gestattet sein, die Konkurrenz untereinander auszuschließen, sich zur Erzielung eines auskömmlichen Preises für die

---

gesellе arbeiten darf. Das Ansehen dieses Gerichts, dessen Sprüche von den Gesellen allerorten exequiert werden, ist ein solches, daß beispielsweise ein Geselle aus Zweibrücken auf erfolgte Vorladung sich in Offenbach auf eigene Kosten gestellt und die ihm zudiktierte Strafe unweigerlich gezahlt, und daß ein anderer Geselle — ich weiß nicht woher — gleichfalls vor demselben erschienen ist und die nachdrückliche körperliche Züchtigung, zu welcher das Gesellengericht ihn verurteilt, in Empfang genommen hat, ohne daß die Polizeibehörde, zu deren Kenntnis die Sache gekommen war, ihn zum Eingeständnis des Vorgefallenen oder zur Klage habe bewegen können. Wenn derartige Verbindungen zeigen, wie tief in dem Handwerkerstand selbst das Bedürfnis einer korporativen Verfassung empfunden wird, so haben sie doch, so lange sie heimlich bestehen, ihre gefährliche Seite.“ (Vgl. Poschinger, Preußen im Bundestag I S. 289.)

Nutzung ihrer Arbeitskraft, ihres einzigen Kapitales, zu organisieren. Es ist keine Rede davon, daß die deutsche Gewerkschaftsbewegung, so wie sie heute ist, „unberechtigte Forderungen" mit „ungesetzlichen Mitteln" durchzusetzen strebt.

Indes bei jedem größeren Streik wird von einem Teil der Presse, der einseitige Unternehmerinteressen vertritt, auch heute noch die Meinung verbreitet, als begingen die organisierten Arbeiter die brutalsten Gewalttaten gegen sogenannte „Arbeitswillige". Sieht man genauer hin, so handelt es sich meist um übertriebene, entstellte, nicht selten sogar um unmittelbar erfundene Berichte. Die tatsächliche Grundlage dieser längst zur Legende gewordenen Mär von den häufigen Ausschreitungen bei Streiks und Aussperrungen bilden die leicht verständlichen und meist auch entschuldbaren Versuche der organisierten Arbeiter, ihre nicht unterrichteten oder durch kurzsichtigen Eigennutz verblendeten Genossen davon abzuhalten, den Streikenden oder Ausgesperrten in den Rücken zu fallen. „Toleranz gegen Standesgenossen, welche sich trotz eindringlicher Mahnung dem gemeinschaftlichen Vorgehen und der gemeinsamen Interessenvertretung nicht anschließen wollen und als Eigenbrödler ihre Straße ziehn, eine Toleranz gegen solche Störenfriede ist Dummheit, ja, mehr als das: ist Schädigung der Gesamtinteressen, die um der Laune des Einzelnen willen nicht aufs Spiel gesetzt werden dürfen" — so schreibt die „Deutsche Arbeitgeberzeitung" in Nr. 5 ihres heurigen Jahrgangs in Bezug auf unsolidarische Elemente unter den Arbeitgebern. Wenn aber ein Arbeiter zu einem Streikbrecher sagt: er solle doch kein „Störenfried" sein und dafür wegen Vergehens gegen § 153 der Gew.-Ord. zu mehrwöchiger Freiheitsstrafe verurteilt wird — dergleichen kommt in Deutschland zur Zeit noch alle Tage vor — so gerät dieselbe „Deutsche Arbeitgeberzeitung" in eine große Aufregung über den „unerträglichen Terrorismus der sozialdemokratischen Gewerkschaften" und schreit nach einem Gesetz „zum Schutze der Arbeitswilligen." Weit entfernt, die Arbeiter zum Gebrauch ungesetzlicher, gewaltsamer Mittel anzuspornen, erzieht die Gewerkschaft dieselben vielmehr umgekehrt zur Respektierung der Gesetze. Man braucht, um sich hievon zu überzeugen, nur den Verlauf des Bergarbeiterausstands von 1889, der ein Ausstand unorganisierter Arbeiter war, zu vergleichen mit dem des Jahres 1905, bei welchem die auch von der Regierung wiederholt anerkannte ruhige und besonnene Haltung der Streikenden — ungeachtet der sehr viel größeren Ausbreitung der Bewegung — ganz offensichtlich das Verdienst der Gewerkschaften und ihrer Führer gewesen ist.

Auch in der sozialdemokratischen Bewegung bildet der Revolutionarismus nur eine Jugendkrankheit. Der Gedanke, die Vergesellschaftung der Produktionsmittel durch einen Straßenkampf zu erzwingen, ist von vernünftigen Menschen in der Sozialdemokratie längst aufgegeben. Fast alle, die, angesteckt durch den bürgerlichen Revolutionsgeist der vormärzlichen Zeit, diesen Gedanken früher ernstlich gehegt haben, stehen heute auf dem Standpunkte, auf dem Friedrich Engels 1895 angelangt war, als er in der Einleitung zur Neuauflage der Karl Marx'schen „Klassenkämpfe in Frankreich, 1848—1850" ausführte: „Die Geschichte hat uns unrecht ge-

geben, hat unsere damalige Ansicht als eine Illusion enthüllt. Sie ist noch weiter gegangen: sie hat nicht nur unsere damaligen Illusionen zerstört, sie hat auch die Bedingungen total umgewälzt, unter denen das Proletariat zu kämpfen hat... Die Ironie der Weltgeschichte stellt alles auf den Kopf. Wir, die Revolutionäre, die Umstürzler, wir gedeihen weit besser bei gesetzlichen Mitteln, als bei ungesetzlichen und dem Umsturz. Die Ordnungsparteien, wie sie sich nennen, gehen zugrunde an dem von ihnen selbst geschaffenen gesetzlichen Zustande. Sie rufen verzweifelt mit Odilon Barrot: la legalité nous tue! (Die Gesetzlichkeit ist unser Tod), während wir bei dieser Gesetzlichkeit grobe Muskeln und rote Backen bekommen und aussehen wie das ewige Leben. Und wenn wir nicht so wahnsinnig sind, ihnen den Gefallen zu tun, uns in den Straßenkampf treiben zu lassen, dann bleibt ihnen zuletzt nichts anderes, als selbst diese ihnen so fatale Gesetzlichkeit zu durchbrechen." Oder, um mit dem „Revisionisten" Paul Kampffmeyer zu reden: „Wenn man die Geschichte der Taktik der Sozialdemokratie in einen einzigen Satz legen will, so kann man sagen: Diese Geschichte ist die Geschichte der allmählichen Anpassung der Sozialdemokratie an die bestehenden politischen Einrichtungen. Die Sozialdemokratie negiert zuerst im Prinzip das Parlament und lebt sich dann nach und nach in alle Einrichtungen dieses Instituts ein, sie meidet anfänglich die auf dem Zensuswahlrecht aufgebaute Gemeinde und organisiert dann die Wahlen zu den Gemeinden, sie rebelliert erst gegen den staatlichen Wohnungsreformgedanken und entwickelt dann die Grundzüge einer großzügigen staatlichen Wohnungsreform, kurz, sie schmiegt sich auf das allerengste an die eigenartigen Institutionen des heutigen Staates an und entfaltet ihre Kraft auf dem Boden der Gesetze dieses Staates." Diejenigen, die entgegen diesen Tatsachen den andauernd revolutionären Charakter der Sozialdemokratie mit dem Hinweis auf die Beschlüsse des letzten Parteitags zu Jena begründen möchten, übersehen zweierlei: einmal, daß Reden und Resolutionen keine Taten sind, sodann, daß es sich auch bei dem Gedanken an den politischen Massenstreik nicht um die Verwirklichung des sozialistischen „Endziels", sondern um die Erhaltung wichtiger Volksrechte gegenüber reaktionären Bestrebungen, also gar nicht um spezifisch proletarische, sondern um demokratische Forderungen handelt. „Wir kämpfen doch nicht um Utopistereien," sagte Bebel in Jena, „nicht um Forderungen des Zukunftsstaats. Wir glauben nicht, daß wir die bürgerliche Gesellschaft mit dem Generalstreik aus den Angeln heben können, sondern wir kämpfen um ganz reale Rechte, die Lebensnotwendigkeiten für die Arbeiterklasse sind." In der Zwischenzeit hat sich ja übrigens gezeigt, daß weder die Wahlrechtsverschlechterung in Hamburg, noch die Bewegung für die Reform des preußischen Dreiklassenwahlsystems zu praktischen Konsequenzen aus den in Jena so untaktisch wie möglich gefaßten taktischen Beschlüssen geführt hat. „Nur reden will ich Dolche, nicht sie brauchen," ist auch die Devise der deutschen Sozialdemokratie. Sie ist heute keine revolutionäre Bewegung mehr, die in dem Wahn lebte, durch gewaltsamen Umsturz die Kontinuität wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Zustände unterbrechen zu können.

Gewerkschaftsbewegung und Sozialdemokratie sind also proletarische Klassenbewegungen evolutionistischen Charakters, die sich darin grundlegend voneinander unterscheiden, daß die eine die kapitalistische Produktionsweise durch allmähliche Ueberführung der Produktionsmittel in gesellschaftliches Eigentum in die sozialistische umwandeln will, während die andre die kapitalistische Produktionsweise weder billigt noch verwirft, sondern einfach als etwas Gegebenes hinnimmt. Daraus folgt nun freilich nicht, daß ein eifriger Gewerkschafter nicht auch Sozialdemokrat, oder ein eifriger Sozialdemokrat nicht zugleich Gewerkschafter sein könnte, ohne sich in beiden Fällen eines Widerspruchs, einer „inneren Lüge" schuldig zu machen. Denn der Sozialdemokrat kann sehr wohl davon ausgehen, daß die Organisation der Arbeiterschaft die künftige Verwirklichung des Gedankens der nationalen oder internationalen Organisation der Arbeit auf sozialistischer Grundlage vorzubereiten geeignet sei. Er kann z. B. folgende Ueberlegung anstellen: Die Erfolge der Gewerkschaftspolitik bedeuten einerseits Erzielung der größtmöglichen Produktivität der Arbeit, andererseits — infolge Ausschaltung der minder leistungsfähigen Unternehmer und der sogenannten „Schmutzkonkurrenz" — zunehmende Konzentration der Betriebe, insoweit also Verbesserung der *objektiven* Vorbedingungen für eine künftige Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Die Erfolge der Gewerkschaftspolitik bedeuten ferner: Gewöhnung des Arbeiters an Disziplin, Unterrichtung in der Kunst, allgemeine Angelegenheiten im allgemeinen Interesse zu verwalten, Hebung des geistigen und sittlichen Niveaus der Arbeiterklasse, insoweit also auch Verbesserung der *subjektiven* Vorbedingungen für eine künftige Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Der Gewerkschafter andererseits, der an eine allmähliche Emporentwicklung der Arbeiterklasse zur Teilnahme an den Segnungen der Kultur glaubt, kann ganz wohl gleichzeitig Sozialdemokrat sein. Denn warum sollte das Streben nach den notwendigsten Verbesserungen des Lohnverhältnisses die Hoffnung auf eine künftige, durch die natürliche Entwicklung der Dinge selbst vorbereitete Organisation der Arbeit auf anderer als kapitalistischer Grundlage schlechthin ausschließen? Auch braucht diese Hoffnung durchaus nicht ewig eine bloße „Sonntagsidee" zu bleiben, so wenig der Fleischgenuß für gewisse Arbeiter ewig ein bloßes Sonntagsvergnügen zu bleiben braucht. Die zunehmende Konzentration der kapitalistischen Großbetriebe verbunden mit den unerträglichen Arbeitsverhältnissen, wie sie z. B. auf den Latifundien des Ostens, in der Heimarbeit und in gewissen Riesenbetrieben Rheinland-Westphalens herrschen, lassen den Gedanken an eine künftige Vergesellschaftung wenigstens eines Teils der Produktionsmittel auch Nichtarbeitern längst nicht mehr als etwas völlig Utopisches erscheinen. Nur ist sich jeder vernünftige Mensch und sind sich namentlich die organisierten Arbeiter — mit verschwindenden Ausnahmen — darüber klar, daß es eine andere Möglichkeit der „sozialen Revolution", des „Umsturzes der bestehenden Gesellschaftsordnung", nicht gibt, als die im Wege gesetzmäßiger Reformen und allmählicher organischer Umbildung der wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, politischen und rechtlichen Institutionen der Gegenwart. An die Idee, die „Lohnsklaverei" durch Demonstrationen oder durch Resolutionen oder durch

den „großen Kladderadatsch" zu beseitigen, glaubt die gewerkschaftlich geschulte Arbeiterschaft in Deutschland schon längst nicht mehr. Aber mehr als dies. Sie glaubt in ihrer weit überwiegenden Mehrheit auch nicht an die Weisheit der von Kautsky und den Seinen befürworteten, angeblich „bisherigen Taktik", die herrschenden Klassen immer mehr gegen die Arbeiterklasse zu erbittern, den Besitzenden immer mehr Furcht einzuflößen, damit sich die Konflikte immer mehr zuspitzten, „so daß wir schließlich Zuständen entgegendrängten, wo es eine große Entscheidung gilt". Denn der gewerkschaftlich organisierte Arbeiter weiß aus Erfahrung, daß allzuscharf schartig macht, daß Zuwachs an revolutionärem Stimmungsgehalt durchaus nicht Zuwachs an Macht für die Arbeiterbewegung bedeutet, daß sie, anstatt zu der erhofften Eroberung der politischen Macht zu führen, reaktionäre Gegenwirkungen auf dem Gebiet der Gesetzgebung, der Verwaltung und auch der Rechtsprechung auslöst, die vor allem der gewerkschaftlich organisierte Arbeiter unmittelbar an seinem eigenen Leib zu spüren bekommt.

Wenn darum auch — aprioristisch betrachtet — nichts im Wege steht, daß ein eifriger Gewerkschafter Sozialdemokrat und ein eifriger Sozialdemokrat Gewerkschaftsmitglied sei, so hat es sich doch auch in Deutschland gezeigt, daß aus der Verschiedenheit der Zwecksetzungen der Gewerkschaftsbewegung einer- und der Sozialdemokratie andererseits und der daraus mit Notwendigkeit fließenden Verschiedenheit der Kampfmittel und der Kampftaktik beider sich auch sehr verschiedene Wirkungen auf den Geist des Proletariats ergeben.

Nun gibt es freilich in Deutschland eine Anzahl sehr einflußreicher Interessenten, die fast unausgesetzt allen wahrhaft national, liberal und ideal gesinnten Menschen einen förmlichen Abscheu gegen die Gewerkschaften einzuflößen bemüht sind, indem sie unausgesetzt wiederholen, die Gewerkschaftsbewegung sei nichts anderes, als die „revolutionäre, utopistische, internationale, staats- und religionsfeindliche Sozialdemokratie". Derjenige Teil der deutschen Presse, der im Solde dieser Bestrebungen steht, predigt, wie es die Metallarbeiterzeitung zutreffend kennzeichnet, seinen Lesern fortgesetzt, „daß die Gewerkschaft die Sozialdemokratie und die Sozialdemokratie die Gewerkschaft ist; daß die Lohnkämpfe politische, sozialdemokratische Kämpfe sind; daß sie nicht der Verbesserung der augenblicklichen Lage der Arbeiter und ihrem allmählichen Emporkommen, sondern dem Umsturz dienen."

Und doch gehört schon ein ungewöhnlicher Mangel an Begabung für die Erfassung dessen, was ist, dazu, um fortgesetzt in solchem Sinn zu schreiben. Denn es mag sein, daß der politische Kampf der Arbeiter in Russisch-Polen oder sonstwo zugleich auch ausgesprochenermaßen gewerkschaftlichen Zwecken dient oder daß ein Streik auch in Deutschland ausnahmsweise einmal politischen Charakter annimmt, wie dies bekanntlich beim letzten Streik der Bergarbeiter im Ruhrrevier, jedoch nicht aus dem Verschulden der Arbeiter, der Fall gewesen ist. Im übrigen aber ist die unpolitische Natur der gewerkschaftlichen Lohnbewegungen so offenkundig und so allgemein anerkannt, daß das „berühmte" Wort Puttkammers, „hinter jedem Streik laure die Hydra der Revolution," nur noch als

abschreckendes Beispiel für den sozialpolitischen Unverstand zitiert zu werden pflegt, der während der finsteren Epoche des Sozialistengesetzes in Deutschland geherrscht hat.

Der Kampf der Sozialdemokratie ist notwendig ein politischer, wenn auch nicht notwendig ein revolutionärer Kampf. Sie kann den Uebergang der Produktionsmittel in den Besitz der Gesamtheit niemals bewirken, ohne zuvor in den Besitz der politischen Macht gekommen zu sein. Diese kann sie aber nur erreichen unter der Voraussetzung der Erhaltung der demokratischen Verfassungseinrichtungen des Reiches. Es gibt kein anderes Mittel für sie. Wenn ferner auch ein Stück Sozialismus, wie die britische Genossenschaftsbewegung zeigt, ohne alle Staatshilfe verwirklicht werden kann, so wendet sich doch die Sozialdemokratie mit ihren praktischen Forderungen notwendigerweise vorwiegend an den Staat. Die Gewerkschaftsbewegung hingegen sucht ihre Zwecke, soweit nur irgend möglich, im Wege der Selbsthilfe zu erreichen, wenn sie auch unter besonderen Voraussetzungen, wie sie z. B. in Australien und Neuseeland gegeben sind, die Staatshilfe nicht verschmäht und sich bei uns an Staat und Gemeinde wenigstens um Unterstützung ihrer Tarifpolitik wendet. Der vorwiegend politische Charakter ihrer Kämpfe ist also ebenso wesentlich für die Sozialdemokratie wie der vorwiegend unpolitische Charakter ihrer Kämpfe wesentlich ist für die Gewerkschaftsbewegung.

Aus diesem Grund ist aber auch die Kampftaktik beider Bewegungen verschieden. Die Sozialdemokratie sucht die vorhandenen Klassengegensätze möglichst scharf zum Bewußtsein des Proletariats zu bringen, um demselben dadurch klar zu machen, daß die Erreichung des „Endziels" nur der Abschluß einer fortgesetzten Reihe von Klassenkämpfen sein könne. Die Gewerkschaftsbewegung dagegen, die als solche ein bestimmtes „Endziel" überhaupt nicht hat, bedarf für ihre Zwecke der Aufrührung von Klassengegensätzen durchaus nicht. Die Aenderung eines Akkordsatzes, die Einführung einer Vesperpause oder die Entlassung eines sackgroben Werkmeisters sind weder an sich Anlässe, die Klassenkämpfe zu entfesseln brauchen, noch bedarf es des Appells an Klasseninstinkte, um die Arbeiter zur Wahrnehmung ihres Vorteils im Preiskampf auf dem Arbeitsmarkte anzuspornen. Darum ist der politische Kampf auch weit mehr dazu angetan, die Klassengegensätze zu verschärfen als der gewerkschaftliche. Nicht als ob die Sozialdemokratie ihrer Idee nach gehalten wäre, ihre Kämpfe in möglichst barbarischer Weise zu führen. Im Gegenteil! Indem der Marxismus den Ablauf der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung als einen mit naturgesetzlicher Notwendigkeit sich vollziehenden Prozeß auffaßt, raubt er den kämpfenden Klassen eigentlich jeden Vorwand zur gegenseitigen sittlichen Herabwürdigung.[1]) Das Verhalten der Bourgeoisie wie dasjenige des Proletariats in dem Ringen um

[1]) Vgl. Karl Marx „Das Kapital" I. Bd., Vorwort zur 1. Aufl. S. IX: „Weniger als jeder andere kann mein Standpunkt, der die Entwicklung der ökonomischen Gesellschaftsformation als einen naturgeschichtlichen Prozeß auffaßt, den Einzelnen verantwortlich machen für Verhältnisse, deren Geschöpf er sozial bleibt, so sehr er sich auch subjektiv über sie erheben mag."

die Macht erscheint von seinem Standpunkt aus vielmehr als geschichtlich bedingt und beiderseits relativ berechtigt. Zu persönlichen Invektiven gegen den einzelnen vollends, der in dieser Betrachtungsweise nur als der Repräsentant seiner Klasse erscheint, durch deren Vorurteile und Interessen seine Anschauungen und seine Handlungen determiniert sind, fehlt vom Standpunkte der marxistischen Theorie aus jede Veranlassung. Die Praxis des politischen Kampfes freilich verleitet auch orthodoxe Marxisten nicht nur zu starkem ethischem Pathos, sondern auch zu manchmal höchst unästhetischen Beschimpfungen der Bourgeoisie und einzelner ihrer Repräsentanten. Nur glaube man ja nicht, daß dies eine Besonderheit der marxistischen Sozialdemokratie sei und daß andere Klassen und Parteien mit antikapitalistischen Tendenzen sich einer versöhnlicheren Sprache bedienten. Sätze wie diese: „Das aber ist der Charakter des Nationalliberalismus: Kriecherisch und schweifwedelnd nach oben, stets bereit, dem Fürsten Bismarck die Stiefel abzulecken, brutal und hochfahrend nach unten: auf den Arbeitern nach Belieben herumtreten und sie zu achtlosen Sklaven herunterdrücken“ oder: „Wenn die große Masse einmal den Glauben an Gott und an ein besseres Jenseits verloren hat, dann wird sie sich mit Gewalt in den Besitz der Güter dieser Welt zu setzen suchen, und dann wird der liberale Mastbürger mit dem wohlgefüllten Geldsack und dem steinharten Herzen der erste sein, dem man die Gurgel abschneidet.“ — Sätze wie diese zeugen gewiß nicht von allzugroßer Schüchternheit des sprachlichen Ausdrucks, stammen aber aus der Zentrumspresse und ließen sich durch zahllose Blütenlesen aus der Literatur der Mittelstandsparteien und des Bundes der Landwirte unschwer noch um ein Bedeutendes übertrumpfen. Dennoch bleibt es wahr, daß der Ton eines Teils der sozialdemokratischen Parteipresse zu ebenso unnötiger wie unzweckmäßiger Verbitterung des Klassenkampfes Anlaß gibt, obwohl die Sozialdemokratie ihrer eigenen Idee nach ihren Charakter als *Kulturbewegung* auch in ihrem Sprachgebrauch und in der äußeren Form ihrer Kämpfe dokumentieren sollte.

Bei der Gewerkschaftsbewegung liegt die Sache nun gerade umgekehrt. Die Gewerkschaften glauben nicht daran — denn wenn sie es glauben wollten, würde sie die tägliche Erfahrung eines anderen belehren —, daß sich die Verbesserung der Lohnverhältnisse — anständige persönliche Behandlung, Erhöhung der Löhne, Verkürzung der Arbeitszeit, Abschaffung des Kost- und Logiswesens und dergl. m. — auch *ohne* eigene Anstrengungen der Arbeiter von selber machen würde. Auch ist der gewerkschaftlich organisierte Arbeiter nur zu häufig dazu aufgefordert, sich über die Haltung ganzer Unternehmergruppen oder einzelner Unternehmer gegenüber den Arbeiterorganisationen in aller Ehrlichkeit zu entrüsten. Trotz alledem führt die Praxis des gewerkschaftlichen Kampfes nicht zur Vertiefung der Klassengegensätze. Zwar wäre es falsch, zu glauben, die Gewerkschaftsbewegung schaffe den Klassenkampf aus der Welt; sie *zivilisiert* ihn nur. Je besser nämlich sowohl die Arbeiter wie die Arbeitgeber sich organisieren, um so mehr tritt an Stelle des gewerkschaftlichen Kleinkriegs, in dem sich oft ein durch Jahre hindurch genährter Groll gegen einzelne Persönlichkeiten auslebt, die Lohnbewegung im großen Stil. Bei dieser Gelegenheit lernen

beide Teile ihr gegenseitiges Verhalten nicht lediglich als Ausfluß individueller Bosheit, sondern als etwas sozusagen Dingliches begreifen. Immer häufiger kommt es dann im Anschluß an die größer und für beide Teile gefährlicher werdenden Kämpfe zu Waffenstillständen, zu Tarifverträgen. Indem sich das Geltungsgebiet dieser Verträge sachlich, zeitlich und räumlich erweitert und eine Reihe paritätischer Einrichtungen (Tarifämter, Tarifschiedsgerichte, Arbeitsnachweise) entstehen, die zu einem friedlichen Zusammenwirken beider Teile zwingen, zieht ein anständigerer Ton in die wirtschaftlichen Kämpfe ein, und zugleich gewinnt wenigstens ein Teil des Proletariats durch die materiellen Erfolge der Gewerkschaftspolitik den unterbrochenen Zusammenhang mit der nationalen Kulturentwicklung wieder.

An zahlreichen Beispielen ließe sich diese kulturfördernde Wirkung der Gewerkschaftsbewegung nachweisen. In diesem Zusammenhang mögen wenige Andeutungen genügen. Auf dem jüngsten Verbandstage der größten deutschen Gewerkschaft, des deutschen Metallarbeiterverbands, warnte der Verbandsvorsitzende, Alex. Schlicke, in seinem Referat über die Taktik die Arbeiterpresse eindringlich davor, die Arbeitskämpfe durch unsachliche Angriffe auf die Unternehmer zu verbittern. „Das erschwert dann" — so führte er aus — „etwaige Unterhandlungen oder macht sie sogar unmöglich. Aber auch von den Kollegen selbst wird häufig gefehlt, indem man sich gegen die Unternehmer in den Versammlungen der Streikenden zu ihrer Aufmunterung der schärfsten Ausdrücke bedient. Man spricht von Vampyren, schamlosen Ausbeutern und Schuften und bricht sich dadurch sämtliche Brücken zu einer späteren Verständigung ab. Das ist ein großer Fehler. Mag unsere Stellung in einem Kampf sein, wie sie wolle, durch derartige Dinge erschweren wir sie uns auf jeden Fall." Man möchte nur wünschen, daß den Sekretären der der Hauptstelle deutscher Arbeitgeberverbände angeschlossenen Unternehmerkoalitionen, sowie den Redakteuren der „deutschen Arbeitgeberzeitung" und der dieser gesinnungsverwandten Presse einmal — vielleicht von Herrn Bueck — eine ähnliche Ermahnung zuteil würde. Diese sollte sich insbesondere auch nach der Richtung hin erstrecken, daß sie doch endlich einmal aufhören möchten, die Beamten der deutschen Gewerkschaften, deren es heute allein in den freien Gewerkschaften 677 gibt, in einer der Wahrheit förmlich ins Gesicht schlagenden Weise als „gewissenlose Hetzer" zu verunglimpfen.

Oder ein anderes Beispiel. Seitdem der Frankfurter Gewerkschaftskongreß von 1899 sich im Prinzip für Tarifgemeinschaften erklärt hat, ist fast nie ein Fall bekannt geworden, in dem gewerkschaftlich organisierte Arbeiter einen von ihnen abgeschlossenen Tarifvertrag gebrochen hätten. Der Zentralverband der Maurer, der nach einer Mitteilung, die das Vorstandsmitglied Bömelburg vor kurzem gemacht hat, zur Zeit an ca. 350 Tarifverträgen beteiligt ist, hat auf seinem letzten Verbandstag eine Resolution gefaßt, in der es ausdrücklich heißt: „Der Verbandsvorstand, die Gauleiter und auch die Vorstände der Zweigvereine werden beauftragt, darauf zu achten, daß die abgeschlossenen Verträge von seiten der Unternehmer und Arbeiter gehalten werden. Streiks irgend welcher Art, die auf einen Vertragsbruch seitens der Arbeiter zurückzuführen sind, dürfen aus Verbandsmitteln nicht

unterstützt werden." Auch dieser Vorgang könnte manchem deutschen Arbeitgeberverbande zum leuchtenden Vorbild dienen. Denn auf dieser Seite ist es leider wiederholt zum Bruch feierlich abgeschlossener Tarifverträge gekommen. Ja, wir haben das Zeugnis eines unparteiischen Richters, des Vorsitzenden des Berliner Gewerbegerichts dafür, daß der Tarifvertragsbruch auf seiten der organisierten Arbeitgeber zu Zeiten förmlich epidemisch werden kann.

Es zeigt sich also, daß die Gewerkschaftsbewegung und die gegenwärtige Sozialdemokratie in Deutschland beide proletarische Klassenbewegungen evolutionistischen Charakters sind, die aber vermöge der großen, durch die Verschiedenheit ihrer Zwecksetzungen bedingten Unterschiede ihrer Kampfmittel und ihrer Kampftaktik in sehr verschiedener Weise auf den Geist des Proletariats einwirken. Es erhebt sich nun die Frage: steht die deutsche Arbeiterbewegung der Gegenwart mehr unter dem Einfluß der Gewerkschaftsbewegung oder dem der Sozialdemokratie?

In welcher Richtung die Arbeiterbewegung eines Landes sich entwickelt, ob mehr in der Richtung der gewerkschaftlich-genossenschaftlichen Organisation oder mehr in der Richtung der sozialdemokratisch-politischen Einwirkung auf die Parlamente des Staats und der Gemeinden, das hängt vor allem von dem Volkscharakter ab.

In einem Lande, wie England, dessen Bevölkerung sich durch einen überaus nüchternen, vorwiegend auf das Praktische gerichteten Sinn auszeichnet, dabei in bezug auf Schul- und allgemeine Bildung nicht gerade an das Beste gewöhnt und auch aus diesem Grund allem Ausschweifen auf fernerliegende Ziele abhold ist, hat es schon mit Rücksicht auf diese Besonderheiten des Volkscharakters nichts Erstaunliches, den gewerkschaftlichen Geist in der Arbeiterbewegung überwiegen zu sehen. Im Gegensatz dazu liefert Frankreich, ein Land, dessen Bevölkerung sich durch ein Uebermaß an schöpferischer Phantasie und revolutionärem Temperament auszeichnet, den deutlichsten Beweis, daß mit Menschen, die lieber ihr Leben für irgend ein sozialistisches oder anarchistisches Phantom, als alle Samstage 10 Sous für die Kasse einer zentralorganisierten Gewerkschaft opfern, eine vernünftige Gewerkschaftsbewegung nicht in Fluß zu bringen ist. In England mit seinen hohen Gewerkschaftsbeiträgen sind es die gemäßigten, in Frankreich mit seinen überaus niedrigen Gewerkschaftsbeiträgen die revolutionären Elemente der Arbeiterbewegung, die den Geist der gewerkschaftlichen und politischen Arbeiterbewegung beherrschen.

Allein es ist nicht nur der Volkscharakter, von dem die Entwicklung der Arbeiterbewegung bestimmt wird. Denn auch der Volkscharakter ist ja nichts Urewiges und Unwandelbares. Wir sehen vielmehr, daß dort, wo freie Verfassungseinrichtungen bestehen, wo die Arbeiter das Koalitionsrecht wirklich besitzen, wo das Arbeitereinkommen nicht durch Zölle auf die wichtigsten Nahrungsmittel belastet ist und infolge aller dieser Umstände auch die Klassengegensätze weniger schroffe sind, ein viel günstigerer Boden für die Gewerkschaftsbewegung ist, als dort, wo diese Voraussetzungen ganz oder zum Teil fehlen. Von besonderer Wichtigkeit für die Entwicklung der Arbeiterbewegung ist namentlich die Gestaltung des Koalitions-

rechtes. Denn während das Proletariat, solange die Verteilung der Steuerlasten nicht von allzu schreiender Ungerechtigkeit gegen die Arbeiterklasse ist, den Mangel voller politischer Gleichberechtigung, insbesonders des allgemeinen und gleichen Wahlrechts, allenfalls eine Zeit lang erträgt, ist es gegen jede Beeinträchtigung seines Koalitionsrechtes ganz besonders empfindlich. Nichts, was die Arbeiterschaft eines Landes mehr auf die Bahn revolutionärer oder radikal-politischer Gedankengänge zu bringen geeignet wäre, als ein Zustand, bei welchem die Arbeiter das Koalitionsrecht zwar besitzen, aber bestraft werden, wenn sie davon Gebrauch machen. Hat doch schließlich selbst in England ein großer gewerkschaftlicher Mißerfolg – die Niederlage der Maschinenbauer in ihrem Streik von 1897 in Verbindung mit einer unter der letzten imperialistischen Toryregierung eingetretenen Verschlechterung des rechtlichen Status der Gewerkvereine – (ihre Kassen sind auf Grund eines in dem berühmten Taff-Vale-Prozeß ergangenen Präjudizes nach einer Angabe Keir Hardies binnen weniger Jahre um 5 Millionen Mark erleichtert worden) — vollkommen hingereicht, um eine mächtige politische — wenn auch bis jetzt nicht ausgesprochenermaßen sozialistische — Klassenpartei auf die Beine zu bringen, die mit der Devise: „a plague on both your parties" ins englische Unterhaus eingezogen ist.

Die deutsche Arbeiterbewegung glich in ihren Anfängen trotz der an sich geringen Neigung des deutschen Volkes zum Revolutionarismus mehr dem französischen Typus der Arbeiterbewegung, näherte sich in ihrem weiteren Fortgang aber mehr dem englischen. Die lange Gewöhnung des deutschen Volkes an die politische Rechtlosigkeit des „Untertanen", verbunden mit einer ausgesprochenen Vorliebe für Abstraktionen auf breitester Grundlage und für alles Systematische, dazu eine verhältnismäßig hohe Durchschnittsbildung, die die kausale Verknüpfung der Tatsachen des gesellschaftlichen Lebens auch dem einfachen Arbeiter erleichtert, all dies prädisponierte die deutsche Arbeiterschaft wie keine andere der Welt für die marxistischen Lehren. Während Karl Marx in England, wo er doch den größeren Teil seines Lebens zubrachte und dessen soziale Entwicklungsgeschichte ihm die empirische Grundlage seiner Theorie lieferte, eine spärliche Jüngerschaft erst nach seinem Tode und zwar charakteristischer Weise aus dem Kreise der Führer der englischen Gewerkvereine erwarb — deren Mitglieder bis zum heutigen Tage von seinen Lehren weder etwas wissen noch etwas davon wissen wollen —, wurden seine Ideen in Deutschland von der Arbeiterschaft selbst alsbald begeistert aufgenommen und es sind charakteristischerweise hier die Gewerkschaftsführer, die sich neuerdings praktisch von dem orthodoxen Marxismus abzuwenden begonnen haben. Für die vorwiegend auf den parlamentarischen Gesichtspunkt ausgerichteteten Lehren Lassalles waren die deutschen Arbeiter ursprünglich viel weniger aufnahmefähig. Darum kam seine Agitation und diejenige seiner Nachfolger schließlich mehr und mehr dem Marxismus zugute, nicht zuletzt infolge des die marxistische Theorie des Klassenkampfes unmittelbar bestätigenden Verhaltens des bürgerlichen Liberalismus gegenüber den politischen und wirtschaftlichen Wünschen der Arbeiter. Die Hauptursache aber, daß die

deutsche Arbeiterbewegung in ihren Anfängen völlig unter den Einfluß revolutionärer oder radikal-politischer Gedankengänge geriet, bildet der Erlaß des Sozialistengesetzes. Wenn man erwägt, welche Fülle radikaler Gesinnung sich unter seiner Herrschaft gerade unter den besten Elementen der deutschen Arbeiterschaft ansammeln mußte — denjenigen nämlich, die fähig und willens waren, Opfer für andere zu bringen —, so begreift man unschwer, warum die deutsche Arbeiterbewegung bis vor kurzem vorwiegend politischen Charakter trug und — wenigstens in Reden und Beschlüssen — revolutionär war.

Nun hat sich aber, nachdem das unselige Gesetz gefallen war, „dennoch", wie von Sombart mit Recht so stark betont wird, auch die Gewerkschaftsbewegung in Deutschland entwickelt, und man kann heute ohne Uebertreibung sagen, daß sich Gewerkschaftsbewegung und Sozialdemokratie in Deutschland als durchaus gleich gut entwickelte Zweige der Arbeiterbewegung gegenüberstehen. Damit ist aber das Verhältnis beider Bewegungen zu einander zu einer Frage von höchstem politischen Interesse geworden. Nun gibt es Leute genug in Deutschland, welche die Abkehr der deutschen Arbeiterbewegung vom revolutionären Utopismus, wie sie als notwendige Folge des Erstarkens der Gewerkschaftsbewegung eingetreten ist, mit wachsendem Unbehagen verfolgen. Scharfmacherische Unternehmer und revolutionäre Fanatiker versichern immer wieder aufs Neue, Gewerkschaftsbewegung und Sozialdemokratie seien eine und dieselbe Sache. Auch ist dies von ihrem Standpunkt aus ganz erklärlich, indem bei ihnen eben der Wunsch den Vater des Gedankens bildet. Höchst erstaunlich aber ist es, daß neuerdings dieselbe Tonart auch von andern angestimmt wird. Während sich nämlich — von einigen manchesterlichen Doktrinären abgesehen — kein Mensch einfallen läßt, die Behauptung aufzustellen, Konsumvereinsbewegung und Sozialdemokratie seien ein und dasselbe, haben wir das Wort angesehener deutscher Gewerkschaftsführer dafür, daß eine solche Einheit im Verhältnis von Gewerkschaftsbewegung und Sozialdemokratie existiere. Seit dem Gewerkschaftskongreß in Stuttgart (1902) enden die deutschen Gewerkschaftskongresse und die Zusammenkünfte der Gewerkschaftsvorstände mit der demonstrativen Erklärung: „Gewerkschaftsbewegung und Sozialdemokratie sind **eins**." Dies ist im höchsten Grade erstaunlich. Denn es ist klar: Wenn von Führern der Gewerkschaften selbst deren Identität mit der Sozialdemokratie beharrlich behauptet wird, so erhalten dadurch diejenigen, die die Gewerkschaftsbewegung unter dem Vorwand der Bekämpfung der Umsturzgefahr lieber heute als morgen tot machen möchten, Sukkurs von einer Seite, von der sie dies gewiß am wenigsten erwartet hätten. Sodann wird durch diese Bemerkungen die Polizei und werden die Gerichte förmlich dazu eingeladen, das reaktionäre Vereins- und Versammlungsrecht, dessen wir uns in den meisten Bundesstaaten erfreuen, noch mehr, als dies ohnedies geschieht, zum Schaden der Gewerkschaftsbewegung zu handhaben. Der Rechtszustand, der daraus resultiert, kann nicht besser gekennzeichnet werden, als durch die Feststellung, daß der Bund der Landwirte als unpolitischer Verein im Berliner Vereinsregister eingetragen ist, während der oberste Gerichtshof in Bayern das Thema: „Alkoholfrage und moderne Arbeiter-

bewegung" für ein solches hält, das eine Gewerkschaftsversammlung zu einer politischen macht. Das Wichtigste aber ist, daß sich die Gewerkschaften durch die Behauptung ihres Parteicharakters die Agitation unter den katholischen Arbeitern, die nun einmal von der Sozialdemokratie aus Bekenntnisgründen nichts wissen wollen, ganz wesentlich erschweren. Denn wenn die Sozialdemokratie auch die Religion als Privatsache erklärt, so ist doch bekannt, daß einzelne Führer derselben sich gelegentlicher Versuche nicht enthalten können, für ihr atheistisches Glaubensbekenntnis oder für religiösen Indifferentismus Proselyten zu machen. Gewerkschaften, die ihren Mitgliederkreis vorwiegend unter einer katholischen Arbeiterschaft zu suchen haben, wie z. B. der Bergarbeiterverband, sind darum für den Gedanken der Neutralität der Gewerkschaften immer besonders empfänglich gewesen, und haben Aeußerungen wie die angebliche Legiens in Köln („unsere Mitglieder sind antireligiös, weil sie vernünftig sind") stets auf das Lebhafteste mißbilligt. Allein das sind taktische Erwägungen, die die Führer der freien Gewerkschaften angehen und die hier nur deshalb berührt werden, weil sie den Ausspruch: „Gewerkschaftsbewegung und Sozialdemokratie sind eins" im Munde eines Gewerkschaftsführers höchst befremdlich erscheinen lassen. Was uns veranlaßt, diesen Ausspruch zu beanstanden, ist jedoch nicht dies, sondern der Umstand, daß er mit dem wirklichen Sachverhalt nicht übereinstimmt.

Gewerkschaftsbewegung und Sozialdemokratie sind nämlich häufig uneins, und es ist nur bei einigen eine Hoffnung, bei anderen eine Furcht, daß sie eines Tages eins werden könnten.

Daß die Gewerkschaftsbewegung in Deutschland in drei Hauptrichtungen zerfällt, von denen jedenfalls zwei, die christliche und Hirsch-Dunkersche, ihre Einheit mit der Sozialdemokratie ebenso entschieden in Abrede stellen, wie der Buchdruckerverband, der parteipolitisch stets neutral geblieben ist, ist dabei von geringerem Belang, obwohl es natürlich auch nicht angeht, die christlichen und die Hirsch-Dunkerschen Gewerkvereine, denen gegenwärtig zirka 274000 bezw. 116000 deutsche Arbeiter anhängen, als quantité négligeable zu behandeln. Allein die weitaus überwiegende Mehrheit der deutschen Arbeiter folgt nun einmal allerdings dem Strome der „freien" oder, wie sie selbst will, sozialdemokratischen Gewerkschaftsbewegung, und wird dies in Zukunft vermutlich nur in verstärktem Maße tun. Wichtiger ist uns darum die Tatsache, daß bis vor wenigen Jahren die Identität von Gewerkschaftsbewegung und Sozialdemokratie von seiten der sich geflissentlich als „freie", nicht als „sozialdemokratische" bezeichnenden Gewerkschaften keine Rede war. Ja, noch im Jahre 1900 hatte der Gedanke der parteipolitischen Neutralität der Gewerkschaften einen beredten Fürsprecher sogar in August Bebel. Hat nun sich etwa seitdem in den Beziehungen zwischen sozialdemokratischer Partei und Gewerkschaften so viel geändert, daß beide heute mit Fug und Recht als identisch bezeichnet werden könnten?

(Schluß folgt.)

Kunstpflege und Volkswirtschaft.

Von Friedrich Naumann.

Florenz, 15. April 1906.

Die Künste kosten Geld, es verhält sich aber mit diesem Gelde wie mit den Ausgaben für Heer und Flotte. Ist das Heer schlecht, so ist alles Geld verloren und kein Pfennig kehrt je in die Tasche seines Gebers zurück, ist es aber gut und wird vom Erfolge begünstigt, dann verzinst sich das militärisch angelegte Kapital besser als jedes andere, denn die politische Sieghaftigkeit hat noch immer den wirtschaftlichen Nutzen hinter sich gehabt. So gilt auch von der Kunst: ist sie schlecht, so bringt sie nichts ein, ist sie aber gut, so ist sie eine der besten Anlagen der Welt. Schon früher habe ich einmal darauf hingewiesen, welche volkswirtschaftliche Bedeutung ein Mann wie Richard Wagner hatte, hat und noch lange haben wird. Als er lebte, war er nicht billig, aber ganz Bayern würde heute nicht nur ideell sondern auch materiell viel verlieren, wenn es denkbar wäre, die Spuren R. Wagners zu verlöschen. Man erwäge den Wert Wagners für Wirte! Man denke an die Ausgabe seiner Werke und an die endlose Literatur über diese Werke! Man vergegenwärtige sich die Myriaden von Bildern des Meisters! Man denke an alle Opernhäuser, Eisenbahnen, Engländer, Amerikaner! Und von Richard Wagner gehe man dann in Gedanken weiter und versuche es, den Namen Goethe in ökonomischen Lettern zu schreiben. Er war im Vergleich zu Wagner fabelhaft billig, obwohl er nicht zu den allersparsamsten gehörte. Was sind die allerhöchstens 250000 Taler, die das ganze Leben Goethes von der Wiege bis zum Grabe gekostet haben kann (das Jahr durchschnittlich zu 3000 Taler genommen), wenn man diese Summe als Einsatz betrachtet, aus dem sich der volkswirtschaftliche Ertrag der Weimarer Periode der deutschen Kunst herleitet! Dieser Ertrag ist teils direkt teils indirekt vorhanden, nämlich direkt in einer Steigerung der deutschen Literatur im ganzen, die ohne Weimar nicht möglich war, indirekt durch die Erhöhung der volkswirtschaftlichen Spannkraft in zahllosen wertvollen Einzelpersonen. Und wollen wir denselben Gedanken auf einem etwas einfacheren Boden verfolgen, so erinnern wir uns der Einnahmen von Oberammergau.

Dieses alles aber soll heute nur Einleitung zu allerlei Betrachtungen sein, die im Lande der Kunstsammlungen, in Italien, entstanden sind. Als ich gestern auf der Piazza della Signoria stand und dabei an den Markusplatz in Venedig dachte, sah ich die Geschichte der Vergangenheit im Lichte der volkswirtschaftlichen Unternehmung. Was konnten die Medici mit ihrer Macht besseres anfangen als ihren Volksgenossen unvergängliche Kunstbauten zu hinterlassen? Sie waren als Kaufleute und Herrscher nicht immer Menschenfreunde, aber ihr Nachlaß wurde eine Wohltat für viele Jahrhunderte. Das ganze heutige Florenz würde nicht sein, wenn nicht Millionen dafür ausgegeben würden, um hier an der Stelle dieser kostbaren Erbschaft weilen zu können? Die lange Reihe der Gasthöfe ersten, zweiten und dritten Grades, die Fülle der Verkaufsläden von marmorner und goldener

Kunst, die Menge der Hilfsdienste für die Armee von Kunstbesuchern sind nur Einzelstücke aus einem Gesamtvorgang, nämlich der Umsetzung der alten Kunstausgaben in Rente für das Volk der Gegenwart. Italien im ganzen kann ohne diese Rente nicht mehr leben. Andere Nationen haben Kohlenflötze im Innern ihrer Erde, hier gibt es keine schwarzen Diamanten, dafür aber Bilder, Skulpturen, bronzene Pforten und Säulen aus den Tagen der römischen Kaiser. Gepriesen sei die Prunkliebe, der Stolz und die architektonische Frömmigkeit der Ahnen! Das arme Italien erleichtert sein Schicksal durch den Glanz seines Marmors. Es weiß genau, was es an seinen Altertümern hat. Die Aufrichtung des eingestürzten Campanile in Venedig ist ein klares Zeichen dafür, daß Venedig als Stadt sich im Ganzen wie eine Art Museum ansieht. Man braucht den Turm nicht, aber man muß ihn doch haben, damit das schöne Venedig seinen Ruhm behält, denn von diesem Ruhme zehren die Besitzer der Paläste ebenso wie die Bettler unter den Türen von San Marco.

Nicht immer aber war die Rente der alten großen Kunst so ergiebig. Zwar etwas Zustrom fremden Reichtums nach Italien hat es immer gegeben, aber die eigentlich große Welle kam erst mit der Eisenbahn und mit dem beginnenden Industrialismus der englischen und deutschen Gebiete. Der englische und deutsche und neuerdings auch der amerikanische Geschäftserwerb werfen einen Teil ihrer Zinsen in die italienischen Plätze. Es mußte eine ganze Schicht von kapitalistisch lebenden Menschen entstehen, damit die Werke Lorenzos des Prächtigen ein Sammelpunkt der ästhetischen Pilger werden konnten. Um in den Ausdrücken von Karl Marx zu reden, so befruchtete der Mehrwert der germanisch-angelsächsischen Welt das schlummernde Kapital der italienischen Städte. Die Unternehmergewinne des Nordens verwandeln sich in Unternehmergewinne, Löhne und Almosen des Südens. Daran ändert es auch nichts, wenn es vielfach nicht die industriellen und kaufmännischen Unternehmer selbst sind, die in Italien das Geld ausgeben. Die Professoren, Oberlehrer, Amtsrichter, die nach Italien fahren, werden alle vom Industriesystem mit getragen. Es ist ein wunderbarer Zusammenhang aller menschlichen Dinge: in der herrlichen Halle der Loggia dei Lanzi ist deshalb neue Bewegung, weil auf der Themse viele Schiffe fahren, weil in Amerika viele Eisenbahnen gute Verdienste machen, weil die rheinisch-westphälische Industrie achtungswerte Dividenden zahlt, weil Berlin eine steigende Stadt ist u. s. w. Dieses muß mit besonderen Worten hervorgehoben werden, weil es ziemlich viele Kunstenthusiasten gibt, die von diesem Zusammenhange zwischen Industrialismus und neuerer ästhetischer Bewegung keine Ahnung haben, Leute, die selber vom Rentensystem des Industrialismus leben und dabei die Fabriken verwünschen, weil sie die Kunst stören. Ihnen muß mit aller Deutlichkeit zu Gemüte geführt werden, daß die verehrten Wunderwerke der Renaissance heute für uns noch schlafen würden, wenn wir nicht in das moderne Erwerbsgetriebe hineingezogen worden wären. Es gibt keine ästhetische Welt ohne die Grundlage der wirtschaftlichen Welt. So wenig die Mediciäer etwas hätten schaffen können, wenn sie nicht Kaufleute ersten Ranges gewesen wären und wenn sie nicht von Livorno aus den Seehandel ihrer Zeit beherrscht

hätten, so wenig würde es heute eine genießende oder eine schaffende Kunst größeren Umfanges geben ohne den Hintergrund ganzer Provinzen von modernen industriellen Arbeitern. Wer also den Qualm der Fabriken und das Getöse der sozialen Frage gern verbannen möchte, der streiche nur gleichzeitig die Menge der künstlerischen Möglichkeiten, die auf dem Boden der neueren massenhaften Lohnarbeit erwachsen! Es ist nicht nur die italienische Kunstrente, sondern es ist gleichzeitig unser gesteigertes Kunstinteresse, das finanziell vom allgemeinen Gang der kapitalistischen Entwicklung abhängt. Sobald wir industriell rückwärts sinken, versagen sich unserem Volke die Möglichkeiten des Lebens einer Minderzahl in den Monumenten alter Größe.

Daß es eine Minderzahl ist, die durch den Industrialismus in die Lage gebracht wird, die Kunst im ganzen genießen zu können und für neue Kunst Aufträge zu geben, ist dabei eine Tatsache, die, moralisch betrachtet, des Peinlichen nicht entbehrt. Wieviele Bergleute arbeiten in der Tiefe (und wie gefährlich diese Tiefe ist, haben wir neuerdings wieder erfahren), damit es möglich ist, daß einige Mitmenschen den Glanz genießen, der auf den Gärten di Boboli liegt! Es ist eine verwunderliche Arbeitsteilung, daß die einen in den Schacht fahren und die andern durch den Tunnel des Sankt Gotthard. Kein Mensch von gesundem Gefühl wird es denen, die bei dieser Arbeitsteilung schlecht weggekommen sind, verargen, wenn sie versuchen, ihren Anteil an den Künsten und Herrlichkeiten der Welt zu vermehren. Sie müssen es tun, sobald ihnen der Zusammenhang der Dinge zum Bewußtsein gekommen ist. Sie stehen, und sei es auch an untergeordneter Stelle, schaffend im Getriebe der Arbeit, durch die das Leben in und mit der Kunst ermöglicht wird. Sie fangen an zu wissen, daß sie zur Unterkonstruktion der Aesthetik gehören. Dieses Wissen muß den Willen erzeugen, auch im Oberbau heimisch zu werden. Wie weit dieser Wille sich zu Erfolgen gestaltet, ist eine Frage der Kräfte und Klugheit der arbeitenden Schicht. Keinesfalls dürfen wir vom Standpunkt der Moral aus ihn verdammen. Hier aber wollen wir nicht die Moral behandeln, sondern die Volkswirtschaft, und da muß zunächst festgestellt werden, daß es die merkwürdige Arbeitsteilung, von der wir sprachen, immer in irgend einer Weise gegeben hat. Auch in den Zeiten, in denen der Dom von Florenz erbaut wurde, gab es eine Menge von Menschen, die für ihn arbeiteten ohne ihn zu sehen, und die, wenn sie ihn sahen, nicht wußten, was sie sahen. Es gab Bauern im ganzen toskanischen und umbrischen Hinterlande, auf deren Rücken der Glanz der Medicäer getragen wurde, und es gab Bergleute in Spanien und Kameltreiber im Orient und Steinbrecher in den Marmorgebirgen, die alle mithelfen mußten als dienende Brüder einer Kultur, die über ihren Köpfen und teilweise auf ihre Kosten gemacht wurde. Ist nun die Kultur deshalb verwerflich, weil sie auf solche Weise zustande gebracht wurde? Hier ringt sich aus den ästhetisch-volkswirtschaftlichen Erwägungen das schwerste Problem der Kunst heraus, die Frage, ob es Kunstkultur ohne eine im dunklen arbeitende Masse geben kann.

Sicher ist, daß der Drang zur Hebung der arbeitenden Klassen im Industrialismus der neuen Zeit viel stärker zutage tritt als in irgend einem

früheren System der Volkswirtschaft. Er ist so stark und so allgemein, daß er im Laufe der Zeit sich irgendwie Geltung verschaffen wird. Wir gehen einer Zeit der Demokratisierung der Volkswirtschaft entgegen und sind persönlich daran als moralische Menschen interessiert, daß diese Demokratisierung eintritt. Wir wollen, daß der Arbeiter im Arbeitsprozeß nicht nur dienender Bruder ist, sondern einen Teil der Bestimmung seines Schicksals in seiner Hand hat. Das wollen wir, solbst wenn dazu Opfer nötig sein sollten, die tief in das Kulturleben eingreifen. Aber — und hier beginnt das Problem, ist nicht die Gefahr vorhanden, daß bei größerer Demokratisierung alle besondere Kraft, die jetzt der Kunst dient, weggestrichen wird. Werden demokratische Organisationen einen Goethe und Richard Wagner erhalten, werden sie den Zusammenhang des Nordens mit dem köstlichen Erbe des Südens pflegen, werden sie eine Schicht von Menschen zulassen, die sich ganz der Kunst hingeben, damit von ihnen aus die Aufgaben und der Geist der künstlerischen Kultur zu den anderen übergehen? Es ist eine verwickelte Frage. Ohne Industrialismus fehlt die Unterkonstruktion der Aesthetik, aber im Industrialismus liegen Gefahren für den Oberbau, der von ihm getragen wird. Wird der ästhetische Oberbau eines Tages einstürzen wie der Glockenturm von Venedig, so daß dann die Enkel erzählen: es gab einmal eine Zeit, wo man für Kunst Geld, Zeit und Sinn hatte, wo wenigstens ein Teil der Menschen dieses hatte, nun aber ist das vorüber, weil wir nur praktisch geworden sind und weil die Menge der Arbeitenden angefangen hat, mitzuregieren?

Es ist nicht leicht, die Folgen der sozialen Strömungen in künstlerischer Hinsicht voll zu erwägen. Einesteils bestehen ohne Zweifel die soeben dargestellten Gefahren. Die alte Kunst, zu der wir pilgern, war Fürstenkunst, Herrschaftskunst. Von den Triumphbogen der Cäsaren bis zu den Kathedralen der Jesuiten war Kunst eine Leistung derer, die das Volk in Vormundschaft hielten. Auch die französische Kunst ist mehr königlich und napoleonisch als demokratisch. Aber man würde unrecht tun, wenn man die Gesinnungen, die bei einer unterdrückten und abhängigen Menge natürlicherweise vorhanden sind, ohne weiteres als die notwendigen Gesinnungen der Menge annehmen wollte. Eine Volksmenge, die emporsteigt, steigt auch ästhetisch. Nur unter dieser Voraussetzung ist ihr Steigen für die künstlerische Kultur kein Unglück. In Florenz hat Savonarola einen Scheiterhaufen weltlicher Kunst errichten lassen. Es ist aber nicht notwendig, daß die Demokratie, wenn sie an Einfluß gewinnt, auf diese Weise handelt. Gerade Florenz zeigt, daß sie sich ihr schnelles Grab gräbt, wenn sie die Erbschaft der Fürsten in Kunstsachen nicht anzutreten bereit ist. Auch sie wird eine Arbeitsteilung herstellen müssen, bei der es eine Anzahl von Menschen gibt, die im Gebiet der Formen, Gestalten und Farben frei schaffen. Freilich, freilich, wieviele Erziehung ist dazu nötig! Die Erziehung zum Verständnis der künstlerischen Kultur ist ein Teil der Volkserziehung im ganzen, die den Industrialismus reifmachen soll, die wahrhaft große Lebensform eines Zeitalters zu werden.

Rundschau.

Die Hausindustrie und ihre gesetzliche Regelung.

Die deutsche Heimarbeit-Ausstellung in Berlin hat wiederum — ähnlich wie s. Z. der große Berliner Konfektionsarbeiter-Streik des Jahres 1896 — die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf die Hausindustrie, das Schmerzenskind unserer Sozialpolitik gelenkt.

Während die Wissenschaft seit Jahren bemüht ist, die Entwicklung und die wirtschaftlichen Grundlagen der hausindustriellen Arbeit durch eingehende Forschungen klar zu stellen, um so eine Grundlage für durchgreifende Reformen zu gewinnen, hat sich die öffentliche Meinung mit diesen Problemen bisher leider nur sehr wenig beschäftigt und steht daher den von Zeit zu Zeit bekannt werdenden Mißständen auf diesem Gebiete ziemlich ratlos gegenüber.

Unter diesen Umständen dürfte es angebracht erscheinen, wenn auch nur in ganz kurzen Umrissen, ein Bild der tatsächlichen Verhältnisse zu geben:

Wir können drei große Gruppen der gewerblichen Produktion unterscheiden, die sich historisch eine aus der anderen entwickelt haben: das Handwerk, die Hausindustrie und das moderne Fabriksystem.

Die Hausindustrie ist nicht — wie zeitweilig angenommen wurde — ein Anhängsel des Handwerks oder des Hausgewerbefleißes, nicht ein absterbendes Ueberbleibsel der vorkapitalistischen Periode, sondern eine Form der kapitalistischen Produktion und zwar die älteste dieser Formen, die historisch den Uebergang bildet von der handwerksmäßigen Waarenherstellung — der reinen Kundenproduktion — zur Manufaktur und zum modernen Fabrikbetrieb.

Die Form, in der die Hausindustrie als Betriebssystem ins Leben trat, bezeichnen wir mit dem Namen des Verlages; d. h. derjenigen Ordnung der gewerblichen Produktion, bei welcher ein meist nur kaufmännisch, aber nicht technisch gebildeter Unternehmer (Verleger), dadurch, daß er ein größeres Absatzfeld schafft und ursprünglich selbständige Handwerker allmählich in Abhängigkeit von seinen Aufträgen bringt (sie „verlegt"), die Leitung der Produktion an sich reißt.

Die Grundlage für die Entwicklung der Hausindustrie bildet überall das Vorhandensein einer größeren Anzahl überschüssiger und daher billiger Arbeitskräfte, deren Verwendung aus Gründen der Technik oder der Stellung in der Familienwirtschaft nur oder doch am leichtesten in dieser Form möglich ist.

Entsprechend der verschiedenen Form der Bevölkerungsbewegung können wir denn auch zwei große Klassen der hausindustriellen Produktion unterscheiden. Die sogenannten älteren Hausindustrien, deren Entstehung z. T. bis in das 16. und 17. Jahrhundert zurückreicht und die sich aufbauen auf der Heranziehung der Bevölkerung unserer Mittelgebirge, deren kärglicher Boden schon seit langem nicht hinreicht, den Bevölkerungszuwachs zu ernähren und diesen zwingt, sich gewerblicher Betätigung zuzuwenden oder abzuwandern.

Infolgedessen zieht sich über unsere Mittelgebirge, beginnend von den Sudeten im Osten, über das Erzgebirge, den Thüringerwald, das Eichsfeld, die Rhön, Spessart und Schwarzwald bis zu den Vogesen im äußersten Westen, ein Netz dezentralisierter ländlicher Hausindustrien (Weberei, Stickerei, Musikinstrumente, Spielwaaren, Zigarren, Korbflechterei, Konfektion, Uhrenfabrikation u. a. m.).

Die Widerstandsfähigkeit gegen die Umbildung zum Fabrikbetrieb erklärt sich hier in erster Linie aus der dezentralisierten Wohnweise, welche die Zusammenfassung erschwert; infolge verbesserter Verkehrsverhältnisse findet der Fabrikbetrieb

allmählich Eingang und wo — wie in der Weberei — seine technische Ueberlegenheit über die Hausindustrie eine bedeutende ist, stirbt diese allmählich aus.

Neben diesen älteren, größtenteils ländlichen Hausindustrien haben sich seit den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts eine Anzahl völlig neuer Industrien in den Großstädten und industriellen Zentren entwickelt, die in steter Ausdehnung und Zunahme begriffen sind und heute den wichtigsten Teil der Hausindustrie darstellen. Die Entwicklung der Großindustrie und des modernen Verkehrswesens haben zu einer Zusammenballung ungeheurer Menschenmassen auf beschränktem Raum und zugleich zu einer vollständigen Umwälzung der Erwerbsverhältnisse der breiten Volksklassen geführt. — Die Frauen und Töchter der Arbeiterklasse fanden sich fast von allen häuslichen Nebenbeschäftigungen, die ihren Schwestern auf dem Lande und in den kleinen Orten reichlich Gelegenheit zur Arbeit und zur Erleichterung der Lebenshaltung gegeben hatten, ausgeschlossen. Durch die neuere Entwicklung wurde die hauswirtschaftliche Eigenproduktion ausgeschaltet, während zugleich durch die hohen Mieten die Notwendigkeit von Geldeinnahmen — die ergänzend zu dem Verdienste des Mannes hinzutraten — immer gebieterischer wurde; ähnliche Gründe veranlaßten aber auch die Töchter des niederen Mittelstandes (der kleinen Beamten, Handwerker &c.) einen Nebenverdienst zu suchen und so erwuchs ein Angebot von Arbeitskräften, das die Entstehung neuer Industrien fast selbständig erzwang. Schon die Natur und die Vorbildung dieser Arbeitskräfte führte es herbei, daß vor allem anderen die Herstellung von Kleidungsstücken, Wäsche &c. — also die Konfektion, die hauptsächlichste dieser Industrien wurde. Die steigenden Mieten und der sich entfaltende Luxus der Ladenlokale trieben aber auch das in der Großstadt ansässige Handwerk in die Vororte und in die Hinterhäuser, zerstörten die Berührung zwischen Käufer und Produzenten und führten dazu, daß ganze Zweige der handwerksmäßigen Produktion, wie die Schneiderei, Tischlerei, Schuhmacherei u. a. m. in Abhängigkeit von Magazinen und Händlern gerieten.

Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß die Formen, unter denen die Hausindustrie uns heute entgegentritt, so mannigfaltige sind, daß es bis jetzt nicht gelungen ist, eine Definition zu finden, welche alle ihre Gestaltungen erschöpfend wiedergibt; hierin liegt nicht nur eine Schwierigkeit für die wissenschaftliche Behandlung des ganzen Problems, sondern jeder gesetzliche Eingriff wird ganz besonders erschwert durch die Unmöglichkeit, einen juristisch völlig klaren und eindeutigen Begriff aufzustellen.

Wir müssen uns hier damit begnügen, die Hausindustrie als diejenige Betriebsform zu bezeichnen, in der ein Unternehmer Arbeitskräfte in ihren Wohnungen oder in nicht zu seinem eigenen Betriebe gehörigen Werkstätten beschäftigt. Die Hausindustrie unterscheidet sich also von der Fabrik dadurch, daß die Produktionsstätte nicht von dem Unternehmer gestellt wird, vom Handwerk aber dadurch, daß der technische Produzent nicht in direktem Verkehr mit dem konsumierenden Publikum steht, sondern von einem Unternehmer abhängig ist.

Die wichtigsten Formen der Hausindustrie, die sich in den hauptsächlichsten Gewerbszweigen nebeneinander finden, sind:

a) Die Heimarbeit, bei welcher ein Arbeiter oder eine Arbeiterin allein oder mit Hilfe ihrer Angehörigen direkt für den Verleger oder für eine von diesem abhängige Werkstatt arbeitet.

b) Der Zwischenmeisterbetrieb, in dem in einer mit fremden Hilfskräften betriebenen Werkstätte — die aber meist integrirender Teil der Wohnung des Zwischenmeisters ist — für einen oder mehrere Unternehmer Waren hergestellt werden.

c) Der verlegte Handwerksbetrieb, d. h. formell unabhängige Handwerks-

neister, die jedoch nicht direkt für den Kunden, sondern im Auftrage eines die Richtung der Produktion bestimmenden Unternehmers arbeiten.

Gelegentlich der Berufs- und Gewerbezählungen von 1882 und 1895 ist der Versuch gemacht worden, auch die Hausindustrie statistisch zu erfassen: aus einer Reihe von Gründen ist dies aber nur in sehr unvollkommenem Maße geschehen. Das Ergebnis war, daß ungefähr ½ Million hausindustrieller tätiger Arbeiter gezählt wurden, es ist aber anzunehmen, daß die wirklich vorhandene Zahl heute näher an 1 Million beträgt. Wichtig ist die Zählung deshalb, weil sie ein Bild der Verschiebung innerhalb der Hausindustrie gibt, und zwar ist das Resultat, daß die sogenannten älteren Hausindustrien, vor allem die Textilindustrie, in starkem Rückgang begriffen sind, während die neueren, hauptsächlich in den Großstädten domizilierten, eine bedeutende Zunahme aufweisen. Die Vorteile, welche die letzteren infolge der billigen Arbeitskräfte, der Ersparnisse an stehendem Kapital, sowie infolge der Anpassungsmöglichkeit an Mode und Saison, den Unternehmern bieten, sind so große, daß vielfach eine Auflösung von geschlossenen Fabrikbetrieben und ein Uebergang zur Hausindustrie bemerklich ist.

Bis vor nicht allzulanger Zeit war die Beurteilung der hausindustriellen Tätigkeit eine relativ günstige, erst die Erfahrungen gelegentlich des großen Berliner Konfektionsarbeiterstreiks von 1896 und die hieran anknüpfenden Erhebungen des Vereins für Sozialpolitik haben eine derartige Unsumme von Elend und Ausbeutungsverhältnisse schlimmster Art zutage gefördert, daß ein vollständiger Umschwung der Ansichten eingetreten ist, sodaß heute die Frage der Regelung der hausindustriellen Arbeit als eines der wichtigsten aber auch schwierigsten sozialen Probleme erscheint. Die hauptsächlichsten Mißstände sind:

1) Die ungemein niedrigen Löhne, welche ein Resultat des Ueberangebots speziell weiblicher Arbeitskräfte sind, von denen viele in der Arbeit nur einen Nebenverdienst suchen. Infolge der lokalen Zerstreutheit wie der Apathie und wirtschaftlichen Schwäche der Arbeitskräfte ist jedes gemeinschaftliche Vorgehen, jede Verständigung über die Lohnhöhe ungemein erschwert, sodaß diese nicht nur auf, sondern vielfach unter das Existenzminimum herabgedrückt wird.

2) Die sanitär ungenügenden Arbeitsräume, die zusammen mit der unbeschränkten Arbeitszeit große gesundheitliche Gefahren mit sich bringen.

3) Die Ausnutzung der kindlichen Arbeitskraft bis in das zarteste Alter hinein, die seit dem Verbot der Kinderarbeit in Fabriken in steter Zunahme begriffen ist.

Hinzutreten als erschwerendes Moment die unregelmäßige Beschäftigung (Saisonarbeit), das Fehlen von jeglicher Hilfe im Falle von Krankheit, Invalidität, die Abwesenheit aller Schutzmaßregeln für Gesundheit, Sicherheit ꝛc. der Arbeitenden, welche von keiner Aufsichtsinstanz kontrolliert werden.

Da die für den Fabrikarbeiter so wertvolle Selbsthilfe durch Organisation hier versagt, so ist eine Besserung nur von dem Eingreifen der Allgemeinheit zu erhoffen. Dieses ist umsomehr geboten, als fast alle sozialpolitischen Einrichtungen, die der Staat zugunsten der arbeitenden Klassen geschaffen hat, wie Arbeiterschutz, Arbeiterversicherung u. a. m. bis jetzt nur den in Fabriken und Werkstätten Arbeitenden zugute kommen und hierdurch den Unternehmern ein Anreiz gegeben ist, die Hausindustrie dem geschlossenen Betriebe mit seinen sozialpolitischen Lasten gegenüber zu bevorzugen.

Das gänzliche Verbot der Hausindustrie, das sowohl seitens der organisierten Arbeiter wie auch von wissenschaftlicher Seite mit Hinblick auf die Schwierigkeiten einer anderweitigen Regelung gefordert worden ist, kann nur für einige direkt gesundheitsschädliche Industrien in Frage kommen. So ist die Herstellung von Phosphorzündhölzern in der Hausindustrie in Deutschland verboten. Ferner kann der Todeskampf einiger Industriezweige, die sich der fortgeschrittenen Technik gegen-

über nicht mehr halten können, wie die Hausweberei, durch Begünstigung der Großbetriebe und Ueberführung des Nachwuchses in andere Gewerbe abgekürzt werden. Für die große Zahl der Gewerbszweige sind jedoch derartige Maßregeln weder durchführbar noch auch wünschenswert. Wer selbst die besteingerichteten Fabrikbetriebe aus eigener Anschauung kennt, wird nicht wünschen, daß ein noch größerer Teil der weiblichen Bevölkerung — um die es sich hier in erster Linie handelt — kaserniert und der Familie dauernd entzogen werde. Die Hausindustrie hat vielmehr unter unseren heutigen Verhältnissen ihre gute volkswirtschaftliche Berechtigung, die darin besteht, eine große Anzahl zersplitterter Arbeitskräfte, die sonst verloren gehen würden, der wirtschaftlichen Produktion dienstbar zu machen und dadurch die Einkommen breiter Schichten besser zu gestalten. Es kann sich also nur darum handeln, die bestehenden Mißstände abzustellen, die Institution als solche, wenigstens vorerst, aber zu erhalten.

Es ist nun völlig verfehlt, wie es vielfach geschieht, zu diesem Ende einfach eine Ausdehnung der bestehenden Arbeiterschutzgesetze auf die Hausindustrie zu fordern, weil die Verhältnisse in den letzteren so verschiedenartig sind, daß nur eine möglichst spezialisierte und sich den verschiedenen Formen anpassende Gesetzgebung hier Remedur schaffen kann.

Gegen die Ausnützung der kindlichen Arbeitskraft ist ein entschiedener Schritt bereits getan worden durch das im Jahre 1904 in Kraft getretene Kinderschutzgesetz, welches die gewerbliche Arbeit fremder Kinder unter 12 Jahre und eigener unter 10 Jahre verbietet. Die Besserung der Wohnungsverhältnisse hat vor allem in Anschluß an eine allgemeine und weitschauende staatliche und kommunale Wohnungs- und Verkehrspolitik zu geschehen. Daneben können mit Rücksicht auf die großen gesundheitlichen Gefahren, die dem konsumierenden Publikum aus der Herstellung in gesundheitswidrigen Räumlichkeiten erwachsen, für bestimmte Gewerbe Vorschriften über die Beschaffenheit der Arbeitsräume gegeben werden. Dieser Weg ist in England und den Vereinigten Staaten von Amerika beschritten worden und auch bei uns haben wir Ansätze dazu in dem Entwurf über Regelung der Zigarrenhausindustrie der z. Zt. dem Bundesrat vorliegt.

Im großen und ganzen gilt aber auch hier der Satz, daß die Wohnfrage vor allem eine Lohnfrage sei und so erweist sich die Erreichung eines auskömmlichen Lohnes als das Zentralproblem der ganzen Frage.

In der fabrikmäßigen Großindustrie ist dieses Problem seiner Lösung näher gebracht worden durch die Organisation der Arbeiter selbst, die den Unternehmern als gleichstarke Macht gegenübertretend, die Aufrechterhaltung eines auskömmlichen Verdienstes durchweg durchsetzen konnten.

In der Hausindustrie dagegen wird durch das Vorhandensein einer industriellen Reservearmee, die sich vom Kleinbauern bis in die Familien des mittleren Bürgerstandes hinein erstreckt, sowie durch den nebenverdienstlichen Charakter der Arbeit die natürliche Begrenzung des Lohnminimums verhindert; hier erscheint darum die staatliche Festsetzung von Lohntarifen oder doch von Mindestlohnsätzen als der einzige gangbare Weg zu einer dauernden Besserung.

Diese Forderung mag auf den ersten Blick als sehr weitgehend erscheinen, bei näherer Betrachtung zeigt es sich aber, daß es sich weder um eine utopistische noch sozialistische Forderung handelt. Gerade heute, wo alles dahin drängt, die durch die Entwicklung der Großindustrie in die Brüche gegangene wirtschaftliche Organisation des Volksganzen durch eine den neuen Verhältnissen angepaßte zu ersetzen, wo Kartelle und Syndikate darauf hinarbeiten, Ueberproduktion und Ueberangebot zu verhindern und die Warenpreise zu stabilisieren, wo auch Verkäufer und Käufer der Ware Arbeitskraft durch Lohnfestsetzungen, Tarifgemeinschaften und ähnliches, einen festen Boden für die Preisbildung zu gewinnen suchen, da

muß der Staat für diejenigen, die hierzu aus eigener Kraft nicht imstande sind, eine gewisse Höhe und Stetigkeit der Lebensbedingungen zu sichern versuchen.

Es fehlt auch nicht an praktischen Vorbildern, welche die Möglichkeit der Durchführung dieser Forderungen erweisen: So werden heute in England fast alle Submissionen seitens des Staates und der Gemeinden unter der Bedingung vergeben, daß seitens der Unternehmer den Arbeitern der in dem betr. Gewerbe übliche und seitens der Arbeiterorganisation gebilligte Lohn gezahlt wird („fair wages“ Klausel).

In Australien und Neuseeland ist man dagegen zur gesetzlichen Festlegung der Lohnsätze für ganze Gewerbe geschritten. In dem australischen Bundesstaat Viktoria erfolgt diese durch Kommissionen von sachkundigen Unternehmern und Arbeitern. In Neu-Seeland sind sieben Einigungsämter und ein Schiedsgericht damit betraut. Man geht bei der Normierung der Lohnsätze von dem Grundsatze aus, die in dem betr. Gewerbe durchschnittlich erreichte Lohnhöhe als unterste Grenze festzulegen, schreckt aber auch nicht davor zurück, wo besonders niedrige Löhne herrschen, diese Grenze bedeutend höher anzusetzen. Das Wichtigste ist, daß die festgesetzten Minima für das ganze Gewerbe, also ebenso für den Fabrikbetrieb wie für die Hausindustrie Geltung haben, wodurch die Vorteile, welche die organisierten Fabrikarbeiter bereits errungen haben, auch der Hausindustrie zugute kommen.

Aehnliche Einrichtungen würden in Deutschland, bei unseren viel komplizierteren Verhältnissen natürlich bedeutend größere Schwierigkeiten verursachen, da sie aber das einzige wirksame Mittel sind, eine durchgreifende Besserung herbeizuführen, so darf man hiervor nicht zurückschrecken. Wir besitzen in den als Einigungsämter fungierenden Gewerbegerichten sogar schon die passenden Organe zur Uebernahme der neuen Funktionen.

Die Voraussetzung für die Durchführung jeder Reform wäre eine genaue Registrierung aller Heimarbeiter und Hausindustrieller, wie sie bereits in England, den Vereinigten Staaten und Australien z. T. für gewisse, z. T. für alle Gewerbe besteht. Diese würde zugleich die beste Handhabe geben für die durchaus notwendige Ausdehnung der sozialen Zwangsversicherung auf alle Hausgewerbetreibende, die heute nur in ganz bestimmten Fällen an deren Vorteilen Teil nehmen. Die Ueberwachung der Ausführung der zu erlassenden Bestimmungen würde einen besonderen Beamtenapparat, entsprechend den Fabrik- und Gewerbeinspektoren, erforderlich machen. Seine Funktionen ließen sich am besten vereinigen mit derjenigen einer Wohnungsinspektion, die ja die Voraussetzung jeder durchgreifenden Wohnungsreform ist, und zu der Ansätze in einzelnen Bundesstaaten bereits vorhanden sind. Natürlich werden alle zur Besserung der Mißstände in der Hausindustrie in Aussicht genommenen Maßregeln zu einer Steigerung der Produktionskosten führen und damit wird für den Unternehmer der Hauptanreiz zur Beschäftigung von Heimarbeitern fortfallen. Die höheren Produktionskosten könnten nur durch eine entsprechende Steigerung der Produktivität ausgeglichen werden, welche in der Hausindustrie ausgeschlossen und nur im geschlossenen Fabrikbetrieb durch Anwendung von Maschinen u. a. möglich ist.

Das Endresultat wird also doch sein, daß eine Anzahl von Hausindustrien, nämlich diejenigen, die eine volkswirtschaftliche Berechtigung darum nicht mehr besitzen, weil ihre Arbeitskräfte nicht absolut an das Haus gefesselt sind (Männer und unverheiratete Frauen) in den Fabrikbetrieb übergeführt werden. Für diejenigen Elemente unseres Volkes aber — für die Frauen und Mütter — deren volkswirtschaftlich und national wertvollste Tätigkeit immer noch im Kreise des Hauses und der Familie sich vollzieht, wird durch die hier geforderten Maßregeln die Möglichkeit geschaffen werden, für ihre Arbeit auch den gerechten Lohn zu erhalten.

Heidelberg. Edgar Jaffé.

Die Berliner Jahrhundertausstellung deutscher Kunst.

Die Vorarbeiten für die Jahrhundertausstellung deutscher Kunst, die ursprünglich bereits für das Jahr 1900 geplant war, reichen um mehr als ein Jahrzehnt zurück.

Mit diesen einfachen, aber sehr eindrucksvollen Worten beginnt das Vorwort des Kataloges. Wenn sie nicht das Schicksal aller in Vorwort und Einleitung gesetzter Aeußerungen hätten, so müßten sie bemerkt werden und von vornherein jede Kritik gegen das riesige Unternehmen entwaffnen. Mängel sind ja genug da, aber wer eine solche Ausstellung gerecht beurteilen will, darf nicht sowohl die Mißstände aufzählen, die faktisch da sind, als jene, die glücklich vermieden wurden; denn die Schwierigkeiten, die sich solchen Veranstaltungen entgegenstellen, sind so zahlreich und so groß, daß sie nicht alle überwunden werden können. Der Eindruck des Ganzen ist nicht überwältigend. Das Gebäude ist nicht günstig für eine Ausstellung, die nach entwickelungsgeschichtlichen Prinzipien geordnet sein soll. Die Bilder konnten nicht auf einer einzigen Flucht vorgeführt, sondern mußten in drei Stockwerke verteilt werden, und für die äußerst reiche Abteilung der Handzeichnungen mußte man gar noch ein zweites Gebäude in Anspruch nehmen. Die Uebersichtlichkeit litt darunter sehr, und mit ihr auch die Fähigkeit den Beschauer künstlerisch zu erfreuen. Im allgemeinen herrscht eine Art kleiner Enttäuschung, und man kann manches harte Wort sowohl über die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts wie über die Ausstellungsleitung hören. Wer aber weiß, daß solche Veranstaltungen in der Regel enttäuschen, der weiß, daß auch diesmal nicht jener günstige Effekt erzielt werden konnte, den man sich vorher versprach. Verfasser möchte nur an die berühmten Ausstellungen altniederländischer und altfranzösischer Meisterwerke in Brügge und Paris erinnern, um zu zeigen, daß, selbst wenn die größten Künstler vorgeführt werden, und das denkbar beste an Vollständigkeit erreicht wird, doch das Ensemble unter der Menge des unvermeidlichen Mittelgutes außerordentlich leidet. Statt den Gesamteindruck der Jahrhundertausstellung hart zu beurteilen, sollte man vielmehr sagen, daß dieselbe Ausstellung noch einmal gemacht werden muß, daß aber in die neue nur jene Werke aufgenommen werden dürfen, die sich diesmal bewährt haben. Bei solcher Scheidung werden sich leicht einige hundert Bilder finden, die für die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts in seinem ganzen Verlauf ein sehr ehrenvolles Zeugnis ablegen. Aber eine derartige kleine Ausstellung kann nicht gemacht werden, ohne daß ihr die große vorausgegangen ist.

Es ist wesentlich, zu beobachten, daß die Jahrhundertausstellung auf eine bestimmte Tendenz hin angelegt ist. Sie soll nicht die breite Entwickelung unserer Kunst veranschaulichen, sondern sie soll eine einzelne Richtung herausarbeiten: das ist die realistische. Es wäre darum vielleicht besser gewesen zu sagen, daß hier eine Ausstellung der realistischen Malerei des 19. Jahrhunderts geplant war. Mit dieser Scheidung hätte sich mancher weitere Vorteil gegeben; aber nehmen wir auch hier den Fall so, wie er eben liegt.

Die Ausstellungsleitung ist ob dieser Tendenz vielfach angegriffen worden, wiederum mit Unrecht. Sie ist freilich etwas einseitig vorgegangen, aber es ist ein gar nicht hoch genug anzurechnendes Verdienst, daß klar und deutlich gezeigt wurde, wie sich von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab, genauer gesprochen von 1775 ab, weil doch ein bestimmter Ausgangspunkt gewählt werden mußte, in ununterbrochener Ideenfolge die Kunst des 19. Jahrhunderts aus der der sogenannten alten Meister entwickelt hat. Die schöne Lebensweisheit Goethes: Vertrau Dir erst nur selbst, so weißt Du auch zu leben, hat auch ihre Geltung für die Kunst. Wie lange Jahrzehnte litten unsere Künstler unter dem Fluch, daß niemand

mehr an die künstlerische Potenz unserer Zeit glauben wollte. Wir hatten das Vertrauen auf unsere künstlerische Kraft verloren; wir müssen es wieder gewinnen. Immer und immer wieder wurde die Klage erhoben, daß im Anfang des 19. Jahrhunderts ein Bruch in der künstlerischen Ueberlieferung stattgefunden habe. Immer und immer wieder wurde die, obendrein oft sehr pharisäische Klage ausgesprochen, daß durch diesen Bruch die Kunst unheilbaren Schaden erlitten habe. Verfasser möchte hier ausdrücklich darauf hinweisen, daß diese Klage erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts auftaucht und daß sie von gewissen Künstlern ausging, die ein persönliches Interesse daran hatten, die alten Meister himmelhoch zu heben, damit sie selbst in ihrer meistens ganz kläglichen Imitation altmeisterlicher Technik wenigstens noch von dem Abglanz des Rembrandt und Rubens in ein günstiges Licht gebracht würden. Ehe die Gründerzeit den bösen Schwindel der Nachahmung der „großen Alten“ brachte, ist das 19. Jahrhundert immer getreulich mit seinen Künstlern gegangen und es hat sie mit reichen Mitteln unterstützt. Freilich waren es oft genug die Effekthascher, die besonders hoch gehalten wurden, wie das ja zu allen Zeiten, auch in den Tagen Michelangelos und Rembrandts der Fall war. Aber im großen Ganzen war bis zur Gründerzeit das 19. Jahrhundert auch in Deutschland stolz auf seine Künstler. Die Legende vom Zusammenbruch der Kunst in der napoleonischen Zeit findet nun schon seit ungefähr zehn Jahren immer weniger Glauben. Das Verdienst der Berliner Jahrhundertausstellung ist es, ganz deutlich gezeigt zu haben, wie konsequent und lückenlos sich die Entwickelung vollzogen hat. Ganz tadellos ist der Beweis gelungen, vor allem für die norddeutsche Malerei und zwar am Werke Menzels. Wie sich dieser aus dem Stile Chodowieckis und vor allem aus dem des Berliner Porträtmalers Franz Krüger entwickelt hat, das wußten vorher nur Wenige. Vielleicht niemand aber hat gewußt, daß gerade jener Menzel, den wir heute besonders hochschätzen, der in den vierziger und fünfziger Jahren die berühmten Interieurs, die Fackelzüge und das Theâtre Gymnase gemalt hat, unmittelbar aus dem grundsoliden, in der Bewegung so feinen und in der Modellierung so reichen Krüger hervorgeht, sodaß man mitunter zweifeln könnte, wem der beiden Künstler gerade dies oder jenes Bild zuzuschreiben ist.

Weniger gut ist der Beweis für die süddeutsche Malerei gelungen, obwohl er auch hier ganz streng zu führen gewesen wäre. Die Linie Wagenbauer, Kobell, Bürkel, Ramberg und Leibl wäre ganz scharf zu ziehen gewesen. Sie ist leider nicht gezogen worden, worüber nun viel Klage geführt wird. In München ist man ein wenig gekränkt, daß sein auch in dieser Ausstellung offenkundig dargelegtes Uebergewicht nicht klarer zum Ausdruck gebracht wurde. In Berlin aber klagt man stark über Mangel an Entgegenkommen von Süddeutschland. Es werden wohl auf beiden Seiten Fehler begangen worden sein; so will Verfasser nicht auch unter die Verdrossenen und Richter gehen. Es bleibt der Münchener Jahrhundertausstellung hier genug zu tun übrig.

Wie hoch man aber auch es anschlagen mag, daß in Berlin die Fabel vom Mangel eines Zusammenhangs der Kunst unserer Zeit mit der früheren endgültig zerstört wurde, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß die Ausstellungsleitung gar zu theoretisch vorgegangen ist. Im schönen Eifer, die guten alten Realisten vom Anfang des Jahrhunderts recht sehr zur Geltung zu bringen, sind Fehler gemacht worden, die schon von Anfang an bekämpft werden müssen. Man hat in dieser Hinsicht besonders in Hamburg des Guten gar zu viel getan. So wurden der Hamburger Porträtist Philipp Otto Runge (1777—1810) und der Dresdener Landschaftsmaler Kaspar David Friedrich (1774—1840), die ja aus Einzelpublikationen schon längere Zeit bekannt waren, gewissermaßen für die Allgemeinheit neu entdeckt, und besonders wurde Runge geradezu als

Pionier der neuen Kunst hingestellt. Die Rechnung, daß Runge am Anfang des 19. Jahrhunderts gewirkt hat, läßt zwei Schlüsse zu: erstens daß er zu den Vorläufern der neuzeitlichen Malerei gehöre und zweitens den, daß er als einer der letzten Vertreter der alten in die neue Zeit hereinrage. Der erste Schluß ist gezogen worden, aber er ist nicht richtig. Runges Bilder sind vielmehr letzter Abschluß und weisen nicht vorwärts. Es ist richtig, daß seine Schriften manches überraschende Wort enthalten, das auch den heutigen Künstlern ganz aus dem Herzen gesprochen ist; aber wir haben es nur mit den Taten, nicht mit den Worten zu tun. Runge war gewiß ein ausgezeichneter, ernsthafter Porträtist, aber so wenig wie sein Zeitgenosse, der Münchener Ettlinger, hat er etwas anderes getan als die alte Tradition in das 19. Jahrhundert hinüberzuführen. Nur als Einschaltung sei bemerkt, daß Ettlinger dem Runge als Maler weit überlegen war, und daß er in der Jahrhundertausstellung auffallend schwach vertreten und ungünstig gehängt ist.

Aehnlich wie bei Runge verhält es sich mit dem tatsächlich sehr feinsinnigen Dresdener Landschafter Kaspar David Friedrich. Seine beinahe intimen, so sympathisch einfachen und dabei gehaltvollen Gemälde bilden einen wertvollen Schmuck der Ausstellung und waren für die meisten Besucher wohl eine höchst erfreuliche Ueberraschung. Aber Friedrich ist kein Meister der mit unserer lebenden Gegenwart etwas zu tun hat. Das ist nun das Wichtige. Runge, Ettlinger, Krüger, manche nord- und vor allem süddeutsche Landschafter stehen an der Spitze des Jahrhunderts als Meister, die uns, obwohl wir heute doch ganz andere Ziele verfolgen, nicht nur verhältnismäßig, sondern tatsächlich wertvoll und künstlerisch bedeutend erscheinen. Das 19. Jahrhundert hat im Norden und besonders im Süden ein reiches Erbe an freier künstlerischer Anschauung und technischer Solidität von der Vergangenheit übernommen.

Es ist nun ganz gewiß ein großes Verdienst, daß die Jahrhundertausstellung diese Tatsache so klar herausgestellt hat; aber nun bleibt doch ein anderes Moment zur Besprechung übrig, das weniger günstig ist. Die Ausstellungsleitung hat hauptsächlich Rücksicht auf den deutschen Realismus genommen. Sie hat darum die sogenannten Kartonmaler weniger berücksichtigt. Das hat zu einer Einseitigkeit geführt, die schließlich doch selbst die Realisten nicht im klaren Licht der Wahrheit dastehen läßt. Die Strömungen in der Kunstentwickelung gehen nicht so scharf getrennt nebeneinander her wie die verschiedenen Farbenschichten des Achates nebeneinander liegen. Es erfolgen oft Mischungen höchst komplizierter Art, und so haben die Realisten von seiten der Nichtmaler vielfach Beeinflussung erfahren, die aber auf der Ausstellung nicht zu studieren ist. Als Beleg dafür diene nun die Tatsache, daß die weitaus besten Kunstwerke, mit denen die Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vertreten ist, die leider nur in geringer Auswahl beigebrachten Zeichnungen Alfred Rethels sind, unter denen besonders das Blatt von der Cholera auch durch seine malerische Qualitäten auffällt. Das gleiche darf auch für die zweite Hälfte des Jahrhunderts in Anspruch genommen werden; denn trotz Leibl und Liebermann, stellt sich der technisch so ganz unvollkommene Marées als die bei weitem stärkste künstlerische Persönlichkeit der Epoche dar. Diesem Eindruck scheint sich niemand entziehen zu können, so daß mancher arge Skeptiker, der bis jetzt dem Künstler etwas vorsichtig gegenüber gestanden ist, wie das auch der Verfasser getan hat, sich gerne umstimmen ließ.

Das ist nun die zweite richtige Lehre, die die Ausstellung gegeben hat. Es scheint ja nur eine Binsenwahrheit zu sein, wenn man von der Beeinflussung spricht, die Künstler von oft ganz entgegengesetzten Richtungen aufeinander üben, und daß jeder Einzelne bloß vom Gesamtmilieu aus erklärt werden kann;

aber diese Wahrheit wurde bei der Darstellung der Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts in der letzten Zeit so gründlich vergessen, daß es eine Wohltat ist, sie so nachdrücklich demonstriert zu sehen.

Die Ausstellung hat endlich auch in museumstechnischer Hinsicht eine große Bedeutung. Jedermann weiß, daß die Berliner Nationalgalerie, obwohl eine verhältnismäßig späte Gründung, doch die überragend beste Sammlung von Kunstwerken des 19. Jahrhunderts ist, die es überhaupt gibt. Wie das gekommen ist, braucht hier nicht dargelegt werden. Aber auf eine Tatsache soll besonders hingewiesen werden. Die Direktion der Nationalgalerie, deren Beamten das meiste an der Arbeit für die Jahrhundertausstellung zu leisten hatten, wollte natürlich in erster Linie eine Art pädagogischer Aufgabe lösen; aber sie hatte doch auch noch ein zweites Ziel im Auge. Bei dieser Revue der Kunstwerke des 19. Jahrhunderts bekam sie die Fäden des Kunsthandels in die Hand. Die Veranstaltung kostet dem preußischen Staat zwar ein schweres Geld, aber er spart es wieder ein, indem er zu rechter Zeit die Hand auf die für die Nationalgalerie nötigen Bilder legen kann. Da zeigt sich nun wieder jene umsichtige, großzügige Politik im schönsten Licht, durch die die Berliner Museen groß geworden sind und allen anderen des Kontinents so gefährliche Konkurrenten werden. Möchte doch die Lehre, die wir von der Berliner Jahrhundertausstellung erhalten, auch in München beachtet werden!

München. Karl Voll.

Aus dem Münchner Musikleben.

Der Versuch einer Zusammenstellung der wichtigen und bedeutsamen Ereignisse, die als der eigentliche und bleibende Gewinn der nun ihrem Ende entgegengehenden musikalischen Saison Münchens anzusprechen wären, begegnet einer doppelten Schwierigkeit. Soweit der Konzertsaal in Frage kommt, befindet sich der Chronist in einem wahren embarras de richesse; hinsichtlich der Oper gerät er nicht minder in Verlegenheit, aber in eine Verlegenheit gerade entgegengesetzter Art. Dort läuft er Gefahr, selbst höchst Beachtenswertes übergehen zu müssen, wenn sein Bericht nicht zu übergebührlicher Länge anwachsen soll; hier bedarf es einiger Anstrengung und einigen guten Willens, um überhaupt nur etwas aufzufinden, das einen Platz in solch gedrängter Uebersicht tatsächlich verdiente. Beginnen wir mit dem Teil unserer Aufgabe, der uns nicht allzuviel Zeit und Raum kosten wird.

Ueber die jammervollen Zustände, die gegenwärtig an unserem Hoftheater herrschen, ist in den „Süddeutschen Monatsheften" schon gesprochen worden. (Märzheft S. 335 ff.) Das überhebt mich der undankbaren — weil an sich unerfreulichen und für die Sache nutzlosen — Pflicht allgemeiner Betrachtungen. Was der so unsäglich zerfahrene und ziellose Opernbetrieb trotzdem an positiven Ergebnissen gezeitigt hat, beschränkt sich eigentlich auf drei mit Mühe und Not zustandegekommene Neuaufführungen. Von ihnen bedeutete die eine — Friedrich Kloses „Ilsebill" — eine hochverdienstliche, echt künstlerische Tat Felix Mottls, für die Autor und Publikum ihm in gleicher Weise zu Dank verpflichtet sind, die zweite — Richard Straußens „Feuersnot" — die endliche Nachholung eines alten schwer entschuldbaren Versäumnisses, und die dritte — Ermanno Wolf-Ferraris „die vier Grobiane" — die traurige Erfahrung, wie ein für die komische Oper ungemein glücklich begabter Musiker durch den starken Erfolg seines dramatischen Erstlingswerks („Die neu-

gierigen Frauen") sich hat verleiten lassen, seinen von Haus aus nicht allzuschweren Ballast an künstlerischem Ernst und künstlerischer Gewissenhaftigkeit vollends über Bord zu werfen. Der Zufall oder vielmehr die den unsrigen offenbar sehr ähnlichen Verhältnisse am Theater des Westens zu Berlin haben es bewirkt, daß die Wolfische Oper als „Uraufführung" herauskam — ein Umstand, der freilich nur dann als etwas Auszeichnendes gelten könnte, wenn es sich um ein irgendwie hervorragendes Werk handelte, was „die vier Grobiane" noch weit weniger sind als die — übrigens auch vielfach stark überschätzten — „Neugierigen Frauen". Die „Feuersnot", dieses wie wenig anderes für den Künstler und Menschen Strauß in gleicher Weise hoch bezeichnende und darum allein schon seinem Besten zuzuzählende Werk, kam zu spät zu uns, als daß die Aufführung — so gut sie war — unserem Hoftheater sonderlich hätte zur Ehre gereichen können. Und so bleibt denn in der Tat Kloses „Ilsebill" das Einzige, auf das wir mit einigem Grunde stolz sein dürfen, zumal da sich noch kein weiteres Theater willig und fähig erwiesen hat, dem erfolggekrönten Beispiele Karlsruhes und Münchens zu folgen. Die Spielpläne des Hoftheaters, die Hofmiller schon im vorjährigen Juliheft, also noch zu Possarts Zeiten, als Verlegenheitsspielpläne bezeichnet hat, sind dies jetzt natürlich erst recht; von einer systematischen Pflege der Novitäten kann daher keine Rede sein.

Felix Mottl ist der geborene Theatermensch. Im Konzertsaal wird er zwar niemals die Genialität seiner künstlerischen Natur verleugnen, aber doch auch keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß er sich hier nicht ganz so zu Hause fühlt wie vor der Bühne. Demungeachtet haben die Verhältnisse es mit sich gebracht, daß Mottls Münchner Tätigkeit (vorderhand wenigstens) für das Konzertleben von größerer Bedeutung geworden ist als für die Oper. Hinsichtlich dieser ist es ihm noch nicht gelungen, den von allen Kunstfreunden bange ersehnten allgemeinen Aufschwung herbeizuführen. Der (allerdings unvergleichlich viel leichteren) Aufgabe, den Konzerten des Hoforchesters ihre frühere Bedeutung zurückzugewinnen, wurde er mit einem Schlage Herr. Als was diese Konzerte hergebrachtermassen immer noch galten, aber in den letzten Jahren längst nicht mehr gewesen waren — die ersten und bedeutungsvollsten unter den regelmäßigen musikalischen Veranstaltungen unserer Stadt, das sind sie wirklich nun wieder geworden. Die Programme sind vielseitig und abwechslungsreich, über der liebevollen Pflege des guten Alten wird die Berücksichtung der zeitgenössischen Produktion nicht versäumt, und die Aufführungen selbst verdienen das höchste Lob.

Immerhin kann ich zwei „kritische" Bemerkungen nicht unterdrücken. Mottl ist, wie es scheint, prinzipieller Gegner des „einheitlichen" Konzertprogramms. Es kommt ihm mehr darauf an, den bekannten Grundsatz zu befolgen, den der Theaterdirektor im Vorspiel des Goetheschen Faust ausspricht. Seine Programme machen nicht selten den Eindruck des bunt und wahllos Zusammengewürfelten. Sie lassen an Abwechslung nichts zu wünschen übrig, aber die Forderung, daß die einzelnen Stücke einer Vortragsfolge als in ihrer Wirkung wechselseitig einander tragende und steigernde Teile eines Ganzen sich verhalten sollen, erscheint doch oft allzuwenig berücksichtigt. Ich verstehe zwar sehr wohl, daß eine so reine und schlichte Künstlernatur wie Mottl den Bestrebungen der radikalen Programmreformer einigermaßen skeptisch gegenüberstehen muß. Denn die vergessen doch allzugern, daß es beim Konzertprogramm mit der Einheitlichkeit allein nicht getan ist, daß vielmehr die eigentliche Schwierigkeit darin besteht, Einheit und Mannigfaltigkeit harmonisch mit einander zu vereinigen und so Buntscheckigkeit und Monotonie in gleicher Weise zu vermeiden. Weiterhin darf aber auch nicht außer Acht gelassen werden, daß die für das Programm zu fordernde Einheitlichkeit, wenn sie das leisten soll, was man von ihr erwartet, eine musi-

kalische Einheitlichkeit zu sein hat. Alle von außermusikalischen Beziehungen hergenommenen Einheitsideen laufen schließlich besten Falls auf eine kindliche Spielerei hinaus. Symphonische Shakespeare-Abende, Konzerte, deren Programm einzig und allein unter dem Gesichtspunkte der musikalischen Illustrierung irgend eines abstrakten Gedankens oder auch eines konkreten Lebensgebietes zusammengestellt sind,[1]) und alle derartigen Ausgeburten eines rein verstandesmäßigen Wählens und Kombinierens verdienen mit Fug und Recht den Spott jedes Menschen, der sich daran gewöhnt hat, in musikalischen Dingen nur das musikalische Empfinden und Urteilen entscheiden zu lassen. Aber wenn man sich erst einmal darüber verständigt hat, wie das anzustrebende Ideal der Programmeinheitlichkeit eigentlich auszusehen habe, wird man kein Bedenken tragen, denen zuzustimmen, die in der Verwirklichung dieses Ideals eine der dringendsten Aufgaben unserer Zeit auf dem Gebiete des Konzertwesens erblicken. Die zweite Bemerkung, die ich zu machen habe, betrifft die Qualität des Münchner Hoforchesters selbst. Kein Zweifel, wir haben ein sehr gutes Orchester; es gibt bessere, wie z. B. das Wiener, aber man darf ruhig behaupten, daß auch das unsere ein Orchester ersten Ranges ist. Nur wäre es töricht zu verkennen, daß das lange, durch das kurze Wirken Hermann Zumpes kaum unterbrochene Interregnum, die generalmusikdirektorlose, die schreckliche Zeit auch in der gegenwärtigen Zusammensetzung des Orchesters zutage tretende unheilvolle Nachwirkungen zurückgelassen hat. Da konnte mehr als einer sich einschleichen, der in ein Eliteorchester, wie es das Münchner Hoforchester sein sollte, keineswegs hinein gehört, da sind manche vordem mit Recht berühmte Vertreter ihres Instruments alt und invalide geworden, ohne daß man beizeiten für entsprechenden Nachwuchs gesorgt hätte, da haben sich weiterhin von den Personen mehr oder minder unabhängige Mißstände (mangelhafter Reinheit der Stimmung, schlechte Instrumente u. s. w.) einstellen können — lauter Dinge, denen Mottl schärfste Aufmerksamkeit zuzuwenden hätte. Denn wo es irgendwie an der vollen Schlagfertigkeit der Armee fehlt, da ist auch der genialste Feldherr außerstande, dauernd den Sieg an seine Fahnen zu fesseln.*) —

Das unter ganz anderen Bedingungen existierende und arbeitende Kaimorchester ist als solches mit dem Hoforchester nicht zu vergleichen. Wir dürfen froh sein, daß wir überhaupt ein zweites Orchester haben, und daß es, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, das denkbar Möglichste leistet. Felix Weingartner hat an Georg Schnéevoigt einen Nachfolger erhalten, der ihm als künstlerische Persönlichkeit und als musikalischer „Interpret“ in manchen Stücken nachsteht, ihn als spezifischer „Dirigent“, ich meine als Orchestertechniker, aber weit übertrifft. Wenn man Weingartners unschätzbare Vorzüge rein und ungetrübt genießen will, muß man ihn als Leiter eines erstklassigen Orchesters hören, also etwa in Berlin als Dirigent der Hofkapelle. Das Kaimorchester ist unter ihm in seinen Leistungen zweifellos von Jahr zu Jahr zurückgegangen. Schnée-

[1]) Man sehe z. B. die Ungeheuerlichkeiten, die Arthur Laser in seinen „Anregungen zur Programm-Reform“ (Neue Musikzeitung v. 15. März 1906) in Vorschlag bringt.

*) Nach uns zugehenden Mitteilungen ist ein beträchtlicher Teil des Hoforchesters infolge ungenügender Beleuchtung des Orchesterraums in augenärztlicher Behandlung. Die zur Verbesserung der Beleuchtungsverhältnisse erforderlichen Gelder könnte die Intendanz leicht beschaffen, wenn sie in der Erschließung neuer Einnahmequellen auf dem eingeschlagenen Weg rüstig fortschritte; sie hat eingeführt, daß Kunstnovizen, die im Hoftheater einige Takte probesingen, hierfür 10 ℳ (zehn Mark) zu zahlen haben; man brauchte z. B. nur die Komponisten für das Vorspielen ihrer Opern entsprechende Beträge zahlen zu lassen, um zu erheblichen Summen zu gelangen. — Die Redaktion.

voigt, der wieder angefangen hat, mit dem Orchester zu arbeiten — was bei der aus der Natur des Unternehmens fast mit Notwendigkeit sich ergebenden grausamen Ueberanstrengung dieser Leute etwas besagen will! — brachte einen entschiedenen, von dem die glänzende Erscheinung Weingartners ungern vermissenden Publikum der Kaimkonzerte freilich kaum gewürdigten, ja vielleicht gar nicht bemerkten Aufschwung. Zwar seine etwas einseitige Vorliebe für finnische und russische Komponisten konnte ihm auch der ernstere Musikfreund nicht immer danken. Und als Interpret der deutschen Klassiker ließ er hie und da zu wünschen übrig. Aber man hörte doch unter ihm Aufführungen namentlich neuerer Meister (Bruckner, Liszt, Berlioz), die höchster Bewunderung wert waren.

Als Dirigent der Volks-Symphoniekonzerte des Kaimorchesters betätigte Peter Raabe ernstes und gewissenhaftes künstlerisches Streben. Ihn dafür verantwortlich zu machen, daß dieses Streben nicht immer zu vollem Gelingen führte, wäre ungerecht. Am schlimmsten kommt bei der Art des hier herrschenden Betriebes Beethoven weg. Daß man die ebenso enthusiastische wie (hinsichtlich der Beurteilung der Qualität der Aufführung) kritiklose Beethoven-Manie des Publikums dieser Konzerte nach Kräften ausbeutet, dagegen läßt sich vom geschäftlichen Standpunkt gewiß nichts einwenden. Vom künstlerischen Standpunkt dagegen sehr viel und zwar vor allem das, daß das quantitative: möglichst viel Beethoven unter solchen Umständen notwendigerweise Hand in Hand gehen muß mit dem qualitativen: möglichst schlechter Beethoven.

Ein Zweig der öffentlichen Musikpflege hat sich in der jüngsten Vergangenheit besonders reich bei uns entwickelt: die Kammermusik. Das Münchner Streichquartett (Kilian, Knauer, Vollnhals, Kiefer) ist in kurzer Zeit das geworden, was wir seit langem nicht mehr besessen hatten, eine Kammermusikvereinigung unbestreitbar ersten Ranges. Und das glückliche Ineinander- und Zusammenwirken dieses Quartetts mit den „Böhmen" in einem acht Abende umfassenden Cyklus von Abonnement-Konzerten hat den Freunden der Kammermusik eine Fülle von künstlerischen Genüssen verschafft, für die wir aufrichtig dankbar zu sein haben, wenn auch gerade der die beiden Genossenschaften zu gemeinsamem Musizieren vereinigende Abend infolge der bedauerlichen Erkrankung Nedbals leider nicht ganz das geworden ist, was er hätte werden können. Altmeister Joachim hat uns gezeigt, daß er, an dem das Alter gewiß nicht spurlos vorübergegangen ist, mit seinem Quartett immer noch zu fesseln, ja zu packen und zu ergreifen vermag. Das klanglich und in der Exaktheit des Zusammenspiels hervorragende Brüssler Streichquartett endlich (Schörg und Genossen) verdient schon deshalb an dieser Stelle erwähnt zu werden, weil es uns mit einem interessanten und zweifellos kennenswerten Streichquartett des vielumstrittenen Franzosen Claude Debussy bekannt machte. —

Der eigentlich wunde Punkt in unserem Konzertleben ist immer noch das Fehlen eines wirklich guten, großen und leistungsfähigen gemischten Chors. Die auch auf diesem Gebiete zweifellos vorhandenen Kräfte sind heillos zersplittert, und es ist nicht abzusehen, wann und wie da eine Besserung eintreten soll. Der Porgesche Chorverein hat in Max Reger einen neuen künstlerischen Leiter erhalten, der als musikalische Persönlichkeit sehr viel, als Dirigent (vorderhand wenigstens) noch gar nichts bedeutet. Von einer Aufführung des „Verlorenen Paradieses" von Enrico Bossi durch den Lehrergesangverein wäre wenig Erfreuliches zu berichten. Dagegen hat Hugo Röhr in einer durch die Internationale Mozartgemeinde veranstalteten Gedenkfeier mit einem improvisierten Apparat die von Alois Schmitt vollendete Cmoll-Messe sehr anständig herausgebracht. Der hauptsächlich die ältere Acappella-Literatur pflegende Chorschulverein hat in Domkapellmeister Wöhrle einen rastlos strebenden

Dirigenten, vermag aber wegen ungenügenden Stimmenmaterials zu völlig einwandfreien Leistungen nicht zu gelangen. —

Die massenhaften Darbietungen der Gesangs- und Instrumentalsolisten geben kaum Anlaß zu einer Bemerkung. Selbst die Klagen über das ziel- und maßlose Anwachsen dieser in ihrer Mehrheit so überflüssigen Veranstaltungen fangen an langweilig zu werden, zumal da sie doch nichts nützen und auch, wie die Dinge nun einmal liegen, nichts nützen können. Ueberdies geben die Solistenkonzerte in jeder größeren Stadt ungefähr das gleiche Bild. Allerorten sind es so ziemlich die gleichen Leute, die sich immer wieder hören lassen, Leute, aus deren Menge nur ganz vereinzelt einmal eine künstlerisch und menschlich ganz ernst zu nehmende Vollnatur wie Lamond emporragt — von dem ich persönlich nur bedauere, daß er sich in den letzten Jahren so ganz und ausschließlich auf Beethoven spezialisiert hat.

Ein eigenartiges und bedeutendes Unternehmen hatte Hans Pfitzner zum geistigen Urheber. Es sollte an zwei Abenden ein Gesamtbild der Lyrik Eichendorffs, soweit sie in Schumann, Wolf und Pfitzner der romantischen Eigenart des Dichters wesensverwandte musikalische Interpreten gefunden hat, gegeben werden. Leider haben äußere Umstände die vollkommen planmäßige Ausführung des schönen Gedankens verhindert. Beim zweiten Abend, für den man in Helene Staegemann und Ernst Kraus (neben Pfitzner am Klavier) wirklich erste Kräfte gewonnen hatte, mußten wegen Absage der Sängerin Programmänderungen eintreten, die das Konzert zu etwas ganz anderem machten, als es hatte sein sollen, uns dafür aber den herrlichen Genuß einer vollendeten Wiedergabe von Pfitzners prächtiger Cello-Sonate durch Heinrich Kiefer und den Komponisten verschafften.

Zum Schluß noch einige Worte über bemerkenswertere Kompositionen, die wir im Verlaufe der Saison neu kennen lernten. Im allgemeinen war der Ertrag nicht sonderlich reich. Hans Pfitzner führte bei Kaim mit außerordentlichem Erfolge seine kraft- und wirkungsvolle Ouvertüre zu Kleists „Käthchen von Heilbronn“ vor. Max Regers Sinfonietta hat unnötig viel Staub aufgewirbelt. Sie ist als Orchesterwerk (rein technisch betrachtet) eine Unmöglichkeit. Als Musik mir persönlich (mit Ausnahme weniger Einzelheiten) unerfreulich, und auch, ganz objektiv, d. h. auf ihre Stellung innerhalb des Regerschen Gesamtschaffens hin angesehen, kann sie kaum als ein bedeutendes Werk gelten. Was Reger wirklich kann, das lassen Sachen wie die Klavier-Violin-Sonate in fis moll op. 84 und selbst die Karfreitagskantate über „O Haupt voll Blut und Wunden“ viel imponierender zutage treten als das ganz einfach mißlungene Orchesterwerk. Den mit starker, gesunder Begabung und ungewöhnlichem Können kräftig aufwärts strebenden Ernst Boehe ließ Mottl mit dem Schlußteile seiner vier Odysseus-Episoden („Odysseus Heimkehr“) zu Worte kommen. Von Walter Lampe hörte man mit Interesse ein ernst gewolltes und tüchtig gearbeitetes „Tragisches Tongedicht“ bei Kaim. Dagegen ist das freundliche Talent August Reuß' an der gewaltigen Aufgabe einer musikalischen Nachdichtung der Hebbelschen „Judith“ gescheitert. Das Auftreten des jungen Wilhelm Furtwängler (als Komponist und Dirigent) war verfrüht. Auf einen andern in der Oeffentlichkeit noch wenig und da nicht immer mit Glück hervorgetretenen jungen Münchner Komponisten glaube ich aber ausdrücklich aufmerksam machen zu sollen. Es ist Walter Braunfels, der noch von sich reden machen wird.

München. Rudolf Louis.

Thomas Manns Fiorenza.

Das erste dramatische Werk des Verfassers der Buddenbrooks — es ist im Verlage von S. Fischer in Berlin erschienen — gehört zu einer eigenartigen und sich streng abseits haltenden Art Literatur, die mehr und mehr im gegenwärtigen Europa gepflegt wird: zu einer unvolkstümlichen, klugen, hochkultivierten und reservierten Literatur, die sich an Kenner und Genießer wendet. Sie setzt Kenntnis des jeweils behandelten Gegenstandes voraus, die Kenntnis des Liebhabers und des Kunstsammlers. Sie ist reich an Einzelheiten und Anspielungen, aber sie verstreut sie mit leiser Nonchalance und prunkt nicht. Sie ist fein, wissend, skeptisch, müde, ebendarum insgeheim verliebt in die starke Leidenschaft, in die glühenden Worte, in die flammend-roten Geschehnisse, in jegliche Geberde und Tat, darin eine eigentümliche Natur ungehemmt sich ausströmt, und wäre es um den Preis des Verblutens. Sie bezahlt ihre Existenz und ihre Neigung damit, daß sie nicht aus der Tiefe kommt und nicht in die Tiefe wirkt. Denn sie ist aus zweiter Hand: sie stammt nicht vom Leben, sondern vom Kunstwerk und von der Anschauung über das Leben. Sie ist nicht notwendig, sondern ein geistvolles Spiel. Man muß gebildet sein, sie zu verstehen; Aesthet, sie zu schätzen; Dekadent, sie über einfachere, aber minder kunstvolle Werke zu stellen. Sie regt an, gewährt zarten und exklusiven Genuß, macht nachdenklich und träumerisch, sie bietet Kennerfreuden, aber sie läßt weder das Herz stürmischer schlagen noch je die Pulse eiliger pochen, noch erfüllt sie mit süßer Schwermut betäubend die junge Seele. Denn sie bleibt überlegen, betrachtend und kühl. Sie ist zu elegant, um je geschmacklos, aber auch um je ordinär gesund zu sein. Es ist ein Vorzug für die Gesamtliteratur, daß sie da ist. Es wäre ein Verhängnis, wenn sie je die Oberhand gewänne.

Man spürt das Kunstwerk hinter jeder dieser Personenbeschreibungen. Lorenzo dei Medici wird genau nach Vasaris Porträt in den Uffizien geschildert, Marsilio Ficino hat genau den Faltenrock mit dem bekleidet ihn das Denkmal des Andrea Ferrucci im Florentiner Dom darstellt, der Humanist Angelo Poliziano wird nach einer gleichzeitigen Medaille beschrieben, der derbfröhliche Luigi Pulci nach dem Fresko in der Brancaccikapelle, der weibische und vornehme Pico della Mirandola nach dem bekannten Porträt in den Uffizien, Piero dei Medici nach Pollajuolos Büste im Bargello (sogar die vielen Knöpfe am Wams sind getreulich verzeichnet). Die einzige Frauengestalt des Stückes, des sterbenden Lorenzo Geliebte, die Buhlerin Fiore, verdankt nicht nur ihre Beschreibung sondern auch den Charakter den Thomas Mann ihr verleiht, gleichzeitigen Porträts: den Mädchen des Ghirlandajo in Santa Maria Novella, der angeblich von Botticelli gemalten, sicher von Giuliano dei Medici geliebten Simonetta Vespucci, der gleichfalls botticellesken Lukrezia Tornabuoni im Berliner Museum.

Die drei Akte gehen vor sich am 8. April 1492, in der Villa zu Careggi bei Florenz, in der Lorenzo mit dem Tode ringt. Einige Künstler spielen mit, mehr als Staffage; die Szenen sind die schwächsten. Die beiden ersten Akte sind Dialoge zwischen Poliziano, Pico della Mirandola, Giovanni dei Medici (der nachmalige Leo X.) Der dritte ein großer Dialog zwischen dem sterbenden Lorenzo und Savonarola. Diese letzte Szene gehört historisch zum Gewaltigsten das man sich vorstellen kann, ebendarum poetisch zum Allerschwierigsten. Mann hat sie in der Tat bedeutend gestaltet. Es ist tiefsinnige Selbsterkenntnis, wenn Lorenzo von sich sagt: „Ich bin ein Krüppel, bin mißgeboren. Ist es nur mein Leib? Mit wüsten Trieben warf die Natur mich aus: doch noch den Rausch, den Taumel habe in Maß und Rhythmus ich gezwungen. Schwelende Gier und

Qual und düstere Brunst war meine Seele: aber zur frohen Flamme hab' ich sie entfacht. Ein Bock, ein ekler Satyr war ich ohne die Sehnsucht, und wenn die Dichter mich den heiteren Olympiern gesellen, so weiß nicht einer von der langen Zucht, womit ich meine Wildnis bändigen mußte. So war es gut. Der Mühelose wird nicht groß. Wär' ich schön geboren, nie hätte ich zum Herrn der Schönheit mich gemacht. Die Hemmung ist des Willens bester Freund." Es ist sehr moderne Psychologie die aus diesen Sätzen, besonders aus der letzten Sentenz spricht. Vorzüglich ist Savonarolas Antwort: „... Ich hasse diese schnöde Gerechtigkeit, dies lüsterne Verstehen, diese lasterhafte Duldung des Gegenteils..."

Hier stehen sich unversöhnliche Gegner und Vertreter von gegensätzlichen Weltanschauungen gegenüber, zwei Herrschernaturen. Denn Mann schildert den Prior von San Marco als ungeheuer herrschsüchtig. Hat er darin Recht? Wohl möglich. Wer weiß es? Wir stehen vor den Gestalten der Vergangenheit und beschwören sie zum Leben für die flüchtige Weile eines Abends. Schatten aber heischen Blut. So geben wir ihnen denn Blut zu trinken, und sehen wie der warme Lebenstrank in bleichen Adern kreist, bis die blassen Lippen anfangen zu stammeln, zu reden! Ach, es ist immer nur unser Blut, das wir den Schatten geben können, und immer nur unser geheimes Wesen, das aus ihrem Munde uns entgegenspricht. Wars verschmähter Liebe Pein, die den rauhen Ferraresen ins Kloster trieb, auf seine Bahn, auf die Kanzel von Santa Maria del Fiore, auf den Balkon des Stadthauses, auf den Scheiterhaufen? Möglich, vielleicht wahrscheinlich, vielleicht unmöglich, wer weiß es? Hat Mann recht, wenn er Savonarola als Menschen von einer ungeheuern Vitalität faßt, als eine robuste und derbe Sinnennatur, die erst in Wonneschaudern brünstiger Askese und Kasteiung sich ins Geistige sublimieren konnte?

Man lese diesen Schluß:

„Fiore (wunderbar im Lichterschein auf der Höhe der Stufen): Mönch, hörst du mich?

Der Prior (starr aufgerichtet, ohne sich umzuwenden): Ich höre —

Fiore: So höre dies! Steh ab! Das Feuer, das du entfachst, wird dich verzehren, dich selbst, um dich zu reinigen und die Welt von dir. Graut dir davor — steh ab! Hör auf, zu wollen, statt das Nichts zu wollen! Laß von der Macht! Entsage! Sei ein Mönch!

Der Prior: Ich liebe das Feuer."

Wo ist die Grenze zwischen solcher Art die Zukunft dem gebildeten Hörer anzudeuten und der Art Wildenbruchs, Ereignisse zu prophezeien, die der Zuschauer erfüllt weiß? Hier liegt eine Gefahr für jede Art historischer Dichtung. Auch C. F. Meyer ist ihr nicht immer entgangen. Wir laufen Gefahr, in Personen und Dinge zuviel Pathos hineinzulegen. Wir können uns nicht auf den Standpunkt des Zeitgenossen stellen. Darum ist jede Art historischer Dichtung ein Wagestück, und auch eine Konstruktion, die wir einfach hinnehmen müssen. Aber sollte man sie nicht dankbar hinnehmen, wenn sie so diskret ist, wenn das Kunstwerk als Ganzes so sehr von dem besonderen Safte der dargestellten Zeit bis in die feinsten Poren durchtränkt ist, wie dasjenige Thomas Manns? Sein erster Versuch im Drama zeigt eine merkwürdig sicher gestaltende und ruhige Hand. Man hat Grund, auf den nächsten gespannt zu sein.

München. Josef Hofmiller.

Pro domo.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Wollen Sie mir gestatten, mit wenig Worten einige sachliche Versehen in Wilhelm Zaißens Rabelais-Aufsatz (Aprilheft 1906) richtig zu stellen.

In dem Leitspruch „An den wohlgeneigten Leser" ist dem Reim das von Zaiß beklagte Opfer nicht gebracht worden. Zwar übersetzt Regis:

„. . . dieweil des Menschen Fürrecht Lachen ist";

aber Rabelais sagt: „pource que rire est le propre de l'homme",

so daß unser „Lachen ist dein Menschengut"

— zumal im Zusammenhang genommen — nur die Pointe vielleicht noch schärfer herausholt, sie aber beileibe nicht verwischt.

Einen tatsächlichen Bock hätte der Autor allerdings zur Strecke bringen können, wenn er die Jagdgründe des Klosters Thelema (im Caput LVII) gründlicher abgepirscht hätte. Den Herren A. Bauer in Zürich und Professor Schneegans in Heidelberg sind wir für den eindringlichen Hinweis auf dieses — Malheur aufrichtig verbunden.

Eben dies denkwürdige Kloster Thelema und noch mehr der berühmte Brief Gargantuas an seinen Sohn Pantagruel im achten Kapitel des zweiten Buchs hätten einem Rabelais-Kenner den gewichtigen Satz nicht in die Feder kommen lassen sollen: „Rabelais . . . vermochte . . . die Wichtigkeit, die Bildung und Einbildung dem ›flimmernden Stäubchen im Sonnenschein‹ (Kußmaul) zu verleihen pflegen, nicht ernst zu nehmen." Er stimmt nur, sofern er die Einbildung betrifft.

Schließlich ist der Gargantua nicht „die unterste, rohst behauene Stufe des Denkmals, das Rabelais dem sieghaften Verstand gesetzt hat"; vielmehr ist schon einige Jahre vor ihm das erste Pantagruelbuch erschienen, das Parallelstellen aufweist, die mindestens technisch unbeholfener sind. Vielleicht dachte Zaiß an die 1532 herausgegebene Neubearbeitung der alten Grandes Cronicques durch Rabelais.

In vorzüglicher Hochachtung

Stuttgart. Dr. Owlglaß.

Von der verehrten Redaktion zu „etwaiger Gegenäußerung" aufgefordert, begnüge ich mich, auf die Lektüre des Hegaur-Owlglaß'schen „deutschen Gargantua" selbst (Albert Langen, München) bezw. auf den soeben bei Georg Müller in München in zwar nicht wohlfeiler aber offenbar würdiger und schöner Ausgabe neu erscheinenden „deutschen Rabelais" — und auf meinen Aufsatz im Aprilheft der Süddeutschen Monatshefte zurückzuverweisen. Die Einwände der Zuschrift, die, wie die Leser selber sehen werden, auch als Einwände im einzelnen von strittigem Werte sind, widerlegen das von mir Gesagte nicht.

„Du magst mir leicht der Klinge Schärfe ritzen,
Doch treff ich dich ins Herz, mein wackrer Silvio."

Glasgow. Wilhelm Zaiß.

Zur Konfessionslage.[1])

Ein „Friedensverein“ existiert leider nicht. Ob es noch einmal zu einem solchen kommt, weiß Niemand. Wer aber den Geist der Zeit versteht, wer die Erscheinungen der Gegenwart ohne Voreingenommenheit prüft, der kann sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß in dem Meer der geistigen Bewegungen Unterströmungen vorhanden sind, welche für die große Menge unsichtbar sind. Seitdem der sogenannte „Kulturkampf“ in Deutschland ein wenig rühmliches Ende gefunden, hat eine neue Fehde eingesetzt, deren Ende nicht abzusehen ist: der Kampf der Konfessionen wider einander, der seinen Höhepunkt noch lange nicht erreicht zu haben scheint und der vielleicht erst dann seinen Abschluß erlangt, wenn irgend eine schwere Katastrophe über die deutsche Nation hereinbricht, die sie daran erinnert, daß wir noch eine andere Aufgabe in der Welt haben, als zu streiten und zu hadern und dem Gegner jegliche Existenzberechtigung abzusprechen. Aber mag auch zur Zeit noch die Verbitterung das Wort führen und die Wahl der Waffen sehr skrupellos sein: es fehlt doch nicht an gewissen Unterströmungen und wir zweifeln nicht daran, daß sie noch einmal an die Oberfläche kommen werden. Dann wird die Zeit der Sturmflut vorüber und das Meer wieder stille sein. Alle Versuche, welche diesen Prozeß beschleunigen, sollten mit Dank aufgenommen werden.

Sie sollten es. Aber was geschieht in Wirklichkeit? „Ein Pfui dem Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt!“ „Ein Wehe dem Schwachkopf, dem Streber, dem Verräter!“ So tönt es dem Friederufer im eigenen Lager entgegen, daß ihm der Mut entsinken und die Lust vergehen könnte, wenn er nicht die ideale Sache über die Person stellte. Hat es doch ein Döllinger schon vor Jahrzehnten an sich selbst erfahren müssen, daß jeder, der eine das konfessionelle Gebiet berührende Frage auch nur antastet, sich die Finger blutig ritzt an den Dornen, die er ausbrechen möchte. Was würde der Friedensapostel, der von einer Wiedervereinigung der Kirchen träumen konnte, erst zu der Verbissenheit in den Kämpfen der Gegenwart sagen! Wir verlangen gar nicht, daß sich die beiden Kirchen, die nunmehr seit Jahrhunderten getrennt sind, plötzlich in die Arme sinken sollen wie ausgesöhnte Gatten. Nein, das geht nicht. Aber achtungsvolle Beziehungen anzubahnen, fruchtbare Wechselwirkungen zu pflegen: dies verlangt das innerste Lebensbedürfnis unseres Volkes, das nun einmal mit der geschichtlich gewordenen konfessionellen Spaltung sich abzufinden hat, das mit ihr leben muß, das auch mit ihr leben kann, freilich nur auf dem Fuß der gegenseitigen Duldung. Es ist ein nicht hoch genug zu wertendes Verdienst vereinzelter Männer, welche trotz des Geschreis der Masse, trotz der Ungunst der Zeitverhältnisse, trotz der Undankbarkeit der Aufgabe es sich nicht verdrießen lassen, gegen-

[1]) Vor einigen Jahren forderte in der Augsburger Abendzeitung der Nürnberger protestantische Stadtpfarrer Schiller zur Gründung eines Friedensvereines auf, der den Zweck haben sollte, im Interesse des konfessionellen Friedens die Protestanten über den Katholizismus und die Katholiken über den Protestantismus aufzuklären. Da über den Erfolg dieses bedeutsamen Unternehmens inzwischen nichts verlautete, so haben wir Herrn Stadtpfarrer Schiller gebeten, sich über den bisherigen Erfolg seiner Bestrebungen und die derzeitige Lage zu äußern.

seitig sich die Hände zu reichen, um einem „verblödenden Fanatismus zu wehren, der aus der Saat des Hasses aufgeht". Dahin gehört ein Paulsen in Berlin, ein Merkle in Würzburg.

Die neuerdings oft gehörte Klage, welche durch die katholischen Kreise sich zieht, daß die Protestanten in Hinsicht auf katholisches Lehren, Leben und Treiben nur nach Schlagwörtern urteilen, ist nicht immer aus der Luft gegriffen. Es gibt große Vereinigungen, welche an den Katholiken auch nicht ein gutes Haar lassen; da muß alles Jesuitismus, Ultramontanismus, Nacht und Lüge, Irrtum und Finsternis, Götzendienst und Aberglaube sein. Und das sollte nicht verbittern? Was sollen wir zu dem Vorwurf der nationalen Gleichgiltigkeit, der Vaterlandslosigkeit sagen? War denn das Zentrum bei dem Zustandekommen des Bürgerlichen, sowie des Handelsgesetzbuches, der Militärstrafprozeßreform, der großen Flottenvorlagen wirklich so gar unpatriotisch! Und wenn dortmals bei so wichtigen Entscheidungen die beiden Konfessionen Hand in Hand miteinander zum Wohl des Vaterlandes gearbeitet haben — was soll dann das Gezänke von heute? Unterstützen wir doch lieber die Unterströmungen. Nörgeln wir doch nicht herum, wenn ein Bischof wie Fischer in Köln wiederholt den Frieden der Konfession zum Thema seiner Ansprachen wählt. Er steht darin nicht allein, wenn er den konfessionellen Haß mit dem Gift vergleicht, das an dem Marke des Volkes nagt; und wenn er in einer Zeit, da „das Gespenst der Revolution gährend und drohend sein Haupt erhebt", alle, die ihr Vaterland lieben und die sich von den Vorfahren her die gemeinsamen christlichen Grundlagen bewahrt haben, dazu auffordert, auch gemeinsam einzustehen zur Wahrung der von Gott gesetzten gesellschaftlichen Ordnung — so ist das doch wahrhaftig keine Heuchelei, sondern es ist ihm ein heiliger Ernst.

Ja die Kluft, welche zwischen Protestanten und Katholiken im Lauf der Zeit entstanden und heute so tief geworden ist, hat ein Wörtlein in dem Abgrund verschwinden lassen, das erst wieder seine Auferstehung feiern muß, wenn die verfahrenen Zustände besser werden sollen. Dies Wörtlein heißt Gemeinsamkeit. Es ist uns ganz und gar abhanden gekommen. Wer unter uns denkt heute noch daran, daß wir durch Gemeinsamkeit der Sprache, der Gesetze und der Rechtspflege, kurz durch alle Bande, welche die Menschen sonst an einander ketten, verbunden sind? Wer redet heutzutage von der geistigen Union in beiden Lagern? Eint uns nicht auch der Glaube an den Menschgewordenen Gottessohn, von dem allein jene und wir selbst im letzten Grund unser Heil erhoffen? Und das gemeinsame christliche Sittengesetz? wo steckt denn dies, wenn Tausende von getauften Christen sich heute nichts Lieberes wissen, als auf einander loszuschlagen?

Da loben wir uns den Mut der Ueberzeugung, mit welchem ein Delbrück seine Glaubensgenossen scharf ins Gebet nimmt: Wenn man in den größten Versammlungen nichts weiter vorbringen kann als Schelten und Klagen, so ist das für die Zukunft des Protestantismus ein recht trauriges Zeichen. Die evangelische Wahrhaftigkeit, ebensowohl wie die politische Klugheit verlangt doch zu allererst, daß man den heutigen deutschen Katholizismus wirklich so sieht und so darstellt, wie er ist, und sich nicht so anstellt, als ob seit den Tagen des Kulturkampfes keinerlei Wandlung in ihm vorgegangen wäre. Hetzreden sind nicht geeignet, dem Fortschreiten des Katholizismus in Deutschland Schranken zu setzen, sondern kompromittieren nur den Protestantismus. Möge man alle Akte der

Intoleranz, der pfäffischen Beschränktheit und des Aberglaubens in den stärksten Farben vortragen, aber wenn man verschweigt, daß die heutigen führenden Schichten im Zentrum das alles ebenfalls als Verirrungen ansehen, so ist man nicht mehr wahr.

Vor verfehlten Kampfweisen hat auch geheimer Kirchenrat Fr. Pank auf dem letzten Kongreß für innere Mission gewarnt: „Leider ist ja der konfessionelle Gegensatz vorhanden und darum auch die Unvermeidlichkeit des Kampfes gegeben. Aber um so mehr ist es unsere nationale Pflicht, nicht mit vergifteten Waffen diesen Kampf zu führen. Auf wissenschaftlich-literarischem Gebiet soll der Kampf nur mit dem Schwert des Geistes und der Wahrheit geführt werden, auf praktischem Gebiet soll er sein ein heiliger Wettkampf, ein heiliges Ringen um die Besserung des Volkes und um seine Hebung." Ja was wäre das für ein edler Wettstreit, bei dem sich die beiden Kirchen überbieten könnten, in edler Seelenpflege, in Vertiefung echter Religiosität, in treuer Erziehung und gründlicher Unterweisung der Jugend, in sorgfältiger Unterstützung der Armen, in uneigennütziger Pflege der Kranken, in ernstem Treiben der theologischen Wissenschaft, in innerer und äußerer Hebung des gesamten Volkswohles. Es hat einer gesagt: Nicht derjenigen Kirche, die über die größten weltlichen Machtmittel verfügt, gehört die Zukunft, sondern der, die den tiefsten Reichtum an werktätiger Liebe zu entfalten vermag.

Zu der Unterströmung rechnen wir nicht zuletzt die Friedensversuche einer weitverbreiteten Zeitschrift, der „christlichen Welt", deren Herausgeber Lic. Fr. Rade seit Jahren den fanatischen Romhassern sich in den Weg stellt. So neuerdings: „Wir sind doch nicht nur politische Lebewesen, auch nicht nur Protestanten, die über einem bestimmten Vorsprung ihrer geistigen Entwicklung eifersüchtig zu wachen haben; wir sind Deutsche und wir sind Christen. Als Deutsche haben wir ohne Unterlaß mit allen Deutschen immer Fühlung zu halten oder zu suchen, auch mit den katholischen Stämmen. Und je schwieriger das geworden ist, desto mehr sollte diese Aufgabe uns reizen. Unmöglich kann es nicht sein. Ich glaube einfach nicht daran, daß die Bayern und Westfalen so verwelscht sein sollen, daß das Blut in ihnen gar nicht mehr deutsch flöße. Und als Christen haben wir mit den katholischen Christen immer Fühlung zu halten oder zu suchen. Ich glaube einfach nicht daran, daß sie mit ihrer ganzen Frömmigkeit so verwahrlost und so planmäßig verdorben seien, daß gemeinsam Christliches zwischen ihnen und uns nicht mehr da wäre und also nur noch eins von beiden gegenseitig übrigbliebe: Absperrung oder Mission.

Noch ist viel ehrliche Frömmigkeit drüben vorhanden, nur ganz anders gebunden als die unsere, viel echter deutscher Patriotismus, nur erschwert durch die Abhängigkeit von der anderen Spitze, viel redliches Emporstreben zur gemeinsamen Bildung, Kultur und Humanität, nur durch große Hemmnisse hindurch. Und da soll man nicht zu Hilfe kommen?

Dazu ist es möglich, geistige Fühlung mit unseren Katholiken zu gewinnen, ja sie ist schon da. Sie ist da in der Wissenschaft, in der Kunst, in der Literatur. Nicht am wenigsten trotz allem in der Theologie. Sie vollzieht sich im Verborgenen, hier und dort, schüchtern und doch wie selbstverständlich. Ich halte es für möglich und notwendig, diese stillen Bestände zu pflegen, zu schützen und sogar Anfänge einer aufsteigenden Bewegung daraus zu machen." Es ist eine

zarte Sache, vielen ein höchst unwillkommenes Unternehmen. Aber irgendwo muß die Losung ausgegeben werden. Dann wird das Gefolge von selber sich einstellen. Man kann protestantisch sein bis in die Knochen und andere daneben auch noch gelten lassen. Sobald sie merken, daß wir es vertragen können, daß sie katholisch sind, sobald werden sie Vertrauen zu uns fassen, sobald sind die Grundpfeiler der neuen Brücke „Verständigung" gelegt.

Soll es besser werden, dann haben freilich nicht bloß die Protestanten in sich zu gehen und alles zu vermeiden, was die unlautere Glut mehrt, sondern auch die Gegenseite ist daran zu erinnern, daß sie mit ihrer Kritik nicht immer bloß den Protestantismus und seine verschiedenen Richtungen behelligt, sondern auch einmal bei sich selbst einsetzt und im eigenen Lager Umschau hält. Man wird sich doch wohl darüber keiner Täuschung hingeben, daß auch in ihren Reihen nicht alles Gold ist, was glänzt. Aber auch in ihren Beziehungen zur protestantischen Welt ist eine Reinigung geboten. Denifle ist tot. Darum schweigen wir über ihn und seinen Luther. Aber die Verstimmungen und Reibereien hören nicht auf. Was hat nur der letzte vom Papst Pius X. selbst herausgegebene Katechismus mit den scharfen Ausfällen gegen das „seelenmörderische Gift der ketzerischen Lehre" wieder viel böses Blut gemacht und tiefe Erbitterung in protestantischen Kreisen erregt! Wann wird man anfangen, alles und jedes zu unterlassen, was die Gegenseite reizt und verstimmt? Wann wird man sich endlich im Vatikan dazu entschließen, seine Prinzipien gegenüber dem Protestantismus zu revidieren? Solange der westfälische Frieden von 1648, welcher den Evangelischen Religionsfreiheit gestattet, für Rom ein Dorn im Auge ist, solange kann keine Ruhe eintreten, solange sind auch alle Toleranzbetrachtungen leere Redensarten. Fort auch mit den immer wieder auftauchenden Rechtsverletzungen, wie Taufen von Konvertiten, Versagen notwendiger Zeugnisse, fort mit den Herabsetzungen protestantischer Trauungen, mit den Schmähungen über unsere Reformatoren, fort mit der Versagung, den evangelischen Kranken evangelische Seelsorger herbeizurufen, fort mit dem Aufsuchen von Gatten in gemischter Ehe, fort mit der Verleitung unmündiger Kinder, fort mit dem lieblosen Vorgehen bei Bestattung evangelischer Christen in der Diaspora!

Nirgends findet sich eine solche Verbitterung wie gerade in Bayern. Hier erscheint bald jegliche Aussöhnung, irgend welche Verständigung auf lange Jahre hinaus nahezu ausgeschlossen. Wir wollen jetzt nicht die Gründe, die Veranlassungen zu den verfahrenen Zuständen, zu der mißlichen Lage untersuchen. Wir können sie leider nur konstatieren und müssen es offen aussprechen: Es zieht sich durch die nichtkatholischen Kreise unseres Bayernlandes, vor allem durch die fränkischen Gaue eine solch tiefgehende Verstimmung, wie wir solche seit Abels Zeiten mit der berüchtigten Kniebeugungssache nicht mehr erlebt haben. Es ist nicht das Gefühl der Niedergeschlagenheit, dazu ist die Entrüstung zu groß, es ist vielmehr eine Erbitterung und Verbitterung ohnegleichen, die sich heute nur vereinzelt Luft macht, die aber immer weitere Kreise zieht und die sehr ernste Gefahren in sich bergen kann, wenn ihr nicht beizeiten gesteuert wird. Dies sagen wir nicht als unbegründete, haltlose Drohung, sondern weil wir auf Schritt und Tritt diesen Stimmungen begegnen. Es ist dies auch keine Pastorenmache, sondern eine Schwüle, die sich über alle Stände ausbreitet.

Schon sagt man es offen heraus: das neue Wahlgesetz gibt die bayrischen

Protestanten der Zentrumsmajorität im Landtag völlig preis. Man fragt: Was soll geschehen, wenn das Religionsedikt durch das Konkordat verdrängt wird, wenn die Protestanten dadurch rechtlos gemacht und zur geduldeten Sekte herabgedrückt werden? Ist es doch einer Zweidrittelsmajorität des Landtags — die nächste Folge des neuen Wahlgesetzes — unbenommen, selbst mit Verfassungsänderungen sich zu beschäftigen!

Wir sagen nicht, daß das Zentrum heute schon an solche denkt. Aber es ist bezeichnend und ein beachtenswertes Symptom für die Stimmung im protestantischen Lager, daß man überhaupt solche Befürchtungen hegt. Sind sie völlig aus der Luft gegriffen? Ist nicht Dr. Ludwigs in Regensburg mit daran schuld? Was hat dessen voreilige, unzeitgemäße Kritik der kommenden Kirchengemeindeordnung viel böses Blut gemacht! Ist er auch im eigenen Lager desavouiert worden, so konnte doch von einer völligen Beruhigung keine Rede mehr sein. Dazu ist die ganze Temperatur im Lande viel zu schwül, und sie wird immer schwüler.

Wir meinen aber: recht offen mit der Sprache heraus ist allemal besser und nützlicher, als mit der Faust in der Tasche die Dinge sich über den Kopf wachsen, die Gährung überhand nehmen lassen. Das Wohl der Gesamtheit muß uns über alles gehen, und weil wir keinen Anlaß haben, das Zentrum und dessen Willen und Absichten in Gegensatz zum Gesamtwohl zu stellen, so dünkt es uns besser, ihm Einblick in die protestantischen Stimmungen zu verschaffen, als uns auszuschweigen und die Dinge ihren Lauf gehen zu lassen. Wir halten die Führer des Zentrums auch für viel zu klug, als daß wir nicht annehmen dürften, es werde es sich dreimal überlegen, ehe es den Bogen überspannt. Es muß sich doch von vornherein selber sagen, daß dann ein Sturm der Entrüstung durch das ganze Bayerland gehen würde, der sich nicht auf die protestantischen Kreise beschränken würde. Oder ist man dort aller Geister sicher? Gibt es nicht auch drüben viel Abkehr von Kirche und Religion? Haben nicht Tausende, welche ihrer Geburt nach zur katholischen Kirche gehören, dem Leben, den Geboten, den Segnungen ihrer Kirche längst den Rücken gekehrt? Wer zählt die Philosophen und Geschichtschreiber, die Naturforscher, Juristen, Mediziner, Literaten und Künstler, aber auch die Handwerker und Arbeiter alle, die es sich im Lauf der Zeit abgewöhnt haben, sich noch als Katholiken zu fühlen! Man wird es doch nicht darauf anlegen wollen, diese Reihen zu vermehren.

Licentiat Rade hat neuerdings den Gedanken ausgesprochen, man probiere es doch einmal in Bayern mit einem total ultramontanen Regiment. Allein dieser Vorschlag ist doch höchst seltsam und verrät nur geringe Kenntnis der Eigenart und der Bedürfnisse unseres Landes. Nein, so kommen wir nicht weiter, dies bringt keine Hilfe, sondern verstärkt nur die Verbitterung.

Wir wissen, daß viele katholische Kleriker genau so denken und handeln wie ruhige protestantische Pastoren. Wir wollen deshalb nicht generalisieren, auch keine Vorwürfe gegen Schuldlose erheben. Aber von einer Schuld können wir die meisten nicht lossprechen: man läßt die Dinge gehen, man legt die Hände in den Schoß, man ergreift keine Gegenmaßregeln, man trägt nichts zu einer Aenderung oder Besserung bei. Das ist auch ein Verschulden, die Schuld der Unterlassung. Wer einen Einblick in die katholische Kirche tut und unparteiisch prüft, der wird das Zeugnis ihr nicht verweigern dürfen, daß der Geist eines Tauler

und Thomas a Kempis, eines Fénelon und Pascal in ihr noch lebendig ist. Warum müssen sich dann die Söhne einer Mutter fort und fort schelten und und zanken? Wollen wir warten, bis schwere Schicksalsschläge unseres Volkes, bis die Not uns zusammentreibt? Das deutsche Volk sehnt sich nach Ruhe, es hat kein Gefallen, keine Freude am Konfessionshader. Es hat zu viel schon darunter gelitten. Besinnen wir uns doch endlich auf den Gemeinbesitz von religiösem und sittlichem Leben, nehmen wir doch endlich der Aufgaben wahr, in denen wir Hand in Hand miteinander gehen können. Gibts denn gar keine gemeinsamen idealen Güter mehr? Verbindet uns nicht der Kampf für Wahrheit und Recht, für die Wohlfahrt der Gesamtheit? Nun denn, so sei die Streitaxt endlich begraben und künftige Geschlechter werden uns dafür dankbar sein! —

Nürnberg. Julius Schiller.

Verantwortlich für den sozialpolitischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den übrigen Inhalt: Paul Nikolaus Cossmann in München.

Peregrina.

Novelle von Otto Frommel in Karlsruhe.

In der Kleinmandelgaß' brennts!

Ein paar Gassenbuben schrieen es mit wichtigtuerischer Miene einem jungen Mann zu, der vom Karmeliterwäldchen herkam und in die Hauptstraße einbog.

Er wollte noch etwas fragen. Aber schon waren die Sausewinde um die Ecke. Er ging etwas schneller.

Bald hörte man Feuersignale. Einen Trompetenstoß. Dann noch einen, noch einen und endlich eine ganze Skala. Trommelwirbel verschlangen die letzten Töne.

Auch die Feuerglocke ward angeschlagen. Ein schrilles Glöckchen auf dem Turm der Heiliggeistkirche.

Es war eine wahrhaft symphonische Wirkung, die der junge Musiker mit gruseligem Behagen genoß.

Der Trommler versteht seine Sache und der Trompeter auch, dachte er bei sich und beschloß die seltene Stimmung auszukosten.

Die Hauptstraße, die bis dahin ziemlich menschenleer gewesen, füllte sich rasch mit Menschen, die der Feuerlärm aus ihren Häusern lockte. Ein Mann in blankem Helm und dunkler Uniform, die Hacke und das Rettungsseil am ledernen Gurt, kam aus dem nächsten Hoftor und eilte in der Richtung auf den Marktplatz zu. Zwei Frauen wollten ihn anhalten, um zu hören, wo es brennt. Er schob sie zur Seite und murmelte etwas, das sie nicht verstanden.

Ein zweiter Feuerwehrer kam vorüber. Auf die erneute Frage der Frauen antwortete er: In der Bussemergasse, beim Schreiner Blatz.

Den Musiker faßte ein jäher Schreck.

Beim Schreiner Blatz. Das ist ja ganz nah' bei mir.

Und nun klang ihm mit einemmal der nächtliche Lärm schaurig. Er verdoppelte seine Schritte. Das Haus, in dem er wohnte, stieß ja mit der Rückwand an die Magazine des Schreiners. Die waren vollgestopft mit Brettern, Spänen und allem, was das Feuer gern frißt.

Herr! Wenn das alles schon in Flammen stände. Dann war nichts mehr zu retten! Dann hatte er umsonst gearbeitet, umsonst gelebt bis heute. Dann ward sein Werk, das er mit dem Einsatz aller Kräfte geschaffen und heute vollendet hatte, heute an diesem Unglückstag — eine Beute der Flammen. Er stürmte vorwärts. Je näher er der Brandstätte kam, desto dichter wurde die Menschenmenge. Er bahnte sich rücksichtslos einen Weg. So laut hinter ihm drein geschimpft wurde. Alle Kräfte

seines Innern stürzten sich auf den einen Gedanken: seine Symphonie zu retten, kost' es, was es wolle.

Er stand vor seinem Haus. Die ganze Gasse war erfüllt von Brandgeruch. Das Feuer war noch im Zunehmen. Er sah, wie es um den Giebel seines Hauses züngelte. Wie gelähmt stand er davor und starrte hinauf. Feuerwehrmänner traten aus der dunkeln Haustür; sie trugen eine in weiße Tücher gehüllte Gestalt heraus. Ein junges Mädchen, das vor Schrecken und Angst ohnmächtig geworden war.

Niemand mehr drin? fragte eine Stimme.

Niemand, antwortete es.

Spritzen aufs Dach!

Drei Wasserstrahlen vereinigten sich an dem Punkt, wo die Flamme am gierigsten das dürre Sparrenwerk des Giebels beleckte.

Nicht weit davon lag die Wohnung des jungen Komponisten. Und in der Wohnung das Manuskript der Symphonie.

Alles schaute nach oben. Wird es gelingen das Feuer zurückzuwerfen, das Haus zu retten? Die Aussichten sind gering. Da — was ist geschehen? Zwei Polizisten eilen fluchend nach der Tür.

Zurück! Zurück! Es darf niemand mehr hinein. Machen Sie, daß Sie herauskommen!

Man fragt sich, wer der Tollkühne ist, der sich in das gefährdete Haus gewagt hat.

Mein Herr, mein Mietsherr, kreischt eine Weiberstimme.

Wer?

Der Herr Fries, wo bei mir in der Miete ist. Herr Jes, Herr Jes, mit dem ist's aus!

Ein beherzter Feuerwehrmann springt in das mit Rauch sich bereits füllende Haus. Zwei andere folgen ihm.

Sie stürmen die Treppe hinauf. Eine wahre Hetzjagd beginnt. Fries hat einen bedeutenden Vorsprung. Und er ist ortskundig, während seine Verfolger in dem Gewinkel des finstern Treppenhauses beständig stolpern und stürzen. Sie kehren schon nach wenigen Augenblicken auf die Straße zurück.

Der ist hin, sagt einer von ihnen: Warum muß er auch so tappig sein und in das Rauchloch hineinrennen?

Inzwischen drang Fries bis zu seiner Wohnung vor. Der Feuerschein des brennenden Nachbarhauses erleuchtete die oberen Stockwerke, so daß Fries die Tür seines Wohnzimmers leicht fand. Es war noch unversehrt. Nur die Fenster waren gesprungen und eine furchtbare Hitze erfüllte die Stube. Es war, als atmeten die Wände Glut aus. Das Feuer mußte in nächster Nähe sein.

Glücklicherweise stand das alte Regal, auf dem die Partitur lag, in der Nähe der Tür. Zitternder Hand griff Fries darnach. Jetzt umfaßt seine Rechte das wichtige Manuskript. Im selben Moment schlägt eine mächtige Flamme durch die zersprungenen Fenster. Der Wind hat sie hereingejagt. Wie ein schnaubender Drache stürzt sie sich auf den Kühnen, der es gewagt hat, sein Kleinod vor ihrer Wut zu bergen. Blindlings

flieht er nach der Treppe, die er glücklich erreicht, und unversehrt gelangt er in das zweite Stockwerk.

Noch ein paar Schritte — und er ist gerettet.

Schon steht er auf dem untersten Treppenabsatz — da stiebt ein Funkenregen von oben auf ihn nieder, der seinen Weg durch den Raum zwischen den Treppen gefunden hat!

Furchtbarer Schmerz durchzuckt sein Gesicht, seine Hände. Ihm ist, als stehe er in einem Flammenmeer. Noch findet er die Kraft, sein Werk an sich zu pressen, wie um es zu schützen gegen die verzehrende Glut. Er stößt einen gellenden Schrei aus. Dann erstickt der Rauch seine Stimme. Das Bewußtsein ist ihm geschwunden.

Allein man hat ihn gehört. Derselbe Feuerwehrmann, der ihn vorhin zurückhalten wollte, wagt noch einmal seine Rettung. Nach dem Hilferuf zu schließen, kann sich der Verunglückte nicht allzufern vom Hauseingang befinden. Ohne große Mühe gelingt es ihn zu finden. Mit starkem Arm hebt ihn sein Retter empor und trägt ihn auf die Straße. Ihn und sein Werk, das der Schwerverwundete mit starren Händen umklammert, und dessen solider Ledereinband dem zerstörenden Elemente zu widerstehen vermochte.

Fries lebte noch. Aber wie sah er aus. Das Haar, der Bart, das Gesicht versengt, die Hände und Arme mit Brandwunden bedeckt. Die Kleider teilweise verkohlt und mürb wie Zunder. Vorsichtig legte ihn sein Retter auf eine Schicht von Kleidungsstücken und Tüchern, die man in aller Eile als erstes Lager zurecht gemacht hatte. Neugierige umstanden ihn, während ringsum die Löscharbeiten ihren Fortgang nahmen. Die einzige, die persönliche Teilnahme für ihn zeigte, war seine Mieterin. Sie brach in lautes Weinen aus:

So ein guter Herr! Und noch so jung. Ach Gott, wie sieht der aus. Zum Erbarmen, zum Erbarmen.

Bald kamen zwei kräftige Männer mit einer Tragbahre. Behutsam hoben sie den noch immer Bewußtlosen darauf und trugen ihn in den benachbarten Pfälzer Hof, der durch seine geschützte Lage vor dem Feuer sicher war.

Seine Hauswirtin folgte dem traurigen Zug, leise in sich hineinweinend. Sie trug das Manuskript, das sie geschickt aus der Umklammerung der wunden Hände gelöst hatte. Als die Wirtin des Pfälzer Hofs, eine behäbige, gutherzige Bürgersfrau, die befreundete Nachbarin sah, schlug sie die Hände überm Kopf zusammen.

Ach Gott, Frau Ueberle, was für ein Unglück, was für ein Unglück! Hat man schon einmal so ein Feuer gesehen? Und Sie hat's auch getroffen? All' Ihr Sach' sei verbrannt? Ach Gott! Ach Gott!

Die Angeredete setzte sich weinend auf eine Bank in dem kleinen Hinterzimmer, in dem die Träger die Bahre auf den Boden niedergelassen hatten. Eine Menge Personen, die Köchin, das Stubenmädchen, Kellnerinnen drängten herein, den Verwundeten zu sehen. Die Wirtin jagte sie mit derben Worten hinaus und schickte nach dem Arzt.

Als dieser kam und Fries mit schonlicher Hand untersuchte, schlug

er zum erstenmal die Augen auf. Ein Stöhnen kam von seinen Lippen. Der Arzt legte ihm einen Notverband an und befahl einen Wagen, um den Kranken in das Universitätskrankenhaus zu überführen.

Der kleine Raum war von muffiger Luft erfüllt und nur schlecht erleuchtet durch das qualmige Licht einer Oellampe, die an rostiger Kette von der Decke hing.

Trotz des Verbots der Wirtin liefen beständig Neugierige herein, so daß der Arzt schließlich in größter Ungeduld völlige Absperrung des Zimmers verlangte. Die Wirtin selbst ging eifrig ab und zu. Bald brachte sie Tücher und Verbandzeug. Bald hatte sie mit Frau Ueberle zu verhandeln, die sich als „Nächstbeteiligte“ nicht aus dem Zimmer weisen ließ.

Der Doktor schaute alle Augenblick auf die Uhr und fragte, weshalb der Wagen noch nicht da sei.

Er muß gleich kommen beschwichtigte die Wirtin. Ich hab' unserm Sannche gesagt, sie soll springen was sie nur kann. Aber am Paradeplatz gibt's als keine Droschken mehr um die Zeit. Dann muß sie hinaus in die Anlagen.

Was ist Ihr Herr denn gewesen, wandte sie sich wieder zu Frau Ueberle.

Er war von der Musik.

Vom Stadtorchester?

Nein. Er war — er hat nur für sich Musik gemacht, und da in das große Notenbuch hat er sie hineingeschrieben.

Schad' um so ein junges Blut.

Ja, und was der für ein feiner Herr gewesen ist, Frau Gamper. So einen hab' ich noch nie im Logis gehabt. So gibt's nicht viel.

Frau Ueberle brach wieder in Tränen aus.

Still, still, wisperte die Wirtin. Er könnt's hören. Er hat vorhin die Augen aufgemacht. Es könnte ihn aufregen.

In diesem Augenblick ward an die verschlossene Tür geklopft.

Darf man aufmachen, Herr Doktor?

Schauen Sie, wer draußen ist. Und wenn's der Wagen ist — Es wurde noch einmal heftiger angeklopft.

Der Arzt sprang von seinem Platz neben dem Patienten auf und öffnete die Tür. Er hatte einen Fluch auf den Lippen.

Draußen standen zwei gutgekleidete junge Mädchen, begleitet von zwei Herrn und begehrten Einlaß. Der Doktor änderte seinen Ton etwas, sprach aber immer noch scharf genug:

Ich muß bitten, daß Sie uns hier nicht stören. Ein Schwerverwundeter . . .

O Gott, es ist Arthur, fiel ihm die ältere der beiden Schwestern in die Rede. Einer der Herrn trat daraufhin ganz nah' an den Arzt heran und sagte leise ein paar Worte. Der Arzt hieß die Damen näher treten und wies auf den Verwundeten. Als die Aeltere seiner ansichtig wurde, brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Sie wäre umgesunken, hätte sie die Wirtin nicht aufgefangen und zu der Bank geleitet, auf der Frau Ueberle saß.

Die Jüngere dagegen, eine schlanke Gestalt, aus deren feinen Zügen das Blut zurückgetreten war, ging langsam, mühevollen Schrittes nach der Tiefe des Zimmers auf den Verwundeten zu. Weit geöffneter Augen starrte sie einen Moment auf das Bild der Zerstörung, das sich ihr bot. Ihr Innerstes erschauerte. Dann zwangen sie Schmerz und Liebe in die Knie. Sie beugte sich über den Geliebten und sagte ganz leise mit einer vor Jammer fast erstickten Stimme seinen Namen.

Inzwischen war es den beiden Bürgersfrauen gelungen, die immer noch weinende Schwester etwas zu beruhigen und in gedämpftem Ton ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen.

Sie sind gewiß eine Verwandte von dem Herrn? fragte die Wirtin neugierig.

Meine Schwester ist seine Braut.

Nun erst betrachtete Frau Ueberle die neben ihr Sitzende genauer.

Ach, Sie sind die beiden Fräulein vom Karmeliterweg? Ja, ja, ich kenne Sie. Ach, ach, der arme Herr Fries. Um den ist's schade. So ein guter Herr. Einen bessern krieg' ich nimmer in die Miete. Ich arme Wittfrau!

Wie ist es denn gekommen, dies schreckliche Unglück? fragte das Fräulein.

Ja, wer das wüßt'. Ich sitz' gerad' in der Küche und richt' etwas auf den Abend, da wird's mit einem ganz hell und man hörte auch schon „Feuer! Feuer!" rufen. Ich lauf' schnell in die Stub', und will sehen, was ich noch in Sicherheit bringen kann, da steht schon die Feuerwehr vor der Tür, und mir nichts dir nichts führen sie mich die Treppe hinunter und auf die Gasse. Was kann ich dafür, daß mir all' mein Sach' verbrannt ist.

Und Arthur — Herr Fries? Wie ist der in das brennende Haus gekommen? Er war ja noch eine halbe Stunde vorher bei uns.

Wie der hineingekommen ist? Ach Fräulein, das kann ich Ihnen nicht sagen. Das weiß ich selber nicht. Es war ja so ein Schreck, so eine Verwirrung. Er war halt auf einmal im Haus drin, wie schon alle andern draußen waren.

Hat man ihn denn nicht zurückgehalten?

Ha doch. Die Schutzleut' haben geschrieen, es dürft' niemand mehr 'nein. Und zwei sind hinter ihm drein. Aber sie haben ihn erst gefunden, wie's zu spät war.

Was er nur in dem brennenden Haus wollte, jammerte das junge Mädchen und sah verzweiflungsvoll zu dem Verwundeten hinüber, über den sich seine Braut noch immer in stummem Schmerz herbeugte.

Was er drin gewollt hat? sagte Frau Ueberle und ergriff mit ihrer harten, bläulichroten Hand die Partitur, die neben ihr auf der Bank lag.

Das da hat er gesucht. Ein wahres Wunder, daß er's gefunden hat. Teuer genug hat er's bezahlen müssen.

Da trat der eine der beiden Herrn heran und nahm der Frau das Buch aus der Hand. Er blätterte flüchtig darin und kehrte damit zu dem Arzt und seinem Begleiter, die den Fall leise miteinander besprachen, zurück.

Es ist sein heute vollendetes Werk, sagte er zu dem Doktor. Eine Symphonie. Das Dunkel lichtet sich. Er ist für sein Werk in den Tod gegangen.

Der Kranke stöhnte laut auf. Das Bewußtsein schien auf Augenblicke wiederzukehren. Er öffnete die Augen und sah seine vor ihm kniende Braut wie geistesabwesend an.

Arthur, sagte sie leise, und alles, was entfliehende Lebensgeister zurückhalten kann, lag im Klang ihrer Stimme. Er schien sie zu erkennen. Ein rascher Strahl leuchtete in seinen Augen auf. Aber die Schmerzen waren zu heftig. Er schloß die Augen wieder.

Da wurde das Wort Peregrina laut. Niemand wußte, wer es gesagt hatte. Der Verunglückte aber hörte es und ein Glanz der Freude ging über sein verheertes Gesicht. Seine Lippen bewegten sich. Sie schienen etwas sagen zu wollen. Seine Braut hatte ihn verstanden. Einen Kuß drückte sie auf seine Lippen. Und mit der linden Stimme einer Mutter sprach sie wenige Worte zu ihm.

Da vernahm man das Einfahren des Wagens in den gepflasterten Hof. Die beiden Herren waren dem Arzt beim Hinaustragen des Kranken behilflich. Die Frauen blieben in der Stube zurück. Die Braut allein hatte das letzte Wort des Arztes verstanden, das er beim Weggehen ihrem Vetter Hoffinger zugeflüstert hatte: Er wird die Nacht nicht überleben.

Als das Rollen der Räder verhallt war, machte sie sich auf, und schlug den Weg nach dem Krankenhaus ein. Ihre Schwester, die sie begleiten wollte, bat sie inständig, nach Hause zu gehen. Sie verbrachte die Nacht am Bett des Sterbenden, der sie nicht mehr erkannte und in der Frühe des folgenden Tags seinen Wunden erlag.

* *
*

Am Morgen jenes verhängnisvollen Tages war Arthur Fries in froher gehobener Stimmung erwacht. Die Tür seines kleinen Schlafzimmers in die größere Wohnstube stand offen. Er konnte von seinem Bett bequem auf seinen ans Fenster gerückten Arbeitstisch sehen. Dort lag aufgeschlagen das gewaltige Manuskript seiner Symphonie. Die bleiche Märzensonne ließ ein paar spärliche Strahlen um die Ränder des Ledereinbandes spielen. Fries konnte seinen Blick nicht von seinem Werk wegwenden.

Heute sollte es fertig werden. Nur die letzten zwanzig Takte waren noch einzutragen. Aber auch sie waren schon in der Skizze fertig. Dann lag vollendet vor ihm, woran er die letzten zwei Jahre unablässig geschaffen.

Er durchflog diese Zeit in der Erinnerung. Tief atmete er auf.

Gut, daß sie abgeschlossen ist, dachte er. In Büchern kann man oft lesen von dem Hochgefühl des künstlerischen Schaffens.

Ein bitterer Zug umkräuselte seinen Mund. Ihm war das Schaffen mehr Qual als Lust. Wie ein Gespenst begleitete ihn durch alle Stunden der Arbeit die Angst, seine Kraft könne versagen. Oft, wenn er so am Schreibtisch gesessen und mit peinlichem Fleiß ein paar Seiten instrumentiert hatte, fiel ihm plötzlich die Feder aus der Hand. Er konnte nicht weiterschreiben. Er wußte genau, welches die Ursache dieser Erscheinung war.

Sie lag im Wesen seines Schaffens. Bei ihm quoll der Born der Erfindung nicht frisch und ungehemmt aus der Tiefe des Unbewußten. Wohl kannte er jene Augenblicke des Hellsehens, da jede Hülle sinkt und die ewige Welt der Töne sich in ihrem strahlenden Glanz offenbart. Aber dieses künstlerische Schauen und Hören, es trat bei ihm seltsamerweise immer gerade dann ein, wenn sein Gefühl noch nach einer andern Richtung hingezogen wurde: wenn Erlebnisse rein persönlicher Art jeden Nerv seines Wesens in Schwingung setzten.

So ergab sich ihm eine Schaffensweise, die ihn zwang, in den Stunden ruhiger, gesammelter Arbeit auf dem Weg eines mühseligen dialektischen Verfahrens das Kunstwerk loszulösen aus der Umklammerung mit ganz andersartigen Bestandteilen, es zu befreien von jedem Erdenrest und ihm die Vollkommenheit zu geben, die seinen hochgespannten Forderungen an sich selbst entsprach. Diese Aufgabe zu lösen wollte ihm oft fast unmöglich erscheinen. Unversehens strömten ihm in seine Tonfolgen immer wieder Gedanken und Bilder aus jener andern Welt. Insbesondere war es das Bild der Geliebten, die ihn mit rätseltiefen Augen anschaute und ihm die quälende Frage zuzuflüstern schien: Wer bin ich?

In solchen Momenten vernahm er nur einen dumpfen Tonschwall, der an die Wände seines Inneren brandete. Ein wirres Gewoge und Gebrause, aus dem ein klares Gebild zu formen ihm unmöglich schien. Gott, wenn das so bliebe!

Er hatte doch einst alles so deutlich vernommen, jeden Ton, jedes Instrument. Und nun mit einem Schlag alles weggewischt. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn.

Er mußte hinaus aus der engen Stube. Hinauf in die Berge, in die Wälder, in die tiefe, menschenleere, grüne Einsamkeit des Odenwalds. Oder, wenn das nicht half, zu ihr, der er sein Werk verdankte, und die ihn doch wieder in so seltsamer Weise an seiner Vollendung hinderte.

Er wollte ihr Wesen ergründen, alles Fremdartige in ihr verstehen, sich so, indem er sie ganz in sich aufnahm, von ihr befreien. Meist beruhigte er sich in ihrer Nähe. Sie schien ihm dann so klar, so durchsichtig, so erschlossen seinen forschenden Augen, daß er frisch und gestärkt zu seiner Arbeit zurückkehrte.

Aber zuweilen wollten auch diese Mittel nicht verschlagen. Er mußte sein Werk tagelang beiseite legen. Sein Geist bedurfte ganz neuer, andersartiger Eindrücke. Erst nach Wanderungen durch fernabliegende Gebiete der Kunst und Wissenschaft, fand er den Weg zurück in den Bereich seines eigenen Schaffens.

Kein Wunder, daß er zuweilen drauf und dran war, die Flinte ins Korn zu werfen.

Aber, wenn er sich dann in die vollendeten Teile seines Werks vertiefte, da brach es wie ein heißer Drang aus seiner Seele, das, was bereits so feste und — er durfte es sich sagen — so originale Form angenommen hatte, auch durchzuführen, kost' es was es wolle.

So ging er mit eiserner Energie aufs neue ans Werk. Und heute war das Ziel erreicht. Nur noch eine kleine allerletzte Höhe war zu er-

steigen. Er glaubte, sie schon halb genommen zu haben. Darum frisch an die Arbeit!

Fries wollte aufspringen. Er fühlte sich durchströmt von Lebenskraft und Schaffensdrang.

Aber gerade dies Gesundheitsgefühl hielt ihn noch einen Augenblick auf dem Lager zurück. Er wollte die wonnige Empfindung auskosten und schloß noch einmal die Augen. Er sank in einen leichten Schlummer und träumte bei fast wacher Seele.

Er sah sich in einem großen, mit Menschen angefüllten Konzertsaal. Er stand unterhalb des Orchesterpodiums. Neben ihm seine Braut im hellfarbenen Mousselinkleid. Am Dirigentenpult ein Unbekannter. Der hob den Taktstock. Eine Musik wurde gespielt, die er noch nie gehört hatte, und von der er doch genau wußte, daß sie von ihm stammte. Als sie beendet war, wurde sein Name gerufen. Seine Braut faßte ihn an der Hand und wollte ihn auf das Podium führen. Er konnte sich nicht entschließen vorzutreten und sich der stürmischen Beifall spendenden Menge zu zeigen. Sein Geist war noch ganz beschäftigt mit der Musik. Alles andere kümmerte ihn nicht. Er fühlte sich von der Umgebung losgelöst, in der er stand. Er schwelgte im Nachgenuß des Gehörten . . .

Da weckten ihn Tritte von der Treppe her. Es war Frau Ueberle, die ihm das Frühstück brachte. Hastig fuhr er auf.

Herr Fries, halb neun Uhr! sagte die Frau.

Schon gut. Stellen Sie den Kaffee auf den Stuhl neben der Tür. Ich bin gleich soweit.

Er kleidete sich rasch an, weniger sorgfältig als sonst.

Nach dem Frühstück setzte er sich sofort an die Arbeit; er hoffte bis Mittag sein Werk vollenden zu können.

Aber als er die Skizze des Schlusses instrumentieren wollte, schwand ihm jede Freude daran.

Also bis zuletzt dieselbe Geschichte, dies elende Mißverhältnis zwischen Idee und Ausführung, dachte er und legte sich mißmutig in seinen Stuhl zurück.

Er starrte durch das Fenster hinaus in die bläuliche, von zarten Wolkenschleiern durchwobene Frühlingsluft. Ueber Dächer weg fiel sein Blick auf die Schloßruine, deren rostfarbenes Gemäuer in Duft gehüllt aus dem noch blätterlosen Walde tauchte.

Da vernahm er plötzlich wieder jene Takte, die ihn vorhin im Halbschlaf so seltsam ergriffen hatten. Sie klangen wie ein Bruchstück aus dem gregorianischen Kirchengesang. Herb, ernst, groß, und doch lag in den Harmonien, die sich um den Cantus firmus schmiegten, der Sehnsuchtsklang eines Liebeslieds.

Damit werde ich schließen, sagte er leise und ergriff mit neuem Eifer die Feder. Seine Wangen bezogen sich mit dunkler Röte, als er so schrieb. Er vergaß die Stunden und erhob sich erst von seiner Arbeit, als es drüben auf der Heiliggeistkirche zwei Uhr schlug.

Er atmete tief auf und trat ans Fenster. Er öffnete einen Flügel und trank begierig die wohltuende Wärme der jungen Sonne. Eine Be-

wegung ging durch seine Seele. Etwas wie Andacht kam über ihn. Noch konnte er's nicht fassen, das Große, daß nun sein Werk geboren war. Unter Schmerzen, dachte er und lächelte. Eine herrliche Zuversicht erfüllte ihn, als er hinausschaute in die helle, freudige Frühlingslandschaft. Er mußte sich selbst darüber wundern. Wer sagt mir, daß meine Musik etwas taugt? Es kennt sie ja noch keiner. Keiner? Doch ich kenne sie und weiß . . .

Ein Jauchzen brach aus seiner Brust.

Seine Arme warf er aus, wie um jemand zu umfassen, den er an sein übervolles Herz drücken könne. Aber er war ja allein. Noch allein. Da griff er nach seinem großen grauen Filz. Fort, hinaus, zu ihr!

Mit ein paar Sätzen sprang er über die steilen Stufen der engen Treppe hinab auf die Straße. Es war dunkel und dumpf in der Bussemergasse. Nur ein schmales Streifchen Licht fiel durch den Spalt, den die dicht aneinander gerückten Häuserreihen offen ließen. Gerüche der verschiedenen Gewerbe, die da getrieben wurden, verdarben die Luft. Der junge Künstler, sonst so sensibel, so oft unzufrieden mit der Lage seines Quartiers, empfand davon jetzt nichts: Alles kam ihm schön, sonntäglich, festlich vor. Auch in der verräucherten Weinstube, in der er sein Mittagessen zu nehmen pflegte, fühlte er sich heute wohl wie seit lange nicht, obgleich er, als einer der letzten, mit den Ueberresten der Mahlzeit vorlieb nehmen mußte. Er aß hastig und ohne Sinn für das, was ihm die Kellnerin, das dicke Pinchen, vorsetzte. Er hatte kaum die Gabel weggelegt, als er auch schon zu zahlen wünschte. So gut war das Trinkgeld, das er dem schmunzelnden Mädchen in die Hand drückte, noch nie gewesen.

Er trat auf die menschenleere Hauptstraße und durchmaß sie in der Richtung nach dem Karlstor. Kurz vor dem Tor, dort, wo es zum Karmeliterwäldchen hinauf ging, bog er ein und schritt etwa zwanzig Schritt hinan.

Er stand vor dem letzten Haus, hinter dem sich der Weg im Wald verlor. Es lag etwas zurück und war von einem großen, ziemlich verwilderten Garten umgeben. „Die grüne Einöde," wie er das Anwesen zu nennen liebte. Hier wohnte seine Braut mit ihrer einzigen Schwester und einer alten Magd.

Er öffnete das knarrende Gartentor und ging durch einen verwachsenen schmalen Kiesweg bis zu der Freitreppe, die zur Haustür hinanführte. Aber schon war er gesehen worden. Die geschnitzte Tür ward von innen geöffnet, und eine schmale jugendliche Gestalt erschien in ihrer Füllung. Zwei Arme streckten sich ihm entgegen.

Endlich bist du's. Ich schaue schon seit einer Stunde da hinunter, ob du nicht kommst. Man kann bei dir Geduld lernen. Der Vorwurf versank in dem zärtlichen Klang der Stimme.

Sind wir allein? fragte Fries, indem er der Braut in den Hausgang folgte.

Ganz allein. Maria ist in ihrem Kranz. Babette hab' ich in die Stadt geschickt, Einkäufe zu besorgen.

Und so allein, ist dir's nicht unbehaglich in dem einsamen, abgelegenen Haus?

Aber nicht im geringsten. Es ist doch gar nichts schöner, als für sich zu sein.

Sie öffnete am Ende des ziemlich dunkeln Hausgangs eine Tür, die in ein helles, freundliches Gemach führte, das Wohnzimmer der beiden Schwestern.

Was ihr Sonne habt! rief Fries und deutete mit der Rechten auf die Fenster, durch die eine Flut mittäglichen Lichts strömte.

Ja, und jetzt wird's mit jedem Tag schöner bei uns. Du hast noch keinen Frühling in unserm Garten erlebt.

Er öffnete das Fenster und zog seine Braut in die tiefe Fensternische. Beide tranken mit vollen Zügen die warme Luft und ließen ihre Blicke frei schweifen über Dächer und Türme der alten Stadt hinweg, nach dem jenseitigen Neckarufer, an dessen Weinbergabhängen schon da und dort ein blühender Mandelbaum sichtbar ward.

Ihr wohnt doch wie die Fürsten, sagte Fries, den der Ausblick aus diesem Fenster immer wieder bezauberte.

Zwar, euer Garten ist ja ein bissel verwahrlost und euer Haus – na, es zeugt noch immer von entschwundener Pracht. Die Remise erinnert wenigstens an Equipage und die Rampe da unten an Vorfahrt und Reiter . . .

Spötter! unterbrach ihn Eva und hob drohend den Finger. Du kannst lang gehen, bis du solchen Garten und ein solches Haus wieder findest. Schau, was uns dieser verachtete Garten jetzt täglich schenkt.

Sie führte ihn an ihren altmodischen Schreibtisch, auf dem eine rote Glasschale, ganz gefüllt mit starkduftenden Märzveilchen stand. Sie hob die Schale zu ihm empor.

So 'was wächst nur an verschwiegenen Plätzen. Sie waren für dich bestimmt. Ein Blumenopfer unter deinen Beethoven. Aber wenn du mir alles bekrittelst . . .

Sie konnte den Satz nicht vollenden. Er nahm ihr Haupt zwischen seine Hände und küßte sie auf die durchsichtig zarte Haut ihrer Stirn.

Ich bekomme die Veilchen doch, sagte er mit glückstrahlendem Gesicht. Ich könnte die Welt wetten, daß ich sie bekomme, wenn ich dir etwas verrate.

Was ist's Arthur? Schnell sag's. Ich merke schon die ganze Zeit, daß du etwas vor mir verheimlichst. Daß du etwas hast — sie faßte ungeduldig seine Hände und ihre großen, lebhaften Augen forschten in seinem Gesicht.

Du mußt es raten.

Ist es etwas frohes?

Rate.

Ich sehe dir an, daß es etwas frohes ist. Du hast heute so ein übermütiges Gesicht. Du leuchtest förmlich vor Glück und Uebermut. Ich meinte vorhin, es komme von dem Licht da draußen. Aber nun merk' ich wohl, es ist aus dir selber.

Gut. Weiter: was ist's?

Deine Druckschrift ist von dem Verleger, an den du sie neulich schicktest, angenommen? Ja?

Falsch geraten. Das heißt, die ist freilich angenommen. Aber schon seit wenigstens einer Woche. Wußtest du das nicht?

Ein Schatten ging über ihr Gesicht.

Du böser. Mit keiner Silbe hast du mir's gesagt. Und ich hätte mich so mit dir gefreut.

Mein Gott. Was liegt an der Schreiberei. Ich habe längst nicht mehr dran gedacht. Aber nun rat' weiter.

Hilf mir auf die Spur, Arthur. Quäl' mich doch nicht. Du siehst, ich rat' es nicht in Ewigkeit. Hat's bezug auf deine Musik? Ja? Am Ende die Symphonie? Ja? Ist sie fertig? Sie ist's, Arthur! Und das konntest du so lange bei dir behalten? Das sagst du jetzt erst, nachdem wir weiß wie lange beisammen sind? Das ist wieder einmal ganz deine Art, du Sonderling.

Er schüttelte den Kopf.

Nicht Sonderling. Wäre das schön gewesen, wenn ich dir gleich an der Tür meine Neuigkeit verraten hätte? Man muß immer ein künstlerisches Maß halten. Auch in diesen Außendingen.

Ja, ja, du hast recht. Hast ja immer recht. Und sie ist also fertig geworden? Wann, in welcher Stunde? Heute morgen?

Vor einer Stunde. Du bist der erste Mensch, mit dem ich rede, seit ich die Feder weggelegt habe. Du solltest dieser erste Mensch sein. Denn weißt du, Evi, wenn diese Musik etwas geworden ist, dann ist sie's durch dich geworden.

Und sie ist etwas geworden, Arthur! Sie ist ein Meisterwerk geworden, dein Meisterwerk, die Symphonie! Aber wo hast du sie? Nicht mitgebracht? O wie schade.

Was hättest du davon gehabt, Liebling, wenn ich den dicken Band mit hergeschleppt hätte? Oder ist mein Schatz plötzlich in die Geheimnisse des Partiturlesens eingeweiht?

Nein, Arthur. Aber ich hätte gerne den Band in meine Hände genommen, und mich an seinem körperlichen Dasein gefreut. Und ich hätte gerne die vielen rätselhaften Notenköpfe und Striche und Punkte gesehen, aus denen solch ein Werk besteht. Und dann haben wir auch ein Klavier, Schatz.

Sie wies auf das mit einer schweren, braunen Plüschdecke verhängte Tafelklavier, das ihrem Schreibtisch gegenüber, die Wand entlang stand.

Du hältst uns freilich knapp genug in dieser Beziehung. Aber diesmal gebe ich dich nicht frei; nicht, ehe du mir dein ganzes Werk von der ersten bis zur letzten Note vorgespielt hast.

Sie nahm den Teppich vom Klavier und legte ihn sorgfältig zusammen. Dann öffnete sie das Instrument und richtete das Notenpult auf. Arthur sah ihr zu und ließ sie gewähren.

Sie zog unter dem Klavier einen hohen, dreibeinigen Klavierstuhl hervor und schraubte den Sitz, soweit es ging, herunter. Und nun ließ sie die Hände sinken und sah erwartungsvoll auf Arthur. Beide sagten kein Wort. Da mußte er hellauf lachen.

Und nun meint mein Evakind, ich setze mich wie ein braver Schulbub' an die Tasten und spiel' mein Stückchen vor.

Sie errötete ein wenig. Plötzlich eilte sie auf ihn zu und schlang ihre Arme um ihn.

Küsse mich.

Er küßte sie mit einem langen, innigen Kuß. Da war ihm, als schlage eine Welle des Glücks über ihm zusammen. Die nervöse Anspannung seiner geistigen Kräfte, in der er sich seit Tagen und Wochen befand, löste sich, wich einem Gefühl tiefer, unendlicher Ruhe. Er atmete den Hauch, der von Evas halb geöffneten Lippen strömte. Er spürte das Wogen ihrer Brust. Und wieder vernahm er die Klänge jener ernsten hohen Kirchenweise, die ihn am Morgen so seltsam ergriffen hatten. Noch feierlicher schwebten sie diesmal an ihm vorüber als in der Frühe. Sie kamen wie das Läuten ferner, tiefer Glocken.

Kind, sagte er leise, hörst du es auch?

Was, Arthur?

Das Läuten und Tönen. Horch, eben wieder ein voller, strahlender Akkord. Ach, ist das schön. Unbeschreiblich.

Eva schaute verwundert zu ihm empor. Seine Augen waren halb geschlossen. Auf seiner Stirn lag es wie weißes Licht. So hatte sie ihn noch nie gesehen. Da nahm er mit einer plötzlichen Bewegung ihren Arm.

Eva, sagte er und führte sie zu dem lederbezogenen Sofa, der in einem kleinen Alkoven stand, komm, ich muß nun mit dir plaudern. Ich habe dir noch viel zu sagen. Sie schmiegten sich eng aneinander.

Draußen sang eine Amsel. Sang, wie sie es nur in den ersten Vorfrühlingstagen vermag. In langgezogenen, weichen, sehnsüchtigen Tönen. Winterleid lag noch zitternd darin. Und doch brach es wie Sonnenlust und Liebesschrei aus der kleinen, gefiederten Brust.

Ich habe dir nicht viel von meinem Schaffen gesprochen, Evi; und du hast es mir, glaub' ich, ein bischen übel genommen?

Sie drückte ihr Haupt an seine Schulter.

Weißt du, Kind, ich konnte dir nichts davon sagen. Meine Lippen waren mir zugeschlossen. Eigentlich hab' ich ja doch immer davon geredet.

Es gehörte Ahnungsvermögen dazu, um es zu bemerken.

Ja, aber eigentlich bezog sich alles, was ich mit dir sprach, auf meine Arbeit. Auf sie und unsere Liebe. Weißt du, es war eigentlich eine furchtbare Zeit. Gut, daß sie vorüber ist. Ohne dich wär' ich, glaub' ich, nie darüber hinweggekommen.

Sie schüttelte ungläubig den Kopf.

Das meinst du, Schatz.

Nein, nein, sagte er eifrig. Du mußt wissen, meine Musik redet von dir, handelt eigentlich nur von dir.

Von mir? Wie kann Musik von einem Menschen handeln? Ich verstehe dich nicht recht. Du sagtest schon einmal so was ähnliches. Ich habe viel darüber gedacht. Aber es blieb mir unverständlich.

Ich will es dir erzählen, Eva. Du wirst mich heute verstehen. Ihre Augen waren auf ihn gerichtet wie die Augen eines fragenden, große Dinge erwartenden Kindes.

Ich habe meine Symphonie Peregrina genannt. Es heißt: Die Fremde. Erinnerst du dich der Verse von Mörike:

> Der Spiegel dieser treuen braunen Augen
> Ist wie von inn'rem Gold ein Wiederschein;
> Tief aus dem Busen scheint er's anzusaugen.
> Dort mag solch Gold in heiligem Gram gedeih'n.

Das hast du damals zu mir gesagt, Arthur, als wir nach dem Begräbnis meiner Mutter so traurig zusammen nach Hause fuhren.

Ja — und damals sind die ersten Motive und Harmonien meines Tongedichts in mir aufgewacht.

In so trauriger Stunde, Arthur?

Es war etwas ganz wundersam Fremdartiges, was ich damals erlebte. Ich sehe dich noch, wie du an das Grab herantratest, unfähig, die Schaufel zu ergreifen und Erde auf den Sarg zu schütten. Du standest einen Augenblick am Rande des Grabes, vom Schmerz so durchzittert, daß es ein Glück war, daß deine Schwester dich am Arm nahm und zum Wagen führte. Und da — bevor du in den Wagen stiegst, sahst du mit einemmal auf, als suchtest du etwas auf dem grauen, trüben Winterhimmel. Und dieser Blick und was darin lag, brachte mir jene Verse in Erinnerung. Ich wußte nicht mehr genau, wo sie standen, und von wem sie waren. Als ich sie daheim später fand und über ihnen das Wort Peregrina, da war es mir, als habe ich die Formel gefunden für dein Wesen. Du warst und bliebst mir die Fremde, das süße Rätsel meines Lebens.

In jene Stunde auf dem Friedhof aber fällt die Geburtsstunde meiner Symphonie. Mit den Versen stellte sich ein Klang ein. Ich habe dich später nie mehr gesehen, ohne daß diese Tonfolge in mir erklungen wäre. Wie oft, wenn ich später, als du mein wurdest, dich küßte, hab' ich dich gleichsam mit diesen Tönen geküßt.

O spiele sie mir, flüsterte sie.

Er erhob sich und setzte sich ans Klavier. Etwas zittrig tönten die alten, ausgespielten Saiten. Und doch klang es wie gedämpfte Geigen und dumpfer Paukenschlag, als er anhob ein langgezogenes Motiv hinströmen zu lassen, eine Weise voll Klage und Wehmut. Es waren nur wenige Takte. Dann ging er plötzlich und unvermittelt in einen raschen tanzartigen Rhythmus über. Ein kecker Uebermut, eine leicht geschürzte Melodie schwang sich jubelnd über die müden Saiten, als gelte es, diese aus ihrer träumerischen Melancholie aufzuwecken. Aber mitten drin brach er ab und sprang von seinem Sitz auf:

Du mußt nämlich nicht meinen, meine Musik sei eine Totenklage. Peregrina ist kein körperloses Geistwesen. Peregrinchen kann auch lachen und scherzen. Sie hat flinke Beine und dreht sich im Wirbel.

Er nahm Eva in die Arme und schwang ihren schlanken leichten Körper im Takte der Tanzmelodie, die er trällernd wiederholte.

Ist das nicht ein kecker Walzer? Da soll mich der Strauß drum beneiden.

Aber so ist die echte Peregrina nicht, sagte Eva und entwand sich seinen Armen. Von dem kleinen, an grünweißen Schnüren befestigten

Bücherbrett, nahm sie ein zerlesenes Goldschnittbändchen herab. Sie schlug es auf. Peregrina muß anders sein, sagte sie, und blickte über die vergilbten Blätter hin.

Mag sein. Was liegt daran. Ich habe das beste ja doch wo anders gefunden.

In dir selbst, Arthur. In dem Reichtum an Musik, den du in dir trägst, und den ich immer fühle, wenn ich mit dir zusammen bin.

Sprich davon nicht, Kind, sagte er und wurde plötzlich ernst. Es ist nicht wie du meinst. Ich bin nicht so reich, wie du glaubst. Es ist kein sprudelnder Quell in mir. Ich muß tief graben und finde nicht immer, was ich suche. Ach, wie oft ist es vergeblich.

Er hielt inne. Sein Gesicht nahm einen sorgenvollen Ausdruck an. Er dachte an die zurückliegende Zeit. Sie erschien ihm jetzt wie ein böser, quälender Traum.

Eva berührte mit ihrer Hand seine Stirn.

Woran denkst du? Sprich mir von deinem Schaffen, von dir. Du wolltest mir noch viel sagen.

Ja. Ich wollte dir sagen und wieder sagen, daß dieses Werk dein Werk ist, viel mehr, als du nur ahnst. Ich nannte es Peregrina, die Fremde. Denn als eine Fremde tratest du mir entgegen und, liebes Herz, mißversteh' mich nicht, fremd bist du mir lange, lange geblieben, bis ich durch meine Kunst dich fand. Mein stilles Schaffen war ein beständiges Zwiegespräch mit dir. Während du in deiner grünen Einöde saßest, warst du zugleich bei mir und wurdest über deine innersten Geheimnisse ausgeforscht. Und sieh, deshalb darfst du die Symphonie *dein* Werk nennen.

Es tat Eva weh, ihn so reden zu hören. Eine Fremde nannte er sie, die sich ihm immer glaubte restlos zu eigen zu geben. Er verstand sie.

Dies Fremdartige an dir, dies Unergründliche, sagte er innig, zog mich gerade zu dir hin. Daß du anders warst als alle die andern Mädel, das machte dich mir eben so begehrenswert. Aber nun kam die Musik und verlangte dich von mir. Ich wollte — nein — *mußte* dich darstellen, dein Wesen, dein eigenstes Sein, und doch hatte ich so oft das quälende Gefühl, dich noch nicht ganz zu besitzen. Begreifst du nun, wenn ich dir sage, daß mir mein Schaffen oft Pein verursachte. Und doch fand ich gerade durch dich, ja einzig durch dich, immer wieder die Freude am Schaffen. Denn je tiefer ich in deine Eigenart eindrang, je mehr die Fremde mir zum trauten Kameraden wurde, desto sicherer wurde ich in meinen Gestalten.

Ich glaube, ich fange an dich zu verstehen, sagte sie.

Erinnerst du dich, begann er wieder, an das Waldfest in Ziegelhausen; am Johannistag war's glaub' ich im letzten Sommer?

Sie nickte.

Wir haben uns nie vorher so ungestört genießen können wie bei diesem Ausflug. Wir fühlten uns wie die Kinder. Erst der köstliche Gang durch den frischgrünen Wald vom Schloß nach dem Wolfsbrunnen und hinunter nach Schlierbach. Dann in der Stiftshütte die lustige Bowle mit den

fröhlichen Studenten und den jungen Bürgersmädchen. Und nachher — weißt du noch, wie wir uns bei Seite stahlen:

> Auf seidenen Rasen, ach Herz am Herzen,
> Wie verschlangen, erstickten meine Küsse den scheueren Kuß.

Wie mir nach jenem Mittag war, Eva, wie soll ich es dir beschreiben. Alles was von Musik in mir lag, drängte ans Licht.

Ich habe dir's wohl abgefühlt, Arthur. Ich sehe dich noch vor mir. Ich erinnere mich noch der eigentümlichen Empfindung, die ich damals hatte. Mir war, als sei ich dir ganz nah', so nah' wie noch nie. Und doch auch wieder fern. Du warst so geistesabwesend. Deine Augen sahen aus, als schauten sie in weite, weite Fernen. Aber ich glaube, ich habe geahnt, was in dir vorging.

Eine Nacht, wie die auf jenen Johannistag folgende, hab' ich nie vorher noch nachher erlebt. Es war ein in Empörung geratenes Meer in mir. Alle Leidenschaften losgelassen. Und alles, alles ward zu Musik. Ich habe in jener Nacht ganze Blätter voll Noten geschrieben. Wirr und ungeordnet, alles durcheinander. Aber diese Blätter waren die ganze Symphonie. Alle Motive im Keim. Wenn ich nur noch einmal solch' eine Stunde gehabt hätte, solche schöpferische, glückliche Stunde. Aber dann kamen die langen, öden Sommertage, die kurzen, kalten Wintertage, in denen das, was leicht geboren, wie aus andern Welten mir zugeflogen war, mühsam in die Partitur gebannt werden mußte. Aber ich gab nicht klein. Ich habe gekämpft und gerungen und — dies einemal — gesiegt.

Spiele mir Arthur, lass' es mich alles hören, bat Eva von neuem.

Und noch einmal ließ er seine Hände über die Tasten gleiten. Diesmal spielte er lange und zusammenhängend, nicht nur ein paar herausgegriffene Motive. Er vergaß sich selbst. Ein tönendes Gedicht erblühte unter seinen Händen dem Klavier. Er spielte ganz frei. Zuweilen vergaß er sich so, daß er die Motive veränderte, ihnen andere harmonische Farben gab, im ganzen folgte er aber dem Ideengang seiner Partitur.

Noch nie hatte er sich so völlig am Klavier ausgesprochen, noch nie sein Innerstes so in Töne gegossen wie in diesem Augenblick. Die Nähe der Geliebten und das Glück dieses Tages hob ihn hoch empor. Er spielte und spielte. Immer von neuem versenkte er sich in die Blütenkelche seiner Harmonien und konnte sie nicht ausschöpfen. Er vergaß die altmodische Stube. Die Wände verschwanden. Das kleine Klavier stand im unendlichen All und von den fernsten Himmeln drang ein Gewoge erschütternder Stimmen auf ihn herab.

Seine Braut war anfangs in hingebendem Lauschen mitten im Zimmer stehen geblieben. Da sah er sich nach ihr um. Sein Blick traf sie, während er ununterbrochen weiterspielte. Dieser Blick voll heißer Leidenschaft erregte sie tief. In Scheu und Verwirrung flüchtete sie zu dem kleinen Sessel, der am Fenster vor ihrem zierlichen Nähtisch zwischen den grünseidenen Vorhängen stand.

Mit ihren feinen Händen bedeckte sie ihr Gesicht. Die Ranken einer kleinen, zu ihren Häupten schwebenden Blumenampel, berührten, wie erbebend unter den mächtigen Tonwellen die äußersten Fäden ihrer Haare.

Ihr ging ein neues Verständnis des Geliebten in dieser Stunde auf. Sie vernahm die Geschichte ihrer Liebe, die in Tönen zu ihr kam. Sie schloß die Augen. Bilder zogen an ihrem inneren Auge vorbei.

Das Bild des winterlichen Kirchhofs mit seinen hohen, dunkeln Tannen und den vielen weißen Kreuzen, die sich wie weiße, geisterhafte Gestalten in der Nebelluft des Wintertags verloren. Das Bild eines alten Parkes mit Teichen und stillen Laubgängen, durch die sie an Arthurs Seite hinwandelte. Das Bild ihres eigenen Zimmers, in dem sie saß, von der Abendröte durchgoldet. Sie erwartete den Geliebten und hörte auf das Geläute der großen Glocken der Jesuitenkirche. Horch! Da klang es wie wirkliches Glockengeläute. Dumpf und tief. Dazwischenhinein Orgelton und der Gesang einer einzelnen Stimme. Was war dies? Ein neues Motiv? Begann ein neuer Satz? Das tönte herb und süß zugleich. Und nun schwoll es zu mächtigen Akkorden. Eintönig und majestätisch. Es war wie die starre Zacke eines in die Unendlichkeit strebenden Alpenhauptes, auf dem ein letzter Schein der Sonne ruht. — Da brach das Spiel ab mit jähem Mißton.

Ich glaube, wir sind nicht mehr allein, rief Arthur und sprang heftig vom Stuhl auf. In der Dämmerung, die sich mehr und mehr in der Stube verbreitete, gewahrte er drei Gestalten, die während seines Spieles geräuschlos eingetreten waren. Auch Eva war aufgestanden. Sie erkannte sofort ihre Schwester und ging auf sie zu.

Erschrick nicht, Evchen, sagte diese und küßte sie zärtlich auf die Wangen.

Wir sind keine Gespenster und keine Räuber. Hier diese zwei Herren — den einen kennst du . . .

Ach, Vetter Hoffinger.

Und den andern soll dir dein Bräutigam bekannt machen. — In diesem Augenblick brachte die alte Babette die Lampe. Da stieß Arthur einen Freudenschrei aus.

Du, Siegbert, du? Alter Freund, wie kommst du hierher? Er schloß den Freund stürmisch in die Arme.

Ich komme von Köln und reise zu dem Musikfest nach Basel. Eigentlich wollte ich erst auf der Rückreise hier ankehren. Aber wie der Schaffner die Wagentür aufreißt und ruft: Heidelberg! — da hält mich's nicht mehr auf meinem Platz.

Dein Glück! Aber wie fandest du den Weg da herauf in die grüne Einöde?

Siegbert Rojan wies auf den neben ihm stehenden Hoffinger.

Ich gehe durch die Anlagen und will gerade in unser altes Kaffee Häberlein einbiegen, als ich einem Herrn und einer Dame sozusagen in die Hände laufe.

Und das warst du Marie und du Hoffinger, da hat der Zufall einmal was gutes gestiftet.

Arthur wendete sich lebhaft zu Eva, die noch etwas befangen im Hintergrund des Zimmers stand.

Du mußt nämlich wissen, Evi, das ist Siegbert Rojan, mein ältester

und — pardon Hoffinger! — bester Freund, von dem ich dir schon so viel erzählt habe.

Rojan gab ihr herzlich die Hand. Er war klein und häßlich. Aber zwei grundkluge Augen und die geistige Bildung von Stirn und Mund ließen das vergessen.

Marie holte Stühle herbei und wollte zum sitzen nötigen. Es achtete niemand darauf. So groß war die Ueberraschung und gegenseitige Freude.

Du mußt mir viel erzählen, sagte Arthur zu Rojan, von dir, von deinen Arbeiten, vom alten Wüllner, vom Kölner Musikleben —

Und du, Fries, mußt mir vor allem andern eine Frage beantworten.

Nun?

Was war das, was du vorhin gespielt hast?

Das sage ich dir nicht.

Ich reise nicht ab, bis ich es heraus habe.

Na, es werden halt Variationen gewesen sein über das Thema „Der Horcher an der Wand". Du weißt ja.

Rojan wandte sich an Eva:

Die erste Bitte, die ich an die Braut des besten Freundes richte, wird hoffentlich keine Fehlbitte sein. Was war es, wovon wir vorhin noch ein Bruchstück zu hören bekamen?

Eva schaute fragend zu Arthur hinüber. Da er ihr zunickte, sagte sie mit glücklichem Ausdruck:

Seine Symphonie.

Da brach bei Hoffinger, der mit gekreuzten Armen dabei stand und bisher mit olympischer Ruhe zugeschaut hatte, eine unbändige Freude aus. Er lief in höchster Aufregung, mit beiden Händen gestikulierend, in der Stube auf und ab und rief einmal über das andere:

Ich hab' mir's immer gedacht, wenn der einmal was schreibt, dann wird's was Großes, was Gewaltiges. Ich hab's gewußt, gefühlt hab' ich's!

Er blieb vor Marie stehen.

Base, sagte er, du mußt uns heute Abend einladen. Ja? Zum Abendessen. Wie du's hast. Nicht wahr? Aber das muß gefeiert werden. Denke dir nur, der Fries hat eine Symphonie geschrieben. Und nach dem zu schließen, was wir gehört haben, eine große. Ich hab's immer geahnt, daß er uns einmal überrascht!

Es war beschlossene Sache, daß die drei Freunde den Abend in der grünen Einöde verbringen sollten.

Marie ging hinaus in die Küche, die nötigen Vorbereitungen zu treffen.

Bald waren alle in der glücklichsten Feststimmung. Da sagte Rojan zu Fries:

Du, jetzt fehlt nur noch eins. Das, weshalb wir so festlich beisammen sind.

Ich dächte, das bist du, lachte Fries, und du bist gottlob recht körperhaft unter uns. Er schaute lächelnd auf die untersetzte Figur seines Freundes.

Mach' keine schlechten Scherze. Unser Fest gilt deiner Symphonie. Die Götter haben es gut gefügt, daß sie mich am Tag ihrer Vollendung

hierher geleitet haben. Aber nun wollen wir das Geburtstagskind auch sehen und hören.

Fries hatte gefürchtet, daß es so kommen werde. Er war nach den vorhergegangenen Stunden und nach dem, was sie ihm gebracht hatten, nicht in der Stimmung, das Werk noch einmal vorzuführen.

Ihr werdet's ja hören, wenn es einmal mit Gottes und guter Freunde Hilfe aufgeführt wird. Ich habe jetzt genug von derlei und möchte viel lieber mit euch plaudern und was gutes essen und trinken.

Wir geben nicht nach, drang nun auch Hoffinger mit seiner tiefen und rauhen Stimme auf ihn ein. Wenn du sie nicht selber holen willst, gib mir deine Schlüssel und sag' mir, wo du deinen Schatz vergraben hast. Ich werde ihn schon finden.

Schließlich gab er nach. Aber er wollte sein Manuskript selbst holen. Er ließ nicht gerne andere in seine Wohnung, an seine Sachen. Eva begleitete ihn hinunter an die Gartentür. Unterwegs sagte sie: Es ist schade, Arthur, daß du gehst.

Weshalb?

Weil du nun deine Symphonie vorspielen wirst.

Weshalb soll ich es nicht? Einmal soll sie doch von ändern gehört werden.

Ja, aber warum gerade heute, an diesem Tag? Nach dem, was wir heute Mittag zusammen erlebt haben, du und ich — ich möchte eigentlich heute nichts mehr sehen und hören. Möchte am liebsten mit dir allein sein, ganz allein.

Sie schlang heftig ihren Arm um ihn.

Wie dunkel es geworden ist, sagte sie, als sie an der Türe anlangten.

Nun ist auch dieser schöne Nachmittag vorüber. Und damit die Zeit, in der das Werk einzig uns beiden gehörte. Sie war so kurz.

Ja, sie war kurz, erwiderte er, und ich habe die Empfindung, als gehöre die Symphonie schon jetzt nicht mehr mir. Aber daran ist nichts zu ändern. Das ist das Leben des Künstlers. Er holt sein Werk aus dem untersten Grund seines Wesens und muß tagelang in den unterirdischen Gängen und Schächten atmen, in denen die Luft schwer und das Licht kärglich ist. Und wenn er mit seiner Ausbeute zum Tageslicht heraufgestiegen, gehört ihm schon nicht mehr, was er mit Einsatz aller Kräfte hub. Man muß eben dahin kommen, sich selbst und seine persönlichen Wünsche für die große Sache der Kunst hinzugeben. Dafür ist man auch Künstler, setzte er mit einigem Stolz hinzu.

Ja, ich sehe es wohl ein, sagte sie etwas kleinlaut. Und es handelt sich ja hier im Grund um eine Kleinigkeit. Und doch bedeutet sie für mich ein großes Opfer. Aber nun geh' und hole deine Partitur.

Er küßte sie und öffnete das Tor. Er stand schon mit einem Fuß auf der Straße, als sie ihn noch einmal am breiten Kragen seines Mantels zurückhielt. Sie fragte ihn und ihre gedämpfte Stimme nahm einen leidenschaftlichen Klang an:

Heiße ich noch Peregrina? Bin ich dir noch immer die Fremde?

Er zog sie rasch an sich und beugte sein Gesicht über das ihre:

Nein. Nicht mehr Peregrina. Mein eigen für immer.

Seine Tritte verhallten dumpf und rasch in der abendlichen Stille. Eva blieb noch einen Augenblick unten.

Der Himmel hatte sich bewölkt. Die Formen der Bäume zerflossen in der feuchtwarmen Dunkelheit. Nur von dem Fenster der Wohnstube her kam ein matter Schein der Lampe.

Eva fühlte sich müde, abgespannt. Sie brauchte, besonders nach Stunden starken inneren Erlebens viel Ruhe und Zeit für sich, die empfangenen Eindrücke ihrem Wesen zu verschmelzen. Und nun sollte sie unter Menschen, sollte unbefangen heiter sein und sollte Zeugin werden des peinlichen Gerichts, das, wie sie wußte, nun über das Werk ihres Bräutigams abgehalten würde. Arthur hatte ihr oft von Rojans scharfer kritischer Art gesprochen. Wenn die Symphonie nun seinen Beifall nicht gewann, wenn er an der Musik nörgelte, sie bekrittelte. Unerträglicher Gedanke!

Da fielen ihr Arthurs Worte ein, daß der Künstler nicht an sich denken dürfe, daß er untergehen müsse in der großen Sache. War die Musik echt und ursprünglich, dann mußte sie auch die Probe des schärfsten kritischen Urteils bestehen. Sie beschloß mutig zu sein; und mit festen Schritten ging sie ins Haus zurück.

Marie hatte inzwischen ihr bestes Tischzeug herausgeholt, war voll Eifer, eine festliche Tafel herzurichten. Sie schickte die Magd in die Stadt, um noch einige Leckerbissen besorgen zu lassen.

Eva überließ diese häuslichen Sorgen ganz der Schwester. Sie widmete sich den beiden Freunden. Der sprudelnden Lebhaftigkeit Rojans und dem fast komisch wirkenden Enthusiasmus Hoffingers gelang es bald, sie froh zu stimmen. Rojan erzählte interessant von den Jahren, in denen er gemeinsam mit Arthur in München studiert hatte. Eva wollte genau wissen, wie er damals war, wie er gelebt, ob er das Leben genossen oder damals schon ein Einsiedlerdasein geführt habe.

Er tat meist das, was wir damals „streben" nannten. Er hat mehr gearbeitet als wir alle zusammen. Wenn wir andern ein Thema zehnmal kontrapunktierten, tat er's gewiß zwanzigmal. Wenn wir eine Stunde Orgel übten, saß er zwei oder drei daran.

Und unter Kameraden? Wie war er da? Still oder lebhaft?

Eher still. Wenn ihn aber einmal der Uebermut packte, dann war er auch nicht mehr zu bändigen. Einmal, erinnere ich mich, habe ich ihn ein paar Tage in dieser Stimmung gesehen.

Das war gewiß in den Ferien oder auf der Reise?

Auf einer Tour ins Gebirge. Wir bestiegen von Schliersee aus den Wendelstein und nahmen den Abstieg nach Brannenburg.

Ah, Brannenburg, knurrte Hoffinger behaglich, der Brannenburger Keller, ein famoses Platzl.

Wir gingen natürlich zuerst auf den Keller, fuhr Rojan fort. Es war gerade an dem Tag ein großes Schießen. Die Brannenburger Dorfmusik spielte auf, und ein paar Burschen schuhplattelten auf einer Bretterbühne mit ihren Dirndln. Was tut mein Fries? Er nimmt dem Kapellmeister — er sah aus wie ein echter Dorfschneider — den Taktstock aus

der Hand und fängt an zu taktieren. Mit so einem Feuer und einer Leidenschaft, daß die biederen Dorfmusikanten selber aus dem Häusel kommen und spielen, wie sie ihrer Lebtag nicht gespielt haben.

Eine großartige Idee, lachte Hoffinger.

Da, mitten drin gibt er dem Schneider oder was er sonst war, der ganz verdutzt dreinschaute, den Stock zurück, faßt ein Dirndl um die Hüfte und tanzt mit ihr einen Landler, daß die Bauernbuben den „Stadtherrn" ganz neidisch anschauen.

Ist ein Mordskerl, der Fries, sagte Hoffinger und klatschte seine gewaltigen Hände zusammen.

Hat ein Feuer in sich für zehn und dabei keinen Funken Selbstvertrauen. Meint, er könne nichts und steckt uns alle in die Tasche.

Das war von jeher sein Hauptfehler, nahm Rojan wieder das Wort. Wie oft hat ihn der alte Wüllner aufgemuntert. Ich hör' ihn noch sagen: Fries, haben Sie doch Mut. Es wird, Fries, es wird. Nur gründlich weiterschaffen. Als ob man Fries zur Gründlichkeit noch hätte anfeuern müssen. Er war ja nur zu gründlich, zu schwerfällig.

In diesem Augenblick hörte man Trompetenstöße.

Rojan hielt im Sprechen inne.

Was ist das?

Das hörst du erst jetzt? sagte Hoffinger. Ich hör' es schon seit einer Weile. Es scheint nur näher zu kommen.

Da ertönte schmetternd und langgezogen das Trompetensignal aufs neue. Gleichzeitig vernahm man dumpfe Trommelwirbel.

Was ist es? Feuerlärm? fragte Rojan.

Marie erwiderte ruhig: Es wird wieder einmal brennen. Vielleicht in Schlierbach oder Ziegelhausen. Da hat's in letzter Zeit öfters gebrannt.

Oder im Hutzelwald, scherzte Hoffinger.

Eva erblaßte. Sie hatte nach der Uhr geschaut.

Wo bleibt Arthur, sagte sie gepreßt.

Er ist schon eine schwache Stunde weg. Bei seinem raschen Gang müßte er längst zurück sein.

Er wird sich einmal wieder unterwegs verschwatzt haben, meinte Hoffinger, oder die Frau Ueberle, bei der er wohnt, hat, während er fort war, sein Tintenfaß umgeworfen.

Seien Sie unbesorgt, fügte Rojan, zu Eva gewendet, hinzu, Arthur kommt rechtzeitig. Den zieht schon die herrliche Festtafel mit den köstlichen Dingen darauf, die eben vor unsern Augen erstanden ist, mit magnetischer Gewalt herbei. Arthur war nie ein Freudenverderber, wenn wir ihn auch manchmal einen Streber nannten. Hören Sie, eben kommt er.

Wirklich knarrte die Gartentüre in ihren rostigen Angeln. Schritte wurden laut. Eva eilte hinaus, dem Geliebten entgegen. Als sie zurückkam, wankten ihr die Knie. Ihr Gesicht hatte sich verändert. Tötlicher Schreck und hilflose Angst sprach aus ihren fahlgewordenen Zügen. Sie sank auf einen Stuhl und brachte nur das eine Wort heraus: Arthur.

Marie, die Eva auf den Hausgang gefolgt war, kehrte jetzt gleichfalls in größter Erregung zurück.

Es brennt in dem Haus, wo Arthur wohnt, sagte sie. Unserer Babette haben es zwei Feuerwehrmänner gesagt.

Einen Augenblick war es ganz still in der Stube.

Da riß ein Windstoß das Fenster auf und warf das wimmernde Geläute der Feuerglocke herein.

Eva sprang auf. Sie wollte fort. Ohne Hut und Mantel wollte sie hinaus in die unheimliche stürmische Nacht, um nach Arthur zu sehen.

Hoffinger suchte sie zu beruhigen.

Man muß nicht immer gleich ans schlimmste denken. Was soll Arthur passiert sein? Er ist doch kein Kind mehr. Er steht vielleicht vor seinem Haus und stellt ästhetische Betrachtungen an über die Großartigkeit einer Feuersbrunst.

Im Grund war es niemandem leicht ums Herz. Alle bangten um Arthur. Eva ließ sich von ihrem Vorhaben, nach der Brandstätte zu gehen, nicht abbringen. Zuletzt ward beschlossen, daß alle zusammen in die Bussemergasse aufbrechen wollten. Die alte Magd sollte Arthur, wenn er inzwischen hierher zurückkäme, dorthin schicken.

Der Föhn war gekommen, plötzlich, unerwartet.

Seine regenschweren Flügel schlugen den vier jungen Leuten entgegen, als sie aus dem Haus traten. Die feuchte weiche Luft atmete Brandgeruch. Das tiefhängende Gewölk stand in dunkeln Gluten. Es mußte eine gewaltige Flamme sein, die so weithin sichtbaren Schein warf.

In den Gassen und Straßen, durch die sie zunächst kamen, war es totenstill. Es schien, daß alles, was gehen konnte, nach dem Unglücksort geeilt war.

Eva schritt allen voran. Jeden Nerv spannte sie an, etwas von Arthur zu sehen, zu vernehmen. Klarer Gedanken kaum mächtig, legte sie denselben Weg zurück, den ihr Bräutigam vor einer Stunde zum letztenmal gegangen war. Hoffinger fuhr noch immer mit seinen Beruhigungsversuchen fort. Sie hörte nimmer darauf. Es stand ihr fest: Arthur hatte seine Symphonie zu retten gesucht. Darum kam er nicht. Sie wußte, daß er mit dem Feuer gerungen, ihm seinen Schatz abzutrotzen gesucht hatte. Nur dies war für sie noch die Frage: Wird sie ihn noch lebend finden oder ... Sie schauderte.

Jetzt ist sie in der Bussemergasse. Dort steht das brennende Haus. Flammen schlagen aus Dach und Giebel. Stimmen dringen durch den Rauch und Qualm.

Zurück, zurück, das Haus stürzt ein!

Eine Menschenwoge staut sich nach der Hauptstraße zu. Sie gerät mitten hinein. Das Bewußtsein will sie verlassen. Da faßt sie ihr Vetter Hoffinger mit starkem Arm. Er hat bereits erfahren, wie es mit Arthur steht. Leise, schonlich, zart, wie man es von ihm nicht erwartet hätte, teilt er ihr alles mit. Er frägt sie, ob sie den Sterbenden noch zu sehen wünsche. Da verleiht ihr der Schmerz und die Sehnsucht die Kraft, zu ihm zu gehen, ihm in seiner Not beizustehen. Die kleine qualmige Hinterstube des Pfälzer Hofs nimmt sie auf. Und sie verläßt den Sterbenden nimmer, bis er den letzten Atemzug getan hat.

* * *

Spät nachts — es mochte gegen zwölf sein — stiegen die beiden Freunde zu Hoffingers hochgelegener Wohnung hinauf.

Das Haus stand am Neckar, unweit der alten Brücke. Man hatte bei Tage von seinen Fenstern einen köstlichen Blick auf die rebenbepflanzten Abhänge des Michelsberges und hinunter auf den grünen Fluß. Jetzt war es in dem Zimmer, das die beiden betraten, stockfinster. Hoffinger zündete die kleine Arbeitslampe mit der grünen Glasglocke an. Er warf seinen triefenden Mantel auf eine Holzbank neben dem Ofen und forderte Rojan auf, dasselbe zu tun.

Auf den Tisch legte er einen schweren Lederband. Die Partitur der geretteten Symphonie. Dann nötigte er seinen Freund in dem einzigen altväterischen Polsterstuhl Platz zu nehmen. Immer noch sprach keiner ein Wort. Hoffinger trat ans Fenster und öffnete es. Eine kühle Nachtluft drang herein. Er schloß das Fenster rasch wieder.

Es ist immer noch ein Brandgeruch in der Luft, sagte er undeutlich, ich kann's nicht aushalten, es würgt mich.

Er ging zu der Holzbank, schob die nassen Mäntel etwas zurück, so daß ein Platz für ihn frei würde. Er setzte sich und starrte trübselig auf den Lederband auf dem Tisch.

Endlich brach Rojan das beklommene Schweigen.

Max, sagte er, wir wollen die Partitur zusammen lesen. Heute Nacht noch. Jetzt gleich, wenn es dir recht ist?

Hoffinger nickte. Schwerfällig erhob er sich von seinem feuchten unbehaglichen Sitz und rückte einen Stuhl an den Tisch. Auch Rojan kam herbei und rückte die Lampe dicht neben die Partitur.

Es ist fast ein Wunder, daß sie nicht verbrannt ist, sagte er leise.

Sagen wir, es ist ein Wunder, ein wahrhaftiges Wunder! versetzte Hoffinger und wurde plötzlich sehr lebhaft.

Wenn das kein Wunder ist, Herrgott, dann gibt's überhaupt keine.

Mit einem Ausdruck andächtiger Scheu, schaute er auf den von den Flammen an den Rändern da und dort beschädigten Band.

Rojan schlug das Buch auf. Die erste Seite trug den Titel. Groß, mit roter Tinte kunstvoll ausgeführt

Peregrina, eine Symphonie.

Peregrina? las er mit fragender Betonung.

Was soll es bedeuten?

Er schaute Hoffinger an.

Blättre um, sagte dieser. Wir werden sehen.

Sie lasen die Musik. War einer mit einer Seite früher fertig als der andere, wartete er geduldig auf den Freund. Die Partitur war mit einer Sorgfalt geschrieben, daß dem Kundigen keine Note entgehen konnte. Hoffinger wurde zuweilen so von einer Stelle hingerissen, daß er aufsprang und im Zimmer ein paarmal auf- und ablief, bis er sich wieder gesammelt hatte. Rojan lehnte sich in solchen Pausen in seinem Stuhl zurück und schloß die Augen. Wie um die Musik noch einmal — intuitiv gleichsam — zu genießen.

Es schlug auf der Heiliggeistkirche halbzwei, als sie die letzte Seite

umschlugen. Rojan schloß das Buch und senkte sein Haupt darauf herab. Hoffinger wiederholte mit seiner tiefen Stimme leise die Tonfolge des Schlusses.

Das ist, als ob er etwas geahnt hätte, der arme Junge, sagte er; es klingt wie das Dona nobis eines Requiem.

Diese Symphonie ist sein Requiem, nahm Rojan das Wort, sein Schwanengesang und zugleich das Bekenntnis seines Lebens. Es ist mir so vieles klar geworden beim Lesen der Partitur, so vieles in seinem Wesen, was ich früher nicht ganz verstanden habe.

Was meinst du?

Rojan schwieg eine kurze Weile. Dann sagte er herzlich:

Mißverstehe mich nicht, Max, in dem, was ich dir jetzt erzähle, und was mir immer wieder durch den Sinn ging, als wir die Partitur zusammen durchnahmen.

Hoffinger schüttelte heftig den Kopf.

Sag', was du denkst.

Mir fiel eine Stelle aus einem Brief ein, den ich von Fries im letzten Dezember erhielt, und den er, wie ich jetzt annehmen muß, mitten aus der Arbeit an der Peregrina geschrieben hat. Die Stelle lautete ungefähr so:

Ich werde ein Werk schreiben, mein Werk. In dem geb' ich mein bestes, und dann ist's vorbei. Ich bin keine von den produktiven Naturen, die immer weiter schreiten von Höhe zu Höhe und von einem Erfolg zum andern. Ich habe der Kunst etwas zu schenken. Aber es ist mir oft, als müsse ich mein alles auf einmal hingeben, wenn sich die ganze Sache überhaupt lohnen soll.

Diese Briefstelle, Max, kam mir mit einemmal in den Sinn, als wir vorhin lasen.

Aber das Werk ist doch einfach großartig und über allen Tadel erhaben, sagte Hoffinger und schaute mißbilligend zu dem Freund hinüber, der mit der Miene eines klugen und gerechten Richters vor dem Buch saß, seine nervige kleine Faust darauf gelegt.

Es ist ein Werk der echten Kunst und das Erzeugnis eines edlen und vornehmen Geistes. Es wird seine Wirkung tun und Friesens Namen verkünden. Aber es ist ein Bekenntnis, in dem eine Künstlerseele alles ausspricht, was in ihr lebt, ein Werk, über das sein Schöpfer kaum je hinausgewachsen sein würde.

Hoffinger schaute nachdenklich vor sich hin.

Wer kann's wissen. Vielleicht ist der Wunsch in diesem Fall bei dir der Vater des Gedankens. Denn es läge ja ein Trost darin, anzunehmen, daß Arthur seine Bestimmung damit erfüllt hat, daß er sein Lebenswerk mit dem Einsatz des eigenen Lebens rettete. Ich weiß nicht. Vielleicht hätte er doch noch größeres geschaffen. Ich traute es ihm zu. — Aber noch eines: Was soll das heißen Peregrina, die Fremde? Das verstehe ich nicht. Was will er damit sagen?

Rojan lächelte und blätterte in dem Manuskript. Bald hatte er gefunden, was er suchte. Dort, wo das zarte, lyrische Motiv zum ersten-

mal einsetzte, das in allen Teilen der Symphonie wiederkehrte, einen Duft von Rosen und Frühling ausströmend, war mit feinen Bleistiftstrichen ein Name flüchtig hingeworfen.

Der kurzsichtige Hoffinger mußte sich tief herabbeugen, um ihn zu erkennen.

So wäre Eva Peregrina? Aber was heißt das? Ich verstehe immer noch nicht.

Es scheint mir nicht gar so rätselhaft. Ich habe deine Cousine Eva heute zum erstenmal gesehen, Hoffinger. Ich sage dir, ich habe einen starken Eindruck von ihr gehabt. Das ist eines von jenen Geschöpfen, die wir Männer nie ergründen werden. Sie ist so einfach, so natürlich, wirst du sagen. Gewiß. Aber vergegenwärtige dir ihre Gestalt, ihre Züge. Dahinter liegt ein Geheimnis. Ich muß unserm Freund recht geben: Es paßt kein Name besser für sie als der Name Peregrina.

Hoffinger schien das letzte nicht mehr gehört zu haben.

Er hat ein schauerliches Ende genommen, murmelte er; ich habe starke Nerven, aber es hat mich durch und durch gerüttelt.

Er schlug die Zähne zusammen und ging ruhelos im Zimmer auf und ab.

Und doch ist er glücklich gewesen, sagte Rojan langsam, feierlich:

Er hat sein Bestes der Kunst gegeben und sich die Liebe eines herrlichen Weibes errungen.

Kaiser Friedrich und sein Knappe.

Ballade von Karl Herold in Alexandrien.

Des Lebens Schnee will bleichen
Mir silbern Haar und Bart:
Nun schließ' der Kämpfe Reigen
Zum heil'gen Land die Fahrt!
So komm, mein Schwert, in Not erprobt,
So komm, mein Roß, so viel belobt!
Wir wollen dem Moslim zeigen
Von gläubiger deutscher Art.

„Mir will das Leben erblühen
Zu wonnigem, herrlichem Sein,
Rotgoldig fühle ich glühen
Die Liebe im Herzen mein;
Und muß nun zieh'n in Kampf und Streit
Und muß dich flieh'n, mein Lieb, so weit.
Wie sollen die Schläge sprühen
Hin auf der Feinde Reih'n!"

Sie reiten in dem Trosse,
Der Kaiser und der Knecht,
Der Alte auf edlem Rosse,
Des Jungen Tier war schlecht.
So ging's hinaus ohn' Ruh' und Rast
Durch Wüstensand und Sonnenglast;
Da waren sie Genosse,
Ein jeder hatte sein Recht.
  Hoch in den Lüften reitet der Tod
  Vom Morgenrot bis zum Abendrot;
  Sein fahler Renner greift aus mit Macht,
  Er rastet mit dem Heere zur Nacht!

„Ich hab' mein Kreuz genommen,"
So sprach der Kaiser leis,
„Und wie es auch mag kommen,
Zum heil'gen Land ich reis'!
Zum einen, das am fernen Strand,
Zum andern, heil'gern Vaterland:
Es soll mir jedes frommen —
Den rechten Weg ich weiß."

„Ich bin dem Kreuz verfallen,"
So klagt der Reißige wund,
„Wohl von den Schmerzen allen
Kein tief'rer mich treffen kunnt.
Wie ist die Welt so groß und leer,
Wie ist das Leben bitter schwer,
Wenn ich nicht mehr darf wallen
Zu sel'ger Liebesstund."

Was haben sie bestanden
So manchen harten Strauß!
Sie bliesen in fernen Landen
Manch Lebenslicht wohl aus.
Sie trotzten list'ger Griechen Macht;
Ikonium wurde zu Fall gebracht,

Es wurde vor ihnen zu schanden
Der wilden Feinde Graus.
Der stille Reiter viel Augen schließt,
Wo der Walstatt purpurne Blume sprießt;
Viel Heimweh stirbt unter seiner Hand
Im fernen, sonndurchglühten Land.

„Wenn mir's auch durch die Glieder
Noch braust wie Jugendkraft
Und aus der Faust mir nieder
Hart saust der Eisenschaft —
Mein Leben geht zu Nacht und Tal,
Aus Kampf ersehn' ich Friedensstrahl;
O Herr, gib Sieg mir wieder,
Den Sieg, der Frieden schafft."

„Die Heimat steht in Sommerzeit,
Sehnsüchtige Wälder rauschen,
Die Auen schimmern in buntem Kleid,
Vom Walde die Rehe lauschen.
Oh, ging ich dort am Waldesrand,
Oh, führt' ich die Liebste an der Hand! —
Nun zieh ich fern mit meinem Leid,
Wie gerne möcht' ich tauschen!"

Sie halten am Salef, das Wasser braust,
Geschwollen sind die Fluten;
Den Rossen vor dem Durchgang graust,
Die gespornten Flanken bluten.
Da sprengt der Kaiser mit Macht hinein:
„Es will auch die Woge besieget sein!"
Ihm folgt der getreue Geselle
In die wirbelnde brausende Welle.
Der Tod steht drüben an Ufers Saum:
„Ich will euch geben den Friedenstraum!"
Da fanden sie beide am fernen Strand
Das heilige Land — das Vaterland!

Die Verteidigung Roms.

Von Ricarda Huch in München.

Der Sturz Roms.

Am 26. Juni kämpfte die Versammlung bis zum Abend um Garibaldis Willen, Rom zu verlassen und der Republik ein Asyl im Gebirge zu schaffen; aber die Mehrzahl war dem Vorschlage abgeneigt. Einige sagten, sie würden mit den Räubern verwechselt werden, die in den Schluchten des Gebirges hausten, andre betonten die Schwierigkeit der Verpflegung einer größeren Menschenmenge in der Wildnis, noch andre wiesen auf die Brüder Bandiera hin, die auch auf den Zulauf der Unzufriedenen im Königreich Neapel gerechnet und jammervoll geendet hätten. Mazzini verwarf diese Begründungen: die römische Republik, sagte er, stände auf einem andern Rechtsboden und hätte andre Mittel als die Brüder Bandiera; aber wenn es auch so wäre, die Aussicht des Untergangs dürfe sie nicht abhalten, zu tun, was des Vaterlandes Not erfordere. Ob es nicht tausendmal leichter wäre, zu sterben, als den Feind in Rom einziehen zu sehen? Aber er erkennte es als die Pflicht der Triumvirn und der Versammlung, bis zum letzten Augenblick, nämlich bis die Franzosen das Kapitol besetzten und sie mit Waffen vertrieben, auf dem Posten zu bleiben. Dieser Ansicht schlossen sich die meisten an und fügten hinzu, daß man beizeiten eine vorteilhafte Kapitulation mit dem Feinde abschließen müsse, durch welche Leben und Besitz des Volkes, für welches sie verantwortlich seien, geschützt würde. So wäre man einig geworden, wenn Pietro Sterbini nicht Garibaldis Vorschlag unterstützt und sogar ausgesprochen hätte, daß er für die Diktatur des Generals eintreten würde, da sich die Versammlung der Zeit nicht gewachsen zeige. Die Abgeordneten erinnerten ihn daran, daß gerade er, als Garibaldi nach dem 30. April sich zum Diktator habe machen wollen, sich ganz dagegen gesetzt habe, und er erwiderte, jetzt sei das Dasein des Staates in Gefahr, das Schwert möge herrschen, wenn das bürgerliche Regiment wanke, auch habe er damals die Regierung anders, höher eingeschätzt; er war redegewandt und hitzig und hielt den Anklagen und Vorwürfen der zahlreichen Gegner nicht übel stand.

Beim Einbruch der Dunkelheit kamen Cernuschi und Caldesi von einem Gange durch die Stadt zurück und meldeten, sie wären des Volkes sicher, es würde ihnen sowohl auf die Barrikaden wie zur Stadt hinaus folgen, es bedürfte nur eines beherzten Entschlusses, die Masse würde sich mitreißen lassen. Cernuschi, der immer rosig und nett aussah und mit Witz die Ueberlegenheit merken ließ, die er über jedermann zu haben glaubte,

hatte viele Gegner in der Versammlung, die blindlings seinen Ansichten widersprachen; der Streit flammte noch einmal mit Erbitterung auf. Mazzini beteiligte sich nicht, sondern stand auf und stellte sich in einem Seitengemach an das Fenster, das auf den Platz ging. Er empfand, daß die Abgeordneten nicht eben aus Heldenmut bis zuletzt in Rom ausharren wollten, sondern aus Erschöpfung, um nicht noch einmal Taten zu tun und Verantwortungen auf sich zu nehmen; sie waren wie todmüde Wanderer, die lieber im Schnee erfrieren als weitergehen wollen. Ihnen gegenüber erschien ihm Garibaldi im Rechte, dessen erfinderische Unbesiegbarkeit er überhaupt bewunderte; aber er hatte es sich anders gedacht. Wenn die Republik, die die Erscheinung seines Gedankens gewesen war, untergehen mußte, so sollte sie auf dieser heiligen Erde untergehen, als eine Vision, die nie aus dem Gedenken der Menschen verschwinden würde. Zu der Stätte ihres Daseins und Untergangs sollte ihr Geist in den Mitternächten der Geschichte zurückkehren, bis Mutige und Glückliche kämen und ihn erlösten. Verließen sie Rom, so trennten sie sich, schien es ihm, von diesem weltbeherrschenden Namen; wenn sie nicht siegten, und wie konnte man auf Sieg rechnen?, würden sie sich vielleicht zerstreuen und entkommen, vielleicht gefangen werden, vielleicht in verzweifelten Gefechten das Leben enden. Das wäre nicht das große Scheiterhaufenfeuer, das in Rom die geopferte Republik vernichtete und ihren Sturz in eine Glorie verwandelte. Das, was Garibaldi wollte, bot freilich noch Möglichkeiten; er hatte das Ende gewählt aller Hoffnungen.

Sein Herz war unruhig und gepreßt, es war ihm, als müsse er heute schon Abschied nehmen, einen allerletzten Abschied, ohne Wiedersehen, in unendliche Nacht hinein. Draußen war es dunkel; er sah ungewisse Gestalten über den Platz und die breite Treppe hinauf und hinunter eilen, wie wenn es die Augenblicke wären, die kämen und gingen, auftauchten und verschwänden und rastlos etwas Gefürchtetes, Unnennbares näher brächten. Von weit her hörte man den kurzen Galopp eines Reitpferdes auf dem holprigen Pflaster, der immer lauter wurde: es war Fürst Canino, der im Lager gewesen war und mit Garibaldi und Manara gesprochen hatte. Die Batterien des Feindes hätten heute geschwiegen, Garibaldi sei der Ansicht, er bereite sich zum großen Kampfe vor, bald würde es zu spät zu einem allgemeinen Auszuge sein. Manara stimme für diesen, vorausgesetzt, daß er im Namen und mit der Versammlung geschehe, Garibaldi sei ihm düster und drohend erschienen, wie eine schwarze Wetterwolke mit glühendem Schoße, er denke wohl daran, daß Volk und Soldaten ihm auf ein Zeichen die Diktatur verschaffen und daß er dann seinem Willen gebieten könnte. Canino ließ durchblicken, daß er für die beste Lösung hielte, wenn die Franzosen bald zum Sturme schritten und das unvermeidliche Ende beschleunigten. Bis Mitternacht blieb die Versammlung auf dem Kapitol und bestärkte sich in dem Beschluß, sich das Steuer nicht aus der Hand reißen zu lassen.

Mit der beginnenden Helle des Morgens gaben sämtliche Geschütze der Franzosen Feuer, nämlich die Batterien auf den Mauern der Corsini

und eine Anzahl von Mörsern und Haubitzen, welche dahinter standen; auf römischer Seite die Batterie auf dem Pinohügel oberhalb der Kirche San Pietro in Montorio und einige Kanonen vor der verlassenen Savorelli. Vor dieser furchtbaren Kanonade stürzten die Schutzbauten der zweiten Linie zusammen, das Tor von San Pancrazio, das bisher die Bomben nicht ganz hatten zerstören können, barst, vom Dache der Kirche San Pietro, die Ferdinand der Katholische im fünfzehnten Jahrhundert hatte errichten lassen, wurde Stück um Stück abgerissen. Garibaldi, der den Angriff vorhergesehen hatte, verteilte die italienische Legion und die Bersaglieri so auf der Linie, daß hinter denen, die feuerten, Reserve war, für den Fall, daß die Franzosen zum Sturm übergingen. Der Verlust unter den Vorderen war so groß, daß fast ununterbrochen neue Truppen nachrücken mußten, und die, welche verwundet aus dem Kampfe getragen wurden, und die, welche hineinstürzten, begegneten einander mit stolzem Zuruf. Wie mit der Sichel geschnittene Halme fielen die Kanoniere bei den Geschützen; die Uebrigbleibenden ließen sich nicht Zeit, einen Blick auf die Sinkenden zu werfen, sondern feuerten weiter, bis es sie selbst traf. Wie unerträglich der Lärm auch schien, nahm er doch immer zu: der Donner mehrerer Gewitter, die, zwischen himmelhohe Felsen gepreßt, sich auf einmal entlüden, hätte nicht lauter rasen können; aber plötzlich stürzte der Turm von San Pietro durch das durchlöcherte Dach in das Innere der Kirche, und das Geprassel der brechenden Mauern übertönte eine Minute lang das Brüllen der Kanonenschlacht.

Als Garibaldi sich davon überzeugt hatte, daß die Franzosen am heutigen Tage nur beschießen, nicht stürmen wollten, obwohl sie sich der zweiten Linie nunmehr hätten bemächtigen können, überraschte er die Herren seines Stabes durch die Mitteilung, die italienische Legion sei schon am vergangenen Tage übermäßig angestrengt worden und bedürfe einer Nachtruhe im Quartier, er wolle sie selbst hinführen, es sollten alle Abteilungen, die noch irgendwo beschäftigt werden, so bald wie möglich entlassen werden. Der größere Teil der Legion hielt bereits bei Villa Spada; als sie ganz versammelt war, stellte sich Garibaldi an ihre Spitze und verließ mit ihr die Mauern.

Die Straßen, durch die er ritt, widerhallten von jubelnder Begrüßung; unaufhaltsam strömte das Volk der magnetischen Erscheinung nach und erfüllte wimmelnd die Treppe und den Platz vor dem Kapitol, wohin er sich begab. In der Versammlung empfing ihn nachdrücklicher Beifall einiger, die andern spannten sich auf Kampf und Widerstand. Er bat sofort um das Wort und sprach von der Lage des Krieges, schilderte den Kampf, der noch wütete und dessen donnernden Unglücksgang Rom zitternd belauschte. Noch wäre es Zeit zum Auszuge, bald nicht mehr. Alle Offiziere wären bereit und bürgten für ihre Soldaten. Er wage nicht mehr, als er vermöge: die bourbonische Armee und die Söldner des Papstes zähle er nicht, seit er sie bei Palestrina und Velletri habe fliehen sehen; die Franzosen würden zunächst Rom besetzen und halten, Oesterreich stehe noch im Toskanischen, also wäre die Straße nach Neapel frei.

Die klare Sicherheit seines Redens bannte den Widerspruch, nur die Zustimmung machte sich geltend. Die gedrückten Seelen spürten einen Geruch von Hoffnung und Willen und beugten sich unwillkürlich dem zu, von dem er ausging. „Ich hätte Rom vielleicht retten können,“ fuhr Garibaldi fort, „wenn ihr zur rechten Zeit mir gehorcht hättet. Jetzt ist die Stadt verloren, ich kann nur einen Funken vom Herde entführen und ein neues Feuer damit anzünden. Im Süden muß die Tat entspringen, da müssen wir die Freiheit taufen, wo das heißeste Blut unsers Volkes fließt. Pflanzen wir unsre Fahne auf den höchsten Bergen auf, damit sich die Kinder Italiens darunter versammeln! Wohin der Schatten unsrer Fahne fällt, da ist Italien. Ihr wolltet keinen andern befehlen lassen, so habt den Mut, es selbst zu tun: ruft das Volk unter Waffen, vertraut euch mir an, ich führe euch, dies ist der letzte Augenblick.“ Einer entgegnete, den Auszug nach dem Süden könnten sie auch noch beschließen, wenn Rom gefallen sei. Garibaldi warf einen kalten Blick auf den Sprecher und sagte: „Wir hatten von heute morgen bis heute mittag dreihundert Tote und Blessierte. Noch drei Tage wie dieser, und uns bleiben nicht Soldaten genug, um eure Flucht zu decken.“ Die Deputierten befiel ein schauderndes Schweigen. Mazzini hatte während der ganzen Zeit bleich, mit abgespannten Zügen vor sich niedergesehen; er hatte sich vorgenommen, keinen Druck durch nochmaliges Betonen seiner Ansicht auf die Versammlung auszuüben, denn er wußte, daß man ihm vorwarf, er zwinge der Republik seinen Willen auf.

Nach einer längeren Stille erhob sich Aurelio Saffi und stellte die Gründe zusammen, die die Mehrzahl der Abgeordneten bestimmten, das Ende der Republik in Rom zu erwarten, wobei er nur den einen verschwieg, daß sie befürchteten, draußen ohne weiteres unter die Militärgewalt zu geraten; auch verteidigte er die Versammlung gegen Garibaldis Vorwurf, daß sie ihm nicht gehorcht hätten, indem er von den republikanischen Idealen sprach, die die Deputierten zu wahren verpflichtet wären. Saliceti, dem Saffi zu behutsam redete, rief grob dazwischen: „Wenn wir Euch nicht zum Diktator gemacht haben, so haben wir Euch doch Gefängnis und Tod erspart, wozu ein Kriegsgericht Euch wohl verurteilt hätte, nachdem Euer Ungestüm bei Velletri den Feldzug gegen Neapel zerstörte!“ Diese Beschimpfung rief Schrecken und Unruhe unter den Abgeordneten hervor, auf der Galerie, wo zahlreiche Anhänger Garibaldis waren, lautes Lärmen, so daß der Präsident keine Ruhe zu schaffen vermochte, doch Garibaldis Stimme bewirkte augenblickliches Schweigen. Er sagte ruhig: „Ich habe geschworen, für Rom und Italien zu kämpfen und habe es getan und tue es. Stellt einen andern an meinen Platz, und dann verklage mich wer will, ich bin bereit, der Republik Rechenschaft abzulegen.“ Mazzini war schon von seinem Sitze aufgesprungen: „Was tut ihr, meine Freunde!“ rief er, „verwirrt das Unglück eure Sinne? Der Mann, der unser Schwert und Schild ist, sollte in unsrer Mitte wie ein Heiligtum im Tempel sicher sein. Ach, wie sollen wir wagen, gegen Feinde und Barbaren zu streiten, wenn wir uns untereinander beschimpfen und zerreißen!“ Er bat, wie er schon oft getan hatte, an nichts zu denken als an Italien und den ver-

hängnisvollen Augenblick; zu Garibaldi gewendet, beschwor er ihn, die unüberlegte Kränkung nicht Rom entgelten zu lassen. Von seinen Worten ergriffen, mäßigten sich die Erregten, und als der Präsident Galletti den General des unbeschränkten Vertrauens der Versammlung versicherte und ihn bat, die Mauern nicht zu verlassen, schloß sich nur Beifall an seine Rede. Garibaldi schwieg. Er war im Begriff, den Saal zu verlassen, als Caldesi eintrat und die Nachricht von Unruhen in der Stadt wegen der Diktatur Garibaldis brachte; als er des Generals ansichtig wurde, dessen Anwesenheit er nicht vermutet hatte, stutzte er, doch Galletti winkte ihm mit feiner Gelassenheit, fortzufahren.

Auf der Piazza Navona, meldete er nun, sei ein Auflauf gewesen, ein Mann habe die Regierung als feige und unehrlich gebrandmarkt, sie sei für die wohlhabenden Bürger da, das Volk gebrauche sie nur als einen Fraß den verfolgenden Wölfen vorzuwerfen, nämlich der Rache des Papstes, bis jene sich in Sicherheit gebracht hätten. Was denn anders und besser in Rom geworden wäre? Die Priester trieben ihr Handwerk weiter in der Kirche mit Götzenbildern und Zaubersprüchen für das Volk, während die Herren allein sich der Wahrheit erfreuten. Da wäre Garibaldi ein andrer Mann, der bezahlte für jeden toten Priester, den man ihm brächte, so viel wie für einen toten Maulwurf, er würde ihnen längst das Fett vom Wanst abgelassen und den Armen in ihre Pfanne getan haben. Dagegen sei ein andrer aufgetreten und habe jenen einen Verräter gescholten, der vom Feinde besoldet sei, Unfrieden zu stiften, und auch dieser habe seinen Anhang, aber geringeren, und sei im Begriff, ihn gegen jenen zu führen. Es werde nichts andres übrig bleiben, als die Bürgerwehr einschreiten zu lassen. Garibaldis Antlitz flammte: „Laßt die Bürgerwehr!“ rief er, „ich werde Ruhe schaffen!“ und hatte den Saal verlassen, ehe noch jemand ihm hatte erwidern können. Zweifel oder Unwillen malte sich auf allen Gesichtern, verschiedene sprangen auf in der Meinung, man müsse ihm folgen und ihn beobachten; denn es schien nicht unmöglich, daß, selbst wenn er jetzt die Absicht hätte, den Aufruhr zu bändigen, wenn nun der ergebene Wille des Volkes sich ihm aufdrängte, sein tyrannischer Dämon ihn hinrisse und er als Herr von Rom die Republik seiner zügellosen Kriegswut und Machtbegierde opferte. Indessen trat Mazzini noch einmal auf und sagte, da Garibaldi es übernommen habe, die Unruhen, wie sie in einem von äußerster Not und Gefahr bedrängten Gemeinwesen gern zu entstehen pflegten, niederzuschlagen, könnten sie, nach seiner Meinung, zur Erledigung der wichtigsten Geschäfte zurückkehren, nämlich zur Ausarbeitung der Gesetze der Republik, womit die Sache beigelegt war.

Es war eine späte Nachmittagsstunde, und noch immer donnerte die Schlacht am Janiculus, aber schwächer als am Morgen. Aus Trastevere zogen in ununterbrochener Reihe Wagen mit den Habseligkeiten armer Familien, deren Häuser von den Bomben zerstört oder bedroht waren, und die im Venezianischen Palaste oder in andern leerstehenden Gebäuden einquartiert wurden. Die wenigen Wagen, die den abendlichen Korso besuchten, fuhren hastig mit schweigsamen, von der Hitze ermatteten Insassen die übliche Runde entlang; bis zum Pincio hin schlugen verlorene Bomben und zündeten.

Um Sonnenaufgang kam Garibaldi mit der italienischen Legion, der bewilligt worden war, künftig die rote Jacke als Uniform zu tragen, wie Garibaldi und sein Stab sie hatten, den Janiculus herauf; durch die dunkelgrünen Gärten stieg der lange Zug, blendend von Farbe, eine Feuerfahne, die Garibaldi nachschleppte. Die Einkleidung, die naturgemäß in der Stadt hatte geschehen müssen, diente dem General zugleich, um seine Abwesenheit zu erklären. Von seiner Stirn strahlte Güte und Freude. „Ich bringe frische Kräfte mit, um die müden abzulösen," rief er Manara und Hofstetter zu, die ihm entgegeneilten; „nachdem ich einen Tag lang mit Diplomaten und Politikern zu tun hatte, sehne ich mich nach den Bomben der Feinde." Unterdessen hatte der Mohr hinter der Spada, wohin nur selten Geschosse trafen, ein Zelt aufgeschlagen; dorthin rief Garibaldi die Offiziere seines Stabes, die in der Nähe waren, und erklärte ihnen, daß die Verschanzung der dritten Linie, die er bereits vor einigen Tagen gezogen hatte, beschleunigt werden müsse, da sie den Sturm, der jede Stunde zu erwarten sei, nicht lange mehr würden aushalten können. Da ihm entgegnet wurde, daß es an Arbeitern fehlte, schickte er Eilboten an verschiedene Gefängnisse ab mit dem Auftrage, daß eine Anzahl von Sträflingen zur Arbeit an den Mauern abgeordnet würde, die auch in kurzer Zeit ankamen. Garibaldi fragte sie nach der Ursache ihrer Haft, und es zeigte sich, daß die meisten von ihnen bei belanglosen Streitigkeiten zum Messer gegriffen und schwer verwundet oder gar getötet hatten. Dann setzte er ihnen den Unterschied zwischen männlichem Mute und roher Rauflust auseinander und kündigte ihnen an, daß es ihnen vergönnt wäre, ihre Schuld durch furchtlose Arbeit für das vom Feinde bedrängte Vaterland, vielleicht durch einen Tod, wie er die Ehre des freien Mannes sei, zu büßen; worauf er ihnen selbst ihre Beschäftigung anwies.

Die lähmende Hitze erschwerte jede Tätigkeit. Gewitter zogen sich mit mattem Donnern am Himmel zusammen und verliefen wieder. Der Feind bombardierte unausgesetzt, wenn auch ohne die Heftigkeit des vorigen Tages; aber von römischer Seite kam die Antwort schwach und langsam; denn der größere Teil der Artilleristen war gefallen, und die wenigen Geschütze, die noch bedient wurden, waren aufs äußerste erhitzt und mußten ruhen. Von der Bastion auf der Mauer her rückte der Feind langsam, stetig vorwärts, so daß das Vascello fast gänzlich von der römischen Linie abgeschnitten wurde und wie ein Vorposten inmitten feindlichen Gebietes zu liegen kam; aber auf eine Botschaft Garibaldis, er möge abziehen, wenn es nötig sei, antwortete Medici, noch könne er das Vorwerk halten und bleibe.

Am Mittag stiegen hinter dem Tore Flammen und Rauch auf: Narciso Bronzetti hatte das kleine Haus an der ersten Bastion bei San Pancrazio, das er mit wenigen Truppen mehrere Tage lang verteidigt hatte, auf des Generals Befehl in Brand gesetzt, bevor er es räumen mußte. An den oberen Fenstern der Villa Spada sahen Manara, Hofstetter und Emilio Dandolo dem Brande zu; die hellblauen Flammen züngelten unruhig nach allen Seiten, indes der Rauch in jäher Linie nach oben wuchs, wie ein schlanker Baum, der von der Wurzel bis zum Wipfel leise zittert. Hofstetter beklagte, daß Bronzetti, ein Mann von nie erschlaffender Tüchtig-

keit und Kühnheit, von einer so gefährdeten Stelle, nämlich der äußersten Bresche der ganzen Linie, wo der Sturm des Feindes nach aller Wahrscheinlichkeit zu erwarten war, abberufen worden sei; doch hatte Bronzetti selbst im Hinblick auf seine übermüdeten Truppen die Ablösung verlangt, und Garibaldi hatte angeordnet, daß diese Bastion künftighin jeden Abend mit frischen Truppen zu besetzen sei. Er werde Hauptmann Rosagutti von den Bersaglieri hinschicken, sagte Manara, der mit dem Vollzuge des Befehls beauftragt war; derselbe sei ebenso zuverlässig wie Bronzetti, wenn er auch dessen schwungvolle Verwegenheit nicht besitze. Emilio Dandolo legte die Hand auf Manaras Arm und sagte: „Wenn du den Befehl noch nicht gegeben hast, schicke einen andern mir zuliebe. In Rosaguttis Kompagnie ist Morosini; mich tötete die Angst, wenn ich ihn diese Nacht auf einem so gefährlichen Posten wüßte.“ Bevor Manara antworten konnte, sagte Hofstetter, das sei ein sonderbares Ansinnen; im Kriege gehöre der Tüchtigste an die schwierigste Stelle, es sei nicht erlaubt, weder sich, noch einen andern zu schonen, besonders die Offiziere, die den gemeinen Mann der Gefahr aussetzten, müßten zeigen, daß sie selbst keine Furcht kennten. Dandolo sagte errötend: „Das sind Regeln aus dem Buche und schöne Redensarten. Es ist nicht wahr, daß einer wert ist, was der andre, und tun muß, wie der andre: viele hundert können sterben, bis Emilio Morosini aufgewogen ist. Was tut es, wenn Rom fallen muß, ob die Franzosen einen Tag früher oder später einziehen? Was tut es überhaupt, ob in Rom der Papst oder Mazzini herrscht? Aber ob ein edler junger Mensch lebt oder stirbt, das ist nicht gleichgültig. Es sei doch einmal genug des entsetzlichen Schlachtens. „Für wen errichten wir diese Mäler aus Gebeinen hochherziger Jünglinge?“ Manara unterbrach ihn ungehalten mit den Worten: „Für die Freiheit Italiens und für die Pflicht. Du hast mehr als wir andern geopfert, darum wollen wir nicht mit dir rechten, wenn du in deinem Schmerze unbillig wirst.“ Ihm sei es gleich, fuhr er fort, ob Hauptmann Rosagutti an der bedrohten Bresche stehe oder ein andrer, aber er sei ein tüchtiger Offizier, und ganz könne er ihn in dieser Zeit nicht entlasten. Es handle sich nur um diese Nacht, fiel Dandolo lebhaft ein, gerade heute habe er ein peinliches Vorgefühl, das gewiß nicht trüge. Wenn Manara dieser Empfindung Rechnung tragen wolle, werde er ihn nie wieder behelligen. Nun gut, sagte Manara, diese Nacht möge immerhin Ghilardi statt Rosaguttis die Wache haben, das könne er verantworten. „Und Ghilardi?“ fragte Hofstetter. „Auch der wird, denke ich, Geschwister und Freunde, Eltern, vielleicht Frau und Kinder haben.“ Manara sah ihn lachend an und sagte: „Ihr seid ein schwäbischer Moralist und Pedant. Gefahr ist hier und dort; auch hier, wo wir stehen, kann uns jeden Augenblick eine Bombe zerschmettern. Dandolo warnt nun eben das Gefühl wegen Morosini; sollte es uns nicht erlaubt sein, einmal einem kindischen Quälen unsers armen Herzens nachzugeben?“ Hofstetter zuckte mit den Schultern und entgegnete, nach seiner Meinung sollten die Männer den Müttern nicht nachstehen, die täglich, ohne eine Klage laut werden zu lassen, ihre Söhne opferten. „Ein träges Herz ist keine Ehre,“ sagte Dandolo heftig, „und ein empfindliches keine Schande. Daß ich getan habe,

was ich mußte, bezeugen meine Wunden, was ich gelitten habe, habt ihr gesehen. Mein Bruder war mein Liebstes auf Erden, nun habe ich nur noch euch beiden, Manara und Morosini. Ihr seid mir mehr wert als Rom und Italien, verarge mir wer will, daß ich so fühle. Noch einen von euch zu verlieren, den Gedanken kann ich nicht denken." Er war aufs äußerste gereizt, seine Wangen brannten, und seine Augen standen voll Tränen. „Auch mir ist Morosini lieb, als wäre er mein eigner Sohn," sagte Manara gerührt, „und es bleibt dabei, daß ich heute abend Ghilardi auf die Bresche schicke." Dandolo dankte ihm mit krankhafter Innigkeit: er wolle jetzt Morosini aufsuchen, sagte er, er müsse ihn sehen und umarmen, der ihm wie neu geschenkt erscheine, nachdem er ihn verloren gehabt habe; Hofstetter sah er nicht an. Der sagte gutmütig zu Manara: „Es soll mich nicht weniger als Euch freuen, wenn dem Kinde nichts geschieht; aber Dandolos Wesen reizte mich. Er glaubt, ein andrer sähe das Grün nicht so grün wie er und schmecke das Bittere nicht so bitter." Damit war die Sache abgetan.

In dieser Nacht schritten die Franzosen nicht zum Sturme, sondern versuchten einen Ueberfall auf das Vascello; aber die am Tore aufgestellten Wachen unter Zambianchi schlugen den Angriff blutig zurück, freilich mit großem eignem Verluste.

Mit der Frühe des neunundzwanzigsten Juni wurde das Feuer der französischen Geschütze wieder lebhafter; es war ein kalter Tau gefallen und hatte die Kraft der Kämpfenden zu neuen Anstrengungen belebt, aber auf römischer Seite begann es an Leuten zu fehlen. Als Garibaldi zu der Batterie am Pinohügel kam, um sich zu überzeugen, ob die Mannschaft richtig abgelöst sei, fand er einen einzigen Kanonier neben einer Kanone stehen; neben ihm und bei den andern Geschützen lagen Tote und einige Schwerverwundete, die bewußtlos waren oder sich nicht mehr bewegen konnten. „Bist du allein?" rief Garibaldi dem Manne zu, der gelassen an seiner Kanone stand und die Augen unentwegt auf das Ziel gerichtet hielt. Der drehte sich um, sah die Verwüstung um sich her und sagte mit einem Blick auf die Gefallenen: „Schöne Kameraden! Ohne ein Wort des Abschieds haben sie sich hinter meinem Rücken davongestohlen." „Nun sollen sie auch vergebens auf dich warten," sagte Garibaldi fröhlich, indem er den Mann mit sich fortführte, der seit vierundzwanzig Stunden an der Arbeit war.

Von den Mauern krachte und bröckelte es fortwährend, die Savorelli war eingestürzt, und das Dach der Villa Spada war zerrissen, so daß es nicht mehr bestiegen werden konnte. Dennoch kamen Herren und Damen in das Zelt des Generals unterhalb der Villa, brachten Wein, Obst und Zigarren und erkundigten sich, ob noch Hoffnung sei, die Stadt zu halten. Da um die Mittagszeit das Feuer nachließ, eilten viele Offiziere in die Stadt, um zu essen und zugleich, sofern sie es noch nicht getan hatten, in aller Stille ihr Testament zu machen, während Garibaldi, seiner Gewohnheit nach im Lager blieb. Viele Straßen waren, weil der Tag des heiligen Petrus war, in der üblichen Weise geschmückt: aus den Fenstern hingen rote Teppiche, und Blättergirlanden verbanden bogenförmig die gegenüber-

stehenden Häuser; denn der Magistrat hatte eine Aufforderung ergehen lassen, das Fest sollte wie in Friedenszeiten begangen werden. Trotzdem waren nur wenig Menschen unterwegs; der Himmel brannte, und Stadt und Land, so weit man sehen konnte, verdorrte langsam unter dem glühenden Dache. Als Manara in das Gasthaus eintrat, wo er bekannt war, übergab ihm der Wirt einen Brief, der von einem Manne in auffallend heimlicher und sorgfältiger Weise für ihn abgegeben worden sei; er war aus dem feindlichen Lager vom General Oudinot und bot dem Hauptmann der Bersaglieri in schmeichelhaften Worten einen besonderen Vertrag an, wonach ihm und seinem Heere, das die Bewunderung des Feindes verdiene, bei der bevorstehenden Uebergabe Roms freier und ehrenvoller Abzug zugesichert sein sollte. Es war Manaras erste Regung, den Brief den Kameraden, die anwesend waren, vorzulesen, doch fiel ihm gleichzeitig ein, daß mancher unter ihnen sein könnte, der es vorziehen würde, von einer solchen Begünstigung Gebrauch zu machen, anstatt mit Garibaldi verbunden aufs neue ungewissen Gefahren entgegenzugehen und weiter von der Heimat weggerissen zu werden, und er steckte den Brief rasch ein, indem er so tat, als ob es sich um etwas Gleichgültiges handle. Aufgeräumt, mit blitzenden Augen betrat er den Saal, von dem hohe grüne Fensterläden die Sonne ausschlossen und wo die Kameraden ihn lärmend begrüßten, die, schon um den Tisch versammelt, dabei waren, einen Schabernack auszuhecken, den sie mit dem Mohren vorhatten. Von den verschiedenen Damen, die sich in den bronzenen Herkules verliebten, hatte es ihm endlich eine üppige Rothaarige ernstlich angetan, während er sich bisher die Liebkosungen und Leckereien nur mit Gleichmut hatte gefallen lassen. Es war ein gewisses Schmachten an ihm wahrzunehmen, was er vor dem General zu verbergen suchte, und was ihm schon allerlei Neckereien zugezogen hatte, umsomehr als die Offiziere nicht frei von Neugierde waren, wer die offenbar den höheren Ständen angehörige Dame sein könnte. Nun sollte sich einer von ihnen, so war der Plan, als Bruder der Dame ausgeben und dem Mohren gegenüber als Rächer der Ehre seiner Schwester auftreten, in der Weise, daß er von ihm verlangte, sie auf der Stelle zu heiraten, widrigenfalls er die Schwester töten würde, was als italienische Sitte hingestellt werden könnte. Vorangehen müßte der Heirat, sollte man sagen, die Taufe, und man würde ihn glauben machen, diese bestünde zum Teil darin, daß er sich die Haare glatt vom Kopfe scheren lassen müßte. Da keiner der Offiziere, die der Mohr alle gut kannte, die Rolle des sogenannten Bruders spielen konnte, hoffte man Enrico Cernuschi dazu zu bewegen, dem es leicht und voraussichtlich auch ein Vergnügen war, einen vornehmen und ritterlichen jungen Herrn darzustellen. Cernuschi sagte nicht gerade nein, gab aber zu verstehen, daß es ihm nicht ganz geheuer schien, mit dem tropischen Ungetüm anzubinden, von dem anzunehmen war, daß er die Abneigung seines Herrn gegen kirchliches Wesen teilte und sich einem diesbezüglichen Anschlag mit Nachdruck widersetzen würde, versprach aber schließlich doch, zu der verabredeten Stunde zu kommen. Die Lust stieg um so schneller, als die Zeit kurz bemessen war; denn der scharfe Dienst rief jeden bald wieder an seine Geschäfte. Manara sagte, man müsse sich am folgenden Mittage wieder

zusammenfinden, um zu besprechen, wie der Spaß abgelaufen sei, und darüber zu lachen. Er lade alle zu einem auserlesenen Essen ein. Es folgte Gläserklingen und Hochrufen; Manara winkte dem Wirt, um die Speisen zu bestellen: es sollte etwas Besonderes und nach jedermanns Geschmack werden. Der Wirt wurde mit Fragen bestürmt, ob er dies und jenes Gericht zuzubereiten verstünde, Mancini sagte fast weinend, er habe seit einem halben Jahre kein Leberragout, auf mailändisch rostisada, gegessen, worauf Rosagutti ihn beruhigte, er könne es vortrefflich machen, und den Wirt um Erlaubnis bat, in die Küche zu gehen und die nötigen Anweisungen zu geben. „Der Wein aber muß römisch sein,“ sagte Hofftetter, „der hier wächst ist süßer und dämonischer als anderswo.“ — „Ja, wir trinken Wein von Velletri,“ sagte Manara, indem er aufstand und sich zum Gehen bereit machte. Unterdessen war der Kaffee aufgetragen, sie stürzten eilig eine Tasse hinunter und verließen den kühlen Saal.

Am Nachmittage zogen sich weiße Wolken am Himmel zusammen und verdunkelten sich allmählich, die Luft stand still. Die Franzosen, die seit einiger Zeit eine trübe Nacht erwarteten, um den Sturm zu beginnen, rüsteten sich; denn wenn nicht ein starker Gegenwind es verwehte, mußte das Wetter bis zum Abend losbrechen. Inzwischen hörte das Bombardieren fast ganz auf, nur zwischen der Corsini und dem Vascello wechselten die Besatzungen vereinzelte Schüsse. Manara hatte den General gebeten, den Mohren an den Befestigungsarbeiten der inneren Linie helfen zu lassen, was dieser sofort bewilligte, da bei der großen Schwüle die Arbeiter öfters abgelöst werden mußten und die unerschöpfliche Kraft des Wilden gute Dienste tat. Es wurde veranstaltet, daß Cernuschi, der sich zur Zeit einfand, ihn dort aufsuchte und als Bruder der rothaarigen Schönen in verabredeter Weise Anklage gegen ihn erhob, aber mit anderem Erfolge, als man erwartet hatte. Der Mohr nämlich, sowie er hörte, daß der angebliche Bruder sich am Leben seiner Schwester zu vergreifen gedachte, spannte die Muskeln seiner Arme, daß sie kantigen Felsen glichen, und forderte den Gegner zu einem auf der Stelle auszufechtenden Zweikampfe heraus. Beim Anblick des erzürnten Kolosses, der die schimmernden Zähne fletschte, glaubte der mit berechneter Eleganz herausgeputzte Cernuschi schon seine Knochen knacken zu hören und versuchte sich, vorsichtig zurückweichend, durch geläufiges Reden zu retten, indem er den Schwarzen an seine edelmütige Gesinnung mahnte, die es ihm unmöglich machen sollte, Hand an den Unglücklichen zu legen, dessen Schwester er verführt hätte. Diese Bemerkung entwaffnete den Mohren, er schien von dem Rechte seines Gegners überzeugt, besann sich eine Weile und sagte mit plötzlichem Entschluß: „Taufen lasse ich mich nicht, du magst sie töten,“ worauf er, ohne Cernuschi noch eines Blickes zu würdigen, fortfuhr, Erdhaufen aufzuschütten, wie ihm aufgegeben war. Cernuschi hielt es für das geratenste, sich ohne weiteres zu entfernen; von denen, die den Scherz mit ihm verabredet hatten, war keiner anwesend gewesen, er hätte gern einen aufgesucht, hatte aber keine Zeit und eilte wieder in die Stadt hinunter.

Als die Sonne sich neigte, fing ein kühler Wind an zu sausen, jede

Spur von Glanz und Röte erlosch am Himmel. Trotz des nah drohenden Unwetters wurde die frohe Beleuchtung des Petersplatzes, wie sie seit undenklicher Zeit bei dieser Gelegenheit veranstaltet zu werden pflegte, nicht aufgegeben; auch füllten sich die am Tage verödeten Straßen mit Menschen, die das beliebte Schauspiel erwarteten. Die, welche an der Linie beschäftigt waren, unterbrachen ihre Arbeit, um die rosenrote Erscheinung der stillen Rotunde zwischen den vom Winde stärker gebogenen Bäumen aufleuchten zu sehen. Die kleine Spronella, die Erde aufschütten half, hob im Eifer nur flüchtig die Augen. Morosini, den sie als ihren eigentlichen Kameraden betrachtete, hatte schon mit einer Abteilung die Wache an der ersten Bastion bezogen, und mit den andern pflegte sie nur das Notwendige zu sprechen; aber sie dachte an die Petersfeste der vergangenen Jahre, wo sie zwischen Vater und Mutter in der Kirche kniete und mit einem lieblich überrieselnden Schaudern den mildblickenden Papst die feierliche Handlung vollziehen sah. Es fror sie ein wenig, wenn der kalte Wind in ihre lose Jacke blies, und sie rührte sich desto schneller; ihre dunkeln Augen, die wie Schildwachen vor dem blassen Gesichte standen, bewegten sich regelmäßig auf und ab, trotzig, ohne ein Unbehagen zu verraten. Indes mußte die Arbeit bald aufgegeben werden, da der Sturm die Pechfackeln auseinanderriß, so daß nichts mehr zu unterscheiden war. Noch bei dem ersten Blitz und Donnerschlage, der jäh wie Feuer und Lava aus vulkanischem Schlunde aus der dunkeln Tiefe des Himmels stürzte, stand die bunte Glorie über der mächtigen Kuppel, erst die Flut des Regens verscheuchte die Menschen vom Platze und machte der Beleuchtung ein Ende.

Um zehn Uhr, als Manara und Hofstetter die letzte Runde machten, schien es schon tiefe Nacht zu sein. Sie ließen das nasse Element mit Behagen an sich herunter strömen und sogen die Würze ein, die die Pflanzen ausatmeten, auf deren glatte Blätter es helltönend niederrauschte. Bei der ersten Bastion saßen Rosagutti und Morosini in ihre Mäntel gewickelt, leidlich gedeckt durch den stehengebliebenen Mauerkranz des abgebrannten Hauses, und sahen leise plaudernd in das Dunkel hinaus; als Manara und Hofstetter kamen, standen sie auf und gingen mit ihnen den ganzen Platz ab, um die letzten Befehle des Generals entgegenzunehmen. Sie brachten einige Flaschen voll leicht entzündlicher Flüssigkeit mit, wodurch das Schilf, das rings um die Bresche herum aufgeschichtet war, im Notfalle leicht in Brand gesetzt werden könnte; freilich blieb das bei der stets zunehmenden Nässe doch schwierig. Es wurden noch einige Veränderungen an der Verteilung der Wachen vorgenommen und denselben eingeschärft, beim leisesten Geräusch, das sie wahrnehmen würden, Lärm zu schlagen; nachdem dann Rosagutti und Morosini die Zusicherung gegeben hatten, fortwährend selbst nachsehen und aufachten zu wollen, setzten die beiden Stabsoffiziere ihren Rundgang fort. Als sie Garibaldi, der noch in seinem Zelte war, Rapport erstattet hatten, schickte dieser sie in die Villa Spada, damit sie sich trockneten, denn sie trieften und dampften vor Nässe, und einige Stunden schliefen; er selbst wollte, bevor er sich hinlegte, noch die Abteilungen der Legion, die unter Waffen bleiben sollten, verstärken. Der Regen hatte jetzt aufgehört, wenn auch der Himmel noch grau verhängt

war; Manara und Hofstetter hörten beim Einschlafen das schnelle Pochen der auf die Blätter fallenden Tropfen in die Stille. Plötzlich fuhr Hofstetter auf, griff nach dem Säbel und rief Manara laut bei Namen: er glaubte das Rollen von Gewehrschüssen oder Kanonen gehört zu haben. Allein draußen regte sich nichts, und wie er sich besann, kam es ihm selbst so vor, als habe er nur im Traume etwas gehört. Manara meinte, er sei aufgeregt und könne wohl durch das Klopfen des eignen Herzens geweckt sein; auch zeigte es sich, da sie nach der Uhr sahen, daß sie kaum eine Viertelstunde geschlafen hatten. Sie legten sich wieder hin, doch behielt Hofstetter den Säbel in der Hand und beschloß wach zu bleiben; so unruhig hatte ihn der Zwischenfall gemacht; aber wider seinen Willen schlief er wieder ein.

Etwa eine Stunde später jagten die von der überrumpelten ersten Bastion Entkommenen gegen Villa Spada; alles erwachte von dem Rauschen der hastigen Flucht und dem Schrei: „Zu den Waffen". Manara und Hofstetter gelang es, die Soldaten aufzuhalten und zu sammeln; sie glaubten den Feind dicht hinter sich und wollten, eben zum stehen gebracht, auf die Folgenden schießen, woran die Offiziere, die noch mehr fliehende Italiener in ihnen erkannten, sie kaum verhindern konnten. Gleich darauf kam ein geschlossener Haufen, der sich etwas langsamer bewegte, und auf den die Soldaten sofort ihre Gewehre richteten; Manara und Hofstetter drückten sie mit den Säbeln nieder, bis sie deutlich die französische Uniform unterschieden hatten. Als die Schüsse krachten, zog sich der feindliche Haufen eilig zurück, Verwundete und Tote auf dem Platze lassend. Manara verfolgte sie eine Strecke, aber die verlorene Bastion vermochte er nicht zurückzuerobern; die Soldaten erkannten sich und ihre Führer nicht und schauderten vor jedem Rascheln im Gesträuche. Immerhin wurde ein weiteres Vordringen des Feindes unmöglich gemacht.

Als die erste Helligkeit langsam über den Hügel kroch, versuchten Dandolo und Manara eine Nachricht von Morosini zu erhalten, der nicht unter den Fliehenden war; auch Rosagutti wurde vermißt. Mehrere Soldaten, die sie ausfragten, wußten nichts, sie hatten sich vom Drange der Flucht mitreißen lassen; endlich fanden sie einige, die aussagten, daß Morosini, als ein verdächtiges Geräusch wahrgenommen worden sei, um den Soldaten Mut zu machen, als der erste hinausgetreten und sofort durch einen Schuß niedergestreckt worden sei; er hätte sich noch gewehrt, und sie hätten ihn forttragen wollen, aber von den Franzosen verfolgt, hätten sie ihn zurücklassen müssen, so daß er ohne Zweifel, ob nun lebend oder tot, in ihren Händen sei. Die Leute sahen bleich und verstört aus; nun es Tag wurde, konnten sie den heillosen Schrecken der Nacht selbst nicht mehr verstehen. Es war Manara, als ob eine grausame Hand sein Herz zusammendrückte und nicht losließe; da erklang die strahlende Stimme Garibaldis, der soeben Medici und seine Truppen von dem Schutte des Vascello weg in die Trümmer der Savorelli geführt hatte, damit sie die ruhmvoll verteidigten Mauern nur verließen, um an einem nicht minder gefährdeten

Platze weiterzukämpfen. Die Schönheit des geliebten Angesichts ging wie ein Stern auf, der durch alle Schrecken zum Ziele führt; obwohl er keine Hoffnung und keinen Trost über das ungewisse Schicksal des Freundes bringen konnte, fühlte Manara doch die Beängstigung weichen und sich wieder Meister seines Herzens werden. Garibaldi erteilte rasch Befehle über die Verwendung der Geschütze und über die Verteidigung der Villa Spada, die fast ganz ohne Besatzung geblieben war, dann sammelte er die Soldaten zum Angriff auf die verlorene Linie. Als er die Truppen überblickte, schien es ihm, als ob die Leute mit trauriger Gleichgültigkeit unter dem schweifenden grauen Himmel daständen, und indem er sich aufrichtete, rief er aus: „Kameraden, heute ernten wir die Frucht unsrer Arbeit und unsers Leidens! Kämpfen wir, als wäre Rom noch zu retten!" wobei sein wehmütiges Lächeln das Gebieten seiner Augen milderte. Die Reihen der Soldaten regten sich, als ob ein Funken in ihre Seelen gefallen wäre und gezündet hätte, sie antworteten mit dem Rufe: „Es lebe Garibaldi! Es lebe die Republik!" und in einem Augenblick wich der entnervende Druck ingrimmiger Kampflust. Manara, Dandolo und Hofstetter eilten in die Villa Spada, deren Verteidigung der General ihnen übertragen hatte: ehe fünf Minuten verflossen waren, jagten Kugeln aus allen Fenstern des Gebäudes.

Auf der ganzen Linie von Porta Cavallegeri bis Porta Portese wurde gekämpft, Sacchi hielt den linken Flügel, Garibaldi den rechten. Von der Besatzung der Ponte Molle her kamen Freiwillige in Scharen, um den großen Kampf mitzukämpfen, man sah das düstere Auge Nicola Fabrizis und das gute, verwitterte Gesicht Maurizio Quadrios unter den vordersten. Garibaldi war überall: auch die ihn nicht sahen, spürten seine Gewalt und stürzten ihm besinnungslos über Leichen nach in den Tod, so wie ein herrschender Weltkörper die minderen unaufhaltsam zum Untergange an sich zieht. Immer wieder mußte der entschlossen anstürmende Feind ihm weichen, dreimal warf er seine Ueberzahl von der erstrittenen Bresche zurück, die er dreimal wieder eroberte. Das Gewühl und Getümmel wurde so groß, daß die Geschütze, die noch feuerten, die eignen Leute trafen, so daß der General vom Pferde sprang, um sie selbst zum Schweigen zu bringen. Als er im Begriffe war, sein Tier mit Hilfe des Mohren, der an seiner Seite geblieben war, wieder zu besteigen, traf diesen eine Kartätsche mit solcher Wucht, daß Garibaldi die Erschütterung in seiner Hand, die er auf die Schulter des Riesen gelegt hatte, fühlte. Er hörte einen seufzenden Laut und das Stürzen des gewaltigen Körpers, schon im Reiten, und drehte sich nicht um. Unaufhörlich schafften Arbeiter und Soldaten die Toten auf die Seite und trugen die Verwundeten in die nächsten Spitäler. Der Tag war dunkel und schwül geblieben, in langen Zügen blies der Wind aus Westen und jagte das Gewölk wie atemlose Flüchtlinge vor sich her.

Es war Mittag, als Emilio Dandolo in der Villa Spada eine Kugel an der Schulter traf; Manara, der sich aus dem Fenster bog, um einem draußen arbeitenden Soldaten etwas zuzurufen, wendete sich nach ihm um, indem er sagte: „Alles für dich! Soll ich keine Wunde von Rom mit-

nehmen?" hatte aber kaum ausgesprochen, als ein Schuß in den Leib ihn zu Boden warf. Die ihn stürzen sahen, vergaßen den Kampf und umringten ihn mit Entsetzen; das edle Haupt sank sterbend auf die Schulter des braven Appiani, der ihn aufgefangen hatte und, selbst verfärbt wie ein Toter, mit rauher Stimme nach Aerzten und einer Bahre schrie. Manara, der es hörte, sagte: „Laßt mich hier, wo ich gekämpft habe, sterben!" aber unterdessen war die Tragbahre angekommen, und nachdem ihn mehrere Bersaglieri sorgsam, damit er nicht litte, hinaufgehoben hatten, verließen die Träger das krachende Haus und führten den Helden langsamen Schrittes in das Lazarett der nahen Kirche Santa Maria della Scala.

Vor Tage versammelten sich die Deputierten auf dem Kapitol und erwarteten das Ende. Die Boten, die von Zeit zu Zeit von den Wällen kamen, berichteten von dem großen Blutvergießen und heroischen Sterben der Römer und von dem unaufhaltsamen Vordringen des Feindes. Mazzini sprach eine Weile, um die Abgeordneten anzufeuern, daß sie nicht kapitulierten, aber an ihrem zähen Schweigen merkte er, daß sie nichts mehr an die Sache wagen wollten, die sie für verloren hielten, und verließ den Saal, um ruhelos in den Gängen auf und ab zu gehen. Wenn er allein war, schien es ihm, als wäre es noch möglich, daß irgend etwas getan werden oder geschehen könnte, um die Dauer der Republik zu fristen; wie einer nicht glauben kann, daß der Leib eines geliebten Menschen sterbe, um zu verwesen und zu verschwinden, solange sein Auge das entseelte Fleisch nicht vor sich sieht. Als es Mittag wurde, kamen einige Freunde und drangen in ihn, daß er mit ihnen ein nahegelegenes kleines Gasthaus aufsuche, um zu essen, nnd er ließ sich bis auf die Straße mitziehen; dann schüttelte er plötzlich den Kopf, kehrte um und wieder in das Kapitol zurück. Auf der Treppe begegnete er Roselli, der hoffnungslos aus einer Sitzung des Kriegsrates kam, und Canino; dieser sagte: „Es ist nicht anders, der Schwächere muß stets zuletzt dem Stärkeren unterliegen, das ist ein Gesetz so gut wie die Schwerkraft, und der Schwächere sind wir." Mazzini entgegnete schmerzlich betroffen: „Warum? Auch Recht ist Stärke, nicht nur Zahl, auch Glauben und Wille ist Stärke, Gott im Himmel hat nicht nur Zahl und Masse schwer gewogen!" Canino schnitt ein Gesicht und sagte: „Stimmen muß die Rechnung. Unsre idealen Qualitäten haben eine Weile der Uebermacht von historischer Schwere, Verstand und Zahl getrotzt, zuletzt kommt doch der Ueberschuß zur Geltung, der auf ihrer Seite ist." Mit diesen Worten ging er in den Saal, während Roselli und Mazzini zusammen an ein Fenster des Treppenhauses traten, wo sie sich befanden. Die Sonne brach in diesem Augenblick durch die aufgelösten Wolken und schien mit weißen, stechenden Strahlen vom Scheitel des Himmels herunter. „Morgen," sagte Mazzini, „morgen schon werden unsre Henker an dieser Stelle stehen, und wir ziehen auf verborgenen Wegen verhüllten Hauptes in die Fremde." Roselli stieß einen Fluch aus, Wut und Rachsucht verzerrten sein Gesicht. „Sprengen wir jene dreihundert Kirchen, den großen Jahrmarkt des Aberglaubens und der Heuchelei, in die Luft," sagte er, „daß die pfäffischen

Horden einen Schutthaufen finden, wo Rom war." Die Stirn an die Scheibe gedrückt, blickte Mazzini lange auf das flimmernde Linienspiel der Dächer, Kuppeln und Türme, bis seine Augen naß wurden, und sagte: „Auch die Barbaren beten die Schönheit der Ewigen Stadt an, und wir sollten sie zerstören? Sie gehört uns so wenig wie den Feinden, die sie erobern, sondern einem unvergänglichen Reiche, das alle unsre Grenzen durchschneidet. Aber wir Kinder Italiens haben das Recht, sie zu schirmen, und unser Herz wird aus fernster Ferne unveränderlich nach diesem Pole schlagen, bis wir sie wiederhaben."

Ein Offizier von den Bersaglieri kam, um den Tod Manaras anzuzeigen und sich ein Zertifikat für Emilio Dandolo geben zu lassen, der in das französische Lager gehen und Morosini auslösen wollte, sei es nun, daß er lebte oder tot wäre. Die Nachricht von dem neuen und kostbaren Opfer bestärkte diejenigen, die dem Kampf ein Ende machen wollten, in ihrem Sinne; die Vernunft verlange, so sagten sie, daß man nicht länger widerstehe und teures italienisches Blut fließen lasse, ein solches Beharren würde fanatischer Trotz, nicht heldenmäßige Unbeugsamkeit sein. Mazzini, der jetzt wieder bei der Versammlung war, stand auf; das Angstgefühl der letzten Entscheidung durchbohrte sein Eingeweide wie mit glühenden Messern. Erst, rief er, müsse man Garibaldi hören! Die Republik kenne weder ihr Unglück, noch ihre Hoffnung, ehe sie ihn vernommen habe. Nach der Zustimmung aller wurde sofort ein eilender Bote an den General abgeschickt, der ihn im Namen der Versammlung ersuchen sollte, auf das Kapitol zu kommen, obgleich es vielen unmöglich erschien, daß er die umstrittenen Mauern jetzt verlassen könnte. Inzwischen wurde zu Papier gebracht, welches nach dem Gutachten der Versammlung die letzten Möglichkeiten der Republik wären: nämlich den Widerstand aufzugeben, wofür die Mehrzahl der Abgeordneten, außer Mazzini und einigen seiner Anhänger, stimmten; oder den Kampf auf den Barrikaden mit Aufbietung des ganzen Volkes fortzusetzen, oder denn als Unbesiegte Rom zu verlassen und den Sitz der Republik nach einem andern Orte zu verlegen, wo man, unterstützt von der patriotischen Revolution, die noch hier und da glimmte, das Glück von neuem versuchen könnte.

Diese Sätze waren eben niedergeschrieben, als Garibaldi auf die Schwelle trat, sprühend vom Tumulte der Schlacht, das herrliche Antlitz von Rauch und Schweiß dunkel, die Augen fest über Jammer und Schrecken. Beim Anblick des ungeheuern Mannes erhoben sich die Versammelten von ihren Sitzen, und es verging eine totenstille Minute, bevor gesprochen wurde. Dann sagte der Präsident: „General wir haben Euch hierher entboten, um Euer Urteil zu hören, ehe wir die äußerste Entscheidung treffen. Es sind uns, nach dem, was heute geschehen ist, drei Möglichkeiten geblieben: erstens den Widerstand nunmehr als vergeblich aufzugeben; zweitens auf den Barrikaden weiterzukämpfen, bis das letzte Blut vergossen ist; schließlich Rom zu verlassen und die Republik auf die Hoffnung neuer Revolutionen zu gründen. Sagt Ihr uns, nicht als Abgeordneter der Versammlung, sondern als General Eurer Truppen, was Ihr meint, das wir tun können." Ohne sich zu bedenken, antwortete Garibaldi: „Das Volk kann den Kampf in

der Stadt vielleicht um einen Tag verlängern; dann aber muß es sofort ohne Zeitverlust auf die Barrikaden geführt werden. Ich riet euch vor Tagen, als wir noch eine Macht waren, auszuziehen; jetzt habe ich kein Heer mehr, nur Trümmer; dennoch habe ich nichts andres zu sagen. Ich werde mit denen, die mir folgen wollen, Rom verlassen und das Schwert nicht niederlegen, solange ich Soldaten habe." Sowie er dies gesagt hatte, verließ er den Saal und ritt ohne Aufenthalt in die Schlacht zurück.

Noch einmal ergriff Mazzini das Wort und schlug vor, das Volk auf die Barrikaden zu führen. Er sagte: „Laßt euch noch einmal meine Worte ans Herz gehen, denen ihr manches Mal, nicht um meinetwillen, sondern um meiner Liebe Italiens willen, die ihr kennt, Gehör schenktet und nachgabet. Ich möchte euch nicht überreden, euch kein Opfer entreißen, nur das möchte ich, daß ihr noch einmal zurückblicktet: denkt an das lange Dunkel der Vergangenheit, an die Qualen der Verbannung, an die Erniedrigung der Gefangenschaft, an ermordete Freunde. Denkt dann an den feurigen Frühling, der uns befreite! An den Tag, als wir zum Kapitole gingen, die Erwählten des freien Rom, mit trunkenen Schritten wie Auferstandene, die kürzlich aus dem Grabe stiegen, an den Jubel des Volkes, der uns trug, an den lichten Himmel, der uns einschloß. Denkt an unsre gemeinsame Arbeit, an unsre Kämpfe, an unsre Pläne! Seht euch um in diesem Saale, seht die eherne Wölfin, das Bild des Rienzi, die Trikolore, die sich von Säule zu Säule windet, festlich und glorreich — soll es denn so enden? Mit einer Uebergabe enden?" Er bedeckte plötzlich das Gesicht mit den Händen, und es schien, als wäre die Sprache ihm vergangen; aber er faßte sich schnell wieder und fuhr leiser fort: „Ich wollte euch nicht rühren und nicht überreden und habe zu viel gesagt; denn ihr sollt nach eurem Gewissen handeln. Nur das eine sage ich noch, daß die Triumvirn ihren Namen nicht unter eine Akte setzen werden, die Rom preisgibt."

Während einer das Wort ergriff, um über die Aussichtslosigkeit des Barrikadenkampfes zu sprechen, zog sich Mazzini in ein Nebenzimmer zurück und bewog Armellini und Aurelio Saffi, mit ihm das Amt des Triumvirates niederzulegen. Es war schon Nacht, als die Abgeordneten sich zu dem Beschlusse einigten, den sie in diesen Worten ankündigten: „Die Versammlung gibt nunmehr die Verteidigung Roms auf, die unmöglich geworden ist, und bleibt auf ihrem Posten."

Nachdem der Kampf achtzehn Stunden lang gedauert und Garibaldi siebenmal versucht hatte, die verlorene Bastion zurückzuerobern, das Blut der Feinde und der Seinen vergießend, zog er die Truppen hinter die innere Linie zurück; denn viele waren gefallen und von den gebliebenen die meisten verwundet oder ohne Kräfte. Trotzdem war das Heer noch in guter Haltung und keineswegs aufgelöst, so daß die Franzosen, die von der gewonnenen Höhe des Hügels aus die römischen Stellungen überblicken konnten, nicht versuchen mochten, da es außerdem Abend geworden war, sie daraus zu verdrängen und die Eroberung der Stadt zu vollenden. In der Frühe des folgenden Tags begaben sich die Abgeordneten des Gemeinderats von Rom,

der nach der Abdankung des Triumvirates an der Spitze des Staates stand, in das französische Lager, um über die Bedingungen der Uebergabe etwas zu vereinbaren, und obgleich sie es vorzogen, keine Kapitulation abzuschließen, da Oudinot den Schutz des Lebens und der Habe der Einwohner, wie es die Sitten und der Stand der Kultur erforderten, nicht gewähren wollte, erließen sie eine Weisung an die Truppen, die Linie zu räumen und sich in gewisse Quartiere im Trastevere zurückzuziehen.

Etwa um die vierte Nachmittagsstunde waren die Uebriggebliebenen der Regimenter, die vom dritten bis zum letzten Juni die Mauern verteidigt hatten, zum Abzuge bereit aufgestellt, sowohl diejenigen, die den Janiculus und Aventin besetzt, wie diejenigen, die am Monte Mario und Ponte Molle gestanden hatten und zum letzten Kampfe herbeigezogen waren, nämlich die italienische Legion, die Bersaglieri, die lombardische Legion unter Medici, die bolognesischen Reiter des Masina, eine andre bolognesische Hilfstruppe, die Finanzieri unter Zambianchi, die römische Legion, römische Linientruppen und die Legion der Emigranten. Vor der zertrümmerten Kirche San Pietro in Montorio hielt Garibaldi zu Pferde mit seinem Stabe und sagte: „Soldaten, die Republik hat beschlossen, daß ihr die Mauern, die ihr rühmlich verteidigt habt, verlaßt. Bevor wir von dieser Stätte gehen, die wir blutrot gemacht haben, wird Priester Ugo Bassi, unser Kamerad, eine Messe für unsere Toten lesen, die wir unbegraben zurücklassen müssen." Mit diesen Worten stellte er sich gegen eine niedrige Mauer, die als Altar dienen konnte, vor welcher Ugo Bassi schon vorher auf den Knien gelegen und auf welche er ein kleines Testament gelegt hatte, das er bei sich zu tragen pflegte. Er stand nun auf und wendete sich gegen die langen Reihen der Soldaten, die funkelnd im überfließenden Sonnenlichtstrom standen, und wollte sprechen; aber er brachte kein Wort aus der Kehle, und indem er mit einer schmerzlichen Gebärde den Kopf erhob und gegen den Himmel blickte, drehte er sich langsam wieder um, dem Altare zu. Die Soldaten, die ihn verehrten, und von denen die vorderen die Bläſſe seines Gesichtes und seine geröteten Augen erkennen konnten, hielten sich still, während er mit Kelch und Hostie den vorgeschriebenen Ritus ausführte. In dem Augenblick, wo ein Glockenzeichen die Gegenwart des Allerheiligsten anzuzeigen pflegte, drehte er sich um, kniete mit gefalteten Händen nieder und gab ein Zeichen, worauf sich langsam die Fahnen aller Regimenter senkten. Da war die Fahne mit der Aufschrift „Gott und Volk", welche Mazzini in dem kurzen Frühling des Jahres 1848 selbst getragen hatte, die Fahne, die über den Trümmern des Vascello aufrecht geblieben war, die Ruhmesfahne mit dem Bilde des Vesuv, die die italienische Legion von Montevideo in den fürchterlichen Sieg von Sant' Antonio geführt hatte, die Fahne von Mailand, die in unzähligen Gefechten in den Lüften gespielt hatte über den fröhlichen Herzen der Bersaglieri, die Fahne der römischen Republik und die Fahne der Studenten; sie waren von Rauch geschwärzt und viele zerrissen. Stolz und schwermütig wie sterbende Schwäne, die mit Gesang in das blinkende Wasser tauchen und langsam untergehen, neigten sie sich und rauschten leise durch das zitternde Sonnenlicht bis auf die Erde; nach einer Weile hoben sie sich wieder und standen aufrecht.

Als diese stumme Messe aus war, gab Garibaldi das Kommando, worauf die Regimenter sich in Bewegung setzten und in geordneten Reihen in ihre Quartiere zogen.

Am ersten Juli, einen Tag, bevor die Franzosen in Rom einzogen, wurde Luciano Manara, nachdem Freunde ihn mit seiner Uniform bekleidet und eingesargt hatten, aus Trastevere in die alte Kirche San Lorenzo am Korso geführt; der bleierne Sarg war mit dreifarbigen Schärpen umwunden, deren Enden herabhingen, darauf lag Manaras Federhut und Schwert. Die Kapellen der römischen Regimenter, die während der Belagerung in den Gärten der Savorelli und Spada zu spielen pflegten, gingen voraus und spielten die Todeshymne der Märtyrer Italiens:

Kränze, von Lorbeer gewebt,
Der nie verdirbt —
Wer für das Vaterland stirbt:
Genug gelebt!

Es folgte dem Sarge, was noch von den Bersaglieri übrig war, nämlich dreihundert Soldaten und überdies noch etwa hundert Verwundete, welche trotz des Widerspruchs der Aerzte aufgestanden waren und das Spital verlassen hatten, um ihrem Hauptmann die letzte Ehre zu erweisen. Auch von den Offizieren fehlten viele und waren viele verwundet. Alle, die dem Zuge auf der Straße begegneten und erfuhren, daß es das Trauergeleite Manaras war, schlossen sich an, denn nach Garibaldi war kein Name so gefeiert wie seiner in Rom. Die Hitze auf dem langen Wege war erbarmungslos, und die Verwundeten, von denen manche Fieber hatten, quälte Durst und Wundschmerz; aber sie unterschieden diese Pein kaum von ihrem Kummer und gingen stier vorwärts wie in einem unerklärlich drückenden Traume. Der Himmel, der voll schwerer Gewitterwolken war, glich einem dunkelblauen Meere, in dem keine Welle schlüge und wunderbare stählerne und bleierne Schiffe mit dick aufgeblähten, beglänzten weißen Segeln unbeweglich stilleständen.

In der Kirche war es hell und kühl. Die Soldaten setzten den Sarg zwischen vier gewaltigen Säulen aus schwarzem Marmor nieder, die den Altar umgaben, und Ugo Bassi stellte sich an sein Fußende, um die Leichenrede zu halten. Er trug einen priesterlichen Umhang, doch sah man darunter die scharlachrote Bluse der Garibaldiner. Er sagte: „Auf jenem himmlischen Kapitole, wo die Ueberwinder des Todes triumphieren, ist jetzt Luciano Manara. Ihr erwartet vielleicht, daß ich von ihm zu euch sprechen würde; aber dazu bin ich nicht gekommen. Meine Brüder, ihn glücklich zu preisen, dessen Los in reinem Lichte, unerreichbar und unvergleichbar, sich entrollt, bin ich zu schwach; meinen Augen erscheint noch die teure Gestalt des Irdischen, den sie viele Male gesehen haben, im Kampfe, beim Spiel, beim Fest, in Not und Untergang, als Freund und Feind, in Zorn und Milde, immer lauteren Herzens, aus fröhlichen Tälern den harten Felspfad der Größe hinan. Wenn ich ihn so vor mir sehe, wie kann ich anders, als ihn jammmernd zurückrufen, so wie er war, in unsre Mitte?

„Aber ihr sollt wissen, daß wir mit diesem Sarge nicht Manara be-

graben. Ich bin gekommen, um am Grabe einer Toten zu sprechen, deren Name heiliger ist als der Name aller, deren Tod wir beweinen, deren Name unser Schild und unsre Fahne war, und deren Namen wir jetzt versenken müssen mit ihrem Leibe. O, meine Brüder, wir begraben Italien! Die wir unter glühenden Sonnen und unter tauenden Sternen über Roms Hügel haben schreiten sehen, göttlich in Schönheit und Freiheit, Erde und Meer segnend, hat die Wut der Feinde zerschmettert, und wir tragen sie in Verschwiegenheit zu Grabe. Wenn wir nun aus Rom ziehen und uns zerstreuen, bettelarm und geächtet, wird niemand um unsre Tote wissen, Schafe und wilde Pferde werden über ihr weiden, aber wie auch das Erdreich mag aufgewühlt und erschüttert werden, sie wird nicht erwachen. Dereinst, ja, dereinst wird sie sich bewegen. Unverwest, nach Götterart, wird sie das Grab durchbrechen, ihr Schwert schütteln und ihre Kinder versammeln. Ein Tag wird kommen, wo sie glorreich von den Hügeln strahlt und der Stern auf ihrem Haupte den Schiffern der fernsten Meere leuchtet. O Italien, wenn du auferstehst, gedenke derer, die heute für dich sterben!"

Wie er bei den letzten Worten niederkniete, knieten alle und blieben lange so; es war ihnen so zumute, daß sie nichts wünschten, als nie mehr aus der stillen Kirche auf das erstorbene Schlachtfeld des Vaterlandes hinaus zu müssen.

Bilder aus der schwäbischen Literatur des 19. Jahrhunderts.

Nach ungedruckten Briefen. Von Hermann Fischer in Tübingen.

Einleitendes.

Wenn auch die Forschung sich über die Vorstellungen von einer Bildung regelmäßiger großer Perioden in der Literatur und Kultur, wie sie von Gervinus und Scherer vorgetragen worden sind, nicht hat einigen können, so ist doch kein Zweifel, daß es Reihen von Jahren gegeben hat, welche Epochen für diese Geistesbewegungen gebildet haben und welche mit solchen Zeiten, die an vollendeten Meisterwerken reich sind, nicht zusammenfallen oder doch nicht zusammenzufallen brauchen. Freilich darf man, um solche Epochen in ihrer ganzen Bedeutung zu erkennen, sich nicht auf den Umkreis einer einzigen Kunstübung, etwa der schönen Literatur, beschränken, sondern muß Praxis und Theorie zusammen betrachten, philosophische und politische Strömungen beachten, auch an ausländischen Erscheinungen von maßgebender Bedeutung nicht achtlos vorbeigehen. Eine solche Epoche bilden für Deutschland die sechziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, in denen Lessings Laokoon und Dramaturgie, Percys Balladensammlung, Ossian, Lavaters und Basedows erste Schriften erschienen, in denen Winckelmann und Herder mit ihren großen Prophetenwerken hervorgetreten sind; von

dieser Zeit datiert das ganze Geniewesen der siebziger Jahre, datiert ebenso der Neuhumanismus, datieren also Goethe und Schiller in ihren verschiedensten Perioden, datiert auch die historisch-philologische Anschauungsweise, auf die sich das neunzehnte Jahrhundert so viel zu gute getan hat. Eine zweite Epoche von ähnlicher Bedeutung fällt — schier als ob Gervinus' und Scherers Phantasien Wahrheit werden sollten — siebzig Jahre später, in die dreißiger des neunzehnten Säkulums; aus ihr ist die theologische Kritik, der philosophische und politische Liberalismus und Radikalismus der folgenden Zeiten erwachsen, aus ihr in der schönen Literatur die Pflege des Stofflichen, der sozialen, religiösen und anderen, vorhandenen oder auch nicht vorhandenen Probleme. Von den Heroen der vorhergehenden Zeit ist Hegel 1831, Goethe 1832 dahingegangen. Auf die Julirevolution von 1830 folgte im nächsten Jahr Paul Pfizers Briefwechsel zweier Deutschen. Schon 1830 waren Feuerbachs Gedanken über Tod und Unsterblichkeit erschienen; immer schärfer tritt im Jung-Hegelianismus die Entwicklung nach links, philosophisch und politisch, in den Vordergrund und findet 1838 in den Haller Jahrbüchern ihr Organ. In der Mitte des Jahrzehnts aber ging aus der stillen Repetentenstube des Tübinger Stifts das Leben Jesu von Friedrich Strauß hervor, das den vollen Strom theologischer Kritik und Kontroverse entfesseln, seinen Verfasser aber um die höchsten und edelsten Früchte gelehrten Strebens betrügen sollte.

In der schönen Literatur kann es in solchen Perioden des Werdens und Gährens manchmal nicht allzu glänzend aussehen. Das Jahrzehnt nach 1760 hat der deutschen Poesie nur ein großes Werk geschenkt, die Minna. Das Schönste und Dauerndste, was die dreißiger Jahre der deutschen Literatur geschenkt haben, sind vielleicht Mörikes großer Roman von 1832 und seine Gedichtsammlung von 1838; aber sie wurzeln tief in der alten Zeit, vor allem in Goethe, und stehen dem Neuen fremd gegenüber. Der nie genug erkannte Immermann hat in seinen Epigonen 1836 den Kampf des Alten und Neuen geschildert. Aber die Männer des Tags von damals, oder wenigstens ihre Werke von damals: wo sind sie hin? Wer kennt noch Gutzkows Wally, oder Börne, oder das Junge Europa Laubes? Kaum die Aufregung begreift man mehr, die den Bundestag dagegen mobil gemacht hat.

Es ist behauptet worden, das Junge Deutschland habe in Schwaben keinen Boden gefunden. Das ist wahr und ist auch nicht wahr. Richtig ist: es war in den idyllischeren Zuständen des Landes, das damals keine Stadt über 40000 Einwohner zählte, der Boden für solche Bewegungen nicht eben günstig, und ebenso fehlte die stärkere Reibung mit der öffentlichen Gewalt, weil das Regiment König Wilhelms I. in Beziehung auf Anerkennung geistiger Freiheit weit liberaler war als das des alternden Friedrich Wilhelm III. Aber auch Schwaben hat damals seine literarische Bewegung gehabt. Selbst die Beziehung zum Jungen Deutschland fehlte nicht ganz. Man weiß jetzt, wie liberal Cotta Vater und Sohn der Bewegung gegenüberstanden; in dem damals gerade sehr lebhaften Stuttgarter Buchhandel hat es nicht an verwandten Unternehmungen gefehlt, Männer der Bewegung wie Gutzkow und A. Lewald haben längere Zeit in Stuttgart gelebt, und neben Gutzkows Sadduzäer (1834) traten 1837 und 1839 die beiden Juden-

romane Berthold Auerbachs. Es ist eben weder das Junge Deutschland bloß eine Sumpfpflanze der großen Städte des Nordens gewesen, wie Treitschke meinte, noch ist das ganze Schwaben derselben Zeit jenes durch Gottesfurcht und fromme Sitte wohlumfriedigte Konventikel gewesen, das Gutzkow in seinen Erinnerungen höchst ergötzlich gezeichnet hat.

Die Jungen jedenfalls empfanden jung und wollten moderne Menschen sein; und die führende Jugend Deutschlands ist wenigstens bis vor kurzem die studierende Jugend gewesen. Mehr als einmal haben auf deutschen Universitäten studentische Freundschaften literarische Bedeutung erlangt: der Göttinger Hain; in Schwaben Hölderlin und seine Genossen, Uhland und die seinigen; Waiblinger, Ludwig Bauer und Mörike. Auch die „Genie-Promotion", die 1825 die Tübinger Hochschule bezog, hat eine Anzahl namhafter Dichter hervorgebracht, doch ist erst zehn Jahre später das Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten erschienen, das ein paar von ihnen mit Mörike und andern zu gemeinsamem Hervortreten vereinigte. Eine Generation, die nur um ein Lustrum jünger war, fühlte schon zeitiger, schon in den Tübinger Studentenjahren, den Trieb zu gemeinsamem Ausflug.

Der Beginn und die Mitte der dreißiger Jahre war für die Universität eine Zeit frischen Auflebens von dem Druck, unter dem sie bis 1830 mehrere Jahre lang, ihrer akademischen Verfassung beraubt und der Macht eines Regierungskommissärs untergeben, geseufzt hatte. Politisches Leben regte sich in der unterdrückten, aber nicht ausgetilgten Burschenschaft; philosophisches in den Versuchen, Hegels Philosophie nach dem Tode des Meisters in ihrer Heimat einzubürgern, wie sie von Strauß und Vischer seit 1832 gemacht wurden; der Theologie waren seit 1826 in Baur und Kern neue lebendige Kräfte zugeführt worden. Poetische Bestrebungen aber wurden durch Uhlands allzukurze akademische Tätigkeit von 1830 und durch Moriz Rapp geweckt, der seit 1832 Privatdozent und daneben ein geistreicher Poet, freilich sehr auf seine Art, war. In Uhlands Stilistikum und bei den Liebhaberaufführungen, die Rapp leitete, sind mehrere der gleich zu nennenden Studenten mit tätig gewesen.

Die losesten Beziehungen, wie zum Tübinger Studium, so auch zu dem ganzen literarischen Kreise, hatte Berthold Auerbach. Freilich zeigt sich in ihm am klarsten, wohin die literarische Bewegung auf dem eigenartigen schwäbischen Boden führen sollte. Nachdem seine Romane aus der Vorzeit des jüdischen Volkes ihn auf verwandten Bahnen mit denen des jungen Deutschlands gezeigt, fand er schon um 1840 das Feld seiner großen Erfolge mit seinen Dorfgeschichten. Was von ihnen seine Geltung für die Dauer bewahrt hat, das zeigt eben die für ihn charakteristische Neigung und Fähigkeit, einem Stoff aus der ländlichen Gesellschaft durch philosophisch-pädagogisch-politisches Nachdenken tiefere Bedeutung zu geben. In dieser Art steht er unter uns einzig da und es ist auch an ihm genug; denn diese Lehrhaftigkeit hat auch bei ihm selbst nicht immer die angenehmsten Züge — Hermann Kurz hat sie in seinen „Denk- und Glaubwürdigkeiten" ganz köstlich verhöhnt. Aber bei dem einzigen Jugendgenossen Auerbachs, der im Gedächtnis weiterer Kreise geblieben ist, eben bei Kurz, ist der Grundzug sowohl der kleinen Erzählungen, mit denen er begonnen

hat, als seiner beiden Romane und seiner Dorfgeschichte eben der, daß er heimatliche Ereignisse und Zustände schildert, freilich zum Unterschied von Auerbach lediglich mit der reinen Hand des Dichters.

In Uhlands Stilistikum waren Studenten aller Fakultäten vertreten. Auch drei Juristen, Fallati, Reinhold Köstlin und Eduard Seckendorff haben mitgetan. Fallatis Jugendversuche sind bald durch seine reiche Tätigkeit als Professor, Oberbibliothekar und Politiker verdunkelt worden. Köstlin, das Glied einer künstlerisch vielbegabten Familie, hat neben den Lorbeeren eines gefeierten Kriminalisten auch nach denen des Dramatikers gegriffen, wie wir später sehen werden. Seckendorff, der beide um viele Jahre überlebt hat, ist uns Jüngern noch nach 1870 als geistreiches Original und Verfasser einer witzigen zivilistischen Parodie zu Schillers Glocke wohlbekannt gewesen. Ob sie zu den andern Altersgenossen nähere Beziehungen gehabt haben, weiß ich nicht.

Die andern gehörten dem Stift an, wo Persönlichkeiten wie die genannten Baur, Kern, Strauß, Vischer geistiges Leben besonders zu wecken imstande waren. Es zeugt aber von der Gährung der Zeit nicht minder als von einem veralteten System der Anstaltszucht, daß eine auffallend große Zahl von ihnen freiwillig oder unfreiwillig das Stift verlassen hat, und zwar nicht alle, um zugleich die Theologie an den Nagel zu hängen. Schon vor Hermann Kurz sind zwei nahe befreundete Jünglinge, Ludwig Seeger und Friedrich Richter, davon betroffen worden; und zwar jener aus dem häufiger vorkommenden Grunde, weil der wilde Wein seiner Jugend in dem engen Fasse gar zu sehr tobte, dieser aber ist recht eigentlich das Opfer seines poetischen Ehrgeizes geworden.

Seeger ist unter allen ohne Vergleich das größte Formtalent gewesen, ist aber früh ihrer Genossenschaft entrückt worden, da er schon 1836 in die Schweiz ging, um sich dort seine ersten Lorbeeren als Lyriker und Uebersetzer zu holen. In der Heimat war er erst ein paarmal mit lyrischen Gedichten hervorgetreten; einmal im Verband mit Freunden, besonders mit Richter. Bei dem unternehmenden Buchhändler Osiander — demselben, der es gewagt hat, Strauß' Leben Jesu in Verlag zu nehmen und sehr anständig zu honorieren — erschien 1832 eine Gedichtsammlung „Neckar-Harfe, herausgegeben von Friedrich Richter". Es waren etwas über hundert lyrische Gedichte und Balladen, mehr als die Hälfte von Richter selbst; ein paar gewandt gemachte von „Odoardo", d. i. Seckendorff; ein paar, meist nach dem Englischen, von dem später als Uebersetzer sehr tätigen F. G. Fink; eins von „W. N.", d. h. wohl von dem älteren Wilhelm Nast, der später Methodistenmissionär in Amerika wurde; aber außer Richter sind nur Seeger und Heinrich Loose, der gleichfalls in Amerika geendet hat, stärker vertreten. Es war ein Ikarusflug, den die jungen Freunde unternahmen, und man liest schon in den Jugendbriefen aus ihrem Kreis nichts mehr davon. Nur Seeger ragt mit seinen Beiträgen entschieden aus der Mittelmäßigkeit hervor.

Das treibende Element scheint Richter gewesen zu sein. Ein starkes Selbstgefühl muß dem edel angelegten Jüngling eigen gewesen sein und wird ihm in seiner Jugend öfters nachgesagt; tragisches Familiengeschick hatte es nicht erstickt, sondern nur noch mehr angefacht. Sein Ehrgeiz

hatte aber schon einen höheren Flug genommen, ehe er jene lyrische Sammlung herausgab. Im Winter 1830 auf 1831 schrieb er eine Tragödie in drei Akten „Nero“, die Ende 1831 in Regensburg erschien. Das Stück spielt im Jahr 64; der Brand Roms, die Pisonenverschwörung, die Christen, unter denen Paulus in Person auf der Bühne auftritt, sind seine Hauptmomente. Eine eigentliche dramatische Handlung und namentlich ein Schluß der Handlung fehlt; neben geistreichen Gedanken und schönen Empfindungen, welche einen feinen Geist verraten, fehlt doch die derbere Greifbarkeit, welche ein Drama macht. Ob es sich nicht heutzutage neben anderem sehen lassen könnte und unter einer glänzenderen Firma am Ende bejubelt würde — wer will's wissen? Es würde auf der damaligen Bühne wohl kaum beachtet worden sein. Aber Richters edler Ehrgeiz ging eben dahin, auf den Brettern zu glänzen. Er legte das kaum gedruckte Stück dem Stuttgarter Hoftheater vor und wünschte selbst darin aufzutreten. Das muß in Stuttgart empört haben. Seine Tübinger Vorgesetzten gaben ihm bei der von Stuttgart aus angeordneten Untersuchung das beste Zeugnis. Aber es war die Zeit der Demagogenverfolgungen besonders auf den Universitäten. Das Schriftstellern überhaupt zu verbieten, wie es bei Schiller geschehen war, das war doch nicht mehr üblich. Aber es war nicht nur die Wahl des Stoffs übel aufgefallen, sondern auch mehrere „höchst wollüstige“ Szenen, die sich am wenigsten für einen der Theologie gewidmeten Jüngling ziemten. Man muß sie freilich mit der Lupe suchen und auch die Herren Roeren und Freunde würden sie wohl kaum finden. Richter bekannte männlich, das beste Gewissen zu haben, und er durfte es. Aber trotzdem wurde er disziplinarisch bestraft und trat nun im März 1832 freiwillig aus dem Stift aus. Seine Jugendsünde hat ihn nicht gehindert, ein geachteter Geistlicher zu werden, der jedem den Eindruck edler, liebenswürdiger Menschlichkeit machte. Das Dichten hat er auch nachher nicht gelassen, zwar einen „Barbarossa“ nicht ausgeführt, aber mehrere kleine Sammlungen lyrischer Gedichte, besonders auch geistliche, herausgegeben. Unsterblich, wie sein Nero ihn machen sollte, haben sie ihn nicht gemacht, und die meisten kennen von ihm nur, ohne seinen Namen zu wissen, ein paar Lieder in schwäbischer Mundart (besonders „Drauß' ist alles so prächtig“), die durch die Kompositionen Silchers längere Dauer erhalten haben. Ein paar andere Genossen des jungen Dichterkreises haben sich früh anderen Tätigkeitsgebieten zugewandt, wie die als besonders feine Geister gepriesenen Mögling und Weigle, welche Missionäre geworden sind, oder wie Adelbert Keller, der sich bald der strengeren Wissenschaft in die Arme warf. Derjenige, bei dem die in den Jünglingsjahren ausgebildete poetische Richtung am ausgeprägtesten und am festesten geblieben ist, war Rudolf Kausler, von dem nunmehr die Rede sein soll.

Aus Rudolf Kauslers Briefen.

Kauslers Name ist nur wenigen in Erinnerung geblieben. Nie hat er sich hervorgedrängt; nur aus einem genaueren Studium in H. Kurz' Werken oder Auerbachs Briefen konnten solche, auf die der Zauber seiner Persönlichkeit nicht eingewirkt hatte, von ihm wissen. Ich habe in meinen

„Beiträgen zur Literaturgeschichte Schwabens“ sein Bild zu zeichnen versucht; die nachstehenden Mitteilungen mögen ein paar neue Züge dazu geben.

Ich schicke nur weniges voraus. Rudolf Kausler war 1811 als Sohn des Oberamtmanns in Göppingen geboren. Er hat seinen Vater schon mit elf Jahren verloren. Mehr als die Mutter, die mit mehreren Töchtern zusammen ein stilles Witwendasein in Winnenden führte, war ihm für seine geistige Entwicklung sein zehn Jahre älterer Bruder Eduard, später als Vorstand des Stuttgarter Archivs, als Historiker und Germanist hoch geschätzt, in freundschaftlichem Verkehr mit den Brüdern Grimm stehend. Zwei grundverschiedene Naturen, waren die Brüder Kausler doch nicht nur lebenslänglich durch zärtliche Liebe verbunden, sondern auch durch die Neigung zum Mittelalter, seiner Geschichte und seiner Poesie.

Ich habe Abschriften und Auszüge von mehr als zweihundert Briefen Rudolfs, meist an Eduard, und möchte daraus hier geben, was mir der Aufbewahrung wert scheint. Ich verdanke das Meiste der Freundlichkeit seiner Nichte und langjährigen Hausgenossin Fräulein Marie Caspart, derselben, der in ihren Kinderjahren Hermann Kurz sein reizendes „Waldfegerlein“ gedichtet hat.

Die Briefe beginnen im Seminar Blaubeuren. Rudolf war im Herbst 1825 dorthin gekommen und hat, freilich nur ein Jahr, das Glück gehabt, die Professoren Baur und Kern zu Lehrern zu haben, die er dann in Tübingen wieder vorfand. Wenn Kausler selbst die in Blaubeuren zugebrachten vier Jahre seine glücklichsten genannt hat, so waren sie es mehr durch geistige als leibliche Genüsse. Er war immer zart von Gesundheit und große Sprünge hat ihm auch die straffe Aufsicht des Seminars nicht verstattet. Außer mit Mögling scheint er wenig Umgang gepflogen zu haben. Die andern Mitschüler sind teils „abgeschmackte Gelehrttuer, die sich über das dumpfe, trübe Alltagsleben nicht erheben, um sich in dem Frühlingsleben der Kunst zu freuen und zu frischer mittelalterlicher Lebenslust und Frommheit zu kommen“; teils ziehen sie gewöhnlichere Genüsse vor, und wie man im Januar 1829 eine Schlittenfahrt nach Ehingen macht, da „war es nicht sonderlich lustig, weil die meisten bei solchen Veranlassungen besoffen sind und in ihrer Fadheit nie recht toll und lustig werden“. Eine solche Natur paßt auch schlecht in den Schulbetrieb und zumal in den damals vier Jahre lang an denselben Ort, vielfach auch dieselben Lehrer gebundenen Betrieb der Seminarien. Wohl finden wir anfangs noch einen kindlichen Autoritätsglauben bei dem Knaben. „Ich weiß nicht, warum Virgil einen viel größeren Reiz für mich hat, als Homer. Ich ziehe ihn allen alten Dichtern, die ich gelesen, vor. Auch Herr Professor Kern sagt, daß er einer der herrlichsten Dichter des Altertums sei.“ So heißt es ein Vierteljahr nach seinem Eintritt; aber bald tritt Homer in den Vordergrund, und im Sommer 1827 heißt es: „Virgil versöhnt oft durch kräftige herzergreifende Episoden; er hat es aber oft nötig.“ Man scheint die Homerlektüre mit der Ilias begonnen zu haben. „Ich habe jetzt (Febr. 1826) auch den Homer recht lieb gewonnen. Wenn einem das Herz so wonnig und weh schlägt, wenn Sehnsucht nach der Heimat sich regt, da ist's einem so wohl und tröstlich, wie auch die griechischen Krieger vor Troja das Heimweh empfunden.“ Mehr aber sagt ihm die im Herbst begonnene Odyssee zu; „ich kann dir

nicht genug sagen, wie es mir gefällt und wie ich diese Dichtung liebe; an der Ilias kann ich noch immer keinen Geschmack finden, es kommt mir vor, als wäre in der Odyssee ein ganz anderer zutraulicher Ton". Von andern Griechen hat Kausler mehr gelesen, als der Plan der Anstalt verlangte; denn an den Römern findet er bald keinen Geschmack mehr. „Mit hochtrabenden Tragödien und Uebersetzungen Homers fangen sie an, mit bombastischen Heldengedichten (für uns Vehikel mythologischer und antiquarischer Kenntnisse) hören sie auf." Horaz gilt ihm auch nicht viel: „ich glaube, daß ihn zum Liebling so vieler, oft nicht gerade der allerpoetischsten Menschen besonders das gemacht hat, daß man ihn so ganz behaglich bei einem Gläschen Bier und Pfeifchen Tabak, ohne sich sonderlich zu erheben, lesen kann." Aber auch bei den Griechen schätzt er weniger „das attische Wesen mit seiner Feinheit," das ihm aus der Privatlektüre von Xenophons Symposion entgegentritt, als den sagenhaften Gehalt ihrer Poesie. „Schöne alte Sagen und Lieder" haben es ihm in erster Linie angetan; als sein Bruder 1829 eine Studienreise nach England macht, schreibt ihm Rudolf: „Wenn du alte Gedichte und dergleichen findest, bringe sie mit heraus, vielleicht kann ich nun bald auch diese Dinge lesen." Es ist der Ton Herders und der Romantiker, der durch solche Aeußerungen vernehmlich hindurchklingt. Herders Volkslieder hat er „durch und durch" gelesen. Wie er die Psalmen in der Originalsprache liest, so freut es ihn, „die Stimmen, Freuden und Leiden der Hellenen, Italiker und Morgenländer in ihren schönsten Liedern zu haben". Herodot gefällt ihm, aber weniger seiner welthistorischen Bedeutung wegen: „Die Sitten und Gebräuche eines Volkes zu hören ist gewiß noch angenehmer, als seine Geschichte." Er lernt bei einem Repetenten Englisch und versucht seine Sprachkenntnis an Romeo und Julie. Vor allem aber hat es ihm die Märchenwelt angetan. „Dänische Märchen, Balladen und Romanzen von Grimm" oder Tieckische Märchen oder Justinus Kerners Gedichte stehen auf seinem Weihnachts-Wunschzettel. Der fünfzehnjährige Knabe erzählt sich mit seinen Freunden im Bette „allerlei wunderbare Geschichten" und zwei Jahre später schreibt er: „Wenn ich will, so kann ich Legionen von Märchen und dergl. aussenden." Das alles ist so ganz echt jugendlich und doch so entgegen dem Ton, der bei Lehrern und Schülern sonst zu herrschen pflegt, daß man sich nicht wundern kann, wenn sich ein Unbehagen bei ihm einschleicht. „Außer dem Thucydides ist fast alles dummes Zeug; da diktiert man uns deutsche Sprache, und dazu nach aller Breite und so, daß doch nichts dabei herauskommt. Wir heißen diese Stunde nur das Diktiertschreiben." „Ich verstehe nur, was man mir Schritt vor Schritt beibringt; anders fasse es ich oft leicht auch, bin aber so unbefriedigt und kann es nicht behalten; so geht es mir mit Grammatik und allem, und deswegen bin ich in manchem eigentlich dumm, weil es mich immer treibt, alles im Zusammenhange zu betrachten." Bergmann hat er, wie er gesteht, früher werden wollen. „Es schwebt mir bei dem allem der Philosoph vor, den ich zwar nicht näher kenne, von dem ich nur hie und da manches hörte, in dem ich aber manches von dem, was ich will, angedeutetet zu finden glaube, und der auch Bergmann war — Novalis." So schrieb er im Frühjahr 1828, im Sommer hat er Novalis

gelesen, mit seinem Zögling zusammen. Mit keinem unter unsern Dichtern hat er mehr Verwandtschaft; wenn er als Schriftsteller noch mehr Tiecks Bahnen wandelt, im innersten Kern der Gesinnung, vor allem in der freien, durch kirchliche Korrektheit unbehinderten Religiosität, ist er Hardenbergs Jünger geworden.

Kausler hat das Studium nicht gewechselt, sondern von 1829 bis 1834 als Tübinger Stiftler Theologie studiert, wenn auch mit wenig Befriedigung. An der dogmatischen Theologie fand er keinen Gefallen, an der formalen Seite philologischen Lehrbetriebs fast noch weniger. Das Historische in der Theologie, wofür freilich Baur eine Lehrkraft ersten Ranges war, zog ihn mehr an. Das Studentenleben bot ihm keine Genüsse. Auch sein weiteres Leben hat ihn immer wieder zum theologischen Berufe zurückgeführt. Nachdem er dreiviertel Jahre Pfarrvikar bei einem Oheim gewesen, war er vom Frühjahr 1835 bis Ende 1836 Bibliothekar am Stift in Tübingen. Er ist in der ersten Hälfte dieser Zeit mit Hermann Kurz in nahem Verkehr gestanden, und er scheint es auch gewesen zu sein, der damals den Bauern-Dichter Valentin Baur aus Hailfingen bei Rottenburg entdeckte, von dem wohl später einiges zu berichten sein wird. Hernach ist er zwei Jahre Vikar bei einem andern Oheim in Buoch, nahe dem Witwensitz seiner Mutter, und dort auch wieder öfters mit Kurz zusammen gewesen. Die Mutter ist während dieser Zeit, am 29. September 1837, gestorben. Kausler, von dem ich sonst nur wenig Lyrisches kenne, hat ihrem Tod mehrere einfache Lieder gewidmet; sie können an Uhlands „Nachruf" erinnern und es mögen nachher zwei davon abgedruckt werden. Dann verließ er für vier Jahre den geistlichen Beruf und wollte es mit freier literarischer Beschäftigung versuchen; erst (1838) kurze Zeit in Frankfurt, dann in Stuttgart, eine 1841 geplante Habilitierung in Freiburg für das Fach der Philosophie ist vorübergehende Absicht geblieben. Es fallen in jene Zeit mehrere philosophische und noch mehr literarisch-kritische Arbeiten, unter denen die vortreffliche über Tieck in Theodor Mundts „Freihafen" erwähnt sein mag. Aber er produzierte nicht rasch und konnte nicht dem Tage dienen. So ist er 1842 zum geistlichen Berufe zurückgekehrt, hat erst rasch hinter einander ein paar Amtsverwesereien im Unterland geführt und ist dann seit 1844 Pfarrer in dem Waldenserdorf Perouse bei Leonberg, von 1854 an in Stötten bei Geislingen, von 1863 an in Klein-Eislingen bei Göppingen gewesen. Eine schwere Erkrankung zwang ihn, 1874 in den Ruhestand zu treten; er ist schon am 27. November desselben Jahres in Stuttgart gestorben.

Der Mann, in dessen Preise sein Freund und fleißiger Besucher Auerbach sich nicht genug tun konnte, hat ihn, abgesehen von seiner feinen, edlen Persönlichkeit, seinem weitverbreiteten und tiefgründigen literarischen und philosophischen Wissen, seinem scharfen und freien Urteil wohl, wie es oft geht, gerade durch einen tiefen Gegensatz der literarischen Richtung angezogen. Kausler ist bei aller Weite und Schärfe des Urteils stets Romantiker geblieben, und das hat ihn auch, als Spätling der Romantik, wesentlich gehindert mehr bekannt zu werden. Die literarische Oeffentlichkeit hat wenig von ihm erfahren, fast nur durch den 1851 erschienenen Band von neun „Erzählungen von K. Rudolf", die freilich mehr für Feinschmecker sind, aber ihnen auch zu den liebenswürdigsten Erzeugnissen ihrer Art

zählen dürfen. Ueber ein im Manuskript vorhandenes Drama aus der Geschichte des trapezuntischen Kaisertums und ein paar kleinere Erzeugnisse und Pläne habe ich in meinen „Beiträgen“ berichtet, ein Versmärchen aus der Sage vom Zauberer Merlin dort mitgeteilt und will hier nicht zum zweiten Mal in dieselbe Kerbe hauen.

Dagegen mag aus Kauslers Papieren nach seiner Studentenzeit hier noch einiges unverbunden folgen; es ist in den Briefen mit zu viel Persönlichem, was Fremde nicht angeht, verbunden, als daß ich mehr geben möchte. Wo nichts bemerkt ist, sind die Aeußerungen an seinen Bruder Eduard gerichtet.

1835. „Die Mythologie von Grimm habe ich angesehen: denn lesen kann man diesen ungeordneten Wust von Zitaten und Bemerkungen, aus denen man sich das Resultat selbst suchen soll, nicht. Dieses scheint mir, nachdem ich mich durch einige der wichtigsten Kapitel durchgepaukt, auf das hinaus zu kommen, was man schon vorher wußte, daß die altdeutsche Mythologie dem Grunde nach dieselbe sei wie die nordische, daß man aber der ersteren nähere Ausbildung nimmer finden könne.“

1837. „Mundts Buch [Die Kunst der deutschen Prosa] hat mir Metzler schon vor langer Zeit geschickt; das Buch machte einen so widrigen Eindruck auf mich, daß ich bis vorgestern keinen Mut hatte, durchs Rezensieren die peinliche Stimmung, in die michs versetzt, zu erneuern: zu einer Abfertigung mit ein paar Worten ist es zu gut; will man aber mit dem Autor auf sein Kapitel eingehen, so wird man unwillkürlich in seine Verworrenheit, die überall herum faselt, hineingezogen.“

In die vierziger Jahre fallen zwei weit aussehende Pläne der Brüder Kausler, besonders Eduards, die beide nicht zustande kamen. Es handelte sich erstens um eine Zeitschrift „Anzeigeblatt für die gesamte Romantik, Poesie, schöne Literatur, Geschichte und Sprachkunde aller Völker“ in zwölf Heften jährlich, und zweitens um ein „Wörterbuch der neueuropäischen Literatur“. Es sollten namhafte Männer besonders aus Südwestdeutschland zur Teilnahme eingeladen werden: Adelbert Keller, Hermann Kurz, Julius Mohl, Uhland, Schwab, Mone, Böhmer, Franz Pfeiffer, Moriz Rapp. „Die Mittelhochdeutschen“, meint Rudolf, „müßte man höflichkeitshalber einladen, die Grimm, Lachmann, Wackernagel, sonst verschimpfen sie einem die Sache“. Ich erwähne die wenig glücklichen Projekte nur, weil sich etwa in brieflichen Ueberbleibseln der Zeit und des Kreises Beziehungen darauf finden könnten.

(1844.) „An Apulejus [Metamorphosen] erfreu' ich mich aufs neue. Schade, daß man so vieles streichen müßte, wenn man das Buch dem großen Publikum bieten wollte; für meinen Zweck, eine Art Kinderbuch daraus zu machen [woraus nichts geworden ist], lasse ich die ersten Bücher weg und fange ganz kurz vor der Verwandlung an; die Abenteuer, die Lucius als Esel erlebt, sind bei weitem humoristischer und harmloser als die vor seiner Verwandlung in Hypata erlebten; diese streifen immer an das Obscöne, und die Geschichte, wie er als Mörder der Schläuche hingerichtet werden soll, hat etwas gar zu rohes und peinliches, als daß man herzlich darüber lachen könnte. Die Eselsgeschichten aber sind das drolligste und zierlichste, was man erfinden kann.“

(1844.) „Zopf und Schwert ergötzte mich recht. An Zierlichkeit der Intrigue steht es zwar dem Glas Wasser weit nach, aber die Charakteristik und Sittenschilderung ist sehr gut. Leset es auch, es wird euch einen angenehmen Abend machen."

Am 28. Nov. 1846 schreibt Eduard Kausler: „Die Sachen von Calderon [Rudolf war ein besonderer Freund spanischer Literatur] habe ich noch nicht zu Gesicht bekommen. Begierig wäre ich darauf, obgleich diese geistlichen Schauspiele, wie mich dünkt, nicht mehr recht bei uns verfangen wollen. Es ist etwas ähnliches wie mit den alten Chören. Von Mörike liegt eine Idylle vom Bodensee vor mir, die die Buchhandlung mir zuschickte, ein lustiger, frischer Schwank, soviel ich bis jetzt daraus entnommen. Die Hexameter heimeln einen ordentlich wieder an nach all dem weltschmerzlichen Reimklang, der einem von allen Seiten her gegenwärtig in die Ohren summt. Ob ich Grimm gesehen, hast du mich gefragt? Ja, er besuchte mich mit Uhland im Archive auf eine Viertelstunde. Ein Mann, wie man sich ihn ungefähr denken sollte. Schöner, ausdrucksvoller Kopf. Helles, sehr verständiges und grundredliches Auge. Das ganze Auftreten ebenso bescheiden als wohlwollend."

(Rudolf K., nach 4. Nov. 1850.) „Daß der gute Schwab so frühe sterben mußte! Er ist uns, mit allen seinen mancherlei Schwachheiten, doch wohl angestanden, und meines Wissens ist niemand da, der die Stelle, die er in Schwaben einnahm, jetzt versehen könnte."

(1854 oder nachher.) „Den Holtzmann [Untersuchungen über das Nibelungenlied] habe ich gelesen. Daß H. die Prätensionen der Lachmannianer zu Schanden gemacht, hat mich herzlich gefreut, aber mehr als Beseitigung einer falschen Doktrin ist nicht erreicht. Die Hypothesen vom Dichter Konrad wollen bei mir nicht wirken. Was er über die mythische Deutung, über das Epos, überhaupt die Kardinalfragen sagt, scheint mir ziemlich oberflächliches Gerede zu sein, und wie der kluge Pfälzer Leos Faseleien über den Zusammenhang der deutschen Sage mit der indischen adoptieren mochte, verstehe ich nicht."

(1857/58.) „Die Kurzischen Erzählungen [Band 1] will ich dir auch bald schicken. Sie sind das beste, was er je gegeben . . . Das „reine [richtig „weiße"] Hemd" gefällt mir am wenigsten. Alle diese Kreuzzugs-Liebesgeschichten haben etwas Altjüngferliches, Farbloses. Ich will sehen, ob es ihm mit deiner niederländischen Geschichte von den zwei Kaufleuten (im zweiten Bande deiner niederländischen Dichtungen) besser gelingt. Ich habe ihn neulich für den zweiten Band seiner Sammlung auf diese Geschichte aufmerksam gemacht, da er auch in diesen wieder eine altdeutsche Novelle aufnehmen will." [Das ist nicht geschehen.] „Wenn du mit [Ludwig] Seeger zusammenkommst, so ermahne ihn doch auch in meinem Namen, er solle den Plan einer neuen Shakespeare-Uebersetzung nicht aufgeben und einmal ein Probestück drucken lassen. Er hat in seinem Aristophanes bewiesen, daß kein Uebersetzer in der Gegenwart es ihm gleich tun kann, wenn es sich darum handelt, einen fremden Poeten zu einem deutschen zu machen." [Leider ist Seegers Shakespeare noch weit vor der Mitte durch seinen viel zu frühen Tod 1864 unterbrochen worden.] „Ich habe nämlich neulich viel

im Schlegel-Tieckischen Sh. gelesen und gefunden, daß nicht nur die Tieckische Uebersetzung, die an Härte der Vossischen nicht nachsteht, sondern auch die Schleglische nicht mehr lesbar ist, seit man sich der wörtlichen Uebersetzungsmanier entwöhnt hat, dazu in vielen Stellen ganz unverständlich ist, wenn man nicht das Original dazu nimmt." Um dieselbe Zeit etwa: „Der Eschenburgische Shakespeare vertreibt mir die Langweile recht gut; in dieser Uebersetzung lassen sich die Stücke rasch hintereinander weglesen, und man bekommt auf diese Weise von dem Ganzen einen besseren Begriff als durch eine metrische Uebersetzung, die man studieren muß."

(1859.) „Mit Palleske bin ich auch [wie mit Freytags „Soll und Haben"] nur teilweise zufrieden. Die Kindheit und erste Jugend Schillers ist gut geraten; die Epoche von der Flucht aus Stuttgart an nicht mehr. Sie ist freilich allen seinen andern Biographen auch mißraten; sie haben Schiller in der Zeit, die zwischen den Räubern und dem Wallenstein liegt, nicht verstanden. Er ist keineswegs, wie sie meinen, in dieser Zeit von überschwänglichen Ideen erfüllt, sondern er ist bettelarm wie äußerlich so auch innerlich. Die Empfindungen seiner ersten Jugenddichtung hat er aufgebraucht ... Er hat von 1783 bis 96 auf einen verfrühten Frühling einen bösen Nachwinter gehabt. Daß er aus diesem inneren Elend, in dem ihm seine Poesie verloren gegangen ist, sich wieder aufrafft, daß er Manns genug ist, nach einem Bankerott wieder ein reicher Mann zu werden: das ist das Große an ihm, und wer ihn in seinen schlimmen Tagen nicht verstanden hat, kann auch nicht fassen, wodurch sein späteres Leben so schön ist." — Es wird Schillers Andenken nichts schaden, wenn diese einseitig-schroffen Worte, die doch ihren wahren Kern haben, hier stehen.

(1865.) „Dieser Tage las ich ... die wirkliche Geschichte des standhaften Prinzen. Daß Calderon hier unter seinem Stoffe geblieben sei, wie Valentin Schmidt seinerzeit behauptet haben soll, kann ich nicht finden, vielmehr bewunderte ich wieder den grandiosen Verstand Calderons; er hat das spanische Theater traktiert, wie vor ihm Ximenes die spanischen Untertanen."

(1869.) „Neulich habe ich Auerbachs neuen Roman gelesen [Das Landhaus am Rhein]. Die beiden ersten Bände sind unterhaltend, der dritte aber ist mißraten, und so hinterläßt das Ganze einen langweiligen und unangenehmen Eindruck. Er äußerte selbst gegen mich, er fürchte, mit diesem Roman durchzufallen." Eben darüber 1870: „Mir ist es als das Werk eines alten Kindes erschienen, das von seinem Steckenpferde nicht lassen kann. Abgesehen von dieser philosophisch sein sollenden Religion oder religiös sein sollenden Philosophie lesen sich die beiden ersten Bände gut. Einige Nebenfiguren, so der gacksende Hauptmann, sind recht schön geraten. Die Bella aber ist eine ganz verzeichnete Figur ... Völlig verzeichnet ist auch der Offizier, der Bruder Bellas. Das Schlimmste aber ist, daß er den Haupthelden, auf dessen Vergangenheit man gespannt ist, mancherlei Andeutungen, die da und dort gegeben sind, ganz zuwider sich als einen reichen Roué enthüllen läßt. Man erwartet ein Leben voll Kampf, Not und Arbeit, das sein hartes Wesen wenn nicht rechtfertigt doch entschuldigt. Er ist ja doch ein ganz anderer Mann als der sentimentale Hofmeister, der sich bei aller seiner Moralität doch nicht innerlich ganz sauber zu halten weiß."

(1870, über Schopenhauer.) „In vielem stimme ich mit ihm vollkommen überein; sein verzweifelnder Pessimismus, der das Leben um seines Begriffes willen für etwas Schlechtes erklärt, scheint mir aber, ob er das Leben gleich ganz richtig definiert, nur daher zu kommen, daß er nicht konsequent genug ist. Dasselbe hindert ihn aber nicht, viel Erhebendes und Heiteres auszusprechen, das aus einem zarten sittlichen Gefühl, wie man es diesem herben Misanthropen nimmermehr zugetraut hätte, hervorgeht."

(Ebendort über Apulejus, Psyche und Cupido:) „Es ist ein wunderliches Gemenge von Allegorie und gewöhnlichem Märchen; nicht aber, wie Herder u. a. meinten — mir immer zum Aergernis —, als ob Apulejus eine philosophische Dichtung aus Plumpheit vergröbert hätte, sondern, wie es neuere Philologen meinen, weil er in ein Märchen seiner Heimat, als Platoniker, einige Züge einmengte, die ihm nun einen andern, mystischen Schein geben, der an Christliches erinnert. Einen Sinn hat aber die Geschichte nicht, und die, welche von einer tiefsinnigen Allegorie reden, wie Herder, wußten nie anzugeben, worin denn diese bestehe. Daß man durch Vorwitz und Mißtrauen sich um sein Glück bringt, ist eine antike Lehre, aber die Geschichte von Adam und Eva beruht nicht auf tiefsinniger, sondern auf der rohen Ansicht des Altertums, daß die Götter das Beste für sich behalten wollen und es dem Menschen nur zeigen, um, wenn er darnach greift, ihm auf die Finger zu schlagen."

Auf den Tod der Mutter. (1837.)

Ich sitze Stunden lang in meinem Schmerz
Und wiederhole mir dieselben Klagen:
Wie kam es doch, daß nicht zu Lust und Scherz
Sich wandelten mir alle meine Plagen?
Wie kam es doch, du töricht blindes Herz,
Daß du an Hilfe wolltest oft verzagen,
Daß du so oft in Unmut mochtest klagen,
Es sei für dich zu schwer des Lebens Joch —
    Wie kam es doch?
Und hattest eine liebe Mutter noch.

Da sitz' ich in der trüben Nacht
Im öden Haus mit den Geschwistern.
Wir wagen leise nur zu flüstern,
Wie wenn man einem Kranken wacht.
Man hört die Mück' in ihrem Flug
Und seines eignen Atems Zug;
Man hört die Zeit im Glas verrinnen,
Als wenn die tote Mutter drinnen
Zu kurzem Schlaf geschlossen hätte
Die Augen auf dem Krankenbette,
Als ob ein lauter Tritt, ein Wort
Den Schlaf ihr könnte scheuchen fort,
Als hätt' ihr nicht zu ew'ger Ruh
Der Tod gedrückt die Augen zu.

Was ist Elektrizität?

Von Leo Graetz in München.

Als vor 140 Jahren Priestley seine Geschichte der Elektrizität schrieb, gab er in der Einleitung und an vielen Stellen des Werkes seiner Bewunderung über die vielen großartigen Entdeckungen Ausdruck, durch welche diese Wissenschaft bis zu seiner Zeit bereichert wurde. Wenn wir dagegen unsere heutigen Kenntnisse mit denen von Priestley vergleichen, so erscheinen uns diese nur als ein winziger Bruchteil des ganzen Gebiets, ein Bruchteil von solcher Kleinheit, daß der auf das Ganze gerichtete Blick fast darüber hinwegsieht. Man kann die Geringfügigkeit der damaligen Kenntnisse im Vergleich mit den heutigen sogar einigermaßen in Zahlen ausdrücken. Die ausführlichste Darstellung unserer heutigen Wissenschaft im Gebiet der Physik ist in dem Handbuch der Physik enthalten, das von vielen Gelehrten unter der Redaktion von Professor Winkelmann erscheint. Die Elektrizität nimmt in demselben zwei Bände von etwa 2000 Seiten Umfang ein. Dasjenige nun, das zu Priestley's Zeiten bekannt war, ist darin etwa auf den ersten fünf Seiten enthalten, ein arithmetischer und ziemlich richtiger Vergleich, in welchem die frühere Zeit noch dadurch bevorzugt erscheint, weil in dem Zahlenverhältnisse nicht ausgedrückt ist, daß sich das ganze frühere Wissen im Wesentlichen auf eine einzige Erscheinungsform der Elektrizität, die sogenannte statische, beschränkte.

Heute kennen wir nicht nur diese statischen Erscheinungen viel genauer, sondern wir wissen, daß die Elektrizität auch die Eigenschaft besitzt, als eine Art Strom aufzutreten, wir wissen, daß sie in enger Beziehung steht zu magnetischen, chemischen, thermischen Erscheinungen, wir wissen, daß sie Induktionswirkungen ausübt, daß sie unter Umständen in Form von Wellen erscheint, daß sie sich mit Lichtgeschwindigkeit durch den Raum verbreitet, wir wissen, daß das Licht im Grunde auch eine elektrische Erscheinung ist und wir wissen noch vieles mehr.

Wenn daher zu Priestley's Zeit die Physiker versucht haben, sich eine Erklärung für die elektrischen Erscheinungen zurechtzulegen, wenn sie Ansichten über die Natur der Elektrizität ausgesprochen haben, so können wir heute, ohne jedes Eingehen auf die Sache, von vornherein sagen, daß diese Erklärungen notwendiger Weise unvollkommen sein mußten, weil sie eben höchstens einer Seite der Elektrizität gerecht werden konnten. Und wenn wir umgekehrt jetzt versuchen, eine Erklärung für die Elektrizität zu geben — und ohne solche Versuche sich ein gedankliches Bild von den beobachteten Erscheinungen zu machen, kann kein philosophisch angelegter Forscher Wissenschaft treiben — so wissen wir zwar, daß wir viel umfang-

reichere Beziehungen in unsere Erklärung aufzunehmen haben werden, als es Priestley brauchte, aber ob nicht nach 140 Jahren wir selbst die Rolle eines Priestley zu spielen haben werden, ob unsere Nachkommen nicht überlegen unsere heutigen Kenntnisse nur als Teilerfahrungen, als Teilkenntnisse bezeichnen werden und unsere Erklärungen als notwendig unzureichend ansehen werden, das können wir natürlich nicht mit Sicherheit sagen. Die Fülle der Entdeckungen in den letzten 20 Jahren scheint zu zeigen, daß der Umfang des Gebietes der Elektrizität doch noch weit größer ist, als wir heute annehmen.

Um so überraschender wirkt es, daß wir heute, nach vielen Wandlungen und Umänderungen unserer Ansichten zum Teil wieder zurückgekommen sind auf diejenigen Anschauungen, die die Physik aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts aufstellte, zwar bedeutend präzisiert, bedeutend modifiziert, aber im Kerne doch dasselbe aussagend. Das ist einerseits ein Beweis dafür, wie beschränkt die Anzahl der Bilder ist, die unser Verstand ausmalen kann, andererseits aber wohl auch ein Beweis dafür, daß wir auch heute noch nicht der Weisheit letzten Schluß besitzen.

Wenn man die Erklärungsversuche für die Elektrizität überschaut, wie sie zu verschiedenen Zeiten entstanden, umgebildet, verworfen, wieder aufgenommen wurden, so handelt es sich immer nur um eine von zwei Möglichkeiten.

Man kann diese zwei Möglichkeiten kurz so ausdrücken: Ist die Elektrizität ein Stoff, oder ist sie eine Art von Bewegung? Je nach den Tatsachen, die man als besonders wichtig ins Auge faßte, neigte man bald dazu, die Elektrizität als einen Stoff anzusehen, bald sie als eine Bewegungserscheinung aufzufassen. Und wenn man sich der letzteren Auffassung zuneigte, so trat sofort die Frage heran, in welchem Medium diese Bewegung stattfindet, welches der Träger für diese supponierten Bewegungen ist. Daß es die gewöhnliche Materie nicht ist oder nicht allein ist, ging sofort daraus hervor, daß die Elektrizität eben ganz andere Eigenschaften zeigt, wie die gewöhnliche Materie. Also mußte man den Aether zu Hilfe nehmen, diesen allerdings hypothetischen Stoff, der aber zur Erklärung der Lichterscheinungen, insbesondere der enormen Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes, auch heute noch unentbehrlich erscheint. Und so spitzte sich die Frage so zu: Ist die Elektrizität ein Stoff oder ist sie eine bestimmte Art der Bewegung (eventuell auch ein Zustand) des Aethers? Wenn die Aethertheorie durchführbar ist, so steht nichts im Wege, auch den Einfluß gewöhnlicher körperlicher Materie mit dabei zuzulassen.

Die Schwierigkeiten, über diese Frage zu einer Entscheidung zu kommen, lagen hauptsächlich an der Vielseitigkeit der Wirkungen, welche die Elektrizität zeigt. So lange man nur die Erscheinungen der sogenannten statischen Elektrizität kannte, war eine einheitliche Erklärung verhältnismäßig einfach. Die Elektrizität, wie sie durch Reibung auf allen Körpern erzeugt wird, haftet im allgemeinen an den geriebenen Körpern fest, sie läßt sich mit diesen fortbewegen, sie kann einem Körper in größerer oder geringerer Menge zugeführt werden, kurz sie hat alle Eigenschaften einer Substanz, eines Stoffes. Allerdings eines merkwürdigen Stoffes, denn

abgesehen davon, daß die einzelnen Teile dieses Stoffes mit starken anziehenden und abstoßenden Kräften aufeinander wirken, ist überhaupt ein einziger Stoff nicht einmal ausreichend, da die positive und die negative Elektrizität entgegengesetzte Eigenschaften zeigen. Man mußte also entweder gleich zwei elektrische Stoffe — Fluida nannte man sie bekanntlich — mit entgegengesetzten Eigenschaften annehmen, oder; wenn man sich mit einem begnügte, noch die Annahme zur Hilfe rufen, daß dieser Stoff mit der gewöhnlichen körperlichen Materie in eine mehr oder minder enge Beziehung treten könne. Außerdem mußte man noch diesem Stoff die Eigenschaft zuschreiben, daß er in den Metallen nicht bleiben könne, sondern durch diese sich mit großer Leichtigkeit hindurch bewege, gerade durch die Metalle, die doch dem Anschein nach die dichtesten Körper sind. Diese Annahme eines oder zweier elektrischer Stoffe genügte dann aber nicht bloß für die statischen Erscheinungen, sondern auch für die sogenannten kinetischen Erscheinungen, d. h. für die bekannten Erfahrungen, daß die Elektrizität durch Drähte in Form eines Stromes hindurch gehen könne, für diejenigen Erscheinungen also, die für die technische Benutzung der Elektrizität die Hauptsache bilden. Mit gewissem Zwange konnte man sich wirklich einbilden, daß man auf diese Weise ein verständliches Bild der Elektrizität gewonnen habe. Das Bild war zwar kompliziert, insofern man diesen Stoffen eine Reihe von Eigenschaften zuschreiben mußte, die unsere bekannten Stoffe nicht besitzen, dafür aber hatte man es eben mit der geheimnisvollen Elektrizität zu tun.

Die ganze Sachlage wurde indes eine andere und viel kompliziertere, als neue Entdeckungen dazu traten; vor allem als Oerstedt, durch die Zuhörer seiner Vorlesung darauf aufmerksam gemacht, entdeckte, daß ein elektrischer Strom eine Magnetnadel, die in seiner Nähe sich befindet, ablenkt. Das wäre ja an sich noch nicht rätselhafter erschienen als die Tatsache, daß zwei elektrische Körper sich anziehen oder abstoßen. Rätselhaft aber und ganz überraschend und ganz ohne Analogie war die Richtung dieser so neu gefundenen elektromagnetischen Kraft. Sie war keine Anziehungs- oder Abstoßungskraft, sondern sie war eine drehende Kraft, sie suchte einen Magnetpol im Kreise um den Strom herumzutreiben. Eine solche Kraft einem Stoff, eben dem elektrischen Fluidum zuzuschreiben, dazu konnte man sich nicht wohl verstehen. Anziehende Kräfte zwischen den Teilen eines Stoffes waren seit Newton den Physikern etwas so geläufiges, daß man der ganzen Rätselhaftigkeit derselben sich gar nicht mehr bewußt war. Aber nun eine solche neue Art von Kräften dem Stoff zuzuschreiben, das hieß das sacrificio dell' intelletto doch etwas zu weit treiben. Bald aber zeigten sich noch sonderbarere Wirkungen der Elektrizität, als Faraday die Induktionserscheinungen entdeckte. Daß ein Strom in einem Draht, wenn er zu fließen beginnt oder aufhört, in einem benachbarten, ganz getrennten Draht, von selbst einen Strom erzeugt, das widersprach allen Erfahrungen, die man an strömenden Bewegungen gewöhnlicher Art, z. B. an Wasserströmen gemacht hatte. Wenn ich den Hahn meiner Wasserleitung in München öffne, so müßte in einer ganz anderen Wasserleitung, etwa in Pasing, das Wasser auch zu fließen anfangen. So lange mein Hahn

dann geöffnet bleibt, würde das Pasinger Wasser in Ruhe bleiben, und erst, wenn ich meinen Hahn wieder schließe, würde durch die Pasinger Leitung der Strom wieder fließen. Das wären die vollständigen Analogien des Verhaltens von elektrischen Strömen und man sieht sofort, daß Wasserströme hier durchaus nicht dieselbe Eigenschaft haben wie elektrische Ströme. Die Theorie des strömenden Fluidums, des fließenden elektrischen Stoffes war an eine nicht zu hebende Schwierigkeit gelangt.

Faraday, der diese Induktionsströme entdeckt hat, konnte nie an diesen elektrischen Stoff, der mit eigentümlichen, in die Ferne wirkenden Kräften begabt sei, glauben. Ihm erschienen überhaupt solche Fernkräfte als ein Unding, als eine Vorstellung, welche nur unsere Unkenntnisse bemäntelt. Sein dauernd festgehaltener Grundsatz war stets der, daß, wenn von einer Stelle A scheinbar eine Kraft ausgeht und an einer Stelle B die Wirkung dieser Kraft beobachtet wird, daß dann diese Wirkung durch Vermittelung des zwischenbefindlichen Stoffes von A nach B übertragen sein müsse, daß der Zwischenstoff in irgend einer Weise derartig modifiziert sein müsse, daß er eben die Vermittelung der Wirkung von A nach B übernehmen könne. Alle experimentellen Forschungen Faradays waren von diesem Grundsatz geleitet, die Tatsache und das Vorhandensein eines solchen Einflusses des Zwischenmediums aufzufinden und die Art dieses Einflusses festzustellen. Und in der Tat gelang es ihm durch drei große, wichtige Entdeckungen, diese seine Anschauung schlagend zu begründen. Durch die Auffindung der sogenannten dielektrischen Eigenschaften der Körper bewies er, daß die elektrischen Anziehungskräfte, welche man als dem elektrischen Fluidum innewohnend betrachtete, in Wirklichkeit von den Zwischenmedien beeinflußt seien, durch die Entdeckung des allgemeinen Magnetismus aller Körper bewies er, daß ein elektrischer Strom nicht bloß eine Magnetnadel zur Einstellung senkrecht zur Stromrichtung bringt, sondern daß in jedem Stoff, in Glas, in Wasser, in Luft, ebenfalls ein solcher merkwürdiger Zustand rings um einen elektrischen Strom herum stattfinden müsse. Und endlich durch die wunderbarste seiner Entdeckungen, durch die Entdeckung der sogenannten magnetischen Drehung der Polarisationsebene des Lichts, wies er nach, daß dieser veränderte Zustand sich erkennen lasse durch eine Beeinflussung eines Lichtstrahls, der durch die magnetisch gewordenen Körper hindurchgesendet wird. Und damit zeigte er, daß es nicht die körperliche Materie des Glases, des Wassers, der Luft ist, die in der Nähe eines Stromes oder eines Magneten magnetisch wird, sondern daß es der Aether, der Träger der Lichterscheinungen selbst ist, der diese Modifikation erleidet.

Durch diese großartigen Entdeckungen von Faraday änderte sich naturgemäß, wie der Bereich unserer Kenntnisse, so auch die Auffassung der elektrischen Erscheinungen. Der Aether erschien jetzt als der Träger einerseits des Lichtes, andererseits der elektrischen und magnetischen Wirkungen und diese Auffassung wurde noch wesentlich bestärkt, als Kohlrausch und Weber durch rein elektrische Messungen einer bestimmten elektrischen Konstanten, die eine Geschwindigkeit darstellte, einen Wert erhielten, der sich gleich der Geschwindigkeit des Lichtes erwies. Damit schien die frühere Auffassung zum Untergang reif. Die Elektrizität erwies sich nicht mehr

als ein besonderer Stoff, sondern als eine Erscheinung, die im Aether sich abspielt. Gewisse Bewegungen oder Zustände des Aethers sind es, welche wir als elektrische oder magnetische Erscheinungen bezeichnen, ganz so wie wir die Schwingungsbewegungen des Aethers als Licht bezeichnen. Es war Clerk Maxwell, der berühmte englische Physiker, welcher diese neue Auffassung der Elektrizität im Großen einführte und im Einzelnen durchführte. Der allgemeine Aether, der nicht bloß im freien Weltraum, sondern auch in allen irdischen Körpern sich befindet und der in diesen den Zwischenraum zwischen den Molekülen ausfüllt, dieser kann in sehr verschiedene Arten von Bewegung versetzt werden, er kann auch in gewisse Spannungszustände gebracht werden, wie eine gedehnte Feder oder ein tordierter Stab und diese Bewegungen und Spannungszustände stellen nun die verschiedenen Arten der elektrischen und magnetischen Erscheinungen und ihren Zusammenhang dar. Als eine Folgerung dieser Theorie ergab es sich, daß alle elektrischen Wirkungen, um sich von einer Stelle zur anderen fortzupflanzen, Zeit dazu brauchen und daß die Geschwindigkeit, mit der alle diese Wirkungen sich ausbreiten, immer dieselbe ist, nämlich die Lichtgeschwindigkeit. Und eine andere Folgerung dieser Theorie war es, daß unter Umständen elektrische Vorgänge auch durch den Aether in Form von periodischen Wellen, wie das Licht, hindurchgehen müssen. Durch die berühmten Experimente von Heinrich Hertz, der diese elektrischen Wellen tatsächlich herstellte und nachwies, errang die Maxwellsche Theorie eine solch glänzende Bestätigung, daß sie von diesem Moment ab die älteren Theorien gänzlich in den Hintergrund schob und als alleinige, siegreiche Theorie übrig blieb. Die Elektrizität schien sicher und unwidersprechlich als eine Erscheinungsform des Aethers nachgewiesen. In der Tat umfaßte die Maxwellsche Theorie alle Erscheinungen der Reibungselektrizität, ferner die Gesetze der elektrischen Ströme, die magnetischen Wirkungen dieser Ströme, die ganze Klasse der Erscheinungen, welche Ampère entdeckt hatte, und die als elektrodynamische Erscheinungen bezeichnet werden. Sie umfaßte ferner die Induktionserscheinungen und die elektrischen Wellen, welche heute in der drahtlosen Telegraphie eine so ungeahnte und wichtige Anwendung erfahren haben, und endlich schloß sie die Erscheinungen des Lichtes, als spezielle elektrische Vorgänge, ganz der Theorie der Elektrizität an. Wahrlich eine sehr beträchtliche Leistung, alle diese scheinbar sehr verschiedenen Klassen von Vorgängen auf Grund einiger weniger Vorstellungen vollständig und bis ins Einzelne zusammenfassen. Es blieben bloß einige, wenige Vorgänge, scheinbar minder bedeutender Art, von dieser Theorie ausgeschlossen, aber man konnte annehmen, daß auch sie durch einfache Zusätze, ohne eingreifende Aenderungen, in den Kreis der Maxwellschen Theorie, d. h. der Aethertheorie der Elektrizität würden eingereiht werden können.

Uebrigens konnte auch ein begeisterter Anhänger dieser Theorie nicht leugnen, daß die Klarheit der Vorstellungen, welche die Maxwellsche Theorie bot und verlangte, nicht für alle Erscheinungen des ganzen Gebietes denselben Grad besaß. Vorzüglich war sie gerade für diejenigen Vorgänge geeignet, welche die alte Stofftheorie gar nicht behandeln konnte, nämlich für die magnetischen Wirkungen elektrischer Ströme, für die Induktions-

erscheinungen und für die elektrischen Wellen. Dagegen in dem Gebiet der statischen Elektrizität und in der Auffassung der elektrischen Ströme, welche die Stofftheorie so einfach darstellen konnte, war die neue Theorie zum mindesten etwas gezwungen, ja für manche dieser Erscheinungen war sie überhaupt noch nicht näher ausgebaut.

Es ist fast eine Ironie, daß der Wurm, welcher dieser ganzen Theorie an der Wurzel saß, auch gerade von Faraday großgezogen wurde, auf den doch diese ganze Vorstellungsreihe zurückgeht. Die Frage nämlich, worin besteht eigentlich ein elektrischer Strom, ist eine der schwierigsten in der ganzen Theorie der Elektrizität. Die alte Stofftheorie machte es sich leicht. Der elektrische Stoff fließt nach ihr durch einen Draht ganz so, wie Wasser durch eine Röhre strömt. Aber in der Aethertheorie mußte man entweder annehmen, daß der Aether in den Metallen selbst in strömende Bewegung gelangen kann, was viele Schwierigkeiten besitzt, oder man mußte annehmen, daß der elektrische Strom, der scheinbar in einem Metalldraht fließt, in Wirklichkeit gar kein Vorgang in dem Metalle ist, sondern ein Vorgang in der Umgebung des Metalls ist und daß erst sekundär auch in dem Draht selbst dadurch gewisse Molekularbewegungen angeregt werden. So lange man es nur mit den elektrischen Strömen in Metalldrähten zu tun hatte, war die eine, wie die andere Auffassung möglich und zulässig, und wenn auch die zweite komplizierter war als die erste, so hatte sie doch den Vorzug, daß sie eben in konsequenter Weise auch sämtliche übrigen Erscheinungen der Elektrizität umfaßte.

Aber elektrische Ströme kann man ja nicht bloß durch Metalle fließen lassen, sondern auch durch Flüssigkeiten und in diesem Falle treten die so merkwürdigen und wichtigen Vorgänge der Elektrolyse auf, die Zersetzung der Flüssigkeiten in ihre Bestandteile. Gerade Faraday war es, der die Gesetze dieser Elektrolyse genau feststellte, der auch zuerst die Bezeichnung für diese Klasse von Erscheinungen prägte und der zeigte, daß hier ganz enge Beziehungen zwischen elektrischen und chemischen Vorgängen zu Tage treten. Durch die weiteren Untersuchungen von Hittorf, F. Kohlrausch, Helmholtz und anderen ist dieses Gebiet immer weiter geklärt worden und es hat sich schließlich experimentell gezeigt, daß die Leitung des Stromes in einer solchen Flüssigkeit auf ganz eigentümliche Weise zustande kommt. Die chemischen Atome oder Atomgruppen der Flüssigkeit wandern nämlich langsam durch die Flüssigkeit hindurch, so zwar, daß jedes Atom, respektive jede Atomgruppe, für sich elektrisch geladen ist und bei der allmählichen Wanderung seine Ladung mit sich führt. Der elektrische Strom in einer solchen Flüssigkeit ist, wie man es nennt, ein Konvektionsstrom. Elektrisch geladene körperliche Massen bewegen sich und leiten dadurch den Strom. Diese chemischen Atome, von denen die einen positiv, die anderen negativ elektrisch geladen sind, bezeichnet man als die Ionen der Flüssigkeit.

Auf den ersten Blick erkennt man, daß diese Auffassung der Stromleitung in dem Elektrolyten sich weit, weit von der Maxwellschen Aethertheorie unterscheidet. Im Gegenteil, hier kommt wieder die alte Stofftheorie zum Vorschein. Jedes Ion erscheint als eine Kombination, eine Verbindung

eines chemischen Atoms mit einer gewissen elektrischen Ladung. Diese Ladungen sind gewissermaßen bestimmte Mengen eines Stoffes, der hier immer mit den Atomen verbunden auftritt. Ja noch mehr, es hat sich gezeigt, daß mit jedem einwertigen Atom immer dieselbe Elektrizitätsmenge verbunden ist, mit jedem 2—3—4wertigen die doppelte, dreifache, vierfache. Danach erscheint die Elektrizität nicht bloß als ein Stoff, der sich bewegen kann, sondern sogar als ein Stoff, der wie die gewöhnliche Materie in kleinste Teilchen, Atome geteilt ist. Jedes Jon ist eine Verbindung eines chemischen Atoms mit einem solchen Atom der Elektrizität. Die Atome der Elektrizität bezeichnet man jetzt zweckmäßig mit dem besonderen Namen Elektronen und kann danach ein Jon als eine Verbindung eines Atoms mit einem Elektron bezeichnen, wobei man positive und negative Elektronen unterscheiden muß.

Diese ganze Vorstellungsreihe bedeutet aber einen neuen Einzug der schon als abgetan betrachteten Stofftheorie in das Gebäude der Elektrizitätslehre. So klar und verhältnismäßig einfach diese Anschauung von der Leitung des Stromes in Elektrolyten ist, so muß man aber doch auch hier wieder von neuem fragen, wie kommen denn die magnetischen Wirkungen eines solchen Stromes zustande, wie die Induktionswirkungen und so fort? Die ganze Schwierigkeit der Stofftheorie, der ganze Dualismus, der in den elektrischen Erscheinungen sich zeigt, sie treten wieder von neuem und scheinbar ohne Abhilfe auf. Und nun zeigte es sich seit einigen Jahren, daß auch die Leitung der elektrischen Ströme in verdünnten Gasen, die zu den so glänzenden und wichtigen Entdeckungen der Kathodenstrahlen, Kanalstrahlen, Röntgenstrahlen geführt hat, daß auch diese sich vollständig und bis in die feinsten Einzelheiten erklären läßt durch die Annahme von Elektronen, die sich bewegen. Während aber in den elektrolytischen Flüssigkeiten die Elektronen stets an die körperlichen Atome gebunden erscheinen, während es dort also stets Jonen sind, die sich bewegen, findet man bei der elektrischen Leitung in Gasen die Atome der Elektrizität, die Elektronen, frei für sich auftretend, wenigstens die negativen Elektronen. Diese negativen Elektronen fliegen durch das Gas hindurch und transportieren so die Elektrizität. Die positiven Elektronen erscheinen auch hier noch an die körperliche Materie gebunden.

Wenn man also nach diesen neuen Forschungen und Ergebnissen wieder fragt, was eigentlich Elektrizität ist, so muß die Antwort darauf lauten, die Elektrizität ist ein Stoff, der wie alle anderen bekannten Stoffe, in Atome geteilt ist. Diese Atome, die Elektronen, können entweder frei für sich auftreten, oder sie sind mit den Atomen der gewöhnlichen Stoffe verbunden. Aber wenn man dann weiter fragt, wie kann denn ein solcher Strom von Elektronen es bewirken, daß in einem benachbarten Draht ebenfalls die Elektrizität in Bewegung kommt, daß ein Induktionsstrom entsteht, so sieht man, daß immer wieder die alte Schwierigkeit besteht, welche gerade zur Aufgabe der Stofftheorie und zur Annahme der Aethertheorie geführt hat. — So sind wir also wieder am Ausgangspunkt angelangt. Wir pendeln vom Stoff zum Aether und vom Aether zum Stoff und müssen bald der einen, bald der anderen Auffassung den Vorzug geben.

Aber die Präzisierung dieses Dilemmas führt auch auf einen Weg zur Lösung. Warum muß denn die Lösung heißen, entweder Stoff oder Aether, kann sie nicht auch heißen, Stoff und Aether? Die elektrostatischen Erscheinungen und die Leitung von Strömen erfordern zu ihrer ausreichenden und anschaulichen Erklärung die Annahme eines elektrischen Stoffes, die magnetischen Wirkungen des Stromes, die Induktionswirkungen, die elektrischen Schwingungen erfordern andererseits die Annahme von Aetherbewegungen. Kann man nicht diese beiden zuerst so verschiedenen Erklärungen in eine höhere Einheit zusammenfassen? Ist es nicht möglich und ist es nicht sogar wahrscheinlich, daß die Elektrizität an sich ein Stoff ist und daß sie doch nur vermöge und vermittelst des Aethers Fernwirkungen ausübt? Diesen Gedanken hat zuerst in voller Klarheit Lorentz in Leyden ausgesprochen und er hat eine Theorie der elektrischen Erscheinungen aufgestellt, welche in der Tat alles, was wir bisher kennen, zusammenfaßt und deren Stärke gerade darin besteht, daß sie eine Verschmelzung der beiden früher als gegensätzlich angesehenen Anschauungen enthält. Jetzt heißt es nicht mehr, ist die Elektrizität ein Stoff oder ist sie eine Aetherbewegung, sondern jetzt heißt es, sie ist ein Stoff, aber ein Stoff, der Aetherbewegungen hervorbringt. Das, was man im eigentlichen Sinne Elektrizität nennt, das ist nach dieser Theorie ein Stoff, der in Atome, Elektronen, geteilt ist. Elektronen sind überall vorhanden, wo ein Körper elektrisch geladen ist, sie sind es auch, welche bei einem elektrischen Strom in den Metallen, in den Flüssigkeiten, in den Gasen, sich wirklich bewegen. Aber diese Atome haben eines voraus vor den Atomen der anderen Körper. Sie sind in einer engen Weise und zwar in einer genau angebbaren Weise mit dem Aether verknüpft. Jedes Elektron, wenn es ruht, erzeugt in dem benachbarten Aether eine gewisse Spannung oder Verschiebung und wenn es sich bewegt, so erzeugt es ebenfalls eine gewisse, von der Natur des Aethers abhängige Verschiebung. Und umgekehrt, jede Spannung oder Verschiebung des Aethers beinflußt auch die Lage und Bewegung der mit ihm verknüpften Elektronen. Durch diese enge Verknüpfung jedes Elektrons mit dem Aether entstehen die scheinbaren Kräfte, mit denen jedes Elektron auf jedes andere anziehend oder abstoßend wirkt. Durch die Vermittelung des Aethers beeinflussen sie sich eben gegenseitig. Aus dieser Verknüpfung der Elektronen mit dem Aether ergibt sich ferner die Tatsache der Induktionsströme und der damit zusammenhängenden Erscheinungen. Denn jedes bewegte Elektron erregt in dem umgebenden Aether gewisse bestimmte Verschiebungen, die sich durch den Aether mit Lichtgeschwindigkeit fortpflanzen und die ein entferntes Elektron ebenfalls in Bewegung setzen. Ein Strom von Elektronen unterscheidet sich also dadurch von einem Strom von Wasser, daß eben um den Elektronenstrom herum der Aether in einen Zustand versetzt wird, der sich fortpflanzend auf andere, entfernte Elektronen wirkt. Die Wasserteilchen aber haben keine solche Verknüpfung mit dem Aether und ihr Strom bringt deshalb auch nicht dieselben Erscheinungen hervor, wie ein Elektronenstrom.

Die Elektronen selbst sind aufzufassen als kleine Körper, die einen Raum einnehmen und die eine besondere Art von Materie enthalten. In

gewisser, chemischer, Hinsicht ähneln die Elektronen so sehr der gewöhnlichen Materie, sie treten in Verbindungen ein, ganz wie Chlor oder Kupfer, daß ein vortrefflicher russischer Forscher die Elektrizität direkt als ein chemisches Element, wie Wasserstoff oder Helium bezeichnet hat. Nur ist die Masse der Elektrizitätsatome zirka 2000 mal geringer als die der Wasserstoffatome und aus dieser geringen Masse und Größe erklärt es sich, daß sie sich so leicht sogar durch Metalle hindurchschieben. Was die Elektrizitätsatome von den andern chemischen Atomen unterscheidet, ist nur ihre besondere Verknüpfung mit dem Aether. Aber auch hier ist der Unterschied nicht ein absoluter, sondern ein gradueller. Auch die Atome der gewöhnlichen Stoffe müssen mit dem Aether in einer Verknüpfung stehen. Sie unterliegen alle der Schwerkraft und sie wirken auf das Licht, jedes in besonderer Weise. Daß das Kupferatom rotes Licht reflektiert und das Goldatom gelbes mag auch auf einer bestimmten Verknüpfung derselben mit dem Aether beruhen.

Die Elektronentheorie, wie man diese neueste Erklärung der elektrischen Erscheinungen bezeichnet, ist also eine höhere Einheit, in welche die früher scheinbar sich ausschließenden Stofftheorien und Aethertheorien zusammengefaßt sind. Beide Theorien sind in ihr wesentlich modifiziert worden. Die Stofftheorie insofern, als der Stoff jetzt nicht als ein kontinuierliches Fluidum, sondern als eine in getrennte Atome geteilte besondere Materie angesehen wird. Die Aethertheorie insofern, als dem Aether nicht mehr die Erklärung für alles, was die Elektrizität tut, zugeschoben wird, sondern im Wesentlichen nur die Art und Weise, wie sich die elektrischen Wirkungen ausbreiten und wie sie scheinbare Kräfte in die Ferne senden.

Man empfindet im Bewußtsein deutlich die Elektronentheorie als einen Fortschritt in der Erkenntnis, als einen Fortschritt, durch den es gelungen ist, Widersprüche, die für den Verstand schmerzhaft waren und die scheinbar nicht aufzulösen waren, doch zu lösen. Aber man darf nicht etwa meinen, daß damit nun alle Rätsel gelöst seien. Die Tatsache, daß man zweierlei Arten von Elektronen annehmen muß und die Tatsache, daß man mit einem Aether operieren muß, dem ganz sonderbare Eigenschaften zugeschrieben werden müssen, diese Tatsachen zeigen, daß wir nur eine etwas höhere Stufe der Erkenntnis eingenommen haben, daß wir aber noch durchaus nicht auf der obersten Stufe stehen und sie lassen es voraussehen, daß der Forschungsgeist sich mit dieser Lösung nur so lange zufrieden geben wird, bis die Schwierigkeiten, die in ihr noch liegen, den Forschern tiefer und ernster zum Bewußtsein gelangen werden.

Gewerkschaftsbewegung und Sozialdemokratie in Deutschland.

Von Max Prager in München.

2.

Wenn man die Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung bis auf ihren Ursprung zurückverfolgt, so findet man, daß sie vom ersten Tage an in einem gewissen Gegensatz zur sozialdemokratischen Partei stand. Zwar führt ein Teil der heutigen Zentralverbände seine Existenz auf Gründer zurück, die Anhänger einer der beiden ursprünglichen „Richtungen" der Sozialdemokratie, „Eisenacher" oder „Lassalleaner", gewesen sind. Allein man sagt gewiß nichts Unrichtiges, wenn man behauptet, daß die deutschen Gewerkschaften den Resten ehemals zünftlerischer Gesellenorganisationen mehr zu verdanken haben, als „Eisenachern" und „Lassalleanern" zusammen. Beide betrachteten die Gewerkschaftsbewegung nämlich ausschließlich unter dem Gesichtspunkt, wie sich die, von der preußischen Regierung anfänglich mit sympathischer Neutralität beobachtete lebhaftere Streikbewegung unmittelbar vor und nach dem Krieg von 1870 politisch fruktifizieren lasse. Im Uebrigen legten die Eisenacher ihren „Arbeiterassoziationen" die absolute Verelendungstheorie, die Lassalleaner ihren „Arbeiterschaften" das eherne Lohngesetz in die Wiege, wozu der bürgerliche Liberalismus als drittes Patengeschenk die Bastiatsche Lehre von der Harmonie der Interessen in der Fassung Dr. Max Hirschs hinzufügte. Sehr bald enthoben dann polizeiliche Verfolgungen aller Art, in denen insbesondere der preußische Oberstaatsanwalt von Tessendorf exzellierte, und enthob schließlich noch radikaler das Sozialistengesetz die deutschen Gewerkschaften der Mühe, über ihr Verhältnis zu diesen Theorien nachzusinnen. Denn das Sozialistengesetz fegte fast alles in Deutschland, was einem Arbeiterverein auch nur von weitem ähnlich sah, radikal hinweg. Daß sich die Gewerkschaften dann noch unter dem Sozialistengesetz, nachdem seit 1881 „lokale Fachvereine" der Arbeiter wieder zugelassen waren, allmählich neubilden und langsam emporarbeiten konnten, das verdanken sie, so paradox dies klingen mag, vor allem dem Sozialistengesetze selbst, das durch die Erschwerung jeder politischen Betätigung das Interesse der Arbeiter den wirtschaftlichen Kämpfen zuwandte, womit nicht gesagt sein soll, daß diese unter damaligen Verhältnissen eine besonders leichte Sache gewesen seien. Dazu kam, daß in Hamburg damals ein etwas freiheitlicherer Geist herrschte, als im übrigen Deutschland, so daß von dort aus die gewerkschaftliche Organisation der deutschen Arbeiterschaft energisch betrieben werden konnte. Hamburger

Arbeiter sind denn auch bis zum heutigen Tag die geistigen Führer der deutschen Gewerkschaftsbewegung geblieben. Je mehr diese nun aber nach dem Fall des Sozialistengesetzes erstarkte, gefördert durch den seit Mitte der 90er Jahren des verflossenen Jahrhunderts mit Riesenschritten sich vollziehenden Uebergang Deutschlands zum überwiegenden Industriestaat, um so zahlreicher wurden die Reibungen mit der Sozialdemokratie. Zunächst waren es vorwiegend sachliche Momente, die diese Reibungen verursachten. Die Nachwirkungen des Sozialistengesetzes äußerten sich in einer stark zum Anarchismus neigenden Unterströmung in der Partei, die der gesunden Entwicklung der Gewerkschaften manchen Stein in den Weg legte. Den Hauptherd dieser gewerkschaftsfeindlichen Unterströmung bildeten damals und bilden heute noch die Lokalorganisierten, die Anhänger der „kleinen, aber reinen“ Gewerkschaft. Man stellt es, wenn auch mit Unrecht, zuweilen so hin, als seien diese Schwarmgeister die eigentlich konsequenten Vertreter der sozialdemokratischen Lehren. Daß sie jedenfalls nicht Fleisch vom Fleische der deutschen Gewerkschaften sind, wird durch die Tatsache zur Genüge nachgewiesen, daß diese schon auf dem ersten Gewerkschaftskongreß zu Halberstadt 1892 jenen für sie unbrauchbaren Bestandteil einfach von sich abgetrennt haben. Allein auch noch nach dieser reinlichen Scheidung blieb der politische Radikalismus, der heute — von den Berliner Lokalorganisierten abgesehen — insbesondere in den Schichten der deklassierten bürgerlichen Mitläufer der Sozialdemokratie seinen Rückhalt findet, ein Hindernis der Gewerkschaftsbewegung. Eine Reihe für sie lebenswichtiger organisatorischer Verbesserungen: die zentrale Organisationsform, die Erhöhung der Mitgliederbeiträge, die Einführung und den Ausbau des Unterstützungswesens, die Anstellung bezahlter Agitationsleiter, den Abschluß von Tarifgemeinschaften konnten die Gewerkschaften nur gegen den hartnäckigen Widerstand eines Teiles ihrer eigenen Mitglieder durchsetzen, deren Gedankenwelt durch die ganz unmarxistische Orthodoxie gewisser Marxisten beherrscht war. In allen Gewerkschaften gab es mehr oder weniger zahlreiche Mitglieder, die sich bei Einführung der Arbeitslosenunterstützung über die „zunehmende Versumpfung“, bei Erhöhung der Mitgliederbeiträge über die „öde Kassensimpelei“ und bei Erörterung der Frage der Tarifverträge über den „schwindenden Idealismus“ und die „Preisgabe des Klassenkampfcharakters“ der Gewerkschaften aufregten. Namentlich war es die „Mustergewerkschaft“, der Buchdruckerverband, der sich von dieser Seite her die unsanftesten Anrempelungen gefallen lassen mußte und bis zum heutigen Tage gefallen lassen muß. Bald waren die Buchdrucker ihrer „Neutralitäts- und Harmoniedusselei“ wegen, bald wegen ihres „Berufsdünkels“ und ihres „protzigen Geldsackstandpunktes“, bald wegen ihres Verhaltens gegen sozialdemokratische Parteidruckereien, bald wegen ihres Kampfes gegen die seither verschwundene tariffeindliche Buchdruckergewerkschaft Gaschs, bald wegen ihrer Bekämpfung der Generalstreikidee aufs bitterste angefeindet. Aber sie haben schließlich doch die Genugtuung erlebt, daß ihre Organisationsprinzipien allgemeine Nachahmung gefunden haben und daß heute die ganze Gewerkschaftspresse — das radikale „Schuhmacherfachblatt“ ausgenommen — ziemlich einmütig

ist in der Abwehr der unberechtigten Angriffe, welche die hyperradikale „Leipziger Volkszeitung", erst kürzlich wieder gegen den Redakteur des Fachorgans des Buchdruckerverbands, Rexhäuser, geschleudert hat.

Die wirklich sachlich verursachten Konflikte zwischen sozialdemokratischer Partei und Gewerkschaften waren indes früher, solange es in der deutschen Sozialdemokratie noch eine größere Anzahl von Leuten gab, die an die nahe Möglichkeit der Verwirklichung des sozialistischen Endziels wirklich glaubten, bedeutend zahlreicher, als sie es heute sind. Früher hieß es ganz ernsthaft: Wozu die Plackerei mit dem gewerkschaftlichen Kleinkram, wenn die Befreiung aus den Fesseln der Lohnsklaverei unmittelbar vor der Tür steht? Wozu kleine Verbesserungen der materiellen Lage des Proletariats, wenn seine zunehmende Verelendung und seine dadurch verursachte wachsende Empörung den Zusammenbruch der kapitalistischen Wirtschaftsordnung jeden Augenblick herbeiführen kann? Je schlechter um so besser — war von diesem Standpunkte aus die ganz konsequente Folgerung, die man sich auch gar nicht scheute, zu ziehen. Es leuchtet ein, daß, wenn die Arbeiterschaft lange auf solche Theorien gelauscht hätte, die Gewerkschaftsbewegung in Deutschland niemals hätte emporkommen können. Tatsächlich hat aber das deutsche Proletariat in seiner überwiegenden Mehrzahl sich von der Weisheit, daß erst alles schlechter werden müsse, damit es besser werde, sich nie recht überzeugen lassen, und jedenfalls läßt sich heute die deutsche Arbeiterschaft weder in ihrer politischen noch in ihrer gewerkschaftlichen Taktik von solchen Gedanken beherrschen. Es gibt zwar auch heute noch eine Anzahl von Sozialdemokraten, deren Geist mit allerhand romantischen Ideen von Generalstreik, politischem Massenstreik und ähnlichen Dingen angefüllt ist, und die infolge dessen die Gewerkschaftspolitik für „Sisyphusarbeit" ansehen, während sie den „ruppigen Ton" als eines der wirksamsten Mittel des Klassenkampfes zu betrachten scheinen. Diese Leute, deren Führer selbst meistens keine Arbeiter sind, hat man nicht übel mit jugendlichen Schwärmern verglichen, die durch die Lektüre von Schundromanen überspannt geworden sind. Sie spielen indessen in der deutschen Sozialdemokratie auch nicht annähernd die Rolle, die ihnen oberflächliche Beurteiler beilegen. In einem gewissen Gegensatz stehen die Gewerkschaften dagegen heute noch zu dem Internationalismus der Sozialdemokratie. Nicht als ob sie prinzipielle Feinde der internationalen Verständigung des Proletariats, insbesondere über Fragen des Arbeiterschutzes und der Arbeiterversicherung, wären. Allein ihre Parole lautet vor allem: „Proletarier aller Länder *organisiert* euch!" Auch halten sie sich an die Beschlüsse der internationalen sozialistischen Kongresse durchaus nicht für gebunden, an den des Pariser über die Maifeier so wenig, als an den des Brüsseler über die Abschaffung der Akkordarbeit. Ja, gegenüber denjenigen deutschen Arbeitgeberverbänden, welche die Organisationsbestrebungen der deutschen Arbeiter — auch der christlich-national gesinnten — mit der nationalen *Phrase* bekämpfen, während sie die Proletarier *aller* — auch der kulturell noch so tief stehenden — Länder als „Arbeitswillige", d. i. als Streikbrecher und Lohndrücker, in Deutschland willkommen heißen, sie manchmal sogar selbst aus weiter Ferne heranholen, gegenüber diesen sonderbaren Gegnern des Internationalismus der Sozial-

demokratie zeigen die sozialdemokratischen Gewerkschaften zuweilen sogar ausgesprochen nationalistische Züge.

Im Ganzen hat sich in sachlicher Hinsicht unzweifelhaft eine Abmilderung der alten Gegensätze zwischen Partei und Gewerkschaften vollzogen und zwar dadurch, daß erstere an Einfluß auf die Gedankengänge der organisierten Arbeiterschaft fortgesetzt verloren und mehr und mehr selbst begonnen hat, von den Ideen der Gewerkschaftsbewegung beherrscht zu werden. Die Obstruktion gegen den Fortschritt in den Gewerkschaften machen heute viel weniger die Mitglieder, als vielmehr Außenstehende, deren gewerkschaftsfeindliche Taktik aber unmöglich lange vorhalten kann, da die Betreffenden als wirtschaftliche und politische Persönlichkeiten meist durchaus von den Gewerkschaften abhängig sind.

Im Grunde sind es persönliche Gegensätze, die heute die Reibungen zwischen Sozialdemokratie und Gewerkschaften verursachen.

Man begreift diese Gegensätze leicht, wenn man sich einerseits den typischen Parteifunktionär, andererseits den typischen Gewerkschaftsbeamten vorstellt, Typen, von welchen es selbstverständlich zahlreiche Abweichungen nach der guten und nach der schlimmen Seite hin gibt. Namentlich muß zur Vermeidung von Mißverständnissen vorausgeschickt werden, daß es Parteifunktionäre gibt, die sich um die positive Förderung der Gewerkschaften die größten Verdienste erworben haben, während es auf der anderen Seite Gewerkschafter gibt, deren Hader „mit den Aquademicis“ sich über das geistige Niveau des Bruders Straubinger nicht wesentlich erhebt.

Der typische Parteifunktionär aber ist häufig, wenn auch nicht immer, aus irgend einem bürgerlichen Berufe hervorgegangen oder übt ihn als Redakteur, Gastwirt, Kleinkrämer oder dergl. fortdauernd aus. Als Redakteur sieht er leicht scheel auf die Gewerkschaftspresse, als Gastwirt auf die vonseiten der Gewerkschaften drohende Förderung des Antialkoholismus, als Kleinkrämer auf die von den Gewerkschaften unterstützte Konsumvereinsbewegung. Kurz: der Parteifunktionär kommt leicht in die Lage, das Vorhandensein der Gewerkschaften aus irgend einem persönlichen Grunde nicht eben angenehm zu empfinden. Der typische Parteifunktionär besitzt ferner in der Regel nicht den Ehrgeiz, sich mit den Anschauungen der gegenwärtigen sozialdemokratischen Parteileitung oder mit der augenblicklichen Stimmung der sozialdemokratischen Wählerschaft in Widerspruch zu setzen. Die Masse aus stumpfer Gleichgültigkeit aufzurütteln, philisterhafte Unzufriedenheit in politischen Willen umzuwandeln, ist seine verdienstliche und zweifellos wichtige Funktion. Aber wenn die Unzufriedenheit der von ihm Geführten für ihn selbst zum Lebenselement wird, kommt er leicht dazu, alles zu beargwöhnen, was auch nur mittelbar geeignet sein könnte, diese Unzufriedenheit zu verringern.

Hingegen ist der typische Gewerkschaftsbeamte immer selbst ein früherer Arbeiter. Wenn man die Lebensgeschichte der heutigen Führer der Gewerkschaftsbewegung auch nur um wenige Jahre zurückverfolgt, so wird man finden, daß die meisten von ihnen in dem Gewerbe, das sie vertreten, aufgewachsen sind und jahrelang praktisch darin gearbeitet haben. Viele von ihnen sind zu bezahlten Agitatoren nur dadurch geworden, daß sie wegen

der unbezahlten Agitationstätigkeit, die sie im Dienste der Genossen entfaltet haben, von den Unternehmern in der bekannten, neuerdings vom Reichsgericht als gegen die guten Sitten verstoßend gekennzeichneten Weise „gemaßregelt", d. h. von der Arbeitsgelegenheit in ihrem Gewerbe ausgeschlossen wurden. Auf letzterem Wege vornehmlich sind ja auch schließlich die Hirsch-Dunkerschen und christlichen Gewerkvereine, welch letztere die Gemaßregeltenunterstützung ursprünglich gar nicht bei sich einführen wollten, weil sie glaubten, christliche Arbeiter würden nicht gemaßregelt, zur Anstellung bezahlter Agitationsleiter gekommen. Wenn es in vielen freien Gewerkschaften auch heute noch verhältnismäßig mehr bezahlte Beamte gibt,[1]) so kommt dies, wie auch ein Blick auf die in der Statistik der Gewerkschaften nachgewiesenen Fälle von Arbeitslosigkeit zeigt, u. a. davon her, daß in den freien Gewerkschaften auch verhältnismäßig mehr Mitglieder von den Unternehmern gemaßregelt werden, als bei den „anders Organisierten". Die Beamten der freien Gewerkschaften nun haben den Mut ihrer Ueberzeugung auch gegenüber der gegenwärtigen Parteileitung der Sozialdemokratie. Sie haben dies bei verschiedenen Gelegenheiten, erst jüngst wieder gelegentlich der Zusammenkunft der Gewerkschaftsvorstände in Berlin, bewiesen.

Die Beamten der Gewerkschaften unterziehen sich ferner häufig der undankbaren Aufgabe, in erregten Arbeiterversammlungen von Lohnbewegungen abzuraten, die sie nach ihrer — meist zutreffenden — Kenntnis der augenblicklichen Macht- und Marktlage für aussichtslos betrachten müssen. Wenn es ihnen trotzdem in manchen Fällen zum Schaden der Arbeiter und der Gesamtheit nicht gelingt, der Stimme der Vernunft zum Durchbruch zu verhelfen, so trifft die Verantwortung dafür diejenigen, die als Unternehmer oder Vertreter des Staates durch die Art ihrer Behandlung der Arbeiter diese für die Lockungen irgend eines Schreiers empfänglicher gestimmt haben, als für den Rat eines sich seiner Verantwortlichkeit bewußten Mannes. Die Verteidiger der Autorität, die jene der Gewerkschaftsführer systematisch untergraben, indem sie dieselben als Leute schildern, die von den sauer erworbenen Arbeitergroschen ein Faulenzerleben führen, sind die erfolgreichsten Züchter alles Ungesunden und Gefährlichen, was in der Arbeiterbewegung lebt. Die Gewerkschaftsführer sind **nicht** die gewissenlosen Hetzer und Wühler, als die sie in den „Reversen" der Unternehmer, ja sogar in gerichtlichen Urteilen und in Gesetzesmotiven bezeichnet zu werden pflegen. Sie wären samt und sonders reif für das Irrenhaus, wenn sie es sich tatsächlich zur Lebensaufgabe gesetzt hätten, ihre Organisationen erst groß zu bringen, langsam aus zahllosen Wochenbeiträgen ein Vereinsvermögen anzusammeln, um dann das mühsame Werk vieler Jahre im Handumdrehen für einen unüberlegten Lohnkampf zu opfern oder das Ganze in dem Brillantfeuerwerk des Generalstreiks zu verpuffen.

Wenn der Gegensatz zwischen dem typischen Parteifunktionär und dem typischen Gewerkschaftsbeamten auch vielleicht nicht so schroff ist, wie er in

---

[1]) Uebrigens haben die christlichen Gewerkschaften mit im ganzen 130, die Hirsch-Dunkerschen Gewerkschaften mit im ganzen 104 Beamten, an der Gesamtzahl ihrer Mitglieder gemessen z. Zt. relativ mehr Beamte, als die sozialdemokratischen Gewerkschaften.

dieser Antithese erscheint, so bezeichnet man ihn doch wohl im Ganzen richtig, wenn man sagt: jener lebt von der Unruhe, dieser von der Besonnenheit der Arbeiterschaft. Kein Wunder, wenn die einen über das „Literatengezänk“ und die „theoretischen Flohknackereien“ der anderen erbittert sind, während diese hinwiederum nicht zögern, ihnen mit dem Vorwurf „banausischer Unkenntnis der Parteigrundsätze“ und „mangelnden proletarischen Bewußtseins“ zu dienen und sie gegenüber den von ihnen Geführten in einer sehr unschönen, übrigens auch mit den Tatsachen wenig harmonierenden Weise als „gehobene Existenzen“ verdächtig zu machen.[1]) Ohne Zweifel würden die Nur-Politiker in der Sozialdemokratie ein Abflauen der Gewerkschaftsbewegung denn gar nicht ungern sehen. Zum Teil hat ihre Stellungnahme zu den Gewerkschaften sogar eine verzweifelte Aehnlichkeit mit der des preußischen Finanzministers. Bei Gelegenheit der Einbringung der neuen Steuervorlagen sprach Herr v. Rheinbaben im Reichstag mit einer gewissen Gereiztheit von den 20 Millionen Mark, die die sozialdemokratischen Arbeiter im Wege der Selbstbesteuerung gegenwärtig für ihre gewerkschaftlichen Zwecke aufbrächten. Diese 20 Millionen stechen aber nicht nur dem preußischen Finanzminister in die Augen, sondern auch den Nichts-als-Parteimenschen in der Sozialdemokratie. „Das Ueberwuchern der Unterstützungseinrichtungen“ — so eifert Hermann Fleißner in der „Neuen Zeit“ — „braucht nicht nur die vorhandenen Kräfte ganz und gar für Verwaltungszwecke auf, es benachteiligt auch die Partei, weil die notwendig sehr in die Höhe getriebenen Gewerkschaftssteuern vielen Arbeitern die Zahlung von Parteibeiträgen sehr erschweren. Bei schlecht bezahlten Arbeitern spielen eben auch Groschen eine Rolle.“ Der Reichsfiskus und die sozialdemokratische Parteikasse würden aber, wenn die Gewerkschaften solchem Rate folgend ihr Unterstützungswesen und ihre Beamten abschaffen wollten, sehr bald dahinter kommen, daß dabei nicht bloß die Gewerkschaften, sondern auch die Staats- und Parteikasse *sehr schlecht* abschneiden würden. Denn nur durch die Erfolge der Gewerkschaftsbewegung kann das Lohneinkommen der deutschen Arbeiterschaft sowohl für das Reich, wie für die sozialdemokratische Partei auf die Dauer ein dankbares Objekt der Besteuerung bilden.

Im Verhältnis der obersten Instanzen der politischen und der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung spitzt sich der im Vorstehenden gekennzeichnete persönliche Gegensatz am schärfsten zu. „Es darf keine zwei Generalstäbe in der Arbeiterbewegung geben“ — hieß es von dem Augenblicke an, da sich die Generalkommission der Gewerkschaften in Hamburg gebildet hatte. Man hat dann ihren Sitz von Hamburg nach Berlin verlegt aus ähnlichen politischen Erwägungen, aus denen heraus die absoluten Fürsten ihren Adel zum Hofdienst heranzogen. Man hat führende Gewerkschafter mit Reichstagsmandaten ausgerüstet. Und trotzdem gibt es heute zwei Generalstäbe in der deutschen Arbeiterbewegung.

---

[1]) Die Parteifunktionäre sind in der Regel besser bezahlt als die Gewerkschaftsbeamten. Viele von diesen verdienen bei ihrer qualitativ höherstehenden und meist auch aufreibenderen Tätigkeit kaum so viel, wie ehedem als Arbeiter. Wenn sich zu kargem Lohn obendrein schlechte Behandlung gesellt, so kann man sich nicht wundern, wenn selbst erprobte Gewerkschaftsführer zuweilen der Gewerkschaftsbewegung verloren gehn.

Der eine, die Parteileitung, hatte bei der Reichtagswahl von 1903 ein Heer von 3000000 Wählern hinter sich — jetzt sind es ja etwa 20000 weniger —, das nach einer von Bebel für annähernd richtig gehaltenen Schätzung des Statistikers Dr. Blank einige 500000 bürgerliche Köpfe — wahrscheinlich sind es aber mehr — umfaßt. Von diesen Wählern ist nur ein kleiner Teil politisch organisiert — in Berlin z. B. waren es am Schluß des Jahres 1904 nach dem „Vorwärts“ 44000 von 330000 Wählern! — und von diesen Organisierten ist zweifellos wieder der weitaus überwiegende Teil — Bringmann meint 90% — auch gewerkschaftlich organisiert. Dieser gewerkschaftlich organisierte Teil der Sozialdemokratie besteht heute aus 1½ Millionen Köpfen. Mit andern Worten: die Generalkommission der Gewerkschaften hat denjenigen Teil der sozialdemokratischen Wählerschaft hinter sich, der nicht bloß „mit läuft“ und der — hierauf liegt der Nachdruck — **die Parteisteuern bezahlt.** Auf die Länge der Zeit aber lassen es sich diejenigen, die die Lasten einer Gemeinschaft tragen, nirgends gefallen, daß in einer ihrem Willen entgegengesetzten Weise regiert wird. Das gilt von politischen Parteien ebenso gut, wie von Staatswesen. Und darum ist das Verhältnis von sozialdemokratischer Partei und Gewerkschaften heute dies, daß die Gewerkschaften die Partei zwingen können, so zu tun, wie *sie* wollen, sobald sie nur wollen. Diese Gefahr hat der Parteileitung auch wohl schon im Jahre 1893 vorgeschwebt, und daraus erklärt sich jedenfalls zum Teil der Pessimismus hinsichtlich der Zukunft der deutschen Gewerkschaftsbewegung, der damals auf dem Kölner Parteitag der Sozialdemokratie in den Reden Bebels und Auers und in der darauffolgenden Bielefelder Rede Liebknechts zum Ausdruck kam. Inzwischen hat die Gewerkschaftsbewegung einen Aufschwung genommen, der selbst die kühnsten Erwartungen ihrer Führer übertrifft, und in demselben Köln, in dem vor 13 Jahren auf dem Parteitag Bebel den Gewerkschaften eine Zukunft absprechen konnte, haben im vorigen Jahr auf dem V. Gewerkschaftskongreß umgekehrt die Gewerkschaftsführer deutlich genug über die Taktik der sozialdemokratischen Partei gesprochen und zu der Frage der Maifeier, die sie, wie man sich ausgedrückt hat, auf Abbruch verkauften, des politischen Massenstreiks und des Generalstreiks Beschlüsse gefaßt, die die Radikalen in der politischen Partei völlig aus der Fassung gebracht haben.

Unter dem Eindruck dieser Verstimmung stand dann der Jenaer Parteitag, der zwar äußerlich eine Niederlage der *Gewerkschaftsführer* bedeutet, der aber den unaufhaltsamen Fortgang der Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung im Sinne der Gewerkschaften sicher nicht lange aufhalten wird. Denn man muß sich hüten, Kongreßbeschlüsse als einen untrüglichen Maßstab der in der Arbeiterbewegung wirklich vorhandenen Entwicklungstendenzen anzusehen. Für den Ausfall dieser Beschlüsse ist es ebenso bedeutungsvoll, daß auf dem mit zahlreichen Gewerkschaftsbeamten beschickten Gewerkschaftskongreß Bebel niemals das Wort ergreift, wie daß auf den Parteitagen die Hörerschaft viel weniger aus wirklichen Führern besteht.

Wie erklärt es sich nun, daß trotz dem Vorhandensein dieser sachlichen und namentlich persönlichen Gegensätze seit einigen Jahren die Einheit von

Gewerkschaftsbewegung und Sozialdemokratie von einzelnen Gewerkschaftsführern immer wieder betont wird?

Erklärt es sich daraus, daß die Sozialdemokratie, wie Dr. Brunhuber im Hinblick auf die löbliche Unterwerfung der sogen. Revisionisten unter die Parteitagsbeschlüsse meint, an „ethischer Korruption" leidet? Ich bin nicht dieser Meinung. Ich halte dafür, daß die Ethik der sozialdemokratischen Arbeiter, die in der Partei bleiben, obwohl sie eifrige Gewerkschaftsmitglieder sind, eben so hoch steht, als die eines Mannes, der sozialpolitische Ansichten in nationalliberalen Kreisen zu verbreiten sucht. Der Grund ist vielmehr dieser: die Gewerkschaftsbewegung wird zwar durch eine gewisse Richtung der politischen Bewegung erheblich geschädigt, sie hat aber andererseits von dem Vorhandensein der sozialdemokratischen Partei heute großen Nutzen und wird noch viel größeren von ihr haben, wenn diese einmal ihre politische Taktik mehr den Zwecken der Gewerkschaften angepaßt haben wird. Dieser Nutzen besteht vor allem darin, daß überall, wo die sozialdemokratische Bewegung in der Bevölkerung stärker Fuß gefaßt hat, auch den Gewerkschaften die Agitation erleichtert ist. Nach Tröltsch und Hirschfeld (die zu diesem Schluß auf grund statistischer Erhebungen gelangen), ist in Berlin, in Braunschweig und im Magdeburgischen die neuere Gewerkschaftsbewegung durch die Intensität der politischen Bewegung ganz wesentlich unterstützt worden. In allen diesen Bezirken sind 1903 über 40 und bis zu 67 % sozialdemokratischer Stimmen abgegeben worden. Und ohne diese Hilfe würden auf einem so schwierigen Boden, wie ihn Thüringen und das Königreich Sachsen mit ihren niedrigen Löhnen und das industriearme Mecklenburg darstellen, die vorliegenden Erfolge nicht erzielbar gewesen sein. Wo die Sozialdemokratie 1903 schlechter abgeschnitten hat, in Schlesien, Rheinland, Westfalen und Bayern, wo nach Blank auf die Sozialdemokratie 24,6 %, 20,9 %, 24,7 % und 21,7 % der Wahlstimmen entfallen sind, da ist gleichzeitig auch die Verbreitung der sozialdemokratischen Gewerkschaften eine vergleichsweise geringere gewesen. Von den Mitgliedern der sozialdemokratischen Gewerkschaften befanden sich 1903 in Schlesien 4,8 %, im Rheinland 9,7 %, in Westfalen 9,8 %, in Bayern r. d. Rh. 5,9 %, während gleichzeitig der Anteil der betreffenden Gebiete an der Arbeiterbevölkerung des Reiches diese Prozentsätze bedeutend überstiegen haben dürfte. Letzteres gilt sogar für Bayern.

Das Zurückbleiben der gewerkschaftlichen Entwicklung in dem hochindustriellen Rheinland, in Westfalen und in Oberschlesien ist übrigens, selbst wenn man die christlichen Gewerkvereine, die in diesen Gebieten ihre Mitgliedschaft fast ausschließlich rekrutieren, sowie die Hirsch-Dunkerschen hinzunimmt, ein sehr auffallendes, und man geht wohl nicht fehl, wenn man dies vor allem auch auf das dort ganz besonders ausgebildete System der sogen. Wohlfahrtseinrichtungen zurückführt.

Daß die bloße parteipolitische Neutralität nicht genügt, um werbende Kraft für die Gewerkschaften auszuüben, beweisen die Hirsch-Dunkerschen Gewerkvereine, die sich freilich früher durch die Art, wie sie sich unter dem Sozialistengesetz Generalpardon für ihr Vorhandensein verschafften, lange Zeit hindurch die Sympathien der deutschen Arbeiter entfremdet hatten.

Die Sozialdemokratie ist in Deutschland in der Tat die beste und, wie es scheint, notwendige Vorfrucht der Gewerkschaftsbewegung. Wenn daher ein neuerer französischer Schriftsteller meint: „Die Gewerkschaft ist die Elementarschule des Sozialismus, die Gewerkschaft führt dem Sozialismus die gemäßigten Arbeiter zu," — so kennzeichnet er — wenigstens für deutsche Verhältnisse — den bisherigen geschichtlichen Hergang nicht ganz richtig. Nur in überwiegend katholischen Gegenden, wo die Arbeiter zunächst durch die Agitation der christlichen Gewerkschaften aus ihrem Indifferentismus aufgerüttelt werden müssen, um dann allmählich zur Sozialdemokratie überzugehen oder doch mit sozialistischem Geiste erfüllt zu werden, sind die Gewerkschaften die Elementarschule des Sozialismus. Im übrigen aber ist in Deutschland der Sozialismus die Elementarschule der Gewerkschaftsbewegung — mindestens gilt dies für die Zeit seit Aufhebung des Sozialistengesetzes —, und erst ganz neuerdings beginnt sich dieses Verhältnis langsam umzukehren und der Lehrmeister von ehedem der Schüler seines Zöglings zu werden, der ihn kluge Mäßigung und weise Selbsterkenntnis lehrt. „Am Ende hängen wir doch ab von Kreaturen, die wir machten."

Der zweite Grund, der die starke Betonung der Einheit von Partei und Gewerkschaften auf den letzten Gewerkschaftskongressen erklärt, ist der, daß eine beträchtliche Anzahl von Gewerkschaftsführern durch Personalunion als Inhaber von Reichstagsmandaten mit der sozialdemokratischen Partei verbunden sind.

Weitaus das wichtigste Band, welches die freien Gewerkschaften mit der sozialdemokratischen Partei verbindet, ist aber die augenblickliche innerpolitische Lage, insbesondere in Preußen. In einem Lande, dessen Wahlrecht auf dem Dreiklassensystem beruht, wo die Eisenbahn vier Klassen hat und ein Häuflein Familien alter und neuer Feudalität den Staat im einseitigsten Klasseninteresse beherrscht, darf man sich nicht wundern, wenn sich die Arbeiterbewegung unter dem Gesichtspunkt des Klassenkampfs orientiert. „Jeder, der mit Arbeitern verkehrt" — äußerte sich Prof. Max Weber auf der Mannheimer Tagung des Vereins für Sozialpolitik — „weiß, daß der tägliche Kleinkrieg mit dem preußischen Staat und seiner Polizei sie zwingt, die Partei hinter sich zu haben, daß die Partei erfunden werden müßte im Interesse der Gewerkschaften, wenn sie nicht da wäre".

Allein es wäre ungerecht, den Mangel politischer Gleichberechtigung der Arbeiter im größten deutschen Bundesstaat, das rückständige Vereins- und Versammlungsrecht der meisten Bundesstaaten, die unheilvolle Zollpolitik des Reiches und den preußischen und sächsischen Polizeigeist allein für die politische Gesinnung der deutschen Arbeiter verantwortlich zu machen. Ein vollgerütteltes Maß der Mitschuld tragen *die deutschen Unternehmer*. Wie muß es in dieser Richtung beschaffen sein, wenn sogar in einem Organ, wie es die „Kölnische Zeitung" ist, Sätze veröffentlicht werden können, wie diese: „Der Arbeitgeber und mit ihm die öffentliche Meinung waren und sind zum Teil noch in der Ansicht befangen, als ob das Streben des Arbeiters nach Lohnerhöhung und nach Ausnützung der Marktlage eine *Anmaßung* sei und als ob der Anspruch des Arbeiters, bei der Feststellung der Arbeitsbedingungen ein gewichtiges Wort mitzusprechen,

wie es sich bei einem freien Arbeitsvertrag gebührt, eine Unbotmäßigkeit sei".

Alles, was mit den Interessen gewisser Unternehmer nicht harmoniert, wird in Deutschland schlankweg als sozialdemokratisch denunziert. Während des letztjährigen Bergarbeiterstreiks sah sich Graf Posadowsky genötigt, am 7. Februar 1905 im Reichstag zu erklären: „Als vor kurzem von dem Bergarbeiterstreik im Ruhrgebiet die Rede war, zollte ich der Gesamtheit der Arbeiter die Anerkennung, daß bis dahin die Bewegung einen ruhigen, gesetzlichen Verlauf genommen habe ... Darauf hielt es eine gewisse Presse für angemessen, mich wegen dieser Aeußerung ... als Sozialdemokraten zu bezeichnen". Als die bayrische Regierung am 2. März 1905 in einem Erlaß an die kgl. Gewerbeaufsichtsbeamten die Tarifverträge als „eines der erfolgreichsten Mittel zur Besserung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse und zur Herbeiführung des guten Einvernehmens zwischen Unternehmern und Arbeitern" empfahl, da ließen die bayerischen Metallindustriellen in einer sich für wissenschaftlich ausgebenden Denkschrift die These aufstellen: „Das ist der ausgesprochenste Sozialismus, in dem die staatliche Befürwortung von Tarifverträgen ihre letzte Konsequenz findet." Und als Oberbürgermeister Zweigert von Essen während der vorjährigen Bauarbeiteraussperrung in Rheinland-Westfalen den dortigen Arbeitgebern ihren „schnöden Kontraktbruch" vorwarf, da jammerte die „deutsche Arbeitgeberzeitung", der Oberbürgermeister Zweigert habe den Sozialdemokraten seinen Schutz angedeihen lassen.

Das Auffallende bei dieser Art der Vertretung wirtschaftlicher Interessen ist nun aber nicht nur dies, daß man die Bekämpfung der Gewerkschaftsbewegung geflissentlich mit der Bekämpfung der Sozialdemokratie verquickt, sondern daß man sogar für die Ablehnung des Verhandelns mit den Organisationen, d. h. der Verwirklichung des freien Arbeitsvertrags, — nationale Gesichtspunkte geltend macht. Als ob die Haltung der sozialdemokratischen Fraktion des Reichstags zu Heeres-, Marine- und Kolonialfragen etwas mit Tarifverträgen zu tun hätte, die z. B. die willkürliche Herabsetzung von Akkordsätzen durch Festsetzung eines Mindeststundenverdienstes unmöglich machen sollen oder dergl. Aber selbst einmal angenommen, das korporative Verlangen nach anständigerer Behandlung, höherem Lohn und kürzerer Arbeitszeit, entspringe einer durch und durch sozialistischen Denkungsweise. Wie kann man die Weigerung auf solches Verlangen der organisierten deutschen Arbeiterschaft einzugehen, mit der Haltung der Sozialdemokratie zu nationalen Fragen begründen wollen, wenn es gar nicht sozialdemokratische, sondern christlich-nationale oder Hirsch-Dunkersche Arbeiter sind, die dieses Verlangen stellen?

Freilich, während die deutsche Reichsregierung aus dem Munde des Grafen Posadowsky die auf christlich-nationaler Grundlage beruhenden Gewerkschaften noch ganz kürzlich ihrer Sympathien versichert und während die höchste Autorität der katholischen Kirche ihnen wenigstens eine relative Berechtigung nicht aberkannt hat, erklären die Vertreter des rheinisch-westfälischen Großunternehmertums — in dieser Hinsicht in voller Uebereinstimmung mit den Vertretern des innungsfreundlichen Handwerks — die

christlichen Gewerkschaften für noch gefährlicher als die sozialdemokratischen. Der Beweggrund für dieses Urteil scheint derselbe zu sein, der jenen englischen Großindustriellen veranlaßte, die englische Arbeiterbewegung für gefährlicher zu erklären, als die deutsche Sozialdemokratie, da diese nur nach dem Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung, jene dagegen nach höheren Löhnen und kürzerer Arbeitszeit strebe. Die innungsfreundlichen Handwerksmeister nämlich, ebenso wie Herr Kommerzienrat Kirdorf, haben es vielfach bezw. vorwiegend mit katholischen Arbeitern zu tun. Da nun unter diesen die Gewerkschaftsbewegung in Form der christlichen Organisationen erfahrungsgemäß leichter Fuß faßt, als in Form der sozialdemokratischen, halten sie die christlich-nationalen Gewerkschaften in der Tat für gefährlicher, als die internationale Sozialdemokratie, obwohl die Innungsmeister die Befürchtungen, die Herr Kommerzienrat Kirdorf von seiten der christlichen Gewerkschaften für die deutsche Geistesfreiheit hegt, gewiß eben so wenig teilen, wie seine großkapitalistischen Interessen. Wenn daher neuerdings in Rheinland-Westfalen, das durch Herbeiholung billiger Arbeitskräfte aus dem Osten ein polnisches Ansiedelungsgebiet geworden ist, mit Unterstützung der Bergwerksunternehmer ein nationaler Bergarbeiterverband im Werden ist, so weiß man, daß es jedenfalls nicht ausschließlich nationale Gründe sein können, die dazu den Anstoß gegeben haben, da bekanntlich ein sehr großer christlich-nationaler Bergarbeiterverein schon seit Jahren dort existiert. Jeder Tag liefert in den Spalten der Arbeiterpresse tausendfältigen Beweis, was hinter der nationalistischen Entrüstung mancher Arbeitgeber gegen die sozialdemokratischen Gewerkschaften in Wahrheit steckt. Hier genüge folgendes Beispiel. Es gibt in Deutschland neuerdings eine gewerkschaftliche Richtung, die noch gemäßigter ist, als selbst die christlichen und die Hirsch-Dunkerschen Gewerkvereine ehemals waren: das sind die katholischen Fachabteilungen. Wie gemäßigt diese Richtung ist, möge eine kleine Lesefrucht aus dem „Erbauungs- und Belehrungsbuch für christliche Arbeiter“, verfaßt von Pfarrer Reiter in Scheuring, Diözese Augsburg, veranschaulichen:

„Die Obrigkeit, die Vorgesetzten, die Regenten sind von Gott eingesetzt. Jeder, der Macht und Ansehen hat, der das Recht besitzt, über andere zu befehlen, anderen etwas vorzuschreiben oder aufzuerlegen, hat dieses Recht, diese Macht, dieses Ansehen nicht ohne den Willen, ohne die Zulassung Gottes, denn Gott regiert alles. . . . .

Möchte jede Widersetzlichkeit, jeder Trotz, jedes Murren unter den Menschen aufhören. Möchte jeder Untergebene einsehen, daß Gehorsam gegen seine Vorgesetzten sein schönster Schmuck, seine schönste Zierde sei.“

In solchen Anschauungen wird gewiß selbst der Verfasser der Rubrik „Umschau für Arbeitgeber“ nichts Sozialdemokratisches finden, der sich in der „deutschen Arbeitgeberzeitung“, Weihnachtsnummer des Vorjahres, folgende, geistesverwandte, nur in philosophisches Gewand gehüllte Betrachtung geleistet hat: „Im kosmischen Betriebe, in der ganzen beseelten und unbeseelten Welt herrscht das Gesetz der Ungleichheit und der verschiedenen Werte. Die Sonne ist Mittelpunkt und Herrscherin einer ganzen Sternenwelt, und in dem kleinsten irdischen Körper ist ein Organ das lebenspendende und das lebenerhaltende, dem aber die andern untergeordnet

bleiben. Nirgends ausschließliche Koordination, überall Subordination des Schwächeren und weniger Wichtigen unter das Stärkere und Wichtigere! Ein einziger unbefangener Blick lehrt, wie unendlich abhängig diese Erde mit ihrer ganzen Kultur von einem einzigen Sonnenstrahl ist. Diese Winterzeit und in ihr vornehmlich die Zeit der Sonnenwende ist eine einzige Predigt zur Einkehr, zur Selbstbescheidung, zur Ueberzeugung, daß eine sinngemäße Unterordnung, eine Anerkennung der Autorität des Stärkeren zu den notwendigen Postulaten natürlicher Ordnung gehört."

Angesichts dieser Betrachtungen einer schönen Arbeitgeberseele könnte man glauben, das „Schwächere und weniger Wichtige" besitze in Deutschland einen unbezähmbaren Hang zur Auflehnung gegen jede Autorität. Ist es aber ein Wunder, wenn sich selbst das bescheidenste und bestgeölte Rädchen an der Maschinerie der Volkswirtschaft allmählich heiß läuft, wenn sich fortgesetzt Vorgänge wiederholen von der Art des Folgenden, über den die „Soziale Praxis" berichtet:

„Eine unerhörte Vergewaltigung der Koalitionsfreiheit — so läßt sich, nicht ein sozialdemokratisches Blatt, sondern „Der Arbeiter", das Organ jener katholischen Arbeitervereine von der Berliner Richtung, die den Streik als „Sünde" verwirft, vernehmen. An erster Stelle von Nr. 52 wird ein Aufschrei des Pfarrers Stenger, der zugleich Präses des katholischen Arbeitervereins in Kreuzwald (Lothringen) ist, wiedergegeben. Voran schickt Stenger die Mitteilung, daß der Betriebsführer der Grube da Houve den Vizepräsidenten des Arbeitervereins, der auf der Grube als Bergmann arbeitete, kürzlich nach Ursachen und Zweck der Gründung des Arbeitervereins befragt und darauf folgenden Bescheid erhalten habe:

‚Beweggrund zur Gründung: die Arbeiter der sozialdemokratischen Agitation zu entreißen durch eine katholisch-christliche Arbeiterorganisation.

Zweck des Vereins: die religiöse, sittliche, soziale und wirtschaftliche Hebung seiner Mitglieder nach den Grundsätzen der Encyclica rerum novarum vom 17. Mai 1891 und des Fuldaer Pastorale.

Mittel: 1) Heilighaltung der Sonn- und Feiertage und den mehrmaligen Empfang der hl. Sakramente. 2) Pflege der Berufs- und Standestugenden u. s. w. 3) Geeignete Einrichtungen zur Förderung der materiellen Interessen der Arbeiter. 4) Durch Vermittlung bei Streitigkeiten im Arbeitsverhältnis Versöhnung der Gegensätze zwischen Unternehmer und Angestellten, unter Ausschluß des Streiks. 5) Gesellige Unterhaltung.‘

Wenige Tage darauf sei dann der Bergmann zu ihm gekommen und habe ihm geklagt: Er sei dieser Tage wieder zu Herrn Betriebsführer Hock gerufen worden, der ihm folgendes ankündigte: Sie haben entweder aus dem katholischen Arbeiterverein auszutreten oder Sie haben mit Ihren beiden Söhnen die Grube zu verlassen.

Der Pfarrer fügte dieser Schilderung wörtlich folgendes hinzu: ‚Der Mann weinte beinahe. Mein Freund, sagte ich dem guten Arbeiter, Sie sollen wegen des Vereins nicht brotlos werden. Treten Sie aus, das Uebrige besorge ich. Ich frage nun: Gibt es kein Gesetz gegen so grausame Freiheitseinschränkung? Soll es einen da wundern, wenn der Arbeiter dem Sozialdemokraten sich in die Arme wirft?‘" —

Es wäre illusorisch, sich eine Aenderung dieser Verhältnisse von der Einkehr eines neuen „sozialen Geistes“ versprechen zu wollen. Dagegen darf man mit Grund erwarten, daß die Gewerkschaften ihre Anerkennung schließlich auch von demjenigen Teil des deutschen Unternehmertums ertrotzen werden, der sie heute noch mit derselben Entschiedenheit ablehnt, wie vor 15 Jahren. Damals erklärte der Generalsekretär des „Zentralverbands deutscher Industriellen“ in der Frankfurter Versammlung des Vereins für Sozialpolitik programmatisch: „Die deutschen Arbeitgeber werden der Organisation der Arbeiter, soweit ich unterrichtet bin, keinen Widerstand entgegensetzen; aber **niemals** werden sie sich bereit finden, mit Vertretern dieser Organisation oder anderen außerhalb stehenden Leuten zu verhandeln auf dem Fuße der Gleichberechtigung, wie er hier verstanden wird. **Niemals** werden sie das tun — soweit „niemals“ überhaupt zu sagen ist — wenn nicht ein Zwang auf sie ausgeübt wird, der von verschiedenen Seiten ausgehen kann.“ Dieser Zwang ist inzwischen mit durchaus gesetzmäßigen Mitteln und mit beachtenswertem Erfolge von seiten der organisierten Arbeiter ausgeübt worden. Daß er in Zukunft immer wirksamer wird ausgeübt werden, dafür werden die Herren vom Zentralverband deutscher Industrieller schon selber sorgen. Alle Mittel nämlich, die sie ersinnen, um die durch geschriebenes und ungeschriebenes Recht gebieterisch verlangte Freiheit des Arbeitsvertrags illusorisch zu machen, sich selber die Macht autoritativer Festsetzung der Arbeitsbedingungen zu bewahren, als da sind: Wohlfahrtseinrichtungen, Reverse, Massenaussperrung nach dem A B C, schwarze Listen und „gelbe“ Gewerkschaften, alle diese Mittel haben nur die eine Wirkung, den Gewerkschaften immer zahlreichere und immer treuere Mitglieder zuzuführen und gleichzeitig der Uneinigkeit der verschiedenen gewerkschaftlichen Richtungen untereinander ein Ende zu machen. Um sich von diesem Erfolg ihrer auf die Vernichtung der Gewerkschaften abzielenden Taktik zu überzeugen, brauchten die Herren nur die letztjährigen Berichte der Fabrikinspektoren ein wenig anzusehen. So wird, um nur ein Beispiel zu nennen, in demjenigen der bayer. Fabriken- und Gewerbeinspektoren für das Jahr 1905 aus Schwaben mitgeteilt: „Was die Arbeiterorganisationen anlangt, so haben die freien Gewerkschaften Augsburgs im Berichtjahre eine beträchtliche Zunahme erhalten. Die Zahl der Mitglieder beträgt nunmehr 7500, darunter ungefähr 2000 weibliche. Die Zunahme gegen das Vorjahr beträgt beinahe 4000 Mitglieder. *Diese Zunahme dürfte in der Hauptsache auf die Aussperrung in der Metallindustrie* und auf die Bewegung in der Textilindustrie zurückzuführen sein.“ Man würde nicht begreifen, wie ein verlorener Lohnkampf — denn dies war die Aussperrung in der bayer. Metallindustrie im großen und ganzen — diese werbende Kraft für die Gewerkschaften ausüben konnte, wenn man sich nicht erinnern würde, daß die Augsburger Maschinenbauer nur deshalb ausgesperrt wurden, weil die *Münchener* Arbeiter Forderungen gestellt hatten und daß man ihnen einen Revers zur Unterschrift vorgelegt hat, der folgendermaßen lautete:

„Ich Unterzeichneter erkläre hiemit, daß ich nicht Mitglied irgend einer Arbeiterorganisation bin und das Vorgehen der sogenannten Arbeiter-

führer auf das schärfste verurteile, weil beide nur Unzufriedenheit zwischen Arbeitgebern und Arbeitern hervorrufen. Ich erkläre, daß ich weder streikende noch ausgesperrte Arbeiter mit Beiträgen unterstützen werde und genehmige ausdrücklich die Veröffentlichung dieser meiner Erklärung und Unterschrift."

Zu allem Ueberfluß gründete dann noch die Augsburger Maschinenfabrik eine „gelbe Gewerkschaft", die in das Augsburger Vereinsregister eingetragen ist, obwohl sie ganz offensichtlich den sozialpolitischen Zweck verfolgt, die dortigen gewerkschaftlichen Organisationen lahmzulegen. Allein auch dieses Mittel, hat wie alle anderen, schon bisher den dem beabsichtigten gerade entgegengesetzten Erfolg gehabt. Auch die gute Stadt Augsburg, eine der wenigen Städte Deutschlands, wo es liberalen Arbeitgebern geglückt ist, durch Gründung patriotischer Vereine, durch Wohlfahrtseinrichtungen u. dgl., die Arbeiter lange Zeit von der zielbewußten Verfolgung *ihrer* Klasseninteressen abzuhalten, ist auf diese Weise der Gewerkschaftsbewegung und dem Sozialismus in einem vor kurzem noch ungeahnten Umfang zugänglich geworden. In entsprechender Weise wird sich die Entwicklung auch im übrigen Deutschland vollziehen. Dies bedeutet durchaus keine nationale Gefahr. Im Gegenteil! Je mächtiger und einheitlicher die Gewerkschaftsbewegung wird, um so größer wird ihr Einfluß u. z. ihr segensreicher Einfluß auf die Entwicklung der Sozialdemokratie werden. Der Geist, der die Gewerkschaftsbewegung beherrscht, ist ein gesetzlicher und ordnungsliebender. Die Gewerkschaften verlangen weder das „Wohlwollen" der Regierung noch die „soziale Fürsorge" der Unternehmer. Sie verlangen nur, daß man sie gewähren läßt, daß man ihnen gestattet, mit den durch die Rechtsordnung selbst dargebotenen Mitteln die Interessen der Arbeiterklasse wahrzunehmen. Sie wollen Gerechtigkeit; nichts weiter. In gleichem Geiste entwickelt sich unter ihrem Einfluß die Sozialdemokratie und wird sich, da voraussichtlich Reichstag und Bundesrat nicht die Torheit begehen werden, ein zweites Sozialistengesetz zu schaffen, sich auch in Zukunft in gleichem Geiste weiter entwickeln. Denn die heutigen Führer der sozialdemokratischen Partei mögen sich zu den Gewerkschaften stellen, wie sie wollen: *Die Gewerkschaftsbewegung ist heute jeder Bevormundung entwachsen, komme sie nun von seiten des Liberalismus, der Sozialdemokratie oder des Zentrums. Sie ist „geprägte Form", die unbekümmert um das, was die Leute sagen, ihren natürlichen Entwicklungstendenzen nachlebt.*

Der Frauenüberschuß.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Es gibt Bilder, die man sehr lange ansehen kann, weil viel in ihnen ist, und ebenso gibt es gewisse Seiten in wertvollen Büchern, die man sozusagen nicht oft genug lesen kann. Zu diesen Seiten rechne ich (der Leser erschrecke nicht!) diejenigen zwei Seiten der Vierteljahrshefte zur Statistik des deutschen Reiches, deren Ueberschrift lautet:

„Internationale Uebersicht über die Ergebnisse der Volkszählungen in verschiedenen Ländern der Erde."

Um an diesen zwei Seiten sein Wohlgefallen zu finden, muß man allerdings schon etwas lesen gelernt haben. Sie wollen langsam und mit Verstand genossen werden. Der flüchtige Blick entdeckt nichts als eine Musterkarte vieler Zahlen. Erst die Vergleichung gibt den Zahlen Wert, geradeso wie der Wert aller Töne oder Farben im Kontrast oder im Rhythmus liegt. Eine Zahl für sich allein ist ebenso tot wie ein für sich alleinstehender Akkord. Es ist aber ziemlich verwickelt, aus dieser Partitur von Zahlen die Melodie zu finden. Am besten gelingt es, wenn man zunächst darauf verzichtet, alles wissen zu wollen, was auf den zwei Seiten steht, und nur eine Sache auszugraben trachtet. Man findet dann nebenbei schon von selbst noch etliche Arme und Beine anderer hier liegender Statuen. Wir lassen also alle Betrachtungen über Volksdichtigkeit, Zunahme oder Abnahme der Menschen in den verschiedenen Ländern, über die Größe der Staaten und ihre daraus etwa folgende Militärkraft und anderes beiseite und suchen nur das ziffernmäßige Verhältnis von Mann und Weib auf der Erdoberfläche zu erfassen. Und zwar beginnen wir mit der letzten Ziffer rechts unten: Bevölkerung Australiens ohne Ureinwohner. Es gibt in Australien:

Männer	2 384 000
Frauen	2 162 000
Männerüberschuß:	222 000

Also ein Männerüberschuß von etwa 10 % der gemeinsamen Ziffer! Das ist für uns etwas Ungewohntes, denn wir wissen es ja seit vielen Jahrhunderten nicht anders, als daß es mehr Frauen gibt als Männer. Deshalb ist also Australien das gelobte Land der Frauenbewegung. Dort ist jede Frau ein Wertgegenstand. Wenn eine Frau nicht weiß, wohin sie gehen soll, dort ist noch Nachfrage. Das ist der Zustand des Koloniallandes mit Einwanderung. Der Mann wandert, die Frau bleibt zu Haus, und drüben in der Ferne fängt er an zu deklamieren: ehret die Frauen, sie

flechten und weben u. s. w. Auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika bieten ein ähnliches Bild:

Männer	38 969 000
Frauen	37 243 000
Männerüberschuß:	1 726 000

Hier ist der Ueberschuß nicht so groß, noch nicht 5 %, hier wird also die Frau es besser haben als bei uns, aber nicht so gut als in Australien, und zwar ist der Männerüberschuß am atlantischen Ozean fast im Erlöschen, aber weiter drüben in den nordamerikanischen Zentralstaaten und Weststaaten, da gibt es Landstriche von fast australischem Gepräge. Auch in Afrika finden sich koloniale Gebiete mit starken Männerüberschüssen: Transvaal, Oranjestaat, Kapland, Sierra Leone. Alte Kolonien verlieren natürlich ihre Frauenarmut und rücken in die Zone der Frauenüberschüsse ein. Brasilien und Argentinien haben noch Männerüberschuß, auch Kuba, aber Mexiko, Portoriko, Britisch Westindien, Jamaika, Venezuela sind bereits überwiegend weiblich. Man kann deshalb wohl versucht sein, die Zeit des besonderen Frauenmangels nur als geschichtliche Uebergangserscheinung zu betrachten und könnte mit Bedauern konstatieren, daß die schönen kulturellen Vorzüge dieser um Frauen werbenden Länder irgendwann zu den romantischen Erinnerungen der Weltgeschichte der Weiblichkeit gehören werden. Immerhin bleibt aber vielleicht bei dieser Betrachtungsweise so viel übrig für eine der Frauenzukunft freundliche Ueberlegung, daß der besondere Druck der Frauenziffer in den Auswanderungsländern einmal nachlassen wird, wenn diese aufhören werden, Männer zu exportieren. Wenn also Deutschland kein Auswanderungsland mehr ist (und es hat beinahe aufgehört, ein solches zu sein), so müßte nach dieser Theorie bei uns das Ziffernverhältnis zwischen Männern und Frauen wieder günstiger werden, denn die Männer bleiben ja im Lande. Es müßte so sein, wenn die Aus- und Einwanderung die einzige Ursache der Ungleichheit der Geschlechter wäre. Das aber ist offenbar nicht der Fall. Die eigentlich schweren Probleme der berühmten zwei Seiten beginnen jetzt erst. Es scheint nämlich so, als ob die ältesten und größten Völker der Welt einen Männerüberschuß haben. Leider gibt es noch keine chinesische Statistik von Mann und Frau. Sie müßte von durchschlagendem Werte für unsere Frage sein, wenn sie zuverlässig wäre. Aber auch ohne China kann die Frage der vorkapitalistischen Urvölker einigermaßen beantwortet werden, wenn man folgende Zahlen aus Indien liest:

Männer	149 952 000
Frauen	144 409 000
Männerüberschuß:	5 543 000

Der Ueberschuß ist verhältnismäßig geringer als in Nordamerika, aber er ist vorhanden. Einen Augenblick denkt man, daß die indische Zählung eben einfach etliche Millionen Frauen vergessen habe. Wozu alle Frauen aufschreiben? Aber die nähere Beachtung der Ziffern der einzelnen indischen Provinzen spricht gegen diese naheliegende Annahme, denn sie bietet große Verschiedenheiten. Die Provinz Madras hat starken Frauenüberschuß,

Bengalen hat fast völlige Gleichheit und nur die anderen Provinzen haben mehr Männer. Werden in Madras und Bengalen weniger Mädchen getötet als in Bombay oder Punjab? Hier hört unsere Kenntnis auf. Indien allein reicht nicht aus, um eine Meinung zu gewinnen. Es ist aber sofort stärker beleuchtet, sobald wir Japan hinzunehmen:

Männer	23 602 000
Frauen	23 131 000
Männerüberschuß:	471 000

Hier ist der Ueberschuß prozentual noch kleiner als in Indien, aber auch hier ist er vorhanden. Er ist in Egypten, auf Ceylon, auf Formosa, auf den Inseln der Südsee, soweit von ihnen Ziffern vorliegen. Es wäre sehr interessant die muhammedanischen Länder mit den asiatischen Bevölkerungen vergleichen zu können. Hier aber versagt die Statistik. Die Türkei und Persien fehlen ganz und Algerien gibt keine Scheidung der Geschlechter. Besäßen wir China und die muhammedanischen Gebiete, so würde es vermutlich unbedingt sicher sein, daß es in der Menschheit im Ganzen mehr Männer als Frauen gibt und daß der für uns seit alten Zeiten vertraute Frauenüberschuß eine europäische, christliche oder kapitalistische, Erscheinung ist.

Damit treten wir den europäischen Ziffern näher. Das erste, was wir tun, ist das Suchen nach etwa vorhandenen europäischen Männerüberschüssen. Es findet sich mehr als wir erwarteten. Männerüberschuß haben: Bosnien und Herzegowina, russisch Polen, Kaukasien, Serbien, Rumänien, Bulgarien, Griechenland. Wenn das europäische Rußland (abgesehen von Polen und Kaukasien) in dieselbe Klasse gehören würde, so wäre alles glatt und einfach, dann würde der Frauenüberschuß ein Charakteristikum geförderter kapitalistischer Zivilisation sein. Aber Rußland ist ein entschiedenes Frauenland, noch entschiedener als Deutschland oder England. Hier ist das Nachdenken am Ende! Wer kann sagen, weshalb Rumänien, Bulgarien, Serbien, Polen in den Grundziffern der beiden Geschlechter anders auftreten als die Russen? Die russischen Zahlen sind:

Frauen	47 693 000
Männer	45 750 000
Frauenüberschuß:	1 943 000

Warum stirbt der russische Mann um soviel leichter als die russische Frau? Die Auswanderung erklärt einiges aber längst nicht alles und auch die russischen Gefängnisse reichen zur Erklärung dieser Ziffer nicht aus. Es muß allgemeine wirtschaftliche oder moralische Dinge geben, die entweder die Frau stärker schützen oder den Mann stärker ruinieren. Man ist geneigt an den russischen Alkohol zu denken. Die russische Ziffer gleicht formell der Ziffer aller abendländischen Kulturnationen, ist aber wahrscheinlich etwas anders entstanden als diese. Die Frauenüberschüsse von Deutschland, England und den anderen abendländischen Nationen stammen zu einem guten Teil aus der größeren Geschütztheit der Frau. Die lebensverlängernde Kraft der Zivilisation kommt beiden Geschlechtern zu gute,

aber der Frau im allgemeinen in höherem Grade, weil die Frau bevormundeter, behüteter und dadurch moralisch normaler ist als der Mann. Die deutschen Ziffern sind folgende:

Frauen	30 737 000
Männer	29 868 000
Frauenüberschuß:	869 000

Um diese Ziffern einigermaßen zu erklären, müssen wir freilich nun unsere berühmten zwei Seiten verlassen und nach anderem Materiale greifen. Der süddeutsche Leser verzeihe, wenn ich die preußische Statistik nehme! In Preußen war das statistische Durchschnittsalter aller Verstorbenen:

	Männer	Frauen
1876—1880	25,4 Jahre	27,1 Jahre
1902	29,2 „	32,1 „
Gewinn:	3,8 Jahre	5,0 Jahre

Diese kleine Tabelle ist sehr lehrreich. Beide Geschlechter gewinnen Lebensspielraum, aber die Frau gewinnt mehr. Wenn es nur diese eine Tendenz gäbe, so müßte im Laufe der Zeit der Frauenüberschuß immer unheimlicher werden. Es gibt offenbar noch andere Faktoren, deren einer die Einwanderung von Männern ist. Sonst wäre nicht zu erklären, daß zwischen den beiden letzten deutschen Volkszählungen die Männer um ein weniges stärker zugenommen haben als die Frauen. Es scheint, daß wir den Gipfel unserer nationalen Weiblichkeit überstiegen haben. Doch ist diese Wendung so neu und in ihren Gründen so wenig erforscht, daß man gut tut, nur die Tatsache selbst auszusprechen, daß von 1900 bis 1905 die Männer um 7,68 % gewachsen sind und die Frauen nur um 7,36 %. Da die Frauen einen sehr großen Vorsprung haben, bedeutet das noch lange keinen Uebergang in die Reihe der Männervölker.

Ob sich die Frauen freuen sollen, wenn ihnen die lebenerhaltende Kraft der Kultur stärker zum Gewinne an Lebensspielraum wird als den Männern? Die einzelne Frau hat gewiß alle Ursache, diese Entwicklung zu loben, die ihr Jahre des Lebens zusetzt, aber das Geschlecht im ganzen fühlt diese gute Ernte an Lebensjahren als einen Druck auf den Wert der Frau. Der Ueberschuß erzeugt auch bei den besten Waren ein Sinken der Preise. Wenn also die Frauenbewegung die Bevormundung der Frau vermindern will, könnte ein übelwollendes Gemüt auf den Verdacht kommen, daß dieses deshalb getan werde, damit die Geschütztheit des weiblichen Einzelwesens sich zu Nutzen der Gattung verkleinere. Die Frauen hoffen, daß sie nicht immer Überschuß aufweisen. Sollten sie aber einmal soweit kommen, dann wünschen wir ihnen, daß sie sich nicht in Indien sondern in Australien wiederfinden.

Rundschau.

Ibsen.

Henrik Ibsen ist tot. Norwegen ist um seinen größten Sohn, die Welt um den größten Dramatiker des Jahrhunderts ärmer. Nicht daß sein Sterben eine plötzliche Lücke in das Geistesleben unserer Tage risse. Er starb seit fünf Jahren, sein Tod war erwartet. Seit dem Drama „Wenn wir Toten erwachen" hatte er der Welt nichts mehr zu geben. Er hatte, mit der ihm eigenen Bestimmtheit und Unwiderruflichkeit, einen Strich unter sein Schaffen gesetzt: Fertig! Was seinem Solneß nicht beschieden war, den Kranz auf dem krönenden Turme mit fester Hand aufzuhängen, er hat es gedurft. Dennoch trifft die Trauerkunde wie ein schwerer und schmerzlicher Schlag. Denn es war ein Trost, ihn lebend zu wissen, wie es ein Trost ist, daß gewisse hohe und einzige Dinge existieren auch ohne daß wir ihres Daseins in jedem Augenblicke gedächten.

Ihm geziemt, wie es in der letzten Fytte des Beowulf beschrieben ist, eine Bestattung nach uraltem Brauche: „Auf schichteten ihm da die Mannen einen Scheiterhaufen auf der treuen Erde, mit Helmen umhangen, mit Schlachtschilden, mit schimmernden Brünnen, wie ers befahl. Hin legten sie da zumitten den Fürsten, die trauernden Helden, den lieben Herrn. An zündeten sie auf dem Berg der Leichenfeuer mächtigstes. Auf stieg der Rauch."

Ihm geziemt, wie das französische Volk bei Victor Hugos Tode es sich nicht nehmen ließ, eine fürstliche Leichenfeier: denn dem Lande starb der beste Mann, der glänzendste Name, der typische Repräsentant. Ibsen ist Norwegen. Wie sein Peer Gynt der schlimmen, war er der Vertreter der tiefsten und größten Eigenschaften des Volks. Kein Mensch spräche von norwegischer Literatur, wenn Ibsen nicht gewesen wäre. Er hat seinem Volke seinen Namen gegeben, und es glänzte auf. Er hat den engen Kreis seiner Nation überschritten, um ein europäischer Dichter zu werden. Man kann sein Werk ablehnen, wie es ist. Kann ihm den Namen eines Dichters mit triftigen Gründen bestreiten. Man kann nicht um ihn herumkommen. Seine Wirkung war ungeheuer. Sie läßt sich nur mit der Wirkung vergleichen, die Richard Wagner ausgeübt hat. Er hat die europäische Musik, Ibsen das europäische Drama in einem gänzlich veränderten Zustande zurückgelassen. Beide haben einen neuen Maßstab aufgestellt, neue Ziele auf neuen Wegen gefunden.

Seine Persönlichkeit war so groß, daß sie das Gefäß seiner Kunst beinah sprengte. War er überhaupt ein Dichter? Ein Dramatiker? In dem Sinne in dem man vorher den Dichter, den Dramatiker verstand? Hat er den Begriff erweitert, oder zerstört? Hat er am Ende das Drama selbst zerstört? So daß er der letzte Dramatiker gewesen wäre, oder aber der Erste auf einer neuen Bahn für die wir noch keinen Namen haben?

Was er vorfand war, für Skandinavien, die romantische Dramatik Oehlenschlägers. Für Europa, das Gesellschaftsdrama der Franzosen. Beides hat er zerschlagen. Es gibt keine romantische Dramatik, kein Gesellschaftsdrama in diesem Sinne mehr. An beider Stelle setzte er eine eigene, nur von ihm gemeisterte, nur ihm natürliche und notwendige Kunstform. Nun sein Hauch verweht, steht die Form leer. Sie ist sinnlos ohne ihn.

Vielleicht kam er als Verhängnis, in eines Lebens schmaler Spanne die Entwicklung von Jahrhunderten vorwegzunehmen. Vielleicht als der große Zerstörer und Zermalmer der Zweifler und Unterwühler, der das Ende bedeutet.

Vielleicht sehen wir an ihr jetzt nur die verneinende, noch nicht die aufbauende Macht. Nur das Ende einer alten, noch nicht den Anfang einer neuen glanzvollen Entwicklung. Noch nicht? Oder nicht mehr?

Etwas Mythisches war an ihm. Wie Hauch uralter Sagen umwittert der Mythus den Mann und das Werk. Etwas Inkommensurables bleibt auf dem Boden fast all seiner Dramen. Ihr Kern bleibt unaussprechlich, unfaßbar, proteisch. Sie gleiten aus der Hand, stellen Fragen statt sie zu lösen, deuten und verwirren sich wechselseitig wie alte, alte Rätsel.

Da er noch lebte, war er schon wie tot: er hatte sich selber begraben. Da er tot ist, wird sein neues, unbegrenztes und geheimnisvolles Wallen und Wirken erst beginnen? Oder starb er gerade noch zur rechten Zeit? Niemand vermag es zu sagen. Aber begrabt ihn mit fürstlichen Ehren, diesen Toten, und legt ihm drei Dinge auf den Sarg: eine Krone, einen Hammer und ein Schwert! J. H.

Das Theater in Berlin.

Max Reinhardt hat im Herbst vorigen Jahres von dem „Deutschen Theater" Besitz ergriffen. Nicht als Eroberer wollte er dort einziehen, sondern als legitimer Nachfolger von zwei bedeutenden Direktoren und vielen großen Künstlern, die diesem Hause in nur zwei Jahrzehnten einen historischen Charakter und einen ehrwürdigen Ruf erarbeitet haben. Er verbeugte sich also vor den Manen dieses Hauses, er brachte ihnen Opfer als ob er zur Familie gehörte, und in der Ahnengalerie, mit der er die neubekleideten Wände schmückte, wurde sogar Otto Brahm nicht vergessen. Dieser hatte unterdessen im Lessingtheater eine Verteidigungsstellung bezogen. „Horch, der Wilde tobt schon an den Mauern!" Sein altes Haus war ihm genommen worden, jetzt lebt er in steter Besorgnis um die Treue seiner Kerntruppen; seine mächtigsten Helfer Else Lehmann und Rudolf Rittner sind bereits zu dem jugendlicheren, glänzenderen Feinde abgefallen, der seine Mauern mit goldbeladenen Eseln belagert. Es herrscht ein offener Kriegszustand, dem Berliner so erfreulich durch seine Rücksichtslosigkeit und fortwährenden Alarm, daß er sich, wie seit Jahrzehnten nicht, wieder für Theaternachrichten interessiert, und das Publikum, das in Sensationen flinker Handstreiche und tückischer Ueberfälle schwelgen darf, erwartet mit angenehmer Erregung, wer von den beiden den andern oder sich selbst zuerst ruinieren wird. Beide haben Glück gehabt, nur daß Reinhardts Fortuna um fünfzehn Jahre jünger, kecker, leichter ist und darum noch stehend auf der rollenden Kugel reiten kann, ein Vehikel, dem Brahm sich auch in den Tagen der Rüstigkeit nie anvertraut hätte. Als der frühere Kritiker der Vossischen Zeitung das deutsche Theater übernahm, hatte er die große Erbschaft der Freien Bühne zu verzehren; sie gab ihm Ibsen und Hauptmann, dazu den Kern eines Ensembles, das er in unvergleichlicher Weise für den Dienst des Naturalismus diszipliniert hat. Die andere Erbschaft des klassischen Repertoires, das ihm L'Arronge am deutschen Theater hinterließ, hat er wohl angetreten aber nicht erhalten. Mit Kainz und der Sorma gingen auch Shakespeare, Goethe, Schiller, Lessing, Kleist, Hebbel, Grillparzer von seiner Bühne, und die ihm treu gebliebenen Künstler hatte er bald für die Darstellung moderner Wirklichkeit so gut erzogen, daß sie keinen Vers, kaum noch ein dialektfreies Schriftdeutsch sprechen konnten und sich einigermaßen lächerlich machten, wenn sie statt eines Regenschirmes ein Schwert oder ein Königsszepter in die Hand bekamen. Vieles hat Brahm unterlassen, aus Bedächtigkeit und ängstlicher Sparsamkeit, aus Abneigung gegen alles Schillernde,

Exzentrische, Phantastische, als Puritaner des Naturalismus, aber die Orthodoxie, mit der er ihn pflegte, bis zu Tode pflegte, hatte auch ihre überzeugte Frömmigkeit, und die schlichte Sachlichkeit, die fast demütige Ergebenheit, mit der er dem Willen seiner Dichter diente, hat uns reine Erinnerungen und tief nachwirkende Eindrücke hinterlassen. Die Aufführungen der „Weber" und des „Biberpelzes", der „Gespenster", der „Wildente", des „Volksfeinds", aus einem brüderlichen Verständnis der Sympathie geboren, mit zäher Anhänglichkeit immer weiter gepflegt und erneuert, verwirklichten mit einer Vollkommenheit, die sich wohl nie mehr wiederholen wird, jenes Ideal, das Hans Pfitzner in diesen Blättern einmal als das „des absolut Richtigen" bezeichnet hat. Jedenfalls war Brahm der absolut richtige Mann für Ibsen und Hauptmann, die seine eigene literarische Ueberzeugung an die Spitze einer neuen Entwicklung gestellt hatte; er war es nicht mehr ganz, als der eine, der Bergmann mit dem Grubenlicht, mit Hacke und Dynamit, endlich auf den Berg selbst stieg, als der andere sich aus seiner schlesischen Wirklichkeit in Traumreiche von Märchen und Legende verlor. Wohl folgte er ihnen, weil er treu ist und sein Vertrauen unerschütterlich, auch ins Phantastische und Symbolistische, wobei er sogar Hauptmann schließlich einholte, beim Hannele noch nicht, aber bei der tanzenden Pippa, wohl entschloß er sich auch als sorgender Hausvater, weil es doch seine Kinder waren, den Aufwand der Schnitzler und Hoffmannsthal an üppigen Renaissancephantasien maßvoll zu bestreiten, aber am sichersten fühlte er sich doch, wenn es recht bürgerlich und solide zuging in der Dichterfamilie seines Hauses, die so verwandt war wie Adler, Zaunkönig und Taube, wie Ibsen, Sudermann und Hirschfeld oder wie Hauptmann, Fulda und Dreyer. Brahm ist eine literarische Persönlichkeit, ein Mann von Gesinnung, aber gering entwickelter Sinnlichkeit, daher nicht leicht zu verführen, von einer bürgerlichen Rechtschaffenheit, die mit den exzentrischen Sensationen der Wilde, Shaw, Wedekind nichts zu tun haben mochte, von einer geschäftlichen Nüchternheit, die Maeterlinck erst bemerkte, als er ein kniffliches, kassenfreundliches Theaterstück geschrieben hatte, ein Skeptiker endlich, der sich aus Vorsicht gern an die nahe kontrollierbare Wirklichkeit hält. Die grüne Jugend wollte in ihm nichts als den Geschäftsmann und senilen Reaktionär sehen, sie karrikierte ihn ungefähr als den arroganten Portier eines wohlverschlossenen Hauses, der die Leute ohne Visitenkarte mit einer groben Handbewegung auf die Hintertreppen der Versuchsbühnen und der anderen sezessionistischen Unternehmungen verwies. Tatsächlich hat er gegen die junge Generation, die mit den Schlagworten Neuromantik und Höhenkunst an des Reiches Pforten pochte, eine eiskalte Zurückhaltung bewiesen, aber wenn er sich gegen das Versgeklingel der Scholz, Eulenberg, Fuchs, König, schwerhörig verhielt, so beriet ihn der erfahrene Theatermann, der das Buchdrama witterte. Nicht Brahm hat die Jugend im Stich gelassen, sondern die Jugend ihn, diese Generation von symbolistischen Dämmerungszüchtern, die sich gern im Halbdunkel von unserem alten Märchengold ein Stückchen abbrechen, die sich für Singvögel halten und weder singen noch fliegen können. Sie werden bald gegen Reinhardt dasselbe Lied zwitschern, der ja seine Netze weit geöffnet hatte, um ebenso wenig den Stieglitz für die Nachtigall behalten zu wollen. Gesündigt hat Brahm an seinem Repertoire, weil er die Klassiker ausmerzte, statt auf der Linie Hauptmann-Kleist-Shakespeare zurückzugehen, weil er erfolgreiche Stücke ins Unendliche laufen ließ, ohne dazwischen ein Experiment zu wagen, gesündigt vor allem gegen seine Künstler, die er in gleichmäßigen, oft zu niedrig gestellten Aufgaben immer wieder vollkommen sein ließ, ohne sich mit Problemen herumzuschlagen, ohne mit ihnen umzulernen und sich zu verjüngen. Aber vielleicht (und der Gegenbeweis soll erst noch von Reinhardt geführt werden) kann ein Privattheater

Vollkommenes nur in der Einseitigkeit erreichen, vielleicht ist die intensivste Kultur des einen naturalistischen Stils Bedingung gewesen, um die für Ibsen und Hauptmann geschaffenen Großtaten der Bühne hervorzubringen, an die man sich plötzlich mit neuer Dankbarkeit erinnert. Man wußte nur noch von dem Ungeist Ifflandscher Stubenbehaglichkeit, der blöd behaglich in diesem Hause hockte, man vergaß, daß Brahm mit dem jungen Naturalismus stark gewesen war, bevor er mit dem alternden schwach wurde, daß er unentbehrliche Pionierarbeit verrichtet und vor dem Schlafrock einmal den Harnisch getragen hat. Gerade nachdem Reinhardt mit seinem etwas buntscheckigen Gefolge und der ihm immer noch anhaftenden Unruhe ins deutsche Theater eingedrungen ist, entsinnt man sich seines alten Herrn mit erneuter Anhänglichkeit, man findet an seiner vielgeschmähten Persönlichkeit plötzlich etwas zuverlässiges, fast verehrungswürdiges und macht ihr Reverenzen, die frühere Respektlosigkeit vergüten sollen. Auf Berlins lockerem Sandboden ist alles in Kunstdingen jung, lose, unzusammenhängend, nicht zum mindesten die Kritik mit ihren zum Teil sehr jugendlichen Vertretern, die schnell bewundern, schnell verwerfen, aber ehrlich genug sein können, um sich öffentlich zu korrigieren und Buße zu tun. Sie erkennen jetzt an, daß dieser abstrakte, rationalistische, unheilbar berlinische Brahm in der deutschen Theatergeschichte eine Epoche bedeutet, daß er mindestens an der Richtung, in die ihn seine literarische Ueberzeugung trieb, als Künstler gehandelt hat. Leider hat Brahm sich von dieser unerwarteten Welle des Wohlwollens, die ihn zu seinem fünfzigsten Geburtstage überraschte, zu keinem besonderen Unternehmen hinreißen lassen. Er gab wie sonst das neueste von Hauptmann, Sudermann, Schnitzler und einigen Kleineren, er strich wohl nicht ohne Verwunderung einen plötzlichen Kassenerfolg von „Rosmersholm" ein, das vom Publikum in einer guten Aufführung etwas spät entdeckt wurde, nachdem es frühere, noch viel vollendetere recht gleichgültig und verständnislos angestarrt hatte. Das Glück dieser Bühne ist wenigstens unter Brahms Leitung immer nur von den Stücken, nie von den Schauspielern abhängig gewesen. Wenn der Autor sich vor dem Publikum verbeugte nach der alten Unsitte, die auch Hauptmann anständig scheint, waren die Künstler mit dem letzten Worte des Dramas verschwunden. Sie erschienen nie an der Rampe, sie hörten mit der Vorstellung auf zu existieren und ihre Enthaltsamkeit von allem Persönlichkeitskultus des Komödientums schien zu sagen: Wir sind nur Diener am Wort, das euch gläubig oder ungläubig findet, wir sind nur Instrumente des Dichterwillens, die die Schwingungen seiner Seele in die eure hinüberleiten, wir arbeiten nicht für uns, sind überhaupt nicht um unser selbst willen da, aber weil wir mit der immer gleichen Präzision funktionieren, erkennt ihr genau den Wert oder Unwert der Dichtung, die sich unser als sichtbarer Zeichen, als notwendiger Mittel der Versinnlichung bedient. Oh, les braves gens! Hier war die höchste Tüchtigkeit zur tiefsten Bescheidenheit geworden, die lauterste Ehrlichkeit verbat sich allen Flitterglanz, die zur Blutsverwandtschaft gewordene Einheit der Erziehung erhielt das Gleichgewicht zwischen einem halben Dutzend starker Individualitäten, und der Hüter der guten Sitte, der wachsame Geist, der den eisernen Ring der Disziplin nicht lockern ließ, war Otto Brahm.

Brahm kam von der Kritik und der Philologie zum Theater, er kam mit einer literarischen Gesinnung, die ihm Geld einbrachte und immer mehr zum geschäftlichen Gewissen zusammenfiel. Dem Naturalismus, mit dem zusammen er alterte, hat er einen Stil geschaffen und vollendet. Reinhardt will alle Stile haben. Er ist Schauspieler, seit dem großen Schröder der erste junge Schauspieler an der Spitze einer großen Bühne, als solcher auf keine literarische Tendenz eingeschworen, keiner Partei dienstbar, oder vielmehr er vertritt die

Partei des Theaters. In der Antike war der Schauspieler vor dem Dramatiker da, er wurde dann sein eigener Regisseur und Theaterdichter, und noch während der Renaissance hat diese alte Identität die größten Bühnenbeherrscher Shakespeare und Molière hervorgebracht. In Richard Wagners Gesamtkunstwerk hat Nietzsche wieder diesen alten Schauspieler entdeckt, der den ganzen Kult der ehemals ungetrennten Künste in sich trägt, nur daß diese Entdeckung, die ihn vor seinem Abfall begeistert hatte, nachher zu einer Denunziation entartete. Als der Komödiant sich von dem Dichter getrennt hatte, brauchte er Jahrhunderte um ihn wiederzufinden, er hat ihn unterdrückt, geplündert, ausgehungert, um ihn jetzt wieder als den unabhängigen Schöpfer, als den alleinigen Inspirator, ohne den das Theater ein Vakuum wäre, auf den Thron zu setzen. Reinhardt hat den älteren, naiveren Standpunkt, der heute wieder der neuere und der der „Intellektuellen" ist, angenommen, er setzt das Theater in den Mittelpunkt der Welt, umgeben von allen Künsten, die ihm dienen müssen, er schreibt ihm, das mehr als eine neutrale Lokalität sein soll, eine träumende Seele, eine Weltseele zu, die nur vom Dichterwort angerufen zu werden braucht, um zu erwachen, um sich aller Menschheitserinnerungen, die sie bewahrt, bewußt zu werden. Für das Theater blühen die Blumen, wachsen Eichen und Zypressen, jagen die Wolken, brausen die Stürme, für das Theater sind die Pyramiden gebaut worden, Parthenon und Pergamenischer Altar, für das Theater hat die Renaissance gebildet, das Rokkoko getändelt, die Gegenwart geforscht und erfunden. Es hat Raum, Atmosphäre, Licht, Farbe, Stoffe, Geräte, Menschen, und damit täuscht es dir alles vor, was deine Erinnerung verehrt, deine Sehnsucht verlangt, es ist die Welt als Spiel und Schein, als ästhetisches Schauspiel, es ist die Verwirklichung deiner Phantasie, deine sinnlichste Vorstellung, die nichts von einmal erlebter Schönheit sterben lassen will. Du reist, um eine Landschaft oder ein Volk zu sehen, ein Museum oder eine Kirche. Es gibt einen Künstler, der dir alles zeigt, noch dazu so schön wie du selbst es nie sehen könntest, einen Wald, wie ihn Shakespeare, eine Märchenburg, wie sie Maeterlinck geträumt hat, einen griechischen Himmel, so blau, wie ihn nur Hoffmannsthal empfindet, einen Wiener Prater, so steif und komisch, wie ihn nur Nestroy spöttisch ersinnt — dieser Künstler zeigt dir die Welt auf tausendfache Weise, gespiegelt in klugen, schelmischen, boshaften, tiefen, lachenden und weinenden Augen, und dieser Mann, der Natur, Kunst, Kultur mit hundert Sinnen aufnimmt und mit tausend Händen dir davon eine Illusion formt, ist der moderne Regisseur. Er ist Gelehrter, Techniker, Architekt, Bildhauer, Maler, Musiker und Schauspieler, oder vielmehr, er möchte es sein. Reinhardt hat gewiß nicht den Größenwahn, sich für diesen Universalmenschen zu halten, aber er hat den Fanatismus, der das Theater für die Universalkunst hält und alle anderen Künste ausnutzt oder wie Goethe in den „Wanderjahren" mißmutig sagte, ausplündert, und so hat er eine Akademie gegründet mit einer Techniker-, Architekten-, Bildhauer-, Musiker- und Malerklasse. Sie müssen alle für ihn arbeiten, und das Interesse der Berliner Finanzwelt, das sich zum erstenmal auf das Theater richtete, hat diesen Glückspilz auch in Stand gesetzt, als fürstlicher Besteller aufzutreten. Man behauptet sogar, daß er sich auch Leute hält, die für ihn denken, die vor ihm debattieren müssen, um ihm Anregungen zuzubringen. Mag er nun ein Maler ohne Arme, ein Dichter ohne Worte, ein Musiker ohne Lieder, sogar ein Dramaturg ohne besondere literarische Kenntnisse sein, meinetwegen ein Dilettant auf allen Gebieten, jedenfalls bin ich überzeugt, daß er die gewisse Theaterseele hat, eine besonders organisierte Phantasie, die nicht nur unter den Anregungen eines bestimmten Textes arbeitet, sondern sich auch von den Coulissengeistern selbst ihre regen, träumerischen Schauspiele aufführen läßt. Immer-

hin wird ihn dieses produktive Vermögen, das zweifellos in der Luft schweben muß, wenn es nicht durch das Dichterwort zum fruchtbaren Niederschlag gebracht wird, niemals zu der Unverschämtheit des genialen Engländers Craigh verleiten, der den Dichter für überflüssig hält, wo ein Regisseur waltet. Aber es wird seine Neigung für die Schöpfungen steigern, die des Regisseurs am meisten zu bedürfen scheinen, und er wird sich diese Bedürftigkeit gern übertreiben. Die Erinnerungen an seine besten Aufführungen sind gleichbedeutend mit malerischen Eindrücken. Für die „Minna von Barnhelm", für „Kabale und Liebe" hat er Interieurs geschaffen, an denen der Chodowieckikenner jeden Zug billigen mußte, und die schwüle orientalische Nacht der „Salome" mit ihrem Duft von Schweiß und Blut, von Weiberfleisch und Weihrauch werde ich noch atmen können, wenn Wildes lebendes Bild längst für mich tot sein sollte. Reinhardts inniges Verhältnis zu den bildenden Künsten ist für die Bühne nichts neues. Auch die Meininger bauten darauf, aber sie haben immer nur Piloty gespielt, während heute Beardsley, Klinger, Böcklin, Menzel, Thoma oder Corinth gespielt wird. Die Männer der Freien Bühne entdeckten ihrerzeit, daß das Theater um ein Menschenalter hinter der europäischen Literatur zurück war, und sie stießen es in die Entwicklung hinein, so daß wir nicht mehr bei jeder Vorstellung Schaden an unserem Verstand zu fürchten hatten. Reinhardt sorgt dafür, daß wir nicht mehr Schaden an unseren Sinnen nehmen, und er hat damit den jetzigen Zustand der Intellektuellen getroffen, die vor zwanzig Jahren sozialkritisch, revolutionär, proletarisch gesinnt waren und heute aus Bildern, Möbeln, Exlibris, Bibelots, Schlipsen und Reisemützen schnell eine Kultur schaffen wollen. Jedenfalls hat er den Theatermaler abgesetzt, der für jede Dekoration die erforderlichen Quadratmeter bepinselter Leinwand fabrizierte; und mit seinen Orlik, Walser, Corinth wirkliche Künstler eingesetzt, die wirkliche Bilder komponieren. Aus dem Brahmschen Lager wurden ihm die Anklagen Ausstattungssucht und Tapezierkunst entgegengeschleudert, mit Recht und Unrecht. Die Aufführung seines „Käthchen von Heilbronn", willkürlich zugerichtet, zerrissen und verstümmelt, wurde von einer Dekoration erdrückt, so üppig und fast prahlerisch in ihrem dekorativem Glanz, wie sie aus Kleists keuscher Märchenphantasie nun und nimmer hervorgehen konnte. Hier war die Handlung wirklich dem Bilde geopfert, während es vom Drama heißen muß: Im Anfang war das Wort. Nach der Hollunderbuschszene sah man den Grafen Strahl und sein Käthchen ungefähr auf eine feierliche präraphaelitische Weise verschränkt sich auf einem langen geraden Wege mit rhythmisch gemessenen Schritten gegen den Horizont verlieren. Das war vielleicht Dante und Beatrice, sicher aber eine unpassende Illustration zum „Käthchen". Der Ursprung der Stillosigkeit liegt zu Tage. Man begnügte sich nicht eine Stimmung im Zuschauer zu erwecken, man wollte sie auch bildlich darstellen, wodurch ihm die letzte Arbeit seelischer Reaktion abgenommen wird, und so sinkt eben der Zuschauer, um mit Lessing zu reden, zum Gaffer herunter. Ein anderes war es mit dem „Sommernachtstraum". Die Menschen in diesem Stück sind unbedeutend, uninteressant, kaum zu unterscheiden, und so durften es auch die Darsteller sein. Die Seele dieses Stückes ist allein die Landschaft, und wer sie vor uns hinzaubern konnte, diesen süßen Schrecken des Waldes mit neckenden Echos, mit Irrlichtern und Kobolden, wer darüber das Gespinst der märchenschaffenden Nacht und der einlullenden Träume breiten konnte, der hatte eben einen Sommernachtstraum gegeben. Aber was ist gemalter Mondschein und die ganze Gartenlandschaft aus Pappe im letzten Akt des Kaufmann von Venedig gegen den einen Vers: Wie süß das Mondlicht auf dem Hügel schläft! Darin ist bereits alle Dekoration enthalten, auch die Musik die ganz überflüssig dazu gemacht wurde, und wie fällt diese

luxuriöse Zurichtung als Plunder zusammen, wenn ein schülerhaftes Liebespaar das zärtliche Rezitativ nicht sprechen kann! Dennoch war der „Kaufmann“, wenn nicht eine gute, so doch eine frische, unterhaltsame, anregende Aufführung, weil Reinhardt seine frohe Sinnlichkeit begriffen hatte, die noch die Keuschheit keines Hoftheaterintendanten versucht zu haben scheint. Bis jetzt hat Shylock immer das Stück zersprengt, er hat ein Tragödienfragment aus einer Komödie herausgerissen, die zur entbehrlichen Staffage herunterfiel. Reinhardt hat die Sache wieder ins Gleichgewicht zurückgebracht, er beschwört den Shylock nur als Schatten, der die leichte spielerische Existenz von lebenshungrigen, wenig skrupulösen Genießern bedroht und unter dem Gelächter der von einem Alb befreiten verschwindet. Man muß den Eindruck haben, daß im sechsten Akt alles ins Bett geht und daß von den drei Paaren eine kräftige Liebesnacht gefeiert wird. Diese frische Luft des Zugreifens, die den Staub von Jahrhunderten wegbläst, ist Reinhardts beste und auch persönlichste Eigenschaft; denn die dekorative Kultur seiner Bühne kann von einer horchenden Intelligenz erkauft werden, die sich an die richtigen Künstler wendet. Das ist zum großen Teil eine Geldfrage, und auch Brahm, dessen Dekorationen in nüchterner Sparsamkeit und Geschmacklosigkeit schwelgten, hat schon unter dem Zwang der Konkurrenz in die Tasche gegriffen, um sich für Hoffmannsthals „Gerettetes Venedig“ bei Craigh ein Paar Bühnenbilder zu kaufen von einem malerischen Ernst und einer einfachen Strenge der Linie, die Reinhardts Leute noch nicht erreicht haben. Allerdings ist Reinhardt auch im Stande, fest daneben zu greifen und namentlich seine Aufführung des Tartüffe ist ein Exempel von der Unsicherheit und Unzuverlässigkeit, die mit diesem unruhigen Experimentator ins deutsche Theater eingezogen sind. Ich will nicht davon sprechen, daß man Wedekind, weil er von Natur die Physiognomie eines Zynikers oder Heuchlers haben mag, für die Hauptrolle bemühte, der nur lange schauspielerische Erfahrung gewachsen ist, sondern von der Ahnungslosigkeit gegen den inneren Gehalt einer so tiefen wie einfachen Komödie. Man konnte sich um die französische Tradition kümmern oder nicht kümmern, und das heißt Molière oder Fulda spielen. Wahrscheinlich ist Reinhardt in Paris gewesen und hat sich gemerkt wie die Franzosen Molière in der Tradition halten. Ein kahler Salon, an den Wänden ein paar Stühle, gerade so viel Requisiten wie die Handlung fordert, keine individuelle Atmosphäre, keine Ausbreitung des Zuständlichen, und die Menschen immer in Bewegung, lieber stehend als sitzend, nur für die Komödie da, und alle Sprecher, die nur durch den Dialog leben. Das hat er nachahmen wollen und doch alles entstellt, wahrscheinlich weil niemand unter seinen gelehrten Dramaturgen mit dem Original des Tartüffe vertraut war. Sie hätten ihm sagen müssen, daß Madame Pernelle trotz ihrer arroganten Beschränktheit für die Familie keine lustige Person sein kann sondern als Douairière ihr Oberhaupt, dem unbedingter Respekt erwiesen wird, daß die Soubrette Dorine derb, saftig, populär sein muß, vor allem nicht so jung wie die Haustochter, weil sie als die Klügere, Erfahrenere, immer Ueberlegene aufzutreten hat, daß Orgon der beste, jovialste Mensch von der Welt ist, gefährlich bis zum Verbrecherischen nur durch seine Dummheit, in der er wie in einer Wolke wandeln muß, daß seine Frau kühl kokett ist, nicht ohne neugieriges Interesse vielleicht für Tartüffes gediegene Frechheit, aber nur keine Potiphar, die sich vor dem aufgeregten Freier recht einladend rückwärts über den Tisch wirft. Seine kundigen Thebaner hätten ihm auch sagen müssen, daß man Molière auf Wedekind reduziert wenn man das zeremonielle im Gleichklang des Alexandriners rhythmisch geordnete Benehmen seiner Figuren in marionettenhafte Hampelmännerei übersetzt. Das Wesen von Reinhardts Bühnenkunst ist aber häufig eine Ueberregie, die die Fäden des Puppenspielers

störend erkennen läßt. Das zeigte sich auch trotz allen Verdiensten der Aufführung an Hoffmannsthals „Oedipus und die Sphinx". Die Leute sprachen mit zu vollen Backen, suchten eine Linie an fortwährenden Extremen des Affekts, und die Masse des Volkes, das den Befreier ersehnt, war weniger durch Not und Verzweiflung als durch dekorative Anordnungen der Regie bewegt. Wodurch es geschah, daß ein Hoffmannsthal, der nicht dramatisch sondern theatralisch, nicht in Natur und Menschen, sondern in Requisiten und Rollen denkt, noch theatralischer, künstlicher und noch breiter als lang wurde.

Damit kommen wir auf die innere Schwäche fast aller Reinhardtschen Unternehmungen. Es fehlt ihm an einem tüchtigen innerlich verwandt gewordenen Ensemble, es fehlt diesem die Wurzel eines einigen Willens, der ganz Instinkt geworden ist. Brahm hat große Kräfte diszipliniert, aus ihrer Natur heraus, daß sie wie Zweige eines Baumes wuchsen, Reinhardt hat minderwertige dressiert, und diese Dressur hat auch bessere in ihrer Entwicklung aufgehalten. Die Sorma ist ein Star, mehr Gast als zur Familie gehörig, die Eysoldt, dieser zufällig Weib gewordene Junge, eine große Stilkünstlerin von schaffender Intelligenz. Was sie ist, sollen die anderen werden und so werden sie stilisiert, möglichst auf einer Linie festgehalten, die zuerst an ihnen aufgefallen ist. Man wird da eine hervorragende Schauspielerin, weil sie einmal die Herodias gespielt hat, nie anders als mit raubtierartig geducktem Nacken sehen, während sie sich im Privatleben einer tannengeraden Figur erfreut, und ein anderer zweifellos begabter Schauspieler trägt durch alle Stücke die Figur des Barons aus dem „Nachtasyl", mit der er seinen Ruf begründet hat. Die naturalistische Periode hat viele Dilettanten auf die Bühne geschickt, die Gelegenheitserfolge fanden, wenn sie einmal sich selbst recht sorglos ausspielen konnten, und es ist eben das Unglück Reinhardts, daß er eine neue Aesthetik begründen will mit häufig unästhetischen Menschen, die unsauber sprechen und nicht repräsentieren können. Sie sind meistens ihrem Kostüm nicht gewachsen, sie wissen nicht, daß jedes Kostüm zu einem bestimmten Zeremoniell verpflichtet, daß dazu immer eine besondere Lebens- und Verkehrsform gehört, nicht zum letzten auch ein Gesetz der Dichtung von Mensch zu Mensch, das erst in unserer demokratischen, formauflösenden Zeit aus dem selbstverständlich herrschenden Kodex der Konventionen gestrichen worden ist. Bei Reinhardt ist alles dekorativ bis auf die Menschen, die noch lange nicht gehen können, wenn sie marionettenhaft gegängelt werden, und seine Welt war, namentlich im „Sommernachtstraum", in der „Minna", in „Kabale und Liebe", vollkommen überall, wenn der Mensch nicht hinkam mit seiner Qual. Dabei haben seine Schauspieler eine eigentümlich sorglose Art, Schwierigkeiten flott zu ignorieren, als ob die Verantwortlichkeit nicht ihnen sondern der alles vermögenden Regie zufiele. Sie sind auf ihren Posten gestellt, der General hält ihn für gut besetzt: also frisch drauf los! Ich kann nicht sagen, daß mir dieses allgemeine Selbstvertrauen mißfällt, mit dem die Reinhardtschen Aufführungen innerliche Risse munter überspringen. Es erzeugt im Berliner Publikum (das von Schauspielkunst genau so wenig wie jedes andere deutsche Publikum versteht) wieder eine Art von fröhlichem Vertrauen, und gegenüber einer werdenden Bühne sollte man nichts dagegen haben, daß die Illusion der Sicherheit hüben und drüben sich so lange erhält, bis die von Reinhardt so sehnlich erwünschten Triarier, die Else Lehmann, Rittner, vielleicht auch Bassermann in seine bunten, schwankenden Reihen einrücken. Dann bekommt er zusammen mit seinem vielseitigen Könner Schildkraut und mit dem norddeusch herben Kayßler das was ihm zum festen Stamm des Ensembles fehlt, nämlich Männer, Menschen von Seele und eigenschöpferischem Vermögen, die sich nicht zu dekorativen Zwecken einfach ins Bild stellen lassen, die gegen

seine malerischen Tendenzen ihre selbständigen Persönlichkeiten aufbieten können. Mit welcher herzlichen Freude wir durch Reinhardt der Coulissenbarbarei endlich entronnen sind, mit welchem echten Genuß wir auch die Früchte verzehrt haben, die er aus seinem innigen Verhältnis zu den bildenden Künsten zog, es kommt doch immer auf die Erfahrung des Theaterdirektors Goethe hinaus: Ein guter Schauspieler macht uns bald eine elende unschickliche Dekoration vergessen, dahingegen das schönste Theater den Mangel an guten Schauspielern erst recht fühlbar macht.

Das Idealbild des Demiurgos aller Künste, das ich im Anfang von Reinhardt entworfen habe, ist mir mit der fließenden Tinte etwas zerronnen, nicht in der Nachgiebigkeit gegen eine Reaktion, die sich ihm plötzlich nach der Besitzergreifung des deutschen Theaters in den Weg gestellt hat, sondern in einer schon länger genährten Vorsicht gegen die Ueberschwänglichkeit einer Kritik, die den Wollenden sofort am Ziele gesehen und den großartigen Anreger, noch mehr Angeregten, gleich als Vollender und Vollendeten gepriesen hat. Diese Reaktion, von der Brahm zugleich erhoben wurde, nährte sich von zwei auseinanderliegenden Ursachen. Es war zunächst der Geist des deutschen Theaters, und das heißt Ruhe, Gewissen, Kraft, der sich dem stürmischen Eroberer widersetzte, der ihm trotz der Verehrung der häuslichen Laren den Schein der Legitimität noch verweigerte. Reinhardt ist noch zu laut und zu schnell in seinen Unternehmungen; er gründet eine Theaterschule, noch bevor er sich ein reifes, tief durchgebildetes Ensemble erarbeitet hat, er stellt heute einen Sänger, morgen einen Schriftsteller dahinein, begehrt jeden Menschen von Geist oder Namen zum Regisseur, pendelt zwischen allen möglichen Beratern, die besser raten als helfen können, beschäftigt die Oeffentlichkeit bis zur Ermüdung, und wenn auch seine Seele in ihrem Enthusiasmus, Fanatismus sogar, allein die junge Triebkraft seiner Bühne nährt, er ist noch nicht ihr einziger Kopf, ihr einziger Wille und ihr einziger Arm. Das Theater verträgt keine Kameradschaftlichkeit, das verlangt den Absolutismus des immer und Allen Ueberlegenen. Reinhardt muß noch werden, was er vielleicht ist, und wie eine Bühne den Herrscherwillen einer mitreißenden Persönlichkeit darstellen kann, das zeigte sich an dem Gastspiel der Moskauer, das ihm in zweiter Instanz gefährlich geworden ist. Dieser Herr Stanislawski, der aus einem reichen Kaufmann zum Schauspieler wurde, ist von den Einsichtigen sogleich als der geborene Bühnenkönig erkannt worden. Unbegrenzt ist auch sein Reich nicht; er hat gezeigt, daß er dasselbe wie Reinhardt und noch besser, daß er aber nicht dasselbe wie Brahm kann, als er den „Volksfeind“ seiner dekorativen Regie opferte und diese Ibsenfigur selbst mit einer glänzenden Willkür mißverstand. Reinhardt ist Stanislawski verwandt genug, um gerade von ihm lernen zu können, vor allem die Selbstbeherrschung, die sich die bildende Kunst im Dienste des Theaters auferlegen muß. Seine Dekorationen sind häufig mit solcher Konkretheit ins einzelne gebildet, daß sie die Atmosphäre berauben, daß man im Anschauen den Atem zu verlieren meint, eine Wirkung, wie sie sich unvermeidlich unter dem Leinenhimmel eines Panoramas einstellt. Man muß aber zur Herstellung der Illusion immer mit dem Geringsten auszukommen suchen, man muß an der Plastik sparen, so lange das Auge des Zuschauers noch im Stande ist, sich durch das Mittel der Farbe Flächenwirkungen in körperliche zu übersetzen. Die Russen vermieden dieses Zuviel (abgesehen vom „Volksfeind“, für den die Dekoration das gleichgültigste sein darf), sie suchten wenigstens für die Landschaft mit dem Malerischen so weit wie möglich hauszuhalten und sie bauten auch eine Innenarchitektur viel leichter als Reinhardt, durchaus ohne den Ehrgeiz, die Schwere des wirklichen Materials andeuten zu wollen. Vollkommen waren sie allerdings auch nicht. Einmal hatten sie einen

Himmel aus blauen Lappen, der sich für das Auge nicht zusammenschließen wollte, und einmal Potemkinsche Häuser, die bei der leisesten Erschütterung ins Schwanken kamen. Aber bei einer nächtlichen Gartenszene, die ein Liebespaar in wundervolle Dämmerung hüllt, malten sie eine kleine Gruppe von Birken, in einer Linie gehalten, fein in den Vordergrund hinein, und wenn auch die Leinwand schon vor den Liebesseufzern zitterte, sie gab mindestens so viel Waldstimmung wie die Realität massiver Stämme, die bei Reinhardt die Luft beengen. Noch mehr war von ihrer Regie zu lernen, von der Kunst, die einzelnen und die Masse natürlich zu bewegen. Einen der interessantesten Momente aus Alexis Tolstois „Zar Feodor" gab das friedliche Eindringen von Moskauer Bürgern in den Palast des Gespuders, der sie mit patriarchalischer Freundlichkeit empfängt. Es schien da gar keine Statisten zu geben, vor allem keine Regie, die von außen mit dem Finger stößt, um die Masse in Bewegung zu bringen. Dieser Haufen hatte eben eine gemeinsame Seele, sogar einen gemeinsamen Körper, an dem die einzelnen, die da vorgeschoben wurden, sich nur als Glieder artikulierten. Vielleicht sind wir westlichen Menschen solchen natürlichen Massenempfindungen nicht mehr fähig, vielleicht sind wir auf den militärischen Drill angewiesen, um die Einheitlichkeit der Bewegung hervorzubringen, jedenfalls wird bei uns immer ein Takt angegeben, wo sich hier ein Rhythmus ganz selbstverständlich und von innen heraus zu bilden schien. Das szenische Bild war bei den Russen immer schön, aber nie absichtlich gestellt wie öfter bei Reinhardt, und die Regie war so zur Seele geworden, daß es seine Schönheit in fortwährendem Fließen, unabsichtlich und unbewußt zu erreichen schien. Die Menschen benahmen sich so natürlich wie möglich, sie erstarrten nicht zu Dekorationen wie das unter der Hand, nicht Reinhardts selbst, wohl aber seinen Regisseuren leicht vorkommt, sie traten mit einem guten Gewissen, mit einer Selbstverständlichkeit auf, als ob keiner vor dem Spiegel gestanden hätte, um sich die Miene eines großen aus dem 16. Jahrhundert zurechtzulegen. Unsere Schauspieler, wenn wir die fürstlichen Naturen etwa von Kainz und Matkowski ausnehmen, sind im allgemeinen gebildete Bürger, die mit dem historischen Kostüm zugleich eine feierliche Würde anziehen. Diese Russen hatten die angeborene Haltung von befehlenden Menschen, aber nichts von einer Konvention, die das Natürliche, Elementare des Individuums irgendwie behindert hätte. Unsere Schauspieler vergessen immer, daß der Affekt bei den Deutschen nicht leicht als Gebärde herausfährt, und sie tragen mit einer Lebhaftigkeit der Glieder vor, die der verhaltenen Innerlichkeit unserer Rasse widerspricht. Die Russen sind an sich lebhafter, schwankender, nachgiebiger gegen ihre flackernden Seelen, deshalb brauchen sie Lebhaftigkeit nicht so eifrig zu markieren und namentlich das stumme Spiel mit unserem übertriebenen Luxus auszubilden. Sie können auch einmal ruhig dastehen und bleiben dann noch immer lebendig genug. Wenn wir auch von ethnologischen Unterschieden absehen müssen und unser spröderes Material an Schauspielern mit diesem wachsweichen nicht vergleichen können, es gab da auf allen Seiten zu lernen, und Reinhardt, der so leicht Angeregte, ist gewiß der Mann, zugreifend und verwertend diese Lektion zu empfangen. Das Publikum, dem es früher nicht einleuchten wollte, hat erst bei den Russen gemerkt, daß Reinhardt kein Wundertier ist von einer sonst nicht existierenden Rasse, ebenso wenig wie ein Charlatan, als den ihn ein plumper Pamphletist ausschreien möchte. Es ist eben leicht, sich über ihn zu irren, weil er laut und geschäftig auftritt, ohne geschäftlich gesinnt zu sein. Die Großartigkeit, mit der er Geldsachen behandelt, zwingt ihn vielleicht, erfolgreiche Vorstellungen ins Endlose laufen zu lassen, die dann in zweiten und dritten Besetzungen herunterkommen, aber nichts spricht dafür, daß er seine Stücke aus geschäftlichen Gründen aussucht, und

nichts dagegen, daß er ein künstlerisches Ideal mit ergebenem Fanatismus verfolgt. Reinhardt ist noch keine Vollendung für die deutsche Bühnenkunst, wohl aber die Hoffnung, an die wir noch glauben dürfen.

Berlin. Arthur Eloesser.

Karlsruher Theater.

Ueber Neuigkeiten des Spielplans ist seit meinem letzten Briefe wenig zu berichten. Einem Gastspiel von Junkermann zuliebe wurde dem Karlsruher Publikum der zweifelhafte Genuß zuteil, das dramatische Zeitbild Onkel Bräsig als Novität zu begrüßen. Nicht viel erfreulicher war die Erstaufführung des auch in München bekannten Harlanschen Schwankes Jahrmarkt in Pulsnitz. Das schwache und unbedeutende Stück, dessen schlimmster Fehler der ist, daß es in „dionysische" Gewandung drapiert etwas sein will, was es nicht ist, wurde durch eine verfehlte Besetzung und eine schleppende Darstellung, die sich in fortwährenden Pausen, Unterstreichungen und possenhaften Uebertreibungen gefiel, um den letzten Rest seiner an sich schon geringen Wirkung gebracht. Anstelle weiterer Neuigkeiten wurde die langmütige Geduld des Karlsruher Publikums durch Neueinstudierungen der Welt, in der man sich langweilt, des Lindauschen Lustspiels Der Herr im Hause, der ehrwürdigen Gesangsposse Die Maschinenbauer, des Ohnetschen Hüttenbesitzers und zuletzt gar des Scribeschen Ein Glas Wasser auf die Probe gestellt. Das literarische Interesse in den ersten vier Monaten dieses Jahres konzentrierte sich einzig auf eine von dem Intendanten geleitete Neueinstudierung von Shakespeares Macbeth und auf eine solche von Goethes Faust. Für Macbeth wurde der unter Bürklin erstmals eingeführte revidierte Tiecksche Originaltext beibehalten, die Einrichtung selbst wurde — nicht zu ihrem Vorteil — an einigen Punkten verändert. Die auf Immermanns und Dingelstedts Vorbild zurückgehende Zusammenlegung sämtlicher Szenen vom ersten Auftreten der Lady an bis zum Ende der Mordnacht im 2. Akt erspart zwar für den 1. Akt zwei Verwandlungen, ist aber aus anderen Gründen sehr anfechtbar. Es ist trotz der besonderen Geschwindigkeit der Theaterzeit für das rezitierende Drama untunlich, daß sich die Zeit während eines durch keine Verwandlung unterbrochenen Aktes aus dem Tag in den Abend, aus diesem in die Nacht und aus dieser sofort wieder in den anbrechenden Tag verwandelt. Wichtiger ist, daß die Mitternachtsstimmung, womit der 2. Akt beginnt, die unentbehrliche Folie für die Vorgänge der Mordnacht, vernichtet wird, wenn dieser Szene die am vorangehenden Abend spielenden Ereignisse, die Ankunft des Königs und das Bankett in Macbeths Schloß, unmittelbar vorangehen. Im übrigen hatte der Rotstift in dieser Tragödie, die in ihrer knappen gedrungenen Kürze überhaupt nur weniger Striche bedarf, viel zu grausam gehaust. Dem äußeren Effekt und dem Aktschluß zuliebe wurden, wie meistens üblich, viele feine Linien der Dichtung geopfert. Sogar der kleine Monolog der Lady im 3. Akt „Nichts ist gewonnen, alles ist dahin", die unentbehrliche psychologische Verbindungslinie von der Lady der ersten Akte zu der Nachtwandlerin des Schlusses, wurde ohne jedes Verständnis für die Wichtigkeit dieser vier Zeilen getilgt. Auch des alten Siward wundervoller Nachruf auf seinen Sohn und Malcolms für die Perspektive des Ausgangs nicht zu entbehrende Schlußrede wurden preisgegeben. Dafür durfte sich das Auge des Zuschauers an der Vorführung großer Massengefechte im 5. Akt und an einem schön gruppierten Schlußtableau ergötzen. Wann wird man auf dem Theater lernen, daß man durch eine diskrete Andeutung des Gefechtes und durch mög-

lichste Vermeidung aller Kämpfe auf offener Bühne weit künstlerischere Wirkungen erzielt, als durch den rasselnden Ansturm einiger dutzend Statisten auf ein pappenes Festungstor? Auch das alte Virtuosenmätzchen, das Macbeth, entgegen der klaren und wohlerwogenen künstlerischen Absicht des Dichters auf der Bühne fallen und sterben läßt, kehrte törichter Weise wieder. Die Ausstattung zeigte teilweise sehr schöne dekorative Bilder, die Verwandlungen vollzogen sich im allgemeinen mit der wünschenswerten Schnelligkeit, die szenische Anordnung der Mordnacht im Burghof war in der Hauptsache gelungen und wirkungsvoll. Dagegen kam das in der heutigen Inszenierungskunst so wichtige Stimmungsmoment sehr vielfach zu kurz. Die Hexenszenen, die undeutliches Halbdunkel und einen leisen Flüsterton verlangen, wurden durch ein kreischendes Pathos um ihre ganze unheimliche Stimmung gebracht. Bezeichnend für den Geist der Regie war eine Nuance des letzten Aktes: als Macbeth über die Nichtigkeit des menschlichen Lebens philosophiert:

> Und alle unsre Gestern haben Narren
> Geleuchtet auf dem staub'gen Weg zum Tode.
> Lösch aus, du kleines Licht! Was ist das Leben?
> Ein wandelnd Schattenbild, 2c.

löschte der Darsteller bei den Worten „lösch aus, du kleines Licht!" eine zu diesem Zweck auf der Bühne befindliche kleine Lampe aus (!). Ueber diese Auffassung Shakespeares kann man freilich nicht rechten. Wie hier im Kleinen, so auch im Großen: äußerliche Wirkungen, äußerliche Meiningerei, sichere Routine, ohne Fühler für die feineren künstlerischen Reize des Kunstwerkes.

Für F a u s t wurde an Stelle der seit 1881 durch Putlitz eingeführten zweiteiligen Einrichtung des Gesamtgedichtes die auf d r e i Abende berechnete Bearbeitung von A d o l f W i l b r a n d t zum erstenmal in Karlsruhe verwendet. Den Namen des Bearbeiters freilich verschwieg der diskrete Theaterzettel, so daß der Uneingeweihte auf die naheliegende Vermutung geraten konnte, es liege eine eigene Arbeit der jetzigen künstlerischen Leitung vor. Auch die Kritik, die den Namen Wilbrandts an keiner Stelle erwähnte, schien dieser Auffassung zuzuneigen. Die Zerschneidung des ersten Teils in zwei Theaterabende ist allerdings — trotz Wilbrandt — eine der unglückseligsten Ideen, in die sich die Experimentierwut deutscher Bühnen jemals verirrt hat. Die natürliche Zweiteilung des ganzen Gedichtes wird vernichtet, das Verhältnis der einzelnen Teile zueinander verschoben; der erste Abend erhält mit der Hexenküche einen ganz und gar unbefriedigenden Abschluß, an einer Stelle, wo das ganze Interesse des Hörers weiterdrängt nach dem Folgenden; die Episode der Gretchen-Tragödie erhält durch ihre Isolierung auf e i n e n Abend eine Bedeutung, die ihr in der Oekonomie des Gesamtwerkes ganz und gar nicht zukommt. Die Hervorzerrung der unvergleichlichen intimen Lyrik der Zueignung vor das grelle Licht der Theaterrampe ist eine ungeheure Geschmacklosigkeit, die durch den Namen Wilbrandt nicht entschuldbar wird; sie wird noch gesteigert durch die unorganische Verschmelzung der Zueignung mit dem Vorspiel auf dem Theater, in dem dann der als Geheimerat von Goethe verkleidete Sprecher der Stanzen die Rolle des Dichters zu übernehmen hat! Einige andere Willkürlichkeiten der Wilbrandtschen Bearbeitung, so die widersinnige Erscheinung Mephistos zum Schluß des Spaziergangs, hatte die Regie glücklicherweise beseitigt. Anderes dagegen, so die unmögliche Aneinanderreihung von Gretchens Monolog am Spinnrad und des Religionsgesprächs in Frau Marthens Garten, ferner die unnötigen und wenig glücklichen Neudichtungen Wilbrandts in der romantischen Walpurgisnacht u. a. wurden unverändert beibehalten. Im 2. Teil, der durch Wilbrandt eine im ganzen sehr brauchbare Theaterfassung erhalten hat, wurden einige geringfügige,

wenn auch nicht immer notwendige und empfehlenswerte Veränderungen an dieser Einrichtung vorgenommen. Zu loben war, daß die von Wilbrandt getilgte Schlußrede von Mephisto-Phorkyas nach Helenas Verschwinden wieder in ihre Rechte trat. Dagegen waren die im 1. Akte im Gegensatze zu Wilbrandt eingelegten Verwandlungen des Schauplatzes entbehrlich, in gleicher Weise die Einfügung der als Arabeske an sich gewiß sehr reizvollen, aber episodischen, und für den Zusammenhang völlig entbehrlichen Szene zwischen dem Kaiser und dem Bischof-Kanzler am Schluß des 4. Aktes.

Bei der Aufführung eines Werkes, das an sich nicht für die Bühne gedacht ist, das sich beinahe auf Schritt und Tritt gegen die Bühnendarstellung sträubt, das seiner szenischen Verkörperung so unendliche und beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet, wie die beiden Teile von Goethes „Faust", darf der kritische Maßstab des Beschauers stets nur ein relativer sein, von der Forderung einer idealen oder gleichmäßig vollkommenen Versinnlichung des Gedichtes ist von vornherein abzusehen. Eines aber darf von einer Neueinstudierung des Werkes, die ernsten Ansprüchen genügen soll, gefordert werden: gewisse künstlerische Intentionen, der Versuch, wenigstens bis zu einem gewissen Maße eigene und selbständige Wege zu gehen. Davon war freilich in der Karlsruher Neueinstudierung trotz der darauf verwendeten Kosten, trotz verschiedener schöner neuer Dekorationen rc. herzlich wenig zu verspüren. Was in Inszenierung und Darstellung geboten wurde, war in der Hauptsache die althergebrachte Schablone mit all den Rückständigkeiten, traditionellen Mätzchen, Kinkerlitzchen und Geschmacklosigkeiten, die sich wenigstens mit der Aufführung des ersten Teiles seit vielen Jahrzehnten verbunden haben. Wann wird endlich in der Hexenküche das unendlich lächerliche Zauberbild des Hexenspiegels, von dem der Zuschauer nichts zu sehen braucht, verschwinden? Wann werden ihm die anderen zahlreichen Verdeutlichungen, die eine übereifrige Regie der Phantasie des Zuschauers bieten zu müssen glaubt, nachfolgen? Hier wäre gar manches aufzuräumen, gar mancher alte Zopf zu beseitigen. Die Darstellung der Gretchen-Tragödie litt an einer geradezu erkältenden Nüchternheit und Poesielosigkeit. Die Gartenszenen, die beide am späten Abend spielen, wurden durch eine aufdringlich helle und stimmungsmordende Tagesbeleuchtung um allen ihren dichterischen Reiz gebracht. Es ist eine der gröbsten Sünden unseres traditionellen Bühnenschlendrians, selbst die Verführungsszene aus dem das Heikle keusch verhüllenden abendlichen Dunkel an das entweihende Licht des Tages hervorzuzerren. Dieselben Bühnen aber, denen hierfür jede Empfindung fehlt, versteigen sich zu einem solchen Grad von Ehrbarkeit, daß sie in Valentins Rede die altjüngferlich prüde Wilbrandtsche Variante einsetzen: „Ich sag' dir's im Vertrauen nur, Bist 'ne verworf'ne Kreatur!" In der Domszene wurde der böse Geist, dessen sinnliche Gegenwart in dem dämmernden Dunkel der Kirche unter keiner Bedingung zu entbehren ist, völlig verkehrterweise unsichtbar hinter der Szene gesprochen. Unsere Bühnen, die sonst alles und alles dem Publikum zeigen zu müssen glauben, besitzen eine wahre Virtuosität, an der unrichtigen Stelle vornehm erscheinen zu wollen.

Etwas besser als im ersten Teil gestaltete sich, wie bei den meisten Faustaufführungen, das Gesamtbild im zweiten Teil. Die relativ junge „Tradition" hat hier weniger Unheil angerichtet, für die ungehörige Ausdehnung der possenhaften Elemente ist hier weniger Raum als im ersten Teil. Aber auch hier bewegte sich die Inszenierung in der Hauptsache in den Geleisen der bisherigen Aufführungen. Dem Maschinisten und dem Beleuchtungsinspektor fiel die wichtigste Rolle zu. Dem Helenaakte fehlte die Weihe plastischer antiker Schönheit, die freilich nur erreicht werden kann, wenn — abgesehen von einer geeigneten Vertreterin für die Hauptrolle — für den Chor junge Schauspielerinnen

und zu deren Einübung unzählige Proben zur Verfügung stehen. Für Anfang und Ende des Aktes wurde Wilbrandts Anordnung benutzt, die dem Chor der Mädchen gewissermaßen vor den Augen des Zuschauers aus dem Schlaf der Unterwelt erwachen und am Schlusse wieder dahin zurücksinken läßt. Aber der schöne, wenn auch nicht unanfechtbare Gedanke Wilbrandts wurde dadurch seines Sinnes beraubt, daß Helena selbst, die Hauptperson, sich nicht unter den Schlafenden befand, sondern nach dem Erwachen der Mädchen aus der Kulisse trat. Wozu dann die ganze Anordnung? — Freilich bietet der zweite Teil der Aufführung unendlich schwere, teilweise ewig unlösbare Probleme. Dazu gehört neben vielem andern die Verkörperung des Homunculus, dazu gehört vor allem der ganze Schluß, der Kampf der Teufel und der Engel und die Apotheose im Himmel. Eine restlose Lösung dieser Aufgabe liegt außerhalb des Bereiches der Möglichkeit. Trotzdem sollte man versuchen, die Gebote des guten Geschmacks nicht ganz außer acht zu lassen zugunsten von szenischen Bildern, die für das Niveau der geistig Unmündigen bestimmt sind. Man sollte wirklich darauf verzichten, dem Publikum vor Augen zu führen, wie zwei Engel aus dem Wachsfigurenkabinett von den Soffiten herniederschweben, um „Fausts Unsterbliches“ aus dem Grab in die Lüfte zu entführen. Man sollte wenigstens den Versuch machen, anstelle des entsetzlichen, allem guten Geschmacke wahrhaft hohnsprechenden Theaterhimmels mit seinen schön geputzten Engelchen und Heiligen, mit seinen grellen elektrischen Lichtern, mit seiner Madonna mit dem Glühlämpchen-Heiligenschein und anderm Schönem mehr — eine Lösung dieses Problemes zu finden, die ein künstlerisches Auge einigermaßen wenigstens zu befriedigen vermag. Was hier geboten wurde und was fast allerorten hier geboten wird, ist Regie — für kleine Kinder. Vielleicht allerdings ist die Intendanz damit auf dem richtigen Wege; denn das Publikum ist und bleibt ein großes Kind, das um so befriedigter ist, je mehr, je Bunteres und Glänzenderes man ihnen vor Augen führt.

Einen Gewinn gegen früher bot die Karlsruher Neueinstudierung des Faust nur in zweierlei Beziehung: durch die Beseitigung des Orchesters und der damit verbundenen unnötigen und störenden Musikmacherei und weiter durch die erstmalige Vorführung der Walpurgisnacht, der romantischen sowohl wie der klassischen, die beide in den früheren Aufführungen verkehrter Weise gestrichen waren. Der Hexensabbat der nordischen Walpurgisnacht mit der gut inszenierten Erscheinung Gretchens gehörte, von einigen störenden Aeußerlichkeiten abgesehen, zu den gelungensten Teilen der Aufführung. Dagegen versagte die klassische Walpurgisnacht, deren ruhige und feierliche Majestät nur höchst unvollkommen zum Ausdruck kam. Ein wichtiges Moment, das Gespräch zwischen Faust und Chiron und deren Ankunft bei Manto litt unter der unglücklichen Anordnung Wilbrandts, wo Faust den Rücken Chirons besteigt, während das Ziel ihrer Reise, der Tempel Mantos, unmittelbar daneben steht, und war in Inszenierung und Darstellung nicht mit der genügenden Größe herausgearbeitet. Ebenso gingen die monumentalen Reden der Sphinx, dadurch daß sie hinter der Szene gesprochen wurden, in ihrem Eindruck verloren. Für die Wirkung auf das große Publikum ist dergleichen freilich belanglos. Ihm bleibt die Sphinx so wie so ein ungelöstes Rätsel, in gleicher Weise wie die ganze Walpurgisnacht und noch so manches andere von der rätselhaften Weisheit des gewaltigen Gedichtes. —

Eine interessante literarische Kuriosität war für Karlsruhe die Erstaufführung von Goethes Jugendlustspiel Die Mitschuldigen, das am 5. Mai zum erstenmal gegeben wurde. Das Stück ist allerdings trotz Goethe wenig erfreulich und weder die gelungene Technik, noch die wirkungsvolle, wenn auch frostige

Komik einiger Situationen vermag über das Heikle des Vorwurfs hinwegzutäuschen. Gibt man das Lustspiel, so sollte man das vorwiegend literarhistorische Interesse dieses Versuches auch dadurch zum Ausdruck bringen, daß man — was weder in Karlsruhe, noch kürzlich bei Reinhardt in Berlin geschah — den Text der älteren Fassung von 1769 zugrundelegt. Die gesteigerte Derbheit dieser Fassung mildert, wie Bernays, der erste Herausgeber des älteren Textes, mit Recht hervorhebt, das Anstößige des Vorwurfs. Im übrigen sollte man das Stück nur da hervorholen, wo für die Rolle des Wirts eine erste komische Kraft, wie sie Berlin in Engels besitzt, zur Verfügung steht. Da dieses Fach in Karlsruhe zur Zeit verwaist ist, verpufften die kecken Wirkungen des Stücks in der auch sonst herzlich stillosen Aufführung. — Am gleichen Abend ging, ebenfalls unter der Regie von Dr. Bassermannn, Kleists Zerbrochener Krug nach achtjähriger Pause neu eingeübt in Szene. Daß man einer Neueinstudierung dieses Meisterwerks — fünf Jahre vor der Säkularfeier von Kleists Todestag — noch immer die veraltete Schmidtsche Bearbeitung mit ihren Zusätzen und Entstellungen zugrundelegt, braucht angesichts der hinlänglich bekannten literarischen Rückständigkeit und Indolenz unserer Bühnen als etwas Besonderes kaum erwähnt zu werden. Die Darstellung gefiel sich in den plumpen Uebertreibungen, Unterstreichungen und Absichtlichkeiten, womit man das herrliche Lustspiel auf den meisten Bühnen zu entstellen pflegt.

Als wertvollste und bedeutendste künstlerische Unternehmung dieser Spielzeit folgte am 12. Mai die Erstaufführnng von Hebbels Gyges-Tragödie. Jeder Versuch, die wunderbare marmorne Schönheit dieser doch so modernen, von dem seltsamsten individuellen Leben durchdrungenen Dichtung dem Publikum von der Bühne herab zu enthüllen, ist mit aufrichtigem Dank zu begrüßen, auch wenn es ewig aussichtslos bleiben wird, einen größeren Kreis dafür zu erwärmen. Dei Freude der wenigen Dankbaren blieb freilich sehr geteilt; denn das schwere Problem der Aufführung ergab ein völliges Scheitern der künstlerischen Leitung. Mit Ausnahme der begabten Darstellerin der Rhodope, die wenigstens in vielen Einzelheiten den Ton der Dichtung traf, trat an Stelle des einfachen, realistischen und doch klassisch-stilisierten Natürlichkeitsstiles der Dichtung mit ihren durchweg verhaltenen und gedämpften Tönen — ein larmoyantes und lautes theatralisches Pathos ältester Schule, das in der aufdringlichen und unwahren Hervorzerrung der bei Hebbel nur leise vibrierenden Gefühle und Empfindungen wahrhafte Orgien feierte. Mit hohlem Pathos aber und dem Singsang einer manierierten Deklamation läßt sich Hebbel nicht bewältigen, und eine Regie die nur in Aeußerlichkeiten, Dekorationen, Schaustellungen und Massenlärm ihre Befriedigung sucht, ist der Aufgabe, die feinen psychologischen Linien eines Hebbelschen Kunstwerks bloßzulegen, nicht gewachsen. So wurde das Bild der Tragödie durch eine ungenügende Darstellung teilweise bis zur Unkenntlichkeit verzerrt.

Karlsruhe. Eugen Kilian.

Neue Erzählungen.

Die Leute vom blauen Guguckshaus von Emil Ertl (Leipzig, Staackmann): ein Idyll aus dem vormärzlichen Wien, aus der Franzosenzeit, in der Art der gemütlichen Wiener Bilder der deutschen Jahrhundertausstellung. Die Schilderung der Weberei nimmt vielleicht einen allzubreiten Raum ein. Kein Buch für rasche Leser, die von Spannung zu Lösung eilen wollen, sondern für verweilende und sinnende. Wie geschaffen für einen Landaufenthalt, wo man sich in längere Erzählungen einzulesen Muße und Neigung hat.

Im Herrgottswinkel von Rudolf Greinz (ebenda): Der Kritiker kommt Greinz kaum mehr nach, so produktiv ist er. Dreizehn Schnurren in der Art des hier (II, 12) besprochenen goldenen Kegelspiels, mit volkstümlich derbem Humor von allerhand närrischen Käuzen berichtend. Manches kaum über die Skizze hinausgediehen, manches wieder strotzend von fröhlichem Leben. Ob es jedoch nicht doch Greinz förderlicher wäre, sein unbestreitbares und starkes Talent zu einem wuchtigen, breiten und starken Werke zu stauen?

Wo geht es hin? Von Hermine Villinger (Stuttgart, Bonz): neun sorgsam gefeilte Erzählungen, heitere und ernste, die erste, die dem Buche den Namen gegeben hat, sogar sehr ernst. Ueberall spürt man das warme Herz und den klugen Sinn der Verfasserin, die bemerkenswert frisch und anregend drauflos erzählt, wobei die mit sparsamem Geschmacke verwendete Mundart ihr sehr zustatten kommt.

Das Gesetz der Erde von Anton von Perfall (ebenda): „Was du der Erde auf der einen Seite nimmst, mußt du ihr auf der andern Seite wieder geben. Um kein Haar läßt sie sich betrügen, und wenn sie sich ihre Sache selber holen muß, dann krachts!" Raubbau überall: geschlagene Wälder, ausgefischte Bäche, ausgerottetes Wild, — kurzes Leben in dulci jubilo, dann schreckliche Vergeltung: Hochwasser mit all seinen Folgen. Dann wird, anfangs zum Unglück für die Gegend, ein Kohlenlager entdeckt, und aus den freien Bauern werden unzufriedene Kohlenarbeiter. (Eine Episode ist wie eine Vorahnung von Courrières.) Not und Arbeit läßt endlich die Rohrbacher erkennen, daß weder ober noch unter der Erde Raubbau getrieben werden darf. Alles sehr gut beobachtet und sehr spannend geschildert, durchaus anders als die Gebirgsromanschablone.

Kleine Erzählungen von Karl Domanig (Kempten und München, Kösel): Tyroler Geschichten, von einem nachdenklichen Manne erzählt und von ernstem religiösen Grundgefühle durchdrungen, das nirgends tendenziös auftritt. Der Humor ist leiser als bei Greinz, die ganze Art feiner, vertiefter. Auch diese Erzählungen stehen außerhalb der Schablone. Die kleine poetische Erzählung Der Abt von Fiecht (Innsbruck, Wagner) zeigt Domanig als Verskünstler. Das Motiv ist demjenigen des Enoch Arden verwandt, und wird nicht ohne Anmut durchgeführt. Ueber die Eignung des Blankverses zum epischen Metrum kann man freilich verschiedener Meinung sein. Was an Domanig eigentümlich wohltuend berührt, ist eine schwer zu definierende Reinlichkeit der Situationen, der Gefühle und der Sprache.

Marokkanische Sittenbilder von Grethe Auer (Bern, Francke): Grethe Auer ist den Lesern der Monatshefte nicht unbekannt. Ihre dramatische Dichtung Dschemschid, deren Schlußakt wir (II, 8) veröffentlicht haben, scheint uns eine der formschönsten, edelsten und gedankenvollsten Schöpfungen ihrer Art. Auf einem ganz anderen Gebiete bewegt sich die Verfasserin in den fünf Erzählungen dieses Bandes. Schon ihre Marokkanischen Erzählungen hatten sie als eine vorzügliche Kennerin des Landes gezeigt, in dem sie sechs Jahre zugebracht hat. Sie kennt alle Stämme und Stände, Mauren, Juden, Araber, Neger, ihr haben sich vor allem auch die sonst so streng behüteten Frauengemächer erschlossen. Seit den asiatischen Novellen des Grafen Gobineau, sagt J. V. Widmann sehr richtig, sind bessere, in die fremde Volksart tiefer eindringende exotische Novellen nicht geschrieben worden. Grethe Auers Psychologie ist ebenso fein und scharf wie ihre Beobachtung. Es gereicht uns zu hoher Genugtuung, unser heuriges Schweizerheft mit einer Novelle von ihr einleiten zu können, die sie als meisterliche Ueberin ihrer Kunstart zeigen wird.

München. Josef Hofmiller.

Aus der neueren kunstgeschichtlichen Literatur.

Immer mehr wird das Bedürfnis rege, an unseren Schulen nicht nur die Kunstgeschichte der Griechen und Römer, sondern auch die der neueren Zeit zu lehren. Was Phidias Herrliches geschaffen hat, wird wohl die Menschheit nie so undankbar sein zu vergessen und hoffentlich wird sie nie so unverständig sein, es zu mißachten; aber Michelangelo und Rembrandt stehen uns doch mindestens ebenso nah und von ihnen sollte in den Schulen mehr die Rede sein, als bis jetzt der Fall ist. Das hat man auch eingesehen und von allen Seiten mehren sich die Versuche, die neuere Kunstgeschichte in den Kreis des Lehrplans wenigstens der Mittelschulen einzubeziehen; aber recht viel Gutes ist dabei noch nicht herausgekommen. Es fehlt da vor allem an der Initiative der maßgebenden Kreise von ganz Deutschland. Volkshochschulvereine und private Bemühungen einzelner Lehrer suchen die starke, durchaus zeitgemäße und auch nicht mehr aufzuhaltende Bewegung zu unterstützen, und so steht zu hoffen, daß endlich einmal diese wichtigen Fragen ernsthaft angefaßt werden und daß durchgreifende Verordnungen kommen, die neben der bis jetzt einseitig gepflegten antiken Kunstgeschichte an unseren Schulen auch die neuere in den Lehrplan einbeziehen. Wie es aber gemeinhin geht, hat man bei den verschiedenen Besserungsplänen die neuere Kunstgeschichte mit dem Jahr 1800 abschließen lassen. Mehr und mehr dringt jetzt jedoch die Erkenntnis durch, daß wir selbst nicht in der Schule an diesem so willkürlich gewählten Datum Halt machen dürfen. Das 19. Jahrhundert, die Kunst unserer Zeit muß wenigstens in den Hauptzügen der Behandlung der früheren Kunstgeschichte angereiht werden. Das tut nun ein Buch von A. Bohnemann, das mit reichem Illustrationsmaterial einen für Lehrer und Schüler geeigneten „Grundriß der Kunstgeschichte" gibt. (Leipzig bei Ferdinand Hirt und Sohn.) Die Darstellung geht von der alten orientalischen Kunst bis hinauf zu unseren Tagen. Wenn man bedenkt, daß die gelehrten und gerade die gelehrtesten Handbücher der Kunstgeschichte gewöhnlich nur bis zum Ende des 18. Jahrhunderts gegangen sind, wird man diesem schon in zweiter Auflage erschienenen Leitfaden alle Anerkennung zollen müssen und den trockenen Ton, wohl auch die mancherlei Irrtümer nicht übel anrechnen dürfen. Es ist ein guter Anfang, der hier gemacht wird.

Hand in Hand mit solchen Bemühungen gehen die anderen, die in die Schule und in die weiten, an Geld und Anschauung armen Kreise gutes Abbildungsmaterial um einen billigen Preis werfen wollen. Wie viel damit an wirklich begrüßenswertem Erfolg gezeitigt wird, muß noch abgewartet werden. Hier sei nur diesmal auf eine Publikation hingewiesen, die von der „freien Lehrervereinigung für Kunstpflege" herausgegeben wurde und dem Schaffen von Hans Thoma gilt. 18 sehr gut ausgewählte und trotz des geringen Preises brauchbar reproduzierte Gemälde von Hans Thoma um 1 Mark zu veröffentlichen (Verlag von Josef Scholz in Mainz), ist wirklich eine gute und vernünftige Tat.

Aehnliches versucht ja der Kunstwart seit Jahren zu leisten, aber bei der etwas theoretischen Art, wie das Blatt und seine Publikationen geleitet werden, mischt sich Gutes mit sehr Fragwürdigem. Da ist es dem Verfasser ein herzliches Vergnügen, auf die ganz reizenden Schattenbilder von Paul Konewka hinzuweisen, die der Kunstwart (München, im Kunstwart-Verlag bei Georg D. W. Callwey) in sehr guten Reproduktionen nach Probedrucken von Konewkas Schwager, Johannes Trojan, herausgegeben hat. Es sind zwei Serien: Falstaff und seine Gesellen und dann der Sommernachtstraum; vielleicht die anmutigste Nachblüte der romantischen Kunst und jedenfalls trotz der Schwindhefte der beste Griff, den der Kunstwart in der letzten Zeit gemacht hat.

München. Karl Voll.

Die Fruchtschale.

Auf die ersten vier Bändchen dieser eigenartigen Sammlung (Verlag von R. Piper & Co., München) wurden die Leser sofort nach ihrem Erscheinen hingewiesen (II, 12). Nun das Unternehmen bis zum zehnten Bande gediehen ist, sei es neuerdings empfohlen. Es ist eigenartig geblieben, geschmackvoll und gediegen, und jedes neue Stück gibt der Sammlung ein schärferes und reizvolleres Relief. Der fünfte Band ist Adalbert Stifter gewidmet: Eine Selbstcharakteristik des Künstlers und Menschen. Stifter gehört zum Allerkostbarsten der deutschen Literatur; sein Wert als Erzieher, Bildner, Anreger, seine Bedeutung für die Entwicklung des Einzelnen sind kaum auszumessen. Seitdem seine Werke frei geworden sind, tritt er einen neuen Siegeszug in deutschen Landen und deutschen Herzen an, vor dem sein einstiger Modeerfolg verbleicht. Die liebevoll und klug gewählte Sammlung seiner Aussprüche sei als Ergänzung zu seinen Werken allen empfohlen, die ihn lieben gelernt haben. Sie sind in ihrer Mehrzahl den unbekannteren, nicht in die Auswahlausgaben übergegangenen Schriften entnommen, und jenem kostbaren Buche, das durch den Ruf seiner Langweiligkeit vor allen schlechten, hastigen und stoffgierigen Lesern geschützt ist: dem „Nachsommer“.

Band VI: Jörg Wickrams Goldfaden, in Clemens Brentanos Erneuerung und mit den Originalholzschnitten von 1557. Eine erquickende Lektüre, rein, klar und hell, vom Reize eines frischen Maimorgens, behaglich und anmutig: die Geschichte des wohlgeratenen Emporkömmlings, der nicht nur die weltlichen, sondern auch die innerlichen Werte einer feineren, hochstrebenden und an sich weiterbildenden Gesellschaft darstellt. Wir lesen den Don Quixote. Warum nicht gerade so gerne diesen anheimelnden deutschen Ritterroman?

Band VII: Walt Whitman, Prosaschriften. Der Band sei hier vorerst nur signalisiert. Whitman ist ein solch eminenter Mann, daß in Kürze ihn zu erwähnen, Unrecht wäre, da er noch lange nicht nach Gebühr gekannt ist. Ein eingehenderer Aufsatz über ihn soll noch im Laufe dieses Jahres in den Süddeutschen Monatsheften erscheinen.

Band VIII: Jakob Böhme: Morgenröte im Aufgang, Von den drei Prinzipien, Vom dreifachen Leben. Ein grundgescheiter Einfall, Jakob Böhme in lesbarer Form herauszugeben, und eins der Hauptverdienste der Sammlung. Die eigentümliche Gottesseligkeit des philosophus teutonicus, die Klarheit seiner Mystik, die tiefe Innigkeit seiner Versenkung in das göttliche Wesen, die ruhevolle Sanftmut seiner Gotteserlebnisse, der ganz merkwürdige Stil, welcher innerlichste Vertrautheit mit göttlichen Dingen neben einer außerordentlichen Zurückhaltung atmet: das alles kommt aufs schönste in dem Bande zur Geltung. Es ist ein unbeschreibliches Gefühl, Böhme zu lesen. Seitenlang folgt man wohl nur mit dem Verstande, dann kommt plötzlich eine Wendung so überraschend, ein Bild so wundervoll tief, daß man ergriffen innehält und grübelt. Wie ein Ahnen von unnennbaren Geheimnissen weht es aus den treuherzigen, stillen und eindringlichen Worten.

Band IX: Chamfort. Soll man mit Worten den unabhängigsten, stolzesten Geist der französischen Revolution preisen? Ihn, der mehr Geist war, als Geist hatte? Alles, was von ihm herrührt, scheint die spontane, ungewollte Aeußerung eines ebenso feinen wie tiefen Geistes. Er ist geistvoll malgré lui, er kann nicht anders; gleich wie Lafontaine von Victor Hugo der fablier, Fabelbaum, genannt worden ist, trägt er seine Aphorismen mit edler Notwendigkeit wie Früchte. Es ist ein Gewinn für unsere Literatur, daß dieser souveräne Kopf

in sie Eingang gefunden hat. Allerdings wird man zum Originale greifen müssen, um die Schärfe und Geschliffenheit mancher Wendung ganz auszukosten. Ein hübscher Zufall fügt es, daß gleichzeitig eine geschickte französische Auswahl erschien: in der Collection des plus belles pages, Verlag des Mercure de France.

Band X: Griechische Anthologie. Odi profanum volgus et arceo sollte vor dem Buche stehen: einen Zaun herum, der alle Lüsternen, Mucker und Schmutziane aussperrt! Wer Sinn für das hellenische Epigramm hat als die zierlichste und prägnanteste Form der Lyrik, Sinn für die holde und schwebende Leichtigkeit dieser Distichen, für ihre lockere und zärtliche Anmut, dem mag das Buch eines der köstlichsten werden, die er kennt. Aber noch einmal: das Buch ist nichts für Unreife unter oder über fünfundzwanzig Jahren, noch für alte Weiber, seis in Röcken, seis in Hosen!

München. Josef Hofmiller.

Bahnsens Nachlaß.

Vor einem Jahr erschien bei Georg Müller in München „Bahnsen, wie ich wurde, was ich ward, nebst andern Stücken aus dem Nachlaß des Philosophen“. Mit der Herausgabe dieses Bandes, noch mehr mit der Abfassung der Anmerkungen zu dem ohne diese teilweise schwer oder nicht verständlichen Texte, vor allem aber mit der Bearbeitung der Einleitung hat sich Dr. Rudolf Louis ein Verdienst ebenso um den verstorbenen Schleswiger Denker, wie um die zahlreichen Liebhaber moderner Philosophie erworben.

Julius Bahnsen teilte mit seinem großen, pietätvoll von ihm verehrten Lehrer Schopenhauer das Schicksal der Nichtbeachtung während seines Lebens. Aber wie die Lebenswege der beiden Denker weit auseinandergingen, so schlug auch ihre Philosophie verschiedene Richtungen ein. Der Meister aus reichem Hause stammend, unverheiratet und als gewissenhafter Verwalter seines Vermögens stets in der „unschätzbar glücklichen Lage, leben zu können ohne arbeiten zu müssen“, — Bahnsen dagegen, wie er durchblicken läßt, unter fast ärmlichen Lebensbedingungen aufgewachsen, durch Kriegs- und politische Ereignisse, wie auch durch mißliche Familienverhältnisse überall gehemmt, zweimal verheiratet, das erstemal gegen den Willen seiner Schwiegereltern, in deren Familie er Hauslehrer gewesen war, dann mit einer Xanthippe, gesellschaftlich etwas schwerfällig, ohne jede „geschäftliche Routine“; er mußte, schon um vor sich selbst entschuldigt dazustehen, ein Kämpfer werden, entwickelte den Pessimismus weiter zum Nihilismus, gelangte über die Charakterologie zur Realdialektik, zu einer Philosophie der Verzweiflung.

Diese Entwicklung Bahnsens, der, ehe er nach Tübingen kam, unter dem Einfluß Hegels stand, ist klarer, ausführlicher, übersichtlicher, als in seiner eigenen Biographie „Wie ich wurde, was ich ward“ in der Einleitung seines Kommentators zu finden, welche überhaupt neben der gefälligeren Sprache den Vorzug der Objektivität hat und die Beziehungen des Schleswigers zu Fr. Th. Vischer und seinen andern Tübinger Lehrern, sowie zu den Männern, mit denen er in reiferem Alter in Verbindung stand, klar überblicken läßt, ohne durch Kleinmalerei zu stören. Von Bahnsen finden wir in dem Bande seine Biographie und eine Anzahl von Abhandlungen: Im Bann des Rätselhaften; Der subjektive und der objektive Nihilismus; Zur Verständigung über den heutigen Pessimismus; Charakterzüge aus Shakespeares Frauenwelt; Charakterographische Skizzen und zuletzt einige Gedichte.

Wenn uns Mitleid einer vornehm angelegten Natur näher bringt, so

können wir unsere Sympathien dem norddeutschen Denker nicht versagen, der seine Mutter in früher Kindheit verlor und schon mit 12 Jahren unter den Ränken einer Stiefmutter zu leiden hatte, „Demütigung auf Demütigung erlitt und unausgesetzt vergeblich gegen schnödes Unrecht ringen“ mußte, wie er uns erzählt. Er gesteht, daß er schon mit 17 Jahren sich „fertig mit der Welt fühlte“ und den Gedanken *πρῶτον μὲν μὴ φῦναι ἐπιχθονίοισιν ἄριστον* gar schon mit 8 Jahren faßte. Er gestattet nun einen Blick in sein junges Liebesleben. Bei Gelegenheit des Berichts über seine Militärzeit fallen ein paar bittere Bemerkungen über den Drill und über Preußenpolitik ab und dann schildert er seine Schwabenjahre, die Universitätszeit in dem seinem Naturell so sehr entsprechenden Tübingen; daran anschließend seine Tätigkeit als Hauslehrer in der Familie des Amtmanns v. Eutin-Schwartau, drei Vierteljahre, die er „unter die mißbehagenreichsten Abschnitte seines mit Wohlbehagen nicht überreichlich gesegneten Lebens“ zählt, in denen er „wie ein Vorspiel späterer Höllen alle Greuel einer unregelmäßigen Hauswirtschaft durchkostet“. Eine liebenswürdige Dame scheint die Amtsmännin allerdings gewesen zu sein; ob sie Klavier gespielt hat, wird nicht erwähnt. Den folgenden Abschnitt bildet die zuerst in den Südd. Monatsheften erschienene Erzählung der beiden Besuche, die Bahnsen bei Schopenhauer gemacht hat.

Die Homerworte von dem Dulder, der „vielfach umgeirrt, vieler Menschen Städte gesehen“, kommen bei der Lektüre des „Exil und preußischer Dienst“ überschriebenen Kapitels unwillkürlich ins Gedächtnis. Bahnsen fand nach mancherlei vergeblichen Mühen um Anstellung und nach vierjähriger Beschäftigung als Gymnasiallehrer in Anklam endlich sein Ithaka in Lauenburg. „Jetzo auch nicht war jener entflohen der Mühsal.“ Die Charaktereigentümlichkeiten des jungen Lehrers erlaubten ihm keinen Anschluß an die Kollegen; als Wahrheitsfanatiker mag er sich oft genug das Maul verbrannt haben; seine Aufsichtsbehörde verweigerte ihm die Anerkennung, auf die Anspruch zu haben er sich wohl bewußt war; seine Mitarbeit an der Verwaltung des Städtchens brachte ihm nur Verdruß und dabei nagte an seinem Herzen fortwährend der Aerger, daß ihm die akademische Lehrkarrière verschlossen geblieben war. Denn Schopenhauers Ansicht von der Unmöglichkeit, Philosoph zu sein und zugleich Philosophie-Professor, hat er nie zu der seinen gemacht. In der Beurteilung Preußens fällt wieder seine strenge Gerechtigkeit auf: er erkennt die spezifisch preußischen Tugenden an, auch wo sie ihm nicht sympathisch sind, wie er früher dem ihm persönlich verhaßten militärischen Drill sein Recht läßt. Des weiteren spricht er über die Schwierigkeiten, die er als Schriftsteller gehabt — zu allem andern Unglück hatte er noch eine schwer zu entziffernde Schrift — beschreibt seine Bekanntschaft, seinen Verkehr und seinen Bruch mit Eduard von Hartmann, seine Arbeitsweise, seinen brieflichen und persönlichen Verkehr und seine Reisen. Einer politischen Partei hat er niemals angehört, hatte aber ein intensives Nationalgefühl und flammenden Enthusiasmus für Deutschlands Herrlichkeit. Allein er hätte nicht der konsequente Pessimist sein müssen, der er war, wenn er nicht hätte schreiben wollen: „Es war kein Segen bei diesem Mächtigwerden und keine Ehre bei diesem Ruhm. Man fürchtet uns, aber man achtet uns nicht.“ Was er wohl heute schreiben würde? Daß bei seiner Beurteilung der Kulturkampfpolitik Bismarcks die Frage aufgeworfen wird, ob denn diese sich als unfehlbar erwiesen, soll dem geborenen Dänen nicht weiter angekreidet werden; hat er doch den Schöpfer des Reichs so nahe gesehen, daß ihm manche für uns unbemerkbare Unebenheiten und Flecken gut erkennbar und störend empfindlich waren.

Die zweite Bahnsensche Schrift, mit der uns Dr. Louis bekannt macht, ist überschrieben „Im Bann des Rätselhaften“ und trägt im Manuskript den Untertitel: Intime Bekenntnisse eines Realdialektikers. Der Philosoph geht von

der Wahrnehmung aus, daß ein beobachteter Widerspruch die Triebfeder zu allem wirklichen Nachdenken sei und gibt zu, daß ein widerspruchsloser Endpunkt des Denkens unerreichbar ist, weil nämlich der Widerspruch selbst die metaphysische Bedingung für die Existenz der Dinge sei.

Unter Leitung dieses seines Aperçus, nur das Unverstandene an den Dingen banne uns in seine Kreise, untersucht nun Bahnsen den Reiz des Widerspruchs auf dem Gebiet des Eros, als dessen perpetuum movens er in subtiler Analyse und feiner Psychologie das unendliche Mißverständnis nachweist.

Die 3. Abhandlung „Der subjektive und der objektive Nihilismus. Ein Rückblick auf 25jähriges Philosophieren" bringt eine durch das Wort Nihilismus, womit die N. Evang. Kirchenzeitung Bahnsens Philosophie bezeichnet hatte, hervorgerufene Selbstprüfung. Aus ihr resultiert ein „Credo ohne Schrauben und Zähne": Ich bin Nihilist, durchschaue die Negativität des Weltwesens, die Substanzlosigkeit des Seienden; der Mensch ist nur ein sich bewußtes Nichts, die metaphysische Welteſſenz vermöge ihres unaufhebbaren Grundwesens selber in sich zwiespältig und die Summe der Weltwerte unveränderlich = 0.

Zur Abfassung der „Zur Verständigung über den heutigen Pessimismus" überschriebenen Arbeit (der vierten) veranlaßte eine energische Verwahrung Felix Dahns gegen die Bezeichnung als Pessimist. Bahnsen setzt auseinander, daß der Pessimismus in Mißkredit gekommen sei, weil unmännliche Schwäche, decadente Blasiertheit, energieloser Weltschmerz damit coquettiren und sich zu einer Gloriole verhelfen wollen, daß aber ein überzeugter und konsequenter Bekenner des Dysangeliums niemals zu dem aus jenen Entartungsformen mit Vorliebe sich entwickelnden Quietismus gelangen könne. Der partielle Pessimismus sei allerdings geneigt zu dem Grundsatz: laisser faire, laisser aller; der fundamentale aber lasse keinen andern zu, als: vivere est militari und der pessimistische character indelibilis führe notwendig zum Gefühl des auf verlorenem Posten stehenden Soldaten, der sein Leben so teuer, wie möglich verkaufen wolle. Nicht Egoismus sondern naives Mitempfinden der Schmerzen aller sei der Vater des Pessimismus. Dieses Thema nun benutzt Bahnsen wieder um Hartmanns und Nietzsches nicht gerade freundlich zu gedenken.

In der 5. Abhandlung „Charakterzüge aus Shakespeares Frauenwelt" schreibt der Philosoph, sein Vorhaben sei nüchtern und bescheiden im Gegensatz zur begeisterten Schwärmerei, zum holden Wahnsinn so vieler Schönredner, die sich mit des englischen Dichters Frauengestalten beschäftigt hätten. Nicht analysieren wolle er sie, sondern verstehen. Und er versteht sie. Versteht sie aus seinem eigensten Axiom „vom innersten Widerspruch, der in keinem wahren Charakter fehlt". Er behandelt der antithetischen Lichteffekte halber und um im Verschiedenen das gemeinsame Element zu zeigen die hervorragend typischen weiblichen Figuren Williams paarweise und eröffnet eine solche Menge eigenartiger Aussichtspunkte, bringt so viele Zitate, daß auf das Original verwiesen werden muß, weil ein Referat darüber fast unmöglich ist.

Dieser selbe Grund mag es entschuldigen lassen, wenn auch bei seiner 6. Arbeit in dem Louisschen Bande „Charakterographische Skizzen" nur eine dürftige Inhaltsangabe gebracht wird: Die erste: „Die Neutralen der Philosophie" stellt eine geistreiche Apologie der Skepsis dar; der skeptische Pathos sei eine Entstehungsbedingung jeglicher Dogmatik. Merkwürdigerweise finden wir hier bei dem Systematiker Bahnsen eine fast spöttelnde Animosität gegen die „gefälschten Conti" der Systemfabrikanten. In der zweiten „Das aufgeschlagene Buch" beschäftigt er sich mit den reservierten, aber aufrichtigen Charakteren und erklärt sie für die dankbarsten Objekte und die treuesten Anhänger der Realdialektik. Die 3 folgenden Skizzen lassen sich als Beiträge zur Psychologie des

Weibes bezeichnen. Sie behandeln 3. „das reine Herz", wo sich Anklänge an die Schopenhauersche Ansicht von der Sexuallehre finden, 4. „die Vestalin", eine Betrachtung über das asexuelle Weib, 5. „die Maitresse", eine Verteidigung der talentierten aber unverbildeten, physiologisch vollwertigen naiven Naturkinder, die sich einem Herrscher oder Herren hingeben, mancherlei Einbuße an ihrer Ehre erleiden, aber das Bewußtsein haben können, daß sie Wohltäterinnen sind. Die letzte Skizze „die Unheilbaren" beschäftigt sich mit dem leider nicht immer stumpfsinnigen sondern oft geradezu genialen Unglücklichen, welche ihren unrettbaren Zustand und die ansteckende Natur ihrer Krankheit erkannt haben und trotzdem noch die Lebenssehnsucht normaler Menschen empfinden. Bei Durchsicht des letzten Teils, der Gedichte, kommt man wohl zu der von Schopenhauer ausgesprochenen Ansicht „daß man nicht Dichter und Philosoph zugleich sein könne".

Was an Bahnsens eigenen Schriften zunächst auffällt, ist die überall zu Tage tretende Ueberzeugung von seinem „Spezialpech" und der öfter ausgedrückte Zweifel, ob die Wirksamkeit seines Denkens, dessen Originalität und Qualität er aber erkannte, sein Leben überdauern werde, ganz im Gegensatz zu seines Meisters Schopenhauer: „Aufhalten könnt ihrs, nimmermehr vernichten, ein Denkmal wird die Nachwelt mir errichten." Bahnsen war eben hervorragend δύσκολος. Daß sein Pech z. T. in seiner durchaus vornehmen, allem Amerikanismus abholden Gesinnungsart begründet war, scheint ihm nicht einmal beim Vergleich seiner Erfolge mit denen Eduard von Hartmanns klar geworden zu sein. Er wußte vielleicht, daß alles wahr sein muß, was man sagt; daß man jedoch nicht alles zu sagen braucht, was wahr ist; handelte aber nicht darnach. Die „Lumpenmaxime, es jedem recht machen zu wollen", weist er von vornherein ab und des Gefühls für den Geschmack der großen Masse ist er augenscheinlich überhaupt bar: für sein Pessimistenbrevier fehlt dieser das Organ.

Bahnsens Styl hat weder die krystallklare Schönheit wie der Schopenhauersche, noch die fesselnde hinreißende Gewalt, wie der Nietzsches; sein Denken kann bei all seiner Unerschrockenheit nicht mit der Tiefe Kants verglichen werden. Wer aber auch nur oberflächlich über neuzeitliche Philosophie mitreden will, wird die Beschäftigung mit ihm nicht von der Hand weisen können, der immerhin einer ihrer markantesten Vertreter war und manche Eintagsfliege mit dem Grundsatz „primum scribere dein philosophari" überdauern wird, die bei ihrem Auftreten als neuer philosophischer Messias gefeiert wurde. — Wer sich aber der Mühe unterzieht, die Bekanntschaft dieses Nihilisten zu suchen, hat außerdem den Genuß einem Charakter, man ist versucht zu sagen, von antiker Noblesse gegenüber zu treten.

Vielleicht hat der eine oder der andere Interessent an der Ausgabe von Dr. Louis auszusetzen, daß manches weggelassen oder gemildert ist. Für Liebhaber von Paprikakost, von Kraftausdrücken, wie sie z. B. in dem Essay Schopenhauers über Universitätsphilosophie zu finden sind, wäre es gewiß ergötzlich gewesen, die Auslassungen Bahnsens z. B. über Hartmann ungekürzt zu genießen. Hoffentlich macht uns der Herausgeber, der in vorliegendem Band den Beweis von seinem tiefen Eindringen in die Eigenart des Schleswigers geliefert hat, bald auch dessen andere hier und dort zerstreuten Schriften zugänglich. Es wird nur erzählt, daß Bahnsen mit Carl du Prel häufig in Berührung kam und daß er viel Interesse für Homöopathie hatte, daß er sogar eine Abhandlung „Die Homöopathie vor dem Forum der Philosophie" geschrieben hat. Seine Stellung zu dieser, wie zu den okkultistisch-spiritistischen Ideen du Prels ist doch gewiß zu wichtig und wertvoll für die sicherlich wachsende Gemeinde seiner Leser, als daß man ihre Dokumente begraben sein lassen dürfte.

Augsburg. Wilhelm Müller.

Aus dem Tagebuch eines Lehrers.

„Sprechstunde“! Was war sie mir anfänglich zuwider, vor zwanzig Jahren, als ich, frisch von der Universität weg und mit ungebrochenem Hochschulhochmut, zuerst in Sexta die Bekanntschaft dieser schönen Einrichtung machte. Ordentlich wie ein Halbgott in der Verbannung kam ich mir vor: Barbarus hic ego sum et non intellegor illis. „Meint ihr meine Absicht sei, im staatlich organisierten Stumpfsinn eines k. Gymnasiums zu versumpfen?“ Welcher grüne Lehrer hat diese wunderschönen dicken Rosinen von Habilitation, a. o. ö, o. ö, Geheimrat u. s. w. nicht im Hirn gehabt? Sprechstunde! Audienzstunde hätte ich sie damals heißen mögen: ich war unheimlich herablassend, beleidigend gnädig, und geruhte leutselig Cercle zu halten wie der Neugebackenste Von-Gottes-Gnaden. Was habe ich inzwischen nicht alles gelernt! Aus Büchern? Einiges. Aus amtlichen Vorschriften? Aus Inspektionen, Visitationsbescheiden, Qualifikationswinken? Infandum, regina, jubes renovare dolorem! Was ich gelernt habe, haben mich meine Jungen gelehrt, seit zwanzig Jahren. Meine Jungen, und die verachtete Sprechstunde. So von oben herab ich anfänglich ins Sprechzimmer schritt, so bescheiden gehe ich jetzt hinein, und nicht mehr sprechen will ich, sondern hören. Wer nicht geduldig zuhorchen kann, wenn sich eine ratlose Mutter ihren Kummer mit größerer oder geringerer Geläufigkeit von der Seele redet, kommt nie hinter den Wert der Sprechstunde. Die Eltern sollen darin sprechen, nicht die Lehrer! Aber man muß sie erst zum Sprechen bringen; manche wenigstens. Denn es ist nicht zum glauben, wieviel Respekt die meisten Eltern immer noch vor der Schule und dem Herrn Professor haben. Oder wieviel Respekt sie heucheln, was dann eine Quelle reinen Vergnügens ist: diesen da braucht man nicht erst die Zunge zu lösen, sie sind nur schwer weiterzubringen.

Es ist merkwürdig: weil die meisten Eltern in den meisten Fällen nicht wissen, was sie mit ihren Söhnen vor dem achtzehnten Lebensjahre anfangen sollen, vertrauen sie sie der Schule an, und von dem Augenblick an ist die Schule für sie tabu. Zu Hause kritisieren sie ja wohl, oft recht töricht und gehässig, aber der Schule selbst und vor allem der Oeffentlichkeit gegenüber behandeln sie die Institution und ihren gegenwärtigen Zustand als etwas unveränderliches, ein für allemale gegebenes, in das man sich zu schicken hat, weil es eben einmal so ist und doch nicht anders wird. Ob es wohl in Zukunft besser wird? „Ein Geschlecht heranziehen, das sich nichts gefallen läßt,“ sagte einmal unser Turnlehrer, als vom Zweck der Erziehung die Rede war. Noch an dem Abende habe ich ihm das Du angeboten. (Ich hab' es an einigen erstaunten Augenbrauen gesehen, daß es auffiel: mit einem nicht akademisch Gebildeten Schmollis — welche Inkorrektheit! Er ist nicht einmal Reserveleutnant!) Ein Geschlecht heranziehen das sich nichts gefallen läßt; ein hochgemutes, gerades, trotziges Geschlecht: ohne Scheuleder, ohne Hochmut, ohne Kriecherei und Streberei und Angeberei; ein Geschlecht voll von scharfer und gespannter Teilnahme an öffentlichen Dingen; ein Geschlecht, das arbeiten kann, und reden kann, und schweigen kann; ehrerbietig allem ehrwürdigen, rücksichtslos gebläheten Götzen begegnend; und sein Wahlspruch darf nicht sein „Es wird doch nicht anders“, sondern „Es

muß anders werden ...“ Wieviele solcher Zukunftsträume schließest du ein, du geduldiges, treues, verschwiegenes, altes, liebes Tagebuch! Der Schulmeister als Weltverbesserer: ein Schauspiel für Götter! — —

Es gibt zwei Extreme von Eltern. Die einen kommen in die Sprechstunde als Verteidiger, die anderen als Staatsanwälte. Ich muß aber gestehen, daß blinde Liebe mich nie so geärgert hat, wie Lieblosigkeit. Diese Mutter sieht in ihren Jungeu hinein wie in einen Spiegel. Das ist menschlich, begreiflich, verzeihlich. Jene aber kommt in die Sprechstunde, ihn beim Lehrer anzuschwärzen und schließt: „Verhauen Sie ihn nur recht tüchtig!“ Neulich klagte mir eine Mutter, daß ihr Sohn zu Hause stets lüge hinsichtlich der in den Probearbeiten erhaltenen Noten. Ich frage vorsichtig: richtig bekommt der Junge für jede schlechte Arbeit vom Vater eine Tracht Prügel! „Gewöhnen Sie Ihrem Herrn Gemahl das Hauen ab, und Sie werden sehen daß Ihr Junge aufhört zu lügen“ gab ich ihr als Bescheid. Ja das sei doch Elternrecht, die Kinder zu züchtigen, und es heiße sogar in der Bibel „Wer sein Kind lieb hat, züchtigt es“, meinte die Mama. Zum Glück bin ich leidlich bibelfest, und sagte ihr, in den Sprüchen Salomonis stehe: „Wer seinen Sohn lieb hat, der züchtigt ihn bald;“ das heiße: in den allerersten Lebensjahren, ein Verfahren gegen das nicht einmal Ellen Key etwas einzuwenden hätte. Außerdem stehe bei Jeremias: „Züchtige mich Herr, doch mit Maßen“; das heiße: nicht wegen jedes Verstoßes gegen die Verba auf $\mu\iota$. Der klügste aber sei Hesekiel, der da sagt: „Er hat sie oft gezüchtigt, aber was hats geholfen?“ Da war sie schon etwas dasiger geworden, und ich konnte ihr in vollem Ernste sagen, daß Eltern, die ihr Kind wegen einer schlechten Note körperlich züchtigen, überhaupt nicht wert seien ein Kind zu haben. Sofort kam die Antwort: „Wir sind auch gehauen worden wie wir jung waren, und es hat uns nichts geschadet.“ Jetzt wurde ich aber grob: „So, das hat Ihnen nichts geschadet? Ich will gar nicht untersuchen, ob Ihnen das körperlich nichts geschadet hat. Wahrscheinlich. Denn das ganze Nervensystem eines Heranwachsenden wird rebellisch durch eine derartige Brutalität. Sie hätten durch die Alteration geradeso gut ein schweres Nervenleiden als Kind bekommen können. Jedenfalls aber hat es Ihrer seelischen Gesundheit geschadet: denn in dem Augenblicke, da Sie von Ihrem Vater oder Ihrer Mutter gehauen wurden, haben Sie ihn oder sie gehaßt. Sie waren empört. Ihr Verhältnis zu Ihren Eltern ist Ihnen auf Stunden und Tage und Wochen hinaus vergiftet worden durch diese blödsinnige Hauerei. Alles was in einem größeren Kinde weich und bildsam und anständig ist, wird durch körperliche Züchtigung verwüstet! Wenn Sie in das Herz Ihres Sohnes blicken könnten, während Ihr Mann gerade prügelt, würde es Ihnen grausen vor der ohnmächtigen Wut und dem verbissenen Haß in diesem Knabenherzen. Und ich sage Ihnen: Ihr Sohn hat recht in diesem Augenblicke, und ich würde ihn verachten, wenn er anders empfände.“ Da fing sie richtig an zu heulen, und ich hatte meine liebe Not, sie wieder zu beruhigen. —

Drei Fragen stelle ich allen Eltern die neu in die Sprechstunde kommen: Wann geht Ihr Sohn gewöhnlich zu Bette? Wie bringt er seine Sonntagnachmittage zu? In welchem Zimmer arbeitet er? — Ach, was kommt da alles heraus! Wenn wir gemütlich im Lehrerrat beisammen sitzen und über den mangelnden Fleiß des Schülers X. klagen, wer von uns hat denn einen Blick

in das Arbeitszimmer dieses Schülers X. getan? Ich hatte neulich Gelegenheit, die Häuslichkeit der Schüler, notabene, Primaner! kennen zu lernen. Das kam so. Eine Bibliothek muß von Zeit zu Zeit erneuert werden, wie ein Forst; Ueberflüssiges muß hinaus, sonst hat das Neue nicht Platz. Ich stand vor dem Dilemma: entweder ein neues Regal, oder ein paar Dutzend Bücher zum Antiquar! Da ärgerte ich mich über die Schandpreise, die mir mein Antiquar zahlt, und dachte mir: Eigentlich könntest du die Bücher geradeso gut verschenken, dann hättest du wenigstens ein Vergnügen und der andere auch. Da fing ich an auszuwählen: Ein Stoß Belletristika? An den Verein zur Erhaltung des bedrängten Deutschtums in Böhmen, als Beitrag zu seinen Dorfbibliotheken! Bliebe eine Reihe von Doubletten: alte Bädeker von Rom und Paris; alte Auflagen des Trautwein. Die dachte ich meinen Allerärmsten zu, die ihre Reisen einstweilen noch auf dem Papier machen müssen. Eigentlich sind das doch die schönsten. Goethes italienische Reise aus der Meyer'schen Volksbibliothek: ditto. Schopenhauers Aphorismen zur Lebensweisheit, Gobineaus Renaissance, Zarnkes Taschenausgabe des Nibelungenlieds, Brinckmanns „Kasper-Ohm un' ick", Epiktet und Mark Aurel, Eckermann, Hebbels Tagebücher in Auswahl, Eichendorffs Gedichte, das Wunderhorn, Stifter in den alten Heckenast-schen Duodezausgaben, Platonische Dialoge, die Griechische Anthologie — alles doppelt: rasch überall meinen Namen hineingeschrieben, wenn er nicht schon drin stand, und den des Schülers, dem ich das Buch geben wollte. (Gott straf mich: sogar ein schönes neues Lahrer Kommersbuch war dabei — mir ist das alte lieber, weil es so schön zerfetzt ist und die Biernägel so blank gescheuert —: Ich schenkt' es dem Klassenschlingel, den wir beinahe knapp vor Austritt wegen Kneipens dimittiert hätten.) Aber nun kam der Hauptspaß: ich stieg jedem der Herrn Abiturienten auf die Bude — denn sie hatten ihr Reifezeugnis schon erhalten — und überreichte ihm als Andenken an seinen alten Lehrer die *δοσις ολιγη τε φιλη τε.* Ich werd' es nie vergessen. Ich war entschieden verlegener als die jungen Herrn. Aber auch aus einem andern Grunde werd' ich es nie vergessen: welch armselige Zimmerchen hatten manche dieser Schüler! Wenn sie überhaupt den Luxus eines eigenen Studierzimmers ihr eigen nannten! Vater, Mutter, zwei Kinder an einem Tische, bei einer schlecht brennenden Petroleumlampe, weil man das Licht sparen muß. Oder das ganze Zimmer voll Speisengeruch und Rauch, weil die sparsame Mutter im Winter auf dem kleinen Sesselherd kocht, um Torf und Kohlen zu sparen. Oder eine klappernde Nähmaschine: die arme Witwe arbeitet für ein großes Weißwarenhaus bis in die tiefe Nacht hinein. Oder alle kleinen Geschwister im selben Zimmer, schreiend und herumlaufend: dabei soll der Junge seine Logarithmen ausrechnen! Oder wenn er länger aufsitzen will, wird er ins Bett gescholten: für ihn allein läßt man doch das teure Oel nicht brennen! Keine Minute ruhigen Arbeitens! Unsere Schulordnung tut sich freilich leicht, als könnten alle Schüler unter günstigen Bedingungen behaglich und ungestört sich an den Arbeitstisch setzen und anfangen, einen recht schönen, wohldurchdachten Aufsatz zu schreiben. Nehmen wir noch die weiten Schulwege dazu, die die Jungen in der Großstadt oft, ja meistens zurücklegen müssen: geschwind auf die Plattform der Elektrischen, geschwind das Essen hineingeworfen, geschwind die Bücher für Nachmittag herausgesucht: was? schon halbzwei? Nur schnell in die Trambahn, schnell hinauf ins Lehrzimmer:

„Entschuldigen Herr Professor ...“ „Ach was, da gibts gar nichts zu entschuldigen! Da könnte Jeder daherkommen: Eintrag ins Klassenheft wegen Zuspätkommens, das nächstemal Arrest — setzen Sie sich!“ — — —

Es gibt immer noch Gemütsmenschen, die von der Ueberbürdung der Jugend nichts merken. Sie bräuchten bloß, wenn sie von ihrem Bierskat heimwärts pilgern, durch Seitengassen gehen und nachschauen, wo überall noch Licht brennt: sie entdeckten manche Stube im vierten Stock, in der einer ihrer Schüler noch über seinem Buche wacht. Was wird nur unserer Jugend Schlaf unnötig weggestohlen, der kostbare Schlaf! Wozu? Für nichts und wieder nichts! Für einen Pedanten, der seine 500 Jahreszahlen mit Geschichte verwechselt. Oder auswendig geochste Einwohnerzahlen und Quadratmeilen mit Geographie. Oder der Lebensläufe von Dichtern und Inhaltsangaben von Dichtungen auswendig lernen läßt, die der Schüler in seinem Leben nie liest. Oder der Bibelsprüche und Gesangbuchverse mit Gewalt eindrillt. Oder der nicht einmal weiß, daß das Wälzen des Georgeschen Wörterbuches nicht geistbildend, sondern eine im Inferno vergessene Qual ist. Die Jungen sehen käsweiß aus, haben gerötete Lider, fünfzig Prozent sind kurzsichtig — aber es gibt keine Ueberbürdung, das ist lauter — wie heißt doch das schöne Wort aller herz- und gedankenlosen Manchesterleute — lauter Humanitätsdusel! Stellt euch doch einmal an einem recht kalten Januartage vor das Portal, und schaut diese Jungen an in ihren dünnnen dünnen Anzügen, ihren baumwollenen Strümpfen, mit den zu kurzen Aermeln aus denen das kälteblaue Handgelenk hervorschaut, wieviele haben nicht einmal einen Mantel — schlecht genährt, schlecht gekleidet, mangelhaft ausgeschlafen, überbürdet, in fortwährender Angst vor der Probearbeit, die morgen sein wird, oder dem Ausfall des gestrigen Extemporales: fällt euch dann wirklich nichts Schlaueres ein, als Vermehrung der Turn- und Spielstunden, natürlich unter fortwährender Aufsicht des jourhabenden Probekandidaten? Schafft doch endlich einmal den ganzen Aufgabenplunder ab: ihr werdet sehen, daß es auch so geht, sogar weit besser geht als je zuvor! Aber das wäre ja — wie heißt doch das schöne Wort aller herz- und gedankenlosen Manchesterleute? — das wäre ja Humanitätsdusel!

Michaelskirchplatz.

(Carl Busse.)

Langsam. Hans Pfitzner, Op. 19. No. 2.




(p)
glüh-ten wenn mein Arm den deinen zärtlich drückte und ich
dim.
pp
p
lä-chelnd von ver-sag - ten Blü - ten im Vor-beigehn dir die schön - ste
pp
pflückte, war die
Welt so still und hei - lig, Lu - ci-e. Und die
pp



Verantwortlich für den sozialpolitischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den übrigen Inhalt: Paul Nikolaus Coßmann in München.